Die Schule der Frauen

oder

Schriften zur Belehrung und Bildung

des

weiblichen Geschlechts

von

Friedrich Jacobs.

Lehrer-Bibliothek der Saldria Brandenburg a/H.

657

Erster Theil.

Rosaliens Nachlaß 1r Theil.

Leipzig, bei Carl Cnobloch.
1827.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
BERLIN

Rosaliens Nachlaß

nebst

einem Anhange.

Herausgegeben

von

Friedrich Jacobs.

Erster Theil.

Vierte verbesserte Auflage.

Leipzig, bei Carl Cnobloch.
1826.

La morte è fin d'una prigion oscura
agli animi gentili: agli altri è noja
ch'anno posto nel fango ogni lor cura.

Petrarca, Trionfo della Morte.

Dem

theuern Andenken

der

unvergeßlichen Schweſtern,

Amalie und Chriſtiane Seidler,

der Freundin und Gattin,

aus

Dankbarkeit und Liebe

gewidmet.

Die Geschichte der Papiere, welche das Publicum in dieser Sammlung erhält, ist zu verwickelt, um hier erzählt zu werden. Es ist genug, zu sagen, daß sie auf eine unschuldige Weise in die Hände des Herausgebers gekommen, und daß jetzt keine einzige lebende Seele berechtigt ist, ihren Druck zu verbieten. Ihre Aechtheit kann nicht bezweifelt werden, und diese thut sich selbst in kleinen Eigenheiten der Mundart kund, die der Herausgeber, sein Verdienst auf die Auswahl beschränkend, unverändert gelassen hat.

In dieser Auswahl hat er lieber zu karg, als auf eine ermüdende Weise freygebig seyn wollen. Er hat sich daher auf diejenigen Blätter beschränkt, welche Rosalie in den letzten Monaten ihres Lebens geschrieben, und alles Frühere zurück gelassen. Auch war dieses in der That weit weniger reif. Ein schönes Gemüth spricht zwar aus Allem, was sie

schrieb; aber die ganze volle Blüthe ging doch erst in ihrer Verlassenheit auf. In der Gluth der Krankheit, die sie der Erde entriß, reifte ihr Geist mit überraschender Schnelligkeit.

Uebrigens wird sich hoffentlich die Bekanntmachung dieser Blätter von selbst rechtfertigen. In einer Zeit, wo die Begierde nach Genuß wie ein übergetretener Strom die Jugend wie das Alter verheert, wo oft edle Gemüther in der frühen Gewöhnung an gehaltlose Zerstreuungen untergehn, dürfen die einzelnen Erscheinungen einer frommen und ernsten Jugend, welche tröstend und wohlthätig in das Leben hereinleuchten, nicht verheimlicht werden. Eine frohe und begeisterte Liebe für das Gute kann nicht das Werk der Lehre, sondern nur der lebendigen Mittheilung seyn; und es ist alles daran gelegen, daß diese Mittheilung von Herzen zu Herzen gehe, und die Lehre entweder überflüssig mache, oder doch unterstütze und beseele. Das in der neuern Erziehungskunst so sehr beliebte Beyspiel, als blo-

ßer Träger der Lehre, hat in sittlicher Rücksicht ein sehr beschränktes Verdienst; und um nur das gemeinste Leben mit dem genügenden Vorrathe von Lehre auszustatten, dürfte der Beyspiele kein Ende seyn; während ein einziges begeisterndes Muster hinreicht, ein ganzes Leben zu befruchten, und ihm die lebendigen Quellen des Guten zu öffnen.

Einige zwar, welche den Menschen, weil er Erde ist, und wieder zur Erde werden wird, an den Staub ketten, und alle sein Thun auf die Befriedigung seiner irdischen Wünsche beschränken, werden die Sehnsucht nach Gott, und dem Reiche Gottes, die sich in diesen Blättern auf jeder Seite ausspricht, wie eine Krankheit bemitleiden, die man heilen, nicht aber nähren und fortpflanzen müsse, weil mit ihr das Leben nicht bestehen könne. Und doch gedeiht im Leben selbst nichts Großes und Treffliches ohne die Verachtung des Lebens. Wie aber kann der das Leben verachten, der nichts Höheres kennt, als das, wozu das irdische Daseyn die erste und

unerlaßlichſte Bedingung iſt? Indeß wird doch auch Erfüllung von Pflichten verlangt, und die Tugend, als die Mutter der Pflicht, gelobt. Nun muß aber durchaus Jeder, der mehr als einen Schein der Pflicht und ein Trugbild der Tugend begehrt, ſein Haupt in den Himmel erheben, während ſeine Füße auf der Erde wandeln. Göttliches Handeln, ohne Gott im Herzen und in den Augen, iſt Unſinn. Die Furcht Gottes iſt der Anfang der Weisheit; die Liebe Gottes ihre Vollendung.

Der Anhang, den wir Roſaliens Nachlaß zugeſellt haben, ſchien wegen der gleichen Richtung eine paſſende Zugabe. Auch hier ſpricht ein frommes, aber durch mannichfaltigere Verhältniſſe geprüftes und geläutertes Gemüth. Die Geſinnungen ſind dieſelben; aber alles iſt reifer, und, wie es dem Alter ziemt, ſtiller und ruhiger.

Gotha im October 1824.

Der Herausgeber.

Inhalt

der Schule der Frauen.

Erster und zweyter Theil: Rosaliens Nachlaß.
Denkwürdigkeiten der Gräfin Katharina von Sendoval.

Dritter Theil: Erinnerungen aus dem Leben der [illegible]sterin von Mainau.

Vierter Theil: Amande.
Sophiens Papiere.

Fünfter Theil: Odo's zerstreute Blätter.
Der Namenstag. Eine Novelle.

Sechster Theil: Renate an ihre Tochter; Mitgabe und Wiegengeschenk.
Trug der Liebe.

Siebenter Theil: Die beyden Marien.

Vorwort.

Ich bin immer der Meinung gewesen, daß die Erziehung des Menschen darin besteht, den Strom des Lebens in sichere Ufer einzulassen, um die leichte Barke, die ihn trägt, durch Nebel und Sturm, über Untiefen und Klippen bis dahin zu führen, wo er sich mit dem unbegrenzten Meere der Ewigkeit mischt. Diese Ufer werden auf der einen Seite durch die Erweckung und Entwickelung des sittlichen Sinnes gebaut, welcher gleichsam als ein höherer Instinct in der Brust eines jeden Menschen schlummert; auf der andern durch die stätige Gewöhnung an Ordnung und Zucht. Zu jener Entwickelung aber reicht die Mittheilung weiser Lehre nicht hin. Die Lehre mag das Aug seyn, das dem Fuße die Richtung gibt; die Leuchte, die

ihn gegen Verirrung schützt; der Stern, welcher das Bethlehm des Heils und der Rettung bezeichnet; aber zum Fortschreiten selbst verleiht sie weder die Kraft noch den dauernden Muth. Wer begegnet nicht überall Menschen, deren Kopf wie ein Schatzhaus weiser Lehren über einem von armseligen Neigungen und schlechten Begierden zerrütteten Herzen steht? bey denen der Compaß des Kopfes nach dem Aufgang hinzeigt, und das Herz nach dem dunkeln Niedergang? die früh die Hallen Athens mit Xenokrates und Zeno durchmessen; am Mittag mit Lukullus und Apicius zu Tisch sitzen; und sich um Mitternacht von Pietro Aretino zu ihrem Lager geleiten lassen? Der köstlichste Spruch tiefsinniger Weisheit ist an sich wie der Diamant in der Tiefe der Erde ohne Licht; wenn er aber auch, wie die schreckende Lehre in Belsazers Pallaste leuchtend aufstrahlt, so kömmt es doch darauf an, ob in dem berauschten Getümmel

irgend einer die schreibende Hand bemerkt, oder das umflorte Aug sie zu lesen vermag. Es ging, sagt das Evangelium, ein Sämann aus um zu säen. Das Korn, das seine Hände streuten, war gut; aber Einiges fiel auf einen steinigten Boden und ging nicht auf; Anderes ward von den Dornen erstickt; Vieles fraßen gierige Vögel auf. Was aber auf ein wohl bereitetes Land fiel, trug hundertfältige Frucht. Der Acker ist des Menschen Herz; die Lehre ist das Saamenkorn; nur in einer von Zucht und Gewöhnung bereiteten Brust geht das Saamenkorn der Lehre herrlich auf, und trägt Früchte des Guten für die Zeit und die Ewigkeit.

Nichts fürwahr ist räthselhafter und geheimnißvoller als das Wesen und die Wirkung der Wahrheit. Alle Menschen tragen im Allgemeinen ein sehnsuchtsvolles Verlangen nach ihr zur Schau; und wir haben keine Ursache an der Aufrichtigkeit

ihres Verlangens zu zweifeln; denn das edlere Wesen des Menschen empfängt nur aus den Quellen der Wahrheit Nahrung, so daß, wenn ihm diese versiegen, er der Hölle anheim fällt. Es ist aber doch ganz gewiß, daß die Sehnsucht nach ihr dann am lautesten und geschäftigsten ist, wenn sie noch in der unermeßlichen Tiefe ihres Brunnens in verborgener Grotte wohnt; während daß, wenn sie an seltnen Weihnachtstagen in unverhülltem Glanze heraustritt, sich sogleich der Zweifel an ihre Ferse hängt, ihr unschuldiges Angesicht für eine trügerische Larve, und den Zauber ihres Wesens für das Blendwerk einer Alcina oder Armida erklärt. Da geschieht es denn nun wohl, daß die, welche eben erst Gut und Blut, Leib und Leben an ihre Befreyung zu setzen bereit waren, ihr scheu den Rücken wenden, oder sie, als eine Feindin der unbekannten Gottheit, und ein Unheil stiftendes Ungethüm mit Steinen

und Bannflüchen in ihre geheimnißvolle Tiefe zurücktreiben. Darum wohl waren die Alten der Meinung, daß sterbliche Augen das Anschaun der unverschleyerten Wahrheit nicht ertrügen, und ihren Anblick entweder, wie die Propheten, mit ihrer Sehkraft, oder, wie der Jüngling in Saïs, mit ihrem Frohsinn büßten. Geschickte Bogenschützen senden ihre Pfeile nicht geradenwegs auf das Ziel, sondern in die blaue Luft, von wannen sie dann mit verstärkter Kraft auf dasselbe niederfallen; und derjenige, welcher sich zuerst der Fabel und Allegorie bediente, hatte ohne Zweifel gefühlt, daß diejenige Lehre ihren Zweck am Besten erreiche, die am wenigsten zu lehren scheinen will; ohngefähr wie ein berühmter Virtuos der Gastronomie behauptete, daß dasjenige Fleisch, welches kein Fleisch, und derjenige Fisch, welcher kein Fisch sey, dem Gaumen am meisten zusage. Ein römischer Dichter, welcher selbst die Kunst ver-

ſtand, die Weisheit der Schule, ihres Ernſtes entkleidet, in die Welt einzuführen, rühmt den Sänger des trojaniſchen Krieges, daß er die Wahrheit beſſer und anſchaulicher lehre, als die hochberühmten Doctoren der athenienſiſchen Halle; und als die chriſtliche Poeſie der romantiſchen Dichter den Helikon betrat, ſtrebte ſie vor allen Dingen, obſchon auf verſchiedenen Wegen, dem homeriſchen Beyſpiele nach. Die chriſtliche Lehre ſelbſt hat durch Parabeln, Gleichniſſe und Legenden die meiſten Herzen gewonnen; und mancher hat jetzt ſeinen Katechismus mit ſammt der Katechismus-Uebung und ihrer unverſtandenen Dogmatik längſt vergeſſen, der doch das Gleichniß von dem barmherzigen Samariter, den zehn Jungfraun und dem armen Manne in Abrahams Schooße im Herzen bewahrt hat, und ſich immer von neuem daran erbaut. Die Lehre iſt dem Arme an der Landſtraße gleich, der nach dem Ziele weißt,

aber nur am Tage nützt, und selbst nicht mitgeht; das Beyspiel aber gleicht eben so dem leitenden Gestirn bey Nacht, als dem Segel, das von fördernden Lüften geschwellt, die Fahrt über die Abgründe des Meeres beflügelt. Zwar hat ein alter Schriftsteller gesagt, eine der Quellen unsrer Uebel sey, daß wir nach fremden Beyspielen leben; und wir können ihm nicht Unrecht geben; denn auch das Böse hat die Kraft sich fortzuerzeugen, von der wir wünschen möchten, daß sie nur dem Guten verliehen wäre. Hier aber ist sie doch mächtiger, und ihre Gewalt bewährt sich um desto herrlicher und siegreicher, je stiller sie wirkt, um das Unkraut auszurotten, das der Feind unter den Waizen sät. Die guten Werke, die, wie die Schrift sagt, dem Gerechten im Tode folgen, um für ihn zu zeugen, bleiben doch nichts desto weniger auch hienieden hinter ihm zurück, und indem sie in dem Gedächtnisse der Zurückge-

bliebenen fortleben, führen sie, wie freundliche Genien, den Höhen zu, auf denen der Friede Gottes thront. Der Glanz, der das Bild Achills umstrahlte, trieb den Sohn des macedonischen Phillippus über das Meer, und hob ihn zu dem höchsten Throne der Erde empor; und hinwiederum sind aus den Drachenzähnen des Beyspiels dieses Helden die Thaten von mehr als Einem Eroberer aufgeschossen. Nicht minder aber wächst aus dem Beyspiele frommer und edler Menschen die erfreulichere Saat stiller Tugenden auf, indem es, wie ein warmer Frühlingsregen, in die Tiefen des Gemüthes dringt, und in seinem geheimnißvollen Schooße den Keim des Guten belebt. Nicht soll hier die Rede seyn von jener zweifelhaften Wirksamkeit des Beyspiels, um derentwillen die politische Geschichte als eine praktische Klugheitslehre empfohlen wird; oder von jener erschlaffenden, mit der eine gewisse Erziehungskunst statt der Tugend

den Eigennutz und die Selbstsucht pflegte; sondern allein von dem, welches die tiefliegenden Quellen der Sittlichkeit aufschließt, und das innere Auge von der Erde zu Gott erhebt. Die Wurzeln der Sittlichkeit liegen in dem geheimnißvollen Schooße des Glaubens an Gott; der Glaube an Gott aber ruht in dem Gemüthe; und was das Gemüth reinigt und stärkt, das stärkt und kräftigt auch den Glauben und die Tugend, die aus dem Glauben erwächst. Dieß ist das nie verlöschende Gestirn, das auch in Sturm und Ungewitter scheint, und gegen den Untergang schützt; es ist der untrügliche Compaß, der durch die Klippen und Syrten leitet, die sich rechts und links auf dem Meere der Selbstsucht aufthürmen; daher jede Erziehung, die nicht jene Wurzeln nährt, was sie auch sonst leisten mag, eine eitle Tanzmeisterpraxis ist, die vielleicht Bewunderung erregt, aber der Kraft nichts zusetzt, und den Menschen da, wo er eben

seine Füße am nöthigsten braucht, ohne Hülfe läßt.

Als ich mich durch die Beschäftigung mit meinen Kindern zuerst veranlaßt sah für die Jugend zu schreiben, nahmen in der Erziehungskunst die Grundsätze der zur Klugheit abrichtenden, weniger sittlichen, als legalen Erziehung noch einen allzubreiten Raum ein; doch fingen sie schon damals an ihren Boden allmählig zu verlieren und einer bessern Lehre nachzugeben. Da ich überzeugt war, daß von einem ungesunden Baume keine guten Früchte kommen, und keine Feigen auf Dornen wachsen; so folgte ich den Grundsätzen, die ich für die richtigern erkannte, und bemühte mich, so viel an mir lag, der religiössittlichen Erziehung, nach der sich die Sehnsucht regte, zu ihrem Rechte zu helfen. Mein Verdienst dabey war gering; das Verlangen des bessern Publicums kam mir entgegen; ich brauchte

nur der Richtung zu folgen, die dieſes zu nehmen begann; daher ich auch nicht zweifle, daß ich dem Zuſammentreffen dieſer Richtung mit meinen Anſichten und Beſtrebungen die günſtige Aufnahme verdanke, deren ſich mein Alwin und Theodor, mit dem ich dieſe Laufbahn zuerſt betrat, und dann ähnliche, in dieſer Gattung von mir herausgegebene Schriften erfreut haben. Alle ſind auf dieſelben Grundſätze gebaut, und von den nehmlichen Anſichten ausgegangen: das frohe Gedeihen der ſittlichen Kräfte zu fördern, indem man die zarten Gemüther der Jugend durch Gottesfurcht umſchirmt; und indem man die Einbildungskraft auf eine ſittliche Weiſe bewegt, die Liebe des Guten zu entzünden und zu befeſtigen.

Nachdem ich dieſen Weg einmal betreten hatte, bin ich durch meine Verhältniſſe länger darauf erhalten worden, als urſprünglich meine Abſicht war. Seit einer Reihe von Jahren des Genuſſes der Geſell-

schaft, der mir früher ein dringendes Bedürfniß war, beraubt, hab' ich mich genöthigt gesehn, jenen Mangel durch Wechsel der Beschäftigungen zu ersetzen, und die Einförmigkeit meines äußern Lebens durch Erhöhung und Vermehrung der innern Thätigkeit gut zu machen. Diese Bemühung ist nicht ohne Erfolg geblieben. Indem ich mich theils solchen Arbeiten widmete, die zugleich durch meine Neigungen und meinen amtlichen Beruf gefordert wurden, theils auf dem Gebiete der Einbildungskraft Erholung suchte, ist es mir bis jetzt gelungen, bey einem vorgerückten Alter den heitern Sinn zu erhalten, der, mit Gesundheit des Leibes vereint, ohne Zweifel das erfreulichste Geschenk des Lebens ist. Die Einsamkeit ist mir nicht zur Last; die Zeit scheint mir eher zu kurz als zu lang, und in der Abgeschlossenheit von dem beredten und tönenden Leben der Welt, ist doch mein inneres Ohr den Stimmen der Vorzeit ge-

öffnet, und erfreut sich jener geistigen Harmonie, die das Gemüth beruhigt und erquickt. Das höhere Alter wird immer mehr zu der Kindheit hingezogen; es umgibt sich gern mit dem heranwachsenden Geschlechte; und diese Vorliebe macht es gleichsam zum Janus, der in die eigene Kindheit — das Paradies und goldene Weltalter des Menschen — und auch in die Zukunft blickt, von der er Alles erwartet und hofft, was er der Gegenwart abspricht. Da nun ausserdem auch das Alter dem milden Umgange der Töchter sich lieber als den Söhnen hingibt; so ist es gleichsam von selbst gekommen, daß, wenn ich der Erheiterung bedurfte, ich am liebsten für Frauen und Kinder schrieb. Der vorherrschenden Neigung aber gesellte sich auch die Ueberzeugung zu, daß das, was jenen heilsam wäre, auch diesen zu Statten käme, da es ja doch keine bessere Erziehung gibt, als die der Mütter, in deren Brust eben sowohl für das physi-

sche als für das geistige Leben ihrer Kinder unversiegbare Quellen der Erquickung und Liebe strömen. An gutem Willen, ihre Kinder nach der rechten Weise zu erziehen, fehlt es wohl keiner Mutter; aber viele wissen nicht diese Weise zu finden, weil sie sich selbst nicht genug erzogen haben. Denn das, was zu einer guten Erziehung vor allen Dingen gefordert wird, ist nicht die Kenntniß besondrer Methoden, oder ein mannichfaltiges Wissen, sondern eigne Tugend des Erziehenden, Tüchtigkeit des sittlichen Wesens und Klarheit der Einsicht in den nächsten Verhältnissen. Der erste und fast einzige Rath, den man einer Mutter über das Erziehungswesen zu geben hat, besteht in der Lehre: Sey Du nur selbst das, was Du willst, daß Deine Tochter werde, und verlange nichts von ihr, was Du nicht mit noch größerer Strenge von Dir selbst forderst. Bewahre Deine Kinder vor dem Einflusse schlechter Beyspiele, indem Du ihnen

ſelbſt das beſte gibſt, und Du kannſt mit der größten Wahrſcheinlichkeit darauf rechnen, daß die wunderbare Sympathie, durch die ſich nicht bloß die Stimmung der Saiten, ſondern auch der Gemüther mittheilt, Dir viele Mühe des Lehrens und Ermahnens erſparen wird. Wie auch der Einfältigſte dennoch da, wo es ſeinem Vortheile gilt, die Schwächen Andrer durchſchaut; ſo haben auch die Kinder, trotz der Liebe, die ſie an ihre Eltern knüpft, einen ſcharfen Blick für ihre Irrthümer und Mängel, und die Widerſprüche, in die ſie mit ſich verfallen, entgehen ihnen nicht. Was mögen Ermahnungen wirken, denen die That widerſpricht? oder wie mag ſich eine Mutter wundern, wenn ihre Tochter, trotz aller mütterlichen Lehre, doch das Unrechte thut, was die Mutter eben auch thut? oder trägt ſich nicht auch in dem Frauengemache nur allzuoft mit geringer Veränderung daſſelbe zu, was Lichtenberg von einem Va-

ter erzählt, der von seinem Sohne sagte: Es ist ein verruchter Junge! Er macht es wie ich. Aber ich will ihn auch züchtigen, daß er an mich denken soll. —

In allen den Schriften, die jetzt hier unter einem gemeinschaftlichen Titel, und, die beiden Marien ausgenommen, in neuen, vielfach veränderten Auflagen erscheinen, bin ich den angezeigten Ansichten gefolgt, indem ich mich bemühte, mit allen Mitteln, die mir zu Gebote standen, auf Reinigung und Veredlung des weiblichen Gemüthes zu wirken. Die erste, der Zeit nach, ist Rosaliens Nachlaß. Dieses Buch ist in einer trüben Zeit, fast an dem Sterbebette einer geliebten Frau, und unter mannichfaltigen Bekümmernissen geschrieben, daher denn auch ein großer Theil desselben die Farbe der Trauer trägt, die damals das Gemüth des Verfassers durchdrungen hatte. Dennoch hat dieses Buch vielleicht

mehr als eine andere meiner Schriften dem vorgesetzten Zwecke entsprochen, und mir die Neigung Vieler zugewendet, die seiner auch jetzt noch, funfzehn Jahre nach der ersten Erscheinung, mit einer mir erfreulichen Vorliebe Erwähnung thun. Ich bin wohl bisweilen gefragt worden, warum Rosalie der katholischen Kirche angehöre, und ob nicht auch bey der protestantischen Lehre ein edles weibliches Gemüth mit gleicher Innigkeit von Religion durchdrungen seyn könne? hieran hab' ich nie gezweifelt; ja, ich würde es für Verrath an dem Glauben halten, den ich bekenne, wenn ich je die Absicht gehegt hätte, einen solchen Zweifel entstehen zu lassen. Vielmehr war das, was mich zu dieser Wahl bestimmte — die äußerlich schon durch die Wahl des Ortes gegeben war, an dem sich ein Theil der Begebenheiten zuträgt — der Wunsch, an dem Beyspiele eines wahrhaft frommen und reinen Herzens zu zeigen,

UNIVERSITÄTS BERLIN

daß der Sinn und Geist des Christenthums auch eine harte und beschränkte Form mit freyer Liebe durchdringen könne; wie denn auch jene Fragenden selbst eingestehen mußten, daß die Form des Glaubens, dem Rosalie zugethan ist, der Klarheit ihrer Ansichten keinen Eintrag gethan hat. Nicht ohne Absicht ist diesem Buche das Leben der Gräfin Katharina von Sendoval beygefügt worden. Wenn sich in Rosaliens Leben das Heilsame und Herrliche, was dem Christenthum in jeder seiner Erscheinungen beywohnt, unter der Obhut frommer Eltern leicht entwickelt und schöne Blüthen erzeugt, so muß Katharina von Sendoval, die einer solchen Obhut und Leitung entbehrt hat, durch mannichfaltige, zum Theil schmerzliche Prüfungen, eben so wohl aus den Syrten eines trostlosen Unglaubens, als aus den Fesseln eines geisttödtenden Formenwesens, welches beydes dem Katholizismus vielleicht mehr als einer andern Glaubens-

form zur Seite liegt, zu der Klarheit einer wahrhaft christlichen Gesinnung gerettet werden.

Die Erinnerungen aus dem Leben der Pfarrin von Mainau nehmen die nächste Stelle ein. Die drey Bücher, aus denen sie bestehn, waren anfänglich durch mehrere Theile des Frauenspiegels zerstreut; jetzt sind sie zu einem Ganzen vereinigt. Ueber die Absicht dieses Buches hab' ich wenig zu sagen. Es fällt von selbst in die Augen, daß es das Glück darstellen soll, das bey dem einfachsten und beschränktesten Leben aus einer treuen und frommen Erfüllung der Pflicht quillt. Mannichfaltige Verhältnisse sind in dieser Absicht dargestellt; den meisten Raum aber nimmt das stille Leben in einem wohlgeordneten Pfarrhause ein, in dessen Bewohner das Bild eines wahrhaft christlichen Hirten gegeben ist, von dem sich der Segen

über eine ganze Gemeinde verbreitet, nicht durch die Klarheit der Lehre allein, die er ihr verkündigt, sondern auch durch sein und der Seinigen Beyspiel. *) Ein solcher Segen kann in seiner ganzen Fülle nur aus dem Schooße eines protestantischen Pfarrhauses ausgehn, wo der hohe und heilige Beruf des treuen Hirten, wenn er durch Tugend, Frömmigkeit und Liebe zu seinem Amte geweiht ist, ein mystisches Band an den Himmel knüpft, das eheliche Verhältniß aber ihn mit Allem vereint, was die menschliche Gesellschaft Schönes und Erfreuliches hat; so daß schon diese Eine Wohlthat hinreicht, die Reinigung der Kirche durch die Reformation gegen alle Anklagen ihrer Gegner zu schützen.

Aus dem, was zuerst unter dem Titel:

---

*) Die Fevrabende in Mainau, die im Jahr 1820 und 1821 in einem andern Verlage erschienen sind, können als Fortsetzung und weitere Ausführung jenes Bildes betrachtet werden.

Auswahl aus den Papieren eines Unbekannten erschienen ist, haben wir jetzt Alles was Amanden betrifft, zusammengeordnet, und diesem die Papiere ihres Mannes als Anhang beygefügt. Von den letztern ist Einiges, was uns dem Zwecke des Ganzen nicht angemessen genug schien, zurückgenommen. Mehreres andere hingegen neu hinzugethan worden. Die glückliche Beschränktheit des ländlichen Lebens tritt in diesen beyden Abschnitten in den Hintergrund zurück; ein weiterer Schauplatz öffnet sich, wo fromme Gesinnungen, Unschuld und zarte Liebe den stillen Genuß eines friedlichen Glückes nicht mehr sichern. Aber indem Alles im Schiffbruch verloren geht, flammt der Stern der Liebe fort, und deutet auf das Land der Hoffnung und des Wiedersehns. Mit stiller Sehnsucht folgt der Trauernde diesem Lichte, das die Nacht des Grabes erleuchtet, und der Engel des Todtes heilt sein wundes

und gebrochenes Herz, indem er es zu den Gefilden trägt, wo an nie getrübtem Himmel kein anderes Licht als das Morgenroth der Liebe strahlt.

Die Mitgabe, jetzt um die Hälfte vermehrt, kann, als mütterlicher Rath und Warnung, für eine selbstständige Schrift gelten, ob sie schon keineswegs Anspruch auf eine vollständige Behandlung der mannichfaltigen Gegenstände des ehelichen und mütterlichen Verhältnisses macht. Ihr folgt ein kleiner Roman, welcher eigentlich nur der Ausschnitt eines Romans ist, vormals Liebe am Hofe betitelt, jetzt mit dem weniger anstößigen Titel: Trug der Liebe bezeichnet. Es ist mir nicht unbekannt, daß diese Darstellung einer äußerlich hoch gebildeten, im Innern durch und durch verderbten Welt bey ihrer ersten Erscheinung mancher Leserin anstößig gewesen ist. Nun wäre allerdings höchst erwünscht, wenn, wie bisweilen behauptet

worden, diese Art sittlicher Monstrositäten, diese Plagegeister einer durch und durch versteinerten Eitelkeit und Selbstsucht, von der Bühne des Lebens verschwunden wären; dann aber möchte ihre Schilderung dem bessern Geschlechte als ein Wahrzeichen der untergegangenen Zeit dienen; schreckend vielleicht und verletzend, lehrend und warnend; den Gutgesinnten unglaublich; aber nicht unwahr. Ich weiß nur allzuwohl, daß es eine solche Welt und solche Wesen in ihr gegeben hat, und daß sie — wenn sie in der That untergegangen seyn sollte — von neuem wiederum aus dem Schooße des Reichthums, der Langenweile, des Müßiggangs und der Eitelkeit geboren werden kann, wenn Schönheit, Anmuth und Geist erst zum Zeitvertreib, dann aus Bedürfniß dem Sirenengesange einer tückischen Liebe folgt. In jedem Falle ist auch die Darstellung des Lasters belehrend, wenn es sich mit den Farben der Liebens-

Rosalie von Alban an Antonien von Lindau.

Meine geliebte Antonie.

Tausend, tausend herzlichen Dank für Deinen lang erwarteten, zärtlichen Brief. Ich habe ihn gelesen und wieder gelesen; denn immer glaubte ich, als ich die lieben, theuern Worte las, Dich selbst zu hören. Den ganzen Tag hast Du lebendig vor meinen Augen gestanden, und ich habe oft meine Arme nach Dir ausgestreckt und unzählige Thränen vergossen; aber diese Thränen thaten meinem Herzen wohl, und galten mehr der Freude über den Besitz Deiner Liebe, als dem Schmerze über das Entbehren Deiner Gegenwart. Doch will ich Dir nicht verhehlen, daß auch dieser Schmerz in dem Hintergrunde meines Herzens lag; wie denn

alles mein Denken an Dich ein wunderbares, gemischtes Gefühl erzeugt, das ich nicht recht zu erklären, und noch weniger zu beschreiben weiß. Nur so viel weiß ich, daß Du mir immer unentbehrlicher scheinst, je länger ich Dich, Du Theure, entbehren muß; daß ich dann nicht umhin kann, bitterlich zu weinen aus Sehnsucht nach Dir; und daß ich doch dabey etwas unendlich süßes und wohlthuendes fühle, und eine erhebende und begeisternde Freude, die von meiner Freude an andern Dingen unendlich verschieden ist. So brachte ich denn auch den gestrigen Tag mehr träumend als wachend hin; immer nur an Dich denkend, oder, wenn ich allein war, Deinen Brief überlesend; denn mittheilen konnte ich ihn niemanden, auch mit niemanden sprechen von Dir. Darum verschloß ich alles in mich, und genoß im Stillen desto inniger. Und als der Abend kam, und der Schlaf meine Augen schloß, da kamst Du mir wie-

der so freundlich entgegen, und wir waren in München zusammen, wie sonst, und gingen, wie sonst, von unsrer guten Constant nach Hause; und dann standen wir mit einemmal auf dem schönen Wiesenplatz des englischen Gartens, wo wir so oft gewesen sind, an dem Ufer der Isar, die mit ihrem grünen Wasser still an unsern Füßen vorüberzog, und im Vorüberziehn öfters unsre Bilder mischte. Dieses Spiel des flüssigen Spiegels schien uns ergötzlich. Wir umschlangen uns enger, und drückten unsre Wangen fester an einander, und sahen so nieder in den Fluß, und freuten uns, wenn unsre Gestalten immer mehr zu einem Bilde verschmolzen. Mit einemmal brauste es in der Tiefe des Wassers; der Fluß stürzte sich ungestümer fort; die Bilder verschwanden in den Wirbeln: Du wardst losgerissen von mir, und ich sah Dich mit ausgebreiteten Armen und flatternden Haaren schwimmen, immer schneller dem Wasserfalle zu

zwiſchen den Mühlen. Mit unausſprechlicher Angſt ſah ich dem Augenblicke entgegen, wo Du hinabgleiten würdeſt in die ſchäumenden, an Felsſtücken wühlenden Wellen. Ich ſchrie um Hülfe, indem ich Dir troſtlos am Ufer folgte, und die Heftigkeit der Bewegung, die ich gemacht haben mochte, weckte mich auf. Auch wachend ſah ich den Traum, und zitterte noch lang über die Möglichkeit einer ſolchen Gefahr.

Das Andenken meiner ehemaligen Mitſchülerinnen, und die freundlichen Grüße der guten Madam Conſtant haben mich innig gerührt. Ich denke ſehr oft an dieſe treffliche Frau, die uns ſo mütterlich behandelte, und, wenn wir fehlten, mit ſo vieler Langmuth zurecht wies. Umarme ſie, gute Antonie, in meinem Namen, und danke ihr recht zärtlich für ihr liebevolles Andenken, ſo wie für alles mir ehemals erwieſene Gute. Vielleicht hab' ich dieß nicht immer dankbar genug erkannt; aber ich erkenne es täglich

mehr, und bitte Gott, mir die Freude zu gönnen, dieſer zweyten Mutter noch einmal in meinem Leben die Hände zu küſſen, und ihr recht aus dem Innerſten meines Herzens zu danken. Auch meine ehemaligen Mitſchülerinnen grüße herzlich von mir; vornemlich Thereſen von Sandizell, Emilien von Gori und Anna von Mederer. Die kleine, gute Anaſtaſie, die immer nur mir aufſagen wollte, küſſe von mir, und ſage ihr, daß ihr Roſalie dieſen Kuß weit herſchicke, weil ſie ſo brav ſey. Ach ihr guten, lieben, fröhlichen Geſpielinnen! wie gern denk' ich an Euch! wie nah ſeyd Ihr mir auch jetzt in der Ferne noch!

Ohne Zweifel iſt es meine Sehnſucht nach Dir, gute Antonie, und die Erinnerung an die goldenen Tage unſrer Freundſchaft, was allen Gegenſtänden um Dich her ein ſo hohes Intereſſe leiht. So hat mich Clementinens Tod, den Du beyläufig erwähnſt, faſt mehr beſchäftigt, als die meiſten Ereigniſſe

meiner Nähe; und doch hab' ich sie fast gar nicht gekannt und nur zweymal bey Frau von Eisler gesehn. Ich bitte Dich, schreibe mir etwas ausführlicher von ihr, über ihre Krankheit, über die Art ihres Todes und wo sie begraben liegt. Ich weiß selbst nicht recht, warum ich das alles zu wissen wünsche; aber ich wünsche es, und ich darf schon hoffen, daß Du meine Bitte nicht unerfüllt lassen wirst.

Mein Brief ist schon so lang geworden, daß ich Dir nichts weiter schreiben kann, als was Du schon weißt, und ich Dir doch immer von neuem sagen möchte, wie sehr ich Dich liebe. Eben läßt mich die Tante zu sich entbieten. Da darf ich nicht zaudern. Also kein Wort weiter. Lebe wohl und liebe, wie bisher, Deine

Rosalie.

Rosalie an ihre Mutter.

Ohne Zweifel, meine theuerste Mutter, wirst Du mein scheinbares Stillschweigen nun selbst entschuldigt haben. Deine Rosalie hat diesesmal ihre Pflicht nicht vergessen, wie Du glaubst. Ach es ist ihr eine so süsse Pflicht, an Dich zu schreiben! und es würde ihr schwerer werden, ihr zu entsagen, als sie zu erfüllen. Ich habe, wie Du nun gesehen haben wirst, jede Woche geschrieben, und den Brief jedesmal der Tante gegeben, die auch schreiben wollte; aber es kamen ihr immer so viele Hindernisse in den Weg, daß sie mehrere Posttage versäumen mußte. Die Unruhe, in der Du deshalb geschwebt hast, geliebte Mutter, thut mir sehr weh; auch daß Du mit Unzufriedenheit an mich denken mußtest. Denn obgleich schuldlos, mußte ich Dir doch, bis zur Ankunft meiner Briefe, schuldvoll scheinen. Vielleicht

erlaubt mir die Tante künftig, meine Briefe selbst auf die Post zu schicken; und da soll gewiß keine Woche vergehen, ohne daß wenigstens einige Zeilen von mir Dir mein kindliches Andenken melden.

Aber da spreche ich ja, als wenn ich die Zeit Deiner Rückkehr noch weit entfernt dächte! Du sagst in Deinem letzten Briefe nichts darüber, und dieses Uebergehn einer für mich so wichtigen Sache beunruhigt mich sehr. Als Du mich verließest, glaubtest Du das Geschäft, das Dich von uns rief, in einigen Wochen vollenden zu können; nun sind schon mehrere Monate verflossen, und noch ist Deine Abreise nicht festgesetzt. Nie in meinem Leben war ich so lange von Dir getrennt, geliebte Mutter; ich kann mich an diese Trennung nicht gewöhnen; ja, je länger sie dauert, desto peinlicher kömmt sie mir vor. Jeden Tag hab' ich Dir tausenderley zu sagen, und jedesmal muß ich mich erinnern, daß meine Worte nicht zu den

Ohren der gütigsten Mutter gelangen können. Dann bin ich bisweilen recht traurig, zumal des Abends; so daß die Tante oft schmählt, wenn ich lange schweige, oder, in mich versunken, zerstreut scheine. Es ist vielleicht auch nicht recht; aber da Dich, theuerste Mutter, meine Augen nicht finden können, so suchen Dich meine Gedanken auf — und sind sie einmal dieses Weges gegangen, so ist es nicht so leicht, sie zurückzurufen.

Die Witterung ist seit einigen Tagen schrecklich. Man kann das Zimmer nicht verlassen und die ganze Welt leidet an Schnupfen und Katarrh. Die Tante hat daher einige Abende ohne ihre gewöhnliche Partie seyn müssen. Um die Zeit hinzubringen, hat sie mir französische Memoiren zum Vorlesen gegeben, aus denen ich sehe, daß die Sitten der Höfe — der ausländischen wenigstens — ganz verschieden von den unsrigen sind. Die Tante findet an dieser Lek-

türe großes Vergnügen, und empfiehlt mir die Weltkenntniß, die ich daraus schöpfen könne. Ich will gern ihren Worten glauben; ob ich schon den Nutzen dieser Kenntniß für mich nicht recht begreifen kann. Jene Welt ist auf keine Weise die meinige, und die Menschen darin flößen mir mehr Abneigung als Theilnahme ein. Wie sollt' ich ihnen nachahmen können?

Meine Arbeiten setze ich fort, wie bisher. Ich übe mich regelmäßig in Allem, was mich Deine Güte hat lernen lassen; am angenehmsten aber beschäftigt mich mein Flügel und meine Guitarre. Zwar die letzte ruht seit einigen Tagen, da mir der Arzt, wegen Spannungen auf der Brust — vermuthlich auch eine Folge der übeln Witterung — zu singen verboten hat. Desto fleißiger sitze ich am Flügel, und oft, wenn Alles zu Bette ist, phantasire ich mich über den Schlaf hinweg, und sende meine Gedanken auf den Schwingen der Töne zu der

beſten Mutter, die dann auch vielleicht liebend an ihre Tochter denkt. Mit dieſem Gedanken gehe ich froher meinem Lager zu, und bete inniger zu Gott, mir dieſe geliebte Mutter zu erhalten, und mich Ihrer würdig zu machen. Ach ich fühle nur allzuſehr, daß ich dieſes noch nicht bin, und daß meine beſten Vorſätze noch allzuoft, und leider oft — an einer Kleinigkeit ſcheitern. Verzeihe mir, theuerſte Mutter; denn es iſt ja gewiß mein aufrichtiger Wunſch, Dir ähnlich zu werden, und eben dadurch Deiner mütterlichen Liebe mit Dankbarkeit zu begegnen.

Lebe wohl, liebſte Mutter, und komme bald zurück. Wenn ich an Dich ſchreibe, täuſche ich mich wohl bisweilen über Deine Entfernung, und glaube Dich in meiner Nähe, als ſpräch' ich zu Dir. Aber ach wenn dieſe Täuſchung zerrinnt, und ich meine Hände vergebens ausſtrecke nach Deiner fliehenden Geſtalt — dann ſchau' ich ſo traurig in die ungewiſſe Ferne und alle

Pulse meines Herzens schlagen heftiger. O kehre bald zurück, geliebte Mutter, in die Arme Deiner Dich zärtlich liebenden, gehorsamen

Rosalie.

Antonie grüßt Dich ehrerbietigst. Sie schreibt mir, was Dich gewiß rühren wird, daß die schöne Clementine von Dilly in der vorigen Woche begraben worden ist.

Aus Rosaliens Tagebuch.

Ich weiß nicht, warum seit einiger Zeit die Zukunft so öde vor mir liegt. Ist es, weil mir die Gegenwart so wenig gibt? oder ist meine Einbildungskraft erloschen, und sind die Quellen der Freude versiegt? Sonst war es anders mit mir. Ich sah' so froh in die Welt; das Leben lag so weit und sonnig vor mir! Da schienen sich grüne Auen vor

mir auszudehnen, mit Blumen beſäet, und mit Roſenhecken wie geſtickt, und von Silberbächen zart durchflochten. Ein frohes Volk zog auf und ab vor mir, oder ruhte unter dem Schatten alter Bäume und an ſchäumenden Waſſerfällen, oder tanzte auf dem zarten Wieſenplan; und ich flog, wie in Träumen, von einer lachenden Stelle zur andern, und flocht mir Kränze, oder tanzte nach der Muſik, die ſich aus allen Büſchen und von allen Zweigen ergoß. Was ich liebte war um mich verſammelt, und zog mit mir den frohen Weg hinauf, nach blauen Bergen hin, die mit ihren geheimen Thälern und ihren nebelnden Gipfeln das Ziel meiner Sehnſucht waren. Jetzt iſt von dieſen Bildern meiner Phantaſie nur noch der Wiederſchein der Erinnerung übrig, und meine Blicke kehren ſich nicht mehr nach der Zukunft hin, wie ſonſt, ſondern nach den ſtillen Gefilden einer ſchönen Vergangenheit. O ihr Tage meiner Kindheit! O

ihr Nächte voll tiefen Friedens! Wie sehn' ich mich in eure Arme zurück! Damals kannte ich eure Herrlichkeit nicht, und wünschte mir, in meinem kindischen Sinne, reifere Jahre. Sie sind gekommen, diese reifern Jahre, und indem ich nach den Kränzen langte, die sie mir verhießen, drücke ich meine Hand in starre Dornen und ziehe sie blutend zurück. — Ach diese Entfernung meiner Mutter lastet schwer auf mir. Der Rest meiner Freuden entfloh, als sie ging; nur die Erwartung bleibt mir; die Gegenwart ist allzuöde und ohne Trost. — Ach, mein Vater, warum hast Du Dein Kind so bald verlassen? Du liebtest mich ja mit der innigsten Liebe Deines edlen Herzens, und leitetest meine Schritte, und gabst mir Muth wenn ich krank war, so daß ich meine Schmerzen vergaß, und nur Dich hörte und Deine liebenden Worte. Ach sie tönen noch jetzt in meiner Seele wieder, diese freundlichen Worte; und ich sehe Deine Gestalt

in meinen Träumen, und will mich aufheben zu ihr, und erwache dann unter Thränen und Schmerz. Auch auf Deinem Sterbebette sehe ich Dich oft, und kniee vor Dir, wie damals; und Du drückst, wie damals Dein blasses, feuchtes Gesicht an das meinige. Ach damals schlangst Du den matten Arm um meinen Nacken, und sagtest leise: Weine nicht, gutes Kind! Wir trennen uns nur auf kurze Zeit, und ich erwarte Dich in einem schönern Lande, vor dem Angesichte des gütigen Vaters, der mich jetzt zu sich ruft, nachdem er mir so viele Freuden gegeben hat. Auch durch Dich hat er meine Freuden vermehrt. Bleibe Dir gleich, gute Rosalie, und tröste Deine weinende Mutter, und erfreue sie durch Frömmigkeit und Liebe. Dann legtest Du Deine heiße, bebende Hand auf mein Haupt und sagtest noch leiser und mit brechender Stimme: Gott segne Dich, mein Kind, und gebe Dir ein frommes Herz! — und Du faltetest dann die Hände

und sahst so heiter auf, als ob Dir schon die Strahlen der göttlichen Herrlichkeit entgegenglänzten. — Ach es waren Deine letzten Worte, und mit dem Segen Deines Kindes gingst Du aus der Welt. Die Dämmerung des Morgens kam, und das Aug' des Himmels öffnete sich herrlich über der düstern Erde; aber das Deinige war geschlossen, und Du gingst unter die Erde, um zu dem Anschauen des ewigen Lichtes hindurchzudringen.

Antonie von Lindau an Rosalien.

Diesesmal, liebste Rosalie, wirst Du zufrieden mit mir seyn. Kaum hab' ich Deinen Brief erhalten, so setz' ich mich schon wieder hin, um ihn zu beantworten: und, damit ich Dir nichts von meinen Verdiensten verschweige, ich entsage einer Spazierfahrt nach Hesseloh, um recht ungestört mit Dir zu plaudern. Was kann ein so flüch-

tiges Mädchen wohl mehr thun? Auch war meine Mutter nicht wenig erstaunt, als ich ihr heute bey Tische ganz demüthig die Hand küßte, und sie bat, an meiner Stelle Clotilden mitzunehmen. — Clotilde ist noch nie da gewesen, sagte ich, und hat es so sehr gewünscht .... und ich, liebste Mutter ... Und Du? — habe, wenn Sie es nicht ungnädig nehmen wollen, nothwendig zu schreiben. — Für Madam Constant? Für Madam Constant und an Rosalien, setzte ich nach einigem Zögern hinzu, als ob ich mich des ungewohnten Eifers zu schämen hätte. Meine Mutter lächelte. Grüße das liebe Kind in meinem Namen, setzte sie hinzu, und rief Clotilden, um sich zur Spazierfahrt anzuschicken. Das gute Mädchen war vor Freuden außer sich und erstickte mich fast mit ihren Küssen; und als der Wagen kam, war sie die erste darin. Auch ist der Tag wirklich sehr schön, und die ganze Welt strömt auf allen Wegen zur Stadt hinaus, um nach

dem häßlichen Wetter den heitern Sonntag zu feyern. Ich aber ſchicke doch noch viel lieber meine Gedanken zu Dir, und feyere in dem ſtillen Cabinet, Deinem Bilde gegenüber, das Andenken einer Freundin, die mir vormals jede Zerſtreuung entbehrlich, und jetzt, da ſie mir entriſſen worden, die vormaligen Ergötzungen gleichgültig und unſchmackhaft macht.

Auch ich träume oft von Dir; aber ſo ſchreckhaft ſind meine Träume nicht, wie die Deinigen. Auch ſo poetiſch nicht, ſondern meiſt Wiederholungen der vergangenen Zeit. Wir ſind zuſammen auf dem Spaziergange, in der Kirche, im Theater, hier in dieſem Cabinet; ja, wie es in Träumen zu gehen pflegt, manchmal Alles zugleich. Dann bin ich auf Augenblicke recht glücklich; aber was ſind alle dieſe flüchtigen Erſcheinungen gegen das wirkliche Zuſammenſeyn, wo man ſich recht von Angeſicht zu Angeſicht freut, und Worte mit Worten, Gefühle mit Gefühlen tauſcht? Ich liebe auch meine andern Freun-

dinnen; aber was Du mir bist, kann keine andre mir seyn. Mit keiner andern kann ich so aus meinem innersten Herzen sprechen, als mit Dir; und keine andre spricht so herzlich und liebend als Du. Darum bin ich auch seit unsrer schmerzlichen Trennung nicht ein einzigesmal so froh und glücklich gewesen, als ich es vorher so oft war. Und doch hätte ich Dich um so manchen Vorzug beneiden können, nach dem ich vergebens strebte. Aber ich weiß nicht, wie es kam; Dir gestand ich immer jede Tugend williger zu, und es kränkte mich nur, wenn andre Deinen Werth nicht so erkennen wollten, wie er mir erschien. Doch war überhaupt gegen Dich, wenn mich nicht alles trügt, die Eifersucht der Gespielinnen stets geringer als gegen jede andre; denn immer traten Deine Vorzüge mit dem Schleyer milder Bescheidenheit auf, und Dein herrliches Gemüth und Deine stille Demuth versöhnte den Neid. Darum lieben Dich alle Deine Mitschülerin-

nen noch jetzt von ganzer Seele, und fragen oft nach Dir, Thereſe L. ausgenommen, die niemanden liebt und von niemandem geliebt wird. Deine Küſſe und Grüße habe ich beſtellt, und alle danken dafür und erwiedern ſie. Die kleine Anaſtaſie wollte durchaus wiſſen, wie weit her Deine Küſſe kämen. — Viel weiter her, als Du je gegangen biſt. — Aber wie weit denn? — Ja ſieh, da muß man zwölf Tage lang fahren, und immer fahren, und zwölfmal zu Bette gehn, und zwölfmal wieder aufſtehn; dann iſt man dort. — So weit, wie Landshut etwa, wo mein Bruder iſt? — Ach, viel, viel weiter. — Ach noch weiter? Das muß ſchreckbar weit ſeyn! — Dann ſetzte ſie ſich geſchäftig zum Lernen, um, ſagte ſie, recht brav zu ſeyn, und noch mehr ſo weite Küſſe von der guten Fräulein Alban geſchickt zu bekommen.

Auch mich hat Clementinens Tod ſehr gerührt, ob ich ſie gleich nur wenig gekannt

habe. Aber es ist so traurig, in der schönsten Blüthe der Jugend Alles zu verlassen, Schönheit, Reichthum, herrliche Talente und eine bewundernde Welt! Sie besaß Alles, was sie wünschte — ihre Aeltern beteten sie an, viele bewarben sich um ihre Gunst. Jetzt sind nun die Aeltern untröstlich über den Verlust der einzigen Tochter; der Vater ist krank vor tiefer Traurigkeit, und die Mutter quält sich mit Vorwürfen, nicht mehr für die Gesundheit eines geliebten Kindes gesorgt zu haben. Der letzte Fasching wird für die nächste Ursache ihres Todes gehalten. Da der Tanz ihre Leidenschaft war, so eilte sie von Ball zu Ball, wo sich die männliche Jugend um sie drängte, und ihr kein Ausruhn verstattete. Sie war wohl bisweilen gewarnt worden; aber, auf ihre Gesundheit trotzend, tanzte sie fort. Während der Fastenzeit warf sie Blut aus; ihre blühende Farbe schwand; und an die Stelle ihrer vorigen Lebhaftigkeit trat eine

ungewohnte Ermattung. Noch ahndete sie keine Gefahr. Der Frühling schien ihr neue Kräfte gegeben zu haben; sie war oft in Gesellschaft, und sang bisweilen in den Conzerten ihrer Freunde mit gewohnter Anstrengung. Als sie auch in den letzten Tagen des August schöner gesungen hatte, als je, und alle entzückt davon waren, und den Gesang eines Engels gehört zu haben glaubten, kehrte sie um Mitternacht, vergnügten Geistes, aber erschöpft an Kräften nach Hause. Ein heftiger Blutsturz überfiel sie noch in derselben Nacht; ihr Leben schien zu fliehn; und mühsam zurückgebracht, verließ sie ihr Lager nicht wieder. Ihr Zustand war furchtbar. Anfangs zwar täuschte sie sich noch über die drohende Gefahr; aber bald machte die Krankheit so reißende Fortschritte, daß ihr ein schlimmer Ausgang wahrscheinlich ward. Die erste Ahndung einer solchen Möglichkeit war schrecklich. Jung, schön, angebetet, wie sie war, in die Freuden der

Welt verſchlungen, nur mit ſich und ihren Talenten beſchäftigt, hatte ſie nie an den Tod gedacht. Jetzt trat dieſer Gedanke zum erſten Mal vor ihre Seele, und ſie ertrug ihn nicht. Alle Freundinnen, die ſie damals ſahen, erzählten, wie ſie ſich ängſtlich gequält, wie ſie bey Allen nach ihrem Zuſtande geforſcht, wie ſie um Troſt gebettelt, und ihn doch, als falſch und erlogen, von ſich geſtoßen; wie ſie vor dem Grabe geſchaudert, und um Rettung gefleht habe. Dann warf ſie ſich ihre Eitelkeit bitter vor, und ihren Durſt nach Vergnügen, und daß ſie ſich ſelbſt ihr frühes Grab gegraben habe. Unter ſolcher Qual gingen mehrere Wochen hin; ſie blutete täglich; mit jedem Tage ſchwanden ihre Kräfte mehr; nur ihr Geiſt blieb immer gleich lebendig, und gleich geſchäftig in ſchrecklichen Bildern. Endlich bat ſie eines Tages um den Beſuch eines Geiſtlichen; ſie bebte als ſie ihn kommen ſah; aber als ſie der würdige Mann nach

einer langen Unterredung verließ, fand man sie still, in sich gekehrt und ganz verändert. Der Besuch wurde täglich wiederholt, und täglich nahm ihre Ruhe zu. Sie, die bisher selbst Trost gesucht hatte, tröstete jetzt ihre zagenden, weinenden Aeltern, und verwies sie auf Gott und seinen heiligen Willen. Von ihren Freundinnen nahm sie rührend Abschied; bat Allen ab, was sie jemals gefehlt, und warnte sie vor den Gefahren der Eitelkeit und eines allzu irdischen Sinns. In den letzten Tagen sprach sie immer weniger und kaum vernehmlich; aber eine sanfte Heiterkeit strahlte aus ihren Blicken, und sie sagte ihrer weinenden Mutter, daß sie der Welt nun ganz entsagt habe, und sich unaussprechlich sehne nach dem Uebergange in das schönre Leben, an dessen Pforten sie stehe. An ihrem Todtestage verstummte sie ganz; aber die gen Himmel gerichteten Augen sprachen die Bewegungen ihres Innern aus; auch ihre Lippen regten sich bisweilen,

wie einer Betenden. Wer in das Zimmer trat und ſich ihrem Lager näherte, dem lächelte ſie dankbar zu, ohne ſich doch in ihrem ſtillen Gebete ſtören zu laſſen. Der Geiſtliche verließ ſie nicht, und ſagte ihr bisweilen ein leiſes Wort, das ſie mit dankbaren Blicken erwiederte. So kam der Abend heran, und als die Glocken zum Gebete läuteten, ſeufzte ſie mit ſchwach gehobener Bruſt, drückte die gefalteten Hände an ihr Herz, und ſchlief ein. Auch im Tode war ſie ſchön. Da ſie ausgeſtellt war, in weitem weißen Gewand, den Myrthenkranz in den braunen Locken, ſchien ſie einer Braut des Himmels gleich. Alles eilte ſie zu ſehn, und kein Auge blieb trocken, als man ſich erzählte, wie fromm ſie geſtorben ſey. Nahe bey der Capelle iſt ſie begraben, wo ſie zwiſchen ihren Großältern ruht, deren Freude und Hoffnung ſie als Kind geweſen war. — —

Das iſt die Geſchichte, die Du zu hören begehrteſt.

Nun iſt aber über dem Schreiben der Abend gekommen, und die Erzählung hat mich ſo ernſt geſtimmt, daß ich nichts hinzuſetzen kann. — Da hör' ich auch den wiederkehrenden Wagen rollen. Schon kömmt die Mutter die Stiegen herauf, und ich vernehme ſchon von fern Clotildens lebhaftes Plaudern. Sie nennt meinen Namen. Nun iſt doch an kein Schreiben mehr zu denken. Lebe wohl alſo, tauſendmal wohl, und liebe Deine

Antonie.

Freue Dich mit mir; ich werde meinen Bruder bald wiederſehn. In der nächſten Woche verläßt er Paris, und kehrt über Lyon durch die Schweiz zurück.

Aus Roſaliens Tagebuch.

Das Thun der Menſchen hienieden iſt dem Thun der Arbeiter an einem großen Baue gleich, welche früh und ſpät mit regen Händen das Werk fördern, deſſen ganzen Umfang nur der Eine kennt, der den Riß entwarf, und dann jedem ſein einzelnes Geſchäft zutheilte, dem einen ein größeres, ein kleineres dem andern. Jedem iſt Zahl und Maaß vorgeſchrieben, ſo daß er um kein Haar breit von der Vorſchrift abweichen darf; und wer das Rechte verfehlt und verabſäumt, der wird von dem Bauherrn verworfen. Thut er aber mit Fleiß und Ernſt, was ihm obliegt; ſo liebt ihn der Bauherr, und ehrt ihn, und er darf ſich ſeines Theils der Arbeit erfreun, ob er ſchon nicht weiß, welchen Platz es in dem Ganzen einnehmen wird. Keiner, der es mit begann, wird vielleicht die Vollen-

dung des Baues sehen, und Wenige nur seine künftige Herrlichkeit ahnden, wie so schön dereinst der stolze Münster mit der ganzen Fülle seines fleißigen Bildwerks aus blauer Luft herabschauen wird. Auch wird wohl vieles, was fleißige Hände mühsam meiselten, künftig mit dem Ganzen unbeachtet zusammenfließen; und doch darf keiner sagen: wozu nützt mein Streben? Warum soll ich mich quälen früh und spät, damit der Meister Ruhm habe? Wer wird mich nennen, und auf mein Theil bewundernd deuten, wenn ihn das Ganze entzückt? — Wendet dieß an auf den großen Bau der unsichtbaren Welt, den der Finger Gottes leitet, und zu dem er die Menschen auf die Erde gestellt hat; und erwägt, was der für einen Lohn verdiene, der sein Geschäft lässig treibt, oder über die Unnützlichkeit des menschlichen Thuns unzufrieden murrt. Solche Verkehrtheit ist von dem frommen und treuen Arbeiter fern. Dieser weiß auch gar wohl,

daß — was den Theilnehmern an einem irdiſchen Bau oft verſagt iſt — ſeine Augen einſt das Werk ſchauen werden, für das er ſich mühte. Dieſe Hoffnung ſtärkt ſeine Kraft. Er weiß, daß der Meiſter die Weisheit ſelbſt iſt, aber auch unendlicher Güte voll, und daß er Allen, die mit treuem Sinne das göttliche Werk fördern, durch das Anſchauen ſeiner unausſprechlichen Größe und Herrlichkeit lohnen wird.

Daß das Chriſtenthum, nachdem es in einer langen Reihe von Jahrhunderten die heftigſten Erſchütterungen beſtanden, nachdem es von unſinnigen Eiferern untergraben, von gemüthloſen Feinden verhöhnt und verſpottet worden, dennoch täglich Tauſende von Menſchen tröſtet, denen jeder andre Troſt gebricht; daß es den Aermſten und Niedrigſten zu gleichen Würden mit dem Reichſten und Vornehmſten erhöht; daß es auch dem Einfältigen ſeinen labenden Kelch

reicht: das allein beurkundet seine Göttlichkeit, und hebt es in seiner Einfachheit weit über die stolzen Erfindungen einer bloß irdischen Weisheit hinauf.

Die Andacht findet überall das höchste Wesen, von dem das Herz voll ist; und es sollte mir weh thun, wenn ich jedesmal der Glocken, eines Altars oder eines Betstuhls bedürfte, um mich zu demüthigen vor dem Allmächtigen, der uns ja überall nah ist, und uns durch die größten, wie durch die kleinsten Erscheinungen seiner Welt zu sich ruft. Aber darum, weil man in seiner Kammer, oder in der freyen Natur, in dem Schatten eines Haynes, und beym Rauschen eines Wasserfalls, sein Herz zu dem Unendlichen erheben kann, die Andacht einer Versammlung verschmähen, das hieße doch, das Kind mit dem Bade verschütten. Sollte der bessere Mensch, der ja gern auch den kleinsten Genuß durch Mittheilung erhöht, sollte

fein sympathetisches Streben nach Theilnahme nur bey dem höchsten und reinsten aller Gefühle erlöschen? Gewiß nicht. Ich habe zu oft empfunden, wie die Vereinigung mehrerer Stimmen zum Lobe des Höchsten, ja, wie der Gedanke schon, daß tausend Herzen in demselben Augenblicke von Einem Gefühle lodern, der Andacht neue Schwingen leiht, um einer so thörichten Meinnng Gehör zu geben.

Manche wollen nichts mehr von Gottesdienst wissen; nur Gottesverehrung soll gelten. Auf den Namen kömmt wohl überhaupt wenig an. Das weiß jeder, daß Gott unsers Dienstes nicht bedarf; er bedarf auch unsrer Verehrung nicht. Dennoch ist es erfreulich, ihm dienen zu dürfen. Ein Herz, das Gott liebt, weiß wohl, wie es das zu verstehen hat.

Rosalie an Eduard von Alban.

Sechs lange Wochen sind vergangen, mein liebster Bruder, seit ich Deine Briefe vermisse. Zwar ist dieses nicht das erste Mal, daß ich so lange auf eine Zeile von Deiner lieben Hand warte; aber nie ist mir Dein Stillschweigen peinlicher, nie meine Sehnsucht größer gewesen. Nicht Vorwürfe sollen dieß seyn, liebster Eduard, sondern eine Aufforderung, mich recht bald aus meiner Unruhe zu ziehen. Meine Einbildungskraft ist jetzt, seit der Abwesenheit unsrer Mutter, so geschäftig, ängstliche Bilder auszubrüten, daß ich nicht oft genug sichtbare Zeichen von dem Leben und dem Wohlseyn der Meinigen haben kann. Schilt mich, wenn Du willst, über diese kindische Aengstlichkeit; schilt mich, aber schreibe mir nur. Aber Du wirst mich nicht schelten, weil ich Dich so sehr liebe;

weil ich an Dir, mein einziger Bruder, so mit ganzer Seele hänge; weil ich meine sehnenden Arme nach Dir ausstrecke, und, wenn ich Dich selbst nicht erreichen kann, wenigstens etwas zu fassen wünsche, worauf Deine Hand geruht, und freundliche Worte gezeichnet hat. Ich weiß zwar wohl, daß Dein brüderliches Herz mir noch eben so zugethan ist, wie in den Zeiten unsers Zusammenseyns; ich weiß, daß es noch immer so liebend an mich denkt, wie sonst; aber ist dieß genug für mein Sehnen, oder kann ich ruhig seyn, wenn keine wohlthätige Luft, wenn kein redendes Blatt mir die Regungen dieses brüderlichen Herzens verkündigt? Wie oft, wenn meine Brust dem Verlangen zu eng ward, wie oft hab' ich gewähnt, daß die entfesselte Seele zu Dir schweben, und die Deinige an den Ufern des Lemanus oder auf den Höhen des Jura aufsuchen könnte; und wie oft hab' ich getrauert, wenn ich mein Wünschen und Wähnen eitel sah, und

mir nichts übrig blieb, als die alte heftige Sehnsucht allein! Aber doch — es ist vielleicht thöricht, daß ich es frage — aber doch sage mir, ob Du Dich nicht bisweilen plötzlich von dem Andenken an die Deinen heftiger ergriffen fühlst? ob Du nicht das Flüstern meiner Stimme in Deiner Nähe ahndest? Ob ich Dich nicht in Deinen Träumen besuche, mit meinen Bitten, meinen Thränen, und meiner thörichten Angst? Gewiß, die Geister derer, die sich verstehn und lieben, sind nicht immer getrennt! Erreicht der Gedanke doch die äußersten Räume der Schöpfung, ja Gott und seine Heiligen selbst, warum sollte nicht der Geist in seligen Augenblicken den Banden des Leibes entfliehn, verwandte Geister aufsuchen, und in geheimnißvollem Verkehr mit ihnen einen Vorabend des großen Festtags feyern können, wo wir in ewigem und unzertrennlichem Verein — wir selbst — uns gegenseitig erkennen werden? Dieser Glaube

hat etwas ſo Erhebendes und Erfreuliches in ſich, daß ich mir ihn nicht gern zum Wahne möchte machen laſſen. Freilich begreifen wir nichts von dieſem geiſtigen Verkehr. Aber begreifen wir den beſſer, der trotz der körperlichen Scheidewand beſteht? das gegenſeitige Mittheilen? das Uebergehn der Empfindungen aus einer Bruſt in die andere? das Auffaſſen und Fortbilden eines fremden Gedankens? den Zuſammenklang zweyer Herzen in dem Verkehr einer heiligen Freundſchaft? wenn zwey Seelen zu Einer werden, und die tauſend und aber tauſend Regungen beyder in einander ſchmelzen zu einer wunderbaren und unbegreiflichen Melodie. — —

Unſre gute Mutter wird leider durch die verdrüßliche Zögerung der Erbſchaftsſache noch immer in Danzig aufgehalten. Sie iſt ſehr verdrüßlich darüber; aber der Nachlaß des ſeligen Onkels hat ſich, wie ſie ſchreibt, in einer ſolchen Unordnung gefunden, es haben ſich ſo verwickelte Knoten gezeigt, und

so bedeutende Verstoße in den Rechnungen der Buchhalter, daß bey aller Arbeitsamkeit und Einsicht in die Geschäfte, die sie besitzt, doch leicht noch eine längere Zeit bis zu ihrer Rückkehr vergehen möchte. Für Dich macht diese Zugabe der Entfernung von einigen hundert Stunden auf und ab nur einen geringen Unterschied; ich aber, welche die Gegenwart ihrer Mutter noch nie länger als auf einige Tage entbehrt hat, bin dadurch in eine ganz neue Lage versetzt worden. Der Aufenthalt bey der Tante, welcher mich die gute Mutter nur auf einige Wochen anzuvertrauen glaubte, hat, in Vergleichung mit meinem bisherigen Leben, wenig Annehmlichkeit. Ich habe hier keine Freundin meines Alters, und überhaupt keinen Umgang; denn in unser Haus kömmt niemand als einige bejahrte Damen zum Spiel. Anfänglich verlangte die Tante meine Gegenwart. Das war überaus drückend für mich. Fast immer drehte sich das Gespräch um

persönliche Verhältniſſe, die mir ganz unbekannt waren, um die Neuigkeiten des Tages, oder den Hof; oft bezeichnete man die Gegenſtände, mit faſt unnützer Vorſicht, nur räthſelhaft um meinetwillen. Doch bald ward die Tante des Zwanges inne, den ſie ſich ſelbſt und ihren Freundinnen durch meine Gegenwart auferlegte, und ſo habe ich jetzt die Erlaubniß, mich ſogleich nach dem Thee in mein Zimmer zurückzuziehen. Freilich hat mich dieſe Abſonderung bey den guten Damen einigermaßen um meinen Credit gebracht. Die eine hält mich für einfältig, die andere für ſtolz, die dritte für beydes zugleich. Leider ſcheint die Tante der letztern Meinung zu ſeyn: und es iſt mir noch nicht gelungen durch mein Beſtreben, mich ihr gefällig zu zeigen, das Mistrauen zu verſcheuchen, das ſie gegen mich zu hegen ſcheint.

In einigen Tagen wird die Couſine Kunigunde von Berlin hier eintreffen, die für mich eine ganz neue Bekanntſchaft iſt. Viel-

leicht verſchafft mir ihre Ankunft, was ich hier ſo ſehr entbehre, einen ſchicklichen Umgang. Denn ſo wenig ich mir, (wie Fräulein Adele einmal) eine Welt von Freundinnen wünſche, ſo ſehne ich mich doch nach irgend einer Seele, die Vertrauen zu mir hätte, und die ich lieben könnte; wenn ich gleich nicht hoffen darf, irgendwo eine zweite Antonie zu finden. Es iſt gar zu traurig immer und immer nur auf ſich beſchränkt zu ſeyn; und die Abgezogenheit von einer liebenden Welt nährt in mir, ich fühle es, eine Schwermuth, der ich entfliehen muß, wenn ich ihr nicht erliegen ſoll. Eine ſelbſtgewählte Einſamkeit iſt eine angenehme Freundin; aber nicht für den Verlaſſenen, nicht für den, der mit traurigen Bildern in ſie tritt.

Mitternacht iſt vorbey, es iſt Zeit den Schlaf zu ſuchen, der mich jetzt allzuoft flieht. Lebe wohl, guter Eduard. Gott erhalte Dich mir und unſrer gütigen Mutter, die Dich auf das herzlichſte grüßt, und auch

nach Briefen von Dir verlangt. Laß unsre Wünsche nicht lange unerfüllt, und lindre bald die Sehnsucht Deiner einsamen Schwester, die Dich von ganzer Seele liebt.

Rosalie.

Aus dem Tagebuche.

Heute kamen die Gesellschafterinnen der Tante etwas früher als gewöhnlich, um sich, wie sie sagten, über die gute Frau von Asbill auszusprechen, die gestern Abend unerwartet schnell gestorben ist. Sie war eine der gewöhnlichen Mitspielerinnen, und wurde deshalb sehr beklagt. Das Gespräch nahm ungefähr folgenden Gang:

A. Nun so ist die gute Asbill doch noch gestorben! Wer hätte das vor acht Tagen denken sollen, wo wir noch so vergnügt zusammen waren! B. Ja wohl, so schnell ist's um einen Menschen geschehen. Ich ließ gestern früh nach ihr fragen, und erhielt

zur Antwort, ſie habe eine recht leidliche Nacht gehabt. Da hoffte ich ſchon, die Gefahr ſollte vorüber ſeyn; und am Abend war ſie todt! Ich war bey der Kriegsräthin L. und ich verſichre Ihnen, ich habe mich kaum faſſen können, als die Nachricht kam. Zum Glück ging der Robber eben zu Ende. Ich hatte gar keine Gedanken mehr.

C. Ach nein! Die gute Nachricht vom Morgen hat mich nicht getäuſcht. Ich wußte gewiß, daß ſie dießmal nicht davon kommen würde. Ich habe über ſolche Dinge pré-sentimens, die mich ſelten täuſchen. Sie wiſſen, Frau von Wallburg, was ich Ihnen geſtern Abend ſagte.

A. Ich halte nicht viel auf préſenti-mens; aber es war wohl zu vermuthen, daß die gute Frau ſterben würde. Der An-fall war zu heftig. Und im Vertrauen (mit leiſerer Stimme), die gute Asbill hatte ihre Jugend ein wenig zu ſehr genoſſen. Ja mein Gott, wenn man das licht an beyden

Enden zugleich anſteckt! — wiſſen Sie wohl — doch das unter uns — Sie hat in der letzten Krankheit viel phantaſirt, und da an manches erinnert, was vergeſſen war. Sie war ſonſt eine recht gute Frau, und Ihr Tod iſt ein wahrer Verluſt für die Societé.

C. Ganz gewiß. Sie hatte viel Welt. Und im Whiſt war ſie einzig. L'Hombre ſpielte ſie nicht mit gleicher Vollkommenheit. Sie erinnern ſich des Zwiſtes, den ich einmal mit Ihr bekam, und wo mir der Graf Echterlingen, der damals der größte Meiſter im l'Hombre war, vor der ganzen Geſellſchaft Recht gab. Damals vergaß ſie ſich faſt; und ich glaube, wenn ſie in ihrer Krankheit daran gedacht hat, ſo hat der Aerger darüber ihren Tod beſchleunigt (Sie lachte, und die andern Freundinnen mit).

B. Haben Sie denn etwas näheres über ihren Tod gehört liebe .....? Es iſt zwar ein trauriger Gegenſtand; aber, was hilfts? Es trifft uns ja doch alle einmal, und man

muß immer in Bereitschaft stehen. C. Ich kann Ihr Excellenz die genauſten Details geben. Meine Jeannette hat mir alles genau hinterbracht. Der Morgen war recht leidlich, und die Kranke ließ ſich ein wenig ankleiden. Das ging, wie gewöhnlich, nicht ganz ohne Aerger ab. Die Jungfer hatte nicht die rechte Haube gebracht, und als ſich die Kranke den Spiegel geben ließ, und den Irrthum inne wurde, riß ſie die Haube vom Kopf, und warf ſie der albernen Perſon ins Geſicht. Gegen Mittag kamen Beſuche; es wurde viel geſprochen; und indem die Kranke ihren Aerger erzählte, ärgerte ſie ſich von neuem; und das Alles mochte ſie angegriffen haben. Doch nahm ſie Etwas zu ſich, und wie es ſchien, nicht ohne Appetit. Aber nach Tiſche wurde ſie mit einemmal ganz ſchwach, und ſagte: Wahrhaftig, ich glaube, ich ſterbe. — Man ſchickte ſogleich nach dem Arzt; dieſer verſchrieb eine Arzney, und gab ſie ihr ſelbſt ein. Das

half für den Augenblick. Doch ſagte er beym Weggehen zur Frau von Gaſſy, die Kranke ſey ohne Hülfe, und werde die Nacht nicht erleben. Als der Arzt weg war, fühlte ſich die gute Frau ſtärker, und Frau von Gaſſy und wer ſonſt noch da war, um ihr die traurigen Gedanken aus dem Sinne zu bringen, brachten die Rede auf ihre Jugendzeit, wo ſie doch in H.... Hofdame war. Da wurde ſie wieder ganz lebhaft, und beſchrieb ausführlich ein Ballet, worin ſie als Schäferin getanzt, und alle Herzen bezaubert hatte. Sie war immer etwas eitel, die gute Frau. Aber ſie beſchrieb alles ganz genau — die Anzüge — die Decorazionen — ſie hatte ein erſtaunliches Gedächtniß — man ſah Alles vor Augen. Aber ſie war noch nicht mit ihrer Erzählung zu Ende, als ſie einen heftigen Schwindel fühlte. Man lief nach Arzney; man hielt ihr Riechſalz vor. Umſonſt. Sie holte noch einmal Athem — dann war es vorbey. Nun, ſie hat über-

ſtanden. — Darf ich mir noch eine Taſſe Thee ausbitten, Fräulein? — (nach der Uhr ſehend) Ey mein Gott, wie die Zeit vergeht! Wenn es gefällig wäre?

Auf dieſe Aufforderung griffen alle zu den Karten. Das Spiel fing an, und ich ging auf mein Zimmer, und dachte über dieſe luſtige Art zu ſterben nach. Ich konnte lange nichts anders denken; und ſo hab' ich das ganze Geſpräch aufgeſchrieben, um es nun auf immer zu vergeſſen.

Die meiſten Menſchen bleiben immer den Kindern gleich, die ſich vor unzähligen Dingen fürchten, die gar nicht gefährlich ſind, und dagegen in wirklichen Gefahren ahndungslos ſcherzen und ſchlummern. Die kleinern Gefahren des Lebens wehren ſie ängſtlich ab, und ſehen ſich, da dieſe Gegenſtände nicht in ihrer Gewalt ſind, von ihrer Furcht, bald hier bald dort hin geriſſen. Aber gegen die große Gefahr, die uns jen-

ſeit des Lebens droht, und die zu beſiegen, in unſrer Gewalt ſteht, ſcheinen ſich die Wenigſten zu rüſten. Sie denken nicht an das, was doch unvermeidlich kömmt, oder, wenn der Gedanke ſich aufdringen will, verſchließen ſie die Augen, und betäuben ſich.

Die Natur zeigt mir Gott nur dann, wenn ich ihn lebendig in meinem Herzen fühle. Es gibt Stunden, wo ſie mir als ein todtes, verweſendes, ſich ſelbſt verzehrendes Ungeheuer erſcheint, oder wie ein grundloſer Moor, den ein bunter Ueberzug mit ſchillernden Farben bedeckt.

Man ſucht geſunde Wohnungen, ſonnige Zimmer, gute Luft; das Gegentheil vermeidet jeder, der kann. Sollte man nicht eben ſo ſehr Geſellſchaften fliehn, in denen man nur eine nichtige Unterhaltung hört? Iſt denn das, was der Geiſt einathmet, minder der Aufmerkſamkeit werth, als was die Lun-

gen einziehen? Und kann der Geist gesund bleiben, wenn er die allergeringfügigsten Dinge mit Wichtigkeit verhandelt, oder sich in der armseligen Geschichte des Tages mit gefälliger Schadenfreude umhertreibt? Wer in solcher Luft aufwächst, der bleibt sicherlich klein. Nur ein Gespräch ist etwas werth, das aus dem Geist entsprungen, den Geist nährt; das uns, wenn wir die Gesellschaft verlassen haben, immer noch anregt und erhebt, und also eine dauernde und wohlthätige Erinnerung in unsrer Seele zurückläßt.

Eine Unterhaltung ist, wie ein Rosengarten, dann am schönsten und interessantesten, wenn sie viele noch geschlossene oder nur halb geöffnete Blüthen der Gedanken treibt. Die völligere Entfaltung bleibt der stillen Rückerinnerung vorbehalten.

Die verschiedenen Wirkungen der Natur auf das menschliche Gemüth, und ihre reli-

giöse Beziehung auf die höhere Bestimmung des Menschen, habe ich in folgender Erzählung zusammenzufassen gesucht:

Des Menschen Prüfung.

Anfänglich wohnte der Mensch bey Gott, und lobte Gott mit den Geistern des Himmels.

Als aber die Erde geschaffen war, und sie in ihrer grünen, jungfräulichen Herrlichkeit durch den Aether schwamm, und alle Bewohner des Himmels sich der Schönen freuten, und sie liebend beschauten, sprach der Mensch: Ich sehe hier die Anmuth und Lieblichkeit eines zweyten Himmels. Ein reiches Leben drängt sich in diesen Gränzen; Fische wimmeln in den Gewässern; Vögel erfüllen die Lüfte mit Gesang; Thiere wandeln auf dem Boden, und es ist kein Winkel auf dieser schön geschmückten Kugel, wo sich nicht Leben regt. Aber was ist das, das dieses Leben treibt, und die Ursache dieses regen Gedränges ist? Eine ungesättigte

Begier kreist in ihrem Innern, daß sie Futter suchen gegen den Hunger, und Trank gegen den Durst, und nach des Tages Mühen den süßen Schlaf. In trauriger Beschränkung haften sie an dem Elemente, das sie gebar; der Hand, die sie geschaffen, denken sie nicht, und keines erhebt die Blicke zu dem, in welchem das höchste Leben ist und die Quelle der Seligkeit. Undankbares Gezücht! Ich zürne deiner Niedrigkeit, und wenn die Blitze des Allmächtigen in meinen Händen lägen, so vertilgt' ich das gottesvergessene Geschlecht von dem holden Lande, das Würdigern gebührt?

Gott vernahm die Worte des Menschen und beschloß ihn zu prüfen.

Und sprach: Ich will Dich hinabsenden auf die Erde und in ihre Herrlichkeit, damit sie nicht stumm sey von meinem Ruhm. Die Thiere des Feldes kennen mich nicht, und den Fischen des Wassers ist mein Antlitz verborgen. Aber du kennest mich, und

haſt mich geſchaut auf dem Throne des Himmels. Gehe denn hin in der Erde Garten, und freue Dich ſeiner Schöne. Aber gedenke Deiner Worte und was Du geredet haſt.

Da ſtieg der freudige Menſch hinab auf die Erde, und ging aufrecht in ſeiner Würdigkeit unter den Thieren, die ihr Haupt nicht zum Himmel erheben. Und er gebot den Thieren, und ſie gehorchten ihm; und die Erde brachte ihm ihre Schätze dar, wie ihrem Herrn.

Da ward der Menſch ſtolz, und ſprach in ſeinem Uebermuth: Sieh, das Alles iſt mein, und um meinetwillen gemacht. Mir beut der Baum ſeine Früchte, und ſeine Trauben der Weinſtock. Die Flüſſe rauſchen mir, ihrem Herrn; die Vögel des Waldes ſingen für mich, und die Thiere, die meiner Stimme gehorchen, beben vor mir.

Und er herrſchte in ſeinem Reich in der Fülle ſeines Stolzes, und dachte nicht mehr,

warum er auf die Erde gesendet worden, noch der Worte, die er geredet hatte.

Da wendete Gott sein Angesicht von ihm ab, und von der Erde, dem Reiche des Menschen.

Und die Erde erblaßte, und ihre Schönheit verwelkte, und alle ihre Farben schwanden dahin. Staunend sah es der Mensch, und ergrimmte, und gebot der Erde ihr Feyerkleid anzulegen, und sich bräutlich zu schmücken, wie vordem. Die Erde aber trauerte fort. — Dann rief er den Westwinden, Blumen über sie auszuschütten, und ihre Bäume mit Blüthen zu schmücken. Aber die Westwinde ruhten in ihrer Grotte, und der Nordwind stürmte einher, und schüttete Schneegestöber aus, und fesselte den Schoos der Erde. Auch die Flüsse hörten auf zu strömen, und die Bäche erstarrten, und die Erde war todt.

Da verbarg sich der erschreckte Mensch

in eine Felsenhöhle, und fühlte seine Nacktheit und schauderte.

Und die lange Nacht kam, und warf ihren siebenfachen Mantel über das Angesicht der Erde, und Mond und Sterne schienen ausgebrannt. Der Sturmwind heulte durch die Nacht, und beugte die Gipfel der Bäume; die Cedern brachen vor seiner Wuth, und die Felsen wankten; denn die Grundfesten der Erde zitterten; und ihr Schoos zerriß, und Flammen schossen aus der geborstenen Erde empor, und der Donner brüllte aus den Wolken, und aus bodenloser Tiefe.

Und der zagende Mensch schauderte immer mehr, und verhüllte sein Antlitz mit seinen Händen.

Da umringten ihn reißende Thiere mit hungriger Wuth, und ihr Geheul erfüllte die Luft, und er wagte nicht seine Stimme zu erheben; denn Gott hatte sein Angesicht von ihm abgekehrt, und die Natur gehorchte

ihm nicht mehr. Denn der blinden Kraft war Gewalt gegeben über ihn, und das Thier schreckte seinen Meister. Ihre Waffen drohten ihm, und er war nackt und ohne Schutz und Wehr.

Jetzt ward seine Verzagtheit so groß, wie vormals sein Stolz, und er demüthigte sich vor den Thieren des Waldes, und betete die Stürme an, und das Meer und die zürnenden Wolken, daß sie ihren Grimm von ihm abkehren möchten und sein Leben verschonten.

Aber zu Gott zu beten, wagte der Zagende nicht. „Er hat mein vergessen, dachte er, und sein Angesicht von mir gewendet. Denn ich bin abgefallen von ihm, und habe mich selbst zu Gott gemacht. Darum hat er den Thieren Gewalt gegeben über mich, und ich bin der Erde ein Hohn geworden, die meinem Gebote gehorchte."

„Die Felsen wanken über mir, und drohen mich zu begraben; das Meer öffnet sei-

nen Schlund, und droht mich zu verschlingen; die Wolken senden Feuer herab, das mich verzehren will. Ich bin mit Schrecken umringt, und in meinen Gebeinen ist keine Ruhe."

Da erbarmte sich der Allgütige des jammernden Menschen.

Und er sendete seinen Sohn auf die Erde. Und der Göttliche trat vor den Zitternden in menschlicher Gestalt, schwach und dürftig wie er, und überwand die Schrecken der Welt und des Todes durch den Glauben an den, der ihn gesendet hatte. Da erwachte auch in des Menschen Brust die Hoffnung wieder, und er erkannte in dem Sohne die verlorne Herrlichkeit seiner eignen Natur, und legte sich liebend an seine Brust, und suchte bey dem Vater Vergebung durch den Sohn, und seine Schuld ward ihm erlassen, und er fand vor dem Allmächtigen Gnade.

Und Gott ward auch ihm ein liebevoller Vater. In sein Herz kehrte die Freudigkeit

zurück, und die Herrlichkeit des Himmels ſtrahlte wieder in ſeiner Bruſt, und er zagte nun nicht mehr. Denn der Höchſte war bey ihm, daß keine Furcht ihn betraf; und ſprach zu ihm in dem rollenden Donner, und in der Wogen Geräuſch, und in dem Sturze des Waſſerfalls. Alles war der Stimme Gottes voll. Und wenn die Erde bebte und die Felſen zitterten, hörte er den Fußtritt des Höchſten, und betete an. Und wenn der Himmel ſeine Flammen ausſendete, ſah er die Rechte Gottes. So war ſein Herz der Freude und hohen Entzückens voll, und die Erde war ihm wieder ſchön, wie zuvor, und er liebte ſie, und ſie lobte mit ihm die Herrlichkeit ihres ewigen Schöpfers.

Rosalie an Antonien von Lindau.

d. 1. November. (Allerheiligen.)

Meine gute, herzlich geliebte Antonie.

Ich bin früher aufgestanden als gewöhnlich, und schreibe bey Licht, um Dir, theure Freundin, recht ungestört für Deinen letzten, herrlichen Brief zu danken. Aber wie soll ich Dir danken? Wahrhaftig, ich fühle mich in diesem Augenblick so arm an Worten, als reich an Empfindungen; und so wirst Du meinen Willen für die That nehmen müssen. Du liebtest ehedem vieles Schreiben nicht, und gewiß hättest Du keine Lustfahrt für einen Brief gegeben. Und doch bist Du jetzt so pünktlich in Deinen Antworten; Deine Briefe haben eine so liebenswürdige Ausführlichkeit, und Du opferst Dein Vergnügen auf, um mir Freude zu machen! O sey mir immer, wie bisher, die gute, liebende, frohe, gefällige Freundin! Bewahre

mein Andenken, wie bisher, liebend in Deiner Bruſt, und ſende oft Deine Gedanken — wenn auch nicht auf einem fliegenden Blatte befeſtigt — in die Ferne zu Der, die Dich mit den Ihrigen unabläſſig umſchwebt. Aber keine Opfer, gute Antonie! Deine Entbehrungen ſind auch für mich — — doch das wäre unwahr. Verdanke ich nicht Deiner großmüthigen Entſagung einen langen und ſchönen Brief? und kann ich meinen Eigennutz wohl ſo weit verläugnen, daß ich Dich minder großmüthig und mich ärmer wünſchen möchte? Alſo noch einmal meinen herzlichen und innigen Dank. Du haſt mich gar zu glücklich gemacht.

Mit tauſend Thränen habe ich Clementinens Geſchichte geleſen; und ſie ſteht mir noch jetzt vor Augen. Schon als ich ſie zum erſten Mal ſah, erſchien ſie mir als eine der ſchönſten Geſtalten, die ich je geſehn; und es that mir weh, ſpäter zu hören, daß ſie ſo ganz in dem Strudel eitler Freuden verloren,

nur nach Genuß und Bewunderung ſtrebte. Jetzt hat ſie durch die Rückkehr zu ihrem beſſern Selbſt den Glanz einer Heiligen für mich gewonnen, und es iſt mir, als ſäh' ich ſie, mit dem Lichtſtrom ihrer Frömmigkeit umfloſſen, von ihrem Sterbelager über das düſtre Gewölk der Erde emporſchweben. Ich könnte ſie Dir mahlen, wie ſie vor meinen Augen ſteht; die Fülle ihrer lichtbraunen Locken von dem Myrthenkranze feſtgehalten; ihre dunkeln Augen mit ſehnſuchtsvoller Ahndung zum Himmel gerichtet; die Arme ausgebreitet, wie die Mutter Gottes auf dem herrlichen Bilde der Gallerie, zu dem wir ſo oft emporgeſchaut haben. Ich weiß nicht, Antonie, ob es dieſe Phantaſien ſind, oder ob etwas minder Sinnliches und Höheres, was mich jetzt ſo oft an den Tod denken läßt, und mir bisweilen eine Sehnſucht einflößt, die ich nur mit der zu meiner abweſenden Mutter vergleichen kann, und die doch wieder von ganz andrer Natur iſt.

Ich nähre dieſe Sehnſucht nicht abſichtlich, aber ich bekämpfe ſie auch nicht. Es würde mir allzuweh thun. Die Kunſt zu ſterben, ſagt man, ſey ſchwer; mir aber ſcheint die Kunſt zu leben noch weit ſchwerer; und wenn ſich dieſe Stimmung meines Gemüthes erhält, ſo hoffe ich Kraft genug zu beſitzen, wenn meine letzte Stunde ſchlägt, mich mit Freudigkeit und herzlichem Vertrauen in die Arme meines himmliſchen Vaters zu werfen.

Es iſt nicht blos Dein Brief, gute Antonie, und ſein ernſter Inhalt, was dieſe Gedanken herbeyführt. Vielmehr ſind ſie mit mir aufgewacht, und es iſt die Erinnerung an das heutige Feſt, was mich beym Erwachen ergriff, daß ich keine Ruhe mehr in mir fand, und nur in der Täuſchung eines Geſprächs mit Dir mein überwallendes Gefühl beruhigen konnte. In dieſer ſelben Woche vor vier Jahren kam ich als ein Kind nach München zu euch. Der Eindruck, den dieſe Stadt beym erſten Eintritt auf

mich machte, die freundliche Aufnahme, die wir fanden, die sonnenreichen und warmen Tage in so später Jahreszeit, und der schönere Glanz des Himmels bey Tag und Nacht — Alles das ist mir noch bis auf die kleinsten Umstände gegenwärtig. Indem wir uns mit den Merkwürdigkeiten der Stadt bekannt machten, wurden wir, am dritten Tage nach unsrer Ankunft, den Abend vor Aller-Seelen, auf den Gottesacker geführt. Nie hat mich ein Anblick mehr überrascht. Alle Gräber reich mit Blumen geschmückt, brennende Kerzen überall, überall Betende, und eine Fluth von Menschen, die zwischen den Gräbern auf und abzog, um das Andenken der Ihrigen zu feyern, und die dürren Hügel mit Thränen der Liebe oder mit geweihten Wasser anzufeuchten. Ich hing an den Armen meines seligen Vaters, noch matt von einer Brustkrankheit, von der ich kurz vor unsrer Reise genesen war, und die auch in verschiedenen Zwischenräumen wieder

zurückkehrte. Die freundlichen Augen dieses guten Vaters wendeten sich damals oft zu mir, als freuten sie sich, mich nicht auch unter den Todten zu sehn; und ich nahm wahr, daß sie sich mit Thränen füllten. Jedes Jahr ward dieser Gang wiederholt. Da wir ihn gemeinschaftlich zum letzten Male machten, ward ein Bürger begraben, der in der Blüthe seiner Jahre gestorben war; und zwey Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, weinten um sein Grab, und konnten vor Jammer und tiefer Betrübniß die Gebete nicht mitsprechen. Wir sahen trauernd zu, und hingen uns fester an des Vaters Arm. Ach wenige Monate nachher, als der May die Gräber mit lebendigen Blumen bestreute, ward dieser gute Vater an demselben Orte eingesenkt. Damals schien alle Freude von mir zu fliehn. Ich lag oft auf meinen Knieen und betete zu Gott, mich dieser Welt zu entnehmen, und mir eine Stätte zu bereiten, neben dem Seligen,

hier, in dem Grabe, und dort unter ſeinen Heiligen. Ach damals, in dieſer ſchmerzvollen Zeit, damals warſt Du, gute Antonie, das Einzige, was mich an die Erde knüpfte, und ich ſchloß mich ſeit jener Zeit inniger an Dich, und erkannte Dein ganzes, herrliches Gemüth und Dein zartes Mitgefühl, bey ſo vieler Fröhlichkeit und einem ſo heitern Sinn. Zwar hatte Dir früher ſchon Deine offne Miene, Dein helles, freundliches Aug' und die Leichtigkeit Deiner Unterhaltung mein Herz gewonnen; und da Du auch Neigung zu mir verriethſt, ſo ſchlang ſich das Band des Zutrauens immer feſter um uns. Aber in jenem Frühlinge wurde es durch die traurige Begebenheit mit einemmal unauflöslich verknüpft. In dem großen Schmerz, der mich gegen Alles gleichgültig machte, und den niemand ſo theilte wie Du, ſchloſſen ſich unſre Herzen wunderbar auf, und wir verſtanden ohne Worte, was das Innere

der andern bewegte. Dieſes Gefühl milderte die Heftigkeit meines Schmerzes, und meine Sehnſucht nach einem andern Leben ſchien durch das Leben in Dir gewiſſermaßen befriedigt zu ſeyn. Die Freude kehrte zurück in meine Bruſt, aber eine reinere und höhere Freude, als ich je vorher empfunden hatte. Meine Einbildungskraft nahm einen neuen Schwung; alle meine Gefühle wurden tiefer und inniger. Das kam mir Alles von Dir. Nach Gott warſt Du mein erſter und letzter Gedanke. Mein Gebet ſchien mir erhörlicher, wenn Du neben mir knieteſt; ich verſtand beſſer was ich mit Dir las; und die Muſik, die ich mit Dir machte, ſprach mich vernehmlicher an. Ach dieſes Glück, das mir aus dem Unglück aufgeblüht war, ſollte nur von kurzer Dauer ſeyn. Wir mußten München verlaſſen, um in unſer Vaterland zurück zu kehren; auf einige Zeit nur, ſagte meine Mutter zuerſt; aber ich fürchte, daß es auf immer iſt. Mein

Schmerz war groß. Du haſt nicht alle meine Thränen geſehen; ich verbarg ſie Dir, ſo lang es möglich war, bis etwa die Deinigen dem gehemmten Strome und dem ſchwer gepreßten Herzen Luft machten. Viele deuteten meine Traurigkeit falſch. Es waren nicht die Vergnügungen der Reſidenz — an denen meine Mutter in ihrem Wittwenſtande keinen Antheil mehr nahm — es war nicht der Glanz dieſer ſchönen Stadt, was zu verlaſſen mich damals ſo tief ſchmerzte: es war die Trennung von Dir, in der ich mich ſelbſt wiederfand, von Dir, die mein Seyn vervielfältigte und veredelte, indem ſie jede meiner Empfindungen, jeden meiner Gedanken in ſich aufnahm, und ſchöner, ſtärker und verklärter wieder gab.

Laß es Dich nicht befremden, theuere Antonie, wenn ich das Andenken an die Todten, und unſre lebendige und innige Freundſchaft ſo zuſammen verſchlinge. Beydes verſchmilzt ſich in meinem Herzen zu

Einer Wehmuth, indem das Andenken an die Entſchlafenen durch die Freude an ihrem ſchönen Daſeyn beleuchtet, die Freude über den Beſitz Deiner Liebe aber mit den Thränen des Schmerzes über unſre Trennung bethaut wird. Der Tod, welcher unſer Band ſo feſt gezogen, hat eben dadurch einen groſſen Theil ſeiner Schreckniſſe für mich verloren, und wenn er mich einſt mit ſeiner kalten Hand berührt, ſo werde ich auch dann glauben, daß er uns in den Gefilden einer unwandelbaren Seligkeit feſter und inniger vereinigen wolle. Ja, gute Antonie, wenn ich an Dich denke, und mir Dein liebes Bild ſo lebendig vor Augen ſteht, daß ich ihm die Hand bieten und es an mich ziehen möchte, da erhebt ſich in meiner Seele ein ſo unausſprechliches Gefühl von Seligkeit, daß ich ſchon dann die Banden des Körpers zu brechen wähne. Dann, meine ich, würde ich Dich zwar nicht inniger, aber doch auf eine andere Weiſe lieben; und ob

ich mir gleich diese Weise nicht denken kann, so ergreift mich doch schon der Gedanke davon mit einem so unnennbar süßen Gefühl, daß mich eine unbesiegliche Sehnsucht nach dem Zerfallen der irdischen Banden erfüllt, die uns jetzt von einander halten. Dann horche ich leise — aber schilt Deine Freundin nicht — dann horche ich auf die Krankheit meiner Brust, und es ist mir, als ob ich mich freuen müßte, wenn in der schmerzhaft verengten Höhle das Herz ungleich und krampfhaft bebt. Dann sage ich zu mir: Wie lange dauert es noch, so steht es ganz still, und der Krampf des Lebens ist geendet, und mein entfesselter Geist geht zu seiner ewigen Heimath ein, und harrt der Freundin entgegen, bis auch sie, ein schönerer Engel, erscheint, und wir dann Hand in Hand vor den Thron des Ewigen treten, wie zwey in einander brennende Flammen, ewig vereint in unendlicher Seligkeit. — O meine Freundin, gute, theure Antonie, laß uns doch

recht gut und fromm seyn, damit diese Wünsche nicht vereitelt werden! Laß uns alles dulden, was Gott uns etwa auflegen mag, mit gelassener Ergebenheit, damit er uns einst zu sich rufe, und wir unerschrocken seiner Stimme folgen und zu ihm sagen dürfen: Sieh, Herr; da sind wir, die Du zu Dir berufen hast.

Ich habe diesen Tag angefangen, wie ich jeden anfangen, wie ich jeden endigen möchte. Der Gedanke an meine Freundin hat mich erheitert und aufgerichtet; was auch heute geschehn mag, es kann mich nicht ganz zu Boden werfen. Ach Antonie! manche meiner Tage sind mit stechenden Dornen bestreut. Und meine gute theure Mutter bleibt noch immer aus, und die Zeit ihrer Rückkehr ist noch nicht bestimmt. Sie hat ein mühsames Tagwerk vorgefunden. Der selige Onkel war in mannigfaltige Geschäfte verflochten, so daß es schwer ist, das Chaos der Erbschaft zu entwirren. Indeß hofft

ſie einen glücklichen Erfolg, und, nach Befriedigung der Gläubiger, noch ein anſehnliches Vermögen zu retten. Ihr letzter Brief iſt ſehr kurz. Sie iſt in Geſchäften vergraben und arbeitet den ganzen Tag mit ihrem Sachwalter. Doch hat ſie einige angenehme Bekanntſchaften gemacht: mit einer liebenswürdigen Familie, in welche eine der Töchter Dir, die Mutter der Deinigen gleicht. Sie grüßt Deine verehrte Mutter und Dich. Küſſe ihr auch in meinem Namen die Hand, und verſichere ſie meines ehrerbietigen Andenkens. An Madam Conſtant und ihre Schülerinnen, klein und groß, Grüße und Küſſe.

Von ganzer Seele

Deine

Dich herzlich und einzig liebende

Roſalie.

Seit einigen Tagen iſt die Couſine Kunigunde hier. Ich kann noch nichts von ihr ſagen. Aber ich fürchte, die Hoffnung, eine Freundin in ihr zu finden, wird mich getäuſcht haben.

Rosalie an ihre Mutter.

Wie soll ich Dir, theuerste Mutter, hinlänglich danken für die, wenn schon nur wenigen, aber doch so freundlichen und liebevollen Worte, mit denen Du Deine entfernte, einsame Tochter erfreut hast? Du weißt zwar, wie sehr ich Dich liebe; aber die Sehnsucht der Getrennten kennst Du noch nicht. Ach ich glaubte wohl bisweilen, einige Selbstständigkeit zu besitzen, und mich selbst berathen zu können. Thörichter Wahn! Was ich für mein Eigenthum hielt, war nur die Wirkung Deiner Nähe, und der wohlthätige Einfluß Deines klaren und festen Sinnes. Seit Du entfernt bist, und ich einsam stehe, suche ich oft vergebens Rath in mir; das Ziel verschwimmt in dem Nebel der Ungewißheit, und ich stehe, wie ein verlornes Kind in dem unendlichen Wald, ohne Aussicht und Führer.

Daß ich in diesem Gefühle mehr als jemals bereit bin, jedes Deiner belehrenden Worte in mich aufzunehmen, wirst Du meiner Versicherung leichtlich glauben. Ich gebe Dir, geliebte Mutter, mein heiliges Wort, die Ehrerbietung nicht zu verletzen, die ich der Schwester eines geliebten Vaters — ach! daß sie nur seine halbe Schwester ist! — schuldig bin, und der Reizbarkeit ihres Charakters die größte Ergebenheit entgegen zu setzen. Gewiß hat mich Deine Milde zu sehr verwöhnt, so daß mir manches härter scheint, als es ist; auch bin ich vielleicht selbst reizbarer als sonst, weil ich Deiner liebenden Gegenwart entbehren muß. So wird mir also mein jetziges Verhältniß eine Schule der Sanftmuth seyn, und ich werde besser und mit gestärkter Kraft in die Arme der gütigsten Mutter zurückkehren.

Seit sechs Tagen hat sich unser kleiner Kreis durch die Ankunft der Cousine erweitert. Die Tante freute sich sehr, sie nach

einer Abwesenheit von mehreren Jahren wieder zu sehn; für mich war sie, wie Du weißt, eine ganz neue Bekanntschaft. Noch ist sie mir ziemlich fremd, und ich darf Dir wohl gestehn, daß ich mich an ihren etwas absprechenden Ton noch nicht gewöhnen kann. Sie scheint in Berlin sehr ausgebreitete Bekanntschaften gehabt zu haben, an die sie sich gern erinnert, und die ihr denn freylich die Einsamkeit in dieser kleinen Landstadt ziemlich unschmackhaft machen mögen. Indeß werden wir in einigen Tagen nach der Residenz reisen, und die Tante will die Güte haben, mich mit zu nehmen. Die Cousine kann den Tag der Abreise kaum erwarten, und betreibt die Vorbereitungen mit einem Eifer, der Schlaf und Ruhe aus unserm Hause verbannt. Auch ich, liebste Mutter, sehe dieser Zerstreuung mit Vergnügen entgegen. Ich bin selbst in diesen letzten Monaten etwas schwermüthig geworden. Die Tante aber und die Cousine werden gewiß

in der Nähe des Hofs und in der glänzenden Residenz recht glücklich, und ihre bessere Laune wird auch mir vortheilhaft und erfreulich seyn.

Daß mir in meinem letzten Briefe ein klagendes Wort über meine Gesundheit entfallen ist, thut mir jetzt aufrichtig leid, da ich sehe, daß es Dich mehr beunruhigt hat, als die Sache verdient. Du kennst ja, liebste Mutter, mein altes Uebel, und daß unser treflicher Münchner Arzt uns immer mit der Aussicht tröstete, daß sich in wenigen Jahren alles bis auf die letzte Spur verlieren werde. Es scheint mir auch gar nicht, daß sich der Schmerz oder die Engbrüstigkeit vermehre, und ich schone meine Brust, und singe nicht, ob ich schon mit einiger Vorsicht ziemlich lange und laut lesen kann. Mit meinem Aussehen würdest Du zufrieden seyn. Meine Farbe hat sich erhöht, und ich darf sagen — wird meine gütige Mutter nicht lächeln? — daß ich nie blühender ausgesehen habe, als jetzt.

Von Eduard ist noch nichts gekommen; gewiß aber dürfen wir in den nächsten Tagen Briefe erwarten. Du kennst seine Art — wenn er im Zuge der Arbeit ist, immer an der Einen Sache zu hängen, und vorzüglich seinen Briefwechsel bis zur Vollendung der Arbeit aufzuschieben. Du darfst also nicht ängstlich um ihn seyn. Jetzt, am Ziele seiner Studien, wird er eifriger arbeiten als je, und wir dürfen wohl nicht mit ihm zürnen, wenn er uns etwas länger als gewöhnlich warten läßt.

Meinen nächsten Brief wirst Du wahrscheinlich aus der Residenz erhalten, und vielleicht wird er reichhaltiger seyn, als der gegenwärtige, den ich unter mancherley Störungen und Zerstreuungen schrieb. Bis dahin, theuerste Mutter, lebe wohl, und denke, wie immer, mit nachsichtsvoller Güte an Deine

Dich zärtlich liebende, gehorsame Tochter

Rosalie.

Kunigunde von Wallburg an Louiſe von Breſchot.

Nun, wie ich gedacht habe — gerade, wie ich gedacht habe! Ein elenderes, abſcheulicheres Neſt, als dieſes, muß es im ganzen heiligen römiſchen Reiche nicht geben, noch ein langweiligeres Leben als das unſrige. Das Haus der Mama iſt absolument wie ein Nonnenkloſter, und einige Damen aus dem alten Teſtament, die des Abends zum Whiſt kommen, das iſt alle unſre Geſellſchaft, und die einzige Zerſtreuung, die es hier gibt. Doch ſoll außerdem noch beau monde hier ſeyn, mit der wir aber leider in keiner relation ſind: die Frau Inſpektorin, die Frau Rentverwalterin, die Frau Kornſchreiberin, und eine Frau Bürgermeiſterin, die ein ſchöner Geiſt iſt und Verſe macht. Was meinſt Du? gibt das nicht Anſprüche? oder glaubſt Du, daß es in Ber-

lin eine Bürgermeistersfrau gibt, die Verse macht?

In der That, chère Louise, wenn ich hier zwey Monate aushalten sollte, in dieser erbärmlichen Kleinstädterey, ich verginge. Kaum bin ich acht Tage hier, und schon wird mir die Zeit so lang, wie bey dem Abendsegen unsrer alten Mamsell Carillon, bey dem man doch noch einschlafen durfte. Hier ist nicht einmal dieses erlaubt. Denn da gibt es immer etwas zu befehlen, zu schicken, oder zu zanken. Kaum habe ich die Viertelstunde erobern können, um Dir endlich zu schreiben. Glaube nicht chère Louise, daß ich mein gegebenes Wort vergessen habe; aber vergiß Du auch das Deinige nicht. Mein Gott, das war ja der einzige Trost, den wir hatten, Carl und ich, daß wir unser Schicksal in Deine treuen Hände legen könnten.

Der arme Mensch! Er dauert mich recht. Hast Du ihn seit meiner Abreise schon gesehn?

Er iſt wohl recht traurig? Hätte uns nur das unzeitige Donnerwetter nicht die Partie in den Thiergarten vereitelt, ſo hätten wir doch den letzten Abend noch recht genießen können! Es war alles ſo gut veranſtaltet! Unſer Argus ſo gut untergebracht! Wahrhaftig, ich kann mich noch jetzt nicht darüber zufrieden geben.

Sag' ihm das doch, liebe Louiſe, damit der arme Menſch ſieht, wie ſehr ich ihn liebe. Ich hab' es ihm auch in dem beyliegenden Briefchen geſchrieben, das ihm die treue Jeannette ſchon auf der Parade zuſtecken wird. Gewiß wird er Gelegenheit ſuchen, Dich bald zu ſprechen, um Dir eine Antwort einzuhändigen, und ſeine Klagen auszuſchütten. Du wirſt es ſchon zu machen wiſſen, daß Mamſell Cerberus nichts bemerkt. Nun, ſie iſt überhaupt nicht die ſcharfſichtigſte. Ich muß noch jetzt lachen, wenn ich an die luſtigen Streiche denke, die wir hinter ihrem Rücken ausgeführt haben.

Dient ihr capuchon noch immer als boëte für die verliebte Correſpodenz der Penſion? Und corrigirt ſie noch immer ſo ahndungslos Eure billets-doux an Eure amants?

Aber das Wichtigſte nicht zu vergeſſen! In einigen Tagen gehen wir nach der Reſidenz. Die Fürſtlichkeiten ſind von der Reiſe zurück; ich werde vorgeſtellt, und wahrſcheinlich — doch dieß entre nous — Hofdame. O wenn das wäre! Und ich glaub' es gewiß. Dann bin ich doch ſicher vor der Rückkehr in dieſes abſcheuliche repaire der Langeweile, und vor der Sklaverey bey der gnädigen Mama. Mehr kann ich heute nicht ſchreiben. Die ganze Laſt der Vorbereitungen, die wir für die Reiſe machen müſſen, liegt auf mir. Die Garderobe der gnädigen Mama iſt mit ihrer Beſitzerin in das alte Regiſter gekommen, und bedarf einer gänzlichen Reform. Hier weiß niemand etwas, und ſo muß ich Alles angeben, Alles betreiben — und am Ende iſt doch Alles unge-

ſchickt gemacht. Du glaubſt nicht, wie vielen Aerger ich dabey habe! Nächſtens mehr. Adieu, chère amie: mille complimens à ton aimable cousine Amélie, et une chiquenaude au nez rouge et boutonné de Mlle Carillon. Adieu, je t'embrasse de tout mon coeur.

Conigonde de Wallburg.

Apropos. Ich habe die Couſine Roſalie hier im Hauſe etablirt gefunden. Recht hübſch; wem ein kreideweißer Teint, eine ſpindelförmige Taille, und ein Paar todte blaue Augen gefallen. Dabey iſt ſie ſo dumm-gutmüthig, daß ich ihr jeden Augenblick unter die Naſe lachen muß. Was Die mit in der Reſidenz machen ſoll, weiß Gott! Denn am Hofe kann ſie nicht erſcheinen, da ihre Mutter eine Bürgerliche iſt. Und mitnehmen müſſen wir ſie doch.

Nun ſie mag zu Hauſe ſtudiren und muſiciren; denn das iſt ihr Element.

Frau von Wallburg an Frau von Alban.

Verehrte Frau Schwägerin.

Daß ich ſo lange her nicht an Dieſelben geſchrieben, werden Sie mir mein Stillſchweigen zu Gute halten, wenn ich die Ehre habe, Ihnen zu ſagen, daß theils meine Geſundheit nicht die beſte geweſen, theils weil ich viele Geſchäfte gehabt habe wegen der Reiſe nach der Reſidenz. Ich bin nehmlich auf dem Sprunge nach der Reſidenz zu reiſen, um Kunigunden am Hofe zu präſentiren. Sie hat in Berlin, ich muß ſagen, große progrès gemacht, iſt auch etwas größer geworden, wohl um drey Finger breit, und kleidet ſich mit vielem Geſchmack. Ich bin in meiner Jugend auch in einer Berliner

pension gewesen, und weiß, was man da profitiren kann. Es ist ganz etwas anders. Es ist mir große Hoffnung gemacht worden, daß sie als dame d'honneur könnte placirt werden, und da darf man keine Zeit versäumen. Sie hat alle qualités für den Hof, aber für die Einsamkeit taugt sie nicht; so daß sie mir hier, wo man sich freylich behelfen muß, ganz übellaunisch geworden ist. Am Hofe wird sich die mauvaise humeur schon geben; denn sie hat erstaunlich viel Witz und weiß sich zu produciren. Und das ist doch die Hauptsache. Es thut mir in der That recht leid, daß ich von der Fräulein Nièce nicht so ganz das nämliche favorable Urtheil fällen kann. Sie hat eine gewisse — soll ich sagen, gauchierie, oder roideur? — genug, sie hat noch viel zu lernen, wenn sie sich in die große Welt passen soll. Da mir die Frau Schwägerin dieselbe während Dero Abwesenheit anvertraut haben, so hab' ich es mir zum devoir gemacht,

nach Kräften zu ihrer Ausbildung zu contribuiren; aber es hat bis jetzt noch nicht anschlagen wollen. Wenn Damen bey mir sind, und wir uns von die interessantesten Gegenstände unterhalten, scheint sie sich zu ennuyiren, indem sie ganz stumm dabey sitzt, und an der conversation gar keinen Antheil nimmt. Es ist ja schon gut, daß man gelehrt ist, und schreiben kann; aber ein Gespräch zu souteniren, das ist doch die Hauptsache, und das lernt man nicht aus den Büchern, sondern in der großen Welt. Kunigunde sagte neulich: Die Cousine käme ihr vor, sans comparaison, wie Faust's Höllenzwang. Von außen wär' er wie ein anderes Buch, und wenn man ihn mühsam aufgemacht hätte, müßte man auch den rechten Verstand selber dazu thun, wenn man die Geister citiren wollte. — Wir mußten recht lachen über die saillie.

Wenn nun also Kunigunde Hofdame wird, wie es sehr das Ansehn hat, so werde ich

einen séjour von zwey oder drey Monaten am Hofe machen. Der Fräulein nièce wird das auch profitable seyn, eben wegen der société, wenn sie schon nicht am Hofe erscheinen kann. Sie muß sich doch da etwas mehr Gewalt anthun. Das Spiel scheint ihr auch fatal zu seyn; und das ist doch ein Talent, das eine Person von Erziehung gar nicht entbehren kann. Nach Dero letzten geehrten Zuschrift fangen Ihre Geschäfte an, sich in etwas zu débroulliren, wozu ich von Herzen gratulire. Kaufmanns-Angelegenheiten pflegen sehr verwickelt zu seyn. Wenn Dero retour naht, so bitte mich mit einigen Worten davon zu avertiren, und über das Fräulein Tochter zu disponiren. Mich Dero fernern Freundschaft empfehlend

verehrte Frau Schwägerin

Dero

ganz ergebene Dienerin

Sabine von Wallburg geb. von Alban.

Louise von Breschot an Kunigunde von Wallburg.

Deux mots seulement, chère Conigonde, car obsédée par notre dragon, je ne puis jamais trouver le moment pour causer avec toi à mon aise. Ta lettre a été rendue, non par l'officieuse Jeannette, qui, attrapée à une de ces ambassades secrètes qu'elle faisait pour nous, a été renvoyée brusquement — de sorte que je fus obligée d'avoir recours à la complaisance de mon bon Ferdinand qui a bien voulu se charger de cette commission. Le bon garçon! Pour un de mes regards il ferait bien autre chose.

Si j'avais le tems, j'aurais tout plein de choses à te dire; mais je dois m'expédier à la hâte. Nos intrigues vont toujours leur train, et si une voie est fermée, nous ne manquons pas d'en dé-

couvrir cent autres pour tromper la vigilance de nos Argus. Mathilde a rompu avec Sorbelli qui était trop jaloux; à sa place trois autres se sont mis sur les rangs; elle a à choisir, mais il y a toute apparence qu'elle voudra les garder tous les trois. Ah chère Conigonde, pourquoi la tyrannie d'une mère impérieuse et absolue t'a-t-elle arrachée de nos bras? Nous étions si heureuses! Helas, jamais tu ne trouveras de si belles occasions pour exercer ton esprit et tes rares talens! Car surement tu n'as pas ton égale en fait d'intrigues.

Il nous est arrivée une pensionnaire de Stendal, assez jolie, mais si sotte, si sotte! — comme ta cousine. Nous avons attrapé une de ses lettres dans laquelle elle fait la description de ses sentimens à son arrivée à Berlin, mêlée de quelques observations sur la pension où elle doit être décrassée. Nous avons copié cette

lettre qui après avoir diverti la pension, en fait autant dans la ville où nous la faisons courir par nos bons amis. La pauvre auteur en a bien pleuré; elle dit que nous sommes bien méchantes — en quoi elle ne se trompe peut-être pas — mais la Bonne qui a ri de bon coeur de ce tour divertissant, lui a observé que cette petite noirceur pourra tourner à son avantage, et que c'est peut être le seul moyen pour la corriger de sa sottise. Je ne sais pas si cette observation l'a fort consolée; mais nous l'avons mise à profit nous autres, et à chaque occasion des passages de cette lettre récités et commentés la font rougir et enrager. J'en ai pris une copie, moi, et je te l'envoie pour te faire plaisir. Tu pourras t'en servir pour divertir tes amis et la cour de C.

Ah que tu seras heureuse, Conigonde! Etablie à une cour brillante — dame d'hon-

neur même! Voilà un bonheur qui pourrait me donner de l'envie, si je ne t'aimais pas comme je fais, et si je n'avais pas la perspective d'être placée dans la même qualité à la cour de Hohenlohe.... Cette cour n'est pas aussi brillante que la vôtre, mais au moins je serai à l'abri du despotisme de ma tante Hornstein, et de l'ennui de la campagne que je déteste encore davantage. Adieu, chère Conigonde, on m'apelle pour souper. J'attends de tes nouvelles avec la plus grande impatience, mais des nouvelles bien détaillées. Entends-tu? Adieu, Adieu.

Louise de Breschot.

Aus Roſaliens Tagebuch.

Sehr oft höre ich ſagen „es ſey nicht möglich in der Welt zu leben, ohne Verſtellung.“ Welch ein ſchreckliches Bekenntniß iſt das! Das Laſter hat alſo die Geſtalten ſo verzerrt, daß niemand weder ſich ſelbſt noch andere ohne Abſcheu betrachten kann? Darum ſind ſie ſämmtlich übereingekommen, ſich einander nicht mit offenem Geſichte zu zeigen, und, zufolge dieſer Uebereinkunft, ſo lange die Mummerey des Lebens dauert, die vorgenommene Larve wie ein wirkliches Geſicht zu behandeln. Gegen dieſe Uebereinkunft zu handeln, iſt Mangel an Lebensart.

Und doch iſt dieſer Mangel an Lebensart und Weltgebrauch oft ſo ſchön! Die kleine, dreyjährige Agnes unſrer Nachbarin rührt mich oft bis zu Thränen, wenn

ſie ſo aufrichtig alles ſagt, was ſie denkt, Gutes und Böſes, und ihr kleines Herz ohne alle Abſicht enthüllt. Kann nicht dieſe Kindlichkeit auch auf ſpätere Jahre übergehen, und würde ſie da weniger ſchön, weniger rührend ſeyn? Es iſt etwas ſo Himmliſches, ſo Heiliges darin! Es iſt, als ob man aus einer tiefen, dunklen Grube in das reine Azur des offnen Himmels ſchaute?

Ich bin feſt entſchloſſen, mich nie zu ſchminken, was auch immer meine Verhältniſſe ſeyn mögen. Alle Gründe, die man anführt, ſiegen nicht über mein Gefühl, und mein Gefühl ſagt mir, daß es etwas Buhleriſches iſt, da, wo man natürliche Farben erwartet, durch einen falſchen Anſtrich von Geſundheit und Schönheit zu täuſchen. Dieſes Gefühl hat mehr Wahrheit für mich, als alle Klügeley. Bey andern Arten des Putzes fühl' ich dieſes innere Widerſtreben nicht. Es kann gleichgültig ſcheinen, ob ich

in dem, was augenscheinlich nicht zu mir gehört, etwas mehr oder etwas weniger thue — obschon auch überladner oder ängstlich gesuchter Putz etwas Widriges ist — aber das, was ich selbst bin, und scheinen will, soll aufrichtig seyn. Geschminkte Wangen und Lippen, gefärbte Haare, geschminkte Worte, geschminkte Gesinnungen und Tugenden — alles das ist gleich häßlich, tückisch und gottlos.

Ein Mensch, der unter der Gewalt seiner Sinne steht, kömmt mir vor, wie ein mächtiger Herr, der von seinen schlechtesten Knechten regiert wird.

Wenn die Menschen etwas mehr aus sich selbst machten, so würden sie nicht so nach äußerer Auszeichnung trachten. Dieses unmäßige Streben ist die Quelle des häßlichen Neides, der Misgunst, des Hasses und wahrer Verbrechen. So verkehrt sind manche,

daß sie höher zu steigen meinen, wenn sie abwärts gehn, und das Ziel, das vor ihnen liegt, hinter sich suchen.

Es ist mir bisweilen vorgekommen, als ob das, was man als Erfahrung und Weltkenntniß rühmt, vornehmlich die Kenntniß der menschlichen Gebrechlichkeit sey. Diejenigen, die man mir am meisten wegen dieser Gabe rühmte, schienen auch in der That meistentheils kalte und mistrauische Leute zu seyn, die an nichts Großes glaubten, zu jeder uneigennützigen und freyen That ungläubig lächelten, das Gute für einen leeren Schein, und nur das Böse für etwas Wahrhaftes hielten. Hatten sie ihre Erfahrung und Menschenkenntniß um diesen Preis erkauft, so hatten sie einen schlechten Handel gemacht, und um sich gegen die Gefahr kleiner Täuschungen zu sichern, hatten sie sich um das Größte und Herrlichste betrügen lassen. Ich kann mir aber gar wohl ein Ge-

müth denken, das den brennenden Enthusiasmus des Guten, den Glauben an die Tugend, die Liebe der Menschen, die Achtung gegen jede schöne That und jedes edle Gefühl, so mit der Kenntniß des Bösen und der Ränke, die das Leben zu Grunde richten, vereinigte, daß ihn diese über jeden Betrug, sein Gefühl und Glaub' aber über alle Verachtung der Menschen erhübe.

Des Sohnes Wiederkunft.

Ein Jüngling war in einem einsamen Thale geboren, und in dem Schooße einer stillen Hütte, unter den Augen eines ehrwürdigen, aller Weisheit kundigen Vaters aufgewachsen. Der Sohn war des Vaters Freude, und des Vaters Wille war auch der Wille des Sohnes, und es war ein frohes, frommes und einträchtiges Leben bey ihnen. Als aber der Jüngling eines Abends allein vor der

Hütte saß, und die flammende Sonne nieder ging hinter dem blauen Gebirg, das in weiter Ferne nebelte, und das glühende Abendroth heraufstieg, und den Saum des Gebirges vergoldete, da ergriff ihn eine große Sehnsucht mit der Sonne zu ziehn; und sein Auge schloß sich nicht die ganze Nacht; und als der Morgen dämmerte, trat er zu seinem Vater und sprach: Segne mich, mein Vater, und laß mich ziehen in das Abendland, daß ich sehen möge, wo die Sonne zur Ruhe geht. Denn ich habe keine Rast weder bey Tag noch bey Nacht, so groß ist mein Sehnen, und so treibt es mich in das Weite hinaus. — Und der gütige Vater sprach: Ziehe hin mit Gott; aber wo Du auch seyn magst, sey meiner eingedenk, und der stillen Heimath, und aller Lehren, Die ich Dir gegeben habe. — Dann segnet' er ihn und gab ihm einen Spiegel und sagte: Wenn Du in diesen Spiegel blickst, wirst Du diese Hütte sehn, und das Angesicht Deines Va-

ters, und dann wirst Du meiner gedenken, und ich werde Dir helfen, wenn Du der Hülfe bedarfst.

Der Jüngling ging und schritt fröhlich fort, und bald lag die väterliche Hütte weit hinter ihm. Und als die Sonne abwärts stieg, lagerte er sich auf einen Hügel, und schaute nach dem Thale zurück, von dem er ausgezogen war, und dachte gerührt an den bejahrten Vater, und zog den Spiegel hervor, und sah darin die freundliche Gestalt des ehrwürdigen Greises. Dann schlief er ruhig ein, und die Sterne thauten milde Strahlen auf ihn herab, und schöne Träume stiegen mit den Strahlen in des Jünglings Seele. Und als der Morgen kam, sprang er froh und rüstig auf, grüßte noch einmal die Gegend seiner Heimath, und zog dann weiter an seinem Wanderstab, und immer weiter, und jeden Morgen und jeden Abend wendete er sich gen Aufgang nach dem Vaterhause, und beschaute das Bild seines Va-

ters. Bald kam er nun in bewohnte Gränzen und in große Städte, und sah der Menschen Thun und Treiben, und wie sie mit einander arbeiteten und gegen einander, und sich liebten und haßten, und nach dem Glück und Genusse rennten, der eine auf diesem, der andre auf jenem Wege. Und nachdem er eine Weile zugesehen hatte, ergriff ihn die Begierde, Gleiches zu thun, und er mischte sich in ihr Getümmel, und rennte mit der Menge, und kam nie zum Ziel. Aber viele Tage vergingen jetzt, wo er nicht nach der Heimath sah, und auch seines Vaters nicht eingedenk war; denn all sein Sinnen und Denken war bey dem, was um ihn her geschah, und bey der Lust, die er genoß, oder nach der er trachtete. Da begab es sich nun, daß er eines Tages mit schlimmen Gesellen zog, die ihn mishandelten und schlugen bis auf den Tod, und ihn dann liegen ließen auf einem einsamen Felsen, wo niemand seine Stimme hörte, und kein

Wandrer vorüberzog, der ſich ſeiner erbarmte. Jammernd lag er da in ſeiner großen Noth, und ſah hinauf nach den Bergen, und hinab in die Tiefen; aber es erſchien keine Hülfe. Jetzt ging die Sonne unter, und die feuchte Nacht ſtieg über ſeinem Haupte herauf, und rollte breite Nebel über den Himmel aus, und kein Stern leuchtete in der tiefen Finſterniß. Auch ſchloß kein erquickender Schlaf die matten Augenlieder des Jammernden, und kein mitleidiger Traum ſtieg zu ihm herab; ſondern das Grauen der Finſterniß umlagerte ihn, und Stimmen der Nachtvögel kreiſchten aus tiefen Schluchten, und ſchreckten ſein Ohr. Dann rollte der Donner in dem Gebirge, und furchtbare Blitze ſtürzten aus weitklaffendem Gewölk herab, und ſengten die Zweige um ihn her, und der Hügel ſtürzte hernieder und verheerte den Wald. Und da der Morgen kommen ſollte, lag doch noch dicke Nacht über der Erde. Wehklagend und ſtöhnend erhub ſich

jetzt der Arme von dem harten Lager seiner Schmerzen, und arbeitete sich mühsam fort, um einen Ausweg zu suchen, wo er menschliche Hülfe fände; aber er irrte umsonst umher durch grausenvolle Schluchten, und eckeln Moor; und der Regen strömte herab, und die Blitze umkreisten ihn. Auch glühten seine offnen Wunden, und ein brennender Durst verzehrte ihn, den der Regen nicht löschte, welcher auf seine Zunge fiel. Oft warf er sich nieder zur Erde, aber die Erde war durchnäßt, und bot ihm keine Ruhestatt. Auch der Hunger quälte ihn jetzt, und da er umherfühlte nach Nahrung, faßte seine Hand den Spiegel, und, was lange nicht geschehen war, er schaute hinein. Aber ach! er sah nur seine eigne Jammergestalt und die Verwüstung umher, nicht die stille Heimath in dem friedlichen Thal, noch das tröstliche Bild des ehrwürdigen Vaters. Da fing er laut an zu weinen über sich selbst, und warf sich sein Vergessen vor, und das sinnlose

Treiben, aus dem alles ſein jetziges Leiden entſprungen ſey. Und es überfiel ihn eine ſo glühende Schaam und eine ſo bittere Reue, daß er die Schmerzen ſeines Leibes faſt ganz darüber vergaß, und nur dachte, wie er den Weg wiederfände zu dem liebenden Vater und in die geliebte Heimath. Und er verlangte jetzt mehr nach der engen Hütte, als früher nach der weiten, unermeßlichen Welt. Wie er nun ſo ging und ſann, und ſein ganzes Herz in Sehnſucht zerfloß, da ſchlug der Himmel ſeinen Regenſchleyer zurück, und lachte friſch und blau herein, und die Vögel ſangen munter in den Zweigen, und das Abendroth brannte durch die ſchauernden Birken, und die Bruſt des Wandernden ſchwoll von Hoffnung und erquickendem Vertrauen. Und ein Thal öffnete ſich vor ſeinen überraſchten Blicken, und ſieh, im milden Schimmer des Abendlichts lag vor ihm die ſtille Heimath mit ihren Bäumen, und von den Strahlen umfloſſen trat der

gütige Vater unter dem Laubdach hervor, und öffnete dem Kommenden die Arme, und der Sohn ſank weinend zu des Vaters Füßen, und dieſer drückte ihn an ſeine Bruſt, und alle ſeine Wunden heilten, und ſeiner Schmerzen wurde nicht mehr gedacht.

Eduard an Roſalien.

Genf, d. 20. October.

Wenn die Gedanken, die wir als freundliche Boten in die Weite ſchicken, um ſich an die Bruſt unſrer Lieben zu legen, mit ſo deutlichen Zeichen ſprechen könnten, wie ein Brief, ſo würde meine Roſalie nicht über die Vergeſſenheit ihres Bruders klagen. Doch ſie klagt auch nicht; denn ſie verſteht die leiſe Sprache der Sympathie, und ihr inneres Ohr iſt jenen flüſternden Boten offen. Du ſiehſt, daß ich Eines Glaubens mit Dir bin. Ich habe nie anders gedacht; aber

lebendiger war dieser Glaube nie in mir, als er jetzt ist. Ja, geliebte Rosalie, öfterer als je bist Du meiner Seele gegenwärtig gewesen in diesen Tagen des Stillschweigens; öfterer als je hat Dich meine Sehnsucht zu mir gerufen, und an mein klopfendes Herz gerissen, und in Träumen gesehn. Du hast an allen meinen Freuden Theil genommen. Denn ich habe glückliche Tage gelebt — doch das ist ein kaltes frostiges Wort! — Ich bin so glücklich gewesen, wie ein Mensch, der die Freuden des Himmels und der Erde zugleich in seinem Busen trägt. Noch jetzt, wenn ich an diese Tage denke, sieh' ich nicht auf dem Boden der trägen Erde, sondern auf goldenen Wolken, die im blauen Aether und Abendroth schwimmen; und Vergangenheit und Zukunft, Freude und Hoffnung spannen ihren doppelten Irisbogen über meinem innern Himmel aus. Mein Herz ist so voll, aber für die Bilder, die in meiner Seele aufblühen, zahllos wie

die Blüthen des Frühlings oder die Sternenbüschel der Milchstraße — für Alles das, was auf und abzieht in meiner Brust, ist meine Sprache zu arm. Wie soll ich es schildern? Fast eben so gut könnten die Felsen von Meillerie, die jetzt Deinen Namen tragen, und einen andern, dem Deinigen ähnlichen zugleich; eben so gut könnten die Eichen von Vevay, die mir ihren Schatten liehen, die sonnigen Tage schildern, die über ihren starren Häuptern hinwegziehn, oder das Flüstern der Weste deuten, die ihre weichen Flügel an die zitternden Blätter drücken. So beschränkt ist des Menschen Kraft, daß er, der das Unendliche zu umspannen vermeint, und das Ewige denkt, dem Gefühl unterliegt, dessen er nur ein kleines Maaß mit klarem Bewußtseyn fassen kann. Nicht der Schmerz allein fesselt das überwältigte Gemüth: auch die Freude macht stumm. Also keine Reisebeschreibung, keine Erzählung nach Morgen und Abenden, Tagen und Nächten.

UNIVBIBL BERLIN

Die Abschnitte der Zeit waren verschwunden; Der Glanz des Tages leuchtete herein in die Nacht; und die Träume der Nacht breiteten ihre bunten Schwingen über den Tag aus. Oft hätt' ich nicht sagen können, ob ich träumte, oder wachte, so hell waren die Träume, so wunderbar die Genüsse des Tags. Mehrere Wochen flogen dahin, und ihre goldnen Stunden sind mit den Sternen unauslöschlicher Erinnerungen besät. — —

Ich bin hinaus gewesen in die freye Natur. Der Sturm brauſt auf dem See, die Wellen empören sich, Streifen der Wolken fliegen an den Bergen hin. Der Anblick der kämpfenden Kräfte hat mein Herz ruhiger gemacht. Ich will weiter schreiben, und wenn es möglich ist, in Zusammenhang und Ordnung.

Nach ununterbrochener Anstrengung und Arbeit von sechs Monaten der Muße bedürftig, machte ich mich auf mit dem vertrau-

testen meiner Freunde, dem tief fühlenden, sinnvollen Rutland, und umzog näher und ferner den See. Vieles war mir neu; vieles begrüßt' ich, mit nicht geringerer Lust, zum zweyten und dritten Mal; und jeden Tag kleidete sich dieses wunderbare Land in neuen Schmuck. Doch laß mich Dir gestehn, Rosalie, daß es nicht diese herrliche Natur allein war, die mich entzückte; nicht der krystallne Himmel, nicht die donnernden Wasserstürze mit ihren Kränzen von Regenbogen und ihrem schäumenden Perlenschmuck, nicht die ewigen Gletscher mit ihren rosenrothen Kronen und dem grünen Gewande ihrer Füße, nicht die stillen und freundlichen Thäler in dem Schooße schwindelnder Klippen, nicht der Wechsel der reichen Scenen, die frische Luft der Gebirge, das frohe Gemüth ihrer Bewohner — nicht dieß allein — ob schon Alles dieß auch — es war etwas außer dem, was dieses alles krönte; etwas, das ich Dir zu bekennen erröthe, und Dir

dennoch bekennen muß. Ich war ausgegangen, die Herrlichkeit der Erde zu schauen, und mir wurden die Freuden des Himmels gezeigt; ich suchte Rast, und fand, was meinem ganzen Wesen eine nie gekannte Thätigkeit gibt. Ich habe in der Liebe zu dem schönsten und holdesten Wesen, das je den Himmel verließ, um der Erde ein Vorbild zu seyn, ich habe in der Liebe zu Natalien ein neues Daseyn gewonnen, und meine Seele, die einer schlummernden Blume glich, hat, von dem Athem der Liebe angehaucht, plötzlich ihre Krone entfaltet, und saugt mit unzähligen Fühlfäden die Strahlen und Düfte des Aethers ein. Eine dumpfe Sehnsucht, wie nach dem verlornen Glück eines verheißungsvollen Traumgesichts, schlummerte lang in der Tiefe meiner Brust; gleichgültig zog ich durch die Welt; denn was die Welt mir bot, war nicht, wornach ich mich sehnte; und das, wornach ich mich sehnte, kannt' ich nicht. Jetzt ist Alles anders um mich

her. Mein voriges Leben erscheint mir wie ein flaches Land in matter Dämmerung, unscheinbar und farbenlos, während aus der Tiefe meiner Seele ein neues Leben, wie ein Paradies der Natur aus krystallner Tiefe, glänzender, reicher, und verklärter heraufstrahlt. Du kannst mich nicht misverstehn, gute Rosalie; denn immer hat sich Dein zartes Gemüth mit inniger Liebe zu allem Schönen geneigt; und obgleich der Liebe zu einem Freunde noch fremd, erräth doch die ahndende Seele in Dir die Wunder jenes höhern Lebens. Nimm von dem Himmel die Sonne hinweg, und sieh, ob die Erde etwas anders bleibt, als ein schmutziger Abgrund eine Lache für giftiges Gewürm. So durchflammt und reinigt die Liebe auch den Dunstkreis der geistigen Welt. Nach ihr, als dem gemeinsamen Mittelpunkte, streben die ohne sie zerflatternden Kräfte; und wie die himmlischen Körper in gemessenen Takten die Sonne umtanzen, so vereint die Liebe das, was ge-

trennt und in Zwietracht war, mit wunderbarer und harmonischer Eintracht.

Doch ich will nicht Räthsel schreiben, sondern, wo möglich, verständliche Worte.

Wir hatten einige Wochen hindurch die Gebirge von Savoyen und Wallis durchzogen, und kehrten jetzt zu dem anmuthigen Garten der Waadt und seinen Traubenhügeln zurück. Mit stillem Herzen feyerte ich den Abschied aus diesem schönen Lande, das mich durch drey der glücklichsten Jahre meines Lebens gehegt und erfreut hat, und mich nun, in wenigen Monaten, wenn die Schwalbe zurückkehrt, und der May seine Blüthen ausschütten wird, aus seinen liebenden Armen entlassen soll. Das Land meiner Kindheit lag dämmernd in dem Hintergrunde meiner Erinnerung: ich sah Dich und unsre theure Mutter mir winken nach der vaterländischen Flur; aber heller lag vor mir die Gegenwart, und riß mich durch die Gewalt ihrer herrlichen Erscheinungen an sich. Mein Herz

war von Dankbarkeit tief bewegt. Ich ging keine bekannte Stelle vorüber, ohne meine Blicke darein zu versenken, und die Erinnerungen aufzuwecken, die darin zu schlummern schienen; ich faßte noch einmal alles recht in's Aug und in's Herz, und ich wurde immer bewegter, je reicher diese Erinnerungen an den geliebten Ufern des Lemanus wurden. So kam ich nach Meillerie und zu dem Felsen, um die, nicht weniger als um die Felsen von Valchiusa, Geister und Stimmen der Liebe wohnen; wir suchten die Spuren der Liebenden auf, und wo Juliens Namenszug stehen sollte, grub ich den Deinigen ein. Als wir ermüdet zurückkamen, fanden wir in dem Dorfe eine kleine Gesellschaft junger Leute von Vevay, und unter ihnen einige Bekannte von Genf her. Wir erfreuten uns mit dem Einen des unverhofften Wiedersehns; mit den Andern war auch bald Bekanntschaft gemacht; und wir alle frühstückten gemeinschaftlich, unter man-

chem fröhlichen und lauten Gespräch. Man scherzte, man neckte sich, und eines jeden Liebschaft kam auf die Bahn. Der köstliche Uferwein befreyte die Herzen, und Jeder trank seiner Geliebten zu Ehren; ich sollte dasselbe thun: aber ich antwortete, daß mein Loos noch nicht gezogen wäre. „Es wird nicht lange zögern, sagte einer. Kommen Sie mit uns. Vevay ist voll von Julien und Clairen, die das zärtliche Herz eines Saint Preux nicht verzweifeln lassen. Kommen Sie. Begleiten Sie uns. Es ist heut Abend ein Tanz bey Frau von Flavart, zu dem wir alle eingeladen sind. Dort finden Sie die Blüthe unsrer schönen Welt. Und wenn Ihnen keine Waadtländerin gefällt, so werden Sie dort eine halbe Deutsche sehen, die seit einigen Wochen die Freude der Gesellschaft macht.“ — Alle stimmten ein und riethen zu. Vevay lag nicht außer meinem Weg. So benutzten wir also die angebotne Gelegenheit, und begleiteten unsre Freunde

zur Frau von Flavart, die uns mit der Anmuth und feinen Höflichkeit aufnahm, die den Bewohnern jener Gegend eigenthümlich ist.

Die Gesellschaft war zahlreich und glänzend. Das fremde Fräulein, das man uns angekündigt hatte — sie war die Tochter einer deutschen Mutter und eines französischen Vaters — ward noch erwartet. Viel war auf dem Wege noch von ihr die Rede gewesen; alle stimmten ein in ihr Lob, und jeder, indem er sie nur seiner Geliebten nachsetzte, zog sie allen andern vor. Meine Erwartung war ungewöhnlich erregt. Ihre Gestalt mußte der Deinigen ähnlich seyn, so wie ich Dich jetzt denke; der zarte Wuchs, das blonde lockige Haar, die dunkelblauen, sprechenden Augen, das sinnige und stille Wesen — Alles traf zu. Ich erwartete ihre Ankunft, ich wußte nicht warum, mit klopfendem Herzen. Mehrere traten herein, ausgezeichnet durch Schönheit und das sittsame

Weſen, das die Waadtländerinnen ſo anziehend macht; aber keine konnte es ſeyn; denn ich war ſicher, ſie nicht zu verkennen. Der Tanz begann; die bunte Welt verſchlang ſich in zierlichen Kreiſen; auf allen Geſichtern ſtrahlte Zufriedenheit. Ich zögerte noch, mich in dieſe Wirbel zu miſchen, die erwartend, in der ich nun einmal meine Schweſter zu finden gewiß war. Schon ging der erſte Tanz zu Ende; die Muſik ſchwieg; die Paare hatten ſich aufgelöſt; da trat ſie mit einer ältern Begleiterin herein. Ihr Erſcheinen lenkte alle Blicke auf den Eingang des Saals. Jedermann ſchien ſich ihres Kommens zu freuen, ſo Weiber als Männer. Sie grüßte mit ſittſamer Freundlichkeit um ſich her, und aus jeder ihrer Bewegungen ſprach Beſcheidenheit, milder Ernſt, und eine Anmuth, wie ſie mir nie zuvor erſchienen war. Frau von Flavart machte ihr freundliche Vorwürfe über ihr ſpätes Kommen. Verzeihen Sie, gnädige Frau, ſagte ſie, ſich mit lieblicher

Demuth verneigend, ich erwartete Briefe von meinem Vater, und die Post iſt etwas ſpäter gekommen als gewöhnlich. Ich weiß gewiß, daß Sie die Güte haben, dieſen Grund gelten zu laſſen. — Der Ton ihrer Stimme war, wie ihr ganzes Weſen, ſanft und anmuthig; alles war Eins in ihr: Geſtalt und Bewegung, Gang und Sprache; alles war wie von Einem Geiſte der Harmonie durchdrungen. Ich konnte meine Blicke nicht von ihr abziehen. Sie erſchien mir wie ein höheres Weſen, das ſich mit der zarten Hülle einer menſchlichen Bildung umkleidet; und jetzt — verzeih mir, gute Roſalie — jetzt dacht' ich nicht mehr an Dich. Die erwartete Aehnlichkeit mangelte nicht; aber durch die Gegenwart aus mir herausgeriſſen, war ich nur bey Natalien. Ich trat näher, um Frau von Flavart zu bitten, mich dem Fräulein vorzuſtellen, die ich, wie man mir geſagt hatte, als eine Landsmännin begrüßen dürfte. — Das werden wir Ihnen ſo leicht

nicht zugeſtehen, Herr von Alban, antwortete ſie; unſre Anſprüche ſind wenigſtens gleich. Als Natalie meinen Namen hörte, ſagte ſie: Ihr Name, Herr von Alban, iſt mir ſehr wohl bekannt. Mein Vater erwähnt oft einen Freund, der ihn führte. — Wenige erklärende Worte zeigten, daß dieſer Freund mein ſeliger Vater ſey. Sein Tod war ihr unbekannt. Sie beklagte ihn mit Theilnahme um ihres Vaters willen, der immer gehofft habe; den Jugendfreund wieder zu ſehen. „Wenn Sie Ihren Aufenthalt in Vevay, ſetzte ſie hinzu, bis zu der Ankunft meines Vaters verlängern, der in wenigen Tagen wieder bey mir ſeyn wird, ſo erfreuen Sie ihn mit Ihrem Beſuch. Er wird den Sohn ſeines Freundes mit Theilnahme ſehn.“ — Dieſe Einladung, ſo natürlich ſie unter dieſen Umſtänden war, erſchien mir wie eine vorbedeutende Stimme. Ich bedachte mich keinen Augenblick. Wie hätte ich gehen kön-

nen, da sich solche Aussichten öffneten? Rutland's Einwilligung war ich gewiß.

Das Gespräch spann sich ganz natürlich weiter. In allem was sie sagte, war Sinn und Anmuth; aber alles war einfach und anspruchslos. Die Freundschaft unserer Väter und die Schönheit des Landes, in welchem wir uns befanden, bot ungesucht den Stoff. Sie sagte unter andern: Die Schweiz war früh das Eden meiner Phantasie. Und jetzt, da ich sie gesehn habe, scheint es mir, daß kein Land so zu dem Herzen spreche, als diese große und reizende Natur. Und dann: „es ist nicht das Land allein, das mit der unendlichen Mannigfaltigkeit seiner Erscheinungen entzückt; es ist auch die Erinnerung an die Thaten, die hier geschahn, an die Tugenden, die es in seinem Schooße bewahrte, was dem Reisenden dieses Land vor vielen andern theuer machen muß."

Die Musik begann jetzt von neuem. Die Paare ordneten sich; ich bot Natalien die

Hand, und trat ein. Niemand tanzt wie sie. An Kunst zwar möchte sie von andern übertroffen werden, nicht aber an natürlicher Anmuth der leichten und sichern Bewegungen. Als wir zu Ende waren, sagte ich: Ich weiß nicht, aber diese raschen Tänze beflügeln den Genuß allzusehr — wie ein Wein, der beym ersten Glase berauscht. — Oder wie ein Traum, setzte sie hinzu, der die Begebenheiten eines Lebens in eine Secunde drängt.

Rutland hatte unterdeß seine Zeit auch nicht verloren. Ich fand ihn am Ende des Tanzes in lebhaftem Gespräch mit der Begleiterin Natoliens, einer Engländerin, mit der er sehr glücklich war, von seinem Vaterlande zu sprechen, und die er sogar in früherer Zeit schon näher gekannt hatte. Familienverhältnisse hatten sie veranlaßt nach Frankreich zu gehen, und sie lebte jetzt, nach dem Tode der Mutter Natoliens, als ihre Gesellschafterin in dem Hause des Vaters Saint-Val. Ihr Aeußeres war gefällig, doch

mehr anziehend als schön; ihre Unterhaltung, wie ihre Augen, voll Geist; ihr ganzes Wesen bestimmt, und im Verkehr mit Männern, etwas gebieterisch.

Dieses Verhältniß, das meinen Wünschen sehr entgegen kam, schien mir eine neue Vorbedeutung des glücklichsten Erfolgs. Rutland war jetzt nicht viel weniger geneigt als ich, in Vevay zu bleiben; und da Nataliens Vater erst in einigen Tagen erwartet wurde, so verabredeten ihre Freundinnen mancherley Zeitvertreib, Wasserfahrten und Landpartien, an denen wir, als Landsleute der fremden Damen, jedesmal Antheil hatten. Meine Leidenschaft überwuchs alles, was ich mir je als möglich gedacht hatte. Wenn ich von ihr getrennt war, suchte ich sie ohn' Unterlaß mit meinen Gedanken auf, und ich fand nur Ruhe, wenn ich sie sah, und der Zauber ihrer melodischen Stimme mich umfloß. Sie vermied meine Nähe nicht, und ich war immer an ihrer Seite, bald auf schwankendem

Nachen über der Tiefe des cryſtallenen Sees, bald an ſchwindelnden Abhängen; und oft durft' ich ihr die Hand bieten zur Hülfe über unſichre Stege, oder klaffende Felſenriſſe, oder zu ſchroffen Höhen hinauf. Auch Meillerie ward gemeinſchaftlich von uns beſucht; wie mit ganz andern Gefühlen jetzt! jetzt, wo mein eignes Herz ein Tempel der Liebe geworden war, und die Flammen, die auf dieſem Felſen gelodert hatten, in meinem eignen Buſen glühten! Hier erzählte mir Natalie von einem geliebten Bruder, dem einzigen, der ihr von mehreren Geſchwiſtern übrig geblieben; und ich ihr von meiner Roſalie, wie ich Dich liebte und wie gut Du ſeyſt. Sie hörte aufmerkſam und theilnehmend zu, und als wir an die Felſenwand kamen, wo ich Deinen Namen eingegraben hatte, ſchrieb ſie den Ihrigen dazu, und jedem wurde nun auch der Name des Bruders zugeſellt. Als ſie geendigt hatte, faßte ich ihre Hand, unſre Blicke begegneten ſich — ich wollte ſprechen — da

kamen die andern herbey, die zurückgeblieben waren. Noch einigemal sah sie im Gehen nach der Stelle der Inschrift zurück. Die letzten Strahlen der Sonne umspielten die Namen, und die Ranken des Epheus, der sie wie mit Kränzen umschlang, rauschten und schimmerten in der leise bewegten Luft und in dem Glanze des Abends.

Wir fuhren auf dem Wasser zurück. Der Himmel war klar; nur dünnes, flüssiges Gewölk umschwamm die Sonne, wie blonde Locken, und tauchte sich bald in Gold, dann in Purpur, bis die helleren Farben in dem Grau der Dämmerung erloschen. Von den Füßen der Berge stieg die Nacht herauf, und deckte die friedlichen Thäler zu. Nur der Gipfel des Montblanc brannte noch, wie eine zweyte mildere Sonne der Nacht, und die Sterne umher schauten ihn mit jungfräulichen Augen wie verwundert an. Nah umher rauschte nur das Schlagen der Ruder, die Stimme einzelner Wasservögel belebte die

Nacht, am Ufer rauſchten die Wälder, und von fern brauſte der Waſſerfall. Die Andern ſprachen viel, und belebten den Wiederhall umher; Natalie aber ſchien in ſich gekehrt, und miſchte ſich nur aufgefordert in das laute Geſpräch. Als wir landeten, bot ſie mir die Hand und ſagte: Bis übermorgen. Morgen erwart' ich die Rückkehr meines Vaters. — Ich führte ihre Hand zu meinen Lippen; ſie zog ſie nicht zurück. So ſchied ich von ihr, ohne geſprochen zu haben, und blieb allein in der unendlichen Nacht mit aller meiner Liebe und Sehnſucht.

Der Tag war ſchön geweſen und froh; die Nacht war es nicht weniger, nur heiliger war ſie und feſtlicher. Irrig wähnen wir, die Natur ſey erſtorben, wenn ſie den dunkeln Schleyer über ihr flammendes Angeſicht zieht, um das rege Leben in ſtiller Tiefe zu ſammeln. Auch dem Menſchen kömmt höheres Leben bey Nacht. Wenn treiben ſeine Gedanken höhere Zweige? wenn ſeine

Entſchließungen tiefere Wurzeln? wenn umfängt ſeine Phantaſie Erd' und Himmel in glühendern Träumen, als wenn die Nacht in das bunte Gewebe des Tags ihre dunkeln Schatten wirkt? — Wenn die Farbenmuſik des Tages ausgetönt hat, beginnt eine höhere, ernſtere und entzückendere Harmonie in der Tiefe der Seele; andre Blüthen von ätheriſcher Art ſchlagen ihre geheimnißvollen Blätter auf; und eine ſchöne Natur erſteht in uns, die uns mehr angehört und inniger entzückt. — Ich ging in der ſchweigenden Nacht auf und ab; in mich gekehrt, aber froh. Nataliens Bild ſtand vor meiner Seele, ſtill und mild, wie ſie iſt; mein Herz war ruhig, wie der See, aus dem das Bild des Mondes freundlich herauf ſah. O Natalie, rief ich aus! Deine Nähe iſt wie die Nähe eines guten Engels. Seitdem ich Dich kenne, iſt die Natur mir heiliger; Alles um mich her hat einen tiefern Sinn, denn das dunkle Ziel meines Daſeyns iſt mir enthüllt;

ja, ich fühle mein Daseyn erst seit dem Augenblick, wo ich Dich sah. Ich fühle mich bessér in Deiner beglückenden Nähe; neue Kräfte regen sich in meiner Brust; jeder fromme Vorsatz wird mächtiger; eine Sehnsucht nach großer Tugend erfüllt mein Gemüth. Was auch meine Bestimmung seyn mag, ich kann nicht zurücksinken. Mit dieser Liebe in meiner Brust geh ich vertrauungsvoll durch die Welt. Diese Liebe ist ewig und unaustilgbar. Und so bist Du mein durch sie; und es gibt keine Macht, die mich Dir entreißen kann.

Indem ich so bey mir sprach, trat mir der Gedanke der Trennung stärker vor die Seele. Die Rückkehr des Baron von Saint-Val endigte Nataliens Aufenthalt in Vevay, und sie wußte noch nicht, wohin sie dann weiter gehen würde. Bis jetzt hatte mir das keinen Kummer gemacht. Festgehalten von dem Zauber der Gegenwart, hatte ich weder vorwärts noch rückwärts gesehn. Ge-

trennt von ihr, dacht' ich nur an die Stunde des Wiederſehns; und war dieſe erſchienen, an nichts als an ſie. Das war der Kreis, in welchem ich mich unabläſſig bewegte.

Jetzt, da mich die Worte ihres Abſchieds an die nahe Trennung erinnerten, jetzt fühlte ich zum erſten Mal, daß ich nach ihrem Beſitze geizte. Ich verſank in eine tiefe Melancholie; ich warf mir vor, daß ich ſchüchtern geſchwiegen, daß ich ihr nicht mein Herz gezeigt hätte mit der ganzen Fülle ſeiner Liebe. So ging ich, ohne zu wiſſen wohin, an dem Ufer fort und zwiſchen Gärten hin. Tiefe Stille herrſchte umher; alle Lichter waren ausgelöſcht; nur aus Einem Hauſe in der Mitte eines Parks verbreitete eine Kerze ihren Schimmer durch das offne Fenſter, und ſpielte mit wankenden Strahlen um die hohen Pappeln, und ein leiſer Geſang zog eben daher durch die Stille der Nacht. Zarte Töne der Laute begleiteten ihn. Es war Nataliens Stimme; es war

der Park ihres Hauses, dessen vordere Seite nur, nach der Straße, ich kannte. Sie wachte noch. Während Alles im Schlafe lag, wachte die, die auch mich noch wach erhielt.

Ohne mich zu bedenken, sprang ich über den Graben, der den Park umgibt. Ich nahte mich leise dem Hause, zu dem ein breiter Schattengang führt, der in einen Halbkreis hoher Pappeln ausgeht. Hier blieb ich stehn, von dem Schatten der Bäume versteckt, und horchte den Tönen, die sie aus ihrem Busen zog. Es war ein deutsches Lied auf die Hoffnung gedichtet, mit einem wehmüthigen Schluß. Sie wiederholte es einigemal mit immer leiserer Stimme — dann legte sie die Laute bey Seite, und trat an das Fenster. Der Mond beleuchtete ihr Gesicht. Sie sah abwärts nach der Erde, wie tief sinnend, und ihre aufgelösten Locken flossen an Stirn und Wangen herab. Mein Herz schlug hörbar; ich konnte nicht ruhig bleiben, und eine kleine Bewegung verrieth

mich. Sie sah auf, und suchte mit den Augen den Platz, wo ich lauschend stand; da mich aber das Dunkel verbarg, so sank sie wieder in die vorige Stellung zurück. — Natalie, sagte ich endlich mit leiser Stimme, Natalie, Du wachst? — Sie sah auf, verwundert wie es schien, doch nicht bestürzt, und sagte: Eduard, wo sind Sie? was führt Sie hierher? — Meine Sehnsucht nach Dir, antwortete ich, indem ich etwas näher trat. Ich ging hier vorüber, voll des Gedankens an Dich; da hörte ich Deinen Gesang und die holden Töne zogen mich herbey. Verzeih, ich wollte unbemerkt von hier gehn; aber ich vermocht' es nicht. Deine Nähe bannte mich fest. Verzeih, Natalie, dem allzukühnen Jüngling, der, seitdem er Dich sah, sich mit allen seinen Gedanken nur in den Kreisen Deiner Anmuth bewegt, und getrennt von Dir sich selbst verliert. — Indem ich so anfing zu sprechen, machte sie eine Bewegung, als ob sie zurücktreten woll-

te — zögerte — trat wieder vor, und sagte endlich mit leiser Stimme: Ich sollte auf Sie zürnen; aber ich kann und will nicht heucheln. Doch wenn Sie mich lieben, guter Eduard, wenn Sie mich lieben, so entfernen Sie sich. — Ach, Natalie, fuhr ich mit inniger Bewegung fort, Du schickst mich mit solcher Härte weg, jetzt, da der Augenblick einer langen Trennung naht, soll ich scheiden, ohne Dir zu sagen, wie meine ganze Seele Dich liebt, ohne von Dir ein freundliches Wort der Hoffnung zu hören? Ich schwieg einen Augenblick. Sie schien sehr unruhig. Dann fuhr ich fort: Ach, Natalie, gütiges, holdes Wesen, laß mich nicht ohne Trost gehn, und wenn Du nicht reden willst, so gib mir ein Zeichen, daß Du nicht zürnest, gib mir die Blumen, die Du heute in Meillerie sammeltest. — In diesem Augenblick entstand in dem Zimmer ein Geräusch; Natalie trat zurück, kam wieder, zeigte sich am Fenster, und ließ ihrer Hand

einen Strauß entgleiten. Ich raffte ihn freudig auf, und wich in das Dunkel der Gebüsche zurück. Da flöteten zwey Nachtigallen, und stritten im Wechselgesang; und der Wiederhall mischte die gebrochenen Töne, und schien eine dritte Stimme zu seyn. Die Bäume rauschten lauter, und der schimmernde Mond und die blassen Sterne schauten freundlich herein in die Feyer der Natur.

Jetzt nach Hause zurück zu kehren war mir unmöglich. Ich war froh und betrübt. Eine Last von Gefühlen umlagerte meine Brust; Furcht und Hoffnung wogten auf und ab. Aber immer, wenn die Schatten der Furcht sich aufrollten, schien Nataliens Gestalt, wie eine freundliche Luna, in meine Zweifel hinein. So irrt' ich lange umher, und die Sterne erblaßten, und die Dämmerung kam über die Berge herab. An den flammenden Gipfeln kündigte sich die Königin des Tages an, und führte schnell den glänzenden Morgen über die harrende Welt.

Ich hatte einen Felsen erklimmt, der in die weite See sah. Zu meiner Rechten lag Vevay, noch eingehüllt in geheime Dämmerung; gegen mir über der mächtige Jura; vor mir der See mit seinen kräuselnden, flimmernden Wellen, die Ränder mit zartem Nebel umkränzt. Die Sonne trat hervor in ihrer Herrlichkeit, und schaute stolz und freundlich in das erwachende Leben. Mit tausend Stimmen jubelte ihr die Natur entgegen, und legte allen Glanz ihrer Farben wie ein Feyerkleid an. Weich und liebend breitete sich der blaue Himmel über die Erde; die silbernen Fluthen des Sees schmiegten sich schmeichelnd dem Ufer an; die Wipfel der Bäume schwangen sich kühn, wie Arme der Erde, in die lauen Lüfte, und schauerten vor Lust, und jedes Blatt schimmerte, von Thau gewaschen, im Wiederglanze des neuen Lichts. Ein Athem der Liebe ging durch die ganze Natur. Die Vögel sangen auf allen Zweigen; die Büsche rauschten gegen einan-

der; die Bäche ergoſſen raſcher ihr funkelndes Naß; und vom fernen Gebirge ließen ſich die Hörner der Aelpler hören, und der Heerden muntres Geblök. Alle dieſe mannigfaltigen Erſcheinungen, ſo herrlich und wunderbar gemiſcht, umſchlang Ein Geiſt der Liebe, und einte ſie zu einem harmoniſchen Ganzen. Auch mich umſchlang das wunderbare Band, und ich ſah jetzt, mit ſtillerem Gemüth, auf die vergangene Nacht, wie auf einen milden, prophetiſchen Traum. Die Zukunft lag vor mir wie die beleuchtete Gegend umher; und es war mir, als ob mein ganzes Weſen mit der liebenden Natur verſchmolzen, mit ihr ſänge und jubelte, und ſich, wie ſie, dem Licht und den Lüften entfaltete.

Jetzt kehrte ich in meine Wohnung zurück. In Nataliens Hauſe war noch tiefe Ruhe; alle Fenſter verſchloſſen und zugezogen. Ich fand Rutland wachend, und nicht ohne Sorgen um meinetwillen. Mein Herz

war so voll und so weich; ich fiel ihm um den Hals und entdeckte ihm Alles. Da drückte er mich fest an seine Brust und sagte mit gewohnter Herzlichkeit: Du Glücklicher! Du hast das Loos gezogen, das Du verdienst. Zweifle nicht; Natalie liebt Dich.— Und nun erzählte er mir vieles, was ihm die Engländerin vertraut, wie mir Natalie wohlwolle; wie sie sich des Zusammenseyns mit mir freue; wie sie, seit unsrer Bekanntschaft, alles mit einem höheren Interesse und lebendiger Theilnahme treibe.

So ging der Morgen hin, und der größte Theil des Tages. Wir sprachen immer von Natalien. Rutland floß über von ihrem Lobe. Er wußte aus dem Munde der Engländerin viele Züge von ihrer himmlischen Güte, von der innigen Liebe zu Vater und Bruder, von ihrem Wohlwollen gegen jedermann; und dann wieder von ihrer schönen Beharrlichkeit, und ihrem unermüdeten Streben nach allem Guten und Schönen. —

Nicht oft hatt' ich den ſtillen, in ſich gekehrten Freund ſo anhaltend, und mit ſolcher Wärme ſprechen hören. Ich hing an ſeinen Lippen, und oft unterbrachen meine Umarmungen den Strom ſeiner begeiſterten Rede.

Gegen Abend kam der Baron. Sein Wagen rollte an uns vorüber; wir ſahen ihn ausſteigen. Natalie flog in ſeine Arme.

Meine Unruhe war jetzt größer als je.

Was half es, daß alles meiner Liebe ſo günſtig ſchien, wenn Nataliens Vater mir die Hand ſeiner Tochter verweigerte?

Zwar was Rutland durch die Engländerin wußte, hätte mir Muth machen können. Ein biederer Mann, urſprünglich von deutſcher Abkunft, obgleich lange in Frankreich einheimiſch, hatte er mit Auszeichnung gedient, und da ihm ſeine Wunden einen ehrenvollen Abſchied verſchafften, hatte er ſich mit einer liebenswürdigen Frau auf ſeine Güter an den Ufern der Loire begeben, wo er dem Landbau und ſeiner Familie lebte.

Seine Gemahlin ſtarb allzufrüh. Zwey Kinder von mehrern waren ihm übrig geblieben; ſie waren ſein Troſt und ſeine Freude; denn indem er ſich auf das eifrigſte ihrer Erziehung widmete, milderte die Erfüllung einer heiligen Pflicht den Schmerz des Verluſtes. Seinen Sohn hatte er jetzt nach Deutſchland geſandt, um ſein Studium der Bergkunde und der Naturwiſſenſchaften überhaupt fortzuſetzen. Er hatte ihn ſelbſt durch einen Theil der Schweiz geführt, und an den Ufern des Coſtnitzer Sees aus ſeinen Armen entlaſſen.

Dieſes Alles, wie geſagt, hätte mir Muth machen können; denn Alles zeigte, daß des Vaters Ziel und Streben nur das Glück ſeiner Kinder war. Aber die Liebe iſt eben ſo zaghaft als ſie kühn iſt; ſtark, wo ſie auf ſich allein ruht; bang und zagend in der Berührung mit der äußern Welt. Auch die Eiche auf unerſchütterlicher Wurzel ruhend, trotzt den Stürmen; aber ihre Blätter zit-

tern in der leiſeſten Luft, während die der niedern, an der Erde kriechenden Pflanzen keine Bewegung ſpüren.

Nach einer unruhigen, faſt ſchlafloſen Nacht ließ ich bey dem Baron um die Erlaubniß bitten, ihm aufzuwarten. Ich ward angenommen. Nie hab' ich einen Gang mit beklommenerm Herzen gemacht. Was ich auch thun mochte, meinen Muth zu beleben — mein Schickſal ſtand in der Hand des Barons — und dieſer Gedanke, dieſes inhaltſchwere Wort, überſchrie jegliche Vorſtellung. Ich zitterte, als ich die Thür öffnete; meine Kniee wankten; und nur die Gegenwart der Bedienten, die mich die Stiege hinaufwieſen, und die erregte Schaam, gab mir die Faſſung wieder, deren ich in dieſem Augenblicke bedurfte.

Als ich in das Anſpruchszimmer trat, fielen meine Blicke zuerſt auf Natalien, die ihrem Vater gegenüber am Rahmen nähte. Sanft erröthend, grüßte ſie mich mit freund-

licher Höflichkeit; und bückte sich wieder über die Arbeit. Der Baron stand auf, ging mir einige Schritte entgegen, und sagte mit dem sichern und wohlwollenden Ton eines alten Soldaten: Seyn Sie mir willkommen, Herr von Alban. Meine Tochter hat mir gesagt, daß Sie der Sohn eines Mannes sind, den ich in meiner Jugend gekannt, und mehr geliebt habe, als irgend einen meiner Freunde. Sie gleichen ihm, und ich hoffe nicht im Aeußern allein. Es ist mir, fuhr er mit erhöhter Wärme fort, es ist mir eine große Freude, dem Sohne zu begegnen, da mir der Vater allzufrüh aus den Augen gerückt worden ist.

Diese freundlichen Worte, denen die sprechenden Blicke des alten Mannes noch einen höhern Sinn gaben, so wie sein ganzes edles und biederes Wesen, gab mir mit einemmal das volle Zutrauen. Aber der plötzliche Wechsel der Zustände, Nataliens Nähe, die wohlwollende Erwähnung meines verstorbenen Vaters, — Alles das stürmte

zugleich auf mich ein — ich wollte antworten — die Stimme verſagte mir den Dienſt — meine Augen wurden mit Thränen angefüllt. — Was iſt Ihnen junger Mann, ſagte der Baron mit unbeſchreiblicher Freundlichkeit; Sie ſind angegriffen; erholen Sie ſich. — Verzeihen Sie mir, ſagte ich endlich nach einer kleinen Pauſe; Ihr gütiger Empfang und die freundliche Erinnerung an einen geliebten, mir allzufrüh entriſſenen Vater — ich hätte mehr Gewalt über mich haben ſollen. — Sie haben ſich Ihrer Empfindungen nicht zu ſchämen, ſagte der Baron, und zog mich neben ſich auf dem Sopha nieder; ſo etwas iſt keine Schwachheit. Das Andenken eines ſolchen Vaters muß Ihnen theuer ſeyn. Macht es mich alten Mann doch weich, wenn ich an unſre Jugend, und an die innige Freundſchaft denke, die uns verband. — Dann nach einem kurzen Schweigen, wobey er ſinnend zur Erde ſah; ich habe ihrem Vater große Verpflichtungen gehabt; und ich werde

mich freuen, wenn ich auf irgend eine Weise dem Sohne die Schuld entrichten kann, mit der ich dem Vater in Rückstand geblieben bin.

Natalie hörte unterdessen sehr aufmerksam zu, und blickte einigemal auf den gerührten Vater. Mich aber schienen ihre Augen zu vermeiden, und auch ich wagte nicht ihnen zu begegnen. Denn eine große, fast allzumächtige Rührung war in meinem Herzen aufgestiegen; und hätte sie mich mit ihren freundlichen Blicken angeschaut, es wäre zu viel für mich gewesen, und ich wäre zu ihren Füßen niedergesunken. Nach wenigen Zwischenreden fuhr der Treffliche fort: „Ich erinnere mich gern jener alten Verhältnisse, die für mich so beglückend waren; und warum sollte ich nicht am liebsten das Andenken eines unvergeßlichen Freundes in der Gegenwart eines ihm ähnlichen Sohnes feyern? — Wir dienten zu gleicher Zeit bey der Armee, aber nicht unter demselben

Regiment; auch kannten wir uns kaum von Anſehn. Wir waren beyde noch jung; er, von ſanftem Gemüth; ich, voll von heftigen Leidenſchaften. Schlechte Geſellſchaft, in die ich gefallen war, nährte meine Unart, und ich war auf dem beſten Wege zu Grunde zu gehn. Eines Tages hatte ich mit meinen damaligen Freunden — denn dafür hielt ich ſie in meiner Verblendung — auf einem öffentlichen Hauſe gegeſſen; nach Tiſche ſetzten wir uns, von Wein erhitzt, zum Spiel. Ich war trunkner als die andern, und leidenſchaftlicher. Wir ſpielten hoch; ich gewann anfänglich; dann verlor ich alles wieder, und eine anſehnliche Baarſchaft dazu; ja, in meiner Raſerey, ſetzte ich Uhr, Degen, und endlich Alles was ich an mir hatte. Als mir nichts mehr übrig geblieben war, hoben ſie das Spiel auf, und waren ſo guter Laune über das Gelingen ihrer Gaunerey, daß ſie mir, um das Feſt mit einem recht ergötzlichen Scherze zu endigen, die Zumu-

thung machten, mich auszuziehn und ihnen das, was doch nicht mehr mein sey, einzuhändigen; ja, ohne eine Antwort zu erwarten, legten sie selbst Hand an. Die Unwürdigkeit dieses Benehmens setzte meinen Zorn in die heftigsten Flammen. Ich riß meinen Degen aus der Scheide, nannte sie Schurken und Gauner, die nicht zufrieden, mich um das Meinige betrogen zu haben, mich jetzt wie Straßenräuber plündern wollten; und drohte jedem den Tod, der mich nur mit einem Finger zu berühren wagen würde. Jene, von Trunk erhitzt, und durch meine Worte auf das heftigste erbittert, griffen ebenfalls zu den Waffen, und ich würde ihrer Wuth unterlegen haben, wäre nicht Ihr Vater, der bisher an einem andern Tische in friedlichem Gespräch begriffen, an nichts Theil genommen hatte, mir zu Hülfe geeilt. Unsre Wuth durch Worte zu besänftigen, gelang ihm nicht; meine Gegner drangen wie rasend auf mich ein; er fiel ihnen in

die Arme, entwaffnete einen von ihnen, warf die andern zurück, und deckte mich, da ich im Getümmel gefallen war, mit seinem eignen Leibe. In diesem Augenblicke trat die Wache herein, und forderte mir meinen Degen ab; ich aber, die Wache mit meinen Gegnern verwechselnd, wehrte mich hartnäckig. Und jetzt hätte ich meine Laufbahn mit einem Verbrechen und mit der Schande geendigt; aber Ihr Vater, schnell entschlossen, gab der Wache seinen eignen Degen, warf sich dann über mich, und, ohne sich an mein Wüthen zu kehren, umstrickte er mich so fest, daß mir die Waffen aus den Händen fielen. Sein Blut floß aus mehr als Einer Wunde. Erst am folgenden Morgen, als ich im Gefängniß erwachte, erkannt' ich den Abgrund der Gefahr, an dessen Rande ich gestanden, und die Größe der Wohlthat, die mir Ihr Vater durch seinen Muth und seine Entschlossenheit erwiesen hatte. Bey der Untersuchung selbst rettete

mich wiederum sein Zeugniß, das durch die anerkannte Rechtschaffenheit seines Charakters unterstützt wurde. Die Falschspieler, die mich auf eine so schändliche Weise gemißhandelt hatten, wurden cassirt. Ich kam mit einem Arrest von einigen Wochen davon.

Sobald ich wieder frey war, eilte ich zu Ihrem Vater, um ihm für seine Großmuth zu danken. Seine Wunden waren noch nicht geheilt, und der Verband, den ich um seinen Arm sah, verursachte mir eine solche Schaam, daß ich ihm, ohne zu reden, weinend um den Hals fiel, und ihm mit tausend Thränen meinen Unsinn abbat. Dieser Tag wurde der kritische Wendepunkt meines Lebens. Ich schloß mich auf alle Weise an Ihren Vater an; er erwiederte meine Zuneigung, und durch seinen Umgang wurde ich den wüsten Neigungen entrissen, die mich zu verderben gedroht hatten. Er ward mein Freund, mein Lehrer, mein Rathgeber; und wenn

ich mein Leben nicht in ſchmachvoller Unthätigkeit zugebracht habe, ſo verdank' ich es den Funken des Guten, die er in meine Bruſt geworfen, und durch das Beyſpiel ſeines edeln und thätigen Lebens angefacht hat. Sechs Jahre lang dauerte dieſer innige Verein. Der Krieg trennte uns, und, nach dem Frieden, verließ ich die Armee früher als er. Immer aber war es die liebſte Hoffnung meines Herzens, ihn wieder zu umarmen, und in der Geſellſchaft unſrer Frauen und Kinder die Erinnerung an die ſchönen Tage der Jugend zu feyern. Gott hat es nicht ſo gewollt. Da er ihn aber früher zu ſich gerufen, hat er mir doch die Freude gegönnt, das Andenken eines ſo theuern Freundes durch die Gegenwart eines Sohnes zu erneuern, der der Erbe ſeiner Geſtalt, und, ich zweifle nicht, auch der Erbe ſeiner Tugenden iſt.

Als der alte würdige Mann ſeine Erzählung endigte, glänzten Thränen in ſeinen

Augen. Die Meinigen floſſen ſchon längſt. Natalie ſah nicht mehr auf, aber ihre Hand ruhte, und der Thau ihrer ſchönen Augen glitt darauf herab. Ich ſagte: „Ihre Erzählung, Herr von Saint-Val, hat mir das Bild meines trefflichen Vaters vor die Seele gerufen. So war er; ſo voll Muth und Beſonnenheit, ſo ernſt und mild. Er war es werth einen ſolchen Mann zum Freunde zu haben. Wollte Gott, daß ich ihm einſt ähnlich würde, und daß Sie dann nicht bloß ſeine Züge in mir wieder erkennten.“ — Nun wurde noch vieles geſprochen, und meiſt über den Vater. Ich mußte erzählen, was dem Baron noch unbekannt war, von unſern Verhältniſſen, von unſrer Mutter, von Dir. Als ich von Dir ſprach, und Du vor mir ſtandeſt, in Deiner Milde und Anmuth, floß Dein Bild in meiner Seele wunderbar mit Nataliens Bilde zuſammen, und indem ich Dich ſchilderte, hatte ich Natalien gemahlt. Ich weiß nicht, ob der Baron die

Aehnlichkeit wahrnahm, aber er lächelte zu meiner Beschreibung, und Natalie blickte jetzt muthiger zu mir auf, als ob sie mir die Schilderung einer fernen Freundin dankte.

So waren einige Stunden vergangen, und der Baron entließ mich mit der Aeußerung, daß er die angefangene Bekanntschaft fortzusetzen wünsche. Sie gehen jetzt, setzte er hinzu, nach Genf zurück; mich rufen dringende Geschäfte nach Bern. Wenn diese geendigt sind, — und ich hoffe, daß wenige Wochen dazu hinreichen werden — so komm' ich wieder nach Lausanne, wo ich den Winter zubringen will. Besuchen Sie uns dort, so oft es Ihre Geschäfte erlauben: Sie werden mir immer willkommen seyn. Bey diesen Worten umarmte er mich. Dann wendete er sich zu seiner Tochter und sagte: „Ich wünschte, Herrn von Albans Schwester wäre hier, Sie würde Dir eine angenehme Freundin seyn.“ — Natalie erröthete. Gewiß sagte sie, würde ich recht glücklich seyn,

eine Freundin zu haben, wie Herr von Alban seine Schwester schildert. — O mein Fräulein, fuhr ich mit einiger Hast fort, meine Schilderung wird treuer und kürzer seyn, wenn ich sage, daß meine Schwester das Glück hat, Ihnen ähnlich zu seyn. — Ich fürchte, antwortete sie lächelnd, daß Sie ihr da wieder nehmen, was Sie ihr vorhin gegeben haben. Aber ich werde, nach Weiberart, die minder Vollkommene vielleicht noch inniger lieben.

Mit wie ganz andern Empfindungen verließ ich jetzt das Haus, das ich mit so großer Bangigkeit betreten hatte. Ich weiß nicht, wie ich nach Hause gekommen bin. Rutland erwartete mich. Ich erzählte ihm Alles nach allen Umständen. Seine Freude war groß: er sah mein Glück für entschieden an.

Wir waren auf den Abend zu Frau von Flavart eingeladen. Auch Natalie erschien, aber nur auf einen Augenblick. Ich konnte ihr nur weniges sagen; nur über ihren

Vater einiges, was mir aus vollem Herzen quoll. „Ach, sagte sie mit lebendiger Freudigkeit, Sie werden ihn noch weit mehr lieben, wenn Sie ihn noch besser kennen lernen. Kommen Sie nur oft nach Lausanne. Sie werden immer gut aufgenommen werden. Mein Vater will Ihnen sehr wohl. Und nun leben Sie wohl und denken an uns." — Mit diesen Worten verschwand sie. Als die Sonne am folgenden Tage aufging, war sie schon auf dem Wege nach Bern. Auch uns hielt jetzt nichts mehr in Vevay zurück. Wir nahmen Abschied von unsern Freunden, und trafen zwey Tage darauf in Genf ein, wo wir von unserm trefflichen Pfarrer, den das lange Zögern schon unruhig gemacht hatte, mit offnen Armen empfangen wurden.

Dieß ist die Geschichte dieser letzten Wochen, und der Anfang meines neuen Lebens.

Seit meiner Rückkehr hab' ich den Faden meiner Studien mit Eifer und Ernst

wieder aufgenommen. Ich will Nataliens werth seyn; ich will den Beyfall ihres Vaters verdienen. Aber ach es werden Wochen vergehen, ohne daß ich sie sehe, ohne daß ich auch nur von ihr höre vielleicht. Rutland hat mit der Jugendfreundin einen Briefwechsel verabredet. Das ist der einzige Weg, auch von ihr zu hören — aber ach! wie wenig ist das! wie wenig für meine Wünsche, meine Hoffnungen und meine unendliche Sehnsucht.

Mein Brief ist ein Buch geworden, und noch hab' ich nicht auf den Deinigen geantwortet. Nimm meinen zärtlichsten Dank dafür. Du siehst, daß die unsichtbaren Boten ferner Liebe nicht fehlgegangen sind. Aber auch die sichtbaren sollen nicht mangeln, und in Kurzem hörst Du weiteres von mir. Das lange Verweilen der Mutter kümmert mich um Deinetwillen. Das Haus der Tante ist nicht für Dich; denn so sanft und mild Du auch bist, so wirst Du doch

den Stürmen ihres leidenschaftlichen Wesens kaum ausweichen können. Kunigunde ist ihrer Mutter allzuähnlich, als daß ich Dir zu ihrer erwarteten Ankunft Glück wünschen könnte. Der Himmel gebe, daß unsre gute Mutter bald zurückkehre! Ich lege einige Zeilen für sie bey, in denen ich auch von Natalien schreibe. Ich habe kein Geheimniß vor ihr. Ach daß ich ihr eine Tochter geben könnte, die, wenn Dich einst Deine Bestimmung von ihr ruft, ihre späten Jahre durch Liebe und zärtliche Sorgfalt erfreuen möchte!

Adieu, gute Rosalie, ich bitte Dich nicht, mich lieb zu behalten; das thust Du ohnedieß; aber mir bald wieder zu schreiben. Ach! daß Du Natalien kennteſt! ach, daß sie Dich kennte! — Ich umarme Dich mit brüderlicher Zärtlichkeit.

Dein

Eduard.

Kunigunde von Wallburg an Louiſe von Treſchot.

Nun, Gott ſey Dank! Endlich ſind wir hier. Freylich um zwey Tage ſpäter als wir wollten; denn da nach unendlichen Treiben bey Tag und Nacht Alles im Stande und Alles gepackt war, ſaßen wir da, und konnten in unſerm miſerabeln Neſte keine Pferde haben, weil alle für die Prinzeſſin von Preußen beſtellt waren. Meine Ungeduld ſtieg über alles Maaß hinaus, — und ich glaube wahrhaftig, ich habe in zwey Jahren nicht ſo viel geſcholten und gezankt, als in dieſen zwey Tagen. Endlich kamen die Pferde; aber nun hatte es die zwey Tage über, recht mir zum Verdruß, geregnet — die Wege waren grundlos — und die Poſtillions fuhren mit einer Schläfrigkeit! — Ich verzweifelte faſt. Und dabey immer

die Gefahr, umgeworfen zu werden! Auch Mama iſt im Fahren ſehr ängſtlich, und wir ſchrien oft um die Wette, wenn der Wagen ſchief ging. Nur die hochweiſe Couſine, die ſonſt ſo über fein und zart iſt, ſpielte den ſtarken Geiſt, und belehrte uns, daß keine Gefahr da ſey — worauf ihr Mama das Maul verbot. Nun ſitzt ſie hier mit ihrem Heldenmuthe, und wirft Blut aus — wenn es nicht etwa eine Comödie iſt. Denn dieſer Philoſophin iſt Alles zuzutrauen.

Wir haben noch nicht ausgehen können, weil Mama von der Reiſe zu angegriffen war. Für meine Ungeduld iſt dieß überaus fatal; doch haben wir ſchon einigen Beſuch gehabt, meiſt alte Bekannte der Mama — zum Theil drollige Figuren. Da war unter andern ein Baron von Dobenhofer, ein alter Kammerherr, ſo hölzern und doch ſo beweglich, wie ein Mannequin, der ſich weiß und roth mahlt, und für jung gelten will, weil er ein Hageſtolz iſt. Ich hatte ſeine

ſchwache Seite gleich weg, und ſagte ihm die ſchönſten Dinge, ſo daß er ſchon in der erſten Viertelſtunde ganz verliebt in mich war. Dann ließ ich immer von Zeit zu Zeit etwas fallen, um zu ſehn, wie er darnach fuhr, und es mir mit zwey ſpitzigen Fingern überreichte, wobey er nicht unterließ, außer der Gewandheit ſeiner kleinen Figur, auch die funkelnden Ringe an ſeinen Händen ſpielen zu laſſen. Das Gegenſtück von ihm war der Oberſt Zich, der ſich mit der Mama der alten Zeiten erinnerte — ich glaube wahrhaftig, er iſt ihr Liebhaber geweſen — ein ſtattlicher Mann von ſechs Fuß Höhe, mager zum anbrennen, ſteif wie eine Schildwache, und finſter wie eine Nachteule. Er ſteht wie ein Pfahl im Zimmer, zieht an ſeinem Stockband, und ſagt ſeine Galanterien, ohne Stimme und Miene zu verändern: „Ich habe ausnehmend beklagt, daß gnädige Frau und gnädiges Fräulein ſo ſchlechte Witterung getroffen. — Ihro Gna-

den werden wohl nicht lange Anſtand nehmen, nebſt Fräulein Tochter, den Hof baldigſt mit Dero Gegenwart zu ſchmücken? — Haben das gnädige Fräulein ſchon eine Parade geſehn? — Wünſche von ganzem Herzen, daß Ihro Gnaden Uebelbefinden von keinen Folgen ſeyn mag u. ſ. w.

Nun ich hoffe, daß der junge Adel liebenswürdiger iſt. Meine Ungeduld den Hof zu ſehn, und mein Schickſal zu wiſſen, iſt unbeſchreiblich. Bis jetzt lauten alle Nachrichten erwünſcht. Wenn aber die gnädige Mama bis morgen oder übermorgen nicht mobil iſt, ſo weiß ich nicht, was ich vor Verdruß anfange.

Für Deinen Brief, chère Louiſe, vielen Dank; beſonders für die Beylage. Nun wenn unter Euch ein Mädchen nicht gewitzigt wird — und käme ſie aus dem hinterſten Winkel von Hinter-Pommern! — Wie unwiſſend war ich, als ich nach Berlin kam! Nicht viel beſſer wahrhaftig als Euer Gäns-

chen aus Stendal, die einen Bedienten für den König, und den Schneider für ſeinen Miniſter hält. So etwas, glaub' ich, könnte der weiſen Couſine auch begegnen, ſo hochgelehrt und tiefſtudirt ſie auch iſt!

Adieu, Liebchen! viele Grüße an Carl, wenn Du ihn ſiehſt. Die arme Jeanette! — wo werdet Ihr wieder eine ſo treue und ſo pfiffige Iris bekommen? — Doch Ihr findet zu Allem Rath. Noch einmal Adieu.

Kunigunde von Wallburg.

Schreibe mir, ich beſchwöre Dich, was man eben jetzt in Berlin zum galanten negligé trägt. Aber das Allerneueſte. Bitte, bitte!

Antonie von Lindau an Roſalien.

München, d. 20. Oktober.

Schon wieder, meine geliebte Roſalie, treibt mich das Verlangen, mit Dir zu koſen, hinter den Schreibtiſch. Vielleicht begegnet dieſer Brief einem der Deinigen; aber gleich viel; oder deſto beſſer vielmehr. Keine von uns wird ja mit der andern rechnen wollen, da wir ohnedieß — ſo glauben wir wenigſtens — auch ohne Schrift in einem immerwährenden geiſtigen Verkehr ſind. Der tiefe und reiche Strom zieht ja unabläſſig zwiſchen ſeinen grünen Ufern hin, und er muß nicht eben rauſchen, um ſich bemerkbar zu machen. So beglaubigt auch die tiefe Regung harmoniſch bewegter Herzen das Daſeyn eines geiſtigen Umgangs, wenn er auch durch kein geſchriebenes Zeugniß bekräftigt wird.

Aber heute habe ich Dir ſo viel zu ſagen, ſo viel zu erzählen! Ich habe ſo frohe

Tage verlebt! Ich lebe jetzt noch so frohe Tage! Und kann ich denn irgend eine Freude genießen, ohne Dich zur Theilnahme einzuladen? Wär' es mir denn eine Freude, wenn nicht Dein Bild hereinschiene und Alles belebte?

Als ich Dir zum letztenmal schrieb, hätte ich ahnden sollen, daß die kleine versäumte Fahrt durch eine andere, viel schönere vergütet werden würde? Wie groß war meine Freude, als der Vater den Tag darauf bey der Mahlzeit sagte: „Meine Kinder, ich habe so eben den Auftrag zu einem Geschäft in der Gegend von Ammerland bekommen; die Herbstwitterung ist schön, und ich will euch und mir das Vergnügen machen, euch mitzunehmen. Ihr mögt in Starnberg bleiben, während ich meine Geschäfte in der Gegend verrichte."— Ich küßte dankbar dem guten Vater die Hand; und Clotilde sprang mit der Frage: Ich auch, lieber Vater? — von ihrem Sitze auf, und fiel, ohne die

Antwort abzuwarten, dem Vater um den Hals, dann der Mutter, und endlich auch mir; und den ganzen Tag war sie von der ausgelassensten Lebhaftigkeit; so daß die Mutter drohen mußte, sie zurückzulassen, um sie zur Ruhe zu bringen. Das half für den Rest des Tages. Die Nacht hindurch aber sprach sie im Schlafe, und stand sogar um Mitternacht schlafend auf, um sich zur Reise anzuziehen. — Es war lächerlich, ihre Beweglichkeit zu sehn, und ihre komische Verwunderung, als sie, aus dem Traume geweckt, tiefe Nacht um sich sah.

Den folgenden Mittag reisten wir bey dem heitersten Wetter ab, und kamen nach Sonnenuntergang in Berg an, wo alle Leute den Vater kennen, und wir also auf das freundlichste aufgenommen wurden. Wir erhielten ein Zimmer nach dem See zu, über den jetzt schon der dunkle Schleyer der Nacht geworfen war. Ich weilte lange am Fenster, und sah hinaus in die Dunkelheit, und

hörte dem Waſſer zu, das mit dumpfem Gemurmel gegen das Ufer rauſchte, und es war mir, als ſäh ich erwartungsvoll in die Zukunft hinaus, und als umflüſterten mich die dunkeln Stimmen der Zeiten, die kommen ſollen. Frohe Erwartungen und bange Ahndungen durchirrten meine Bruſt. Ich war froh und traurig zugleich. Nebelnde Bilder gingen vor meiner Seele vorüber, wankend und düſter, wie die Landſchaft, die vor mir in Mondenſchein aufdämmerte. Ein Theil des Ufers gegenüber ſchwamm wie ein blaſſer Schatten über dem See; in tiefem Dunkel lag das Uebrige; das Bild des Mondes leuchtete aus dem Waſſerſpiegel herauf, und wankte mit den leiſe bewegten Wellen auf und ab. Da wurden zwey Flöten am andern Ufer wach, und die harmoniſchen Töne bekannter Weiſen ſchwebten, bald einzeln, bald verſchlungen, herüber zu uns. Dieſes unerwartete Conzert erfreute uns ſehr; und wir dankten den beyden Flöt-

nern still und laut so herzlich, als ob sie unsern Dank hören könnten, oder als wir überzeugt wären, daß sie sich blos um unsers Vergnügens willen bemühten. Und was uns ganz vorzüglich freute, und in der egoistischen Täuschung erhielt, war, daß sie fast lauter Lieder spielten, die wir kannten und liebten, und gerade die beliebtesten mehr als einmal.

Erst als die Flöten schwiegen, und nichts mehr als das leise Murmeln des Wassers die Stille der Nacht unterbrach, suchten wir unser Lager; und auch hier tönten die befreundeten Melodien noch lange in mir, und ich sang mich mit dieser innern Musik in den Schlaf. Der Tag war noch nicht angebrochen, als uns der Vater verließ; und leicht fiel der Schlaf von unsern Augenliedern; denn das gestrige Abendroth ließ einen heitern Morgen erwarten. Die graue Dämmerung wich schnell; doch lag noch dichter Nebel über dem See und seinen Umgebungen.

Als aber die Sonne höher stieg, und ihre Flammen-Pfeile auf den Nebel schoß, da wogte das Meer über dem Meere, drängte sich hier in Berge zusammen, trennte sich dort in dünnere Wellen, und plötzlich war der Spiegel des Wassers enthüllt, und die zerrissene Decke flatterte, wie ein fliegender Sommer, um die Hügel am Ufer. Bald sank auch am andern Gestade der zarte Schleyer, und freundliche Dörfer lachten uns an, und romantische Schlösser, und aus dem bunten Herbstgebüsch schauten die Kirchen und Klöster gar anmuthig vor. Da tönten die gestrigen Flöten wieder, und begrüßten den klaren Tag mit sanften aber ernsten Melodien, erst näher, dann immer weiter abwärts, bis sie endlich hinter einer Bucht verschwanden; denn die Flötenspieler fuhren in einem Nachen den See hinab. Wir aber hatten unser Zimmer schon längst verlassen, und saßen am Ufer des Sees, der still und dunkel vor uns lag, und seine buntgeschmückten Umge-

bungen noch einmal verklärter und thauiger in der kryſtallnen Tiefe zeigte. Am Ufer wurde des Lebens immer mehr; die Fiſcher banden ihre Nachen los und ruderten; die Hirten trieben blökende Heerden aus; emſige Weiber und ſpielende Kinder erfreuten das Auge. Bey jedem Kahne, der vom Ufer ſtieß, winkte mir Clotilde, und ſah die Mutter mit forſchenden Blicken an, ob ſie wohl in eine Waſſerfahrt willigen werde. Indem wir aber ſtill mit einander zu Rathe gingen, kam unſre freundliche Wirthin, als ob ſie unſre Wünſche errathen hätte, und erzählte, ſie hätte etwas zu ſchaffen drüben in Allmannshauſen, ob wir nicht Luſt hätten, mit zu fahren. Es ſey nichts anmuthiger als eine ſolche Fahrt bey ſo luſtigem Wetter. Ihr Sohn ſolle uns begleiten, ein ſtarker Bube, der das Ruder gut zu führen wiſſe. — Dieſer Vorſchlag kam ſo günſtig, wir unterſtützten ihn mit ſo zärtlichen Bitten — die

Mutter, obſchon ängſtlich und dem Waſſer abgeneigt, konnte nicht widerſtehn.

Die Anſtalten zu einer ſolchen Reiſe ſind ſchnell gemacht. In wenigen Augenblicken war Alles bereit; wir ſaßen ein, und ſchwebten auf den dünnen Bretern über dem gefährlichen Abgrunde. Aber an Gefahr dachten wir nicht; etwa die Mutter nur — die Clotilden mit beyden Armen an ſich drückte. Ich aber freute mich der leichten und bequemen Bewegung, und der Sicherheit, mit der wir den Spiegel des Waſſers durchſchnitten, und der goldnen Furchen, die der Nachen auf dem flüſſigen Gefilde zog, und der Fiſche, die um uns her aufſprangen und uns begleiteten, und der herrlichen Gegend, die uns jetzt, wie ein Panorama, von allen Seiten umſchloß. Der dünne Nebelſchleyer der Ufer wich immer weiter zurück; die Strahlen des Tages drangen immer tiefer in die ſchattigen Thäler; auch die entfernten Alpen, zuerſt einer grauen Wolken-

bank ähnlich, ſtanden jetzt in ſchärfern Umriſſen, ſchroff und wunderbar vor uns. Das Ferne zog uns am meiſten an, und unſre neugierigen Blicke ſchweiften immer wieder von den nähern Erſcheinungen zu den weitern Gebirgen ab, und ſenkten ſich in die geheimern Tiefen, um das Verborgene zu erſpähen. Worin nur liegt dieſer Reitz der Ferne, da ja die Ferne, wenn ſie nun Nähe wird, immer wieder ihren Zauber auf eine neue Ferne überträgt? Man weiß das, und doch bleibt es dabey. So haben wir uns ja auch ſonſt ſchon oft, vom Gaſteig herab, in dem Anblicke dieſer wilden Alpen verloren, und uns nach den Schaudern geſehnt, die, meinten wir, auf ihren ſchwindelnden Höhen, oder in ihren düſtern Thälern, oder an den ſchroffen Ufern ihrer Waldſtröme wohnten.

Als wir nach Allmanshauſen gekommen waren, ſtieg unſre Wirthin aus, und übernahm es, uns ein Mittagseſſen an dem Ufer

zu bestellen; wir andern aber — auch die gute Mutter hatte Muth bekommen — liessen uns von dem Buben noch eine Strecke hinabfahren, bis wir an eine Stelle kamen, wo ein lichtes Gehölz, ein Boden mit frischem Moose bekleidet, ein zarter Wasserfaden, der über glatte Felsenstücke rieselte, und einige alte übermooßte Steine, die als Bänke dienen konnten, zum Anlanden einluden. Erst beym Aussteigen bemerkten wir, daß schon ein andrer lediger Nachen an derselben Stelle angebunden war; und da wir von den Steinen an der Quelle Besitz nehmen wollten, sahen wir eine Flinte hier angelehnt, und einige erlegte Wasserhühner, und zwey Flöten, woraus wir abnahmen, daß die Flötner in der Nähe wären, die uns zweymal so angenehm unterhalten hatten. Während wir uns bedachten, und schon nach unserm Nachen zurückkehren wollten, trat ein junger Mann von schlankem Wuchse und gefälligem Anstande, mit einer

Flinte unter dem Arm hinter der Felſenecke hervor, und gleich nach ihm ein andrer, ohne Feuergewehr. Beyde grüßten uns flüchtig, ob ſchon mit Höflichkeit; da ſie aber bemerkten, daß wir ihnen auswichen, näherte ſich uns der erſte, und bat, wir möchten uns nicht abhalten laſſen, hier zu verweilen, da ſie eben im Begriff wären, weiter zu fahren. Meine Mutter dankte ihm für ſeine Artigkeit; ſie hatte aber kaum drey Worte geſagt, als der andre Jäger, der unterdeß die Geräthſchaften und Beute zuſammengerafft hatte, plötzlich aufſah, Alles zur Erde warf, und mit einem lauten Schrey der Freude der Mutter um den Hals fiel. — Es war — o Du haſt es ſchon errathen, daß es der Bruder, daß es Theodor war. — Die gute Mutter war erſchreckt; ihre Knie wankten; ſie mußte ſich ſetzen. Da kniete Theodor neben ihr, bedeckte ihre Hände mit ſeinen Küſſen, und bat, ſeinem Ungeſtüm zu verzeihen. — Die Mutter drückte

ihn ſtumm an ihr Herz. Ich hing ſchon lang dem Erſehnten am Arm, und liebkoſte ihm. Und als er auch mich in die Arme nahm und küßte, kehrte ſich Clotilde weg, und ſagte ſchmollend: Mich aber kennt der Bruder gar nicht, und ich will ihn auch nicht kennen. — Da bückte er ſich lächelnd zu ihr herab, hob ſie auf, küßte ſie und fragte: Kennſt Du mich nun? — Ach ja, ſagte ſie, aber doch noch nicht recht. —

Der Bruder ſtellte uns jetzt ſeinen Begleiter vor, einen jungen Franzoſen, deſſen Bekanntſchaft er in Paris gemacht, und der ſich jetzt wieder mit ihm in Lindau zuſammengefunden hatte. Wir ſetzten uns jetzt alle in einen Kreis; der Bruder in die Mitte; die Mutter auf der einen, ich auf der andern Seite. Clotilde ſtand an Theodors Knien, und ſah an ihm hinauf, halb ſcheu, halb vertraut. Nun wurde viel gefragt und viel erzählt — was Dir einſt Theodor ſelbſt

erzählen mag, wenn er Dir — dieſen Brief bringt.

Denn gewiß wird er der Ueberbringer dieſes Briefes ſeyn. — Saint-Val, ſo heißt der begleitende Freund — eilt nach dem Erzgebirge und wird dann in Freyberg einen längern Aufenthalt machen; Theodor wünſcht auch dahin zu gehn. Willigt nun der Vater ein, wie er nicht zweifelt, ſo kommt er über O. und macht Deine Bekanntſchaft, und Du die Seinige. Dann hoff' ich, wirſt Du ihm ein wenig gut werden, oder vielmehr recht ſehr gut, um meinetwillen, und noch mehr um ſein ſelbſt willen.

Jetzt war es Zeit nach Allmanshauſen aufzubrechen. Wir fanden alles bereit, und viel Geſellſchaft aus München, auch manche Bekannte, denen der ſo unerwartet gefundene Bruder vorgeſtellt wurde. Ich war ihm immer zur Seite, und ich glaube, daß ich recht ſtolz ausgeſehn habe. Sehr glücklich war ich gewiß. Auch nahmen alle den

Zurückgekehrten ſo freundlich und wohlwollend auf; und wir hörten manches flüchtige Wort über den ſchönen jungen Mann und ſein edles Weſen. Aber ſelten iſt doch eine Freude ganz rein und ungetrübt! Da war eine Frau von Tallmy, die auch gekommen war, ſich des ſchönen Tages zu freuen. Seit langer Zeit hatte ſie ſich zum erſtenmal wieder einer Zerſtreuung überlaſſen, nach einer harten Krankheit, welche die Folge tiefen Grams geweſen war. Ihr einziger Sohn war im vorigen Jahre im Zweykampf geblieben; er war ihr Stolz und ihre Freude geweſen; ſie hatte keine andern Kinder. Als ſie meinen Bruder ſah — der in früherer Zeit mit dem Getödteten Umgang gehabt hatte — machte ſie einige Schritte nach ihm hin — dann verſagten ihr die Füße den Dienſt — ſie kehrte ſich um und brach in Thränen aus. Nach der Mahlzeit ſahn wir ſie wieder mit verweinten Augen, und ſo blaß wie ein Leichentuch.

Dieser Vorfall hatte uns ein wenig gestört, und wir waren froh, daß unsre sorgsame Wirthin aus Berg einen besondern Tisch für uns in einer der schönsten Lauben auf der Anhöhe besprochen hatte, wo wir ungestört von lauter Gesellschaft unsre Gespräche fortsetzen konnten. Es ist nicht wohl möglich in einer anmuthigern Gegend, unter einem glänzendern Zeltdache, und mit vergnügterem Herzen zu essen. Der See breitete sich zu unsern Füßen aus; am Ufer Kähne und Gondeln; Fischer und Schiffer um sie her bey frugaler Mittagskost; geschmückte Fahrzeuge mit Musik auf dem Wasser schwimmend; gegenüber die Inseln mit ihren alten Bäumen; der bunte Saum des Ufers; Dörfer in duftiger Ferne, und über Alles die blaue Decke des klaren Himmels gewebt, mit seinen zarten, leichten Wölkchen, die an ihm, wie die Nachen auf dem zweyten Himmel unter ihm, schwammen und die weite krystallne Fläche belebten.

Unſer Mahl war bald geendigt, und wir ſäumten nicht, uns von neuem dem Nachen anzuvertrauen, um uns nach der Fiſcherinſel hinzuwiegen, die, wie ein kleiner ſchwimmender Garten, mit ihrem einzigen rothen Ziegeldach zwiſchen den Schatten, zu ſich einlud. Aber eh' ich weiter erzähle, was uns dort begegnete, muß ich Athem ſchöpfen vom Schreiben, wie Du vom Leſen.

Vergebens hab' ich geſtern den ganzen Tag eine müßige Stunde erwartet, um weiter zu ſchreiben. Es waren ſo viele Beſuche zu geben und anzunehmen! In dieſem zerſtreuten Leben verliert man ſich ſelbſt. Aber ſo lange Theodor und Saint-Val noch bey uns ſind, muß ich ſchon auf die gewohnte Ordnung Verzicht thun. Das ſchlimmſte aber iſt, daß ich in aller der Unruhe des Bruders ſelbſt nicht recht froh werde. —

Ich knüpfe den Faden meiner Erzählung wieder an. Wir verließen alſo Allmanshau-

sen — jetzt sämmtlich in Einem Nachen — die Mutter, Clotilde und Theodor auf Einer Bank; Saint-Val und ich auf der andern. Dieser Fremde war jetzt schon kein Fremder mehr, sondern ein Mitglied unsrer Familie. Er erzählte mir während der Ueberfahrt von dem Verlangen, das er gehabt, nach Deutschland zu kommen, dem ursprünglichen Vaterlande seiner Aeltern. Mit der Muttermilch habe er die Liebe zu diesem Lande eingesogen. „Ach meine arme Mutter, fuhr er fort, hoffte immer, mir einst selbst die vaterländischen Fluren zu zeigen, und die Rebenhügel des Rheins, das geliebte Land ihrer Jugendträume, das sie immer mit Entzücken pries, und in ihrem stillen Herzen den Gefilden der neuen Heimath vorzog, wohin sie als sechzehnjährige Gattin meinem Vater gefolgt war. Ihre Sehnsucht blieb unbefriedigt. Sie ward in ein schöneres Land abgerufen, in der Blüthe ihrer Jahre, ohne die geliebte Heimath wieder zu

ſehn.“ — Dieſes und anderes erzählte er während der Ueberfahrt. Mit Ehrfurcht ſprach er von der geliebten, ihm zu früh entriſſenen Mutter; mit Zärtlichkeit auch von einer jüngern Schweſter, welche die einſamen Tage des verehrten Vaters erheiterte. — Dieſe Geſpräche machten uns immer bekannter. Was er ſagte war verſtändig und einfach; ſeine Mittheilung leicht. Ein fühlendes Herz und ein rechtſchaffenes Gemüth ſprachen ſich in jedem Worte aus.

So kamen wir zu der Inſel, und ſtiegen unter einer Gruppe von ſchlanken Bäumen aus, die das Fiſcherhaus umgaben, deſſen Bewohner mit ländlichen Arbeiten beſchäftigt, an der Thür ſaßen. Einige goldlockige Kinder liefen umher; ein kleineres hatte die blaſſe Mutter an der Bruſt. Unſre Grüße wurden freundlich erwiedert, und einiges Naſchwerk, das wir bey uns hatten, von den rothwangigen Kindern dankbar angenommen. Als wir darauf unter den ſchlanken

Erlen auf und abgingen, erblickte Theodor an einem der Bäume einen Kranz von frischen Herbstblumen, der einen eingeschnittenen Namen verzierte. Die Züge waren ein wenig verwachsen; aber bald entzifferte er ein S, ein A, ein I, endlich RO, und nun las er ROSALIE v. A. Mai. 1806. — Das ist meine Rosalie, rief ich aus; in eben dem Jahre in eben dem Monate, ist sie mit ihrem Vater in diesen Gegenden gewesen. — Aber der frische blühende Kranz? — Zugleich sahen wir auf der Erde umher die Ueberbleibsel verwelkter Kränze liegen, wie zu einer festlichen Feyer gestreut. — Hier konnten die Fischer uns Aufklärung geben. — Ich hatte mich nicht geirrt; es war Dein Name, Du gute und geliebte Freundin; und diese braven Leute waren es, die das Andenken an Deine Gegenwart auf eine so zarte Weise feyerten. Du hättest sie sehen sollen, gute Rosalie, wie sie alle bey meinen Fragen lebendig wurden; wie sich

die blaſſen Wangen der ſäugenden Mutter höher färbten; wie ihr Mann die Arbeit bey Seite legte, aufſtand, und mit Rührung ſagte, „Das Fräulein iſt ein Engel des Himmels. Ohne ſie wären wir wohl alle nicht mehr. So ein zartes Kind! Aber ſie war unermüdet, und half uns armen Leuten, und ſorgte für Alles. Dieß kleine Mädchen nahm ſie zu ſich, ſo lange wir krank waren — denn wir lagen alle hart darnieder, und keins konnte dem andern beyſtehn — und wir hatten eben Gott gebeten um ein baldiges Ende — da trat ſo ganz plötzlich das Fräulein herein, mit einem Strauß von Wieſenblumen in der Hand, ſchön wie ein Engel, wie ſie auch iſt, um etwas zu ſchaffen von uns — und ſah unſer großes Elend — denn acht Tage hatte es geſtürmt, und niemand war herüber gekommen — und von dem Augenblicke an ſorgte ſie für Alles, für Arzeney und Nahrung, und was wir ſonſt bedurften. So wurden wir durch ſie

mit Gottes Hülfe gerettet.“ — „Ja, ſetzte die Frau hinzu, ſie iſt wohl recht gut und fromm. Da wir wieder geſund waren, und die Threſel von ihr wieder zu uns kam — ſie hatte ſie ganz neu gekleidet, und auch die Nannerl hat von ihr Kleider bekommen — da wußte ſie viele ſchöne bibliſche Geſchichten und erbauliche Gebete, die ſie auch noch weiß. Nicht wahr, Threſel? — Und da ſie uns nun gar ſo vieles Gute erwieſen hat, ſo haben wir gelobt, mein Mann und ich, an dem Baum, wo ihr Name ſteht, ſo lang es Blumen gibt, alle Sonntage einen friſchen Kranz aufzuhängen; und das thun wir nun auch in das zweyte Jahr.“ — Ich war über das alles innig gerührt und erfreut; und da Du in dem Herzen dieſer armen Leute ſo herrlich im Glanze einer Heiligen ſtandeſt, wagte ich kaum zu ſagen, wie nahe Du mich angehſt, und wie mir jedes Dich ehrende Wort faſt wie eine eigene Huldigung klang. Ich bat alſo nur ganz be-

ſcheiden um die Erlaubniß, den geehrten Namen auch mit einem Kranze ſchmücken zu dürfen. Dieſe Erlaubniß wurde gern gegeben. — Sie kennen wohl das gute Fräulein? fragte die Frau. — Ja wohl kenn' ich ſie. — Ey ſo ſagen ſie ihr doch, daß uns recht verlangt ſie wieder zu ſehn, und daß wir alle Tage für ſie beten. — Das wird ihr Freude machen, antwortete ich.

Als unſer Kranz gewunden war, zu dem Theodor und ſein Freund emſig Blumen zutrugen, ſo daß er recht anſehnlich wurde, traten wir unſre Rückreiſe an, nicht ohne den herzlichſten Abſchied von den guten Fiſchern und ihrer ſtillen Wohnung genommen zu haben, wo uns Dein Andenken ſo unerwartet entgegen getreten war. Die Sonne neigte ſich ſchon zum Untergang, und ihre letzten Strahlen miſchten ſich mit dem leiſe bewegten Waſſer, und ſtreuten Funken darauf aus. Bald umſpann Dämmerung die Ufer; nur die höheren Spitzen leuchteten

noch in das Seestück herein; und ehe wir Starnberg erreichten, hatte der Himmel schon seine Sterne ausgestreut, und lag mit unzählbaren Augen über der stillen ruhenden Welt.

Der Rest des Abends ging fröhlich hin. Saint-Val wurde uns immer bekannter und lieber. Mein Bruder hängt sehr an ihm. Und gewiß eine so edle Bildung, wie die seinige; eine so freye Stirn, ein so offnes und heiteres Aug kann keinem gemeinen Menschen angehören. Gegen mich ist er voll Aufmerksamkeit und spricht gern mit mir — was ihm denn in meinen Augen nicht zum Nachtheil gereicht.

Den folgenden Morgen erwarteten wir den Vater zurück. Als er ankam, öffnete ihm Theodor die Thür des Wagens, und mein Vater, der ihn für einen der Hausgenossen hielt, achtete nicht auf ihn. Erst nachdem wir andern begrüßt und umarmt waren, stellte ihn die Mutter als einen Rei-

senden vor, der uns in seiner Abwesenheit die Zeit recht angenehm vertrieben hätte. Die Ueberraschung, die Freude war außerordentlich. So bald hatte er Theoders Ankunft nicht erwartet.

Noch an demselben Tage verließen wir den reizenden Aufenthalt, der mir durch so mannichfaltige freudige Ueberraschungen noch theurer geworden war. Es war Zeit. Der Himmel, der, drey Tage lang, rein und hell über dem See gelegen hatte, hüllte sich jetzt in Wolken ein, Stürme brausten von den Alpen herab, und hohe Wellen thürmten sich auf. Unter Strömen von Regen fuhren wir in München ein. Nun machen wir Besuche bey allen Verwandten und Freunden mit dem Bruder, der uns nur auf so wenige Wochen geschenkt ist, und verlieren meistens die Zeit, die wir ihm gern ganz und ungetheilt widmen möchten.

So eben ist Theodors Abreise auf den dritten November festgesetzt worden, und ich kann diesem Briefe — gewiß dem längsten, den ich in meinem Leben geschrieben habe, immer noch Einiges hinzusetzen.

Saint-Vals Aufmerksamkeiten gegen mich fangen an mich zu beunruhigen. Er ist seit einigen Tagen ganz verändert, zerstreut und schweigsam; und das Scherzen und Plaudern, das ich nach meiner Weise treibe, scheint ihm bisweilen nicht ganz recht zu seyn. Sollte ihm etwa gar eingefallen seyn — —? Wahrhaftig, ich habe Mitleiden mit ihm. Er ist ein so braver, ein so geistreicher und edler Mensch! Ich will ihm auch recht wohl — aber ihn zu lieben, oder gar in ihn verliebt zu seyn — das geht wohl nicht. Ich liebe die Freyheit und das Leben zu sehr, um im Mondschein zu seufzen, und in Wäldern zu girren, und mir in meinem sechzehnten Jahre das Joch eines

liebenswürdigen Despoten, oder eines despotischen Geliebten aufzubürden.

Es wird täglich schlimmer mit Saint-Val. Heute spielten wir Federball im Saal, Theodor, ich, und zwey von Theodors Freunden. Saint-Val kam dazu, nahm eine raquette, und spielte anfangs vortrefflich; aber den ersten Ball, den ich ihm zuschlug, verfehlte er. Ganz stillschweigend legte er die raquette hin, und trat in das Fenster, während wir andern fortspielten, scherzten und lachten. Dann mit einemmal verließ er den Saal.

Als wir nun vor Tische wieder im Fenster neben einander standen, fragte ich ihn ganz ahndungslos, warum er unser fröhliches Spiel so schnell verlassen habe. Da sah er betroffen vor sich hin und sagte: er habe kein Glück gehabt, und er sey jetzt in einer so wunderbaren Stimmung, daß er immer fürchte, die Freuden der Glücklichern

zu ſtören. — Das klingt ja überaus tragiſch! antwortet' ich. Was fehlt Ihnen nur? Sie waren anders als Sie zu uns kamen. Suchen Sie ihre vorige Laune wieder, ſonſt haben Sie meine Gnade verſcherzt. Ein melancholiſcher Mann iſt ganz und gar nicht liebenswürdig. — Bey dieſen Worten wechſelte er die Farben, und ſagte mit einem tiefen Seufzer: Ich fühle dieſe Wahrheit nur allzuſehr! Aber ich würde meine Zufriedenheit und Alles wiederfinden, wenn ich ſo glücklich wäre — das zu finden, was ich ſuche. — Nun das klingt gar wie ein Räthſel, lieber Saint-Val, antwortet' ich, wider meinen Willen lachend — und ich habe nie die Geduld gehabt, Räthſel und Logogryphen aufzulöſen. — Aber kommen Sie; es iſt aufgetragen.

Bey Tiſche ſprach er kein Wort. Meine Luſtigkeit ſchien ihn verwundet zu haben. Das that mir leid; und ſo war ich ſtiller als ſonſt. Glücklicherweiſe war Theodor ſo

gut bey Laune, und Clotilde ſo voll komiſcher Einfälle, daß die Mahlzeit vorüberging, ohne daß unſre Verſtimmung bemerkt wurde.

Nach der Mahlzeit zog mich Clotilde bey Seite und zeigte mir verſtohlner Weiſe ein artiges Beſteck, das ich ſonſt bey Saint-Val geſehn hatte. „Sieh, Antonie, ſagte ſie, hab' ich da nicht einen guten Handel gemacht? — Legſt Du dich darauf? fragte ich. — Nun ja, gelegentlich, antwortete ſie; wenn ich nur immer ſo gute Kunden hätte, wie Adolph. — Wie ſo? — Ja, höre nur! Du weißt doch das blaue Band, das Du um den Strohhut trugſt, als wir in Starnberg waren, und das ich Dir abbettelte für meine große Puppe? — Ja, und weiter? — Nun, heute früh ſah Adolph das Band an der Puppe, und bat mich, es ihm zu ſchenken; er ſagte, er wollte es zum Andenken an Baiern aufheben, weil es die baierſchen Farben wären. — Die gnädige Frau können

es nicht wohl entbehren, sagte ich. — O doch, wenn Sie ihr ein recht gutes Wort geben. — Ich glaube kaum: sie legt einen besondern Werth darauf, weil es von lieben Händen kömmt. — O ich will auch einen recht großen Werth darauf legen. Fragen Sie nur an! Ich bitte recht sehr. — Ich trug an; es wurde abgeschlagen. Die gnädige Frau läßt bitten, sagte ich, sie gefälligst zu entschuldigen. — Ich will ihr ein anderes geben. — Es ist nicht dasselbe, sagte ich; und dann können Sie ja das andre auch zum Andenken der baierschen Farben tragen. — Es ist nicht dasselbe, antwortete er. Ich muß die gnädige Frau nur selbst bitten. — Dann ließ er sich auf ein Knie nieder, und bat so schön, so schön, daß wir es ihm unmöglich länger abschlagen konnten. Er bekam das Band; und als er es in den Händen hatte, war er so vergnügt! — — Ich glaube gar, er küßte es. Dann zog er das Besteck heraus, und bat uns, es als ein Zei-

chen seiner Dankbarkeit zum Andenken anzunehmen. Es wäre unhöflich gewesen, es abzuschlagen. Nun hab' ich es von der Puppe geliehen, und gebe es ihr nur, wenn sie in Gesellschaft geht. —

Ich konnte nicht umhin, das närrische Mädchen für seine Erzählung zu küssen. — Adolph wollte mich auch küssen, sagte sie, weil ich ihm so behülflich gewesen wäre. — Aber ich antwortete ihm, ich hätte dazu keinen Auftrag; wenn er sich bedanken wollte, möchte er die gnädige Frau embrassiren: aber nur auf die Wangen; und dabey hielt ich sie ihm vor. Ich glaube aber, er hätte Dich noch lieber geküßt, als die Puppe, so schön sie auch ist. Denn gewiß, Antonie, er ist Dir schreckbar gut."

Ich wurde roth. Zum Glück war niemand in der Nähe. Doch schickt' ich das Kind fort, damit es in seiner naiven Plauderey nicht ein Geheimniß verriethe, das ich selbst kaum weiß.

Saint-Val hat sein Geheimniß dem Bruder entdeckt; der Bruder mir. Es ist also doch wahr? Er liebt mich. Wie ist er nur auf den Einfall gekommen?

Er habe, so klang die Entdeckung, seit dem ersten Tage unsrer Bekanntschaft, keinen andern Gedanken, keinen andern Wunsch gehabt, als meiner Liebe würdig zu seyn. Er hege nur wenig Hoffnung. Ich hätte ein Herz für die Freundschaft, aber nicht für die Liebe, und wenn für die Liebe, doch schwerlich für die seinige. Er sey indeß entschlossen, mit Gefahr seines ganzen Glücks, dieser quälenden Ungewißheit ein Ende zu machen; und er würde sich schon gestern gegen mich erklärt haben, wenn ihn nicht mein Muthwillen — (eine Verschönerung meines Bruders, wie ich hoffe) zurückgeschreckt hätte.

Theodor sagte noch vieles in seinem eignen Namen zu Gunsten seines Freundes, und bat mich ihn schonend zu behandeln,

und ein liebendes Gemüth nicht durch unzeitigen Scherz zu kränken.

Aber was soll ich nur thun, sagte ich, wenn er so traurig neben mir steht, und in Räthseln spricht? — Ihm Theilnahme zeigen, antwortete Theodor, und wo möglich ihn lieben. Die trauernde Blume eines liebekranken Herzens richtet sich schnell auf in dem milden Thau der Theilnahme. Verachte sie nicht, weil sie der heiße Strahl des Tages getroffen hat, und knicke sie nicht mit unschonender Hand. Du wirst schwerlich ein zweytes Herz finden, wie das seinige, und das Dich edler und zärtlicher liebte.

Mit diesen Worten verließ mich Theodor. Ich blieb zurück, unruhiger und ängstlicher, als ich je gewesen war. Ich sehe eine Erklärung auf mich eindringen, auf die ich nicht zu antworten weiß, und der ich bis jetzt durch Scherz ausgewichen bin. Ich bin Saint-Val herzlich gut; ich achte sei-

nen Charakter; seine Talente, sein Geist unterhalten mich; es wird mir weh thun ihn scheiden zu sehn — Aber ist das Liebe? Wahrhaftig ich weiß es nicht. Wenigstens sind ihre Symptome verschieden von der Seinigen. Und wird er nicht verlangen, daß ich ihn auf eben die Art lieben soll, wie er mich? Wird er nicht, nach der Weise der Männer, so gefällig sie auch scheinen mögen, doch immer den Alleinherrscher im Herzen tragen? zu oberst, und vielleicht allein, in meinem Herzen gebieten wollen? Und kann ich ihm je eine solche Aufforderung zugestehn, ohne Verrath an Dir, meine Rosalie? — Nein, nein! Auf diese Bedingung werden wir nie einig werden.

Der Schleyer ist aufgehoben — Gottlob! — und ich bin ruhiger.

Meine Bangigkeit wuchs nach der Unterredung mit dem Bruder, und mehrte sich jeden Augenblick. Ich fürchtete unserm

Freunde zu begegnen — wie ſollte ich mich benehmen gegen ihn? — Sollte ich die Unwiſſende, die Unbefangene ſpielen? — Wie unredlich! — Oder ſollt' ich ihm ſcherzend entſchlüpfen, und ihn von neuem und bitterer kränken? Womit hätt' er das um mich verdient? Ich konnte zu keinem Entſchluſſe kommen. Meine Verlegenheit wuchs — aber die größere Verlegenheit ſtand mir bevor. — Es war nicht Abneigung — nicht Gleichgültigkeit — Ich wollte mich beſchäftigen — umſonſt. Ich nahm Alles vor, und legte Alles wieder weg, Muſik, Zeichnen, Bücher, Stickerey — es wollte nichts gehn.

Der Abend kam immer näher und die Zeit des gewohnten Spazierganges. Da fand kein Ausweichen ſtatt. Und hätt' ich auch einen Vorwand finden mögen, um zu Hauſe zu bleiben, ſo weh konnt' ich ihm doch durch abſichtliches Vermeiden nicht thun. — Er war ja ſo ſchon ſo traurig! — Es ſprach ja ſo vieles für ihn!

Jetzt that ich endlich, was ich schon früher hätte thun sollen — ich eilte zu meiner gütigen Mutter mit glühenden Wangen und klopfender Brust. Ich warf mich in ihre Arme und sagte ihr Alles. Sie lächelte, und umarmte mich mit mütterlicher Güte. „Deine Bekenntnisse, sagte sie, überraschen mich nicht. Ich habe Saint-Vals wachsende Neigung bemerkt; auch daß Du ihm wohl wolltest; und ich konnte von meiner Antonie erwarten, daß sie mir ihr Vertrauen in dem entscheidenden Augenblicke nicht entziehen würde. Adolph liebt Dich; Du bist ihm geneigt; er ist ein edler und liebenswürdiger Mensch. Seine Verhältnisse sind die günstigsten. Oft wenn er von seinem Vater sprach, hat er uns gesagt, daß dieser gütige Vater nie seiner Neigung Gewalt anthun werde, wenn sie auf einen würdigen Gegenstand fiele. Beruhige Dich also. Wenn Du jetzt aus mädchenhafter Freyheitsliebe Saint-Vals Antrag zurückwiesest, so wirst

Du doch über lang oder kurz eine Verbindung eingehen; und schwerlich dürftest Du einen Mann finden, der Deine Liebe in einem höhern Grade verdiente, als der Freund Deines Bruders, der Sohn des tapfern und großmüthigen Saint-Val, dessen Name oft in diesen Gegenden mit Achtung genennt wird. Halte also Rath mit Deinem eignen Herzen, und Du wirst, wenn er eine Erklärung wagt, sie mit dem Ernste beantworten, den ein ehrenvoller Antrag immer, und Saint-Val vor vielen andern verdient. Ich verlange keine unbedingte Ergebung. Aber wenn Du ihm nicht abgeneigt bist, so laß ihn hoffen, und verweise ihn an Deinen Vater und mich.“ Nachdem sie so gesprochen hatte, umarmte sie mich von neuem; mein Herz floß über; ich benetzte die Hände der gütigsten Mutter mit tausend Thränen.

Ich konnte jetzt viel ruhiger seyn. Die Ansicht meiner Mutter war klar und bestimmt; auch ihre geheimen Wünsche hatten

sich deutlich genug kund gethan. Was sie von Saint-Val dachte, sprach sie jetzt zum erstenmal aus. Ich weiß nicht, wie es kam, aber ihre Theilnahme an seinem Glück hatte in wenigen Augenblicken auch die Meinige erhöht. Ich dachte an ihn, wie an einen Bruder — aber doch mit andern Empfindungen, als ich an Theodor denke. Seine Trauer rührte mich tiefer. Der Wunsch, ihn zu erfreuen, wurde lebendiger. Von meiner vorigen Bangigkeit war nur noch ein Rest übrig geblieben, und dieser war nicht quälend.

Nach kurzer Frist trat Saint-Val mit seinem Freunde in's Zimmer. Sein Blick war ernst; ein wehmüthiger Trübsinn schwebte um seine Stirn. Ich grüßte ihn freundlich, und sagte so unbefangen als möglich: Der Abend ist herrlich! Wir werden einen angenehmen Spaziergang machen. Aber wir dürfen nicht zaudern; die Tage sind schon allzukurz. Kommen Sie, Saint-Val, geben

Sie mir Ihren Arm; meine Mutter läßt sich lieber vom Bruder führen, da sie ihn in wenigen Tagen entbehren muß.

Saint-Val sah mich dankbar an, aber der Trübsinn auf seiner Stirn blieb. Eine schwere Bürde schien auf seinem Herzen zu lasten.

Wir gingen fort. Die Mutter mit Theodor voraus; ich und Saint-Val ihr nach. Der Weg zog sich an dem Flusse hin. Saint-Val war still und sinnend; auch ich sprach nicht viel. Endlich, als wir etwas zurückgeblieben waren, um einige Wiesenblumen zu pflücken, sagte er: „Bald werde ich mit diesem Flusse abwärts ziehen, den Pfaden nach, die seine grünen Wellen bezeichnen. Wahrscheinlich werde ich so wenig zurückkehren als dieser Strom, aber immer wird mein Geist an seinen Ufern verweilen, und an jenen, wo mich ein glückliches Schicksal zum ersten Mal in Ihre Nähe brachte.“ — Dann blieb er stehn,

faßte meine Hand, und ſagte mit weicherer Stimme: „Antonie, ſoll ich von hinnen ziehen, ohne Ihnen geſagt zu haben, daß jenes Zuſammentreffen über das Schickſal meines Lebens entſchieden hat? Die erſten Stunden unſers Zuſammenſeyns ſchloſſen mir das Innere Ihres Herzens auf, und in dem ſchönen Augenblicke, wo wir gemeinſchaftlich den Namen Ihrer Freundin bekränzten, that ich das ſtille Gelübde, um Ihre Liebe zu ringen, und mich Ihrer Neigung werth zu machen. Ach ich fühle, wie weit ich von dieſem Ziele entfernt bin — aber nehmen Sie mir die Hoffnung nicht, es einſt zu erreichen. Ach ich kann ja nicht leben ohne dieſe Hoffnung! Sie iſt ja der einzige Troſt, mit dem ich die Schmerzen der nahen Trennung lindern kann!“ — —

Dieſe Worte rührten mich; noch mehr der Ton, mit dem er ſie ſprach. Meine Hand ruhte noch in der Seinigen; ich konnte ſie nicht zurückziehen. — „Saint-Val, ant-

wortete ich, indem ich meinen Arm zutrauensvoll in den Seinigen legte, um weiter zu gehn — Sie machen mir eine Erklärung, die ich vielleicht nicht anhören ſollte. Aber Sie ſind zu gut, als daß ich ein Mistrauen in Ihre Geſinnungen ſetzen könnte. Und ſo antworte ich Ihnen mit der Aufrichtigkeit, die ich bey Ihnen vorausſetze, daß Sie meine ganze Achtung beſitzen; daß Sie mir werth ſind, und daß ich immer mit Vergnügen an den Zufall denken werde, dem ich Ihre erſte Bekanntſchaft verdanke."

Bey dieſer Erklärung, die ihn zu beruhigen ſchien, drückte er meine Hand. Er wollte antworten, aber in dem Augenblick ſtieß eine Geſellſchaft zu uns, unter welcher einige Bekannte waren, die uns anredeten, und den Fortgang des Geſprächs unterbrachen. Als aber dieſe vorüber waren, fuhr er fort: „Ihre freundlichen Worte, gute Antonie, laſſen in meine Seele einen Strahl ſchöner Hoffnung fallen, an dem ſich mein Leben

mit frischem Muthe aufrichtet. Ach wie ich gezagt, wie ich mich den quälendsten Zweifeln hingegeben habe — wie ich oft in gänzlicher Hoffnungslosigkeit an Allem verzweifelte — das ahndet nur ein Herz, das, wie das Meinige, den schönsten Preis des Lebens kennt, nach ihm ringt und ihn zu verfehlen fürchtet."

So sprach Saint-Val noch einige Zeit; seine Beredsamkeit war ihm wieder gegeben, und wie er sprach, wurde sein Gefühl immer lebendiger, sein Ausdruck blühender, der Ton seiner Stimme begeisterter. Endlich sagte er, mit Thränen in den Augen: „Gute Antonie, sage mir, daß Du meine Rückkehr wünschest! sage mir — daß Du mich liebst; daß Du Dein Schicksal an das Meinige knüpfen willst." — Die Lebhaftigkeit, mit der er dieß sprach, nahm mir den Muth. Ich antwortete, mit bebender Stimme, wie ich glaube: „Bestürmen Sie mich nicht so, guter Saint-Val. Mein Herz ist zu sehr

erschüttert. Ja, ich wünsche Ihre Rückkehr.“ — Da faßte er meine beyden Hände, drückte sie sanft und sagte, sich zu mir neigend, mit leiser Stimme: Darf ich mich Ihrer Mutter vertrauen? — Ich bejahte es ohne zu sprechen.

Ich konnte gestern die Geschichte des Tages nicht endigen. Die Erinnerung an das, was kaum vorher geschehen war, stürmte zu heftig auf mich ein. Meine Augen verdunkelten sich. Die Feder zitterte in meiner Hand. Heute, hoff' ich, werd' ich mit mehr Ruhe schreiben können. —

Doch kaum! Indem mir das, was ich schreiben will, wieder durch die Seele geht, indem ich es an den Gedanken an Dich, meine Rosalie, und an unsre Liebe knüpfe, tritt das Gefühl von neuem aus seinen Ufern, und ich finde die Fassung noch nicht, die eine ruhige Erzählung fordert.

Wie wunderbar und leichtbeweglich ist doch des Menschen Gemüth! Vor wenigen Tagen noch schlug mein Herz so sorgenlos und frey! Ich war so stolz auf meine Freyheit! Ich war so entschlossen, sie zu vertheidigen! Nun ist in wenigen Stunden Alles anders geworden. Ich habe meinen Willen einem fremden dahingegeben; ein fremder Wille gibt sich dem Meinigen hin; und aus diesem gegenseitigen Austausche, aus diesem Entgegenkommen und Verschmelzen zweyer verschiednen Naturen scheint etwas Höheres hervorzugehn, als jene leere Ungebundenheit des eignen Willens bewirken konnte. — Ich sinne, wie sich dieß zugetragen, und finde es kaum. Haben so wenige Stunden, haben die leichtverrauschenden Worte eines fremden Mundes mir diese Empfindungen einimpfen können? oder lagen sie schon früher verhüllt in meiner Seele, wie ein schlummerndes Rosenkind, das der leise Anhauch eines warmen Tages

erweckt und entfaltet? Liegt nicht Alles so in des Menschen Brust, wie eine Welt voll reicher Erscheinungen, in das Gewand der Nacht gehüllt, den Strahl erwartend, der sie entschleyert und belebt?

Ich will die einfache Geschichte zu Ende bringen.

Meine Mutter, in tiefem Gespräch mit Theodor, hatte unser Zurückbleiben nicht zu bemerken geschienen. Wir gingen jetzt etwas schneller, und erreichten sie bald wieder; auch waren wir der Stadt schon nah. Der Rest des Weges wurde unter gleichgültigen Gesprächen zurückgelegt. Denn von allen Seiten strömten Lustwandelnde zu, und gingen an uns vorüber und vor uns her; die Lichter brannten schon in der Stadt, und der heitre Abend erlosch in der Dämmerung. Noch in derselben Stunde entdeckte Saint-Val meiner Mutter sein Herz. Ihre Antwort lautete günstig; nur die bestimmte Ein-

willigung seines Vaters wurde verlangt. Meinen Vater zu unterrichten, übernahm die Mutter sogleich. Diese gütigen Aeltern wollten nichts als das Glück ihrer Tochter. Sie riefen mich zu sich, befragten mich, und wünschten mir Glück. Ich wußte nicht, wie mir geschehen war.

Adolph benimmt sich seitdem mit einem Zartgefühl, das ihm meinen Dank gewinnt, und mich immer mehr an ihn knüpft. Er will Nichts der Ueberraschung, er will Alles der freyen Berathung meines eignen Herzens zu danken haben. Das entscheidende Wort soll erst nach seiner Rückkehr ausgesprochen werden. Ach in meinem Herzen ist es schon ausgesprochen — und ich glaube, daß ich es ihm nicht verbergen werde. Auch weiß er es ja wohl schon — denn ein liebendes Herz, wie das seinige, ahndet die Regungen des andern, und fühlt in der fremden Brust. Wenigstens ist er so zufrieden, als ob er es wüßte; und es herrscht

eine Milde und Weichheit in ſeinem Weſen, die mit der natürlichen Lebhaftigkeit ſeiner Natur auf das angenehmſte verſchmilzt. Auch ſeine Freundſchaft zu Theodor ſcheint erhöht; und mir ſchmeichelt mein Bruder mit mehr als gewöhnlicher Zärtlichkeit. So von Vater und Mutter, von Bruder und Freund geliebt — wie ſollt' ich nicht glücklich ſeyn? — Ich bin es auch, und mein dankbares Herz demüthigt ſich vor Gott, und ich lege meine ſtille Freude zu den Füßen ſeines Throns, um ſie dann reiner und heiliger wieder in meine Bruſt aufzunehmen.

den 1ſten November.

In der Fülle meines Glückes und meiner Rührung fehleſt Du mir, meine geliebte und einzige Freundin, jeden Augenblick. Meine Mutter iſt gütig, herablaſſend, theilnehmend, mehr als ich ſagen kann; aber ſie iſt meine Mutter, und die Verſchiedenheit der Jahre legt der Vertraulichkeit Zügel an.

Dir allein könnte ich mein ganzes Herz öffnen, und ich würde mich selbst besser verstehn, wenn ich mich in Deine Arme werfen, und ohne Worte mein ganzes Wesen Dir mit einemmal mittheilen könnte. Ach was ist bey diesem Bedürfniß der Sehnsucht schriftliche Mittheilung? Was ist ein Brief gegen Ein liebendes, vertrauendes Wort, ja, gegen Einen Laut, der aus der Tiefe der Seele tönt? Was ein Schattenriß ist gegen die blühende, frische Gestalt; oder ein gedruckter Musik-Auszug gegen das ganze, vollstimmige Conzert. Ach ich fühle es, wie dürftig meine Sprache ist, selbst um diesen Mangel zu bezeichnen! aber wenn ich vollends den Strom der Gefühle, der durch meine Seele geht, mit der Feder auffassen will, wie schwindet er da zu einem dünnen Faden zusammen! Wie nüchtern Alles, und lallend! kaum ein matter, seufzender Wiederhall einzelner Laute, statt einer reichen und mächtigen Harmonie!

Weißt Du wohl noch, was unsre gute Constant einmal von mir sagte, als ich bey einem ihrer kleinen Feste ausgelassen lustig war, und bey einer sonderbaren halb lustigen, halb tragischen Geschichte, die ich erzählte, abwechselnd lachte und weinte, ich sey wie eine galvanische Säule, die aus Wasser Funken sprühe. — Ach heute aber bin ich so weich, daß jede Berührung mir nur Thränen entlockt. Die Funken des Witzes und der Laune sind ausgelöscht. Ich lache nicht mehr. Ich denke nur wehmüthig an Dich, an den scheidenden Bruder und — seinen Begleiter. Aber vor allen an Dich. Ich erwachte mit Deinem Bilde, und fühlte mich Dir so nah, daß ich meinte, ich hätte nur die Arme auszustrecken, um Dich, Theure, zu finden und an mich zu ziehn. Das Bild vergangener Tage trat mir vor die Seele, wie ein freundliches Morgenroth meines beginnenden Lebens. Denn da begann mein Leben, als ich Deine Liebe erwarb. Man sagt, daß

Mädchenherzen ſchnell in einander ſchmelzen und ſich noch ſchneller trennen; aber unſre Freundſchaft wurde langſam geknüpft. Es iſt mir noch Alles gegenwärtig. — Es war auch Allerheiligen Tag — und ich feyere dieſen Tag mit doppelter Andacht in Beziehung auf Dich — und ich hörte mit meiner Mutter die Meſſe in der Kirche der Carmeliterinnen. Ich kniete nah am Altar; Du trateſt herein und knieteſt neben mich. Dein zarter Wuchs, die ſtille Anmuth Deiner Geſtalt, auch das blendende Weiß Deiner Farbe, nur von blaſſen Roſen erhöht, — Alles zog meine Blicke auf Dich, ſo wie Du auch die Aufmerkſamkeit andrer auf Dich zogſt. Ich läugne Dir nicht, daß Du mich ein wenig ſtörteſt, und daß die Andacht, mit welcher Du ganz in Dich gekehrt beteteſt, mich mehr als der Gottesdienſt ſelbſt erbaute. Am Ende des Amtes ſchlugſt Du die Blicke auf, und ich ſah in Dein dunkelblaues Aug, das bis jetzt von den langen Wimpern bedeckt

gewesen war, und es schien mir schon damals der milde Ernst und das tiefe Gemüth daraus entgegen, das ich späterhin in seinem ganzen Umfange kennen und lieben lernte.

Es war etwas mehr als mädchenhafte Neugier, was mich wünschen ließ, zu wissen, wer Du seyst. Aber niemand kannte Dich, und es waren mehrere Monate verflossen, als man in einer Gesellschaft unter den Fremden, die seit kurzem in die Residenz gezogen, auch Deines Vaters und seiner Familie erwähnte, unter solchen Umständen, die mich nicht zweifeln ließen, daß von Dir, dem Gegenstande meiner stillen Wünsche, die Rede sey. Man sagte viel Gutes von Euch, und ich kann Dir das Vergnügen nicht beschreiben, das ich dabey fühlte, noch das wunderbare Verlangen, Dir wieder zu begegnen. Einige Zeit darauf wurde meine bisherige Erzieherin nach Frankreich zurückgeschickt, und, ich ward Madam Constant übergeben, die kaum ihre Pension eröffnet

hatte, als ſich der günſtigſte Ruf von ihren Kenntniſſen, ihrem Character und der trefflichen Methode ihres Unterrichts verbreitete. Als ich nun anfing ihre Schule zu beſuchen, wie groß war meine Freude, da ich erfuhr, daß Du auch eine der Unſrigen ſeyſt — und ich erwartete Dich mit der größten Ungeduld — denn mehrere Tage vergingen, eh Du erſchienſt. Endlich kamſt Du, noch bläſſer als das erſte Mal, kaum hergeſtellt von einer tödtlichen Krankheit, die Dich mehrere Wochen an Dein Bett gefeſſelt hatte. Ich erröthete, als Du hereintrateſt, nicht anders als ob Du meine innerſten Wünſche errathen könnteſt, etwa wie ein ſchüchterner Liebhaber bey der Annäherung der Geliebten, der er im Stillen huldigt. Dein Erſcheinen war für alle, wie das eines freundlichen Schutzgeiſtes. Madam Conſtant umarmte Dich mit Thränen in den Augen — denn Deine Bläſſe rührte ſie — und die jüngern Schülerinnen dräng-

UNIVERSITÄTS BERLIN

ten ſich an Dich, und küßten Dir Hände und Mund, und die kleinſten, die Dich im Gedränge nicht ſchnell genug erfaſſen konnten, drückten ihr Geſicht in Dein Kleid. Du ſchienſt ſehr gerührt, und umarmteſt alle; erſt die Größern; dann bückteſt Du Dich zu den Kleinern herab, und ſagteſt jedem ein freundliches und dankbares Wort. Von dieſem Tage an begleitete mich Dein Bild noch treuer als vorher; was ich that, bezog ſich auf Dich; ich warb im Stillen um Deinen Beyfall; und da ich bisher mein Leben ganz leichtſinnig dahin geſcherzt hatte, zeigte ich mit einemmal einen Eifer, mich nützlich zu beſchäftigen, den meine Mutter mit eben ſo großer Bewundrung als Zufriedenheit ſah. Indeß trug ich meine Liebe zu Dir noch immer im tiefen und ſtillen Herzen, und es blieb mir lange in Deiner Gegenwart eine Schüchternheit, welche die Wirkung des erſten feyerlichen Eindrucks war, und wohl auch mit dem tiefen und heftigen

Wunſche zuſammenhing, Deiner werth zu ſeyn. Die zufällige Bekanntſchaft, welche unſre Mütter im Bade zu Roſenheim errichteten, brachte mich Dir etwas näher; und da wir um dieſelbe Zeit unſre Wohnung veränderten, und in die Nachbarſchaft Deiner Aeltern kamen, entſtand bald ein noch engerer Verkehr, und eine faſt ſchweſterliche Gemeinſchaft. Dennoch blieb mir ein Reſt der erſten Schüchternheit. Ich fühlte Dich zu weit über mir, und oft, wenn ſich mein Herz öffnen wollte, trat die Blödigkeit dazwiſchen, und hemmte die freye Ergießung; dann mußte ich, um nur wieder in das Gleichgewicht zu kommen, wider meinen Willen ſcherzen und lachen.

Dieſe Zurückhaltung, welche niemand ahnden konnte, — denn unſer Verkehr war ſchon ſehr freundſchaftlich, nur innig noch nicht — wich endlich einem ſchmerzhaften Ereigniß. In der gemeinſamen Trauer erkannten wir uns vollkommner. Wie unſre

Thränen ſich miſchten, ſo floſſen unſre Seelen in Eins zuſammen. Du ſahſt, vielleicht nicht ohne Ueberraſchung, daß die lachende Freundin eines tiefern Gefühles fähig ſey. Vieles kam damals zwiſchen uns zuerſt zur Sprache, und die Fülle Deines Gefühls, Dein frommer, Gott ergebener Sinn, der wie das Licht einer höhern Welt durch das Gewölk Deiner Trauer brach, wurde mir damals in ſeinem ganzen Umfange kund. Von dieſer Zeit an waren wir unzertrennlich. Aus gemeinſamen Thränen blühte eine neue Welt in meinem Innern auf; ich erkannte mich beſſer durch Dich; ich fing an über mich zu denken; ich ward frömmer, ſtiller und ruhiger; aus Deinem Herzen gingen die Funken der Andacht in das Meinige über. So begann mein beſſeres Leben durch Dich. In einer entſcheidenden Epoche des Lebens ſandte Dich mir die Güte des Himmels, als einen freundlichen Engel, meine wankenden Schritte zum Guten zu leiten.

Was ich geworden bin — wenn ich etwas bin — ich verdank' es nur Dir und Deiner edlern Natur. Ach Deine Gegenwart war nur kurz. Aber bist Du schon von hinnen gezogen, so folgt doch mein Herz unabläſſig Deiner lichten Spur, und nährt ſich mit ſchönen Erinnerungen an die glücklichere Zeit, und erhebt ſich dankbar zu Gott, daß er ſich mir, in der heiligen Freundſchaft zu einem geliebten und frommen Herzen, ſchöner und vollkommner offenbaret hat.

Ich habe an Theodors Arm die Gräber aller Freunde und Freundinnen beſucht, die vor uns zu Gott gegangen ſind — auch der Deinigen. Clementinens Grab war mit Blumen und Kerzen bedeckt. Viele beteten umher, wie um die Ruheſtätte einer Heiligen, und ich freute mich des frommen Volkes, das das Andenken guter Menſchen ſo dankbar ehrt. Theodor war ungewöhnlich bewegt. Er hatte das Bild der ſchönen Dilly

immer in ſeinem Herzen getragen, und hörte jetzt zum erſten Mal von mir die Art ihres Todes. Ach es iſt gar zu traurig, wenn ſo zarte und ſchöne Blüthen ſo früh, und noch mit dem Thau des Morgens beduftet, unter der Senſe des Todes fallen.

den 2. November.

Dieſer lange Brief, dieſes große Fragment meiner Biographie, geht zu Ende, wie die ſchönen Tage des Zuſammenſeyns mit den Freunden, aus deren Händen Du ihn empfangen ſollſt. Die Glücklichen, ſie werden Dich ſehn, und Du wirſt ihnen für die Grüße danken, die ſie Dir bringen; während ich Arme trauernd zu Hauſe ſitze, und mir die Thränen in den Augen zerdrücke, und, einſam und verarmt, die Freundin, den Freund und den Bruder mit meinem ſehnenden Herzen ſuche. Morgen ziehn ſie davon. Saint-Val iſt wieder ganz ſchwermüthig geworden; Theodor hingegen mit ſeinem freyen

Herzen und seiner unersättlichen Schauluſt, sieht in seinen Reisekleidern, die er, uns recht zur Kränkung, schon heute angelegt hat, so fröhlich aus, daß wir ihn alle schelten möchten. Ich weiß indeß doch recht gut, daß er mit ganzem Herzen an dem väterlichen Hause hängt, und daß die ersehnte Fremde nicht sobald vor ihm liegt, als er seine Gedanken hierher zurückwendet, und noch mehr in der Erinnerung als in der Gegenwart lebt. Gewiß, es ist das trefflichste Herz, das man finden kann. Gerade, offenherzig, von unverbrüchlicher Redlichkeit; dabey immer frohen Muths, hülfreich wo es gilt, und seinen Freunden zu nützen unermüdet. Nimm ihn freundlich auf, gute Rosalie, nicht nur als den Bruder Deiner Freundin, sondern um sein selbst willen, und weil er Dich, obschon unbekannt, fast so sehr liebt als mich. Und sieh, so wenig eifersüchtig bin ich, daß ich ihm erlaubt habe, das kleine Bild zu copiren, das Du

mir an dem Vorabend unsrer Trennung in die Hand legtest. Es ist ihm gut gelungen.

Wie sehr ich Deine Gedanken über Adolph zu hören wünsche, brauche ich Dir nicht zu sagen. Er hat gestern an seinen Vater geschrieben, und seine Einwilligung erbeten, und zugleich an seine Schwester, die er mit unbegränzter Zärtlichkeit liebt. Er erwähnt ihrer oft, und was er von ihr sagt, erinnert mich so lebhaft an Dich, daß ich mich bisweilen verwirre, und meine, er spreche von Dir. Er hat mir ihr Bild versprochen, und dann werde ich sehn, ob ihre Gestalt der Deinigen auch so gleicht, wie ihr Geist und Gemüth.

Nun lebe wohl, meine geliebteste, meine theuerste, meine einzige Freundin. Gott gebe Dir frohe Tage, und führe Deine Mutter bald in Deine Arme zurück. Schreibe mir bald. Ich werde die Tage zählen, wo Theodor und Saint-Val bey Dir seyn wer-

den, und die Unruhe meines klopfenden Herzens wird sich dann auch in Deinem Busen regen, und Du wirst mich bald durch ein Zeichen Deines liebenden Andenkens froh machen.

Immer und ewig die Deinige.
Antonie.

Aus Rosaliens Tagebuch.

Ich bin krank hier angekommen, recht sehr krank. Die Unruhe vor der Reise, die Reise selbst — ach und so vieles auf der Reise, was meinem Herzen weh that — haben mein altes Uebel fürchterlich aufgeregt. Niemand kümmert sich groß darum — das mag seyn — aber warum bedauert mich Kunigunde mit so mistrauischen Blicken, als ob sie gar nicht an mein Krankseyn glaubte?

Womit hab' ich nur diesen feindseligen Sinn verschuldet? Ich forsche umsonst bey mir, und finde es nicht. Ich möchte ja

gern ihr Vertrauen — oder wenn auch nicht das — doch ihr Wohlwollen gewinnen. Und wäre das auch unmöglich, wenigstens ihre Gleichgültigkeit.

Ich will ja gern noch mehr schweigen — ich will ja gern noch demüthiger seyn als ich war.

Ach oft übersteigt der Unmuth in mir alle meine Vorsätze. Mein Stolz empört sich. Ich will die unwürdigen Fesseln brechen — ich will mich in laute Klagen ergießen, damit sich meine Mutter erbarme, und wiederkehre. — Oft schon hatt' ich die Feder ergriffen — aber Gottlob, noch immer hat der bessere Vorsatz obgesiegt. Ach trägt denn die gute Mutter nicht schon schwer genug? ist ihr nicht schon diese lange Trennung ein langer Schmerz? warum soll sie denn durch mich auch noch leiden?

Vielleicht kömmt sie bald zurück — und dann ist ja Alles vorbey.

Geduld überwindet Alles — viel-

leicht auch das. Und bin ich denn nicht viel glücklicher, wenn ich so obsiege, als auf einem andern Wege?

Von neuem also gelob' ich mir, gelassen zu ertragen, was auch über mich ergehen mag. Ich will mein Herz fest halten, und die Stürme beschwören durch ruhiges Schweigen. Auch will ich ja gern den eignen Willen opfern, um des Friedens willen. Gott wird mir helfen.

Das Herrlichste in der Religion in Beziehung auf das Leben ist, daß sie das Rechte ohne alle Zweydeutigkeit lehrt. Ein Gemüth, welches Gott aufrichtig ergeben ist, kann sich über seine Pflichten schwerlich täuschen. Die Stimme Gottes spricht laut und vernehmlich in uns. Jede andre Belehrung ist mangelhaft, und verläßt uns eben in den Stürmen des Lebens, wenn kein Stern unsre Bahn bezeichnet und überall die wilde Brandung um feindliche Klippen brauft.

Wer auf dem grundlosen Meere schwimmt, würde nicht aufhören können für sein Leben zu zittern, wenn er immer daran dächte, daß ihn nur ein schmales Bret von dem Tode trennt. Aber er vertraut der Güte des Schiffs. Wem aber vertraut der Mensch auf dem Meere des Lebens, da zwischen ihm und der Ewigkeit nur wenige, kärglich zugezählte Momente liegen, deren Reihe jeden Augenblick in dem bodenlosen Abgrunde enden kann? Die Güte des Fahrzeugs kann hier nicht beruhigen.

Nie hab' ich die wunderbare Kraft der Musik so erkannt, wie jetzt, wo sie mir Gesellschaft, Trösterin und Heilmittel ist. Oft ist meine Brust von Schmerz und Jammer zusammengepreßt; ein schwerer Nebel liegt auf meiner Seele; kein freyer Athemzug erleichtert mein Herz, daß unter seiner Bürde erstarrt, und nur das dumpfe Bewußtseyn seiner Erstarrung hat. In diesem traurigen

Zuſtande würde ich untergehn, wenn ich nicht die Muſik hätte. So hab' ich ihre heilenden Kräfte nie gekannt. Wenn ich die rechten Weiſen treffe, ſo lüften ſich allmählig die krampfhaften Banden meiner Bruſt; wie weiche Strahlen gleiten die Töne durch das zerrinnende Gewölk, und legen ſich warm und wohlthuend um mein wundes Herz. Dann zerfließt die harte Gegenwart; ich gleite auf den Flügeln der Töne in meine Kinderjahre zurück; alle Blumen der Vergangenheit öffnen ihre bunten Kronen, und laſſen den verborgnen Thau auf meine Wunden fließen. Dann ſchweigt auch der Schmerz in meiner blutenden Bruſt, und aus dem ſchützenden Zauberkreiſe, der mich immer weiter und weiter umzieht, weichen die Larven feindſeliger Einwirkungen. Erſt dann kann ich mit rechter Freudigkeit beten. Die entfeſſelte Pſyche ſchlägt ihre Schwingen jubelnd auseinander, und erſchwingt in ſeligen Ahndungen ihre ewige Heimath.

Es ist ein wunderbares und unbeschreibliches Gefühl, wenn sich unter Schmerz und Jammer der Geist ermannt, und das Vertrauen zu Gott obsiegt, und nun der Farbenbogen sich aufrichtet in den Thränen an dem dunkeln Gewölk, und das Herz mit sich hinauf hebt, und dann aller Schmerz in freudiger Rührung untergeht.

Die Herrlichkeit des Tages steigt auf aus dem Dunkel der Nacht; das Leben des Frühlings aus dem Erstarren des Winters; das frohe Gefühl der Gesundheit aus dem Schmerz; die Fülle der Seligkeit endlich aus dem ungewissen, kummervollen Leben.

So viele Freude an Einem Tage hatte ich nicht erwartet. Heute früh kam ein Brief vom Bruder, lang und sehnlich gewünscht; nach Mittag ein andrer von Antonien und wenige Stunden darauf Antoniens Bruder und ihr Verlobter.

Ich bin sehr, sehr angegriffen. Der Inhalt beyder Briefe, die neuen Bekanntschaften, die mannichfaltigen Gefühle in so wenigen Stunden, Freude und Sehnsucht, Hoffnung und Besorgnisse — alles so heftig erregt — das jagt mein Blut durch die Adern, und meine Nerven zittern. Ich bin zu schwach für so großen Genuß.

Heute bin ich viel stärker. Auch ist der Bluthusten ausgeblieben. Der Arzt gibt gute Hoffnung, wenn ich ruhig bleibe, und seine Mittel gewissenhaft brauche. Das letzte soll gewiß geschehn, und auch das erste, wenn und so viel es möglich ist.

Meine eignen Hoffnungen sind gering, und ich fürchte den Tod nicht. Doch wär' es unrecht, die Mittel einer möglichen Rettung zu verschmähen. Hab' ich denn nicht eine Mutter, die mich liebt, eine Freundin, einen Bruder, die ja alle mein Leben wün-

ſchen, und die mir das Leben ſo wünſchenswerth machen?

Aber wie kann ich ohne große Unruhe an meinen Bruder und an die Leidenſchaft denken, die ſich mit ſolcher Gewalt ſeiner ganzen Seele bemächtigt hat? Seine Liebe iſt ſchön und edel; ein glücklicher Erfolg iſt wahrſcheinlich. Aber liegt dieſer nicht immer in fremder Hand? Und was würde aus ihm werden, wenn ihn Nataliens Geſinnungen täuſchten, oder ihr Vater ſie einem andern beſtimmt hätte?

Die Heftigkeit, mit der dieſe Liebe begonnen hat, macht mir bange.

Aber wie unerwartet hat mich die Bekanntſchaft mit Nataliens Bruder erfreut, durch den ich nun auch die Schweſter beſſer kenne. Und daß dieſer auch der Verlobte meiner Antonie ſeyn muß! und daß Alles, was ich liebe, indem es neue Verhältniſſe anknüpft, ſich doch ſo mit einander vereini-

gen, und ſich mit einem ſolchen Bande umſchlingen muß!

Was für ein ſchöner Segen ruht doch auf einem tugendhaften und frommen Leben! Er erbt von den Vätern auf die Kinder fort, und wenn längſt das liebende Aeltern-herz in Staub zerfallen iſt, ſo ſchwebt ihr heiliges Andenken über dem Staube, und die Saaten, die ſie ausgeſtreut, gehen in dem Leben ihrer Kinder auf. Wenn Eduard glücklich iſt, wenn ihm die Erfüllung ſeiner Wünſche ſchon jetzt ſo freundlich entgegen tritt, iſt es nicht die Tugend ſeines Vaters, die den Weg ihm bahnt, und die alte Dankbarkeit und Liebe eines befreundeten Herzens für ihn erweckt? So geht doch alſo nichts Gutes und Schönes verloren; es dringt von Geiſt zu Geiſt, von Herzen zu Herzen, und wenn auch die äußere Geſtalt, in der es ſich zuerſt offenbarte, zerfallen, wenn auch Ort und Name vergeſſen iſt, ſo

geht doch seine Kraft nicht unter, sondern wirkt auf Kinder und Enkel fort bis in das tausendste Glied.

Ich habe Antoniens Brief noch einmal mit recht inniger Freude gelesen. Gott wird ihre Liebe segnen. Sollte ein so schönes Herz wie das ihrige unglücklich seyn können?

An meinem ersten Namenstage nach dem Tode meines seligen Vaters brachte sie mir einen Kranz von späten Rosen, an denen sie sorgsam die Dornen abgebrochen hatte, und sagte: Wenn ich alle Dornen von Deinem Leben ablösen könnte, ich wollte sie gern auf mich nehmen! — und als ich dann ihre Hand nahm, und sah, daß sie sich an mehrern Stellen verwundet hatte, fielen meine Thränen auf die wunden Stellen. Ach es rührte mich mehr als ich sagen kann, weil ich wohl wußte, daß sie auch die größten Wunden um der Freundschaft willen ertragen hätte.

Wer einmal die Freude recht innig gefühlt hat, die auf das freye Opfer einer eigennützigen und selbstsüchtigen Begierde folgt, der kann unmöglich zweifeln, auf welcher Seite die Bestimmung des Menschen liegt.

Rosalie an Antonien.

Wenn ich Dir heute, geliebte Antonie, statt des langen Briefes, den ich an Dich, im Kopf und Herzen trage, nur wenige Zeilen schreibe, so halte Dich deshalb an den allzusorgfältigen Arzt, der mich zum Müßiggang und zur Langeweile verdammt. Die Beschwerden der Reise hierher und die schlimme Jahreszeit haben das alte Uebel meiner Brust ein wenig aufgeregt, so daß ich das Zimmer hüten muß, und, was mich empfindlicher kränkt, die Freude entbehren soll, mit Dir, meine einzige und geliebte Freundin, recht von Herzen zu plaudern.

Aber wie soll ich es nur möglich machen, mit wenigen Worten über so vieles zu sprechen. Oder soll ich warten bis ich gesund bin? Wenn ich nun immer krank bliebe? Soll ich Dir nie mehr schreiben? Unmöglich. Nun, so will ich meiner Feder freyen Lauf lassen, fest überzeugt, daß die überströmende Freude der Gesundheit weit weniger schadet, — wenn sie ihr nicht vielmehr heilsam ist — als ein von Sehnsucht beklommenes, von zurückgedrängten Gefühlen überfülltes Herz. Und so war das Meinige von dem Augenblick an, wo ich Deinen geliebten Brief durch Deinen Bruder empfing. O Du theure und geliebte Freundin, wie hast Du mir Dein ganzes, liebendes Gemüth enthüllt! und wo soll ich Worte finden, um Dir für die überströmende Fülle Deiner innigen, aber allzupartheyischen Liebe zu danken? Ach ich weiß nur allzuwohl, daß ich nicht so bin, wie Du mich siehst; aber aus dem reinen Krystall Deiner Seele steigt Dir

mein Bild verklärter und veredelter auf, und Du leihst mir Dein eignes Werk mit der Großmuth einer schönen und rührenden Freundschaft. Aber auch darum muß ich Dich ja noch mehr lieben, daß Du solcher Täuschung fähig bist, und Dich selbst in einem andern Wesen so vergessen kannst. So hab' ich Dich jederzeit gefunden, und darum hab' ich Dir mein ganzes Herz dahingegeben, und dagegen das Deinige empfangen, und in der Brust einer jeden von uns schlägt nun die zwiefache Liebe wunderbar, nicht verdoppelt, sondern unendlich erhöht. Und so eng ist dieser Verein, daß selbst die Trennung des Raumes aufgehoben ist. Oder haben sich nicht die Wunder der Sympathie auch jetzt in dieser Ferne bewährt? Haben sich nicht am Allerheiligen Tage unsre Gedanken in denselben Gegenständen begegnet? und haben wir nicht fast um dieselbe Stunde, der Freundschaft — die ja wohl auch einen Altar unter den Heiligen verdient —

durch das Andenken an die Entstehung der unsrigen, wie durch Verabredung, auf eine so übereinstimmende, und eben darum gewiß nicht zufällige Weise gehuldigt? Die Erinnerung jener Zeit hat tiefe Furchen in mein Herz gezogen, und eine Saat von Freuden keimt daraus auf, obgleich mit dem Thau unzähliger Thränen benetzt. So wunderbar nah steht in diesem Leben Alles, auch das Verschiedenartigste! In dem Thau der Thränen gebrochen, umwindet sich das Bild froher Zeiten mit dem siebenfachen Kranze ätherischer Farben. Die Freude wird schöner durch den Schmerz, und der Schmerz milder durch die Freude; so daß man nicht weiß, ob man die eine auch nur haben möchte, ohne den andern.

Und hab' ich nicht auch die freyen Stunden, die ich Dir jetzt widmen darf, hab' ich nicht die genußreichen Augenblicke, die ich mit Deinem Bruder und Deinem Saint-Val in dem Andenken der geliebtesten Freundin

und eines mir ewig theuren Ortes zugebracht habe — hab' ich sie nicht eben dem Schmerz zu verdanken, der mich an mein Zimmer fesselt, während die Tante und Kunigunde kaum Zeit finden, sich umzukleiden, oder an irgend etwas anders, als an die Erfüllung ihrer gesellschaftlichen Pflichten zu denken? Wie soll ich Dir meine Freude beschreiben, als ich erstlich Deinen Brief, und darin die Geschichte Deiner Liebe las, und dann, wenige Stunden darauf, die lieben Reisenden bey mir sah? Deinen Bruder zu erkennen ward mir nicht schwer. Hat er nicht Deine seelenvollen Augen, Dein dunkles Haar und selbst den Ton Deiner Stimme? Als er mir so gegenüber stand, mit dieser Freundlichkeit um Mund und Wangen, und mit dem stillen Ernst auf der Stirn, der auch Deiner Fröhlichkeit so gut steht, hätt' ich mich fast in seine Arme geworfen, und gesagt: O Antonie, warum kömmst Du als Mann? — Ach meine Freude war zu

groß — meine Knie wankten, und ich wäre niedergesunken, hätte nicht Dein Bruder mich aufgefaßt, und zu meinem Sitze zurückgeführt. Die ebbenden Lebensgeister kehrten schnell zurück. Ich hatte ja so viel zu fragen und zu hören! und beyde sprachen so gern und zärtlich von Dir! Es war ein Trio aus drey gleichgestimmten Herzen, in die Ein Hauch der Liebe wehte — eine Musik der Geister, die mich mehr erfreute, als irgend eine je. Wir waren bald vertraut. Ich berührte Dein Verhältniß mit Saint-Val — da gingen die Flammen der Freude in seiner Seele auf, und sein ganzes Wesen verklärte sich, da er nun frey und offen mit mir sprechen konnte. Mit Thränen in den Augen faßte er meine Hand und sagte: „O Rosalie, Sie kennen sie. Gibt es ein würdigeres Streben, als nach diesem schönen Herzen? oder gibt es ein Glück, das man nicht opfern könnte um diesen Besitz?“ — Dann sagte er weiter: „Ich spreche zu Ih-

nen, wie ich zu meiner Schweſter ſprechen würde. Ihr Anblick hat mich auf eine wunderbare Weiſe überraſcht. Es iſt etwas in Ihrem ganzen Weſen, das mich an meine Schweſter erinnert, und mir ihr Bild lebendig vor die Seele ruft.“

Ich erröthete, glaub' ich, ein wenig; dann antwortete ich: „Ihre Schweſter, Herr von Saint-Val, gehört ſeit dieſem Morgen zu dem Kreiſe meiner Bekanntſchaften; aber was ich von ihr weiß, überzeugt mich, daß mir dieſe Vergleichung allzuehrenvoll iſt. Mein Bruder hat das Glück gehabt, in Vevay in dem Hauſe der Ihrigen eingeführt zu werden, und Alles was er mir ſchreibt, hat mir ein großes Verlangen erregt, Ihre Schweſter Natalie kennen zu lernen. Als ich ſeinen Brief las, konnte ich nicht hoffen, daß mir in dem Freunde meiner Freundin der Bruder Nataliens ſo nah wäre.“

Hier nun, liebſte Antonie, muß ich Dir Eduards Geheimniß verrathen, das ja, wenn

es anders ein Geheimniß seyn soll, in Deiner Brust so sicher als in der Meinigen aufbewahrt liegt. Mein Bruder hat vor wenigen Wochen auf einer Reise um den See Saint-Vals Schwester kennen gelernt. Sie sehn und lieben war Eins. Auch Nataliens Herz scheint sich zu meinem Bruder zu neigen. Da traf es sich nun recht glücklich, daß ihr Vater ein Jugendfreund des Meinigen war. Mein Bruder wurde auf das freundlichste von ihm aufgenommen und zur öftern Wiederkehr eingeladen. Er ist voll schöner Hoffnungen. Die ganze Kraft seiner energischen Seele ist erregt, und wenn das Glück ihn ferner wie jetzt begünstigt, so wird sich ein neues Band um uns schlingen, und ich werde in Eurer Mitte stehn, und Ihr werdet mich umgeben, wie ein Kranz der Liebe, Du und Saint-Val, Eduard und Natalie!

Saint-Val schien durch das, was ich ihm sagte, angenehm überrascht. Seine ganze

Seele hängt an Natalien, die, wie er sagte, das Ebenbild einer geliebten, vor wenigen Jahren ihm entrissenen Mutter ist. „Sie ist so gut und sanft, sagte er, daß wenn ein wilder Sinn in mir tobt, und ich an sie denke, der Sturm augenblicklich schweigt. Sie ist die Freude und der Trost meines Vaters; und jetzt hat er sie, nach dem Tode der Mutter, zum erstenmal auf einige Tage verlassen, um mich durch die Gebirge der Schweiz zu der Gränze von Deutschland zu führen. Wollte Gott, sie wäre in Ihrer Nähe, und wir wären alle vereint!" — Auch ich? fragte Dein Bruder ein wenig erröthend. — „Auch Du, wenn Du willst; erwiederte Saint-Val. Aber ich wette, daß Du uns eher verlassen wirst, als wir Dich."

So ging der Abend unter freundlichen und vertrauten Gesprächen hin. Der Genius der Freundschaft schwebte über uns, und ich vergaß meine Schmerzen in seiner heilsamen Nähe. Ungern sah ich die Freunde gehn.

Doch haben ſie verſprochen, noch einige Tage hier zu verweilen, und ich werde mich alſo noch mehrmals des Zuſammenſeyns mit ihnen freuen dürfen.

Ich höre Wagen fahren. Die Tante kömmt aus dem Schauſpiel zurück. Sie darf nicht wiſſen, daß ich ſo lange geſchrieben habe. Auch bin ich ermüdet. Lebe denn wohl, gute Antonie. Freue Dich des Looſes, das Dir einen Freund wie Saint-Val gegeben hat, oder danke vielmehr der weiſen Vorſehung eines gütigen Vaters, der gleiche Herzen wunderbar vereint, und oft durch ein Zuſammentreffen, welches zufällig ſcheint, das Glück des Lebens beſtimmt. Wenn nicht Alles an dem Menſchen lügt, ſo iſt Saint-Val meiner Antonie werth. — Doch genug. Noch einmal lebe wohl und liebe

Deine

Roſalie.

Theodor von Lindau an seine Schwester Antonie.

Obgleich dieses Papier nur als Umschlag und Träger eines andern Briefes dienen soll, den Du viel lieber und eher lesen wirst — wie ihr Mädchen immer das Buch eher als die Vorrede, oder diese meist gar nicht leset — so will ich doch etwas hineinschreiben — wiewohl ich weiß, daß es unnütz ist. Und doch, glaube mir, wirst Du wohl thun, auch mich zu lesen. Denn was wirst Du am Ende aus Adolphs Briefe lernen, was Du nicht schon wüßtest, und besser? Kann ich nicht ohne die allergeringste Gefahr alles in der Welt wetten, daß er Dir nichts als die Geschichte der Rückreise seines Herzens zu Dir gegeben hat, mit schnöder Uebergehung alles dessen, was vorzüglich wichtig und mit Ruhm zu er-

wähnen war, der wohlerhaltenen Straßen, der prächtigen Bogenbrücken, der gut bedienten Posten, der bequemen Wirthshäuser; desgleichen der berühmten Männer in Eichstädt, Neuburg, Nürnberg, Erlangen, Coburg, Jena und Weimar, die wir hätten besuchen sollen; der Bibliotheken, die wir nicht gesehen haben — der naturhistorischen und statistischen Bemerkungen, zu denen die Aecker am Wege und die Postillons reiche Gelegenheit geben konnten; mit einem Worte aller der Gegenstände, die eine Nicolaische Reisebeschreibung anziehend und belehrend machen; ja wohl nicht einmal, warum wir hier in C. sitzen, und nicht vielmehr in der mineralogischen Gesellschaft zu Jena, oder der Jablonovskischen zu Leipzig, oder der naturforschenden zu Halle: auch nicht auf der Sternwarte zu Gotha, oder zu Dresden im grünen Gewölbe, oder in der Gnade Gottes auf dem Harz, oder in dem Himmelsfürsten im Erzgebirge; denn der gute Adolph

ist so verkehrt, daß er nichts von dem sieht, was vor ihm liegt, und nichts weiß, als daß er München, und in München eine artige Geliebte hinter sich gelassen hat, von der ich hier recht viel Gutes sagen würde, wenn sie nicht gerade meine Schwester und die Leserin dieses Briefes wäre. Geläufig wäre mir diese Melodie sonst wohl. Einmal, weil ich mir sie selbst im Stillen oft genug wiederhole; zweytens, weil ich auf dieser ganzen Reise kaum etwas anderes gehört habe. Wahrhaftig, ein treueres und festeres Lieben kann auf dieser wandelbaren Erde nicht gefunden werden. Er war unermüdet in der Nachfeyer jedes mit Dir verlebten Augenblicks; und mehr als einmal fiel er mir um den Hals, und küßte mich und rief aus: O Du glücklicher Bruder! — Wer uns so gesehen hätte, der hätte glauben müssen, ich sey die verkleidete Antonie.

So kamen wir nach O. und unsre erste Frage im Gasthofe war nach dem Fräulein

von Alban. Niemand wußte etwas von ihr. Erſt nach einigem Herumfragen und Herumſchicken kam man auf die Vermuthung, es müſſe wohl das ſchöne Fräulein ſeyn, das bey der Generalin von Wallburg wohne: dieſe ſey vor einigen Tagen nach der Reſidenz gereiſ't. Nichts konnte uns ungelegner kommen. So ſehr ich Roſaliens Bekanntſchaft gewünſcht hatte — um doch meine Copie mit dem Originale zu vergleichen, und gelegentlich zu verbeſſern — ſo hätte ich doch eben ſo gern meine Reiſe fortgeſetzt, um zur rechten Zeit in Freyberg einzutreffen; aber Adolph war dazu nicht zu bewegen. Er hätte Dir ſein Wort gegeben, ſagte er, Roſalien zu ſehn; wie er denn das rechtfertigen ſolle? Antonie erwarte beſtimmte Nachrichten von ihrer Freundin durch ihn, und das ſey ja auch das Einzige, was er Dir von der ganzen Reiſe mitzutheilen habe. Er hoffe auch bey ihr ſich einmal recht über Dich auszuſprechen; und dabey komme es

auf einen Umweg von einigen Meilen nicht an. — Genug, ich mußte nachgeben; und es wäre mir vielleicht selbst nicht recht gewesen, wenn Adolph weniger darauf bestanden hätte. Es gab in C. so viel für mich zu sehn! so viele Bekanntschaften zu machen!

Oder wäre mir vielleicht an Rosaliens Bekanntschaft doch das meiste gelegen — und etwa noch mehr als Deinem Saint-Val? Wahrhaftig, ich weiß es nicht. Als Saint-Val seine Gründe erschöpfte, und ich stumm am Fenster stand, und in das Schneegestöber hinein schaute, und zugleich in meiner Brieftasche blätterte, kam mir auch das Porträt zwischen die Finger; ich schlug es auf, ohne etwas dabey zu denken, und schaute es eben so gedankenlos an. Da sah mir Adolph über die Schultern, und sagte: und ist dieser zarte, aus Aether gewebte Seraph nicht eines kleinen Umwegs werth? — Jetzt sah ich erst, was ich in den Händen hatte. Mein Werk belebte sich, und sprach zu mir; aber

ich vernahm die leisen Worte nicht, die mich doch mit unwiderstehlicher Kraft zu sich riefen. Da schlug ich das Papier wieder langsam darum, und sagte, ohne mich umzukehren: Du hast recht. Antonie würde es Dir nicht vergeben. —

Eine Stunde darauf saßen wir wieder im Wagen, fuhren auf den häßlichsten Wegen die Nacht hindurch, und kamen diesen Mittag hier an. Saint-Val hat sich sogleich zum Schreiben niedergesetzt, und da ich nichts Besseres zu thun wußte, hab' ich ihm nachgeahmt. Eben läutet man zu Tisch. Hier will ich die nöthigen Erkundigungen einziehn, und vielleicht kann ich Dir diesen Abend schon schreiben, daß das Original zu meinem Conterfey gefunden worden.

Nun, ich habe Rosalien gesehn — und das Bild, mit dem ich mich bis hierher trug, ruht für immer in dem letzten Winkel meines Coffers.

Sie iſt ohne allen Vergleich ſchöner als das Bild.

Aber wie ſeyd ihr Mädchen denn? Wenn ihr einen Engel zur Freundin habt, ſo ſprecht ihr davon mit einer Ruhe — höchſtens mit einiger Zärtlichkeit — allerhöchſtens mit einiger Sehnſucht. Iſt das genug? Kann man von einem ſolchen Engel geliebt werden, ohne in beſtändiger Entzückung zu ſeyn? Wenn ſie zu mir ſagte: „Ich liebe Dich, Theodor!“ wie ſie zu Dir ſagt: „Ich liebe Dich, Antonie!“ — wahrlich, die Erde wäre mir zu ſchlecht, um ſie je wieder mit meinen Füßen zu berühren.

Geſtern ſah ich ſie; dieſe Nacht träumte ich von ihr; und noch iſt kein Augenblick vergangen, wo ich nicht an ſie gedacht, über ſie geträumt und von ihr geſprochen hätte. Sie iſt der unerſchöpfliche Text der Muſik meines Herzens. Ihre Geſtalt, ihre Worte, der Ton ihrer Stimme, ihr Reden und Schweigen — alles iſt Muſik an ihr — und

die schönste, harmonischste und geistigste, die ich jemals vernahm.

Mit Saint-Val bin ich nicht zufrieden. Er ist zu eingenommen, zu partheyisch, um den Werth einer andern recht zu fassen. Er preist sie sehr. Aber was ist das? — Er lobt Alles an ihr — wie könnt' er auch anders? — aber er ist nicht so entzückt, so begeistert, so außer sich, wie jeder seyn sollte, der Rosalien gesehen, der sie gehört, der mit ihr gesprochen hat.

Bey unsern gestrigen Nachforschungen erfuhren wir, das fremde Fräulein in der Nachbarschaft sey nicht wohl. Wir schickten also unsern Brief hin, und ließen fragen, ob wir aufwarten dürften und wenn? — Sie würde sich freuen, uns mündlich in einigen Stunden danken zu können, war die Antwort. Wir gingen hin um die bestimmte Stunde, und als uns das Zimmer geöffnet wurde, und sie uns sah, stand sie vom Sopha auf, kam uns, mit Deinem Briefe in

der Hand, einige Schritte entgegen, faßte mich schnell ins Gesicht, und sagte: Seyn Sie mir herzlich willkommen, Herr von Lindau; Sie hätten mir kein angenehmeres Geschenk bringen können, als den Brief meiner Freundin. Ich danke Ihnen dafür. — Sie sagte die letzten Worte mit größerer Schnelligkeit — und da sie sich eben zu Saint-Val wenden wollte, änderte sie die Farbe, ihre Lippen wurden blaß, ihre Knie wankten, und sie war im Begriff niederzusinken, eh sie den Sopha wieder erreichen konnte. Da warf ich meinen Arm um sie, hielt sie im Fallen auf, und ließ sie auf den Sopha niedersinken. Sie kam sogleich wieder zu sich, und sagte mit leiserer Stimme, noch zitternd: „Verzeihen Sie mir! Die Reise hierher hat einige Schwäche in mir zurückgelassen.“ — Mein Schrecken war groß. Ich hatte sie kaum in das Angesicht gefaßt, noch geblendet von so vieler Schönheit, als diese zartbeschwingte Psyche schon das feine

Gewebe ihres irdischen Genossen zu zerreißen drohte. Die Blässe, welche von ihrer Schwäche zurückblieb, machte sie noch ätherischer. Ein weites, weiches Gewand umfloß den schönen Bau ihrer Glieder. Ueber der gefalteten Krause, die knapp den schlanken Hals umschloß, ruhte wie auf der Krone der Sonnenblume das zierliche Haupt; die blonden vollen Haare waren aufgeschlagen, und sanken wieder zurück über die haltenden Kämme; aus den weiten Aermeln sahen die schmalen Hände wie Lilien heraus, ohne Schmuck von Ringen und Steinen. Und so war ihre ganze Kleidung höchst einfach, schlicht, und doch unbeschreiblich zierend. Sie ruhte meist mit dem Kopfe auf dem rechten Arm; aber im lebhaftern Gespräch — wie wenn sie von Dir erzählte — vergaß sie ihre Schwäche, und richtete sich auf; und oft, wenn sie recht innig und recht liebend sprach, hob sie beyde Hände, wie betend, ein wenig in die Höhe, drückte die

Arme feſter an ſich, und ſchaute aufwärts mit unbeſchreiblicher Anmuth. Sie hörte aufmerkſam auf alles, was wir ihr von München erzählten; frug nach Allem, und weckte emſig alle frohen Erinnerungen an ihr dortiges Leben auf. Mehr als einmal füllten ſich dann ihre ſchönen Augen mit Thränen, die ſie zwiſchen den ſeidnen Wimpern zerdrückte, und dann ſchien ſie mir einer weißen Lilie gleich, auf die der ſcheidende Tag ſein blaſſes Roth und ſeine letzten Thränen wirft.

Wärſt Du nicht ſchon allzu ſtolz und allzuglücklich in dem Beſitze der ſchönſten und zarteſten Liebe, ſo wollt' ich Dir erzählen, wie ſie von Dir ſprach, und wie glücklich ſie Deinen Geliebten pries. Denn ſie ſprach offen von Euerm Verhältniß und ohne mädchenhafte Ziererey — und auch Saint-Val ſprach zu ihr, wie man mit einer Bekannten ſpricht. Denn es iſt etwas in ihrem Weſen, das Vertrauen gibt; und

ihre offne Miene, ihr klares Aug, die Melodie ihrer Stimme, das reine Wohlwollen ihrer Gesinnungen, und die natürliche Anmuth ihrer Rede — alles das verbannte den Zwang einer ernsten Bekanntschaft. Ohne langes Versuchen fand sich die gleiche Stimmung wie von selbst; oder sie hauchte uns vielmehr durch die Harmonie ihres Wesens und durch ihre Gegenwart den rechten Ton und die rechte Weise ein.

Sie fand, daß ich Dir ähnlich sey, recht sehr ähnlich. „Fremde haben das oft gefunden, antwortete ich: und als wir noch Kinder waren, wurden wir selbst von Bekannten verwechselt. Ich möchte wünschen, wir wären noch Kinder, setzte ich unbesonnen hinzu, und erröthete dann über die Albernheit.

Zufälliger Weise ward unsers Zusammentreffens in Starnberg gedacht. Ich erwähnte die Insel, und dann leise ihre Apotheose dort: auch die beyden Freundinnen, sagte

ich, fanden ſich dort zuſammen. — Da ging ein leiſes Roth über ihr blaſſes Angeſicht, und ſie antwortete: „Ich habe vormals dort einige frohe Tage verlebt; und es war immer mein Wunſch, ſie einſt mit Antonien zu erneuern. Nun hat ſie die ſchönere Freude gehabt, da den Bruder und den Freund zu finden, wo ſie mit ihrer Freundin nicht ſeyn konnte.“

Auch auf Clementinen kam die Rede. Ich erwähnte die Scene auf dem Gottesacker, von der wir Zeuge geweſen waren. Da ſagte ſie: „Antonie hat mir den Tod dieſer ſchönen Braut des Himmels herrlich beſchrieben. Gewiß, ein ſolches Sterben ſöhnt mit dem Tode aus, und viele ſchreiten leichteren Herzens über die gefürchtete Kluft, wenn ihnen jenſeits ein ſolcher Engel des Friedens winkt.

Bey dieſen Worten fühlte ich mich wunderbar bewegt. Sie klangen mir wie eine Weiſſagung ihres eignen Verhängniſſes. Die

Braut des Himmels schien sie mir. Erst jetzt fiel mir die blendende Weiße ihrer Farbe recht auf, und das bedenkliche Roth unter den Augen, und ihr zarter Wuchs — und es war mir, als schwebte sie, wie ein blasser Engel über dem Grabe, und senkte den Lilienstengel gegen mich, und zöge mich schwebend ihr nach. Dieses Bild verließ mich nicht mehr. Die Unterhaltung spann sich fröhlicher fort; aber jedes scherzende Wort, das sie sprach, machte mich weicher, und ich war meiner Thränen kaum Herr, als sie beym Abschied sagte: „Eine so glückliche Stunde hab' ich lange nicht gehabt. Es ist dieß auch eine der Freuden, die ich Antonien danke. Da Sie noch hier bleiben, so hoffe ich, Sie werden mir noch öfter Gelegenheit geben, von dieser Freundin zu sprechen, und durch ihr Andenken froh zu seyn."

Wir hatten uns vorgenommen den Abend im Schauspiel zuzubringen. Es wäre noch Zeit gewesen; aber keiner von uns hatte

jetzt Lust. Der Abend war heiter und sternenhell. So gingen wir nach dem Fluß hinab, und an seinen beschneyten Ufern wandelnd, ließen wir unter den freundlichen Sternen das erregte Gefühl bald in lautem Gespräch, bald schweigend fortschwingen, und kehrten erst spät in unsre Wohnung zurück.

Ein ganz unerwartetes Glück erlaubt mir noch länger in der Nähe Deiner Freundin zu bleiben.

Mein erster Gang heute Morgen war zu unserm Gesandten, bey dem ich gestern schon meine Briefe abgegeben hatte. Als ich in sein Zimmer trat, rief er mir entgegen: „Seyn Sie mir gegrüßt, Herr von Lindau! Sie kommen so erwünscht als möglich. Unser Gesandtschafts-Secretair ist mir eben zur Unzeit krank geworden, und ich habe dringende Depeschen abzusenden. Haben Sie die Gefälligkeit für mich, einige Tage hier zu bleiben, und mir bey der Arbeit zu hel-

Braut des Himmels schien sie mir. Erst jetzt fiel mir die blendende Weiße ihrer Farbe recht auf, und das bedenkliche Roth unter den Augen, und ihr zarter Wuchs — und es war mir, als schwebte sie, wie ein blasser Engel über dem Grabe, und senkte den Lilienstengel gegen mich, und zöge mich schwebend ihr nach. Dieses Bild verließ mich nicht mehr. Die Unterhaltung spann sich fröhlicher fort; aber jedes scherzende Wort, das sie sprach, machte mich weicher, und ich war meiner Thränen kaum Herr, als sie beym Abschied sagte: „Eine so glückliche Stunde hab' ich lange nicht gehabt. Es ist dieß auch eine der Freuden, die ich Antonien danke. Da Sie noch hier bleiben, so hoffe ich, Sie werden mir noch öfter Gelegenheit geben, von dieser Freundin zu sprechen, und durch ihr Andenken froh zu seyn."

Wir hatten uns vorgenommen den Abend im Schauspiel zuzubringen. Es wäre noch Zeit gewesen; aber keiner von uns hatte

ſetzt Luſt. Der Abend war heiter und ſternenhell. So gingen wir nach dem Fluß hinab, und an ſeinen beſchneyten Ufern wandelnd, ließen wir unter den freundlichen Sternen das erregte Gefühl bald in lautem Geſpräch, bald ſchweigend fortſchwingen, und kehrten erſt ſpät in unſre Wohnung zurück.

Ein ganz unerwartetes Glück erlaubt mir noch länger in der Nähe Deiner Freundin zu bleiben.

Mein erſter Gang heute Morgen war zu unſerm Geſandten, bey dem ich geſtern ſchon meine Briefe abgegeben hatte. Als ich in ſein Zimmer trat, rief er mir entgegen: „Seyn Sie mir gegrüßt, Herr von Lindau! Sie kommen ſo erwünſcht als möglich. Unſer Geſandtſchafts-Secretair iſt mir eben zur Unzeit krank geworden, und ich habe dringende Depeſchen abzuſenden. Haben Sie die Gefälligkeit für mich, einige Tage hier zu bleiben, und mir bey der Arbeit zu hel-

sen." — Ich wollte einige Einwendungen machen. — „Ich weiß was Sie sagen wollen, fuhr er fort, daß Sie der Geschäfte nicht kundig sind, daß Sie die Einwilligung Ihres Vaters nicht haben. Das letztere nehm' ich auf mich; jenes ist unbedeutend; es ist genug, daß Sie französisch wissen. Sie erzeigen mir und meinem Herrn einen angenehmen Dienst."

Gegen diesen Grund war nichts einzuwenden. Saint-Val setzt seine Reise also ohne mich fort, und ich ziehe heute schon in das Hotel des Gesandten, um meine Geschäfte unverzüglich anzufangen. Sieh, so bin ich mit einemmal eine diplomatische Person geworden, und zwar in doppelter Qualität. Denn kam ich nicht als Dein Botschafter hierher, und ist nicht meine zweyte Anstellung nur ein Nebenzweig der erstern?

Aber wenn Du vielleicht wähnst — was einer Liebenden und einer Freundin allerdings sehr nah läge — ich sey in Rosalien

verliebt, ſo irrſt Du. Ich bete ſie an, wie man die Engel und Heiligen anbetet — ich liebe ſie, wie man die Mutter Gottes liebt — aber eben darum iſt jeder andre Gedanke fern von mir. Sage mir, daß ich mein Leben für ſie laſſen ſoll, und ich bin bereit; es wäre mir Freude, ihre fliehenden Tage durch die meinigen zu erkaufen; ja, es wäre hoch verdienſtlich, durch jedes Opfer ihr eine ewige Jugend zu ſchaffen, damit den Menſchen dieſes Muſter ſchöner Tugenden bliebe. Es ſchmerzt mich, daß ſie ſterblich iſt, und daß ſie ſchon jetzt mehr dem Himmel als der Erde angehört. Aber eben darum bleibt mein Herz frey von jeglicher Leidenſchaft, die zu irdiſch wäre für ein ſo heiliges Weſen. Vielmehr wird es ſtill in meiner Seele, wenn ich an ſie denke, und ein tiefer Friede geht durch meine Bruſt, ſelbſt durch den Schlagſchatten der Wehmuth nicht geſtört, den der Gedanke an ihr flüchtiges Erdenloos in ſie hineinwirft.

In einigen Stunden werden wir sie wiedersehn: Saint-Val, um Abschied zu nehmen; ich, um mir die Erlaubniß der öftern Wiederkehr zu erbitten. Vorher aber muß dieser Brief geschlossen werden; denn Dein pünktlicher Freund will den Posttag durchaus nicht versäumen. Ich lege noch einige Zeilen an die geliebten Aeltern bey. Küsse Clotilden. Freunde und Verwandte grüße. Du aber, gute Antonie, lebe wohl und liebe

Deinen

Theodor.

Rosalie an ihre Mutter.

Schon seit acht Tagen, meine theuerste Mutter, sind wir hier; aber erst seit gestern bin ich es inne geworden. Die ersten Tage unsers Hierseyns gingen durch eine Unpäßlichkeit der Tante verloren; denn wir kamen alle von Witterung und Weg etwas angegriffen hier an. Auch ich mußte dem Ver-

gnügen, die Residenz zu sehn, meinen Zoll entrichten, und mich einige Tage im Zimmer halten. Erst gestern hab' ich einige Besuche geben können; und heute ist es mein erstes Geschäft, Dir, geliebte Mutter, von unsern Einrichtungen und meinen Bekanntschaften Nachricht zu geben.

Ich sage Dir nichts von der Stadt; Du kennst sie, und hast sie mir öfters unter den schönen Städten Deutschlands genannt; auch nach München erschien sie mir so. In den ersten Tagen wohnten wir in einer düstern und unfreundlichen Gegend der Altstadt; da aber die Tante bald inne wurde, daß sie einen längern Aufenthalt hier machen müßte, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, so haben wir vorgestern den Gasthof verlassen, und eine freundliche Wohnung auf Bellevue bezogen. Hier hab' ich ein kleines angenehmes Zimmer mit einer weiten Aussicht, die im Sommer unvergleichlich seyn muß. Dieses Zimmer hatte vormals der Tochter unsrer

Wirthin angehört, die vor einem Jahre gestorben ist. Als uns die gute Frau unsre Wohnung anwies, und mir dieses Zimmer öffnete, sagte sie mit Thränen in den Augen: „Hier wohnte mein armes Malchen, als sie noch lebte. Dieses sind ihre Geräthschaften; der Flügel, an dem sie oft phantasirte, die Guitarre, zu der sie sang, ihre Bücher und ihre Zeichnungen. Ich habe Alles gelassen, wie sie es vor ihrem Tode geordnet hatte. Brauchen Sie es nach Ihrem Belieben.“ Durch diesen Umstand hat das artige Zimmer noch ein höheres Interesse für mich gewonnen, und die gute Mutter, da sie meine Theilnahme an ihrem traurigen Schicksale sieht, behandelte mich mit einer Zärtlichkeit, als ob ich selbst ihre Tochter wäre. Sie hat mir ein Bild ihres seligen Malchens gezeigt, und ich habe sie gebeten, es mir so lange zu leihen, als ich hier wohnen würde. Nun hängt es mir, während ich schreibe, gegenüber, und lächelt mich freundlich und

wohlwollend an, und ich benutze gleichsam unter den Augen der ehemaligen Besitzerin das, was sie in gefälliger Ordnung hinterlassen hat, mit bestem Gewissen und größerer Freude.

Die Stelle am Hof, um welche sich die Cousine bewirbt, ist noch nicht, wie sie geglaubt hatte, erledigt, aber sie wird es bald; und nach dem, was ich höre, ist es wahrscheinlich, daß ihr Wunsch erfüllt werden wird. Einige Personen von Einfluß unterstützen ihr Gesuch. Die Tante gibt und empfängt viele Besuche. Ich habe wenigen Theil daran nehmen können; und erst gestern wo ich zum ersten Mal ausfuhr, hab' ich mich der Gesandtin unsers Hofs vorstellen können. Ich ward auf das gütigste empfangen. Diese Dame hat den seligen Vater ein wenig gekannt, und sie hatte die Güte nach allen unsern Verhältnissen theilnehmend zu fragen. Auch von München, das sie vor sechs Jahren verlassen hat, mußte ich Vieles

erzählen, und was ich nur immer von ihrem Vaterlande wußte, an dem sie mit Liebe hängt. Als sie mich verabschiedete, umarmte sie mich mit großer Freundlichkeit, und sagte: „Ich betrachte Sie als eine Landsmännin. Es wird mir angenehm seyn, Sie oft bey mir zu sehn, und ich hoffe daß uns dann bald noch ein andres Interesse als das vaterländische vereinigen soll.“

Die Tante war mit dieser Bekanntschaft weniger zufrieden, als ich. Es ist wahr, die Botschafterin hatte sie ein wenig vernachläßigt, und mehr mit mir gesprochen; aber das war ja wohl ohne Absicht, und ganz natürlich, da sich zwischen uns so viele Berührungspunkte fanden, die sie mit der Tante nicht hatte, noch haben konnte. Auch ihre Mundart war der guten Tante anstößig — mir aber machte sie eher Vergnügen, da sie so viele angenehme Erinnerungen in mir aufweckte, und mich in das Land versetzte, wo ich sie zuerst gehört, und gelegent-

lich auch selbst gesprochen habe. Ich ging recht vergnügt und zufrieden weg und freue mich auf die nähere Bekanntschaft dieser Frau, die außerdem, daß sie jung und schön ist, die angenehmsten Sitten mit der geistreichsten Bildung vereinigt.

Wir machten noch einige andre Besuche von geringerer Bedeutung. — —

So eben kömmt die Tante vom Hofe zurück und kündigt mir an, daß ich morgen mit ihr zur Fürstin fahren soll, die nach mir gefragt und mich zu sehn verlangt habe. Der Tante scheint dieser Befehl nicht angenehm zu seyn. Ich weiß wohl, daß es mir an der Weltübung gebricht, die man in Gegenwart der Großen haben soll; aber Alles, was ich von der Fürstin höre, läßt mich hoffen, daß ihre Güte meinen Mangel an Welt übersehen wird. Ist doch ihr Befehl selbst schon ein Beweis ihrer Herablassung; und so will ich mir auch nicht bange seyn

lassen vor einem Besuche, der auf keine Weise von nachtheiligen Folgen seyn kann.

Ich werde diesen Brief erst morgen schliessen, und kann Dir also, beste Mutter, den ganzen Verlauf dieser Vorstellung noch mittheilen.

Seit einer halben Stunde bin ich zurück, und habe gerade noch so viel Zeit, Dir, theuerste Mutter, zu schreiben, wie es mir erging.

Es ist Alles so gut, ja, besser gegangen, als ich hätte wünschen können. Eine so zuvorkommende Güte hätte mir Muth geben müssen, wär' ich auch noch verzagter gewesen. Ich war es nicht. Ging ich doch ohne Hoffnung und ohne Erwartung hin — nichts suchend, nichts wünschend, nichts fürchtend, als höchstens nicht so zu gefallen, wie man wohl immer geachteten Menschen gern gefallen mag. Aber das steht ja wohl überhaupt nie in eines sterblichen Menschen Ge-

walt; und warum sollte man sich ängstigen über etwas, was von so vielen Zufälligkeiten der äußern Umstände abhängt?

Schon der Anblick der Fürstin, ihre edle Gestalt, und die durch Freundlichkeit gemilderte Würde ihres Wesens, gab mir Muth. Die Tante stellte mich vor; ich küßte ehrerbietig ihre Hand, und neigte mich tief. „Die Gesandtin Ihres Hofs, sagte die Fürstin, hat mir von Ihnen mit Theilnahme gesprochen. Ich habe erst durch diese erfahren, daß Sie hier sind. Sie hätten mich früher, Sie hätten die Gespielin und Freundin Ihrer Mutter früher besuchen sollen.“ Dann setzte sie, ohne eine Antwort abzuwarten, hinzu: sie sey bis in ihr zwölftes Jahr in Frankfurt erzogen worden, und unter ihren dortigen Jugendfreundinnen sey ihr Amalie immer die liebste gewesen. — „Wie geht es ihr? fuhr sie fort. Warum ist sie nicht auch bey uns?“ — Ich antwortete, wie es die Sache mit sich brachte.

Die freundliche Anrede hatte jeden Reſt der Verlegenheit verbannt, und das wohlwollende Andenken an die beſte und gütigſte Mutter öffnete mir das Herz. Die Fürſtin zeigte Zufriedenheit; frug immer mehr, immer theilnehmender; und ſo ſpann das Geſpräch ſich zwanglos fort. — Endlich ſagte ſie, als ob ſie ſich an etwas Vergeſſenes erinnere: „Aber Sie ſind krank geweſen, gutes Kind. Ich will Sie nicht ermüden. Schreiben Sie Ihrer Mutter, daß Sie mich geſehen haben; grüßen Sie ſie von mir, und ſagen Ihr, daß ich die guten und frohen Kinderjahre noch in treuem Herzen bewahre. Adieu. Ich hoffe Sie bald wieder zu ſehn.“ — Bey dieſen Worten küßte ſie mich auf die Stirn, da ich mich neigte, und entließ mich. Gern hätt' ich ihr noch einmal recht liebend die Hand geküßt.

Ich war recht vergnügt, recht gerührt. Als wir nach Hauſe zurück fuhren, dankte ich der Tante für die Güte, die ſie gehabt

hatte, mich zu begleiten und vorzustellen. Die Tante aber scheint die Fürstin nicht zu lieben, und bemerkte, was mir weh that, ich sollte mich durch diese herablassenden Manieren nicht täuschen lassen; das sey immer die Art der Großen bey ersten Bekanntschaften, wenn sie die Menschen gewinnen wollten, um sie dann zu ihren Zwecken zu brauchen; und sie hielten sich über die auf, die das für baare Münze nähmen. — Die Tante hat allerdings viel Erfahrung und Kenntniß der Welt; aber ich glaube, daß mich hier mein Gefühl nicht täuscht, und daß diese Art theilnehmender Güte nicht bloß die Maske der Tugend seyn kann. Unmöglich kann eine solche Zusammenstimmung von Worten, Ton und Mienen ein erlogenes Gaukelspiel höfischer Sitten seyn; oder wenn sie es wäre, wenn Kunst und Uebung den Menschen so durchaus verfälschen und zur Lüge machen könnte, nun, so will ich mich lieber dem Betruge hingeben, als einen

Zweifel nähren, welcher die erſten Quellen des Vertrauens und Glaubens an die Menſchen vergiften, den Verkehr der Freundſchaft in ein leeres Spiel verwandeln, und alle Freuden, die der Umgang geben kann, in der Wurzel zerſtören müßte.

Eine große Freude iſt mir in dieſen Tagen gegönnt geweſen — ein Beſuch von München, und — — von Antoniens Bruder. Er hat mir die angenehmſten Nachrichten gebracht. Da er anfänglich nur hier durchreiſen und ſeine Briefe abgeben wollte, iſt er zufällig von dem Geſandten veranlaßt worden, länger hier zu bleiben, um in ſeinem Cabinet zu arbeiten. — Lebe wohl, theuerſte Mutter; man verlangt meinen Brief. Ach, daß ich doch bald, recht bald einen von Dir bekäme mit der ſo lang, ſo ſehnlich erwarteten Nachricht von dem Tage Deiner Abreiſe! und daß ich bald, um Dir meine kleinen und großen Freuden mitzutheilen, nicht mehr nöthig hätte zu der Feder meine

Zuflucht zu nehmen, sondern mich in Deine Arme werfen, und Dir mündlich Alles was ich fühle und denke sagen könnte. — Noch einmal lebe wohl, und denke an

Deine Dich mit inniger Zärtlichkeit liebende dankbare

Rosalie.

Eduard an seine Schwester Rosalie.

Nimm zuerst, theure Schwester, meinen Dank für die schnelle Beantwortung meines Briefes, dann für Deine zärtliche Theilnahme an meinem Schicksale *). Ich war ihrer zum voraus gewiß; auch die Besorgnisse konnte ich ahnden, die Dein schwesterliches Herz beunruhigen würden. Du konntest mich nicht ohne Bangigkeit in diesem Meere der Leidenschaft fluthen sehn. Die Heftigkeit, mit der ich in die ungewissen Loose gegriffen,

*) Der Brief, auf den sich dieses bezieht, hat sich in der Sammlung nicht gefunden.

mußte Deine stille Seele erschrecken. Abe
kann denn der Mensch, wenn Leben un
Tod, oder, was noch mehr ist, wenn all
Seligkeit und alles Elend auf dem Spiel
steht, kann er da die Würfel mit ruhigen
Herzen fallen sehn? Glaube nicht, Rosalie
daß mir nur das hohe Ziel mit seinen flam
menden Kronen vor Augen stehe, oder daß
mich ein thörigtes Selbstvertrauen gegen di
Gefahr des Mißlingens blende! Ach nein
Ich sehe die Nacht wohl, die am Horizont
lauert, um ihr schwarzes Leichentuch über
diese Himmel zu rollen; ich fühle, wie un-
aussprechlich elend ich seyn könnte — aber
ich kämpfe umsonst gegen mein heftiges Ge-
müth. Gott weiß, wie gern ich Alles von
seiner Güte erwarten möchte. Hab' ich denn
nicht oft um diesen gottergebnen Sinn ge-
betet — hab' ich nicht oft meine Liebe vor
den Thron des Höchsten gelegt? — Aber ich
will nicht heucheln — ich will mich nicht
selbst täuschen — das Opfer war nur ein

ſcheinbares — eine Beſtechung mehr als eine freye Gabe, die Hoffnung wieder zu empfangen, was ich gab, lag in dem Hintergrunde meines Herzens. Das iſt nicht fromm — ich weiß es nur allzuwohl. — Und doch iſt dieſe Liebe ſelbſt ſicher eine fromme Liebe. Fühl' ich mich nicht beſſer in Nataliens Nähe? bin ich nicht freyer in mir ſelbſt, ſeit ich mich ihr dahin gegeben habe? und iſt nicht die Huldigung, die ich ihr und ihrer Tugend zolle, eine Huldigung des Unendlichen, der ſich in ihr ſchöner, als in irgend einem ſeiner Werke offenbart? — Wär' es wohl möglich, das unendlich Liebenswerthe mit beſchränkender Mäßigung zu lieben? oder kann ich mich mit dem Gedanken befreunden, die aufzugeben, in der ich allein zu leben meine?

Eine Reihe von Tagen iſt vergangen ohne Nachricht von ihr. Oft bin ich voll banger Unruhe. Aber immer ſiegt die Hoffnung ob und das frohe Vertrauen auf den glücklichen

Anfang meiner Liebe. Alles war ja so voll guter Vorbedeutungen! Es kam mir ja Alles so günstig entgegen! Nach solchen Hoffnungen wäre die Täuschung doch allzu grausam!

Rutland hat an Miß Beresford geschrieben; aber die Antwort bleibt aus. Lange darf diese Ungewißheit nicht dauern. Sobald ich höre, daß sie nach Lausanne zurück sind, eile ich dort hin, und werbe um Nataliens Hand. Sie wird mich nicht verschmähen. Ihr Vater wird den Sohn seines Freundes nicht von sich weisen.

Oft wenn meine Hoffnung mit vollen Segeln geht, wenn ich mir die schönen Tage meiner beginnenden Liebe zurückrufe, und meine Wünsche noch schönere daran knüpfen — o Rosalie, dann bin ich so glücklich, als ob schon Alles besiegt und Alles erfüllt wäre.

Ob schon sie fern ist, leb' ich doch mit ihr in einer seligen Gemeinschaft. Sie flieht meine Nähe nicht, und wie in alter frommer Zeit schützende Engel die Träume der Gläubigen verschönerten und heiligten, so erscheint sie meinen Wünschen im Traum und im Wachen. Aus dem blauen Himmel neigt sich ihr Bild zu mir; es schwimmt in den Flammen der Abendröthe, und blüht in den Gärten des gestirnten Himmels, so daß ich wähne, es müßte meine Worte vernehmen und meine Bitten verstehn. Und versagt mir bisweilen die Phantasie eigensinnig den Dienst, und schwankt das Bild in nebelnden Umrissen, so tönt doch die Stimme der Geliebten in der Tiefe meiner Seele, wie Aeolsharfen aus dunkeln Grotten ihre wunderbaren Accorde durch die Nacht senden. — Dann ruf' ich mir jedes ihrer Worte zurück, und jede ihrer Bewegungen; bis sich aus Tönen, Worten und Bewegung das Bild webt, und lebendig vor mir steht, und

meine Sehnsucht zugleich stillt und entzündet.

So wie mein Geist jetzt angeregt ist, so hinweggerissen von dem gemeinen Pfade des Lebens, erscheint mir die Gegenwart so leer, daß ich mich wie von einem öden Strande hinweg auf die heiligen Berge des Alterthums gerettet habe. Von hieraus sehe ich froher und glaubiger in die Welt, als aus den dumpfen Thälern der gegenwärtigen Zeit, und, dem Himmel näher, entfaltet mein Geist in der Gemeinschaft der großen Menschen seine Schwingen mit größerer Kraft.

Wie dank' ich es meinem edeln Freunde, mir seinen Plutarch gerade jetzt in die Hände gespielt zu haben!

Wenn es mir je begegnen sollte, an der Menschheit zu zweifeln, oder wenn die Zeiten noch tiefer herabkommen, und der trotzige Eigennutz, die gemeine Selbstsucht, die nie-

drige Wollust alle Thronen der Tugend einnehmen sollte, dann will ich immer in jene Morgenwelt zu dem heiligen Grabe jener Helden pilgern, und in ihr den tröstenden Glauben beleben, daß ein guter Geist über jedes irdische Verhältniß obsiegen könne.

Mit größerer Erbauung sind diese Leben wohl seit langer Zeit nicht gelesen worden! O ihr großen und erhabnen Menschen, so war doch die Wirkung eures schönen Lebens nicht auf die kurze Spanne beschränkt, auf der ihr handeltet, oder auf den kleinen Raum der Zeit, den ihr bis zum Grabe durchlieft. Ihr steht noch jetzt da in eurer Herrlichkeit und entflammt in empfänglichen Seelen eine höhere Liebe zur Tugend, und empfangt dafür das reine Todtenopfer freudiger Thränen, die das entzückte und erhobne Gemüth eurer Größe weint. Mit unbeschreiblicher Lust und Rührung schaue ich in euer Thun und Wesen hinein, und richte mich an eurer Erhabenheit mit frischem Muthe auf. Zwar

habt ihr auch nach menschlicher Weise gewankt; aber indem ihr der Gebrechlichkeit der menschlichen Natur euren Tribut bezahlt, beglaubigt ihr eben dadurch den Ruhm eurer Tugenden noch mehr, und leicht werden eure Flecken von der größern Masse des Lichtes getilgt. Darum machen mich diese in dem Glauben an eure höhere Natur nicht irre, ob es mich gleich schmerzt, daß auch an dem herrlichsten Leben Mängel haften, die dem gemeinen Trosse der Menschen ein Vorwand der Geringschätzung sind. Aber diesem wäre auch das Reinste nicht rein. Ich weiß nicht, ob ich ein guter Geschichtschreiber seyn würde, aber so viel weiß ich, daß ich die wie die Sünde hasse, die mit ruchloser Neugier auf jedes Gebrechen großer Menschen lauern, und das Größte so gemein zu machen wissen, daß der schlechteste ihrer Leser und sie selbst meinen, sie könnten dasselbe. Solche Geschichtschreiber sind die Pest der Menschheit; und ihre Ansicht

der edeln menschlichen Natur — die sie uns als seine Menschenkenntniß aufdringen, aber die nur das misgeborne Kind des armseligsten Neides ist — das ist die wahre Sünde gegen den Geist Gottes, der ja eben zum Troste der Menschheit und zur Stärkung des wankenden Glaubens in einzelnen großen Erscheinungen offenbar werden will.

Miß Beresford hat endlich geschrieben. Aber ach! sie reicht mir in dem Becher desselben Briefes den berauschenden Trank eines frohen Glaubens, und das Gift furchtbarer Zweifel.

Natalie liebt mich; ich kann nicht mehr zweifeln. Ihr Herz ist mein. Aber in dem Augenblick, wo ich nach ihrer Hand fasse, um das sichere Ufer zu gewinnen, tritt vielleicht ein fremdes Schicksal dazwischen, und das höchste Glück des Lebens wird mir vielleicht gezeigt, damit ich es schmerzlicher verliere.

Folgendes ist der kurze Inhalt des Briefs:

Die Geschäfte, welche den Baron nach Bern führten, zogen sich wider Vermuthen, in die Länge. Einige Papiere, die er dort zu finden gehofft hatte, mußten von andern Orten her erwartet werden; ein Hauptinteressent, ohne den sie nicht abgeschlossen werden konnten, war durch Krankheit auf der Reise verspätet worden; und so hatte er einen Tag um den andern zugeben müssen. Um bequemer zu seyn, hatte er in dem Hause eines Freundes eine Wohnung angenommen. Dieser Freund, ein edler und reicher Patrizier, seit langer Zeit durch einen gegenseitigen Austausch von Dienstleistungen mit Nataliens Vater verbunden, sieht sie täglich, faßt Neigung zu ihr, und sucht bey dem Vater um die Hand der Tochter nach. Der Vater, indem er das Herz seiner Tochter für frey hält, und hier eine recht erwünschte Gelegenheit findet, einen bewährten und edeln Freund durch seine Tochter und

diese durch ihn glücklich zu machen, und zugleich den eignen Vorsatz, sich künftig in der Schweiz niederzulassen, auf die angenehmste Weise in Erfüllung zu bringen, ergreift diesen Antrag und gibt mit geringer Einschränkung sein Wort. Nataliens glaubt er gewiß zu seyn; denn die Verlegenheit, in der er sie dem bewerbenden Freunde gegenüber bisweilen gesehen hatte, und die Aeußerungen ihrer Achtung gegen seinen Character, hatte er fälschlich als Zeichen der Liebe gedeutet. Er eilt zu ihr, und theilt ihr den Antrag mit dem ganzen Enthusiasmus seines feurigen Wohlwollens und seiner Freude mit. Diese Lebhaftigkeit macht sie bestürzt. Sie kann es nicht über sich gewinnen, den freudigen Hoffnungen des gütigsten Vaters das Bekenntniß ihrer eignen Gesinnungen entgegen zu setzen. Sie erklärt also, daß sie seinen Freund achte und seinen Antrag ehre, in diesem Augenblick aber außer Stand sey eine Antwort zu ge-

ben. Sie bat um Aufschub. Der Aufschub ward zugestanden, und beyde Freunde reisten nach Freyburg, um dort eine Sache zu betreiben, die mit dem Geschäfte des Barons im Zusammenhang stand. Jetzt warf sich Natalie in die Arme ihrer Freundin. Sie gestand ihr alles, auch was sie sich selbst bis jetzt noch nicht gestanden hatte. Sie tadelte sich bitter über ihre lange Verschwiegenheit, aus der nun dieses unselige Misverständniß entsprungen sey, und die schmerzliche Nothwendigkeit, die frohen Hoffnungen des gütigsten Vaters zu zerstören, der den Gedanken einen Freund zu erfreuen mit der größten Lebhaftigkeit ergriffen habe. Auch um meinetwillen klagte sie sich laut an, daß sie vielleicht, statt mir mit Liebe zu lohnen, nur Leiden bereite, während sie bey der günstigen Stimmung ihres Vaters für mich bey mehr Entschlossenheit und Vertrauen Alles hätte gewinnen können. Sie sey jetzt in einer ganz hülflosen Lage, und müsse ent-

weder ihren Vater betrüben, oder zur Verrätherin an ihren theuerſten Wünſchen werden. Obgleich der zugeſtandene Aufſchub unbeſtimmt ſey, ſo kenne ſie doch die Ungeduld ihres Vaters recht gut, um nicht zu wiſſen, daß er ihre Antwort bey ſeiner Zurückkunft erwarte, und ſie werde ſich ihm dann, wenn ſchon bang, ohne Aufſchub zu Füßen werfen, ihm ihre Liebe geſtehn, und ſeine Verzeihung erflehen. Sie fürchte eben ſo ſehr die Heftigkeit ihres Vaters, als ſie auf ſeine Güte rechne; und ob ſie ſchon überzeugt ſey, daß er ſie durch eine erzwungene Einwilligung nicht werde zu Grunde richten wollen, ſo wiſſe ſie darum doch noch nicht, ob er ihre Liebe begünſtigen werde.

So lautet der Bericht, der mich in unbeſchreibliche Verwirrung ſetzt.

Rutland will, daß ich ſogleich nach Bern gehe. Auch mir ſcheint dieß gut. Meine Unruhe erlaubt keinen Aufſchub. Aber wenn der Baron noch nicht zurück wäre? Würde

es nicht scheinen, als hätte ich seine Tochter zum Ungehorsam gereizt — und würde nicht auch ein Schein der Schuld auf Natalien fallen, sie, die so unschuldig und die kindliche Ergebenheit selbst ist?

Besser also ist's, ich suche den Vater selbst in Freyburg auf, und komme einer Erklärung zwischen ihm und Natalien zuvor. Wenn er zürnt, so mögen alle Stürme über mich ergehen. Sie soll nicht leiden um meinetwillen. — O wie werden diese Ungewitter endigen?

Lebe wohl theure Schwester. Sobald mein Schicksal entschieden ist, und es muß in wenigen Tagen entschieden seyn, erhältst Du Nachricht von mir. Bitte den Himmel, daß er Deinen Bruder nicht allzu unglücklich werden lasse.

Eduard.

Aus Rosaliens Tagebuch.

den 2. December.

Es ist so still und einsam um mich her. Die Nacht wandelt leise über die Welt, wie der Mond über den Himmel, und die ganze Natur schlummert unter ihrem breiten, weißen Leichentuche dem Morgen entgegen. Warum ist es denn in mir so laut? warum kehren meine Blicke so schüchtern und ängstlich von den weißen Feldern zurück, als ob sie den Anblick umgehender Geister scheuten? Meine Einbildungskraft ist furchtbar erregt. Unruhig sucht sie meine Mutter auf und meinen fernen Bruder. Ach Alles ist fern was mich liebt — und ich forsche umsonst und frage: „O ihr Lieben, hat Euch ein Uebel betroffen, daß Ihr nach mir verlangt, und Euer Andenken sich so ängstlich an mein Herz legt, und meine kranke Brust so schmerz-

lich beengt? Mit immer steigender Angst durchläuft mein Geist die ganze endlose Reihe möglicher Gefahren. Ich sehe meine Mutter mit dem Tode ringend, Antonien eingesargt, meinen Bruder von rollenden Felsen erschlagen, oder im Kampf mit den Wellen des Sees. — Wie mag ich diese Unruhe stillen? Das Schreiben versagt den gewohnten Dienst. Nur an einem liebenden Herzen würde ich Ruhe finden. Aber meine Arme öffnen sich umsonst. Keine bekannte Gestalt kömmt ihnen entgegen; kein freundlicher Ton bespricht mit wohlthätigem Zauber den Aufruhr meiner geängsteten Brust. Ach Rosalie! wie lang wird noch diese Verlassenheit dauern?

den 3. December.

Ich ging noch lange in meinem Zimmer auf und ab. Meine Besorgnisse, die mir Ahndungen schienen, quälten mich fürchterlich. Der Mond, der am unbewölkten Himmel hing, erschien mir wie das blasse, ein-

gesunkene Gesicht eines Todten. So mich ängstigend warf ich mich endlich auf den Sessel am Flügel; meine Hände berührten die Tasten unbewußt, und ich hatte eine ernste, einfache Weise schon einigemal wiederholt, als ich erst wahrnahm, daß es stiller und ruhiger in mir ward. Ich spielte fort. Der Krampf meiner Brust löste sich: ich konnte weinen und beten. Ach so war doch Ein liebendes Herz da, an das ich mich vertrauensvoll werfen konnte! Ich betete still in mich hinein; die düstern dumpfen Nebel zerstreuten sich, ich fühlte Vertrauen, Trost und Ergebung in den Willen des Ewigen. Ach warum verzagt denn mein thörigtes Herz so oft? warum vergißt es so oft, daß alle seine Seligkeit in dem Schooße eines gütigen Vaters ruht, und daß es nie verlassen ist, wenn es zu ihm sich kehrt, und zu ihm, der die Herrlichkeit des Vaters verließ, um liebend und lehrend den verzagenden Menschen zu den

unverſieglichen Quellen des Troſtes zurückzuführen?

den 8. December.

Ich erwachte mit dem dämmernden Tag, und trat an das Fenſter, um die erſten Strahlen der Sonne zu begrüßen, die mit zartem Roth die fernen Höhen beſäumte. Bald ſtieg ſie ſelbſt herauf an dem blaſſen Himmel, und ſchoß ihre flachen Strahlen über die beſchneyte Flur, und ſpielte um die bedufteten Bäume, die, in dem neuen Winterſchmuck, ihre Arme zum Himmel erhoben. Da war es mir, wie die einfarbige Flur mit ihrem mannichfaltigen zarten Schmuck ausgebreitet vor mir lag, als ſey ſie der Saum des Gewandes, das den Ewigen umhüllt, und von den Himmeln herab über die Erde ſchwebt. Und wie ich ſo in dem Fenſter lag, den Kopf auf den Arm geſtützt, und meine geblendeten Augen mit der Hand bedeckte, da ſtand Alles noch glänzender und

schöner vor meiner Seele, und ich sagte mit dem göttlichen Dichter: Herr mein Gott, Du bist sehr herrlich; Du bist schön und prächtig geschmückt. Licht ist dein Kleid, das Du anhast. Du breitest den Himmel wie einen Teppich aus. Du wölbest oben mit Wasser; Du fährst auf den Wolken, wie auf einem Wagen, und gehst auf den Fittigen des Windes. — Dann sagte ich zu mir selbst: Und was ist denn die Erde mit allen ihrem Schmuck; was sind denn die Lichter der Nacht und das strahlende Gestirn des Tages gegen ihn, der sie hervorrief aus dem Nichts, damit sie dem blöden Auge des armen Menschen seine Herrlichkeit kund thäten? Nur der Schatten des Unendlichen ist diese glanzvolle Welt, nur der blasse Wiederschein dessen, den kein sterblicher Geist fassen, den er nur fühlen und anbeten kann. Aber in diesem freundlichen Lichte, das seinen Himmel umzieht, in diesem blauen Azur, das sich so mild um die Erde legt, in aller

der freundlichen Herrlichkeit, die früh und spät unsre Blicke erfreut, tritt er unserm Herzen näher, und ruft uns zu dem Anschaun seiner Werke, bis unser inneres Auge hinlänglich erstarkt ist, um ihn selbst zu sehn von Angesicht zu Angesicht, und ohne Unterbrechung der unaussprechlichen Seligkeit zu genießen, die wir jetzt nur in einzelnen Momenten ahnden.

---

den 10. December.

Recht heiter hatte ich den gestrigen Tag begonnen und mit geringeren Schmerzen. Aber ach! der Rest des Tages war traurig. Keine Freude kam in mein Herz. Die Tante war nicht wohl, und sehr übel gestimmt. Ich mußte viel Bitteres hören über Lindaus Besuche, über mein Verhältniß zu der Botschafterin, wo er jetzt wohnt, und die Güte der Fürstin gegen mich. Mutter und Tochter wetteiferten ihre Pfeile gegen mich zu schärfen, und die Ruhe, die ich ihnen ent-

gegenzusetzen suchte, schien ihnen stolze Verachtung oder Bewußtseyn der Schuld. Ich muß hier wohl Verzicht auf Wohlwollen thun. So schlimmen Deutungen weiß ich nicht zu begegnen.

Ich bin tief betrübt. Ist es nicht schon traurig genug, daß die, welche mir zunächst sind, von denen ich, als den nächsten Verwandten meines Blutes, Liebe hoffen könnte — so schlimm von mir denken? warum sollen auch andre mit diesen Gesinnungen erfüllt werden? In der Gegenwart des Leibarztes selbst fielen so bittere und deutliche Anspielungen, daß der würdige Mann seine Blicke verwundert und forschend auf mich richtete. Ich fühlte, daß ich erröthete, und ich mochte vielleicht das Ansehn der Schuld haben. Doch war seine Miene wohlwollend und zweifelnd. Da konnt' ich mich der Thränen nicht enthalten. Ich verhüllte mein Gesicht und eilte hinweg. Mein Inneres war heftig empört. Schaam, Verdruß,

Unwille kämpften in mir. Ich ging unruhig in meinem Zimmer umher. Bald sprach ich laut mit mir selbst, bald weinte ich — dann fiel ich ermattet vor meinem Sopha nieder, und bat Gott diesen Aufruhr meiner Seele zu stillen. Meine Thränen flossen reichlicher und mein Herz ward erleichtert. Die ungestümen Wogen legten sich. Aber als ich aufstand, zitterten meine Knie, meine Augen verdunkelten sich; ich mußte zum Fenster eilen um Luft zu schöpfen. Der Tag war trübe gewesen und stürmisch; jetzt war der Himmel heiter und mit Sternen besät; und es war mir, als ob er mit unzähligen liebenden Augen herabschaue auf die tief umflorte Erde, und als ob die Liebe des allgütigen Vaters durch sie in mein Innres strahle und die Nebel des Unmuths zerstreue. Da faßte ich Muth und kehrte in das Zimmer der Kranken zurück.

Der Arzt war weg; die Tante allein. Ich näherte mich leise ihrem Lager, kniete

nieder und sagte: „Ach gnädige Tante, wenn ich irgend etwas gefehlt habe, so ist es zuverlässig ohne die Einstimmung meines Willens geschehn. Ach ich möchte Ihnen ja gern Freude machen, und es thut mir ja weh, wenn dieser Wunsch unerfüllt bleibt.“ — Die Tante antwortete nicht, aber sie ließ es geschehn, daß ich ihre Hand nahm und küßte. Erst nach einiger Zeit zog sie sie zurück und sagte ohne Zorn: „Es ist gut, Rosalie. Geh auf Dein Zimmer. Ich habe Ruhe nöthig. Jusqu' à demain.“

Ich kam betrübt zurück; die grausame Kälte der Tante schnitt mir durch die Seele. — Als mir meine gute Nanny Licht brachte, verweilte sie ein wenig und sah mich mit forschenden Blicken an. Sie mochte die Spuren meines Weinens sehn. Ich bemerkte, daß ihr die Augen übergingen und daß sie Lust hatte zu sprechen, und bald hätte mich ihr gutes, theilnehmendes Gesicht in meinen Vorsätzen wankend gemacht. Doch

siegte der bessere Sinn, und ich sagte: Geh, gute Nanny, laß mich allein — ich habe nothwendig zu schreiben. Hast Du etwas nach München zu bestellen, so sprich. — Da drückte sie meine beyden Hände an ihren Mund und heiße Zähren fielen darauf, und sie sagte: Ach mein gutes, gnädiges Fräulein — ich sehe wohl, daß Sie Ihren Kummer verbergen und nicht reden wollen. Ich bin zwar nur ein gemeines Mädchen, aber ich liebe Sie doch mehr, und denke besser gegen Sie als manche vornehme Leute. Es ist unverantwortlich — Nun Gott segne Sie, und erhalte Sie uns — — Sie wollte noch mehr sagen, aber ihre Thränen wurden so heftig, daß ihre Stimme erstickte, und sie küßte meine Hände noch einmal mit Heftigkeit, und ging hinaus. — Die Anhänglichkeit dieses guten Mädchens rührte mich tief. Sie soll auch nie über mich klagen dürfen, so lange ich lebe. Ach ich weiß wohl, warum sie so weinte, als sie sagte: Gott erhalte Sie uns — —

Kunigunde von Wallburg an Louiſe von Breſchot.

Heute, ma chère Louiſe, ſchreib' ich Dir aus bloßer Ungeduld, und um meinen Verdruß zu vergeſſen. Mama iſt nicht wohl, und da hört das Schelten und Befehlen nicht auf; und ich muß zu Hauſe ſitzen und Grillen fangen, ſtatt bey der Gräfin Penitz den Thee zu trinken. Und doch könnte das, was ich beſorge, eben ſo gut von den Leuten beſorgt werden. — Wofür ſind ſie denn da? oder von meiner gnädigen Couſine, die ja mit ihrer Weltweisheit ſich wenig um die irdiſchen Freuden bekümmert. Nun ſie thut ſchon wohl daran, zum ſchlechten Spiel gute Miene zu machen. Wären ihr nicht die Thüren des Hofs verſchloſſen, ſo würde ſie wohl von ihrer philoſophiſchen Erhabenheit zu uns Weltkindern herabſteigen. Die Fürſtin läßt ſie bisweilen zu ſich kommen —

ich weiß nicht warum. Aber da solltest Du sehn, wie vergnügt sie zurückkömmt! wie sie die Freundlichkeit und Güte der Dame rühmt! wie ihr die Thränen dabey in die Augen kommen! Die gute Cousine ist einfältig genug, jedes Compliment für baare Münze, und jedes gnädige Wort für eine Erklärung der Freundschaft zu halten. Zu belehren ist sie auch nicht. Sagte sie doch neulich, sie wolle immer lieber an die Aufrichtigkeit als an die Falschheit glauben. Man wäre ja, wenn man sich auch irrte, doch viel glücklicher dabey. — Bien au contraire, antwortete Mama, die in unaufhörlichem Kriege mit ihr ist — bey dem Glauben an die Aufrichtigkeit der Menschen wird man betrogen, das heißt, unglücklich gemacht. — Uebrigens hat sie auch ihre Geheimnisse so gut wie wir andern. Da ist ein junger Herr von Lindau hier, bey der baierschen Gesandtschaft, denk' ich, ein schöner Mann, in den ich mich mit seinen schwar-

jen Augen und ſeinem krauſen Kopfe wohl ſelbſt verlieben könnte; der iſt immer über den andern Tag bey ihr. Sie ſagt auch ganz frey, er ſey ein ſehr liebenswürdiger Mann, und ſeine Geſellſchaft ſey ihr doppelt angenehm, weil ſie von ſeiner Schweſter und von München mit ihm ſprechen könne. — O die Vaterlandsliebe iſt eine ſchöne Sache — und eine Schweſter ein ſo anſtändiger Vorwand — und die Freundſchaft überhaupt ein ſo gültiger Paß in dem Lande der Liebe!

So könnte ich auch jetzt recht gut einen Bruder brauchen. — Erräthſt Du mich, chère Louiſe? — Aber was könnte Dir denn verborgen bleiben, die Du immer die Vertraute meiner geheimſten Gedanken geweſen biſt? — Wiſſe denn — nur verrathe mich nicht — wiſſe denn, daß ich in den Flammen einer neuen Liebe ſtehe, hell lodernd, bis über den Kopf. Ach mein Herz hat es mir wohl geſagt, als wir hierher reiſten, daß es an einem ſo glänzenden Hofe nicht müßig

bleiben würde. So geschah es denn auch gleich in den ersten Tagen, daß ich die Bekanntschaft des Lieutenant O' Mellery machte, eines Blondin, so schön und schlank, als ich nie in meinem Leben gesehen habe. Er legt etwas Roth auf, und dann sieht er wie ein Engel aus. Ueberhaupt steht ihm Alles gut. Unser Handel ging ziemlich rasch. Er kennt Berlin. Das knüpfte zuerst ein Band. Während des Gesprächs besah ich einen seiner Ringe: er zog ihn ab, damit ich ihn bequemer sehen könnte — es war ein Herz mit dem Motto — und als er ihn zurücknahm, drückte er mir die Spitzen der Finger. Ich erwiederte den Druck ganz flüchtig, und mit gesenkten Augen — dann thaten einige Blicke, einige unterdrückte Seufzer das weitere — genug, noch an demselben Abend lag er zu meinen Füßen. Wir sehn uns fast täglich, am Hof, im Theater, auf Bällen, in den Assembleen, bisweilen bey uns — und wenn wir uns nicht sehen

können, ſchreiben wir einander. Er iſt unendlich geſchickt und weiß tauſend Mittel, um ein Briefchen zuzuſtecken, oder etwas von mir zu erbeuten.

Aber Carl? ſagſt Du. Nun, Carl muß es eben nicht wiſſen, und ich bleibe ihm auch gut, und ſchreibe ihm von Zeit zu Zeit. Was kann man in einer ſolchen Entfernung mehr thun? Ich denke, er wird auch nicht immer ſeufzen und nach ſeiner Gundel ſchmachten. Und dann — laß uns aufrichtig ſeyn — gibt es wohl ein größeres Vergnügen, als zwey oder drey Liebſchaften auf einmal im Gang zu erhalten; hier die Fäden anzuziehn; ſie dort zu verlängern; alles in einander zu wirren — Eiferſucht, Zwiſt und Verſöhnung, ein ganzes Drama, auf einmal ſpielen zu laſſen? Dieſe Grundſätze ſind etwas ketzeriſch, ich weiß es wohl; aber darum gehören ſie auch zu den Myſterien der Freundſchaft, in welche die profanen Augen der Männer nicht blicken dürfen. Und

geſteh es nur ſelbſt, iſt nicht eine Liebe, die ſich mit unverbrüchlicher Treue und thränenvollem Schmachten nährt, die langweiligſte und einförmigſte aller möglichen Ergötzlichkeiten?

Die Hauptſache, um derentwillen wir hier ſind, iſt noch immer nicht recht vorgerückt. Die Hofleute verſprechen in's Geſicht goldene Berge, hinter dem Rücken aber thun ſie nichts, oder wohl gar das Gegentheil. Die Mama iſt darüber ſehr übler Laune. Indeß gebe ich die Hoffnung noch nicht auf. Der Herr will mir wohl — und, was an mir liegt — ich kann gehörigen Orts ſo gut ſchmeicheln, als irgend eine.

Apropos, mein blonder O' Nellery iſt auch Dichter. Er hatte eine Menge beiſſender Epigrammen gemacht auf die meiſten Damen des Hofs, auch einige Portraits, unter andern eines auf eine ehemalige Geliebte, mit der er um meinetwillen gebrochen hat. Er ſagte es mir in einer Geſellſchaft

in's Ohr, und da das Original nicht weit davon saß, und ich Zug für Zug mit dem Bilde vergleichen konnte, so starb ich fast vor erstücktem Lachen. Die Gesellschaft sah ein wenig auf uns, und ich werde ihn bitten, künftig etwas behutsamer zu seyn. Auch Charaden macht er, die ungemein witzig sind, meist auch auf bekannte Personen, die er dann in der ersten und letzten Sylbe und wieder im Ganzen nach dem Leben conterfeyt. Er kann, was er will, und ich habe durch ihn in wenigen Stunden mehr von dem Hof und der Stadt erfahren, als ich wohl sonst in einem ganzen Jahre gelernt hätte.

Lebe wohl, chère Louise! Die Mutter hat schon während der letzten drey Zeilen dreymal nach mir geschickt. Kann ich nicht einmal einen Augenblick ungestört mit meiner Herzensfreundin plaudern? — Da kömmt die vierte Gesandtschaft! Nun ist es Zeit. Lebe wohl und liebe Deine

Kunigunde v. W.

Indem ich ſiegeln will, erhalte ich Deinen Brief mit den Muſtern. Aber um Gottes und ſeiner Heiligen willen, Louiſe, wo denkſt Du hin? Was Du mir da als die neueſte Mode von Berlin ſchickſt, iſt ja hier ſchon längſt auf und abgetragen. Es iſt eben das Neuſte bey unſern eleganten Stubenmädchen. Biſt Du denn ſo ganz aus der Mode gekommen?

Daß mir Karl einen Beſuch en passant hier zugedacht hat, iſt ja recht artig. Grüße ihn von mir, und ſage ihm, ich freute mich außerordentlich, ihn wieder zu ſehn. Von dem übrigen — ehrt! Ich will für ihn thun was ich kann. Es müßte ja ſchlimm ſeyn, wenn ich nicht auf einige Tage den Blonden und den Braunen unter einem Joche zuſammenhalten könnte. Vive l'intrigue!

So eben kömmt von der baierſchen Botſchafterin eine Einladung an meine hochadliche Fräulein Couſine, den Abend bey ihr zuzubringen — wo ja wohl Herr von Lindau

auch nicht weit seyn wird. — Diese aber — lies und erstaune! — diese läßt sich entschuldigen, weil sie ihrer kranken Tante Gesellschaft leisten wolle. Nun, wenn eine solche Haupt- und Staats-Action kein Aufsehn macht!

Aus Rosaliens Tagebuch.

Ich höre immer so viel Böses von andern sprechen, und diese Gespräche mit einem solchen Eifer verfolgen, daß ich manchmal glauben möchte, das Interesse, was die Menschen an einander nehmen, sey öfterer ein feindliches, als ein wohlwollendes. Und die, welche sich diesem Interesse dahingeben, verfallen dabey in den sonderbaren Irrthum, daß sie zu steigen meinen, indem sie andere herabwürdigen. Es geschieht aber gerade das Gegentheil. Die Opfer, die man sich selbst und seiner Eitelkeit bringt, erniedrigen

gewiß, während die uneigennützige Liebe zu andern, das freye Hingeben des eignen Willens, die Aufopferung dessen, was die Eigenliebe begehrt, das Gemüth unbezweifelt erhebt. Der Preis ist hoch; aber was dafür erkauft wird, ist durchaus unschätzbar.

Während die Menschen sonst alles für sich gewinnen wollen, kennen sie doch keine größere Lust, als sich selbst zu verlieren. Oder wie soll man das rastlose Jagen nach Zerstreuung anders nennen? Wie würden wir zürnen, wenn andere uns so flöhen, oder unsern Umgang so vermieden, wie wir selbst an uns thun?

Eine gute Musik versetzt mich in einen Frühlingsgarten, wo aus allen Zweigen Blüthen treiben, von mannichfaltigen Farben und Wohlgeruch, und so schnell und dicht, daß nur wenige sich entfalten können,

bis die ganze Luft und die ganze Erde umher ein duftendes Blüthenmeer iſt.

Eine verſtändige belehrende Rede iſt wie ein Gang in Geſchäften; die Poeſie allein, wie ein frohes Luſtwandeln unter heiterm Himmel; aber die Poeſie von der Muſik getragen iſt einer Waſſerfahrt vergleichbar, wo Du lind hingleiteſt auf dem mächtigen blauen Strom, den cryſtallnen Himmel über und unter Dir, romantiſche Ufer zu beyden Seiten, Felſen mit Epheu umwebt, und ſchlanke Bäume, einſtrömende Bäche, geheimnißvolle Thäler, graue Burgen, lachende Dörfer, und Freude und Jubel überall — und Alles wiederſtrahlend aus den Tiefen, und wiedertönend von den Echo's der Berge.

Es iſt doch nichts was mich immer von neuem mit einem ſolchen Staunen erfüllt, als zu ſehn, mit was für gemeinen und geringen Mitteln die wunderbarſten Dinge her-

vorgebracht werden. Ein todtes Metall von einem andern Metall berührt; ein durchlöchertes Rohr, durch das ein menschlicher Athem zieht; einige getrocknete Därme auf ein schlechtes Holz gespannt und mit Haaren gerieben — das ruft aus dem Reiche der Lüfte die Geister der Harmonie herbey, und entführt die Seelen ihren Leibern, daß sie schon hier den Zusammenklang der himmlischen Chöre zu vernehmen glauben. — Aus Steinen, Holz und Kalk erhebt sich ein Tempel, der mit seinen weitschweifenden Hallen, seinen mächtigen Säulen und seiner stolzen Kuppel Jahrhunderte hindurch zur Anbetung des Ewigen einladet, dessen würdige Wohnung er ist. — Auf schlechter Leinwand schaffen die Haare eines gemeinen Thieres mit Hülfe einiger irdischen Stoffe eine Welt von Gestalten und Farben schöner als irgend eine Wirklichkeit sie gibt; — und so bey vielen andern Dingen, welche das Gemüth bewegen und heiligen; nicht anders, als sey die

Kunſt, ja die ganze Natur, ein Symbol der menſchlichen Natur, und eine Hindeutung, daß die göttliche Herrlichkeit nicht verſchmähe, auch in der ſchlechteſten Hülle zu wohnen, und daß das gemeinſte Gefäß durch die köſtliche Gabe, die es bewahrt, veredelt und geheiligt werden könne.

Wenn ich mich in dieſen Gedanken vertiefe, ſo kömmt mir gerade das am wunderbarſten und unergründlichſten vor, was ſich am allerhäufigſten zuträgt. Wenn ich nur bey dem ſtehen bleibe, was ich ſo eben thue; daß ich denke, daß dieſe Gedanken ſich zu hörbaren Worten geſtalten; daß dieſe flüchtigen Töne in Zeichen gebannt und ſichtbar gemacht werden; daß andere, indem ſie mit den Augen dieſe Zeichen verfolgen, wiederum daſſelbe denken, was ich dachte, und daß alſo eine Menge von Menſchen in den entfernteſten Gegenden und von der verſchiedenſten Art, durch Einen Hauch belebt, und

zu Einer Melodie der Gedanken und Gefühle vereint werden können. So iſt Alles, was Menſchen thun, ein immerwährendes Wunder, und eine unbewußte Zauberey; und wenn ich dieſen Betrachtungen nachhänge, belebt ſich mir die ganze Welt; Boten gehen von Seele zu Seele; die Natur ſelbſt ſpricht zu mir, und ich fühle den Athem des Allmächtigen, der durch alle Weſen geht, und jedem eine Sprache leiht, dem einen durch Töne, durch Geſtalt und Farbe dem andern.

Was uns in der Natur entzückt, iſt etwas ganz anders als der flüchtige Reiz gaukelnder Farben und ſchwindender Formen; es iſt die große Harmonie in dieſer Fülle, und der Zuſammenklang ſo unendlich vieler einzelner Dinge; alſo das Bild des Ewigen, in welchem der höchſte und reinſte Zuſammenklang iſt.

Ich traf heute auf eine Verſammlung von Armen, denen vor einem Hauſe Almoſen ausgetheilt wurden. Mein Gott, welche Jammergeſtalten! welche Maſſe von Elend auf einem kleinen Raum! und dazu noch der Zwiſt und die Mißgunſt unter ihnen!

Und das iſt doch nur das offne, kundige Elend, das ſich nicht ſcheut, an das Licht zu treten. Wie viel mag erſt des verborgnen ſeyn!

Da dacht' ich mir die Wände der Häuſer geöffnet, und das ganze Innere einer großen Stadt den Blicken enthüllt. Ach wie viele Bilder des tiefſten Jammers erſchienen mir da! Und nicht blos des Jammers, den die Dürftigkeit erzeugt, die ja wohl noch am leichteſten zu tragen iſt, ſondern des Zwieſpaltes, des ſittlichen Verderbens, und aller der Laſter, welche Familien trennen. Ich ging noch weiter, und dachte mir die Bruſt des Menſchen aufgedeckt — und ſah auch hier Zerrüttung, böſe Neigungen, innern

Krieg, und wenig Zufriedenheit. Wer dieſem Gedanken nachhängen wollte, dem würden alle Lichter des Lebens verlöſchen, und in der dumpfen ſternenleeren Nacht würde er ſich lieber in das Grab legen, wo auch wieder unter einem freundlichen Raſenhügel Moder und Verweſung hauſt.

Warum wird wohl in der Geſchichte der Heiligen keine Tugend ſo oft und ſo laut gerühmt als die Wohlthätigkeit? Sie iſt ja von allen wohl die leichteſte, und es kann kein Verdienſt bey Menſchen ſeyn, menſchlich zu fühlen. Auch iſt das Abwehren der Noth bey Einzelnen etwas geringes, wenn es mit der ganzen Maſſe des vorhandenen, immer von neuem wachſenden Elends verglichen wird. Aber daß jene Frommen, indem ſie dem eignen Genuß entſagten, das Reich Gottes erweiterten; daß ſie dem Dürftigen und Kranken, wenn er ſich vergeſſen glaubte von Gott, als eine hülfreiche Hand

des Höchsten erschienen, und als tröstende Engel zu dem heißen Lager seiner Schmerzen traten, und ihm durch ihr freudiges Helfen die Güte des Ewigen kund thaten, der keines seiner Geschöpfe vergißt — das ist es was sie jenes Ruhmes würdig macht. Darum ist es auch keine fromme Wohlthätigkeit, wenn der Reiche, wie das im Fluge spendende kalte Glück, Almosen auswirft aus der überströmenden Fülle seiner Habe, während seine Blicke, unbekümmert um das Gefühl des Empfangenden, in das Weite gehn; denn mehr als das Almosen ist die Liebe des Gebenden werth, und seine Theilnahme, und der Trost, den er gewährt. Ach was der Arme noch mehr vermißt, als eine Lagerstatt und Brot, ist ja das Mitgefühl verwandter Wesen, die seine Noth des Anschauens und der Theilnahme würdigen, damit er doch auch fühle, daß er ein Mensch sey. Es ist daher gewiß eine recht fromme Sitte, den Armen, den ich ein Al-

mosen ſchenke, um ſein Gebet zu bitten, damit er in dem Augenblicke ſeiner Erniedrigung wieder erhoben werde durch den tröſtenden Gedanken der Gleichheit vor Gott, der den Aermſten wie den Reichſten hört, und, für eine geringe irdiſche Gabe, den Reichen zum Schuldner des Armen macht.

Ende des erſten Theils.

Die

Schule der Frauen

oder

Schriften zur Belehrung und Bildung

des

weiblichen Geschlechts.

Lehrer-Bibliothek
Bad Homburg v/H.

von

Friedrich Jacobs.

Zweiter Theil.

Rosaliens Nachlaß 2r Theil, und Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Gräfin Katharina von Sendoval.

Leipzig, bei Carl Cnobloch.
1827.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
BERLIN

Roſaliens Nachlaß

nebſt

einem Anhange.

Lehrer-Bibliothek
der Städtischen
BRANDENBURG a/H.

Herausgegeben

von

Friedrich Jacobs.

Zweiter Theil.

Vierte verbeſſerte Auflage.

Leipzig, bei Carl Cnobloch.
1826.

Antonie an Roſalien.

Meine geliebte, meine theure Freundin.

Wem könnte ich eher als Dir die Freude mittheilen, die ich in dieſem Augenblick fühle, oder von wem könnte ich mir eine herzlichere und aufrichtigere Theilnahme verſprechen. Unſre Wünſche ſind erfüllt; Saint-Vals Bitte iſt ihm von ſeinem Vater gewährt. Vor wenigen Stunden erhielt ich dieſe Nachricht durch einen Brief des geliebten Freundes, der mir mit jedem Tage theurer wird. Wie ſchön und wahr ſpricht er von Dir, meine Roſalie, und ſo ganz aus meinem Herzen! wie rührend dankbar von ſeinem Vater! wie zärtlich von ſeiner Schweſter Natalie! Auch der Brief des Barons ſelbſt, den er mir beylegt, zeugt von dem ſchönen Verhältniſſe, in welchem alle Glieder dieſer

Familie unter einander stehn, von dem Zutrauen, das der Vater seinem Sohne schenkt, und von dem frommen Sinne, mit dem er die Ereignisse des Lebens an dem Himmel knüpft. Daß ich mich künftig an diese Trefflichen anschließen und unter sie treten soll, das darf ich nun wohl als eine der erfreulichsten Schickungen Gottes betrachten. Möchte er mich doch eines solchen Glücks würdig machen! Möchte ich doch einst die Hoffnungen erfüllen können, welche die allzupartheyische Liebe meines Freundes den Seinigen eingeflößt hat!

Daß ich mich aber einer reinen Freude noch nicht überlassen kann, das hindern die Besorgnisse, die Du bey mir von Deiner Gesundheit erregt hast, und Theodors Briefe auf eine beunruhigende Weise bestätigen. Ich verberge sie Dir nicht; denn was andre dabey schrecken würde, das erregt Dir keine Furcht; ja, es ist in Dir eine Sehnsucht nach dem Himmel, die mich betrübt, ohne

daß ich sie tadeln kann. Ach, meine Freundin, wenn es Dir leicht wird, das Leben zu entbehren, so kann ich doch den Gedanken nicht ertragen, Dich auf immer aus dem Lande der Hoffnungen, wo ja auch mir die Hoffnung des Wiedersehens blüht, entschwinden zu sehn. Darum hänge doch, Du geliebte Freundin, jener Sehnsucht nicht allzusehr nach! schone das zarte Gewebe, das dich umhüllt, um Deiner Freundin willen, die Dich ja in dieser Hülle zuerst liebte, als sie in ihr Dein Herz nur erst ahndete. Höre die Stimme der Freundschaft, gute Rosalie, die ja auch keine unheilige Stimme ist, und verabsäume nichts, was Deine Erhaltung fördern kann! Erfreue Dich der Erde — erfreue die Erde durch Dich — und sehne Dich nicht zu früh nach dem Himmel, den Du ja in Dir trägst, und den Du auch uns gibst, die wir Dich so innig lieben.

Seit der Abreise meines Bruders und des geliebten Freundes lebe ich einsamer als je.

Die Vergnügungen des Winters haben ihren Anfang genommen, aber ich entziehe mich ihnen, nicht weil ich davon eine Verletzung meiner Treue fürchtete, sondern aus Vorliebe für die Einsamkeit und die häusliche Stille. Auch weiß ich nicht, wie es kömmt, aber seit einiger Zeit machen mich die Veranstaltungen des Vergnügens, und das hastige Drängen darnach ganz niedergeschlagen, da ich fast immer an dem Ziele der versprochnen Freude weniger Genuß als Ermüdung sehe. Ist nicht fast jedes Fest nur eines der Hoffnung? so daß das gegenwärtige meist erst durch die Erwartung des nächstkommenden gewürzt wird. Seitdem sich mir diese Ansicht immer mehr aufdrängte, finde ich auch immer mehr Freude an häuslichen Beschäftigungen. Auch dem Lesen räume ich einen Theil meiner Zeit ein, nicht bloß, wie sonst wohl, um die Langeweile zu bannen — wo ich dann meist bey dem leichtsinnigen Flattern durch irgend ein leichtes

Buch nur eine Art der Langenweile mit einer andern vertauschte — sondern mit ernstlichen Absichten, und nicht ohne Buch zu halten über das, was ich lerne und denke. Du siehst, daß ich Deinen Rath, wenn auch schon spät, befolge. Seitdem ich mich aber gewöhne, meine Gedanken auf dem Papiere fest zu halten, gewinnt das Lesen einen Reiz für mich, den es vormals nicht hatte; und es ist gerade das Ernsteste, und was mir am meisten zu denken gibt, was mich anzieht und festhält. Dadurch ist mir auch die Unterhaltung in freundschaftlichen Kreisen werther geworden. Ich vermeide etwas sorgfältiger das müßige Plaudern, daß die Zeit tödtet, und achte mehr auf das Gute und Nützliche. Sonst war mir der gegenwärtige Augenblick das meiste werth; ich sah selten rückwärts; und wenn die Zeit mir verfloß, so fragte ich nicht viel darnach, wie sie verfloß. Dabey konnte ich nun dem drückenden Gefühle eines leeren Da-

seyns nicht entgehn, ja, dieses schien sich oft in dem Verhältnisse zu erweitern, in welchem ich mich bemühte es auszufüllen. Jetzt ist mir die Einsamkeit nicht zur Last, und ich vertausche sie nur gegen das Zusammenseyn mit wenigen Freunden, bey denen ich Unterhaltung finde. So wird mir das eine durch das andre lieber. Und sollte nicht immer das Leben aus Einsamkeit und gesellschaftlichen Verkehr gewebt seyn, wie ein Gemählde aus Licht und Schatten? Die wehenden Winde befruchten die Welt der Pflanzen; aber nur in stiller Luft gedeiht der schwellende Keim, und die Blume will zu ihrer Entfaltung Ruhe. Wenn die Unterhaltung mein Gemüth auf mannichfaltige Weise angeregt hat, so freue ich mich den Gang des Gesprächs noch einmal im Stillen zu durchlaufen, die einzelnen Blüthen, die ihm entkeimten, aufzunehmen, zu pflegen und groß zu ziehn, eigne Gedanken daran zu knüpfen, und so das kleine Kapital mei-

ner Ideen durch den erlaubteſten Handel mit fremden zu vergrößern. Der Genuß, den mir dieſes gewährt, wirft auf alle Ergötzlichkeiten der großen Welt, an denen ich ehedem faſt noch mehr Geſchmack fand, als ich Dir geſtehen mochte, einen breiten Schatten. Ehedem glaubt' ich Dir, jetzt weiß ich und fühle, daß die Welt mit ihrer Pandorabüchſe voll beflügelter Freuden das Gemüth verarmen läßt, und daß man den gewiß nicht glücklich nennen kann, der durch das ganze unendliche Labyrinth von Ergötzlichkeiten hindurch immer umſonſt nach dem Mittelpunkte der Ruhe und innern Genüge jagt. Ein Charakter bildet ſich da ſicher nicht, wo man immer nur nach Anderer Sinne lebt, nie mit ſich ſelbſt; wo man mit dem Strome ſchwimmt, und wie der Kieſel zwar glatter wird, aber nicht edler; und wo auch der Beſte nur allzu oft in Gefahr geräth, die eigne Einſicht den Launen, der Gunſt, der Eitelkeit, der Gewinnſucht und

tauſenderley andern Einflüſſen Preis zu geben.

Alle Geſellſchaften ſind jetzt voll von der Geſchichte eines Ehepaars, das, wie ſo viele, ſeinen Himmel in den Freuden der Welt ſuchte, und ſeine Hölle darin fand. Auf mich hat dieſe Geſchichte bey meiner gegenwärtigen Stimmung einen tiefen Eindruck gemacht, den ich mir für mein übriges Leben bewahren will, um auch die erſten Schritte zu dem ſchlüpfrigen Abhange zu meiden, auf dem ſich nach Belieben aufzuhalten, nicht in unſrer Gewalt ſteht. Nicht jedem Irrenden zwar ſteht ein ſolches Schickſal bevor. Aber wer kann wiſſen wo und wie er untergehn wird, wenn er ſich einmal in den Strudel der Thorheit geworfen hat? Wenigſtens iſt das glücklichere Entkommen oder der minder ſchmerzliche Untergang dann kein Verdienſt.

Wahrſcheinlich erinnerſt Du Dich noch von einem Grafen Nikolas von Dorſchei

gehört zu haben; vielleicht haſt Du ihn ſogar ſelbſt noch geſehn; wenigſtens zogen damals ſeine koſtbaren Pferde, ſeine glänzenden Caroſſen, und ſeine vergoldete Dienerſchaft alle Augen auf ſich. Dieſer iſt ſeit kurzem ein Gegenſtand des tiefſten Mitleidens, und eines Mitleidens, das durch keinen Zuſatz von Achtung gemildert wird. Leider iſt ſein Schickſal größtentheils das Werk ſeiner eignen Verſchuldungen. Er war reich und unabhängig geboren, wie irgend ein Edelmann in Deutſchland; und, wie das Glück, ſo hatte ihn auch die Natur günſtig bedacht. Sein Aeußeres war gefällig; ſein Geiſt lebendig und zu allem aufgelegt; er hatte hiezu noch eine Maſſe von Kenntniſſen gethan, wie man bey natürlichen Anlagen in dem Umgange mit der Welt leichten Kaufes erwirbt. Leider aber war ſeine ganze Erziehung nur auf den Glanz des Aeußern gerichtet worden, und ſeine thörigte Mutter war entzückt, als ſich ihr Sohn

gleich bey seinem Eintritte in die Welt in gefährliche Liebeshändel verstrickte, und durch Aufwand in Spiel und Pferden den übrigen Adel der Hauptstadt verdunkelte. Damals war die junge Baronin von Fersan eine der größten Zierden des Hofs; das schönste Fräulein in ganz Baiern, so wie das stolzeste, und eine reiche Erbin überdieß. Viele bemühten sich um sie; aber sie, der Triumphe gewohnt, hielt die angesehensten Bewerber in ehrfurchtsvoller Entfernung. Graf Nicolas schien bestimmt die Verschmähten zu rächen, und den Stolz der spröden Schöne zu demüthigen. Von einer heftigen Leidenschaft gegen den liebenswürdigen Verschwender ergriffen, bemühte sie sich um ihn, wie sich andere um sie bemühten; doch in andre Liebeshändel verstrickt, achtete er anfänglich wenig auf sie, bis er bemerkte, daß sie entweder aus Verdruß über seine Sprödigkeit, oder aus List, einem italienischen Grafen Gehör zu geben schien, den er als

einen Nebenbuhler seiner verschwenderischen Thorheiten tödtlich haßte. Jetzt veränderte sich sein Betragen gegen sie. Er forderte seinen Nebenbuhler zum Zweikampf heraus, und brachte ihm eine gefährliche Wunde bey; brach dann mit seiner bisherigen Geliebten auf eine auffallende Weise, und stellte der schönen Fersan zu Ehren die glänzendsten und sinnreichsten Feste an, die man je in München gesehen hatte. Sie genoß ihren Triumph mit Entzücken, und in kurzem war sie seine erklärte Braut. Der Glanz ihrer Vermählung entsprach dem Reichthume beyder und ihrem Hange zur Pracht. So war auch ihr übriges Leben eine Kette von Festen und Vergnügungen. Ihr Haus schien ein Tempel der Freude zu seyn, und wenn sie öffentlich erschienen, staunte die Menge nicht ohne Neid die Glücklichen an.

Aber in der That war dieses beneidete Glück nur ein glänzendes Elend. Noch kein Jahr war vergangen, als aus dem Bösen,

was in beyden lag, eine Saat des Verderbens aufschoß. Die Frivolität des Grafen, die keinen Zwang dulden konnte, ertrug den Stolz und die Ansprüche seiner Gemahlin mit einem Unmuthe, der bald in Haß ausartete; während die Gräfin ihrer Seits jede Huldigung, die er einer andern brachte, als eine strafbare Beleidigung ihrer Würde ahndete. Beyde suchten sich jetzt absichtlich weh zu thun; der Graf stürzte sich ausgelaßner als je in den Strudel des Vergnügens, und vernachläßigte seine Gemahlin immer mehr, selbst vor den Augen der Welt. Dieses unselige Verhältniß ward also bald bemerkt. Einer der vertrautesten Freunde des Grafen benutzte es, sich in den Besitz der Gunst seiner Gemahlin zu setzen. Dieser sah das strafbare Verhältniß nicht ohne Wohlgefallen: theils weil es ihn freuen mochte, die stolze Gräfin von ihrer Höhe herabsinken zu sehn, theils weil es seinen eignen nichtswürdigen Planen zu Hülfe kam. In einer neuen Liebe

zu einer ſchönen, höchſt verführeriſchen und liſtigen Frau befangen, ertrug er das alte Band nicht länger, ſondern benutzte die kundige Untreue ſeiner Gemahlin, um ſich von ihr zu trennen. Das öffentliche Aergerniß war ihm gleichgültig. So trennte ſich mit gleicher Frechheit die neue Geliebte von ihrem Gemahl, und verließ, von Eitelkeit und Leidenſchaft trunken, die liebenswürdigen Kinder, die ſie ihm gegeben hatte. Aber bald wurde der ſtrafbare Verein geſtört. Die Brüder der Verführerin, durch die gröbliche Verletzung des äußern Anſtandes empört, bemächtigten ſich ihrer, und führten ſie nach einem Kloſter in Franken ab, wo ſie in ſtrenger Verwahrung ſo lange büßen ſollte, bis man auf eine gänzliche Veränderung ihrer Geſinnungen rechnen könnte. Auf der Reiſe ſtellte ſie ſich ſehr reuig an; dankte ihren Brüdern mit Thränen, ſie der Schande und den Gefahren eines gänzlichen Unterganges entriſſen zu haben, und gelobte eine ſolche

Besserung, daß ihr voriger Gemahl, wenn auch eine völlige Aussöhnung nicht möglich wäre, ihr doch in kurzem die Erziehung ihrer geliebten Kinder anvertrauen solle. So mochten sie etwa noch eine Tagereise von dem Orte ihrer Bestimmung entfernt seyn, als sie zu Erlangen in einem Gasthofe übernachteten, wo gerade ein Maskenball gehalten wurde. Die Begleiter der Dame, ihrer völligen Ergebung gewiß, Freunde des Vergnügens und des Spiels, können sich die Theilnahme an dieser Lustbarkeit nicht versagen, und lassen ihre ermüdete Schwester unter der Aufsicht eines Mädchens, von dessen Treue sie sich überzeugt halten. Aber die List schlief nicht in dieser Nacht. Graf Nicolas war unvermerkt der Entführten gefolgt. Durch das verschlagene Mädchen von Allem unterrichtet, entführt er die Geliebte und ihre Dienerin fast unter den Augen ihrer Brüder, und hat die Gränze und sein Schloß schon erreicht, ehe jene, die in

derſelben Nacht ihr Geld und ihre Schweſter verloren, die Ueberliſtung wahrnahmen. Sobald der Graf in Sicherheit iſt, tritt er, um eine neue Verbindung zu erleichtern, zu einer andern Kirche über, und genießt ſein neues Glück einige Monate lang in der Stille der Einſamkeit. Dieſer Genuß war indeß bald erſchöpft. Die große Welt zog beyde zu mächtig an, als daß ihnen die Reize einer ſchönen Natur genügt hätten. Sie eilten alſo nach Wien, wo der Graf bald wieder auf dem vorigen Fuß zu leben begann. Seine junge Gemahlin, im höchſten Grade gefallſüchtig, und unfähig irgend einer Lockung Widerſtand zu thun, verwickelte ſich in neue Liebeshändel; aus dieſen entſprangen häusliche Zwiſtigkeiten; und aus dieſen, da der Graf ſeine Gemahlin in der That weit über Verdienſt liebte, neue Thorheiten und größere Verſchwendungen. Sein Vermögen war erſchöpft; die Schulden erdrückten ihn. Aber von ſeinen Gläubigern

verfolgt, und der bitterſten Reue preisgegeben, war doch ſein eheliches Verhältniß die ſchrecklichſte ſeiner Peinigungen. Seine Gemahlin ſchonte ihn nicht mehr. Sie wollte ſeine Einſtimmung zu einer Trennung ertrotzen, um einem andern Liebhaber folgen zu können; er aber, an ihr als ſeinem letzten Gute hangend, verſagte ſeine Einwilligung mit unerwarteter Standhaftigkeit. Erbittert und von blinder Leidenſchaft fortgeriſſen, greift die Unglückliche zu einem verzweifelten Mittel. Sie gibt ihrem Gemahle Gift, und da ihn dieſes nur krank macht, nicht tödtet, rafft ſie den letzten Reſt ſeiner Habe zuſammen und flieht. Sie ward eingeholt, und büßte ihr Verbrechen unter der Geißel, die ihren ſchönen Leib zerfleiſchte, und bei harter Arbeit unter gemeinen Miſſethätern. Er mit Mühe vom Tode gerettet, der eine Wohlthat für ihn geweſen wäre, alles Eigenthums beraubt, ſchleicht, mit einer kleinen Competenz, die ihn eben

gegen den Hungertod schützt, von Gift zusammengezogen, ein junger Greis, durch die Straßen von Wien, und sucht, die Augen seiner vormaligen Freudegenossen vermeidend, in den einsamsten Winkeln der Spaziergänge die erquickende Sonne auf. Dieß alles ist die Geschichte von einigen wenigen Jahren, in denen sich Thorheiten, Verbrechen und Schmach aller Art auf eine eben so schreckliche als lehrreiche Weise vereinigt haben.

Solche Ereignisse, in denen sich eine furchtbare Verwirrung und ein tiefes sittliches Verderben kund thut, und die leider, wenn auch schon in kleinern Verhältnissen, häufig genug sind, möchten wohl als ein kräftiges Mittel gegen die Bethörung der Welt dienen; aber es scheint mir, daß sie von den meisten nur wie andre Neuigkeiten des Tages, als ein Gegenstand der Neugierde aufgefaßt, einen Augenblick angestaunt, und dann auf immer vergessen werden. Glücklicherweise sind Saint-Vals Neigungen ent-

ſchieden auf das Ernſte gerichtet, und ich gelobe Dir und mir, daß ich in jedem Verhältniſſe, in das mich ſein Wille oder die Umſtände überhaupt ſetzen werden, ſeiner würdig ſeyn will. Dieſer Vorſatz ſteht mit mir auf und geht mit mir ſchlafen, und ich weiß gewiß, daß mir der Beyſtand der ewigen Güte zu der Ausführung dieſes Entſchluſſes nicht fehlen wird. Es iſt eine freudige Ueberzeugung in mir, die mit jedem Tage feſtere Wurzeln faßt, daß uns ein frommer und ſchlichter Sinn und ein feſtes Vertrauen auf Gott auch aus den verwickelſten Verhältniſſen retten kann. Zwar wird ſich die Frömmigkeit in der Auflöſung ſchwerer und verwickelter Aufgaben nicht eben mit der Klugheit meſſen wollen; aber ſie wird ſie überwinden, indem ſie lieber auf jeden Vortheil der Löſung Verzicht thut, als daß ſie ſich zu einem ſchlüpfrigen Wege verleiten ließe. Die meiſten Verwickelungen des Lebens werden ja wohl weniger durch

nothwendige Umstände, als durch eigne Willkühr, durch die Begierden, den Ehrgeiz und die Habsucht verursacht, und es ist wohl nicht zu verwundern, wenn so schlimme Geister in Labyrinthe ohne Ausgang führen. Wenn man hingegen nur wenig begehrt, wenn man nur immer das, was recht ist, will, so wird ja auch wohl das Leben sehr vereinfacht, und eben dadurch leichter und heiterer. Weniger dramatisch zwar, und weniger schimmernd — aber wir wollen ja das Leben nicht als Comödianten spielen, die, indem sie andre auf den Bretern ergötzen, zu Hause wenige Freude und mit den Ihrigen große Noth und Mühe haben.

Ich habe mich dem Verlangen mit Dir zu sprechen, und Dir alle meine Gedanken mitzutheilen, fast über Gebühr hingegeben. Aber wenn ich meine Feder auch noch so lange habe gehen lassen, so hab' ich mir dennoch nie ein Genüge gethan, und, nach Allem, bleibt dieselbe Sehnsucht zurück. Ach

Roſalie, warum haben wir doch je getrennt werden müſſen? warum muß ich Dich gerade jetzo entbehren, wo das Bedürfniß der Mittheilung ſo groß in mir ſelbſt iſt, und wo ich Deines Rathes, Deines liebenden Einfluſſes mehr als je bedarf? — Doch ſo hat es der Himmel gewollt, und ich bin ja ſchon glücklich genug, Einmal in Deiner Nähe gelebt zu haben. Möge es doch ſein Wille ſeyn, Dich noch lange zu erhalten, um Dich einſt wieder in meine Arme zu führen, und die ſchönen Tage unſrer beginnenden Freundſchaft von neuem zu feyern. Lebe wohl und liebe

Deine

Antonie.

Aus Roſaliens Tagebuch.

den 12. December.

Es wäre thöricht, wenn ich mir die Gefahr verbergen wollte, in der ich ſchwebe. Mein Bluthuſten iſt ſeit einigen Tagen ſo heftig; meine Bruſt ſo ſchmerzhaft angegriffen. Meine Laufbahn geht ſchnell zu Ende. Lang hatt' ich ſie mir nie gedacht. Schon in meiner Kindheit ſtand mir das Ziel nah vor Augen; und öfters ſchon an den Rand des Grabes geſtellt, hab' ich mich früh gewöhnt, ohne Schauder und Schwindel hinab zu ſehn. Sollt' ich jetzt mehr zagen, als damals? oder wollt' ich jetzt, bey mehrerer Erfahrung, lieber durch die Dornen des Lebens irren, als da ich kindiſch die ganze Erde noch für einen Roſengarten hielt?

Alle Zeichen verkünden ein unheilbares Uebel; auch andern, dünkt mich, ſcheint es

ſo. Meine gute Nanny weinte heute ſo bitterlich, daß ſie mich ganz weich gemacht hat. — So hab' ich doch immer wahr geahndet, daß ich mein ſiebzehntes Jahr nicht überſchreiten würde! Immer glaubt' ich ſo, und habe es früher mehrern geſagt; aber da ſie mich verlachten, hab' ich geſchwiegen und meinen Glauben in mich verſchloſſen.

Man kann ja wohl das Leben genießen und lieben, und doch ſich nach dem Tode ſehnen. Iſt nicht dieſes Leben die Vorhalle des Tempels, in den wir einſt treten ſollen? Auch dieſe Vorhalle iſt ſchön und heilig, und wir wandeln darin mit unſern Freunden auf und ab in heitern Geſprächen und unter frommen Gefühlen. Wenn aber aus dem innern Heiligthum die Jubel der Muſik ertönen, und die Wölbung des hohen Doms den Wiederhall zurückſendet, und das Flüſtern frommer Gebete zu unſern Ohren dringt, und der Glanz der flammenden Altä-

re durch die geöffneten Pforten scheint — wen wandelt da nicht eine Sehnsucht an, sich in die Gemeinde der Gläubigen zu mischen, und in die dunkle Pforte einzutreten, um die innere Herrlichkeit zu schauen, und niederzufallen vor Gott, und ihn mit seinen Heiligen zu loben?

Ein Wesen, das den Tod nicht vermeiden kann, sollte sich immer fürchten, das Leben zu lieb zu gewinnen. Dazu räth schon menschliche Klugheit. Das Christenthum aber gibt noch weit höhere Gründe an, uns nicht zu fest von den Netzen des Lebens umstricken zu lassen.

---

den 13. December.

Die Nacht ist stürmisch und ohne Sterne; der Regen schlägt an mein Fenster, und ich sehe in die endlose Finsterniß, wie in ein Grab. Vergebens streng' ich mich an, um ein heiteres Bild der Natur hervorzu-

rufen. Nur trübe Gestalten ziehen an meiner Seele vorüber; kein mildes, wohlthuendes Gefühl legt sich weich an meine kranke zerrissene Brust. Auf der ganzen Erde dämmern mir nur drey Punkte in milderem Rosenlichte — die Gestalt meiner Mutter, meines Bruders und Antoniens. Ach diese fernen und zerstreuten Lichter treten in meinem Herzen zusammen, und entlocken ihm heiße Thränen einer unnennbaren Sehnsucht.

den 14. December.

Während des Schreibens fielen gestern meine Blicke auf Malchens Bild. Das liebliche Gesicht schien mich anzulächeln, und stand so verklärt und lebendig vor mir, daß ich glaubte, es werde seine Stelle verlassen, und ich könnte ihm liebend in die Arme fallen. Da schauderte mir mit einemmal, und ich mußte das Bild verhängen; und als jetzt der Schleyer vor und zurückwehte, als ob eine lebendige Brust darunter athme, ward

mir in der Nähe der Geiſter ſo bang, daß ich nicht fort ſchreiben konnte. Ich rettete mich an den Flügel, und die Muſik verſagte mir auch dieſesmal ihre wohlthätige Wirkung nicht.

Meine Träume waren wüſt nnd verworren. Todte ſtanden auf in ihren Leichentüchern, mit halbverhüllten, blaſſen Geſichtern und hohlen Augen, und drängten gegen mich an, bis ich mit einem Schrey des Entſetzens erwachte. Als ich wieder eingeſchlafen war, träumt ich mich allein auf einem ſchmalen Nachen, mitten auf dem See, und hohe Wellen brauſten um mich her, und ſchroffe Klippen ſtarrten aus der Tiefe herauf, und wunderbare, entſetzliche Geſtalten gähnten mich aus dem geöffneten Waſſerſchlunde an. Ich fühlte mich beym Erwachen ſehr krank.

Warum nur ſo viele und ſo harte Prüfungen bey den letzten Schritten meines Er-

denwallens? Die bittre Laune der Tante und ihrer grauſamen Tochter vermehrt ſich täglich, ſo wie ihre Hoffnungen ſich ſchwächen, und ich muß büßen was ich nicht verſchuldet habe. Wie oft ſchon ſind meine Thränen gefloſſen, und wie oft hab' ich Gott gebeten, ihnen den Irrthum zu nehmen, in dem ſie gegen mich ſtehen. Er, der das Innere meines Herzens durchſchaut, er weiß, daß kein feindlicher Gedanke darin wohnt. Ich möchte ihnen ja gern recht viele Liebe erweiſen — ich möchte ja gern froh werden durch ihr Frohſeyn — aber was ich in dieſer Abſicht thue, deuten ſie falſch. Recht herbe iſt es für mich, daß während ſie ſelbſt — auf eine recht peinliche Weiſe, immer uneinig ſind, ſie doch immer gegen mich nur Einen Sinn zeigen, und nicht müde werden mich zu demüthigen. Ich will gern demüthig ſeyn — ich will gern Verzicht thun auf jeden Anſpruch — wenn mir nur Ruhe wird. Aber es iſt ſehr hart, jede gleichgül-

tige Handlung gemißdeutet, den guten Willen verschmäht und verhöhnt, und alles, was in freundlicher Absicht geschieht, als Heucheley und Tücke gebrandmarkt zu sehn. Ach oft wird es mir schwer den Unmuth niederzukämpfen, der wie ein dickes, giftiges Gewölk meine Brust erfüllt, und mich mit den Menschen zu entzweyen droht. Aber ich will ringen nach Geduld, und Gott wird mir Kraft geben, auch über diese Dornen hinwegzuschreiten.

Auch das vermehrt meine Bekümmernisse, daß ich weder von der Mutter, noch dem Bruder Nachricht habe. Eduard's Schicksal steht auf dem Spiel; er hatte versprochen, die Entscheidung unverzüglich zu melden. Hat er mich im Glücke vergessen — oder was ist geschehen, daß er so lange schweigt?

Ich habe mir fest vorgenommen und von neuem gelobt, meine Mutter mit keinen Klagen zu ängstigen. Ist sie nicht schon trau-

rig genug über die lange Trennung, und würde nicht jede Klage über mein häusliches Verhältniß wie ein Tadel ihrer Maasregeln lauten? Nein, nein, ich will lieber Alles dulden, eh' ich das Herz der guten Mutter mit einem solchen Kummer belaste.

Auch von meiner Krankheit will ich ihr nichts schreiben. Ach es ist ja schon bitter genug, ihren Schmerz zu denken, wenn sie von der Reise zurückkehrt, und den Verfall meiner Gesundheit sieht. Und wie — denn auch das wäre ja möglich — wie, wenn sie statt meiner nur ein Grab fände, und die Arme, die sich so lange umsonst nach ihr geöffnet haben, von der Bürde des langen Schlafes niedergedrückt, sich nicht mehr erheben könnten? Es wäre zu hart. Ach wenn ich daran denke, so wird mir das Leben wieder lieb, und ich bitte Gott, wenn es seyn könne, meine Tage zu fristen, und dem Herzen meiner armen, verwittweten Mutter, nicht auch durch den allzufrühen

Tod ihrer Tochter eine neue Wunde zu schlagen.

---

den 11. December.

Gestern wäre mir mein Geheimniß bald entschlüpft. Die Theilnahme der Fürstin rührte mich so! Sie hatte viel von ihren Kinderjahren gesprochen, und durch so viele herzliche Erinnerungen an meine gute Mutter alle Saiten meines Herzens getroffen. Da deutete sie leise auf meine häusliche Lage hin, und forderte mich endlich so liebend auf, ihr vertrauensvoll jeden Kummer mitzutheilen, der auf meinem Herzen laste, daß ich Mühe hatte zu sagen „ich sey zufrieden." — Die Fürstin schwieg einige Augenblicke mit einer Empfindlichkeit, die mir weh that — und sagte dann, mit größerer Heftigkeit, als ich je an ihr gesehn, manches Harte über die Tante Wallburg, noch mehr über Kunigunden, die sich ihr aufdringen wolle. Meine Verlegenheit war un-

beſchreiblich. Kaum hatte ich den Muth, die Fürſtin zu bitten, ihr ſtrenges Urtheil zu mildern, und einiges Gute anzuführen, was Kunigunde wirklich hat.

Da war es mir denn heute früh recht bitter, die gewöhnlichen ſchneidenden Bemerkungen über die Gnade der Fürſtin gegen mich — Bemerkungen, die mir zum Theil ein vollkommenes Räthſel ſind — und endlich gar die Beſchuldigung zu hören, ich habe ihr eine nachtheilige Meinung über Kunigunden eingeflößt; ich ſey die Urſache, warum trotz aller Verwendung ſo vieler Perſonen von Einfluſſe, ja des Fürſten ſelbſt, ihre Ernennung nicht erfolgen wolle.

Ich bin tief gekränkt; aber was ſchlimmer iſt, ich weiß mir nicht zu rathen. Soll ich etwas von den Aeußerungen der Fürſtin erwähnen? Es könnte nützlich ſeyn — aber wird man mir glauben, daß ich keinen Einfluß auf jene Aeußerungen gehabt habe? — Und doch ſcheint es mir gar zu nothwendig,

Kunigunden im Stillen wegen der Unvorsichtigkeiten zu warnen, welche die Fürstin ihr zur Last legt. — Ich will noch mit mir selbst zu Rathe gehn, wie sich das am besten ausführen läßt. Aber geschehen muß es; und vielleicht, daß dieses Zeichen des Vertrauens sie zur Einsicht in ihren Irrthum führt, und unser Verhältniß dadurch verbessert wird.

Was ist das? Kunigunde ist ganz verstört vom Hofe zurückgekommen, hat sich sogleich in ihr Zimmer eingeschlossen und das Abendessen verbitten lassen. Die Tante glaubt, daß sie schmolle, weil sie vor dem Ausgehn einen Zwist mit ihr gehabt. — Nun muß ich mein Vorhaben schon bis morgen aufschieben.

---

den 16. December.

Mein Gott, was muß es gegeben haben? Kunigunde war beym Frühstück still und

verstört. Dann ist jemand vom Hofe gekommen, und seitdem sind beyde außer sich. Ich höre die Stimme der Tante bis hierher, und zittre an allen Gliedern, und weiß nicht, was ich thun soll.

So eben ist Lindau bey mir gewesen und hat mir das Räthsel gelöst. Mein Gott, welch' eine widrige Geschichte!

Kunigunde, so sagt er, hatte hier die Bekanntschaft eines jungen Irländers gemacht, eines Menschen von sehr übelm Ruf, und ihr Verhältniß war in kurzem so vertraut geworden, daß es jedermann Anstoß gab. Auch gegen mich berührte die Fürstin „dieses unanständige Verhältniß" als einen Hauptgrund ihrer Abneigung gegen Kunigunden, und beklagte „die blinde Leidenschaft," die sie in die Netze dieses Elenden geworfen habe. Während sich gestern beyde am Hof auf die gewöhnliche Weise unterhielten, erschien ein preußischer Officier, welcher Ku-

nigunden als eine Bekannte grüßte, aber wenig mit ihr sprach, dann den Irländer bey Seite zog, und mit ihm verschwand. Nach einer halben Stunde kamen sie zurück, und man hat seitdem erfahren, daß der Angekommene, ein früherer Liebhaber Kunigundens, durch den Verrath einer ihrer Berliner Freundinnen von ihrer Untreue unterrichtet, seinen Nebenbuhler zum Zweykampf herausgefordert, daß sie sich gegenseitig erklärt, und Briefe ausgewechselt haben, die Kunigunde an beyde zu gleicher Zeit, mit den heißesten Schwüren der Liebe und einer unverbrüchlichen Treue angefüllt, geschrieben hatte. — Jetzt kamen sie Arm in Arm zurück, und gaben der Unglücklichen jedes Zeichen der Verachtung, das der Ort vertrug. Man sah Kunigunden die Farben wechseln, und vergebens bemüht, eine Haltung zu zeigen, die ihrem Zustande widersprach. Endlich verschwand sie in einem günstigen Moment, und, wie es schien, nicht

ohne Furcht der Verfolgung. Diesen Morgen ist ihr der Hof bis auf weiteres verboten worden.

So kommen also meine Warnungen zu spät und das Unglück ist ausgebrochen, eh' ihm konnte vorgebeugt werden. Was wird die Folge von dem allen seyn! Mir ist bange, der unglücklichen Mutter und ihrer Tochter zu begegnen, die sich so mit einemmale von der Höhe ihrer Hoffnungen herabgestürzt sieht. — Unser hiesiger Aufenthalt wird nun zu Ende seyn, und ach welchem Leben muß ich entgegen sehn! — Ach, Mutter, Mutter, kehrst du denn nie zurück?

Was für ein fürchterlicher Tag! Dieses Haus ist eine Hölle geworden.

Ich war auf meinem Zimmer geblieben, immer ungewiß, was ich thun sollte. Ungerufen zu erscheinen wagt' ich nicht, um nichteiner beleidigenden Neugierde beschuldigt zu werden. Es schien mir das Rath-

ſamſte, zu warten, bis zu Tiſche gerufen würde. Die gewöhnliche Zeit ging vorüber, niemand kam; endlich hört' ich, die Tante ſey ſehr krank. Nun eilte ich zu ihr. Welch ein Anblick! Sie lag in den heftigſten Krämpfen, von zweyen ihrer Mädchen gehalten. Kunigunde ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Als ſie mich in das Zimmer treten ſah, blickte ſie mich zornig an und ſagte: Du fehlteſt noch hier! — Ich hielt mich nicht bey ihr auf, ſondern eilte zu dem Lager der Tante, und holte eines der Mittel herbey, das in ähnlichen Fällen immer am ſchleunigſten geholfen hatte. Auch dieſesmal blieb die Wirkung nicht aus. Aber kaum hatte ſie die Augen aufgeſchlagen, als ſie in eine Fluth von Schmähungen gegen Kunigunden ausbrach, ſie mit Namen belegte, und als den Schimpf ihrer Familie verwünſchte. Kunigunde gerieth hierüber in den allerheftigſten Zorn. Sie drohte zu wiederholten Malen ſich das Le-

ben zu nehmen, wenn ihre Mutter in dieſem Tone fortführe. Dann wendete ſie ihren Zorn gegen mich, überhäufte mich mit Vorwürfen, und behauptete, niemand als ich ſey an dieſem Schimpfe ſchuld, ich hätte die Fürſtin gegen ſie aufgebracht; darum nur ſey eine Kleinigkeit, bey der ſie ſelbſt gar nichts verſchuldet habe, ſo hoch aufgenommen worden. Was ſie denn dazu könne, wenn ſich zwey ſchlechte Menſchen gegen ihren Ruf verſchworen hätten? — Ich hatte noch nicht Zeit gehabt, etwas auf dieſe Vorwürfe zu erwiedern, als ſich die Tante mit ihrer Tochter vereinigte, und mich faſt noch ſchimpflicher behandelte, als Kunigunden vorher. Ich war mehr todt als lebendig. Alles, was ich ſagen, was ich bitten mochte, vermehrte ihren Zorn. Zuletzt erklärte die Tante, daß ſie keine vier und zwanzig Stunden länger in dieſer Stadt bleiben wolle, und verwünſchte den Augenblick, wo ſie dieſelbe zuerſt betreten hatte. Ich erhielt Be-

fehl, mich zur Abreiſe anzuſchicken. Ein Einrede fand jetzt nicht ſtatt. Aber wie die Tante in dieſem Zuſtande reiſen will, ſeh' ich nicht. — Ach welche Reiſe wird das werden! Bey dieſer Stimmung, in dieſer Jahreszeit! Ich kann nicht daran denken, ohne zu zittern.

Gottlob, der Arzt hat die Abreiſe für die nächſten Tage durchaus verboten. Meine Bruſt athmet etwas freyer nach dieſer Nachricht und — nach dem Blute, das ich ausgeworfen habe. Nun kann ich doch mit größerer Muße packen, und von denen Abſchied nehmen, die mich hier ſo gütig und liebreich aufgenommen haben. Ich werde ſie nie wiederſehn!

Rosalie an ihre Mutter.

den 17. December.

Dieses ist der letzte Brief, geliebte Mutter, den Du von mir aus der Residenz empfängst. In wenigen Tagen reisen wir zurück. Die Tante hat ihre vorigen Plane aufgegeben, und wäre wahrscheinlich jetzt schon abgereist, wenn eine Unpäßlichkeit, die sie befallen hat, und die heftige Kälte, welche seit einigen Tagen eingetreten ist, sie nicht daran gehindert hätte.

Dieser schnelle Abschied fällt mir schwer, ich läugne es nicht. Sehr gern hätte ich die Blüthenzeit hier erwartet, um mich der Aussicht zu erfreuen, welche dieses weite Gefild im Frühling gewähren muß, da schon jetzt an schönen Wintertagen das Auge mit Freuden darauf ruht. Aber weher noch als von diesen Umgebungen, wohin ich auch

mein freundliches Zimmer rechne, thut mir der Abſchied von der liebenswürdigen Geſandtin, die mich auf dem Fuße einer Freundin behandelt; von der trefflichen Fürſtin, die mir wie eine zweyte Mutter war; und von Antoniens Bruder, welcher mir ein angenehmer und lieber Geſellſchafter geworden iſt. Dieſe drey Perſonen haben meinen hieſigen Aufenthalt überaus angenehm gemacht, und ich habe andre Zerſtreuungen, an denen ich, um meine Geſundheit zu ſchonen, nur ſelten Antheil genommen habe, nicht vermißt. Durch die Gefälligkeit meiner zuvorkommenden Wirthin mit allem verſehn, was ich zu meiner Unterhaltung brauchte, widmete ich den Morgen und den größten Theil des Nachmittags der Arbeit; die Abende brachte ich meiſt bey der Botſchafterin — die an dem Geräuſche der großen Welt ſelten Antheil nimmt — oder mit ihr bey der Fürſtin zu. Die Güte dieſer beyden Damen gegen mich iſt ſo groß, daß ich faſt fürchten

muß, als ein verzogenes Kind in Deine Arme zurückzukehren. Jene Abende ſind mir eben ſo belehrend als erheiternd geweſen. Ich entſage ihnen nicht ohne Schmerz; aber auch in der Ferne wird mir die Erinnerung daran erfreulich und wohlthätig ſeyn.

Von Eduard ſind ſeit mehreren Wochen keine Nachrichten eingegangen; auch von Dir, liebſte Mutter, fehlen ſie mir ſeit eben ſo langer Zeit. Dieſes doppelte Schweigen beunruhigt mich ſehr, und ich weiß oft nicht, wie ich meinen Muth aufrecht halten ſoll. Bisweilen überrede ich mich — und möchte mich doch dieſe Hoffnung nicht täuſchen! — daß dieſes Stillſchweigen auf eine nahe Vereinigung deute, und daß Du vielleicht, eben wegen der bevorſtehenden Abreiſe, mit Geſchäften aller Art überhäuft keine Zeit zum Schreiben finden könneſt. Vielleicht geht dieſer Wunſch bald in Erfüllung. Vielleicht werde ich bald die beſte der Mütter in meine Arme ſchließen, und mit ihr einen

neuen Lauf glücklicher Tage beginnen — ungetrennet künftig und ungestört. Ach diese Hoffnung macht mich so glücklich, daß ich ihr schon darum mistrauen möchte. Aber nein, ich will ihr vertrauen, und ihre frohe Erfüllung von dem erwarten, der mir die beste der Mütter, und mit ihr das schönste Gut des Lebens gegeben hat. Ach bist Du nur wieder mit mir vereint, so hören alle meine Bekümmerniſſe auf, und ich richte mich froh empor an der mütterlichen Bruſt. Ach dann ſollen alle Augenblicke meines Lebens Dir gewidmet ſeyn, und ich will ſchwelgen in Deinem Beſitz, und....

O mein Gott! ſo iſt auch dieſe Stütze gebrochen, und ich bin allein auf der Welt! O meine Mutter, warum haſt Du Deine Tochter verlaſſen. — — O meine Hoffnungen — meine frohen Erwartungen! Iſt denn die ganze Erde nur Ein gähnendes Grab — und warum verſchlingt dieſer Ab-

grund Alles was ich liebe, und ſchont doch meiner? — Ich kann nicht ſchreiben — ich kann nicht weinen — Ach wo ſoll ich Thränen, wo ſoll ich Troſt ſuchen?

Der Advocat Spilker an Roſalien.

Danzig, den 10. December.

Hochwohlgebornes, gnädiges Fräulein.

Durch dieſe Zeilen entledige ich mich der traurigen Pflicht, Ew. Hochwohlgeb. Gnaden eine Nachricht mitzutheilen, die Ihnen eben ſo unerwartet als ſchmerzlich ſeyn wird. Ihre Frau Mutter iſt nicht mehr. Nach einem eilftägigen Krankenlager iſt ſie geſtern Abend von dieſer Welt geſchieden.

Dieſes Ereigniß iſt um ſo trauriger, da die Selige eben im Begriff war, ihre Rückreiſe anzuordnen. Die verwickelten Geſchäfte der Erbſchaft waren durch ihre unermüdliche Arbeitſamkeit, mit der ſie die ſeltenſten Ein-

ſichten verband, glücklich geendigt; ein groſſes Vermögen war nach Abzug aller Paſſiven, gegen Erwarten gerettet, und die Selige eilte mit mehr als gewöhnlicher Ungeduld die letzte Hand an ihr Werk zu legen, um ſich, wie ſie oft wiederholte, mit einer geliebten Tochter zu vereinigen, die ſie ſchon allzu lange in fremden Händen gelaſſen habe. Ich weiß nicht, ob die Ungeduld und Unruhe, die ſie hierbey zeigte, ein Vorbote oder eine Veranlaſſung ihrer Krankheit war; aber mitten unter ihren Vorbereitungen ward ſie von einem Fieber überfallen, das dem Arzte ſchon bey den erſten Symptomen gefährlich ſchien. Sie ließ mich zu ſich kommen, gab mir einige Aufträge, und bat mich, wenn es, wie ſie doch nicht glaube, Gott anders mit ihr ſchicken ſolle, vermittelſt der in Händen habenden Vollmachten das Erforderliche zu thun und das Beſte ihrer Kinder zu bewahren. Sie ſprach dann noch lange mit mir über verſchiedene Gegen-

ſtände bey heftigem Fieber, aber mit klarem Bewußtſeyn. Die Freude, die ſie an ihren Kindern habe, und die Zufriedenheit, die ſie fühle, das Loos dieſer geliebten Kinder geſichert zu ſehn, war der vornehmſte Gegenſtand ihres Geſprächs. Sie ſagte mir, es ſey ihre Abſicht, wenn ſie geneſe, nach München zurückzukehren, theils, um ihre Tage an einem Orte zu beſchließen, welcher die Ueberbleibſel eines geliebten Gemahls beſäße, theils, um Sie, gnädiges Fräulein, durch dieſen Entſchluß auf eine angenehme Weiſe zu überraſchen. Dieſer Gedanke ſchien ſie ſehr zu beſchäftigen. Sie kam oft darauf zurück, und in den folgenden Tagen, wo ſie bey immer ſteigendem Fieber ſelten mehr zum vollen Bewußtſeyn kam, war ſie in ihren Phantaſien unaufhörlich mit ihren Kindern beſchäftigt, die ſie bis zu dem letzten Augenblicke ihres Lebens immer mit Ausdrücken der größten und rührendſten Zärtlichkeit nannte. Ihr Tod war ruhig

und ſchmerzlos. Ich darf übrigens Ew. Hochwohlgeb. verſichern, daß ſowohl von Seiten des Arztes, als der Perſonen, die die Selige umgaben, nichts unterlaſſen worden iſt, was zu ihrer Rettung, oder zu ihrer Erleichterung dienen konnte. Vorzüglich kann das Betragen ihrer Jungfer und die Sorgfalt, mit der ſie die Kranke wartete, nicht genug gerühmt werden. Jetzt betrauert ſie weniger den Tod einer gütigen und verehrten Gebieterin, die ihren Leiden entnommen und bey Gott ſey, als den Schmerz, der Sie, gnädiges Fräulein, durch dieſen Todesfall betroffen habe. Sie iſt durch dieſes unglückliche Ereigniß ſo darnieder geworfen, daß ſie in dieſem Augenblicke nicht im Stande iſt zu ſchreiben; aber ſobald es ihre Kräfte erlauben, wird ſie unverzüglich zu Ihnen zurückkehren, und Sie dann von allem, was dieſer Brief nur andeuten kann, ausführlicher benachrichtigen. Ueber den zeitlichen Nachlaß Ihrer ſeligen

Frau Mutter, welcher ſich in der vollkommenſten Ordnung befindet, können Ew. Hochwohlgeb. und Ihr Herr Bruder jeden Tag verfügen, und ich bitte, mich bald mit den nöthigen Inſtructionen über alles zu verſehen, was das Vertrauen der Seligen in meine Hände gelegt hat. So glücklich ich mich ſchätze, das Vertrauen einer ſo würdigen Frau genoſſen zu haben, welcher die Achtung aller, die ſie zu kennen das Glück hatten, nachfolgt, ſo ſchmerzhaft iſt es mir, ihren allzufrühen Tod geſehen zu haben, und Ihnen, gnädiges Fräulein, die traurige Nachricht davon ertheilen zu müſſen. Möge Gott Ihnen Stärke ſenden, dieſes harte Geſchick zu ertragen, und Ihnen vieles, vieles Gute ſchenken zum Troſt für ſo großen Verluſt. Ich bin mit ausgezeichneter Hochachtung

gnädiges Fräulein

Ihr

gehorſamſter S.

Roſalie an ihren Bruder Eduard.

den 16. December.

Während ich ängſtlich auf Nachrichten von Dir harre, und Dich, mein geliebter Bruder, voll banger Sorgen mit meinen Gedanken aufſuche, hat uns Gott in einer andern Gegend ein herbes Leiden zubereitet. Der beykommende Brief, wenn er Dich trifft, wird Dir das Unglück melden, deſſen wir uns ſo wenig verſahn. Warum ſind doch die Rathſchlüſſe Gottes ſo hart? warum löſt er ſo früh die heiligſten Banden auf, und überläßt mich Einſame den wilden Wellen eines hülfloſen Lebens?

Ich bin noch zu tief bewegt, um viel ſchreiben zu können. O daß es doch der Wille des Höchſten wäre, mich bald wieder mit den geliebten Aeltern zu vereinigen, die er mir, als ich ihres Schutzes, ihrer Füh-

rung am meiſten bedurfte, entriſſen hat! Meine Sehnſucht iſt nach dem Grabe, wo die Theuern ſchlummern.

Schreibe mir bald, theurer Eduard, ich beſchwöre Dich, verlängere nicht die tödtliche Angſt, die ich auch um Deinetwillen leide. Laß mich Dein Schickſal bald wiſſen. Möchteſt Du doch glücklich ſeyn! Möchte eine liebende Hand auch Deine Thränen trocknen! Lebe wohl und beklage

Deine
betrübte, trauernde
Roſalie.

Aus Roſaliens Tagebuch.

den 19. December.

So biſt Du alſo vor mir dahingegangen, geliebte Mutter, und zeigſt mir den Weg, den ich nun auch bald betreten ſoll, und der ſich mir jetzt wie ein Sonnenſtrahl durch

das düstre Gewölk der Erde zum Himmel hinaufschwingt. Mein Tod wäre mir schwerer geworden, hätt' ich Dich in Thränen zurücklassen müssen. So hat die Natur ihr Recht! Nur um Eins darf ich klagen, daß ich nicht Deine letzten Stunden durch meine Pflege erleichtern, daß ich nicht den letzten Hauch Deines verglühenden Lebens von Deinen Lippen haschen, nicht die Augen schließen konnte, die so oft, wenn sie forschend und liebend über Deiner kranken Tochter hingen, sie gestärkt und getröstet haben. Mein Schmerz würde jetzt minder herbe seyn. Aber Dir hätte vielleicht meine Nähe den Abschied erschwert. Deine Gedanken waren ja immer bey Deinen fernen Kindern; Dein mütterliches Herz schlug für sie noch in der letzten Todesnoth. Ach es hätte sich ja noch schwerer losgerissen, hätte Dich meine Hand gehalten, hätten meine Thränen um Dein Leben gebeten. Also hat Gott auch dieses gut gemacht, und ich muß seine

Güte mitten in meinem Jammer und meiner tiefen Trauer preiſen.

---

den 20. December.

So iſt denn die Furcht des Todes noch nicht überwunden! Sie liegt noch in einem Winkel meines Herzens, und drängt ſich in meine Träume hervor. Dieſe Nacht laſtete ſie furchtbar auf mir.

Ich ſah den Tod. Er ſtand wie ein ungeheurer Rieſe auf der beſchatteten Erde. Sein Schädel war wie ein Gebirg, die Augen wie finſtre Höhlen, ſein Mund wie der Abgrund des Meeres. Seine Linke war aufgehoben und beſchattete die Sonne, in ſeiner Rechten ſchwang er ein ſchwarzes Panier, das wie eine ſternloſe Nacht über den Himmel fluthete, und die tiefere Erde in grauenvollen Schatten hüllte. Alles Leben auf ihr war ausgebrannt; ſie ſelbſt zitterte in Todeskampf. Da erhob das Ungeheuer ſeinen Fuß, und ſtieß die Bebende hinab in

die unermeßliche Tiefe, und ſank ihr dann ſelbſt nach, und die Nacht zerfloß und ein Strom des Lichts, ein Meer ohne Gränzen, breitete ſeinen unermeßlichen Spiegel aus.

Die bairiſche Botſchafterin an Roſalien.

In dieſem Augenblick komme ich von Frankfurt zurück, und höre zu meiner größten Beſtürzung, was für ein trauriges Schickſal, liebſte Alban, Sie betroffen hat; zugleich auch, was Ihre Leiden vermehren muß, die Verwirrung, die in Ihrem Hauſe über ein Ereigniß herrſcht, das ich nur in Beziehung auf Sie, meine gute, arme Roſalie, beklagen kann. Sie können mit Schicklichkeit keinen Augenblick länger in der Geſellſchaft von Menſchen bleiben, die Ihrer in jeder Rückſicht ſo unwürdig ſind, und Sie, wie ich nur allzu gut weiß, auf eine nichtswürdige Weiſe behandeln. Die Rück-

ſichten, welche Sie ehedem gehabt haben mögen, dieſe liebloſen Menſchen zu ſchonen, finden in dieſem Augenblicke nicht mehr ſtatt, und ich bitte Sie deshalb, eine Freyſtatt in meinem Hauſe anzunehmen. In einer Stunde werde ich bey Ihnen vorfahren, um Sie abzuholen. Wegen Ihrer Trennung von Frau von Wallburg — von der Sie ſich am beſten ſchriftlich beurlauben werden — ſeyn Sie ohne Sorgen. Ich nehme Alles auf mich. Ihre Ehre, Ihre Geſundheit, Alles fordert dieſe Trennung. Die Freundſchaft öffnet Ihnen die Arme. Kommen Sie, gute Roſalie, und weinen Ihren gerechten Schmerz an einem Herzen aus, das Ihre kindlichen Gefühle kennt, ſie ehrt und theilt. In der ſichern Erwartung, Sie bereit zu finden, um mich nach meinem Hauſe zubegleiten,

Ihre

aufrichtige, mit Ihnen trauernde Freundin

Franciſca von Guthy.

Ich habe Befehl gegeben, das grüne Cabinet für Sie einzurichten, das an mein Schlafzimmer ſtößt. In einigen Tagen, wo Herr von Lindau abreiſt, erhalten Sie ſeine bequemeren Zimmer.

---

den 21. December.

Der geſtrige Tag hat gewaltſam an meinem Leben geriſſen. Ich bin ſehr krank. Meine Kraft richtet ſich nicht mehr auf.

Ich hatte mein wundes Herz umhergetragen, ohne Troſt, ohne Theilnahme; tief betrübt über mein herbes Geſchick; eben ſo ſehr über die furchtbare Kälte, mit der meine nächſten Verwandten es anfahn. Da kam gegen Abend die Einladung der guten Botſchafterin. Ich war ſehr gerührt. Hier war doch ein Weg der Rettung aus ſo vielem Jammer; eine ſtille Freyſtatt, um ruhig zu ſterben. Was ich erduldet, hatte ich um meiner geliebten Mutter willen erduldet; jetzt würde ſie mich ſelbſt getadelt haben,

hätte ich das Anerbieten der Rettung ausgeschlagen. Auch konnte ich glauben, daß man dieser Trennung froh war. Aber wie nun Abschied nehmen? Schriftlich, wie die Gesandtin rieth, das widerstrebte meinem Gefühl; und doch hätt' ich besser gethan. Aber meine Absicht war gut; ich wollte in Frieden scheiden; ich wollte nicht durch den Schein des Zürnens, oder durch Erwiederung der Kälte kränken. Nun ist aber doch Alles gegen meine Wünsche gegangen. Der Sturm war heftig. Das Anerbieten der Gesandtin ward als eine absichtliche Beleidigung, mein Zurückbleiben in der Residenz als eine Bestätigung des Argwohns gedeutet, daß ich nach dem Platze trachte, der Kunigunden bestimmt gewesen. Ich konnte nur wenig sagen; Thränen erstickten meine Worte; aber meine Thränen rührten niemanden. Auch mein Dank ward mit Härte abgewiesen. Tief betrübt ging ich von ihnen weg; mein Herz blutete und faßte sich

kaum. Ach, ſie werden doch endlich ſehn, daß ich nach nichts getrachtet habe, als nach dem letzten Ziele, und daß mein Weg dahin ging, wo jeder Ehrgeiz und alles Mistrauen ſchläft.

Mit welcher rührenden Aufmerkſamkeit iſt hier für mich geſorgt! Alles iſt wieder ſo, wie ich es verlaſſen habe. Auch Malchens Bild hängt wieder über meinem Schreibtiſche, wie dort. Als ich die arme Mutter bat, es mir noch einige Wochen zu leihen, weil es mir gar zu lieb geworden war, rollten ihr heiße Thränen über die Wangen, und ſie ſagte mit gerührter Stimme: „So lange Sie wollen. Möchten Sie ſich noch lange daran freuen. Mir ſteht es im Herzen.“

den 22. December.

Lindau iſt heute abgereiſt. So geht denn ein Freund nach dem andern und alle Banden löſen ſich, ehe die letzte reißt. Auch ſo

iſt es gut. Wenn Alles hinweg genommen iſt, woran ich mich aufrankte, wenn mich denn nichts mehr auf der Erde hält, ſo werd' ich mich inniger zu Gott wenden, und ihm mein ganzes Herz ungetheilt darbringen.

Schmerzlich aber war der Abſchied doch. Der Gedanke der letzten Trennung zog düſter durch meine Seele; auch in Lindaus Herzen ſchien eine Ahndung meines nahen Todes aufzugehn. Seine Augen waren trübe, und er ſagte mir viele freundliche Worte von Geneſung und Wiederſehn, als ob er ſich und mich in den Irrthum reden wollte. Ich ſchien ſtandhafter als ich war. Ach er hat mich immer ſo redlich geliebt, und es mir nie geſagt; und auch jetzt kämpfte er ſichtbar ſein Herz nieder, und nur ſeine Thränen fielen auf meine Hand. Auch dieſen Kampf dank' ich ihm. Ach, ich hätte ihn auch lieben können — aber ich durfte ja nicht — und hätte ihm Liebe verſagen müſſen mit blutendem Herzen.

Gott ſey Dank! Mein Weg wird immer leichter und ebner.

Mariannens Rückkehr von Danzig hat mir eine ſchmerzliche Freude gemacht. Sie war betroffen, mich ſo krank zu ſehn, und glaubte mich zu ſchonen, wenn ſie nicht von meiner ſeligen Mutter ſpräche. Ach wenn die Schmerzen nur an Worten hingen! oder als ob Wunden heilten, wenn man nicht davon ſpricht! Ein großer Schmerz wird ja eben dadurch leichter, daß er ſich zeigen und mittheilen darf; gehemmt und verſteckt zehrt er am innerſten Leben, wie ein freſſendes Geſchwür. Die gute Marianne dankte es mir ſelbſt, als ich ſie von dem Zwange befreyte, den ſie ſich auflegen wollte; und da ſie mir Alles erzählte vom Anfang an, und jedes Wort der geliebten Mutter wiederholte, ihr Sehnen nach ihren Kindern, ihre liebenden Phantaſien in den letzten Tagen, die ſchönen Züge ihrer Wohlthätigkeit und

Großmuth, die Verehrung die man ihr gezollt, die Thränen, die an ihrem Grabe geflossen — da strömten auch die meinigen reichlicher, und mein Herz ward sehr erleichtert, durch die Freude an allem dem Schönen und Guten.

Endlich Briefe von Eduard. So wäre mir auch dieser bald auf eine schreckliche Weise entrissen worden! Aber Gott sey gelobt; er ist dem frohen Ziele nah. Wohlan, so kann ich auch dem Meinen froher entgegen gehn.

Eduard von Alban an seine Schwester Rosalie.

Lausanne, den 12. December.

Mein letzter Brief, geliebte Schwester, ließ Dich eine baldige Fortsetzung meiner Geschichte erwarten. Mit banger Besorgniß wirst Du der Entscheidung meines Schick-

fals entgegen gesehen haben, und ich habe Dein theilnehmendes Herz so lange harren lassen! Der Inhalt dieses Briefes wird meine Entschuldigung seyn. Mein Loos ist entschieden, der Knoten gelöst. Ich kann freyer athmen, und mein erstes Geschäft ist, die unverschuldete Ursache meines Schweigens und die Ereignisse zu melden, die auf eine unerwartete Weise die Erfüllung meiner heissesten Wünsche herbeygeführt, und mich zu dem glücklichsten unter allen Menschen gemacht haben.

Du weißt, daß ich im Begriff war, nach Freyburg abzureisen, um mich Nataliens Vater in die Arme zu werfen. Dieser Vorsatz wurde unverzüglich ausgeführt. Von einer heftigen Unruhe gespornt, nahm ich, um keinen Augenblick zu versäumen, auch die Nächte zu Hülfe. Da geschah es, daß ich in der Nähe von Moudon umgeworfen ward. Ich war gegen Steine gefallen, und wurde ohne Bewußtseyn aufgehoben. Mein

rechter Arm war entzwey; ich hatte eine Wunde im Hinterkopfe, und war auch sonst beschädigt. Wie ich nach Moudon gebracht worden, weiß ich nicht. Ein heftiges Fieber, die Folge meiner Wunden und der peinlichen Unruhe, in der ich mich wegen Nataliens befand, führte mich an den Rand des Grabes. Ich wollte immer fort, und die Wächter, die mich aufhielten, schienen mir Geister der Hölle, die mich in einem finstern Pfuhle anketten, und von dem Paradiese, das ich in der Ferne blühen sah, abhalten wollten.

Endlich siegte die Natur. Mit dem sinkenden Fieber kehrte das volle Bewußtseyn zurück. Die Gefahr des Todes war vorüber, aber meine Unruhe war größer als je. Ich ließ daher einige Zeilen an Rutland schreiben, um ihn zu melden, wo ich sey, und wie sehr ich seiner Hülfe bedürfe. Dieser bewährte Freund zögerte nicht. Seine Ankunft goß Balsam in meine Wunden,

und mein Herz wurde erleichtert, da es seinen Kummer ausschütten konnte. Als er meine Unruhe sah, und wie sehr sie meine Herstellung erschwere, verließ er mich den nächsten Tag unter einem wahrscheinlichen Vorwande, eilte nach Bern, benachrichtigte Miß Beresford, und durch diese Natalien von dem unglücklichen Ereignisse, und beschwor sie, unverzüglich das Mögliche zu thun. Während sie sich berathschlagen, kömmt der Baron von Freyburg zurück. Die Traurigkeit auf dem Gesichte seiner Tochter, und die Spuren der Thränen, welche die Freude über sein Wiedersehn nicht hatte austilgen können, blieben ihm nicht verborgen. Betroffen fragt er nach der Veranlassung, und Natalie mit Strömen von Thränen wirft sich ihrem Vater zu Füßen, beschwört ihn bey seiner Zärtlichkeit, und bey dem Andenken an ihre verewigte Mutter ihr zu verzeihen, wenn sie ihm ein Gefühl ihres Herzens verborgen

hätte, das ihr selbst erst in dem Augenblicke recht kund geworden, wo er ihr die Hand seines Freundes angetragen. Dann sagte sie ihm Alles, was in Vevay vorgefallen sey, und zuletzt, was sie eben von meinem Freunde erfahren, die Absicht meiner Reise, meinen Unfall und meinen jetzigen Zustand. Der Baron hörte ihre Erzählung stillschweigend an, indem er ernst vor sich hin sah, entfernte sich dann, und schloß sich, wie er im Unmuthe zu thun pflegte, in sein Zimmer ein. Während dieser Zeit lag Natalie in den Armen ihrer Freundin, weinend über ihres Vaters Unwillen, sich selbst anklagend, jammernd um sich und mich. Ihr schönes Herz fluthete zwischen Hoffnung und Furcht; ihre Ehrfurcht gegen den Vater und ihre Liebe zu dem Freunde kämpften; bald wollte sie sich ganz in des Vaters Arme werfen, ihre Liebe ihm opfern, und nur seine Wünsche hören; dann aber, wenn sie an meinen Zustand dachte, ging ihr muthiger Vorsatz in schmerz-

lichem Mitleid unter. Nach einiger Zeit ward Natalie zu ihrem Vater gerufen. Sie ging, ohne Entschluß, ohne Willen, zitternd und blaß, mit rollenden Thränen. Der Baron öffnete ihr die Thür. Seine Miene war ernst, aber nicht streng, noch zornig. Nach kurzer Frist kam sie zurück, noch blaß zwar und weinend, aber durch ihre Thränen leuchtete die Freude, und der Ausdruck des bangen Zweifels war von ihrem Gesicht entflohn. Rutland wurde gerufen. Es ist alles vergeben, sagte sie zu ihm; der gütige Vater will nichts als das Glück seiner Tochter. Er verlangt Sie zu sprechen. — Als Rutland zu dem Baron herein trat, sagte dieser zu ihm: „Ihr Freund hat unrecht gehandelt, mir ein Geheimniß aus seiner Liebe zu machen. Bey mehr Vertrauen hätte er uns vielen Kummer, und mir einige Verlegenheiten erspart. Sagen Sie ihm, daß ich seinen Unfall aufrichtig beklage, und daß ich ihn bey mir zu sehn wünsche, sobald es

ſein Zuſtand erlaubt.“ — Jetzt kehrte Rutland unverzüglich zurück, ritt die ganze Nacht hindurch, und ſtand beym Anbruch des Morgens vor meinem Bette. Mit behutſamer Schonung unterrichtete er mich von ſeinem Unternehmen; wie er Natalien gefunden, wie ſie ſich ihrem Vater entdeckt, und von dieſem die Genehmigung ihrer Liebe erbeten habe. — Mein Erſtaunen, meine Freude war wie Du denken kannſt. Ich warf meinen geſunden Arm um ſeinen Hals, und zog ihn mit Heftigkeit an meine Bruſt. Ihm zu danken fand ich keine Worte.

Der Taumel der Freude hatte meinen Zuſtand ein wenig verſchlimmert; aber die quälende Unruhe war doch von meiner Bruſt genommen; mein Blut floß leichter; meine Phantaſien waren heiterer. In wenigen Tagen, ſchien es, würde ich nach Bern gebracht werden können, um aus Nataliens Munde ſelbſt die Beſtätigung meines Glücks zu erfahren.

Doch war ich noch nicht am Ziel. Eine neue Prüfung war mir aufgespart. Sie ist vorüber, und dem Himmel sey Dank, sie hat mein Glück auf mehr als eine Weise befestigt.

Ich war in der Nacht aufgewacht und verlangte zu trinken. Der sonst besonnene und kluge Wächter vergreift sich schlaftrunken, und gießt der Limonade eine beträchtliche Menge Laudanum zu. Zu spät ward ich den Irrthum gewahr. Der Arzt wurde gerufen; aber eine geraume Zeit verging, ehe ich Hülfe erhalten konnte. Die Folgen waren gewaltsam. Ich brachte mehrere Tage in einem fieberhaften Wahnsinn zu.

Während ich in diesem Zustande war, von den schrecklichsten Phantasien gefoltert, oft mit Todten kämpfend, oft von Gebeinen bedeckt, die sich von selbst auf meiner Brust aufthürmten, und mich einbauten, blühende Wangen küssend, die sich wendend einen grinzenden Schädel zeigten; von gräßlichen

Geſpenſtern über Felſen gejagt, und von ſchroffen Klippen herabgeſtürzt — in dieſem Zuſtande, wo ich immer nach Natalien rief, oder nach der geliebten Mutter, oder nach Dir, hielt mich Rutland für verloren, und ſchrieb an meinem Bette, das er weder Tag noch Nacht verließ, einige Zeilen an Miß Beresford, und auch an Nataliens Vater, um ſie auf einen traurigen Ausgang vorzubereiten. Der Baron, in deſſen edler Seele jeder Reſt des Unmuths ausgetilgt war, zumal er immer deutlicher erkannte, wie frey von Schuld Natalie ſey, faßte ſogleich einen Entſchluß, und ohne ſeiner Tochter das ganze Geheimniß mit einemmal aufzudecken, reiſte er unverzüglich mit ihr nach Moudon ab. Es war Abendzeit. Ich hatte den größten Theil des Tages geraſet, und lag jetzt in einem Schlummer der Ermattung, mehr einem Todten, als einem Lebenden gleich. So brachte ich mehrere Stunden in einer heftigen und entſcheidenden Kriſis zu. Die

wilden Phantasien zogen abwärts, und machten heiteren Bildern Raum. Ein lachendes Gefild blühte in neuem Frühlinge um mich her; Nachtigallen flöteten aus duftenden Schatten; ein flammendes Abendroth brannte durch grüne Zweige; silberne Bäche rauschten über Blumen hin, und an dem klaren Himmel schwamm der Nachen des Mondes. Mir war es, als läg' ich in kühler Grotte vom Schlafe gebunden, und sehnte mich mit unendlicher Wehmuth nach einem geliebten fernen Wesen, das ich nicht zu nennen wußte; und während ich so in die Ferne schaute, und mit dem fesselnden Schlafe rang, trat Natalie zwischen Rosen hervor, und faßte meine Hand und legte sie in die Hand ihres Vaters. Ich hatte träumend Natalions betende Hände gefaßt; denn sie kniete an meinem Lager, still in sich hinein weinend, und glaubte mich sterbend. Ihr Vater stand neben ihr. Ein Strahl des Abendroths fiel durch die Gardinen der

Fenster, und streifte mein Gesicht und das ihrige, und ich schlug die Augen auf, und sah die Kniende neben mir im Rosenschimmer, und noch in dem Wahne des Todes sagte ich: „Auch Du hier, gute Natalie? Ach der Tod ist ja noch schöner mit Dir als das Leben.“ „Du lebst, Eduard, rief sie aus, ohne aufzustehn, und meine Hand zwischen die ihrige nehmend — Du lebst, und ich sehe Deine Augen wieder. Aber wie bist Du so blaß und verändert!“ — Ihre Stimme rief mich in die Wirklichkeit zurück. Auch der Vater redete mich jetzt an, und fragte theilnehmend nach meinem Zustande. Ich fühlte Genesung. Meine Wunden hatten sich sehr gebessert. Die Freude that das Uebrige, und in wenigen Tagen war ich im Stande, die Geliebte hierher zu begleiten, und bey besserer Bequemlichkeit meine Heilung zu vollenden.

So hat Gott dieses Ereigniß gewendet. Nichts ist meinem Glücke gleich zu schätzen.

Natalie liebt mich mit der ganzen Fülle ihres schönen Herzens, und ihr edler Vater billigt und freut sich ihrer Liebe. Sobald ich hergestellt bin, wird uns ein schöneres Band vereinigen, und um dieselbe Zeit soll auch sein Sohn mit der Hand Deiner Freundin beglückt werden. Das Uebrige ist noch unbestimmt. Der Wunsch des trefflichen Mannes wäre, uns alle um sich zu versammeln, um, wie er sagt, den stillen Festtag des Alters in der Mitte seiner Kinder zu feyern, und von ihnen geleitet den letzten Weg leichter zu vollbringen. Natalie bildet diese Plane im Stillen weiter aus, und es gibt nichts, was das Leben des edelsten Mannes und des gütigsten Vaters verschönern könnte, worauf sie nicht sinnt. Du, gute Rosalie, und unsre geliebte Mutter, ihr gehört auch in diesen Plan, ob wir schon noch nicht wissen, auf welche Weise wir euch in unsern Kranz flechten werden. Natalie, die Dich aus den Briefen ihres Bru-

ders kennt, liebt Dich mit schwesterlicher Liebe und legt diesem Briefe einige Zeilen an Dich bey. Daß Du sie lieben wirst, bin ich gewiß. Sie ist Dir gleich, nicht an Gestalt allein, sondern an Sinn und Gemüth.

Noch sind meine Kräfte schwach, und ich gebrauche meinen Arm nicht ohne Schmerzen. Zum Schreiben that er heut' seinen ersten Dienst. Ich sehe hier niemanden, als die, welche mir Alles ist, und ihren Vater. In dieser Einförmigkeit des äußern Lebens genieße ich mein Glück schöner und inniger. Meine Freude ist jetzt ruhiger, da ich des schönsten Besitzes gewiß bin; und die Gefahr der Krankheit, in der ich geschwebt habe, hat die ungestümen Wellen meines Gemüths besänftigt. Wenn man von dem Grabhügel aus in das Leben schaut, da erscheint es ganz anders als zuvor; andere Lüfte wehen von jenseits herüber, und alles wird stiller, heiliger und heimlicher. Die

Heftigkeit, mit welcher ich mich vorher der Leidenschaft oft überließ, erscheint mir jetzt wie ein Rausch, der nicht ohne Genuß, und selbst in der Mitte, der Leiden begeisternd, aber seines Gegenstandes nicht würdig war. Diese himmlische Seele ist einer stillern und edlern Liebe werth. Auch ihre Liebe ist still. In ihrem ganzen Wesen ist Gleichmäßigkeit und Harmonie, und ihre Seele spricht weniger von ihren Lippen, als aus ihren Augen, die ruhig, wie ein klarer Himmel, in die Tiefe ihrer Seele schauen lassen. Selten werden ihre Empfindungen in Worten laut; von dem Schleyer jugendlicher Schüchternheit, wie ein schönes Geheimniß eingehüllt, thun sie sich durch den Ton ihrer Stimme kund, und sie erfreut und entzückt um desto mehr, je weniger sie selbst das Bewußtseyn ihrer Vortrefflichkeit hat. Täglich, scheint es mir, lieb ich sie mehr und inniger, und ich danke Gott ohn' Unterlaß für dieses herrliche Geschenk, das

mein ganzes Wesen reinigt, und mich fester an seinen Geber knüpft.

Ich lege diesem Briefe noch einige Zeilen an die geliebte Mutter bey, die nun schon so lange schweigt. Wie sehne ich mich, sie wieder zu sehn, sie um ihren Segen zu bitten, und ihr die zuzuführen, die so würdig ist ihre zweyte Tochter zu seyn. Ein Land schöner Zukunft rollt sich vor meinen Blicken auf, wo wir uns in ungetrenntem Verein des schönsten Glückes der Liebe und Freundschaft erfreuen werden. Lebe wohl, gute, theure Schwester. Ich umarme Dich in Gedanken, bald vielleicht in der That.

Dein

Eduard.

Natalie von Saint-Val an Roſalie von Alban.

Bekannt und unbekannt zugleich, geliebte Schweſter eines geliebten Bruders, ſchreibe ich Dir dieſe Zeilen, um auch durch ſichtbare Zeichen ein Band anzuknüpfen, das unſichtbar ſchon längſt ſich um meine Seele geſchlungen hat. An den Felſen von Meillerie las ich Deinen Namen zuerſt mit froher Ahndung, und geſellte ihm, mit dem dunkeln Vorgefühl künftiger Liebe den Meinigen zu. Schon damals warſt Du mir aus Deines Bruders Munde theuer geworden; nun biſt Du es mir noch mehr durch die Liebe, die er zwiſchen uns theilt. Dich eint Dein Bruder mit mir; an Dich reiht Antonie ſich an; an Deine Freundin mein Adolph. So iſt die Kette geſchloſſen, durch die der Strom der Liebe kreiſt, ohne daß Du ſagen

kannſt, wo er beginnt oder endet. Wundere Dich nicht, daß ich ſo vertrauend ſchreibe, als hätteſt Du mich ſchon ſchweſterlich an Dein Herz gedrückt. Gibt nicht die Liebe Vertrauen und Hoffnung; und darf ich nicht Zuverſicht fühlen, da ich die Braut Deines Bruders bin? Begegnen ſich unſre Herzen nicht in dem Seinigen? und kehren nicht meine Reden und die Seinigen unaufhörlich auf Dich zurück? Du biſt es ja, von der Eduard ſagt: „Sie war klein ſchon weniger ein Mädchen als ein Engel; und wenn ſie auf den Dornen des Krankenbettes lag, eine verklärte Heilige.“ Und dann wieder: „Wenn ich Dein Geſchlecht läſtern hörte, oder ſeine Verkehrtheit ſah, kehrte ich mich nach Roſalien um, und augenblicklich war Alles vergeſſen und Allen verziehen, um Einer Gerechten willen.“ Auch wiederum: „Sie iſt ſo feſt und ſo rein, wie der Diamant; und dennoch zerfließt ihr ſchönes Herz ſo leicht, wie eine Perle des Thaues, die an dem

Kelche der Rose zittert." — „Ihre Sprache kennt kein hartes Wort, sagt' er weiter, und wenn das Böse der Welt über ihre Lippen geht, so reinigt es sich wie die Töne verstimmter Instrumente in freyer Luft." — Dieses und vieles andre sagt' er von Dir, und die begeisterte Liebe, mit der er Dich erkennt und mir schildert, knüpft mich immer fester an Dich und ihn. Darum bin ich so voll von Vertrauen, wie ich voll der Liebe bin; und wenn wir uns einst begegnen — ich hoffe, bald — so werden wir uns als alte Freundinnen begrüßen, und uns ohne Worte erkennen und verstehn. Dann wird mein Herz zugleich an dem Deinen und an Eduards Herzen schlagen, und wie unsre Namen dort ein Kranz von Immergrün vereint, so wird sich um unsre Herzen, ich zweifle nicht, ein unvergängliches Band der Liebe schlingen, und wir werden uns so lieben, als ob keine irdische Hülle mehr den innigen Verein der Seelen hemmte. Lebe

wohl und ſage mir bald, daß mein Glaube kein Wahn iſt.

Natalie.

Aus Roſaliens Tagebuch.

den 23. December.

Ja Du ſagſt wahr, liebes unbekanntes und doch ſo theures Weſen, „wenn wir uns einſt begegnen, ſo werden wir uns ohne Worte erkennen und verſtehn.“ Wir werden uns einſt begegnen, aber nicht hienieden mehr. Die Hand, die Du mir reichſt, wird mich nicht faſſen, und das Herz, an das Du fallen willſt, wird bald ſtille ſtehn und Aſche ſeyn. Ehe die Blüthen Deiner Freude alle ihre Blätter aufſchlagen, ſind die Meinigen für immer abgefallen, und ich werde Dich nicht ſehn und an meine Bruſt drücken. Aber der Geiſt, der aus dem Grabe ſich erhebt und den Staub überwindet, der ſoll

sich an Deinen Busen legen, und, wenn Du um mich weinst, Dich trösten, und Dir alle die Liebe in das Herz thauen, die meine Lippen Dir nicht sagen können. — —

Wie meine Schwäche zunimmt, so werden meine Zufälle heftiger. Diese öftern Wiederholungen, die zweifelnde Miene des Arztes, die ängstlichen Fragen meiner Freunde, die versteckten Thränen der guten Nanny — Alles das spricht deutlich genug. Wollt' ich meine Ohren verschließen vor so vielen Boten, die Gott mir sendet? Wollt' ich jetzt die Sehnsucht nach dem Himmel vergessen, mit der ich geboren bin, und mich mit thörigter Begierde an das Vergängliche halten, das ich nicht mehr besitzen kann?

Als ich das erste Abendmahl genoß, da gelobt' ich Gott, ihm mein ganzes Leben zu weihen, und durch Heiligung meines Herzens nach seiner Liebe zu streben. Ach ich

habe dieſes Gelübde nicht ſo treu erfüllt, als ich jetzt wohl wünſchte; aber die unendliche Güte wird erſetzen, was meine Schwachheit mangelhaft ließ. Nun ſendet Gott den Engel ſeines Todes und ruft mich von dannen. Das Opfer iſt vollbracht; die Zeit der Prüfung endet; er würdigt mich ſeines Anſchauns ſchon jetzt. Warum ſollt' ich denn trauern? Freuen will ich mich vielmehr des frühern Lohnes, und daß ich der Erde und ſo vielen Verſuchungen entnommen werde.

---

den 24. December.

Ich bin heiterer erwacht als ich ſeit vielen Tagen war. Gottlob, auch die Nacht ſteht mir tröſtend bey, und erquickende Träume thauen lindernden Balſam in meine brennenden Wunden.

Ich träumte, es ſey Nacht um mich her. Von dumpfen Schmerzen gedrückt, lag ich in einem tiefen Thal an dem feuchten Bo-

den gefeſſelt, und kein Stern zog freundlich über meinem Haupte hin. Meine Augen brannten, von einem ſchmerzhaften Krampfe zuſammen gezogen. Ich wollte reden; aber ich konnte nicht. Da betet' ich ſtill um Linderung, und nur mein Herz regte ſich, aber meine Lippen bewegten ſich nicht. Indem ich ſo in mir betete, ſchwoll der Boden unter mir; die Berge umher ſanken ein; das Thal, wo ich lag, erhob ſich zum Hügel, und ich ruhte auf ſeinem Scheitel unter fremden hohen Blumen, die ſich über mir küßten. Und wie ſich die Blumen gegen einander neigten, thauten Thränen von ihnen auf mich herab, und der Krampf meiner Bruſt zerging, und ich erhob mich ſelbſt wie eine der Blumen und ſchaute umher. Ueber mir zerrann jetzt die Nacht, und der blaue Himmel ſchien klar und herrlich herein, und ein neues Land ſtieg auf aus dem fernen Nebelmeer, wie jenſeits der Gränzen der Erde, und mein Aug' hing an dem Land.

Was ich dort gesehn, ist mir aus dem Gedächtniß verschwunden; aber die Seligkeit, die ich bey dem Anblicke fühlte, ist in meiner Brust geblieben, und ich sehne mich wieder nach dem Schlafe und nach jenem Aufschauen, das mich so selig machte.

Ich will meiner Leiden nicht mehr denken; meine Schmerzen sollen mich nicht mehr stören. Ich will nur an Gott denken, und an den letzten Schritt durch die dunkle Pforte, die mich zu seiner unaussprechlichen Herrlichkeit führen soll.

Ach oft, wenn ich sonst meine Augen zu dem gestirnten Himmel erhob, und mich verlor in diesem Meere mit flammenden Inseln besät; wenn ich dann dachte, daß auch ich auf einer dieser Welten in dem gränzenlosen Raume schwimme, und obgleich nur ein Atom in der Unermeßlichkeit, dennoch diese Wunder zu fassen, und durch sie bis zu dem Throne dessen, der die Unendlichkeit

ſelbſt iſt, zu bringen vermag — da fühlte ich oft eine ſo hohe Freude über mein menſchliches Daſeyn, daß ich mitten in meinen Leiden niederſank, und Gott dankte für dieſes ſelige Gefühl. Nun hab' ich ja nur noch wenige Schritte zu thun, und Alles, was mich von Gott trennt, zerrinnt, und ich werde ihn ſehen, wie er iſt; nicht mehr durch den Schleyer ſeiner Werke, ſondern ſo wie er iſt. Dieſe Hoffnung ſoll meine Seele erheben, und meine Schritte beflügeln, daß ich froh und leicht den Rand erklimme, der die Welt von der Ewigkeit trennt.

---

den 25. December.

Daß ich dieſen ſchönen Tag noch einmal erlebt habe, daß ich noch einmal, ſo kurz vor meinem Tode, das wundervolle Ereigniß habe feyern dürfen, das mir den Tod leicht und wünſchenswerth macht, das iſt auch eine der herrlichen Wohlthaten Gottes, durch die er mich bis zu meinem Ende er-

freut. Ja, ich will jubeln und danken, wie in jener geheimnißvollen Nacht die Erde jubelte, als das wundervolle Kind zum ersten Male an der Bruſt der ſeligen Mutter lag, Engel herabſtiegen das Wunder zu ſchauen, heilige Stimmen vom Himmel erſchallten, und die Menſchen entzückt dem neuen Tage der Welt entgegen ſahen. Und wie ſtrahlend brach der Morgen dieſes neuen Tages an! Der Glaube war erſtorben; nur bange Furcht brütete über der verlaßnen Erde. Da ward das Sehnen der Menſchen geſtillt. Gott trat unter ſie; die unendliche Heiligkeit kam ihnen tröſtend in menſchlicher Hülle entgegen. Die frohe Botſchaft der Liebe erſchallte. Bey dieſer Botſchaft richtet ſich noch jetzt die zagende Menſchheit auf, und wenn alle Hülfe ſie verläßt, ſchaut ſie getröſtet auf zu dem, der ein Knecht ward, um den Menſchen die Banden der Knechtſchaft zu löſen. Aus einer dunkeln und niedrigen Hütte ging der Strahl des Lichts aus

über die Welt, und die göttliche Liebe stieg zur Erde herab, und ein freudiger, frommer Schauer ging durch die ganze Natur. Damit die Menschen Dich recht lieben konnten, darum, o Ewiger, erschienst Du als ein hülfloses Kind, und verließt Deinen Strahlenkranz im Himmel, und schmücktest Deine blutende Stirn mit der Dornenkrone, und starbst unschuldig den schmerzlichsten Tod. Zu Dir, dem Erniedrigten, der doch so göttlich war, zu dem Gemishandelten, der doch so unschuldig und heilig war, zu Dir wendet sich nun jedes verzagende Herz mit vertrauender Liebe. Du kennst ja seine Schmerzen; Du warst ihm ja gleich. Durch Dich kehrt er — auch wenn er fehlte — vertrauensvoll zu Gott. Die Sünde ist ja von ihm genommen durch Dich, denn die Furcht ist von ihm genommen, die vor Gott flieht, und, weil sie die Liebe des Vaters nicht kennt, vor der ewigen Gerechtigkeit und dem Zorne des Allmächtigen zittert. So ist der

Friede in die Welt zurückgekehrt; die Zwietracht der Sünde ist getilgt; die versöhnende Reue löst jeden Miston auf. »Wir fühlen Gott wieder in uns; Gott offenbart sich in uns; das Licht des Himmels scheint schon in das Dunkel dieser Welt und erleuchtet das Grab, das nun den Frommen nicht mehr schrecklich ist.

So froh war ich lange nicht, als an diesem heiligen Tage. Ich habe noch einmal meine Stimme vereinigt mit denen, die sich der Menschwerdung Gottes erfreuen. Ach ich war so glücklich! Meine Thränen flossen so leicht und erquickend! Hätt' ich doch mit ihnen den kleinen Ueberrest meines Lebens an den Altären der ewigen Güte vergießen können!

Ich habe meine Sünde vor Gott niedergelegt, und die Zusicherung seiner Gnade hat mein Herz erfreut. Ich habe an seinem Altar gekniet und mein letztes Abendmahl

gefeyert. Jetzt sind alle Wolken zerronnen, die auf meiner Seele lagen. Mit einem tiefen Frieden seh ich die Sanduhr meines Lebens zu Ende rinnen. Ich weine auch nicht mehr den geliebten Aeltern nach, sondern freue mich, daß sie bey Gott sind, und daß ich in wenigen Tagen mit ihnen vor dem Throne des Ewigen anbeten werde.

Noch einmal will ich mich an die Brust der Geliebten schmiegen, die ich zurücklasse — zum letzten Mal. Sie werden um meinen Tod trauern; aber meine letzten Thränen werden ihr Trost seyn. Dann ist Alles vorbey. Dann will ich nicht mehr trauern, und kein irdischer Gedanke soll meine Seele mehr trüben.

Am Grabe des Erlösers zu knien, den heiligen Boden zu küssen, den seine Füße betraten, die Orte aufzusuchen, wo sein Leiden der Welt Seligkeit schuf — das war

wohl oft der ſtille Wunſch meiner geheimſten Sehnſucht. Nun endet meine Pilgerſchaft an meinem eignen Grabe, und ich werde nicht bloß den Schatten ſeines Andenkens, ſondern ihn ſelbſt finden, und alle meine Sehnſucht wird in der Seligkeit ſeines Anſchauens untergehn.

Daß ich jetzt meinen Tod mit Ruhe erwarten kann, und daß auch die Thränen, die ich meinen zurückbleibenden Freunden weine, ohne Bitterkeit ſind, das danke ich meinen frommen Aeltern, die mich früh gelehrt haben mein ganzes Leben und alle ſeine Ereigniſſe auf Gott zu beziehen. Hierdurch ſind mir alle meine Leiden leichter, und mein Leben iſt froher geworden; und ich fürchte den Tod nicht, und auch nicht was nach dem Tode folgt. Ich weiß ja, daß ich durch ihn allein zu der Erkenntniß deſſen komme, den ich von Kindheit an in meinem Herzen und in ſeinen Werken mit

Sehnſucht geſucht habe; und ſo iſt mir der Tod nicht das Ende meines Daſeyns, ſondern der Anfang deſſelben. Ich werde nicht mehr den Wechſel der Jahreszeiten ſehn; kein neuer Frühling wird mir ſeine Blumen bringen; aber die Erde mit allen ihrem Schmuck iſt ja nur der Saum ſeines Gewandes, und der Himmel mit allen ſeinen Sonnen nur der Schleyer ſeiner ewigen Schönheit. Die Harmonien der Erde werden nicht mehr zu meinen Ohren dringen; aber was mich in ihnen ſo tief und innig bewegt, iſt ja nur der ferne Wiederhall jener höhern Harmonie, die in Gott iſt, und die zu faſſen kein ſterbliches Ohr vermag. Und iſt es nicht ſo mit allem, was das Leben Schönes beut? Iſt es nicht ſelbſt ſo mit den Thaten, die wir hienieden bewundern, und den Tugenden, die wir an andern lieben? Warum bewundern und lieben wir ſie denn, als weil ſich in ihnen der Gegenſtand aller Bewunderung und Liebe ſpie-

gelt? weil sie uns aus der Verwirrung des niedrigen Lebens zu der Ahndung der ewigen Klarheit und Reinheit erhebt, die bey Gott auf den Höhen seiner Herrlichkeit wohnt? So kömmt ja alle hohe Freude von Gott, und führt zu Gott; und das Beste, was die Erde und das Leben beut, ist ja doch nur ein unnennbares Sehnen nach etwas Andern, Höheren und Unbegreiflichern. Aber was hier unbegreiflich ist, wird es nicht immer seyn. Der Vorhang zerreißt, der die Gräber der Erde von den Gefilden des Lichts und der Wahrheit trennt, und das innere Heiligthum jener erhabnen Mysterien wird uns enthüllt. Dann werden unsre Ahndungen in Erfüllung gehn, und unser Sehnen nach Wahrheit wird durch die volle Genüge eines beglückenden Schauens in die Tiefe der Wahrheit befriedigt werden.

Roſalie an Antonie von Lindau.

E. den 20. December.

Wenn Du dieſen Brief erhältſt, gute Antonie, ruht die Hand, die ihn ſchrieb, in dem Schooße der Erde, und das Herz, das ihn eingab, ſteht auf ewig ſtill. Der, welcher Dir ihn bringt, weiß nicht, daß es die letzten Worte einer Sterbenden ſind. Ich wollte ihm nicht vertrauen, was ihm einen zu langen Schmerz gegeben, und ſeine frohe Erwartung Deines Wiederſehns getrübt haben würde. Aber jetzt werdet ihr eure Thränen miſchen, und der Schmerz zweyer liebenden Herzen wird leichter werden, indem er ſich vereint. Darum hab' ich auch Dir von meinem nahen Sterben nichts geſagt. Ich weiß, daß Du ſchmerzlich um Deine hingegangene Freundin trauern wirſt; Dein treues Gemüth hing ja ſo feſt an ihr; Du

lebteſt ja in ihr, wie ſie in Dir lebte; nur Ein Sinn war in beyden; Eine Freude; Eine Hoffnung. Auch getrennt waren wir Eins. Nun iſt die Trennung noch größer, und die Hoffnung des Wiederſehns auf Erden iſt in das Grab gelegt. Weine nur, gute Antonie; ich weine ja auch, indem ich dieſe letzten Worte mit zitternder Feder ſchreibe — auch mir ſchien ja dieſe Hoffnung ſo freundlich in das Leben herein und tröſtete mich, wenn jeder andre Troſt mich verließ. Der Morgen unſrer Liebe war mit Thränen bethaut; nun zieht auch der Abend mit neuen Thränen heran. Von dem Grabe ging unſer Weg aus, und endet am Grabe.

Ich will Deiner Schmerzen nicht ſchonen, Geliebte meiner Seele, Du mein zweytes ſchöneres Leben! ich will mir keinen Zwang auflegen, um froher zu ſcheinen als ich bin. Ich ſpreche ja zum letzten Male mit Dir, und wie mein Herz immer offen vor Dir gelegen hat, ſo ſollen auch jetzt,

bey dem letzten Abschiede, meine Thränen ohne Zurückhaltung auf die Wunden Deines Herzens fließen. Besser strömt ja dieser große Schmerz mit einem Mal aus allen Adern des Herzens aus, damit dann Ruhe zurückkehre, und Freudigkeit, und stille Ergebung in Gott. Du wirst nicht ohne Tröstung seyn. Die milde Hand eines geliebten Freundes wird Deine Thränen trocknen, und wie wir einst über dem Grabe meines Vaters, so werdet Ihr über dem Grabe der Freundin ein engeres Bündniß schließen; Eure Herzen werden sich besser verstehn in der gemeinsamen Trauer, und das Morgenroth, das Euch hinter meinem Grabhügel aufgeht, wird Euch einen schönen Tag inniger Liebe für ein ganzes Leben verkündigen.

So war auch unsre Liebe ein schöner, wenn gleich kurzer Tag, oder, vielmehr ein heiterer Vorabend des großen und herrlichen Festtages, dessen Jubel von den Ufern einer

andern Welt herübertönen. Ach wie gern verweilt meine Seele bey der Erinnerung an jene glücklichen Tage, die immer in ihrer Tiefe leuchten, auch wenn ich vor Gott knie, und ihm alle meine Freuden und mein Leben opfre. Wohl hab' ich bisweilen gezweifelt, ob ich ihm nicht auch diese meine letzte und höchste Freude opfern müßte, um aller irdischen Banden ledig vor seinen Thron zu treten; aber diese Zweifel sind in einem besseru und tröstlicheren Glauben untergegangen. Unsre Liebe war ja sein Werk! Sie hat ja vor den Altären seiner ewigen Liebe begonnen? Sie hat ja unsre Herzen gereinigt und frömmer gemacht. Ach wie oft, wenn ich an Deiner Brust gelegen, wenn ich mich selbst in Dir und Deiner Liebe vergessen hatte, wie oft bin ich da zu der heiligen Stelle zurückgekehrt, wo wir uns, unbekannt, zum ersten Male gesehen hatten, und habe Gott mit Thränen gedankt für Deine Liebe, und ihn gebeten, sie immer

mehr zu segnen, und bin dann froher und seliger aufgestanden, wie nach erhörtem Gebet! Wie oft, wenn dumpfer Unmuth, wie schwere Gewitterwolken, über meinem Herzen brütete, oder wenn sich Bitterkeit und Haß in die Schale meines Lebens ergoß, und mich nichts rettete, und nichts half, — wie oft hat da ein leiser Gedanke an Dich, und die Erinnerung an eines Deiner freundlichen Worte die Stürme beschworen, die mein Innres zerrissen! wie ein guter Engel standest Du neben mir, wortlos warnend, durch Dein Daseyn allein. Ach so vieles bin ich Dir schuldig, was Du nicht weißt, und was ich dankbar niederlegte in den Schoos der ewigen Güte; so vieles, was ich mit Entzücken denke, und jetzt, da ich ihm auf immer entsagen muß, mit Wehmuth beweine.

Laß uns denn noch einmal zurückschaun in dieses schnell verblühte Eden unsers seligen Pilgerthums, ehe sich die Pforte des

Lebens, durch die kein Blick mehr dringt, auf immer verschließt. Laß mich noch einmal Deine Hand fassen, gute Antonie, und Dich an mein Herz ziehn, und meine Wangen an die Deinigen drücken, hier an dem Rande des Todes, eh' ich in die dunkle Tiefe hinabsinke, und mich einhülle in den Schleyer der düstern Erde. Wie auf meinem Grabe aufrecht sitzend, will ich noch einmal in das helle, sonnige Leben sehen, mich seines Blüthenfrühlings erfreuen, und seines Morgen - und Abendroths, seiner Gestirne und seiner entzückenden Harmonien. Die Jahre meiner Kindheit ziehen vorüber vor mir mit ihren kindischen Spielen, ihren unschuldigen Irrthümern, ihren schnell versiegten Thränen und ihren unerfüllten, aber frohen Erwartungen; das frohe Zusammenseyn mit dem geliebten Bruder, die kleinen Zwiste, die herzlichen Versöhnungen, und der harmlose Wettstreit um die Gunst der Aeltern. Ach indem ich so meine Blicke in die

Thäler des ſtillen Lebens verſenke, dringen die frohen Erinnerungen von allen Seiten auf mich ein, und um alle Blumen und Zweige ſchweben die Geiſter glücklicher Tage. Und wie ich heraustrete aus dem Traume der Kindheit in den hellern, bewußtvollern Sonnenſchein der Jugend, da kömmſt Du mir entgegen, meine Antonie; und wie Du mir die Hand bieteſt, und die Blüthen der Liebe, die an Deiner Bruſt aufgegangen ſind, an die meinige drückſt, da entfaltet ſich mit einemmal das zuſammengedrängte Herz, und die Seele ſchlägt jubelnd ihre Fittiche, und alle Quellen der Freude ergießen ſich ſchäumend und glänzend, und ein ſchöneres Leben blüht mir aus Deiner Freundſchaft auf. Daß ich Muth zum Leben bekam; daß ich mich ſeiner mit größerer Innigkeit freute — das verdank' ich nur Dir. Durch Dich iſt es mir vervielfältigt worden, — und ob ich gleich, nach menſchlicher Weiſe zu reden, allzufrüh davon ſcheide, ſo darf ich doch

nicht klagen, daß es zu kurz sey. Murre Du auch nicht, Du Gute, gegen den Rathschluß des Himmels, sondern bete in Demuth seinen Willen an, und freue Dich, daß ich den Gefahren des Lebens entnommen bin. Zwar hätt' ich mich gern noch einmal in Deine Arme geworfen, noch einmal gern an Deinem Busen geweint; ich wäre noch freudiger gestorben an Deiner Seite und unter Deinen Gebeten. Jetzt werden Fremde meine gebrochnen Augen schließen; eine fremde Hand wird den Myrthenkranz um meine kalten Schläfe winden, und fremde Stimmen werden zu mir sagen: Ruhe sanft. — Aber so hat es Gott gewollt, damit nicht der Schmerz über Deinen Schmerz mich in dem Leben zurückhielte, oder irgend etwas meine Seele von dem abwendete, was ja in diesen ernsten Augenblicken meine Gedanken ausschließend beschäftigen muß.

Wenn ich gestorben bin, wirst Du meine

Papiere erhalten, meine Tagebücher und Briefe, so wie ich Alles in diesen letzten Tagen geordnet habe. Du wirst oft Deinen Namen darin lesen, wie Du ihn auch in meinem offnen Herzen lasest, und die Erinnerung unsrer glücklichsten Stunden. Das rothe und schwarze Kreuz, das ich dazu gelegt habe, trage zu meinem Andenken; es ist das letzte Geschenk, das ich aus den Händen meines seligen Vaters empfing, und seit seinem Tode hab' ich es nie abgelegt. Die andern kleinen Geschenke vertheile nach den darauf geschriebenen Namen an unsre ehemaligen Gespielinnen. Der guten, verehrten Constant sind meine Zeichnungen bestimmt. Die letzte, auf der sie sich selbst finden wird, ist nicht ausgeführt. Meine Augen wurden zu dunkel, meine Hand zu schwach; so mußte ich sie unvollendet lassen, wie so manchen Plan meines Lebens.

Deinen Bruder, gute Antonie, grüße herzlich von mir. Ich habe sein schönes Ge-

UNIVERSITÄTS BERLIN

müth erkannt, und in seiner Stimme hörte ich oft den Wiederklang der Deinigen. Ach er liebte mich mehr, als ich mir gestehn durfte; darum mußte ich ihm kalt und liebelos scheinen. Aber zutrauensvoll und freudig hätt' ich ihm gern meine ganze Liebe gegeben, wenn ich, im Scheiden von dem Irdischen, noch ein irdisches Band hätte knüpfen dürfen. Als ich Abschied von ihm nahm, that es mir weh, ihm mein Inneres verschließen zu müssen. Meine Augen waren trocken, aber mein Herz weinte in mir; er ging traurig von mir und ich sah ihm trauernd nach. Ach, als er mir aus dem Gesichte war, da strömten meine Thränen, und ich fühlte, daß ich ihn mit schwesterlicher Zärtlichkeit liebte.

Auch Deinem Saint-Val sage meine letzten Grüße, und daß er mir verzeihen möge, wenn ich ihn zum Boten meines Todes erkohr. Er wird auch Dein Tröster seyn, und das süße Geschäft, die Thränen der schön-

ſten Seele zu trocknen, wird mir ſeine Verzeihung ſchaffen. Laß Deine Trauer Dich nicht hindern, Deinen Bund zu ſchließen, und das edelſte Herz durch Deinen Beſitz zu erfreuen. Nimm ihn, den Dir Gott gegeben, noch einmal von Deiner Freundin an, und gib dem Geliebten, was Du der Freundin gegeben haſt, die Fülle Deiner heiligen und frommen Liebe. Gott wird euren Bund ſegnen, und aus den Sitzen der Seligen, wenn mich, wie ich hoffe, ſeine Gnade zu ihnen eingehen läßt, werde ich Deine frohen Tage zählen, und auf Dich harren, bis uns vereint eine ewige und unvergängliche Seligkeit umfängt. Wie weit auch immer das Ziel Deines Lebens geſteckt ſeyn mag, ſo iſt es ja doch nur ein augenblicklicher Zwiſchenraum, und wir werden uns wieder finden, wenn wir uns kaum verloren haben. Vor dieſem Gedanken zerrinnen die Wolken meines Schmerzes in dem Thau einer unendlich ſüßen Wehmuth, und

es geht mir ein so heller Himmel der Seligkeit auf, daß meine Brust zu eng' ist der Wonne, die aus ihm herabströmt. Ach da erscheint mir die Erde nur wie ein düsteres Thal von Nebeln eingehüllt, und von schroffen Klippen umringt, und meine ganze Seele kehrt sich nach den Quellen des Lichts, das den Thron des Höchsten umfließt. In diese heiligen Quellen werde ich mich tauchen; dort werde ich die wieder finden, die vor mir unter die Erde gegangen sind; dort werde ich Dich erwarten, und wir werden vereint, in das Anschauen der göttlichen Herrlichkeit versenkt, die Freuden genießen, die uns Gott verheißen hat, und die, obgleich unnennbar und unaussprechlich, doch hier schon dem frommen Herzen in leisen Ahndungen begegnen.

Zögernd schließe ich diesen Brief, den letzten, den Du von mir empfängst. Oft haben sich meine Augen getrübt, indem ich

ihn schrieb; oft hat meine Hand geruht. Meine Kraft ist schwach; bald ist das Oel verzehrt; die letzte Flamme zittert an dem ausgebrannten Docht. Noch wenige Tage, so fällt der Vorhang über dieses bunte Leben, und die Thore der Ewigkeit thun sich mir auf. So lebe denn wohl! Noch einmal reich' ich Dir meine Hand, zum letzten Mal, eh' ich mich niederlege in das kühle Grab, und wenn ich jenseits stehe, werde ich sie Dir auch herüberreichen, und der zarte Faden des Mitgefühls wird sich, ich weiß es gewiß, von dieser Welt in die andre spinnen. Gott segne Dich, gute Antonie, und gebe Dir frohe Tage. Mögen die, mit denen Du künftig den Pfad des Lebens gehst, Dir so viele Freuden geben, als Du andern gibst, und wenn er Dir Leiden beschieden hat, so trage sie mit dem frommen Sinn christlicher Ergebung. So ergib Dich auch in dieses kurze Scheiden. Ich sterbe gern und mit

der frohen Zuversicht eines schönern und heiligern Lebens. Bis in den Tod

Deine

Rosalie.

Rosalie an Adolph von Saint-Val.

C. den 26. December.

Man sagt mir, daß Sie in den nächsten Tagen des neuen Jahres nach München zurückkehren. Diese Nachricht veranlaßt mich, Sie mit dem beykommenden Briefe an unsre gemeinsame Freundin zu belästigen, den sie aus Ihren Händen am liebsten wird empfangen wollen. Sie gehen, Herr von Saint-Val, den schönen Tagen einer Vereinigung entgegen, die das Glück Ihres Lebens machen wird; auch Sie werden das Glück einer schönen Seele machen. Lassen Sie sich meinen Bruder empfohlen seyn, der nun auch bald der Ihrige ist. Er ist Ihrer Freund-

schaft werth, und Sie werden ihn freundlich aufnehmen, wenn er Ihnen an der Hand einer geliebten Schwester entgegen kömmt. Wie sehr ich mich dieses doppelten Vereins freue, kann ich nicht ausdrücken. Wenn Sie in demselben glücklich sind, wenn Sie an dem Arme der Gattin, der Schwester, des Bruders selige Tage feyern, so erinnern Sie sich einer fernen Freundin, deren letzte Stunde noch der Gedanke an diesen schönen und glücklichen Bund erfreuen wird.

Rosalie von Alban.

Rosalie an ihren Bruder Eduard.

Vergib mir, geliebter Bruder, wenn ich immer, wie eine böse Vorbedeutung, in Deine Freuden hereinbreche, und als eine Botin des Todes Deine Feste mit Trauer umhülle. Ach ich möchte Dir gern nur Freude senden; aber ich bin so arm, mein Loos ist so trau-

rig, daß ich die betrüben muß, die ich am innigſten und treuſten liebe. Meine Tage gehen zu Ende, und wenn Du dieſen Brief erhältſt, guter Eduard, bin ich nicht mehr. Jenes unheilbare Uebel einer kranken Bruſt, das mich wie ein Engel des Todes von der Wiege an begleitet hat, führt mich jetzt in das frühe Grab, und in wenigen Tagen iſt der geringe Reſt meines Lebens ausgeblutet. Klage nicht um mich. Ich ſelbſt ſterbe gern und ohne Klage. Von frohen Hoffnungen erheitert, betret' ich unverzagt die Schwelle des Todes, wo die geliebten Aeltern ihre Arme nach mir ausbreiten, und mich aus dem Leben hinweg in ihre Seligkeit winken. Unverzagt folg' ich ihrem Ruf, ob ich ſchon oft meine Augen und mein Herz nach Dir wende, mein Bruder, und mit Wehmuth von dem ſcheide, der der geliebte Gefährte meiner erſten Jahre war. Ach in dieſen glücklichen Jahren, in dieſen Frühlingstagen des beginnenden Lebens, war unſer ſchön-

ster Traum die Hoffnung eines ungestörten Zusammenseyns, und ein gemeinsamer Genuß aller Freuden, die uns das Leben verhieß. Von dieser Hoffnung ist wenig in Erfüllung gegangen. Jetzt sinkt sie mit mir in das Grab, und ein Hügel von Staub deckt auf immer alle unsre Wünsche und Träume zu. Aber indem ich Deinen Armen entschlüpfe, findest Du ein andres liebendes Herz und eine zweyte Schwester, die Dir erfüllen wird, was ich verhieß. Dieser Gedanke erleichtert meinen Tod. Ward auch der Anfang eures Glücks durch Thränen getrübt, so ist ja nichts hienieden ohne Thränen, selbst die Freude nicht, und kein heitrer Morgen und Abend — und aus euren Thränen wird ein schönerer Frühling zarter Liebe aufblühn. Wie Du Natalien an dem Abgrunde des Grabes zuerst als Braut begrüßtest und dann zum Leben erstandest, so werdet ihr auch jetzt über meinem Grabe euren Bund mit noch größerer Innigkeit schließen; und

dann wird eure Freude zu mir hinabsteigen, und aus der Asche meines zerfallenen Herzens werden die Flammen einer freudigen Liebe auflodern. Gott wird den Bund eurer frommen Liebe segnen, und was ihr tugendhaft begonnen, werdet ihr heilig enden.

Jetzo, geliebter Bruder, nimm von meinem brechenden Herzen den letzten Dank für alle Liebe, die Du mir fern und nah erwiesen hast, für Dein brüderliches Vertrauen, und das Beyspiel Deiner edeln Gesinnungen. Möge Dich Gott mit aller Fülle seines Glückes segnen; mögest Du, das Ebenbild unsres würdigen Vaters, Dich eines längern Lebens erfreuen, und am Ziele Deiner irdischen Laufbahn, so wie er, den Tod des Gerechten sterben! Seine letzten Segnungen waren für Dich. Mit einer Fülle von Liebe in seinem edeln und großen Herzen trat er vor Gott. So ist auch die beste Mutter von hinnen gegangen. Auch sie betet jetzt an dem Throne Gottes für ihre scheidende

Tochter und für Dich, guter Eduard, den Liebling ihres Herzens. Heilige Spuren sind dem Pfade Deines Lebens eingedrückt. Folge ihnen mit frommen und kindlichen Sinn; still im Glück, ergeben im Leiden, wenn der Rathschluß des Ewigen Dir Leiden schickt. Ach ich habe Deinen letzten Brief mit tausend Thränen gelesen; und indem ich bey Deinen Gefahren zitterte, hab' ich doch Gott gedankt, daß das Bild des Todes so nah an Dir vorübergegangen, und daß Du Dich in dem Entzücken der Rettung und des errungenen Glücks inniger zu dem gewendet, von dem alles Glück und alles Gute kömmt. O mein Bruder, der Traum des Lebens ist verworren und wüst, wenn er nicht durch einen frommen Sinn und den Gedanken an Gott gereinigt wird. Ohne ihn sind die Lichter, welche das Leben erleuchten, nur furchtbare Blitze durch eine feuchte, sternenleere Nacht geworfen; die Freude selbst läßt, ohne ihn, nur Unmuth nach sich und Schmerz;

ja, das glücklichste Leben, nach menschlicher Ansicht, ist, ohne Gott, nur ein Sumpf mit gaukelnden Irrlichtern bedeckt, der den Verführten unter Schauder und Entsetzen verschlingt. Nur mit Gott geht der Mensch sicher und froh durch die Welt. Der ewige Leitstern in seiner Brust erlischt ja nicht, wenn auch zehnfache Wolkenschleyer den Himmel umhüllen, und alle Wellen über seinem Nachen zusammenschlagen; die unsterbliche Hoffnung ist in ihm, und das untrügliche Vertrauen; und wenn harte Wege und schroffe Klippen seine Füße verwunden, und seine ermüdeten Knie brechen, und keine irdische Hülfe dem Rufenden erscheint, so ist ja doch der Himmel über ihm offen, und Gott hört ihn, und die Hand des Allmächtigen hält ihn, daß er nicht untergeht. Das war der Sinn und die Lehre unsres guten und frommen Vaters, und so überwand er den Tod. So wirst Du auch das Leben überwinden, guter Eduard, und in

jedem Verhängnisse glücklich seyn. Mit diesem Vertrauen sterbe ich, mit ihm scheid' ich leichter von Dir und dem Leben. Wie kann ich genug der Güte Gottes danken? Wohin ich nur meine Blicke wende, zeigt sie mir neue trostvolle Hoffnungen. Mein Bruder — meine Antonie! Ich sehe euch beyde geborgen! Schützende Engel gehen euch zur Seite! Die Irrgänge des Lebens entfalten sich euch; der leitende Faden ruht sicher in eurer Hand, und nie wird euch das Licht der göttlichen Gnade erlöschen, das von oben herab den Weg zum Himmel erleuchtet.

Mit diesen frohen Hoffnungen nehm' ich Abschied von Dir. Mein Geist wird aber auch künftig Dich umschweben, wenn es Gott verstattet, und ich werde mich Deines Glückes erfreuen, bis wir in dem Reiche der Wahrheit auf immer vereinigt werden. Trauere nicht um mich und meinen frühen Tod — er ist ja der Anfang eines dauerhaftern und reineren Lebens, wornach ich

mich immer gesehnt habe; ein Geschenk Gottes, und gewiß eines der herrlichsten, die seine Güte mir geben konnte. Meine Seele ist still und ergeben. Der Kampf ist vollendet; ich bin bereit abzutreten, wenn der Todes-Engel ruft. Wie leicht und heiter sind mir auch diese letzten Tage meiner Wandrung geworden! Gute Menschen umgeben mich; liebende Sorgfalt kömmt jedem meiner Wünsche zuvor. Kein Misklang stört diese letzten, ernster Betrachtung gewidmeten Augenblicke. So gütig erzeigt sich mir Gott bis zu dem Ende meiner Tage.

Zum letzten Mal denn, theurer, geliebter Bruder, lebe wohl. Mühsam trenne ich mich von diesem Blatte, dem letzten, das meine zitternde Hand für Dich beschreibt. Ich reich' es Dir aus der Ferne, und glaube Deine brüderliche Hand zu drücken. Lebe wohl! Ich bin bey Dir mit Seel' und Sinn und bis zum letzten Hauche meines Lebens

Deine Rosalie.

Rosalie an Natalien von Saint-Val.

Dein Glaube, geliebte Schwester, war kein Wahn; denn schon ist Dein Erwarten zur Hälfte erfüllt. Wenn Du diese Zeilen empfängst, das erste Zeichen meiner Liebe und auch ihr letztes, ist die irdische Hülle von mir genommen, und das, was den Staub und das Grab überwindet, schwebt liebend um Dich. Wenn jetzt, wo schon der Engel des Todes mich an sich drückt, wo die Erde schon ihren Schoos öffnet mich aufzunehmen, und mir über dem Grabe her das Morgenroth des langen, ewigen Tages hereinscheint — wenn mich jetzt noch irgend etwas an die Welt knüpfen dürfte, so wär' es die Sehnsucht nach Dir, der Braut meines Eduards; der künftigen Schwester meiner Antonie. Mit Euch, Ihr Geliebten, verbunden — Ihr wünschtet es ja! — wäre

mir das Leben schon hier ein Himmel gewesen; aber dann hätt' ich die Erde vielleicht allzusehr geliebt. So bist Du mir nur von Fern erschienen, wie ein Gestirn der Liebe, das freundlich durch das Abendroth leuchtet, oder wie ein holder Traum, der unsern Armen entgegen schwebt, und, wenn wir ihn an die Brust drücken wollen, schnell zerrinnt. Aber meine Liebe zu Dir ist kein Traum; denn ich liebe Dich in meinem Bruder, der nur in Dir lebt, und Du sagst recht, daß sich in seinem Herzen die unsrigen begegnen. In diesem edeln und schönen Herzen werden wir uns wieder finden, auch wenn ich über dem Grabe der Erde stehe, und jede Freude, die Du ihm gibst, wird, wenn das Irdische zum Himmel reicht, meine Seligkeit mehren. Und gewiß wird diese Freude zum Himmel reichen — denn was ist denn seiner werth, wenn es nicht die reine und frohe Liebe ist, die von Gott kömmt und zu ihm zurückführt? Möge

sie euch lange, lange dauern, und Gott euren Bund segnen. Lebe wohl, geliebte Schwester; trockne die Zähren des treuen Bruders; gib ihm hundertfach wieder, was er jetzt betrauert, und sey ihm ein liebender Schutzgeist auf dem schlüpfrigen Pfade des Lebens. Lebe wohl. Ich werde Dich hienieden nicht an mein Herz drücken, aber in den Wohnungen der Seligen wirst Du mir begegnen, „und wir werden uns als alte Freundinnen begrüßen, und uns ohne Worte erkennen und verstehn.“

Rosalie.

Aus Rosaliens Tagebuch.

Meine letzten Betrachtungen.

Ich habe so viele Ursachen Gott zu danken, daß ich nicht weiß, wo ich Anfang und Ende finden soll.

Das Ziel meines Lebens ist kurz gesteckt, nach menschlicher Rechnung, aber was würde es denn seyn, hätte es auch ein Jahrhundert ausgefüllt? Schwindet nicht der längste Raum der Zeit, wenn sie vorüber ist, in ein unendlich Kleines zusammen? Und ist nicht das ganze Leben, wie lang es auch seyn mag, doch nur ein leuchtender Punkt, der zuletzt im Grabe erlischt?

Es kann traurig scheinen, daß ich so in der Blüthe meiner Jahre sterbe, aber wäre es besser, die letzte schmähliche Hinfälligkeit eines siechen, oft thörigten und kindischen Alters erfahren zu haben? Sehen wir nicht

täglich solche Greise und Greisinnen, deren Leben ein peinlicher Tod ist? Und wer hat die Gewährleistung eines frohen und rüstigen Alters? Und führt nicht auch dieses dennoch zu eben dem Ziele, an dem ich jetzt, nur einige Augenblicke früher, stehe?

Und ist es nicht eine herrliche Wohlthat Gottes, daß er mich in der vollen Geisteskraft sterben läßt, in der ich mich selbst, den Zustand meiner Seele und mein Verhältniß zu ihm, recht erkennen und bedenken kann? Kann dieser Schritt aus dem Leben über das Grab besonnen genug geschehn? Und soll ich mich nicht der Besonnenheit freuen, die mir meine Krankheit läßt? Wie Viele sterben, ohne ihre Rechnung geschlossen zu haben, von schlimmen Träumen geschreckt, im Wahnsinn des Fiebers oder in dumpfer Bewußtlosigkeit! Die Pforten des Lebens gehen hinter ihnen zu, und sie wissen es nicht. Sie können Gott nicht danken, wie ich es kann; sie können nicht das Erbarmen

der ewigen Güte anflehn, sie ihrer Schuld zu entbinden, und in die Gemeinschaft seiner Heiligen einzuführen.

So ist also mein Leben bis zu seinen letzten Augenblicken eine zusammenhängende Kette von Wohlthaten der unendlichen Güte!

Auch von seinen ersten Augenblicken an. Denn ist es nicht die größte seiner Wohlthaten, daß er mich in einer Religion geboren werden ließ, die mir alle Leiden des Lebens, und jetzt den Tod so sehr erleichtert? Zwar gibt es keine Religion, die nicht auf den ewigen Urheber der Welt deutete, oder die dem Menschen ruchlos zu seyn verstattete; aber in keiner hat sich doch Gott reiner und herrlicher kund gethan, als in der unsrigen. Daß ich vor der Unendlichkeit seiner Macht, daß ich vor seinem strafenden Zorne nicht erbebe, ist es nicht die Wirkung dieser Religion, die mich zu ihm als zu einem liebenden Vater führt, der mich, wenn ich nach meiner Kraft thue, als

sein Kind empfängt, und mein zagendes Herz aufrichtet und stärkt? Wäre ich nicht in dieser Religion der Liebe geboren, so wäre mein Leben wie eine düstere Nacht ohne Sterne gewesen: ich wäre in den Stürmen, die es betroffen haben, hülflos zu Grunde gegangen. Durch sie ist Licht in meine Tage gekommen, und auch die Leiden, die ich erduldet habe, sind mir durch sie zur Wohlthat geworden. Ach oft, wenn mein Herz in Thränen schwamm, und scharfe Dornen meine Nerven ritzten, und das Blut aus allen Adern lockten, hab' ich in dem Glauben an Gott nicht nur Trost, sondern Freudigkeit gefunden, daß ich auch für meinen Jammer danken konnte, und den Schmerz meiner Wunden nicht mehr empfand. Für diese Kraft unsrer heiligen Religion, und daß er sie in mir lebendig gemacht, dafür bringe ich Gott und meinem Erlöser in diesen letzten Stunden zuerst den Dank eines gerührten Herzens.

Dann, daß er mir solche Aeltern gab, die, selbst tugendhaft und fromm, den eignen Glauben durch Beyspiel und Lehre in mein kindliches Gemüth gepflanzt haben. Die herzliche Liebe, die ich täglich von ihnen erfuhr, hat mir auch den Glauben theuer gemacht, in welchem sie lebten, und das Vertrauen, das ich zu ihnen hegte, hat mich zu dem Vertrauen auf Gott geführt. So leicht und eben hat mir die ewige Güte meinen Weg gemacht; so liebend hat sie mir die Hand gereicht durch liebende Aeltern! Zwar können auch die Kinder ruchloser Aeltern Gott finden; aber ihre Bahn ist rauh, ihr Kampf schwer und gefährlich. Und wie bitter mag die Erinnerung an ihre Kindheit seyn, die für mich so heiter und erquickend ist.

Aus diesem religiösen Gesichtspunkte — und welchen andern könnte ich in dieser ernsten Stunde wählen? — erscheint mir auch meine frühe Kränklichkeit als eine der

Wohlthaten der unendlichen Güte. Mehr als einmal ward ich an den Rand des Grabes gerissen, und ich wuchs mit der Ueberzeugung eines frühen Todes auf. Dieses hat mir schon als Kind eine ernste Stimmung gegeben, und mich abgehalten, meinen Sinn allzu fest an die Freuden des Lebens zu knüpfen. Und da mir meine Krankheiten immer, so wie auch die jetzige, meine Besonnenheit ließen, so erkannte ich jedesmal den ganzen Umfang der Gefahr, und meine Seele stand vor Gott, und wenn ich dann in das Leben zurückkehrte, ward es mir leichter, den Reizungen zum Bösen Widerstand zu thun. So hat mich Gott auch durch körperliche Leiden zu sich geführt.

So sind mir auch andere, große und harte Unfälle auf mannigfaltige Weise heilsam geworden. Das Härteste und Schmerzlichste, was ich je erfuhr, war der Tod meines Vaters. Ach für seine Kinder nur hatte er gelebt; nur in ihren Freuden blühten die

Seinigen, und jedes Opfer, das er ihnen brachte, war ihm ein Fest. Mir war er Vater, Lehrer und Freund; er wachte an meinem Krankenlager, er linderte meine Leiden durch Gespräch, er nahm an meinen Spielen Theil. Ach bald lag er selbst auf dem Dornenbette der Krankheit. Da hatte ich nur Einen Trost, ihm einen kleinen Theil seiner Sorgfalt zu erwiedern, den Schweiß von seiner Stirn zu trocknen und den Brand seines Fiebers zu lindern. Ach ich bat Gott Tag und Nacht mit heißen Thränen, ihn mir zu erhalten, wenn es sein Wille wäre; aber es war nicht sein Wille — und der fromme Vater starb in den Armen meiner jammernden Mutter und den meinigen, und seine Seele ging vor mir zu Gott. Mein Schmerz war unbeschreiblich, ich fand lange keinen Trost, und hatte lange keinen andern Wunsch, als auch zu sterben, und neben meinem Vater zu ruhn. Aber auch in diesem großen Schmerz hat mich die Hand des

Allmächtigen nicht verlassen. Er sandte mir eine Freundin, die mit mir weinte, und indem sie meinen Jammer mit mir trug, mein Herz dem Troste zugänglich machte. Da wurzelte auf dem Grabe meines Vaters jene heilige Freundschaft, die mich im Guten befestigt hat. Durch sie ist mir das Leben schöner aufgeblüht, und — ich weiß selbst nicht, auf welche Weise — mein Glaube an die Unsterblichkeit ist durch sie lebendiger und inniger geworden. Die Entfernung hat dieses heilige Band nicht gelöst, und so wird es auch der Tod nicht lösen; über das Grab hinweg werden sich unsre Herzen begegnen, und das Andenken an unsern Verein wird meine Antonie in den Strudeln des Lebens schützen. So war mir das Andenken an meinen Vater ein Leitstern und Schutz. Der Gedanke an seine Wehmuth, wenn er mich straucheln sähe, hat mir Kraft gegeben; und vielleicht hätte die Sorgfalt des Lebenden mein Herz minder rein bewahrt, als die le-

bendige Ueberzeugung von ſeiner fortdauernden Theilnahme, und das Verlangen, dereinſt mit ihm vereint vor dem Throne des Ewigen zu ſtehn. So iſt mir auch der ſchmerzliche Tod meines geliebten Vaters eine Quelle des Guten geworden.

Wie viel Gutes ich von meiner Mutter empfangen, iſt mit Worten nicht auszuſprechen; nur danken kann ich dafür mit gerührtem Herzen. Sie hat mich an ihrer Bruſt genährt, und, indem ſie jede Mühe der erſten Erziehung übernahm, ehe ich ſelbſt zum Bewußtſeyn gelangte, das beglückende Gefühl kindlicher Liebe in mir erweckt. Bey allen Anſprüchen, welche Schönheit, ein gebildeter Geiſt und angenehme Talente geben, lebte ſie doch wenig der Welt, ſondern ihrem Hauſe, ihren Kindern, und dem geliebten Gemahl. Was gibt es aber für eine größere und reinere Freude, als von Aeltern geboren zu ſeyn, die durch ſchöne Eintracht, durch gemeinſame Liebe zu den Ihrigen,

durch einen heitern, frommen, gottergebenen Sinn ihren Kindern schon hier das Bild eines himmlischen Lebens darstellen, und ihnen dieses Bild auf der gefahrvollen Reise durch die Untiefen des Lebens zum Geleite geben? Daß ich auch dieses Glück genossen habe, und daß ich mich des schönen Andenkens meiner Aeltern freuen darf, auch dafür danke ich Gott aus der ganzen Fülle meiner Seele.

Und da es Gottes heiliger Wille war, mich in den letzten Zeiten meines Lebens von dieser guten und geliebten Mutter zu trennen, und sie auf eine mir so schmerzliche Weise, in dieser Trennung und unter fremden Menschen zu sich zu rufen, so muß ich ihm doch auch dafür danken, daß er sie nicht früher, sondern zu einer Zeit von mir genommen hat, wo ich selbst schon die Gewißheit eines nahen Todes hatte. So ist ihrem liebenden, mütterlichen Herzen der Schmerz, mich sterben zu sehn, erlassen wor-

den, und ich durfte mich freuen, in kurzer Zeit zu der Gemeinschaft der geliebten Aeltern zurückzukehren, die, wie vormals, in inniger Liebe vereint, ihre Arme gegen mich ausbreiten, und mich zur Theilnahme an ihrer Seligkeit einladen. Diese Hoffnung hat mich über den allzubittern Schmerz hinweggehoben, und mir die Kraft gegeben, auch diesen Kelch eines herben Leides auszutrinken.

Und wurde nicht dieses schmerzliche Ereigniß auch durch ein glückliches gemildert, dessen ich mich freylich wohl, wäre es Gottes Wille gewesen, mit ungetheiltem Herzen hätte erfreuen mögen, die Verbindung meines geliebten Bruders? Wie sehr erleichtert es meinen Tod, daß ich weiß, eine liebende Hand werde seine Thränen trocknen, und ihn mild und fromm durch das Leben leiten. Möge ihm Gott alle Freuden einer heiligen Liebe geben, die sein edles Herz verdient, und wenn er ihm Leiden sendet, auch die

Kraft verleihen, ſie mit frommer Ergebung zu tragen.

Auch das iſt eine groſſe und herzliche Freude für mich, daß die geliebteſte meiner Freundinnen, daß meine gute Antonie eben jetzt die Rückkehr ihres Freundes erwartet, und in kurzem unauflöslich mit ihm verbunden ſeyn wird. Sie in dem Schutze eines Mannes zu wiſſen, der, ihres ſchönen Herzens ſo werth iſt, das iſt ein Troſt für mich, der auch die letzten trüben Stunden meines Lebens erheitern wird. Aus jenem doppelten Bunde aber wird ein Verein der trefflichſten und edelſten Menſchen hervorgehn, und dieſer Verein wird ihnen ein Vorbild des Himmels ſeyn. Wie kann ich Gott genug danken, daß er dieſes Alles ſo wunderbar und herrlich gefügt hat? und ſoll mein Herz nicht jubeln, daß ich die beſten Menſchen, und die ich am innigſten liebe, auf dem Wege des ſchönſten Glükkes verlaſſe?

Einige Menſchen haben mir übelgewollt. Ich vergebe ihnen von Herzen. Auch dieſe Prüfungen ſind mir nützlich geweſen, und mein Herz hat ſich durch ſie inniger zu Gott gekehrt. Und iſt nicht auch die Liebloſigkeit eine Quelle der Liebe geworden? Haben ſich nicht gute Menſchen meiner aus Mitleiden angenommen? Und muß ich nicht dieſe milde Pflege, dieſe herzliche Theilnahme, dieſe Erheiterung meiner letzten Tage faſt allein jenem Verhältniſſe danken?

So vielfältige Urſache des Dankes habe ich gegen dich, ewiges Weſen, Vater der Güte und des Erbarmens. O du, den ich nicht begreife, den ich aber in meinem tiefſten Herzen fühle und anbete, nimm meinen Dank aus überſtrömender Bruſt gnädig an, jetzt noch lallend und ſchwach, bald vollkommener und deiner Herrlichkeit würdiger. Herrlich haſt du dich mir offenbart in deiner ſchönen Natur, noch herrlicher in den Tugenden geliebter Aeltern und Freunde;

auch in Leiden haſt du dich mir kund gethan. Zwar nur dunkel erkennt der Menſch deine Unendlichkeit durch den Schleyer ſeiner irdiſchen Hülle; aber nicht umſonſt haſt du ihm eine unauslöſchliche Sehnſucht nach deiner Erkenntniß und deinem Anſchauen gegeben. Auch für dieſe Sehnſucht ſey dir Dank gebracht! Mit ihr ſchreite ich vertrauensvoll über die Kluft des Grabes, ja mit Freudigkeit verlaſſe ich die dunkeln Schwellen des Lebens, um zu dem reinen Anſchauen deiner Herrlichkeit einzugehn, und dich ewig zu preiſen aus der Tiefe meiner Seele. Dieſer Hoffnung weichen die Schrekken des Todes, und ich zittre nicht vor dem Zerfallen dieſer irdiſchen Hülle, die mich von dem Ewigen trennt. Das iſt alles deiner Güte Werk, o du Vater der Menſchen, und auf ſie vertraue ich, und von ihr hoffe ich, daß ſie mich auch in der letzten Stunde des Abſchiedes ſtärken wird.

Marianne Burgmayr an Antonien von Lindau.

C. den 31. December.

Gnädiges Fräulein.

Indem ich mir die Freyheit nehme, Ihnen zu ſchreiben, gnädiges Fräulein, erfülle ich den heiligen Befehl einer Abgeſchiedenen, die Ihnen theuer war, und die bis zu ihren letzten Augenblicken Ihrer gedachte, und für Sie betete. Fräulein von Alban iſt nicht mehr. Nachdem ich vor wenigen Wochen den Schmerz gehabt, ihrer verehrten Mutter die Augen zuzudrücken, ſchien ich nur darum zurückgekommen, um denſelben ſchmerzlichen Dienſt auch ihrem theuren Kinde zu leiſten. Ach in dieſem Augenblick, wo ich der beſten und gütigſten Herrſchaft

beraubt bin, ſcheint mir die Welt eine Einöde, und gern folgte ich dem guten und frommen Kinde in das Grab, wenn nicht unſre heilige Religion uns geböte, auch das ſchwerſte Kreuz zu ertragen, und in Leiden auszudauern, bis Gottes Wille uns abruft.

Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, daß ich von mir ſpreche; aber meine Traurigkeit iſt ſo groß, daß ich meiner Thränen nicht Herr werden kann. Sie haben ſie gekannt und geliebt; Sie wiſſen, wie fromm und gut ſie war. So war ſie auch gegen uns, die wir ihr dienten, und gegen jedermann, und nicht bloß in ihren letzten Tagen und auf ihrem Sterbebette, ſondern zu aller Zeit. Ach und ſie war noch ſo jung! In ſo frühen Jahren war ſie eine Heilige geworden, wenn ſie nicht ein Engel war, der der Welt zur Erbauung vom Himmel gekommen iſt.

Und doch hat es Menſchen gegeben, gnädiges Fräulein, die dieſen Engel marterten.

Ach was für Menschen! Frau von Wallburg und ihre nichtswürdige Tochter — Gott möge mir den harten Ausdruck verzeihen — aber diese unbarmherzigen Menschen haben den frühen Tod des guten Fräuleins auf ihrem Gewissen. Es ist eine lange Jammergeschichte, die ich aus Nanny's Munde weiß; denn das selige Fräulein selbst klagte nie über keinen Menschen, sondern ertrug Alles, und verzieh Alles. Was mögen diese hartherzigen Verwandten jetzt fühlen, da sie todt ist? Aber Gott hat sie schon nach ihrer Weise gestraft und ihren Stolz gedemüthigt. Sie sind beschimpft und verachtet von hier weggegangen, während das selige Fräulein, das sie demüthigen wollten, von aller Welt geehrt und geliebt worden ist. So ist jedem geschehn nach seinem Verdienst und Würdigkeit!

Als ich nach dem Tode meiner gnädigen Frau von Danzig hierher kam, fand ich das

Fräulein in dem Hause der Frau Botschafterin, die eine große Liebe für sie gefaßt hatte, und ihr auch bis in den Tod treulich beygestanden hat. Ach ich fand sie sehr verändert und schwach; doch schön wie einen Engel in ihrer tiefen Trauer. Als sie mich zu Gesicht bekam, — sie hat von Kindheit auf sehr an mir gehangen — fiel sie mir um den Hals und weinte bitterlich, und ich weinte eben so sehr, und keines konnte vor Thränen sprechen.

Da ich sie nun so schwach und angegriffen sah, wollte ich den Tod ihrer seligen Mutter nicht erwähnen; aber sie bat mich inständig, indem sie meine beyden Hände ergriff, sie nicht aus guter Meinung zu quälen; und ich mußte ihr Alles erzählen nach den kleinsten Umständen. Als ich meine Erzählung geendigt hatte, bey der sie oft Augen und Hände zum Himmel erhob, dankte sie mir recht herzlich und rührend, daß ich

ihr eine so große Wohlthat erzeigt hätte. „Die Thränen haben meine Brust erleichtert, sagte sie, und ich fühle mich besser als seit vielen Tagen. Deine Erzählung, gute Marianne, fuhr sie fort, hat mich getröstet. Das Gebet meiner Mutter wird in Erfüllung gehn. Ich werde ihr bald folgen, und dann nie, nie wieder von ihr getrennt werden. Dann, fuhr sie leise fort, indem sie sich zu mir beugte, und die Freude strahlte durch ihre Thränen — „freue Dich mit mir; meine Tage gehen zu Ende; ich sehe den Himmel offen über mir, und die geliebten Aeltern rufen mich zu sich." — Ich konnte nichts thun als weinen; denn ich sah wohl, daß sie Wahrheit sprach. Und da ich ihr Hoffnung zur Genesung machen wollte, bewegte sie den Kopf hin und her, und auch die Hand, als kämen ihr meine Tröstungen eitel vor. Dann sagte sie: „Sage nicht, was Du nicht glaubst. Meine Ahndungen

täuschen mich nicht. Ehe dieses Jahr zu Ende geht, werde ich bey meinen Aeltern seyn."

Nach dieser Zeit fanden wir sie nur selten weinend; vielmehr schien eine große Heiterkeit in ihr zu seyn. Sie laß viel in der Bibel und in ihren Erbauungsbüchern, schrieb zuweilen, oder spielte auf dem Flügel, vornehmlich in der Dämmerung, wo sie dann auch leise dazu sang — und dann hörten wir auch wohl bisweilen, daß sie sich unterbrach und still für sich weinte. Ihre Nächte waren oft unruhig; sie klagte über Hitze und Beängstigung, und warf oft des Morgens Blut aus. Dann war sie meist sehr kraftlos, aber nie unmuthig, sondern immer freundlich und gut. Gar oft, wenn wir in der Nacht um sie beschäftigt waren, beklagte sie uns und bat uns um Geduld, und nicht auf sie böse zu seyn. Aber wir thaten ja Alles gern für sie, und gewiß,

wir wären mit Freuden für sie gestorben, hätte uns Gott gewürdigt, für ihr Leben das unsrige anzunehmen.

Den heiligen Abend vor Weihnachten war sie heiter erwacht. Sie konnte früher als gewöhnlich aufstehn, und wir sahen sie den größten Theil des Tages beschäftigt, ihre Papiere und Anderes zu ordnen, Vieles einzusiegeln, zu überschreiben und zusammenzulegen. Als die Dämmerung kam, rief sie uns zu sich, dankte jeder insbesondre für ihre Dienste, gab uns dann reichliche Geschenke, und bat uns um geduldige Ausdauer. „Mein Tod ist nicht fern mehr, sagte sie; dann wird mein Bruder für euch sorgen, wie es meiner seligen Mutter Wille war.“ — Ach dieß war ein trauriger Abend für uns. Wir küßten ihr die Hände unter tausend Thränen; aber danken konnten wir nicht als mit gebrochnen Worten.

Sie war nachher sehr ermüdet, und

mußte sich frühzeitig niederlegen. Wir lasen ihr abwechselnd vor, bis die Frau Botschafterin kam, die fast jeden Abend bey ihr zubrachte. Als sie kam, sagte das Fräulein: „Ich habe einen recht heitern Tag gehabt, und ein Fest der Erinnerung gefeyert. Die Gärten meiner Kinderjahre lagen vor mir, und alle die schönen Weihnachtsabende, die wie ein Frühling mitten in dem Winter liegen.“ Dann erzählte sie viel von ihrer Jugend, und wir sahen, wie erfreut zugleich und gerührt sie bey diesen Erinnerungen war. „Ach es war eine sehr glückliche Zeit, sagte sie zuletzt, und ich habe sie heute noch einmal, wie eine scheidende Freundin, an mein Herz gedrückt.“

Am folgenden Morgen erwachte sie nach einer ruhigen Nacht ungewöhnlich früh, weckte mich mit leiser Stimme, und bat mich, als ich aufgestanden war, ihr die Geschichte der Geburt unsers Heilandes vor-

zulesen. Dann betete sie stille für sich, stand auf, legte ihre Trauerkleider an, und ging in die Kirche von uns beyden geführt. Hier beichtete sie; und als sie darauf in einem nahen Betstuhl niederkniete, blieben wir ihr zur Seite, um sie zu unterstützen, wenn sie zu schwach würde. Während der dritten Messe verlangte sie Riechsalz. Dann nahm sie das Abendmahl, und betete wieder lange, ihr Gesicht mit dem Schleyer verhüllt, und ließ sich dann in einer Sänfte nach Hause tragen. Diesen ganzen Tag war sie allein auf ihrem Zimmer, und verlangte nur selten etwas, nahm auch wenig zu sich, — wie sie denn immer sehr mäßig war — und legte sich frühzeitig nieder. „Auch dieser Tag, sagte sie, ist mir ein recht glücklicher Tag gewesen. Wie leicht macht mir Gott meinen Tod! Noch kurze Zeit, und der Traum des Lebens ist ausgeträumt, und die Schatten zerrinnen, und machen dem ewigen Lichte

Raum.“ Den ganzen Abend brachte sie mit erbaulichen Gesprächen hin. Frau von Guthy konnte nur kurze Zeit bey ihr verweilen.

Die Nacht und der folgende Tag war ruhig. Sie schrieb viel, und als sie mehrere Briefe zusammengelegt und gesiegelt hatte, sagte sie: „Ich habe meine Rechnung mit der Welt geschlossen. Nun ist kein weltlicher Wunsch mehr in meiner Brust.“ Nachdem sie mir dann Einiges aufgetragen hatte, schrieb sie wieder in ihrem Tagebuche, las einige Zeit, und legte sich nieder. Sie schien sehr angegriffen. Auch fiel sie bald in Schlaf, erwachte aber plötzlich wieder in einem heftigen Fieber, und warf so viel Blut aus, daß wir glaubten, sie werde unter unsern Händen sterben. Frau von Guthy war gegenwärtig und schickte sogleich nach dem Arzt. Als dieser kam, hatte das Blutbrechen aufgehört, aber sie lag blaß wie eine Leiche da und fast athemlos. Doch war ihr

Aug' heiter und hell, und sie sah uns bisweilen freundlich und dankend an. Der Arzt verschrieb Einiges, erklärte aber, die Gefahr sey sehr groß, und der kleinste Rückfall könne tödtlich seyn. So leise er im Nebenzimmer sprach, hatte die Kranke dennoch alles gehört. Sie hob ihre Augen und ihre zusammengefalteten Hände ein wenig auf, und ihre Lippen bewegten sich; aber was sie sagte, konnten wir nicht verstehn. Ihr Gesicht war heiter, man sah, daß sie ganz in Gottes Willen ergeben war.

In der folgenden Nacht schlummerte sie bisweilen, aber immer nur kurze Zeit, und wir hörten, daß sie leise betete. Einmal sagte sie: „Ich bin Staub und kehre zurück in den Staub." Und dann wieder: „Die Todten werden erwachen und Gottes Herrlichkeit schauen." Und so mehreres; denn alle ihre Gedanken waren zu Gott gerichtet.

Am Morgen fühlte sie sich etwas gestärkt; wir lasen ihr vor; dann ließ sie einen Geistlichen zu sich bitten. Als dieser kam und ihre Krankheit beklagte, sagte sie: Ich traure nicht über meinen Tod. Es ist eine Freudigkeit in mir, die mich über die Furcht vor dem Grabe erhebt. Gott will, daß ich sterben soll; wär' es nun nicht ruchlos, wenn ich es nicht wollte? oder wie kann der Mensch zeigen, daß er Gott liebt, als durch eine unbedingte Ergebung in seinen heiligen Willen? Sie gab uns hierauf ein Zeichen, daß wir sie verlassen möchten. Nach einer Stunde kam der Geistliche heraus, und sagte uns: er sey gefaßt gewesen, zu trösten und aufzurichten; aber sie habe vielmehr ihn getröstet, und so fromme und frohe Worte gesprochen, daß er selbst davon erbaut und gerührt worden sey. „Ihre Weisheit ist weit über ihre Jahre, setzte er hinzu, sie stirbt wie eine Heilige."

Als wir wieder zu ihr kamen, war sie sehr heiter, bot Allen die Hand, grüßte Alle, und sagte leise, als ob sie die Worte des Geistlichen wiederhole: „Selig sind die, die in dem Herrn sterben; sie ruhen von ihren Arbeiten.“ Und dann: „Der Mensch vom Weibe geboren, lebt nur kurze Zeit; er flieht, wie ein Schatten über die Erde.“ — Wir knieten Alle um ihr Bett und beteten still. Nach einiger Zeit ward die Frau Botschafterin hinausgerufen, kam dann wieder zurück, und sagte der Kranken, die Fürstin sey gekommen, und wünschte sie zu sehen, wenn es ihr nicht lästig fiele.

Bey dieser Botschaft drückte das Fräulein ihre beyden gefalteten Hände gegen die Brust, und sagte: „Sie ist ja immer so freundlich gegen mich gewesen. Es ist mir, als sollt' ich meine Mutter sehn.“ Frau von Guthy ging und führte die Fürstin herein, und sie näherten sich leise dem Bett,

während wir uns in die Ferne zurückzogen. Die Kranke grüßte freundlich, aber aufrichten konnte sie sich nicht. „Wie geht es Dir, gute Rosalie? sagte die Fürstin mit gerührter Stimme; Du bist sehr schwach" und dabey küßte sie sie auf die Stirn, und wendete sich schnell wieder weg, um ihre Thränen zu verstecken. „Ja, antwortete die Kranke, ich bin schwach; aber mein Herz ist noch stark und voll von Dankbarkeit. Wie glücklich bin ich in diesem Augenblicke, Ihnen Ihre Güte noch danken zu können, ehe ich sterbe!" — Als nun die Fürstin ihr Hoffnung einsprechen wollte, sagte die Kranke: „Ich habe die Furcht überwunden, und auch die Hoffnung. Ich wünsche nicht wieder umzukehren. Müßte ich dann nicht dieselben Schritte noch einmal thun; und mit geringerer Freudigkeit vielleicht und schwächerm Vertrauen." — „Ich kann den Gedanken nicht ertragen, sagte die Fürstin, Dich in

dieſer Blüthe Deiner Jahre zu miſſen. Ach! ſo ſollteſt Du nicht von uns ſcheiden. Wenn die Guten ſo früh von hinnen gehn, wer möchte da leben?" — Da faßte die Kranke die Hand der Fürſtin, gleichſam dankend, und ſagte: „Bin ich denn nicht glücklich zu nennen, daß Gott mich würdigt ſo früh zu ihm einzugehn?" — —

Die Fürſtin beugte ſich auf die Hand der Kranken herab; wir alle weinten; nur das Fräulein weinte nicht, und ſie, die bey fremden Leiden ſo leicht gerührt ward, ſah jetzt unſern Schmerz mit trocknen Augen. Ihre Miene war immer heiter, und ihr Geſicht war wie das einer Verklärten.

Als die Fürſtin ſich entfernen wollte, fragte ſie, ob ſie nicht irgend einen Wunſch hätte, den ſie ihr erfüllen könnte. Sie antwortete: Das liebende Andenken Ihres groſſen und ſchönen Herzens. — Die Fürſtin war ergriffen, kniete nieder am Bette, faßte

die herüberhängende Hand der Kranken, und bedeckte sie mit Küssen und Thränen. Wir waren unruhig wegen der Kranken, wagten aber nicht etwas zu sagen; aber Frau von Guthy hob die Fürstin auf, und führte sie mit einiger Gewalt hinweg. Das Fräulein sah ihr lange nach, und schien in tiefes Nachdenken versunken zu seyn.

Den übrigen Abend war das Fieber stark. Sie schlief ein; sprach aber öfters in Phantasien, und schien mit ihren Aeltern zu reden. Auch ihren Bruder nannte sie oft. Fast alle ihre Reden waren erbaulich und fromm. Gegen Morgen warf sie Blut aus und ward immer schwächer. „Ehe die Sonne untergeht, sagte sie, bin ich in meine Heimath gegangen.“ Sie bat mich ihr vorzulesen, und oft unterbrach sie mich mit kurzen Gebeten. Oft verlor sie die Besinnung; aber auch dann zeigte sich ihre Ergebung in Gott. Wenn wir weinten, trö-

stete sie uns. Einmal sagte sie: „Wenn ich gestorben bin, gute Marianne, so schreibe meiner Antonie, daß ich gern und ohne Schmerzen gestorben bin. Und wenn Du zu ihr kömmst, sage ihr, und auch Du, gute Nanny, sage ihr, daß ich sie geliebt habe bis an meinen Tod.“ Der Geistliche ging ab und zu; Frau von Guthy wich nicht von dem Bette; die Fürstin ließ jede Stunde Nachfrage thun. Der Bluthusten wiederholte noch einigemal, aber schwach. Wir sahen, daß ihr Tod nah war. Kurz nach Mittag sagte sie, sie wäre sehr müde, legte ihren Kopf an meine Brust, und ruhte in meinem Arm. So schlummerte sie wohl eine Stunde lang tief und süß, und als sie die Augen wieder aufschlug, sagte sie, sie habe geglaubt in den Armen ihrer guten Mutter zu schlummern.

Nach diesem Schlafe spürte sie Aengstlichkeit, und fuhr bisweilen mit der Hand

nach dem Herzen. Wir mußten ihr oft die Stirn trocknen, und ihre Augen verdunkelten sich von Zeit zu Zeit, und sie fragte, ob es Nacht sey. Und da sie hörte, es sey noch Tag, sagte sie: „Wie langsam geht die Sonne zu Grabe!“ — Gegen vier Uhr mußten wir die Vorhänge öffnen. Sie sah, daß der Himmel heiter war, und die Sonne sich zum Untergang neigte, und da ein Strahl davon auf ein Bildniß fiel, das sie ihrem Bett gegenüber hatte stellen lassen, sagte sie: „Ach wie schön und verklärt Du bist! Komm als mein leitender Engel und führe mich über das Grab!“ Die Augen verweilten auf dem Bilde, auch während sie betete; und als der Geistliche sagte: „O Du, der Du sagtest, lasset die Kinder zu mir kommen, sieh, ich komme zu Dir als Dein Kind — führe mich zu dem Throne Deines himmlischen Vaters!“ — da schwand der Strahl von dem Bilde; die Kranke

seufzte — fuhr mit der Hand nach der Brust — seufzte tiefer — und ihr Herz war gebrochen.

Es würde vergeblich seyn, gnädiges Fräulein, Ihnen den Schmerz zu schildern, den wir alle fühlten, als wir nicht mehr an ihrem Tode zweifeln konnten. Und doch mußten wir sie glücklich preisen, da sie so sanft und fromm verschieden war. Ihre Ruhe war auch im Tode in ihren Mienen ausgedrückt. Auch auf der Bahre war sie schön. Ein weißes Kleid war ihr Todtengewand, wie sie befohlen hatte, mit hellblauen Bändern; um ihr blondes Haar schlang die Fürstin einen Myrthenzweig. Täglich besuchte sie die Leiche, und bestreute sie mit den Blumen des Wintergartens. So lag sie einer Braut ähnlich auf dem Blumenbett, und gewiß, sie ist als eine Braut Christi von uns geschieden, und lebt jetzt in seiner überschwenglichen Herrlichkeit und betet für uns.

Heute am frühen Morgen iſt ſie beerdigt worden. Vieles Volk begleitete die Leiche. Alle Hausgenoſſen waren gegenwärtig, und das Lob der Verſtorbnen ging von Mund zu Mund. Sie ruht an dem Fuße hoher Bäume in der höchſten Gegend des Kirchhofs. Als der Sarg in die Erde verſenkt ward, ging die Sonne herrlich auf, und alle Bäume funkelten in Winterduft, und das dunkle Grab erhebt ſich jetzt allein über der beſchneyten Erde.

So habe ich die traurige Pflicht erfüllt, zu der mich der letzte Befehl meiner guten ſeligen Herrſchaft aufforderte, ſo betrübt es mir auch geweſen iſt. Verzeihn Sie, gnädiges Fräulein, meiner ungeübten Feder. In wenigen Tagen, wenn das Nöthige verrichtet ſeyn wird, werde ich in meine Heimath zu meiner bejahrten Mutter reiſen, die ſchon lange nach meiner Rückkehr verlangt. Dann werde ich nach München kommen und Ihnen noch mündlich mittheilen,

was ich etwa vergessen haben mag, oder Sie noch zu hören wünschen.

Ich empfehle mich Ihrem Wohlwollen und bin mit großer Hochachtung

gnädiges Fräulein

Ihre

tief betrübte

Marianne Burgmayr.

Nachlese

aus

Rosaliens Tagblättern.

Gott zu denken, ist ein Bedürfniß, nicht in Beziehung auf diesen oder jenen Gebrauch, sondern weil es meine innerste Natur fordert. Wir denken Gott, wie wir athmen und sprechen.

Daß ich Gott denken kann, daß mich dieser Gedanke mit einer größern Seligkeit erfüllt, als Alles, was die Welt mir bietet, ist für mich der unerschütterlichste Beweis seines Daseyns und seiner Sorge für mich.

Die Kindheit und das Alter kommen mir gleich ehrwürdig vor; jenes, weil es eben erst aus den Händen Gottes zu kommen scheint; dieses, weil es dahin zurückkehrt.

Oft sagen Kinder tiefsinnige Wahrheiten ohne Bewußtseyn, und dieses rührt uns in dem Innersten unsers Herzens, als ob die

Stimme des unendlichen Lehrers der Menschen von ihren unschuldigen Lippen tönte.

Zwischen dem, was der Mensch wünscht, und dem, was er erreicht, ist eine unendliche Kluft. Er wird also immer unglücklich, kein Friede wird in ihm seyn, so lange er diesen Frieden von äußern Dingen, oder von der Rastlosigkeit seines eigenen Strebens erwartet. Sein Leben ist eine Fahrt auf einem Meere, das keine Ufer hat; er mag rudern bey Tag und Nacht, er kömmt doch nirgend an. Es ist daher kein Friede zu finden, als bey Gott. Nur aus dem Herzen der ewigen Harmonie quillt Harmonie in das Herz des Menschen, und gibt seinem Streben ein bestimmtes Ziel. Die Ruhe frommer Menschen in großem Glück und in den Stürmen der Widerwärtigkeit, ist darum so erhebend, weil sie göttlich, weil sie der Widerschein des göttlichen Friedens ist.

Wer Kränkung mit Kränkung, Unrecht mit Unrecht, Haß mit Haß vergelten will, der macht sich — außerdem daß er ein höchst unsichres Spiel spielt — das Leben zur Hölle, wobey er sein eigner Quäler ist und die Gluth selbst gegen sich anschürt. Ein solches Thun ist wie ein ewiges, sich immer verstärkendes Gegeneinanderprallen elastischer Körper bis zur Vernichtung. Ein edler Mensch hat in der Liebe eine sichere Waffe gegen das Unrecht. „Wer Haß mit Liebe zu bekämpfen strebt, hat ein weiser Mann gesagt, der kämpft froh und sicher, und widerstrebt eben so leicht Einem als Mehrern, und bedarf den Beystand des Glückes nicht. Die aber, welche er besiegt, weichen ihm froh, nicht weil es ihnen an Kraft gebricht, sondern weil durch ihn ihre Kraft gewachsen ist."

Mit Schrecken und geheimer Angst sehe ich bey manchen Menschen eine Art von

Frömmigkeit, die, nicht anders wie die Künste der Zauberey, einzig und allein auf äußere Vortheile, Gewinn und Genuß gerichtet ist.

Wer in dem Tode nichts sieht, als einen traurigen Gedanken, dem man suchen müsse zu entfliehn, der wird auch in dem Leben nichts sehn, als eine Gelegenheit sich zu ergötzen, und zwar mit den wohlfeilsten und gemeinsten Mitteln. Es ist kein großes Wunder, daß diese Ansicht die allergewöhnlichste ist; aber auch eben so wenig, daß, indem die Menschen ohn' Unterlaß dem Genusse nachjagen, sie doch auf diese Weise wenig genießen. Mich dünkt, daß wer sich des Lebens recht erfreuen wollte, eben deshalb in die Tiefen des Todes hinabsteigen müßte, um aus ihnen den Ernst zu holen, auf dem das Leben, wie ein Regenbogen auf dem dunkeln Gewölk, erst Glanz und Schönheit bekömmt. Ich spreche aber hier bloß von dem Genuß, in so fern die-

ser eines gebildeten Mannes würdig seyn kann, ohne alle Beziehung auf Religion, welche ganz andre Betrachtungen fordert.

Ein Araber, den sein Feind geschlagen, sagte zu ihm: Ich könnte Dir Unrecht mit Unrecht vergelten, aber ich thu' es nicht. Ich könnte Dich beym Kadi verklagen, aber ich verklage Dich nicht. Ich könnte in meinem Gebete um Deine Bestrafung bitten: aber ich werde mich hüten es zu thun. Ich könnte endlich am Tage des Gerichts bey Gott Rache fordern. Aber wenn eben jetzt der Tag des Gerichtes anbräche, und ich der Erhörung meines Gebetes gewiß wäre, so würde ich Dir die Hand bieten, um mit Dir in Gottes Paradies einzugehn.

Sprüche heidnischer Weisheit.

„Sage nie von irgend einer Sache: ich habe sie verlohren; sondern: ich habe sie

zurückgegeben. Dein Sohn ist gestorben. Er ist zurückgegeben. Deine Frau ist gestorben. Sie ist zurückgegeben. Dein Gut ist Dir genommen worden; auch dieses ist zurückgegeben. Aber der es nahm, ist ein Böſewicht. Was haſt Du für ein Recht zu fragen, durch wen der Geber das Seinige zurückfordert? So lange er es Dir zum Gebrauch gibt, benutze es als ein fremdes Gut, wie der Wandrer das Wirthshaus benutzt, das ihm am Wege die Thür öffnet." —

„Gedenke Dich im Leben zu betragen, wie bey einem Gaſtmahle. Es wird Etwas herumgegeben und kömmt an Dich. Strecke die Hand darnach aus, und nimm mit Beſcheidenheit davon. Es iſt noch nicht an Dich gekommen. Sende deine Begierde nicht in die Ferne darnach aus, ſondern erwarte ſtill bis es kömmt. So thue mit allen Dingen, mit Reichthümern, Ehrenämtern, einer Gattin und Kindern — und Du wirſt

einſt ein würdiger Genoſſe der unſterblichen Götter ſeyn."

„Gedenke, daß Du einem Schauſpieler gleichſt, dem es obliegt, ſeine Rolle zu ſpielen, ſo wie ſie der Meiſter gemacht hat, kurz oder lang, nach ſeinem eignen Gutdünken, und daß Du ſie ſpielen mußt, wie Er es verlangt. Legt er Dir die Rolle eines Bettlers auf, ſo ſpiele auch dieſe gut; und ſo den Herrſcher, den Bürger oder den Knecht, oder was es ſonſt ſey. Nur dieß hängt von dir ab, die aufgetragene Rolle gut zu ſpielen; ihre Wahl und Beſtimmung von einem andern."

„Tod, Verbannung und was ſonſt für ſchrecklich gilt, müſſe Dir immer vor Augen ſtehn; am meiſten aber der Tod. So wirſt Du nie etwas Niedriges denken, und nie etwas Irdiſches allzu heftig begehren."

„Bey der Gottesfurcht iſt das Erſte und Vornehmſte eine richtige Vorſtellung von Gott zu haben; erſtlich, daß er iſt; dann,

daß er Alles schön, gerecht und weise regiere. Ferner, daß Dir obliege, ihm zu gehorchen, und in Allem, was er verhängt, nachzugeben, und es zu ehren, als Wille und Einrichtung der höchsten Weisheit. Denn auf diese Weise wirst Du Gott nie tadeln, noch über ihn klagen, als ob er Dich verabsäume."

„Wie wir der Augen des Leibes bedürfen zum Sehen des Sichtbaren, so bedürfen wir auch des Glaubens zum Schauen des Göttlichen. Denn was das Auge dem Leibe ist, das ist der Glaube dem Geist. Oder vielmehr, wie das Aug' des Lichtes bedarf, das ihm das Sichtbare zeigt, so bedarf der Verstand des Glaubens, der ihm das Göttliche zeige."

Wenn ich die Natur und ihren mechanischen Gang für sich allein betrachte, so erscheint sie mir wie jene Königin der Fabel,

webend, um zu weben, ohne Zweck und Ergötzen, und die Nacht über auflösend, was sie am Tage gearbeitet hat. Die Spinne fängt doch wenigstens Etwas in ihrem Gewebe, wovon sie sich nähren kann; aber hier ist ein leeres und nichtiges Treiben, nicht damit die Zeit vergehe, sondern damit eine Zeit werde, die mit Nichtigem angefüllt, sich in Nichtiges auflöst. Da ist ein ewiges und endloses Aufzehren und Wiederkäuen, ein Zerstören und Umwandeln, ein Vernichten und Schaffen, scheinbar immer anders, und doch immer und ewig einerley. Es wird Morgen, damit es Nacht werde, und Nacht, damit es Morgen werde. Der Sommer gebiert den Winter und der Winter den Sommer; und so schlingt sich Jahr an Jahr, und ein Jahrhundert reißt das andre mit sich fort. Alles stürzt am Ende in den unermeßlichen, gährenden Abgrund, und steigt aus der Gährung neu herauf, um wieder verschlungen zu werden. Und so

geht es fort und muß fortgehn bis in die Ewigkeit der Ewigkeiten.

Diese Ansicht der Natur ist so trübe und niederschlagend, daß sie zum Selbstmorde führen könnte, wenn man sich ihr ganz dahin gäbe; aber sie ist auch selbst die Tochter eines trüben Sinnes und befangnen Gemüths, das sich an die Erscheinung dahingegeben hat. Die Erscheinung für sich ist düster und umnachtet; jenseits von ihr ist das Reich der Klarheit und des Lichtes, und sein Mittelpunkt Gott. — Dem auf Gott gerichteten Gemüthe zeigt auch die Natur ein heitres Angesicht voll unendlicher Schönheit, dem Abglanze des göttlichen Wesens; und jene gesetzmäßige Wiederkehr derselben Erscheinung verkündigt die Einheit des höchsten Gesetzes, welches die Welt zusammenhält, und seine schönsten Blüthen in dem sittlichen Handeln der Menschen entfaltet. In diesem Sinne ist die Natur schön; ja, man darf sie wohl göttlich nennen, weil

sich das Göttliche in ihr spiegelt, weil sie das unendliche Gewand ist, das von dem Throne des Unendlichen und Unerforschlichen über die Welt fließt, und auch in dem äußersten Rande seines Saums die Macht und Weisheit des Ewigen zeigt.

Gott ist die Liebe, und nur durch Liebe finden wir Gott.

Große und edle Thaten kommen vom Himmel und führen zu ihm. Nichts kann zu Gott führen, was nicht von Gott ausgeht.

Man mag sagen, was man will, so kann ich nicht umhin, es für Abgötterey zu halten, wenn man die Religion zu einer Magd eigennütziger Triebe macht. Was thut aber der anders, der um Geld und Gut betet; der Gott Opfer verspricht, damit sein Feld und sein Garten gedeihe, und durch Ge-

bräuche, die ein Symbol gottesfürchtiger Gesinnungen seyn sollen, den göttlichen Willen zu fesseln und an unser irdisches Treiben zu knüpfen sucht. Etwas anders ist es, der göttlichen Güte für äußere Güter zu danken; nicht, damit sie uns bleiben, sondern damit sie uns frommen. Aller Gottesdienst, der sich auf etwas anders als auf die Gesinnungen bezieht, der etwas anderes von Gott begehrt, als ein frommes und reines Herz, Kraft im Glück und in Leiden, Mäßigung im Genuß, Standhaftigkeit in guten Vorsätzen, Demuth in der eignen Schätzung, Liebe zu den Menschen, Gerechtigkeit, Milde, Versöhnlichkeit, und was es sonst für christliche Tugenden gibt — jeder Gottesdienst, der etwas Anderes zu erbitten oder zu erkaufen hofft, nährt, statt das Gemüth zu reinigen, den Eigennutz, und entfernt von Gott eben indem er scheinen will ihn zu suchen und sich ihm zu nähern.

Wer denen Gutes thut, von denen er Gutes empfangen hat, der bezahlt seine Schuld; wer aber seinem Feinde verzeiht, der sammelt sich einen Schatz im Himmel.

Ein Araber, dem ein Feind den einzigen Sohn erschlagen hatte, saß mit seinen Freunden am Brunnen in der Wüste, und genoß trauernd sein einfaches Mahl.

Da kam ein Wandrer einsam des Wegs. Hunger und Durst quälte ihn und die Sonne brannte heiß über seinem Haupte.

Da erkannte jener den Feind, der ihm den Sohn erschlagen hatte.

Und rief ihn zu sich und sprach: Wenn Dich durstet, so trinke aus diesem Wasser, und wenn Dich hungert, genieße von meiner Speise.

Und der Wandrer erkannte den, der ihn rief, und daß er sein Feind war, und sein Gebein bebte in ihm. Aber zur Flucht war kein Weg, und er war allein.

Da setzte er sich zu ihm, und aß von

seiner Speise und trank aus seinem Krug; aber seine Furcht war groß.

Und als er gegessen hatte, sagte sein Feind: Sieh, dein Leben ist in meine Hand gelegt. Du erschlugst meinen Sohn und mein Herz ist voll Traurigkeit. Und da Dich meine Augen sahen, ergrimmte ich in meinem Zorn, und wollte das Blut des Erschlagnen rächen.

Aber der Geist Gottes kam über mich, und ich erbarmte mich Dein.

Und sieh, ich habe Dich gespeist und getränkt, und es ist Dir kein Leid geschehn. So gelobe mir nun in meine Hand und bey dem lebendigen Gott, daß Du deinen Feinden thun willst, wie ich Dir gethan habe. Die Rache ist süß, aber vergeben ist besser.

Da weinte der Wandrer bitterlich, und seine Thränen benetzten die Hand seines edelmüthigen Feindes. Und er gelobte ihm, wie jener geboten hatte.

Hülfreich und dienstwillig seyn, um eines möglichen Vortheils Willen, ohne Neigung und Wohlwollen, gibt keinen Anspruch auf Dank. Dieß versteht sich von selbst. Aber auch der gehoffte Gewinn bleibt oft aus. Nichts in der Welt ist unsichrer, als die Berechnungen der Klugheit, und wer sein Capital nur in Hoffnung auf künftige Zinsen verleiht, verliert oft die Zinsen und das Capital obendrein. Es ist nicht immer auf das Gedächtniß derer zu rechnen, die unsre Dienste annehmen, und oft ändern sich die Umstände so, daß, wenn der Augenblick kömmt, wo wir den Lohn zu empfangen hoffen, er eben nicht erstattet werden kann. Dem reinen Wohlwollen, so wie der Rechtlichkeit und der Liebe des Guten, die ohne an sich zu denken, das Glück und die Freude Anderer fördert, bleibt die Belohnung nie aus. Denn hier liegt sie nicht in der ungewissen Frucht, sondern in dem Keim; nicht in dem Erfolg, sondern im Gemüth.

Ein König ging einſt von ſeinen Höflingen begleitet, durch das Feld. Hier ſahen ſie in der Nähe eines Dorfes einen armen Greis, der mit großer Mühe eine Grube machte, um einen Nußbaum darein zu pflanzen. Und die Hofleute ſpotteten des alten Mannes, der mit ſeinem Schweiße den Baum tränkte, von dem er keine Früchte erndten würde. Der Greis aber grub emſig fort und achtete ihrer Reden nicht. Da trat auch der König zu ihm hin und fragte nach der Zahl ſeiner Jahre. Mehr als achtzig, antwortete der Greis. Auch ſenkt ſich mein Haupt zur Erde, und ich könnte eben ſowohl mein Grab wühlen, als ich die Grube für dieſen Baum gegraben habe. — Du hoffſt alſo nicht die Früchte dieſes Baums zu genießen? fragte der König. — Es wäre wohl thörigt von mir, da ich jeden Tag mein Ende erwarte. — Warum machſt Du Dir alſo dieſe unnütze Mühe? — Dafür halt' ich es nicht, erwiederte der

Greis. Wenn dieser Baum Wurzel schlägt und Blätter treibt, so freu' ich mich seines Gedeihns; und schon jetzt sieht er in meinen Gedanken mit Laub, Blüthen und Früchten fröhlich bedeckt. Ist diese Freude nicht Lohnes genug? Und werden nicht einst meine Kinder die Früchte meiner Mühe genießen, und die Kinder meiner Kinder, so wie wir uns der Arbeit unsrer Väter freuen?

Diese verständige Rede gefiel dem Könige, und er lobte den Greis und beschenkte ihn. Die Höflinge aber, die ihn verspottet hatten, gingen beschämt hinweg.

Die Geheimnisse des Christenthums sind so frech verhöhnt worden, daß ein frommes Herz seinen Glauben daran gern in dichte Schleyer verhüllt, um sich ihrer in der Stille der Einsamkeit desto inniger zu freuen.

In meinen lebhaftesten Freuden, wenn ich die Banden meines Körpers kaum noch

fühle, strebe ich umsonst nach Worten, um das zu binden, was grenzenlos in die Unendlichkeit verschwimmt. Indem ich Worte suche, finde ich nur Töne, und selbst die Töne lösen sich dann in meinem Innern in etwas Zarteres und Geistigeres auf, das ich nicht nennen und nicht beschreiben kann.

Wenn ich aus einem schönen Traume der Freundschaft und Liebe erwache, wenn ich mit meinem verstorbnen Vater, mit meiner entfernten Freundin, mit meinem Bruder in wunderbaren und unbeschreiblichen Gefilden voll überirdischen Wohlklanges gewandelt habe, und ich dann nur vor Freude weinen kann; da denk' ich oft, wenn die Welt, die hinter dem Schleyer meiner geschlossenen Augen ersteht und aufblüht, so über allen Ausdruck herrlich ist, was wird jene Welt seyn, von welcher die Erscheinungen des Traumes nur eine leise Erinnerung sind?

Wenn sich das Aug' des Himmels, die Sonne, verbirgt, und die kalte feuchte Nacht sich über die Erde legt, da steigt ein freundlicher Engel hernieder, und hüllt sie in seine schützenden Fittiche. Und wenn die Sonne ihr reines Aug' wieder aufschlägt, sehen wir noch des Engels purpurnen Fittich, und nennen sein Entschwinden Morgenroth. Ehe er aber gänzlich scheidet, gießt er aus cristallenen Schaalen ein erquickendes Naß aus, das, aus den Bächen des Himmels geschöpft, die Erde erquickt, daß die Blumen sich aufrichten und ihre zarten Flügel entfalten, und um ihr duftendes, weiches Haar flüssige Farben zittern.

Wenn ich bisweilen in einer Gesellschaft nichts als Böses von andern höre, und die, welche andre mit Worten zerfleischen, doch nicht besser sind, als jene, so überfällt mich eine Bangigkeit, als wäre ich in einem undurchdringlichen Walde von reißenden Thie-

ren umringt. Ich kehre dann niedergeſchlagen auf mein Zimmer zurück, und voll von Bekümmerniß, wie ich mich durch dieſe Welt retten ſoll, ohne dem großen Haufen ähnlich zu werden.

Ich ging heute an einem Roſenbuſch vorüber, an dem noch eine einzelne Roſe hing. Gedankenlos hatte ich meine Hand nach ihr ausgeſtreckt, und war im Begriff ſie zu brechen. Da ſah ich ſie noch einmal an, und der Anblick der halb aufgeblühten, kindlich beſcheidenen Blume, die ſich ſo ſtill an ihrem einſamen Zweige wiegte, ging mir durchs Herz. Ich zog meine Hand wie erſchreckt zurück, und es wäre mir jetzt nicht möglich geweſen, das harmloſe Daſeyn der Einſamen abzukürzen. So ging ich fort, und ſah mich nach ihr um, und es war mir, als ob ich weinen müßte; und da ich mich entfernte, knüpften ſich ernſtere Ge-

danken an die Rose, als ich je von einer Blume erwartet hatte.

Das Schönste was die Erde gebiert, ist in dem Augenblicke, wo es entsteht, dem Tode geweiht. Aber mögen doch die holden Gestalten zerfallen, die jetzt in der Fülle ihrer Kraft und Schönheit wandeln, und sich mit dem Staube mischen, aus dem sie erstanden sind; die ewige Schönheit, deren Abglanz sie sind, überlebt sie ja doch alle, und diese wohnt in dem Innern eines jeden frommen Gemüthes. Zeit und Zufall zerstört das köstliche Werkzeug, aus dem eine kunstgeübte Hand entzückende Weisen hervorrief; aber die Harmonie des Ewigen, der die Sterne am Himmel ordnete, überlebt das Werkzeug und den Künstler. Es ist ja doch jedes schöne Werk der Natur und Kunst nur eine heilige Pforte, durch die sich der Himmel uns aufthut, um die Strahlen seiner ursprünglichen Schönheit —

wenn auch nur gebrochen und mit irdiſchen Schatten gemiſcht — auf die Erde zu ſenden, und in empfänglichem Herzen eine unauslöſchliche Sehnſucht nach dem zu entzünden, was keine Zeit und kein Zufall zerſtört.

Das ABC eines frommen und glücklichen Lebens *).

Auf Gott vertrau'! Iſt Menſchen Hülfe tod,
Gott lebet ſtets, und rettet aus der Noth.

Bau nicht Dein Haus auf leicht bewegten Sand;
Das Glück zerrinnt; die Tugend hat Beſtand.

Chriſt nennſt Du Dich; doch nicht der Nam' allein,
Auch Dein Gemüth und Thun muß chriſtlich ſeyn.

Du biſt umſonſt mit Witz und Geiſt beglückt,
Wenn Demuth nicht die Gaben Gottes ſchmückt.

Entflieh durch Thätigkeit dem Müſſiggang;
Dem Thätigen ſcheint nie der Tag zu lang.

Fang ſtets den Tag mit gutem Vorſatz an;
Am Abend frage Dich, was Du gethan.

Gut ſeyn iſt mehr als ſchön und vornehm ſeyn;
Kein Purpur hüllt den Greul des Laſters ein.

---

*) Dieſe Zeilen fand ich an meinem zehnten Geburtstage beym Erwachen auf dem Tiſche liegen. Sie waren von der Hand meines Vaters geſchrieben.

R.

Hegst Du ein fromm Gemüth, so wird Dir leicht,
Was außerdem Dir unerträglich deucht.

In keiner Lust vergiß die Mäßigkeit;
Das Süße wird durch Unmaas Bitterkeit.

Kein Haus gedeiht, aus dem, durch Zorn verscheucht,
Das Schwester-Paar der Lieb' und Eintracht weicht.

Lob klinget süß; doch seys der Wahrheit Preis;
Durch Trug erkauft, zerrinnt es leicht wie Eis.

Mit Dankbarkeit nimm was Dir Gott bescheert;
Ein dankbar Herz ist Gott und Menschen werth.

Nicht Rang und Reichthum, Putz und Tändeleyn,
Das Gute nur muß gute Menschen freun.

Ordnung und Reinlichkeit schmückt mehr als Putz;
Ein reines Herz haßt auch des Leibes Schmutz.

Preis willig fremd Verdienst, und schmolle nicht,
Wenn frey die Welt von Deinen Fehlern spricht.

Quäl' andre Menschen nie zu eignem Scherz;
Der kalte Spott verräth ein kaltes Herz.

Recht bleibet Recht: gesteh, wo Du gefehlt.
Verdoppelt wird ein Fehler, den man hehlt.

Schieb nicht zum Abend auf, was früh zu thun.
Verſäumter Pflicht Bewußtſeyn läßt nicht ruhn.

Trau Guten nur; ſie ſtehn in Treue feſt,
Auch wenn das Glück und Alles Dich verläßt.

Unmuth und Ungeduld laß ferne ſeyn;
Zu jedem Ding gibt froher Muth Gedeihn.

Vernunft und Wille liegen oft im Krieg;
Dich ſelbſt bekämpfen iſt der ſchönſte Sieg.

Wo iſt ein Edelſtein, der heller ſcheint,
Als Tugend mit Beſcheidenheit vereint.

Xantippens Nam' iſt Kindern ſelbſt ein Spott;
Verträglichkeit gibt Ruhm vor Welt und Gott.

Zeit dünket nur dem Thoren ohne Werth.
Nutz' auch die Stunde, die Dir Gott beſcheert.

* * *

Auch wenn Du ganz allein, ſey fromm und gut;
Der Höchſte wacht, wenn jedes Auge ruht.

Sprich nie zu viel, und immer mit Bedacht;
Ein thörigt Wort hat Unglück oft gebracht.

Gib andern gern, bist Du schon selbst nicht reich;
Wohlthätigkeit macht Menschen Engeln gleich.

Verdamme nie zu streng des Nächsten That;
Doch mit Dir selbst geh immer streng zu Rath.

Wenn auch die Welt bey Deinen Thaten schweigt,
Im Herzen ist ein Richter, der Dir zeugt.

Gelob' Dir, stets was Gott gebeut zu thun,
So wirst Du sanft im Schoos des Grabes ruhn.

Denkwürdigkeiten

aus dem Leben

der Gräfin

Katharina von Sendoval

von ihr ſelbſt beſchrieben.

Les Stoïques disent: Rentrez au-dedans de vous-mêmes; c'est-là où vous trouverez votre repos: et cela n'est pas vrai. Les autres disent: Sortez dehors, et cherchez le bonheur en vous diverdissant: et cela n'est pas vrai. Le bonheur n'est ni dans nous, ni hors de nous; il est en Dieu et en nous.

Pensées de Pascal.

Indem ich die Geſchichte meiner Jugend beſchreibe, erfülle ich zugleich einen Wunſch meiner geliebten Kinder, die das, was ſie oft in Bruchſtücken von mir gehört haben, im Zuſammenhange leſen möchten, und eine Pflicht der Dankbarkeit gegen Gott, deſſen wunderbare Leitung zu meinem Glück ich nie ohne die innigſte Rührung überdenken kann.

Mein Lebenslauf hat keine romantiſchen Verwickelungen; aber Alles, was mir Merkwürdiges begegnet iſt, ſteht mit der Ruhe, die ich in meinem jetzigen Alter fühle, und mit der Zufriedenheit, die ich, bey mannichfaltigen traurigen Ereigniſſen, eine lange Reihe von Jahren hindurch genoſſen habe, in einem ſo innigen Zuſammenhange, daß ich ſchon darum, auch wenn mich keine hö-

here Ueberzeugung leitete, einen Plan in meinem Leben vorausſetzen müßte. Nun iſt es aber immer bey der Erziehung meiner Kinder mein Beſtreben geweſen, den Glauben an eine höhere Lenkung unſrer Schickſale in ihren Seelen zu befeſtigen, indem ich ſie auf die Wege Gottes aufmerkſam machte, und ſie dadurch zu einer ruhigen Ergebung in den Willen deſſen zu führen, der allein weiß, was uns frommt. Auch die Geſchichte meiner Jugend kann dieſen Glauben in ihnen bekräftigen. Wär' ich in dem Leichtſinn dahingegangen, in welchem ich aufgewachſen bin, hätte Gott nicht durch mannichfaltige Mittel einen andern Sinn in mir geſchaffen, und mich die Tröſtungen der Religion kennen gelehrt, wie hätt' ich die Leiden meiner ſpätern Jahre, und die mannichfaltigen Prüfungen ertragen ſollen, die mein Leben umringt haben? Ich war kaum von einer langen und tödtlichen Krankheit erſtanden, als mir ein geliebter Gemahl in

der Blüthe seiner Jahre durch den Tod entrissen ward. Krieg und Aufruhr beraubten mich eines großen Theils meiner Habe; zwey blühende Söhne blieben in der Schlacht; der dritte suchte ein neues Vaterland jenseits des Meeres auf, und erlag dem Clima des fremden Himmels. Ich sah viele meiner Freunde aus dem Wohlstande in eine drückende Dürftigkeit geworfen; mehrere wurden Opfer des Grams; andre vertauschten die Heimath mit der Fremde; einige starben unter den Händen blutdürstiger Henker eines schmählichen Todes. Auch über meinem Haupte war das Schwerd aufgehangen. Doch hat mich Gottes Güte mit meinen geliebten Töchtern erhalten. Mit einigen Trümmern unsrer Habe aus dem Schiffbruch gerettet, seh' ich sie blühend um mich her, Gattinnen edler Männer, Mütter schöner und liebenswürdiger Kinder, die Freude meines Alters und ein Muster weiblicher Tugenden für Alle, die sie kennen. Ich selbst

genieße einer erträglichen Gesundheit, und wenn schon die Erinnerung an geliebte Todten meinen Augen oft Thränen entlockt, so fühle ich doch eine Ruhe und Heiterkeit in mir, die mich die Güter der Gegenwart dankbar genießen, und ohne Furcht in das Land, das jenseit des Grabes liegt, blikken läßt.

Wie ich diese innere Heiterkeit gefunden habe, die mich auch in meinen größten Leiden nie ganz verlassen hat, das soll der Hauptinhalt dieser Geschichte seyn. Ich werde sie auch nur bis zu meiner Verheyrathung fortführen, weil damals schon meine Denkungsart eine bestimmte Richtung genommen hatte, die in meiner spätern Zeit immer nur bestätigt, nie verändert worden ist. Ich habe mich nie geschent, auch in die Denkungsart andrer Menschen einzugehn, und die Wege zu beobachten, auf denen sie nach Glück und Ruhe strebten, und immer habe ich zu meiner Freude die Wahrheit

und Tüchtigkeit meines eignen Glaubens bewährt gefunden. Eine zahlreiche Classe von Menschen, mit denen ich gelebt habe, meistens aus den höhern Ständen und der großen Welt, betrachtete das Leben wie eine Vergnügungs-Reise, auf der man einige Unbequemlichkeiten um der größern Menge der Genüsse willen ertragen müsse. Diese Menschen, immer mit Gegenständen des Genusses umgeben, suchten ihr ganzes Leben zu Einem langen Festtage zu machen, und es hatte in der That aus der Ferne das Ansehn, als ob sie vorzugsweise in dem Besitze des Glückes wären. Wenn man es näher betrachtete, sah man bald, daß ihre Freuden, wenn sie auch nicht über den Anstalten selbst verloren gingen, doch höchst ungewiß und trügerisch waren. Verzogene Kinder des Lebens verschmähten sie, was sie eben gewünscht hatten, oder wünschten, was sie nicht erhalten konnten, sich und andre quälend, und oft nur noch in dieser Qual ver-

gnügt. So füllte sich der Kelch ihrer Lust durch ihre eigne Verschuldung immer mit den Hefen bittern Verdrusses an; Schaaren von Leiden drängten sich unmittelbar an die lustige Bande ihrer Freuden an, und bestreuten ihr Rosenlager mit den Dornen einer unnützen Reue. Denn das Traurigste war, daß diese verweichlichten und überreizten Menschen durch alle Erfahrungen nicht gebessert, sondern meist noch verschlimmert wurden. Statt die Tücke und Ohnmacht ihres Idols zu erkennen, glaubten sie nur die Art des Dienstes verändern zu müssen, und boten immer mehr Scharfsinn zu künstlichen Anstalten auf, bis unter vielen getäuschten Erwartungen und bey erschöpfter Genußfähigkeit, der letzte große Feyertag kam, für den, trotz aller Aufforderungen, doch allein keine Anstalten getroffen waren.

Eine andre Classe von Menschen, der ersten im Wesentlichen nah verwandt, trachtet weniger nach ausgesuchtem Genuß, als nach

Entfernung des Anstößigen und Unbequemen. Sie wollen vor allen Dingen Ruhe, und doch verlieren sie die Ruhe eben über dem Streben darnach. Die geringsten Besorgnisse wegen ihrer Gesundheit, eine kleine Beschädigung ihres Eigenthums, eine Verletzung ihrer Ansprüche, und ähnliche Dinge, die ihre Behaglichkeit bedrohen, setzen sie in die größte Bewegung, und lassen ihrer Selbstsucht keine Zeit zur Theilnahme an irgend etwas, das sie nicht unmittelbar berührt. Diese Menschen können, gegen die ersten gehalten, in einzelnen Momenten weise scheinen, da sie sich vielen Genuß leicht verbieten, und nur selten aus dem engen Kreise weichen, den sie um sich und etwa um einige der Ihrigen gezogen haben. Doch ist leicht zu sehn — was sich auch meist in der Würdelosigkeit ihres Aeußern verräth — daß ihr Gemüth eines festen Mittelpunktes ermangelt, und daß sie den Stürmen, die das alltägliche Leben erschüttern, nichts entgegen-

ſetzen können. Denn ohne Glauben an Gott und an das Licht ſeiner unendlichen Liebe, wird ihre Freude durch jede ziehende Wolke des Erdenlebens verdunkelt, und ſie müſſen die Mittel ihrer Rettung in äußern Dingen, das heißt, Hülfe gegen die Krankheit bey der Krankheit ſuchen.

Eine dritte Claſſe, die kleinſte von allen, aber die edelſte, ſtrebt allerdings nach einem feſten Standpunkte, aber ſie ſucht ihn da, wo er nicht zu finden iſt. Sie hat eingeſehn, daß das äußere Leben, wie der Dunſtkreis, der den Kern der Erde umhüllt, in beſtändigem Fluthen begriffen, nicht den ewigen Geiſt beherrſchen dürfe; daß das eigenthümliche Gebiet des Geiſtes die Wahrheit ſey, und daß, wer hier feſten Fuß faſſe, auch einen Stützpunkt gefunden habe, um die Erde mit der ganzen Laſt ihrer Uebel aufzuwiegen. Sie traten alſo mit rüſtigem Eifer die Reiſe in jenes Gebiet an, und da viele Wege dahin zu führen verſprachen,

forschten sie, oft mit Verzichtleistung auf jeden Genuß, welches der rechte sey. Manche, wenn sie Einen Pfad mit Mühe verfolgt oder selbst gebahnt hatten, überließen sich dann, oft aus Ermüdung, dem bequemen Wahne, daß sie das Ziel gefunden hätten, wenn auch schon ihre innerste Ueberzeugung nicht zusagte; andre aber, die nach vielen und oft wiederholten Versuchen statt des Lichtes nur Nacht, und statt einer beruhigenden Wahrheit nur Ungewißheit gefunden hatten, schlossen die Rechnung eines mühevollen Lebens mit dem Bekenntniß: Unser Wissen ist eitel Stückwerk! oder mit dem noch schmerzlichern: Wahrheit, du bist nur ein leerer Name!

Mein Umgang mit vielen dieser Männer, die sich Philosophen nannten, und zum Theil in dem Besitze der Wahrheit zu seyn glaubten, ohne darum weiser oder glücklicher zu seyn, zum Theil aber einem traurigen Zweifel an Allem Preis gegeben waren, hat

noch immer mehr in der religiösen Ueberzeugung befestigt, daß der größte Scharfsinn, wenn er sich mit Vermessenheit auf das Forschen nach Wahrheit begibt, in die Untiefen des Irrthums geräth; und daß das aufrichtigste Forschen im glücklichsten Fall nicht über das Ziel hinausführt, welches ein frommes und einfältiges Gemüth, gleichsam durch ein Wunder der göttlichen Gnade, in sich selbst entdeckt. Ich glaubte hieraus schließen zu können, was auch die göttliche Lehre bestätigt, daß der Durst nach Wahrheit, welcher in den edelsten Gemüthern glüht, ein Unterpfand unsrer höhern Abkunft, die Eitelkeit des Forschens aber auf dem gewöhnlichen Wege ein eben so sicheres Anzeichen unsrer irdischen Erniedrigung sey. Die Fülle der Wahrheit ist nur in Gott; aber zwischen Gott und uns ist der Vorhang der sinnlichen Welt und unsrer eignen irdischen und gebrechlichen Natur niedergelassen. Diesen zu durchdringen vermag kein mensch-

licher Blick; wohl aber kann ein Gemüth vor dem andern ahnden, was er verbirgt. Diese Ahndung, von der allein sich der Geist über das Irdische in das Gebiet der Ruhe und Heiterkeit aufschwingt, ist nicht ein Vorrecht des schärfsten Verstandes oder des größten Tiefsinns, sondern des frommen und einfältigen Gemüthes, das treu an dem hängt, was wir aus einer höhern Welt an die Ufer dieses Lebens gerettet haben, ohne sich durch das Getümmel derer irren zu lassen, die das Daseyn jener Ueberbleibsel bestreiten oder verhöhnen.

Diese einfältigen Gemüther, zu denen ich auch gehören möchte, ergeben sich mit frommer Demuth in das, was die Philosophen Unwissenheit nennen, weil sie glauben, daß die Verdunkelung des Geistes durch den unzerreißlichen Schleyer der Sinnenwelt diese Unwissenheit unvermeidlich macht, und daß es vermessen sey, Räthsel lösen zu wollen, welche der Finger Gottes geknüpft hat.

Ihr Durst nach Erkenntniß ist darum nicht minder groß, nur unterfangen sie sich nicht, da schauen zu wollen, wo nur Glaube gilt, und sehnen sich eben darum aus diesem Thale der Erniedrigung hinweg zu dem Throne des Ewigen, wo jeder Schleyer zerreißen, und die ganze Fülle der Wahrheit des Unendlichen offenbar werden wird. Diese Zeit erwarten sie mit demuthvoller Unterwerfung unter den Willen des Ewigen, und streben nur während ihrer Wanderung auf Erden mit aller Kraft, einst eines so überschwenglichen Glückes gewürdigt zu werden. Sie betrachten das Leben als eine Offenbarung Gottes in beschränkten Formen für Menschen faßlich; daher lieben sie es nicht mehr als es verdient, und nicht ohne Scheu, unbedachtsam über dem Abbilde die Wirklichkeit, die Wahrheit zu vergessen über dem Schein. So gehen sie, mit stiller Erwartung ihres Todes, durch das Leben hin; tragen die aufgelegte Last mit Ergebung in

den Willen der ewigen Liebe, und harren der Zeit. Denn da sie wissen, daß jedes Ding eine Zeit der Reife fordert, und das eine früher, das andre später gedeiht, so erwarten sie nicht von dem Winter die Blüthen des Frühlings oder die Früchte des Herbstes, und nicht von dem engen, rings umdunkelten Leben was nur die Ewigkeit geben kann. So sind sie des Lebens froh, so lange es dauert, und ohne Furcht an dem gähnenden Abgrund des Todes.

Ich bin auf dem Lande, in der Nähe von München geboren. Meine Mutter wurde von ihrer Niederkunft überrascht, und starb an den Folgen derselben; ich blieb als ein schwaches Kind unter der Aufsicht einer Amme, die mich drey Jahre lang stillte, und mich alles lehrte, was sie selbst wußte, das heißt, ein Kreuz machen und das Ave beten. Ich faßte diesen Unterricht leicht, und wendete ihn so gut an, daß ich im

ganzen Dorfe den Ruhm eines gar frommen Kindes genoß.

Nach Verlauf dieser Zeit, die mich körperlich sehr gestärkt hatte, erinnerte sich mein Vater wieder an mich, und ließ mich nach München kommen, wo er mir eine Französin zur Erzieherin gab. Auf diese Einrichtung beschränkten sich seine Sorgen um mich. Mein Vater war ein schöner Mann von angenehmen Sitten und gebildetem Geiste, aber verderbt durch den Umgang mit der großen Welt und mit leichtsinnigen Weibern, die um seinen Besitz wetteiferten. Einen Theil des Jahres brachte er bey dem Regimente zu, dessen Oberster er war, einen andern auf Vergnügungsreisen, in Bädern und auf den Landhäusern seiner Freunde; und auch den Winter über, wo er in die Hauptstadt kam, sah ich ihn bisweilen in ganzen Wochen nicht. Wenn er mir zufällig begegnete, nahm er mich in die Höh, küßte mich, fragte die Gouvernante nach meinem Befinden,

empfahl mich ihrer Sorgfalt, und dachte dann nicht weiter an mich.

Meine Aufseherin, eine gutmüthige Person, aber überaus leichtsinnig und dem Vergnügen ergeben, benutzte die Freyheit, die man ihr ließ, um auch ihrer Seits von den Freuden der Welt so viel zu genießen, als in ihrer Lage möglich war. Da sie mich außer ihrer Sprache, einigen weiblichen Arbeiten und etwas Catechismus, nichts von Bedeutung lehren konnte, nahm sie sich vor, mich, meinem Stande gemäß, für die große Welt zu bilden, d. h. meinen Kopf mit Modethorheiten anzufüllen, und meinen Körper auf alle Weise herauszuputzen. Promenaden, Schauspiele, Concerte und Gesellschaften, in denen wir Mädchen die Damen spielten, füllten den größten Theil unsrer Zeit aus, und wenn wir zufällig einen Abend allein und zu Hause bleiben mußten, vertrieben wir uns die Zeit durch Gähnen bey einem französischen Romane.

So hatte ich mein eilftes Jahr erreicht, als sich mein Vater zum zweiten Male verheirathete. Meine neue Mutter war nicht mehr in der ersten Blüthe der Jahre, aber schön genug, um einem Manne zu gefallen, übrigens aber von kalter Natur, und durch Lectüre und Umgang fast mehr als weiblich gebildet. Ich habe Ursache zu vermuthen, daß mein Vater sie weniger aus Liebe als aus Eitelkeit heirathete; wenigstens kehrte er gleich nach den ersten Monaten zu seiner vorigen Lebensart zurück, und überließ dafür seiner Frau die Einrichtung und Verwaltung des Hauses ohne Einschränkung. Ich muß von ihr rühmen, daß sie mich nie das Verhältniß einer Stiefmutter hat fühlen lassen; vielmehr bewies sie mir alle Liebe, deren sie nur fähig war. Da sie meinen Unterricht ziemlich vernachlässigt fand, so nahm sie sich meiner eifrig an; unterrichtete mich in einigem selbst, in andern gab sie mir taugliche Lehrer, und da sie selbst Alles

leitete, und es mir nicht an Fähigkeit zu lernen fehlte, so holte ich bald das Versäumte nach. Meine Mutter war sehr zufrieden mit mir, und ich erkannte ihre Vorsorge mit desto größerem Dank, je mehr die Lobsprüche, die ich meiner Kenntnisse wegen von Fremden erhielt, meiner Eitelkeit schmeichelten.

Während mein Vater in den glänzenden Cirkeln der Hauptstadt nach Vergnügen jagte, und in seinem eignen Hause fast wie ein Fremdling lebte, versammelte meine Mutter, welche die gewöhnlichen Gesellschaften verachtete, eine kleine Anzahl gebildeter Männer um sich, die ihr die Zeit mit Gespräch und Lectüre vertreiben mußten. Ich gestehe, daß diese Gesellschaften, an denen mich meine Mutter aus besonderer Gunst Antheil nehmen ließ, mir meistentheils große Langeweile machten, und daß die Befriedigung, die sie meiner Eitelkeit gaben, nicht immer hinreichte, um die Sehnsucht nach der alten lustigeren Lebensart zu verbannen, die ich unter der

Leitung meiner Französin geführt hatte. Die gewöhnlichen Gesellschafter meiner Mutter, insgesammt Franzosen oder in der Schule der französischen Philosophie gebildet, suchten ihren größten Ruhm darin, von dem Lande, in dem sie lebten, keine Kenntniß zu nehmen. und die Denkungsart der Nation, deren Sprache sie redeten, als den alleingültigen Canon alles Denkens aufzustellen. Die Herrlichkeit der französischen Literatur, die Vollkommenheit der französischen Sprache, die Ueberlegenheit der französischen Nation in allen Gegenständen der Bildung, das war der unerschöpfliche Stoff ihrer Unterhaltung, und ob sie gleich Alle darin, wie in einem Glaubensartikel, übereinstimmten, so kamen sie doch immer wieder darauf zurück. Die höchste Schmeicheley, mit welcher sie meine Mutter ehrten, war, daß sie vollkommen die tournure einer Französin habe, und daß man schwören solle, sie sey in dem Mittelpunkte der Hauptstadt in der besten Gesellschaft aufgewachsen.

Meine Mutter hörte dieß mit großem Vergnügen, und um sich des Beyfalls dieser Herren vollkommen würdig zu machen, warf sie sich unbedingt in ihre Grundsätze und Denkungsart. Alle diese Herren waren entschiedene Anhänger einer anti-christlichen Schule, die sich damals in Frankreich bildete, und von Frankreich aus die Höfe Europas überzog, und sprachen, mit großer Salbung, bald mehr in dem Geiste Voltärs, bald mehr als Jünger Diderot's und d'Alemberts; immer aber mit entschiedner Verachtung gegen das Christenthum, das sie auf eine höchst fanatische Weise des Fanatismus beschuldigten. Die Einfälle, in die sie sich bey solchen Veranlassungen ergossen, ergötzten mich bisweilen, und es kam mir ungemein pikant vor, daß selbst die geistlichen Herren, die zu dieser Gesellschaft gehörten, das Christenthum so wenig als die geistliche Würde schonten, und die Kirche, zu der sie gehörten, wie ein altes faselndes Weib ver-

höhnten. Doch dieſes war keineswegs ihre größte Inconſequenz. Einige von ihnen, die ſich bis zum Materialismus erhoben hatten, erklärten das Daſeyn Gottes für eine Fabel, um Kinder damit fürchtend zu machen, und den Glauben an die Fortdauer nach dem Tode für ein leeres Geſpenſt. Gleichwohl verſchmähten ſie es keineswegs, ſich an die Thronen der Großen zu drängen; ſo wie ſie um jede Auszeichnung und um die Ausdehnung ihres Ruhms eifrig buhlten. Auch von den Anmaaßungen der Tugend ſprachen einige unter ihnen ſehr abſchätzig, indem ſie in ihr, nach den Grundſätzen ihrer größten Philoſophen, nur ein Werk der Eigenliebe und des feingeſponnenen Eigennutzes finden wollten. Gleichwohl erhoben ſie den Schein der Tugend, guten Anſtand, Zuvorkommniß und andre Gaben der Weltleute, die das geſellſchaftliche Leben erheitern, mit den übertriebenſten Lobſprüchen. Sie geſtanden alſo zu,

daß die Richtigkeit des höfischen Lebens nicht ohne mannichfaltige Opfer bestehen könne, und rühmten die, welche solche Opfer, um unbedeutender Zwecke willen, am häufigsten und leichtesten brachten; daß aber in dem großen Verkehr des Lebens, und in weit bedeutendern Verhältnissen eben dasselbe, nur auf eine weit höhere und würdigere Weise geschehe, das schien ihnen für die menschliche Natur zu viel zu seyn.

Diese Bemerkungen machte ich damals noch nicht. Ich hörte Alles an, als ob es so ganz natürlich wäre, und da bisher meine ganze Religion bloß in der nachläßigen Beobachtung einiger äußern Gebräuche bestanden hatte, und meine Mutter, vor deren Verstand ich große Ehrfurcht hegte, auch diese verachtete, so ergab ich mich ohne das geringste Bedenken dem Unglauben, der mir unendlich geistreicher und gründlicher erschien, als das, was man mich unter dem Namen der Religion gelehrt hatte. Indeß dachte ich

damals überhaupt nur wenig über dieſe Dinge nach, und erſt ſpäter, als ich bey meinem Aufenthalte in Paris dieſelben Gegenſtände wiederum verhandeln hörte, und die Erinnerungen einer frühern Zeit in mir erweckt wurden, ſtellte ich die Betrachtungen an, welche ich hier vorweggenommen habe.

So waren einige Jahre verfloſſen, als mein Vater an den Folgen eines Sturzes vom Pferde plötzlich ſtarb. Der Tod eines Mannes, den ich ſo wenig gekannt hatte, verurſachte mir keinen großen Schmerz, und auch meine Mutter ertrug ſeinen Verluſt mit einer faſt mehr als philoſophiſchen Ruhe. In unſrer Lebensart wurde hierdurch wenig geändert. Indeß beſchloß meine Mutter nach der erſten Trauerzeit ihre jetzige Unabhängigkeit zu benutzen, und ſich in der Hauptſtadt Frankreichs niederzulaſſen. Ich freute mich außerordentlich auf dieſe Veränderung, von der ich mir Wunder welche Freuden verſprach, und meine Mutter ward

von der Hoffnung, künftig unmittelbar aus den Quellen der Weisheit und des Geschmackes zu schöpfen, neu belebt. Alle unsre Anstalten waren gemacht; ein Hotel in Paris gemiethet; der Tag der Abreise festgesetzt, als meine Mutter beym Abschiednehmen in ein Haus kam, das mit den Pocken angesteckt war. Ein mit dieser Krankheit behaftetes Kind kömmt ihr zufällig auf den Armen seiner Wärterin entgegen; sie entsetzt sich, kömmt krank nach Hause, und am andern Morgen bricht das Fieber aus. Die heftige Unruhe, in die dieser Zufall sie setzte, vermehrte das Uebel; der Ausschlag, der sich zu zeigen anfing, trat zurück, und in wenigen Tagen war sie nicht mehr. Mein Schmerz war sehr groß, und ich vergoß aufrichtige Thränen über den Verlust einer Wohlthäterin, die mich wie ihr eigenes Kind behandelt, und mir alles Gute erwiesen hatte, das in ihren Kräften stand.

Ich war jetzt in meinem vierzehnten

Jahre, vater- und mutterlos, mit einem ansehnlichen Vermögen, der Vorsorge fremder Menschen anheimgefallen. Mein Vormund nahm mich in sein Haus, bis er ein schickliches Unterkommen für mich gefunden hätte, und ich brachte hier einige Monate zu, die ich zu den traurigsten meiner Kindheit rechne. Die ganze Einrichtung des Hauses, in welchem bey einem äußern Anstrich von Pracht, eine fast unerträgliche Kargheit herrschte; die eintönige Lebensart, die sich Woche für Woche ängstlich wiederholte, und der beschränkte Geist der Frau, mit welcher ich einen großen Theil meiner Zeit zubringen mußte, alles das machte einen höchst auffallenden und höchst unangenehmen Contrast mit dem, was ich in meinem väterlichen Hause gewohnt gewesen war. Mein Vormund, ein heftiger Mann, war mit seiner nicht sanften Frau in einen ewigen Krieg verwickelt, der oft in meiner Gegenwart, und meist bey Tisch' auf eine höchst

widrige Weise ausbrach und das sparsame Mahl verbitterte. Es konnte sonderbar scheinen, daß diese Leute, die in ihrer ganzen Denkungsart, so wie in ihrer hagern, langen, zugespitzten Gestalt eine auffallende Aehnlichkeit hatten, doch fast nie Eines Sinnes waren; gleichwohl habe ich dieselbe Erscheinung sehr oft da wahrgenommen, wo die Aehnlichkeit in schlimmen Eigenschaften bestand, in denen, zufolge ihres ganzen Wesens, eine unruhige Reizbarkeit und Hang zum Widerstande eingeschlossen liegt. Mein Vormund pflegte den größten Theil des Tages seinen Geschäften zu widmen; die Abende brachte er regelmäßig in einer geschloßnen Gesellschaft zu, wo er sich die Zeit mit einem kleinen Spiele vertrieb; während seine Frau eben so regelmäßig mit einem Canonicus, einem pensionirten Obersten, und einer oder zwey hochgeschminkten Damen eine Spielpartie in ihrem Hause machte. Hier war Alles so ein-

tönig, so wiederkehrend, selbst die Zwischenreden und Scherze, daß jeder Tag ein treues Bild des andern schien, nur daß, wie bey einem schlechten Kupferstiche, der nächste Abdruck immer der elendere war. Es hat mir oft geschienen, als ob die Gewohnheit des täglichen Spiels, zumal mit denselben Menschen, für den Geist eine der verderblichsten sey, und daß selbst geistreiche Personen durch diese bequeme mechanische Beschäftigung allmählig die Neigung, und bald auch die Fähigkeit zu einer würdigen Unterhaltung verlieren.

Ich sehnte mich unendlich aus dieser Einförmigkeit hinweg, und der Beschluß, der mir zu jeder andern Zeit zuwider gewesen wäre, mich in eine Kloster-Pension nach Salzburg zu bringen, war mir jetzt, wo ich nur Befreyung aus dem nächsten Uebel wünschte, ganz angenehm. Welche Rücksichten meinen Vormund gerade auf diesen Entschluß gebracht, ist mir unbekannt;

aber das Haus der Ursulinerinnen stand damals in Ruf, und mehrere Familien hatten ihre Töchter dahingegeben. Dieser Umstand mochte auch meinen Vormund bestimmt haben; und da ihn gerade Geschäfte nach Salzburg führten, übergab er mich selbst der Priorin, von der ich auf eine liebevolle und mütterliche Weise aufgenommen ward.

Die Ursulinerinnen hielten damals eine große Schule, die von Kindern aller Stände besucht wurde, und eines nicht unverdienten Ruhmes genoß; wir Kostfräulein hatten noch besondern Unterricht. An Eifer fehlte es meinen guten Lehrerinnen nicht; aber nach dem, was ich von meiner Stiefmutter gelernt, und in ihren Abendcirkeln gelegentlich aufgefaßt hatte, erschien mir ihr Unterricht langweilig und nicht selten lächerlich. Ich war über meine Jahre klug, und was noch schlimmer war, ich hatte eine Verachtung und ein Vorurtheil gegen die guten Kloster-

frauen mitgebracht, das auch die beſten Lehren hätten vereiteln können. Die religiöſen Uebungen kamen jetzt etwas fleißiger vor, als in meinem vorigen Leben; aber da mir die Religion überhaupt nur immer wie eine Art von Höflichkeitspflicht erſchienen war, und ich bey meiner Mutter ſehr oft gehört hatte, daß man ſich bey dieſen an ſich gleichgültigen Dingen nach den Umſtänden richten müſſe, weil es unanſtändig ſey, hierüber zu ſtreiten, und unklug, den Meinungen andrer zu trotzen; ſo wurde mir jetzt dieſe Heucheley nicht ſehr ſchwer. Ich ging alſo etwas öftrer in die Meſſe, ließ meinen Roſenkranz etwas öftrer durch die Finger laufen, und beichtete öftrer; übrigens blieben meine Geſinnungen immer dieſelbigen, und meine Gedanken waren mit ganz andern Dingen beſchäftigt, als mit denen, welche ich zu thun ſchien. Auch kann ich mich nicht entſinnen, daß mir dieſe Stimmung meines Gemüthes je die min-

desten Sorgen gemacht hätte. Die meisten meines Alters, die doch von meinem philosophischen Unglauben weit entfernt waren, machten es nicht besser als ich, und wir gestanden uns oft mit Lachen die tollen Gedanken, mit denen wir uns die Zeit in der Kirche vertrieben hatten. Der einzige Unterschied war, daß die Frömmern unter uns ihre Sünden mit Pönitenzen büßten, bey denen sie deren von neuem begingen; ich aber keine Reue über Etwas vorgab, das ich ohne Absicht beging, und ohne Bedenken vergaß.

Was meinen Aufenthalt in dieser Pension sehr erheiterte, und mir etwas mehr Freyheit verschaffte, als die andern Kostgängerinnen genossen, war eine Verbindung mit der Nichte meiner verstorbnen Mutter, die eine große Neigung für mich faßte, und mich öfters besuchte. Mit einem nahen Verwandten des Fürstbischofs verheirathet, genoß sie im Kloster ein gewisses Ansehn,

und ich hatte nicht nur Erlaubniß sie zu besuchen, wenn sie in der Stadt war, sondern auch bisweilen einige Tage mit ihr auf dem Lande zuzubringen. Sie liebte die Natur, und die herrlichen Umgebungen von Salzburg, so wie das ganze romantische Land, boten dieser Liebe reichliche Nahrung dar. Ich will hier eines Vorfalls erwähnen, der uns bey einem unsrer Spaziergänge begegnete, und mir eine Veranlassung gab, über die Macht religiöser Ideen nachzudenken, ohne daß ich doch damals von dieser Veranlassung den rechten Gebrauch machte. Wir hatten einstmals an einem heitern Herbstmorgen einen der höchsten Berge in der Nähe der Stadt bestiegen, um uns der Aussicht zu freuen, die eine weite, fruchtbare Ebne mit den unermeßlichen Reihen schroffer Alpen vereint. Während wir hier saßen, in der Herrlichkeit der Natur verloren, sahen wir einen alten Mann an der steilsten Seite des Berges emporklim-

men, von einem zwölfjährigen Mädchen begleitet, das sich von Zeit zu Zeit niedersetzte, um auszuruhn, während der alte Mann langsam und rastlos aufwärts stieg. Als er die Höhe erreicht hatte, kniete er, ohne rechts oder links umzuschauen, vor einem Kreuze nieder, das an der äußersten Kante des Berges hoch in die Lüfte ragt, und betete lange Zeit in sich versunken mit großer Andacht. Das Mädchen kniete neben ihm. Als er geendigt hatte, kehrte er um, wie er gekommen war, mit blassem und gesenktem Angesicht; aber er war kaum einige Schritt gegangen, als er ohnmächtig zu Boden sank. Wir eilten ihm beyzustehn, und boten ihm etwas von unsern Lebensmitteln zur Stärkung an; aber er schlug Alles standhaft aus. Und da wir dennoch nicht aufhörten in ihn zu dringen, und nach der Ursache seines Weigerns forschten, sagte er uns: Er sey ein Landmann aus einem benachbarten Dorfe, Besitzer eines hübschen Vermö-

gens, und vormals Vater einer zahlreichen Familie; aber alle seine Kinder wären vor ihm gestorben, außer seiner jüngsten Tochter. Diese habe er an einen braven und schönen Mann verheirathet, welcher Handel getrieben; und vor einigen Jahren sey dieser auf einer seiner Wanderungen in dem Gebirge von Räubern angefallen und erschlagen worden. Da habe sein armes Weib, während ihrer Trauerzeit ein Kind geboren, und dieses sey ihr einziger und letzter Trost und auch der seinige; und nun sey dieses Kind krank auf den Tod. Alle Mittel seyn umsonst angewendet worden; die Mutter verzweifle, und das Kind habe selbst gesagt, daß es heute sterben werde. Da habe er nun, in seinem Jammer, der Mutter Gottes gelobt, zu diesem Kreuze zu wallfahrten, ohne Speis und Trank, und für das Kind zu beten; und das Gelübde wolle er vollends erfüllen. Vielleicht, setzte er hinzu, ist uns Gott gnädig, und hat Mitleiden mit dem ar-

men Weibe. Denn was mich alten Mann betrifft, so kann ich mich schon eher trösten, da ich nur noch wenige Tage zu leben habe. — Nach dieser Erklärung drangen wir nicht weiter in ihn. Nur das Mädchen, das ihn begleitete, nahm etwas zur Stärkung an, und versprach uns von dem Erfolge Nachricht zu bringen. So verließen sie uns, und unsre Blicke begleiteten noch lange den Greis, welcher mühsam die steile Höhe hinabklimmte, bis er endlich unsern Augen ganz verschwand. Am folgenden Tage hörten wir den Verlauf der Geschichte. Entkräftet, zitternd und blaß war der alte Mann in sein Haus zurückgekommen. Das Kind lebte noch, an seinem Lager kniete die Mutter und betete. Als er hinzutrat, kehrte das Kind die brechenden Augen matt nach ihm hin, faltete die kleinen Hände und sagte lächelnd: Aeti, die Engel rufen dich und mich! — Dann verschied es. Zugleich sank auch der alte Mann in die Knie; die Nacht des To-

des bedeckte seine Augen, und er öffnete sie dem Lichte nicht mehr. Die Mutter saß thränenlos da, und betete über beyde Todten. Dann nahm sie das schlummernde Kind mit beyden Händen aus seinem Lager auf, hob es zum Himmel und sagte: Gott hat es gegeben, Gott hat es genommen; der Name des Herrn sey gelobt! Und nun ging sie, ihre Nachbarn zu rufen und die Leichen zuzuschicken.

Diese Begebenheit, von der ich zum Theil Zeuge gewesen war, rührte mich mehr, als daß die Betrachtungen, die ich darüber anstellte, eine dauernde und tiefe Wirkung bey mir gehabt hätten. Im Ganzen blieb ich bey meinem vorigen Sinn. Es kam mir noch immer vor, als sey die Religion eine Sache der niedern Stände, und zwar nützlich für das Volk, aber von gebildeten und unterrichteten Menschen recht gut zu entbehren. Dieser Gedanke war mir damals wohl zu verzeihen. Was ich von der Religion

kannte, war nur die äußere Hülle derselben; ihr Inneres war mir nie gezeigt worden; und von ihren Tröstungen hatte ich nie eine Erfahrung gemacht. Vielmehr empörte sie meinen Stolz in vielen Stücken; in andern beleidigte sie meinen Geschmack; in noch andern schien sie mir das Widerspiel der gesunden Vernunft. Alles das war die Wirkung des schlechten Unterrichtes, den sich erhalten, der Wiederhall der Lehren, die ich in dem Hause meiner Mutter eingesogen hatte, und das Resultat meiner eignen beschränkten Erfahrungen.

So hatte ich mein sechzehntes Jahr erreicht, ohne daß ein lebendiger Gedanke an mich selbst und an mein Verhältniß zu dem höchsten Wesen in meiner Seele aufgekeimt wäre. Die mechanischen Uebungen der Religion gingen ganz ohne Wirkung an mir vorüber, und der einzige Gedanke, dessen ich mir dabey recht lebhaft bewußt war, war der Wunsch, recht bald durch eine Verände-

rung meiner Lage von diesen lästigen Pflichten befreyt zu seyn. Da ich ein unabhängiges Vermögen besaß, von guter Familie und nicht häßlich war, so konnte ich einer baldigen Erfüllung dieses Wunsches entgegensehn. Wer mein Befreyer wäre, schien mir damals ganz gleichgültig; ich hatte nur den Gedanken der Befreyung vor Augen. In die Welt einzutreten, ihre Freuden zu genießen, eine Figur darin zu machen, und in einem Hause nach Gutdünken zu schalten, das war Alles, woran ich dachte; und meine Phantasie schmückte diese Gedanken so reichlich aus, daß mir die Nacht, in der mein funfzehntes Jahr zu Ende ging, unter den mannichfaltigsten und ergötzlichsten Erwartungen schlaflos verstrich.

Aber wie eitel sind doch die Gedanken der Menschen und wie wunderbar die Fügungen Gottes? Dieses Jahr, daß ich mit so weltlichen Planen angetreten hatte, wurde auf eine ganz andre Weise beschlossen, als

ich damals wähnte, und ſtatt mich in die Zaubergärten der großen Welt einzuführen, in denen ich bey meiner damaligen Stimmung wahrſcheinlich verloren geweſen wäre, führte es mich zu mir ſelbſt zurück. Das, was dieſe Veränderung in mir bewirkte, und meinen weltlichen Sinn zuerſt erſchütterte, war ſcheinbar eine Kleinigkeit. Aber was iſt Kleinigkeit in den Augen des Ewigen? Er, vor deſſen Augen die unendliche Verkettung der Dinge aufgedeckt liegt, knüpft oft an die ſchwächſten Fäden die größten Erfolge.

Unter den Gegenſtänden, in denen wir unterrichtet wurden, nahm die Muſik eine vorzügliche Stelle ein. Ich hatte nie ein großes Vergnügen an dieſer Kunſt gefunden, und die Art, wie man ſie damals bey uns trieb, war nicht ſehr geeignet, ihr Eingang zu ſchaffen. Unſre Lehrmeiſterin, welche einige Kenntniſſe von der Theorie beſaß, und ſich viel darauf zu Gute that, quälte uns auf eine unverzeihliche Weiſe

mit ihrer Gelehrsamkeit, so daß ihre Schülerinnen kaum die ersten Anfangsgründe begriffen hatten, als sie schon Anstalten machte, sie in die Geheimnisse des Contrapunktes einzuführen. Dabey war ihr Geschmack so schlecht, als ihr Vortrag schleppend, und mit einer unendlichen Menge steifer Verzierungen überladen, die sie als das Höchste der Kunst allen ihren Schülerinnen aufdrang. Diese geistlose und kindische Musik fand indeß große Bewunderer, und die Schwester Seraphine galt weit und breit für die größte Virtuosin und eine unübertreffliche Lehrerin. Auch wir nahmen es auf Treu und Glauben an, und machten diese eiteln Künste so gut oder so schlecht nach, als wir konnten, ohne zu ahnden, daß es eine ganz andre Musik gebe, als dieses schale Geklimper.

In der Zeit, von welcher ich spreche, gewöhnte sich ein junger Edelmann, den ich Montalto nennen will, in das Kloster, ein

naher Verwandter unſrer Domina, der das Zutrauen, das ſeine Tante in ihn ſetzte, durch ſeine Tugenden und eine höchſt muſterhafte und liebenswürdige Beſcheidenheit vollkommen zu rechtfertigen ſchien. Er war ſeit kurzem von Reiſen zurückgekommen, und da er ſeine Tante faſt täglich beſuchte, wurde er auch bald mit den Koſtfräulein bekannt. Seine Beſuche waren, wie die Folge zeigte, nicht ganz uneigennützig. Er liebte eines der Fräulein, und knüpfte mit ihr ein Verhältniß ſo geheimnißvoll an, daß niemand das Mindeſte ahndete, bis ſie eines Tages, zum Schrecken aller Kloſterfrauen, zuſammen entflohn. Doch dieſes geſchah erſt, nachdem ich das Kloſter verlaſſen hatte.

Montalto, aus einer alten, aber herabgekommenen Familie, beſaß alle Talente, die ſeinem Stande angemeſſen waren; vorzüglich aber war er ein trefflicher Clavierſpieler. Er ſetzte ſich oft an den Flügel, und vertrieb uns die Zeit mit den ſchönſten Com-

positionen italienischer Meister, die er in einem großen Geschmack, mit eben so viel Genauigkeit als Einfalt vortrug. Unsrer Lehrerin zwar war diese Art der Musik ein Greuel, und sie mußte zu ihrem Verdrusse sehn, daß mehrere ihrer Schülerinnen, und gerade die, auf welche sie am stolzesten gewesen war, sich alle Mühe gaben, ihre Manier zu vergessen, und sie gegen Montalto's Vortrag umzutauschen. Ich hatte nie zu der Zahl ihrer Auserwählten gehört, und so achtete sie auch nicht sonderlich auf die Veränderung, die sich damals mit mir ereignete. Da ich einen ganz angenehmen Sopran sang, Virginie aber, die geheime Liebe Montalto's, den schönsten Alt, so vereinigte uns dieser liebenswürdige Lehrer oft zu einem zweystimmigen Gesang, den er wohl auch selbst seine sanfte und geschmeidige Baßstimme, wie den helleren Farben einen tieferen Schatten, zugesellte. Bey diesen Gesängen fühlte ich zuerst die Macht der

Musik. Ich bemerkte, daß dieselben Worte, die ich früher ohne Theilnahme gehört oder gelesen hatte, jetzt, als ob sie eine andre Bedeutung bekommen hätten, mein Inneres wunderbar bewegten, und, mit den Tönen vermählt, meiner Seele eine überschwengliche Fülle tiefen und reichen Sinnes zuführten. Aber auch die wortlose Musik ward mir jetzt werth, und es war bald keine Beschäftigung, die ich mit größerem Eifer und Liebe getrieben hätte. Montalto verschaffte mir, was ich wünschte, und indem er mein Studium leitete, hatte er die Freude, mit meiner Geschicklichkeit auch meine Begeisterung für diese göttliche Kunst immer mehr steigen zu sehn.

Durch dieses Studium, das mich jetzt fast ausschließend beschäftigte, war meine Sehnsucht nach der Welt, um ein Großes vermindert worden. Denn es war nicht die Kunstfertigkeit, an der ich hing, oder die eitle Hoffnung, auch mit diesem Talente ei-

niges Aufſehen zu machen; ſondern etwas ganz anderes, das ich nicht zu beſchreiben im Stande bin. Mein ganzes Innere ſchien ſich umzugeſtalten, oder vielmehr, es ſchienen ſich in meinem Innern Organe zu öffnen, die es mit einer andern, vormals mir unbekannten Welt in Verbindung ſetzten. Ich hatte früher auch zu hören gewähnt, aber jetzt ſchien es mir, als ob Alles nur in todten Worten und nichtsſagenden Tönen an mein äußeres Ohr angeſchlagen hätte, ohne zu der innern Werkſtätte des Geiſtes vorzudringen. Da die meiſte Muſik, mit der mich Montalto verſah, von einem ernſthaften Charakter war, wie er überhaupt das Große und Feyerliche mehr, als das Fröhliche liebte, und ich mich Tag und Nacht damit beſchäftigte, ſo wurde eine ernſte Stimmung herrſchend in mir. Immer mehr und mehr zog ich mich zurück in mich ſelbſt, und richtete meine Gedanken faſt ausſchließend auf die Welt, die ſich in mei-

nem Innern, wie aus einer tiefen Nacht immer heller und farbenreicher erhob, und Alles, was ich je gesehen hatte, oder zu sehen hoffen konnte, weit hinter sich ließ. In die stille Beschauung und Ausbildung dieser poetischen Zauberwelt verloren, und fast gleichgültig gegen Alles, was mich vormals gereizt hatte, sog ich mich mit unzähligen Fühlfäden an die Erscheinungen an, die mir in dem Aether der Töne entgegenschwammen. Meine vormalige Munterkeit schien sich verloren zu haben; ich war schweigsamer geworden und schien traurig, weil ich in meinem Innern selig war. Meine Aufseherinnen, denen meine Veränderung nicht unbemerkt blieb, wußten nicht, wo sie die Ursache davon auffinden sollten, und, wenn sie bey mir selbst darüber forschten, griffen sie die Sache so ungeschickt an, daß, hätte ich ihnen auch Rechenschaft geben können, mir schon der gemeine Sinn, mit dem sie forschten, den Mund auf immer würde ver-

ſchloſſen haben. Da ſie mir nun nichts entlocken konnten, kamen ſie auf die Vermuthung einer geheimen Liebe, und natürlich zunächſt gegen Montalto, mit dem mich die Muſik ſo häufig in Verkehr brachte, und der mich in der That, vielleicht um ſeine wahre Leidenſchaft beſſer zu verbergen, mit ausgezeichneter Achtung behandelte.

Dieſe Vermuthung, der es keineswegs an Wahrſcheinlichkeit gebrach, und die man unvorſichtig genug war, gegen mich ſelbſt zu äußern, ſetzte die armen Nonnen in große Bewegung, und zog eine Menge von Verſuchen nach ſich, die, wenn der geringſte Funke von Liebe in meinem Herzen geweſen wäre, ihn leicht zur Flamme hätten anfachen können. Da ſich aber aus allen dieſen Verſuchungen und Prüfungen gar nichts ergab, ſo fingen ſie an zu muthmaßen, das, was mich ſchwermüthig mache, ſey überhaupt die unbeſtimmte Sehnſucht nach einer Verſorgung, wie man es nennt, oder, wie

sie sich selbst ausdrückten, nach der Welt, eine Sehnsucht, die ich früher, nach meiner offenherzigen Weise, ganz unverholen zur Schau getragen hatte.

Diese neue Entdeckung wurde meinem Vormunde mitgetheilt. Man schrieb ihm, es sey Zeit auf eine Versorgung für mich zu denken, und mich in die Welt einzuführen, nach der ich ein großes Verlangen zu haben schiene. Diese Erinnerung kam meinem Vormunde zur rechten Zeit. Er hatte die Bekanntschaft eines reichen italienischen Grafen gemacht, welcher sich in Deutschland ankaufen wollte, und eine anständige Besitzung in einer freundlichen Gegend suchte. Eines der Güter meines seligen Vaters, ohnweit der Donau gelegen, hatte ihm vorzüglich gefallen; er hatte Versuche gemacht, es an sich zu bringen, und war dadurch mit meinem Vormunde in Verbindung gekommen. Das Gut konnte nicht veräußert werden, aber der Gedanke lag nah,

es mit meiner Person zugleich abzutreten. Zwar war der Graf nicht mehr jung, aber wohlgebildet, sehr reich, mit den edelsten Häusern der Lombardey verwandt, und ein vollendeter Weltmann. Diese Partie konnte also in jeder Rücksicht vortheilhaft scheinen, und der Graf zeigte sich dem Antrage geneigt, wenn ihm meine Person nicht misfiele. Mein Vormund theilte also der Domina seinen Plan im strengsten Vertrauen mit; diese entdeckte ihn in eben so strengem Vertrauen einigen Andern, und bald wußten alle Klosterfrauen und ich selbst, daß ich dem Ziele meiner Wünsche ganz nah sey. Diese Entdeckung, die mich früher mit einer ausschweifenden Freude erfüllt haben würde, machte jetzt nur einen schwachen Eindruck auf mich. Der Glanz der Welt zog mich jetzt weniger an; ich hatte andre Freuden kennen lernen; und ich mußte fürchten, daß eine Veränderung meiner Verhältnisse mich auf eine unangenehme Weise in meinen poeti-

schen Träumen stören möchte. So erwartete ich die weitere Enthüllung des halbentschleyerten Geheimnisses mit einer Ruhe, ja mit einer Gleichgültigkeit, die meine guten Klosterfrauen von neuem in ihren Vermuthungen irre machte.

Eines Tages im Anfange des Sommers machte der Graf einen Besuch in dem Kloster, vorgeblich, um sich nach einem Kostfräulein aus Mailand zu erkundigen, mit deren Aeltern er in freundschaftlichen Verbindungen stand. Ich kam eben von dem Morgengebet aus dem kleinen Chor der Kirche zurück, wo ich mit etwas mehr Andacht als gewöhnlich gebetet hatte, denn meine poetische Stimmung fing an, einigen Einfluß auf meine religiösen Gefühle zu haben — als ich beym Eintritt in den Saal einen Fremden erblickte, dessen Aeußeres Achtung gebot. Ich ward ihm vorgestellt mit dem Zusatze, daß ich italienisch spräche. Der Fremde redete mich in seiner Muttersprache an, und

wußte bald ein interessantes Gespräch einzuleiten, in welchem die Musik eine Hauptrolle spielte. Die Domina, bemüht alle meine Talente in das beste Licht zu stellen, hatte ihm gesagt, daß auch ich die Musik außerordentlich liebe, und selbst die gute Schwester Seraphine schien jetzt stolz darauf, eine der italienischen Musik kundige Schülerin aufzuweisen. Da der Fremde sah, daß ich mit den besten Meistern seines Vaterlandes bekannt war, und ihre Vorzüge einigermaßen zu schätzen verstand, zog er mich auf eine verbindliche Weise an den Flügel, und veranlaßte mich, ich weiß nicht wie, einiges zu spielen, worauf die Rede gefallen war. Ein Stück zog das andre nach sich. Virginia wurde aufgefordert zu singen, und da sich auch Montalto einfand und Antheil nahm, so hatten wir bald ein Conzert, das dem Fremden unendliches Vergnügen zu machen schien.

So verstrichen einige Stunden auf eine

recht angenehme Weise. Der Fremde entfernte sich mit der Bitte, seinen Besuch öfter wiederholen zu dürfen, worauf die Domina mit einem Blicke antwortete, der ihm zu erkennen gab, daß ihr die eigentliche Absicht seiner Bitte gar nicht unbekannt sey. Als er sich entfernt hatte, ergossen sich die Klosterfrauen in sein Lob: wie vornehm er sey und doch so herablassend; wie wohlgebildet und klug! Alle diese und andre Aeußerungen der Bewunderung wurden mehr oder weniger an mich gerichtet, und ich konnte nicht zweifeln, daß dieses der Mann sey, den man mir zum Gemahl bestimmt habe. In der That wurden die Anspielungen meiner guten Erzieherinnen mit jeder Stunde deutlicher, und am Abend war niemand mehr im ganzen Kloster, der nicht insgeheim von dem Geheimnisse unterrichtet gewesen wäre.

Wenige Tage nach diesem Besuch kam mein Vormund auf einer Badereise nach

Gastein durch Salzburg, und eröffnete mir, unter vielen Glückwünschen, daß ich die Aufmerksamkeit des Grafen Speronati auf mich gezogen, und daß dieser unter sehr vortheilhaften Bedingungen um meine Hand werbe. „Sie haben den Grafen gesehn, setzte er hinzu; und ich zweifle nicht, daß Sie ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Sie können überzeugt seyn, daß kein Fräulein in ganz Deutschland ist, das Sie nicht um den Vorzug beneiden wird, den er Ihnen schenkt."

Nach den Aeußerungen meiner Erzieherinnen über meine Sehnsucht in die Welt zu treten, und nach seiner eignen Ansicht irdischer Dinge, konnte mein Vormund erwarten, daß ich diese Erklärung mit ungewöhnlicher Freude aufnehmen würde. Er betrog sich indeß. Ich war zu aufrichtig, um eine Freude zu heucheln, die ich nicht fühlte: ich dankte ihm also mit Höflichkeit für seine Bemühungen, indem ich hinzusetzte: die Ehre,

die mir der Graf erzeige, fordre meine Erkenntlichkeit, und ich glaubte ihm diese am besten beweisen zu können, wenn ich ihn bäte, die Person, die er zur Gefährtin seines Lebens wähle, erst genauer kennen zu lernen.

Die wenige Lebhaftigkeit, die ich in diese Antwort legte, schien meinem Vormunde aufzufallen. Er erwiederte lächelnd, daß er mein Zartgefühl achte, und um desto weniger Bedenken trage, mir einen Aufschub zuzugestehn, da er von dem glücklichen Erfolge einer nähern Bekanntschaft von beyden Seiten auf das vollkommenste überzeugt sey. „Ich darf Ihnen sagen, setzte er hinzu, daß Sie einen lebhaften Eindruck auf das Herz des Grafen gemacht haben. Ihre Gestalt, Ihre Unterhaltung, Ihre Talente haben seinen ganzen Beyfall.“

Ich ward roth. Mein Zartgefühl war durch den Ausdruck beleidigt worden, von dem ich nicht wußte, ob ich ihn auf die Rechnung des Grafen oder meines Vormun-

des setzen sollte. „Es könnte doch seyn, erwiederte ich, daß er Ursache fände, diesen Beyfall bey einer nähern Bekanntschaft zurückzunehmen.“ — „Das wäre nicht gut für Sie, antwortete mein Vormund; aber ich fürchte nichts; der Graf ist zu sehr von Ihnen eingenommen, als daß er auf Ihren Besitz Verzicht thun könnte. Uebrigens, fuhr er fort, wird es aus mehrern Gründen rathsam seyn, daß Sie nach München zurückkehren. Richten Sie sich darauf ein, mich auf meiner Rückreise zu begleiten, und so lange in meinem Hause zu wohnen, bis Ihre Vermählung vollzogen werden kann.“

Diese Ankündigung einer Veränderung, die schon in so kurzer Zeit eintreten, und welcher eine noch weit wichtigere auf dem Fuße folgen sollte, machte einen tiefen Eindruck auf mich. Bis jetzt hatte mich die ganze Sache noch wenig beschäftigt; ich hatte sie in eine unbestimmte Ferne hinausgesetzt, wo ich sie nur in nebelnden Umrissen

sah; jetzt rückte sie mir unmittelbar vor das Auge. Ich schloß mich nach dem Abschiede von meinem Vormunde in mein Zimmer ein, und weinte den ganzen Tag, ohne eigentlich zu wissen warum. Der Eindruck, den der Graf auf mich gemacht hatte, war ihm keineswegs nachtheilig gewesen. Seine Gestalt war regelmäßig; man hätte sie fast schön nennen können, und bey seinen funfzig Jahren war sein Ansehn blühend und jugendlich. In seinem Benehmen herrschte die Sicherheit und der richtige Takt eines vollendeten Weltmannes. Seine Unterhaltung war leicht und natürlich, und er schien immer mehr bemüht, den Geist andrer in's Spiel zu setzen, als den seinigen leuchten zu lassen. So war er mir bey der ersten Bekanntschaft erschienen; so fand ich ihn auch nachher; ob ich schon späterhin einige Züge zuzusetzen fand, die ihm weniger günstig waren. Ich hätte mich also glücklich schätzen können, und doch war ich es nicht;

ja, der Gedanke, mein Schicksal unauflöslich mit dem seinen zu vereinigen, drückte mich nieder. Was ich eigentlich dabey dachte, weiß ich nicht; denn die Verwirrung in meinem Innern war so groß, daß ich keinen Gedanken klar auffassen und festhalten konnte. Nur so viel erinnre ich mich, daß mir die Versicherungen meines Vormundes von der heftigen Leidenschaft des Grafen gegen mich ganz vorzüglich zuwider waren, entweder weil in ihnen eine Anforderung an mich lag, die ich nicht gewähren konnte; oder weil sie mir unwahr schienen, und sich mit dem Bilde des Mannes, so wie es in meiner Seele stand, nicht vertragen wollten.

Am folgenden Tag wiederholte der Graf seinen Besuch. Er fand mich beym Clavier, und sein Erscheinen erschreckte mich so, daß ich kaum seinen Gruß erwiedern konnte. In meiner kindischen Weise sah ich jeden Augenblick einer Erklärung entgegen, und wäre gern gefohn, hätte nicht der Graf

ein Gespräch angesponnen, das mir keine Entfernung verstattete. Sein Betragen war nicht anders als das erste Mal. Keine Beziehungen, kein Forschen, nicht einmal ein größeres Bestreben zu gefallen; so daß wer nicht von dem Geheimniß unterrichtet war, nichts weiter als eine gesellschaftliche Unterhaltung gesehn hätte. Dieses Benehmen verpflichtete mich außerordentlich, und als er sich entfernt hatte, ohne von Liebe gesprochen zu haben, schickte ich ihm für die Ersparung einer gefürchteten Verlegenheit meinen stillen Dank nach.

Gerade auf die nemliche Weise gingen zwey oder drey andre Besuche hin. Immer gleich verbindlich, gleich unterhaltend und gleich zurückhaltend, schien er mir alle Freyheit lassen zu wollen, mich nach meiner Weise zu zeigen, und ihn mit Unbefangenheit zu beurtheilen. Hierdurch gelang es ihm, die Verlegenheit aus unserm Umgange zu verbannen, und mich in meine natürliche

Stimmung zu setzen, so daß ich unser wahres Verhältniß ganz aus den Augen verlor. Nur wenn ich allein war, oder wenn mich eine äußere Veranlassung an die nahe Veränderung meiner Lage erinnerte, versank ich bisweilen in eine Schwermuth, die keiner Beschäftigung und selbst der Musik nicht weichen wollte.

So waren einige Wochen verstrichen, als mein Vormund aus dem Bade zurückkam, um meine Erklärung und mich selbst abzuholen. Gern hätt' ich ihm das eine wie das andre versagt; aber ich schämte mich allzu kindisch zu scheinen, und da ich seinen Gründen nichts entgegen zu setzen hatte, und er mich von neuem und wiederholt versicherte, daß ich das Herz des Grafen durch jede Unterredung mehr gefesselt hätte, so gab ich meine Einwilligung, und verließ das Kloster unter Strömen von Thränen, die nicht, wie meine guten Nonnen wähnten, dem Glücke

der Vergangenheit, sondern der Furcht vor der Zukunft flossen.

Mein Vormund, der nicht das mindeste von dem ahndete, was in meinem Innern vorging, aber es doch für seine Pflicht hielt, mich nach seiner Weise zu trösten, sprach mir unaufhörlich von meinen glänzenden Aussichten und von dem Glücke vor, das mich erwartete. Der Graf werde es mir freystellen, sagte er, den Winter in einer der Hauptstädte Europens zuzubringen; den Sommer würden wir bald auf meinen Gütern, bald auf den seinigen leben; wir würden Reisen machen, und alle Freuden der Welt genießen, zu denen ein hoher Rang und Reichthum nur immer berechtigen könnte. Diese Reden, in denen er sich sehr ausführlich über die Besitzungen meines künftigen Gemahls und seine Verhältnisse zu den ersten Höfen verbreitete, verfehlten ihre Wirkung nicht ganz. Ich fing an mit einiger Aufmerksamkeit zuzuhören, und da wir

eben durch ein sehr anmuthiges Land fuhren, so schuf sich meine Einbildungskraft ein Leben, das dieser Landschaft glich, und mit allem Glanze eines Feengartens übergossen war. Zur Seite lagen mir die blassen, nebelnden Alpen mit ihren furchtbaren Spitzen: vor mir die fruchtbare Ebne; hinter mir Salzburg mit seinen Marmorfelsen und seinen mahlerischen Umgebungen. Meine Phantasie überflog Alles das. Von meiner Kindheit an waren mir die Alpen die Mauer gewesen, welche die Erde von Eden trennt; jetzt, wo Italien meine zweyte Heimath werden sollte, überstieg ich sie leichter, und baute meine poetischen Zaubergärten hinter ihnen an. Diese Träume beschäftigten mich einige Zeit sehr angenehm; aber ich darf nicht verschweigen, daß ich sie immer nur für mich allein webte, und daß, so oft das Bild des Grafen dazwischen trat, der ganze ätherische Bau mit allen seinen magischen Farben zusammenstürzte oder in Nebel zerfloß.

Gegen Abend näherten wir uns der Residenz. Die Kuppeln der Frauenthürme, die so weit in das Land hineinschauen, und denen gegenüber ich eine der dumpfsten Zeiten meines Lebens zugebracht hatte, waren von der scheidenden Sonne mit Gold übergossen, so daß die Erinnerung an jene düstre Zeit, und an mein trauriges Leben in dem Hause, in welches ich jetzt zurückkehren sollte, nur desto dunkler gegenüber trat. Die Vergangenheit, wie die Zukunft, lastete auf meiner Brust, und ich war allzu glücklich, daß mein Vormund schlummerte, um meinem gepreßten Herzen durch einen Strom von Thränen Luft zu machen.

So kamen wir an, als die Glocken zum Abendgebete läuteten. Als wir die lange Straße vom Isarthore hinauffuhren durch eine Menge von Menschen, die den heitern Abend benutzt hatten, und jetzt still nach ihrer Heimath zurückkehrten, meist Paar und Paar, sich an den Händen führend, mit ent-

blößtem Haupte und Kinder vor ihnen und um sie her, fast Alle mit dem Ausdrucke der Zufriedenheit auf ihren Gesichtern, da fühlte ich mich durch den lang entbehrten Anblick beruhigter, und durch das Dunkel meiner Seele sprühten Funken einer erquicklichen Wehmuth auf, wie aus dem dunkelnden Himmel die zarten Lichter der ersten Sterne leise hervorschauten.

In dem Hause meines Vormundes fand ich noch Alles so, wie ich es vor mehrern Jahren verlassen hatte. Seine Frau saß eben so an dem Spieltische wie sonst; es waren eben dieselben Gesichter, nur ein wenig älter und etwas geschminkter als sonst; dieselbe Leere der Unterhaltung und dieselbe Herzlosigkeit. In meinem alten Zimmer, das mir auch wieder zur Wohnung angewiesen wurde, war auch noch Alles wie sonst; dieselben Geräthschaften, dieselbe Anordnung, Alles so fest und unveränderlich, wie die Mauern der Kirche gegenüber, und fast eben

so alt. Ich musterte Alles noch denselben Abend, und da ich auch nicht unterließ, die Inschriften aufzusuchen, die ich bey verschiednen Veranlassungen in die Tapeten gekritzelt hatte, fand ich auch folgende, von der ich mich nicht besann, sie geschrieben zu haben, die mir aber später oft wieder in das Gedächtniß gekommen ist:

misera la volgare e cieca gente,
che pon qui sue speranze in cose tali,
cho'l tempo lo ne porta si repente!

Da ich nicht die Geschichte meines Lebens schreibe, sondern nur die vorzüglichsten Momente meiner Sinnesänderung bezeichnen will, so übergehe ich alle die Einzelheiten, die hierauf keine nähere Beziehung haben. Der Graf war gerade abwesend, als ich ankam, und wurde erst in einigen Tagen zurück erwartet. Ich hatte also Zeit, mich zu sammeln und auf seinen Empfang vorzubereiten; da ich aber nur eine ganz unbestimmte Vorstellung von dem Verhältnisse

hatte, in das ich zu ihm getreten war, so war auch meine Vorbereitung eben so unbestimmt, und folglich schlecht. Auch half sie mir so wenig, daß, als der Graf endlich kam, er mich eben so unvorbereitet fand, als wenn er mich am Abend meiner Ankunft mit einem Besuch überrascht hätte.

Es war der erste Sonntag nach meiner Rückkehr, wo ich ihn erwarten sollte. Ich ging unruhig in meinem Zimmer auf und ab, als ich durch das Fenster einen goldenen Wagen an meiner Thür halten sah, mit Bedienten und Jägern hinten auf, um den sich, da eben das Hochamt geendigt war, eine Menge von Menschen versammelte. Ich trat schnell zurück, um mich auf den Sopha zu werfen, und einen Augenblick darauf wurde der Graf angemeldet, und die Flügelthüren aufgerissen. In reich gestickter Uniform, mit Orden bedeckt, mit Degen und Federhut, trat der Graf herein. Ich hatte die vertrauliche Näherung eines Liebenden

gefürchtet, jetzt sah ich, daß er zu einer Audienz kam; dieß bestimmte unser Verhältniß, und ich schöpfte Athem. Er sagte mit der ihm eigenthümlichen Haltung, er käme, um aus meinem Munde die Bestätigung des Glückes zu vernehmen, das ich ihm, der Versicherung meines Vormundes zufolge, verhieße. Ich antwortete mit ziemlicher Fassung, und am Ende unsrer kurzen Verhandlung küßte er mir die Hand, dankte für meine Erklärung, und deutete den Lebensplan an, den er für mein Glück entworfen hatte; einen Plan, von dem ich schon aus der Hand meines Vormundes den ausführlichen Riß überkommen hatte.

So wenig mir die prunkende Weise des Grafen bey seiner Bewerbung gefiel, so wußte ich es ihm doch im Herzen Dank, da mich nichts so sehr ängstigte, als der Gedanke an eine Vertraulichkeit. Jetzt konnte ich ihn wieder in dem Verhältnisse eines Fremden betrachten, der meinen Verstand

durch seine Unterhaltung angenehm beschäftigte, von meinem Herzen aber keine weitere Notiz nahm. So blieb es auch nachher. Zwar sprach er oft und beredt über seine Leidenschaft zu mir — Aeußerungen, die er meist mit glänzenden Geschenken begleitete — aber ich konnte nie zu der Ueberzeugung gelangen, daß seine Versicherungen nicht mehr aus dem Kopf als aus dem Herzen kämen. Denn so belehrend überhaupt seine Unterhaltung war, so wurde ich doch inne, daß ihr etwas fehle, um sie wahrhaft anziehend zu machen, Phantasie und Gemüth. Nie ward ein Gedanke so mächtig in ihm, daß er darüber die Aufmerksamkeit auf sich selbst vergessen hätte; und er schien immer die Wage des guten Tons in der Hand zu halten, um nie mehr Gefühl zu zeigen, als ein Mann von Stand und Lebensart haben darf. Bey meiner Stimmung war mir das keineswegs unangenehm, und da ich das größte Interesse zu haben glaubte, immer

in gleicher Entfernung von ihm zu stehn, so gelang es uns in der That, auf eine bewundernswürdige Weise, nach einem täglichen Umgange von mehrern Wochen, bis zu der gewaltsamen Auflösung unsrer Verbindung, im gegenseitigen Vertrauen nicht weiter gekommen zu seyn, als an dem Tage, wo ich ihn zum ersten Male in dem Anspruchszimmer unsers Klosters sah.

Die öffentliche Bekanntmachung unsrer Verbindung zog, wie es zu geschehn pflegt, eine Menge von Zerstreuungen nach sich, die mich mit einemmal mit der großen Welt in Verkehr brachten. Ich bemerkte jetzt, da ich so unmittelbar aus dem Dunkel der Klosterpension in den Lichtglanz eines öffentlichen Schauplatzes trat, daß es keineswegs so leicht sey, sich hier mit Anstand zu behaupten, als ich vormals geglaubt hatte. Alles setzte mich in Verlegenheit; die dreisten Blicke der Weiber und Männer, die Keckheit ihrer Sprache und ihr lauschendes Schwei-

gen; vornehmlich aber der Wahn, daß alle Augen auf mich sähen, und Alles bemerkten, was ich nicht mit dem rechten Geschick thäte. Ich erröthete also oft, und empfand es daher immer recht dankbar, wenn sich irgend eine wohlwollende oder neugierige Seele an mich anschloß, und mich unter ihre Obhut zu nehmen schien. Die Erinnerung an diesen Zustand hat sich lange bey mir erhalten, und sie hat mich späterhin immer veranlaßt, jungen schüchternen Personen, die sich in meinem Falle befanden, durch zuvorkommende Freundlichkeit, Theilnahme und guten Rath, den Eintritt in die Welt zu erleichtern.

Diese Noth war indeß bald überstanden, zumal mir das Ansehn und die Gewandtheit des Grafen zu Hülfe kam, der mich selten lange aus den Augen ließ. Was mir aber dieses Noviziat am meisten verbitterte, war die Nothwendigkeit, Personen Achtung zu erweisen, die ich in meinem Herzen verachtete, und der tägliche Anblick der Falschheit

der Welt, welche vor Götzen kniete, die sie abwesend lästerte und mit Füßen trat. Ich sah bald, daß man stillschweigend übereingekommen war, sich gegenseitig zu betrügen, und die Larve, die jeder im Salon vor sich nahm, so lange für seine wahre Gestalt gelten zu lassen, als man ihm gegenüber saß. Der Schein der Sitten wurde mit einer abergläubischen Zartheit geschont, während man sich Alles zu thun erlaubte; und selten wurde die böse That, immer aber die Unvorsichtigkeit gerügt, mit der man sie den Augen der Welt blos gestellt hatte. So kam ich meist mißmuthig und verstimmt nach Hause; denn selten hatte ich etwas gehört, was mein Inneres erheiterte; meist war mein Geist wie gebunden in dem engen Gespräch, und erdrückt durch eine Masse von Einzelnheiten über die Geschichte des Tages, die kein Resultat gaben, und keine Idee, kein Bild, keine Empfindung in meiner Seele zurückließen.

Um mich von der Last dieses vornehmen Müßigganges zu erholen, hatte ich kein Mittel als die Musik, und dieses genoß ich in jeder gewonnenen Stunde mit erhöhter Lust. Sobald ich nach Hause kam, und oft war es Mitternacht, eh' ich mir selbst wiedergegeben war, setzte ich mich an's Klavier und träumte in Tönen; und, als ob ich mich für den Zwang des Tages durch die freyste Mittheilung entschädigen wollte, schrieb ich oft, in meiner musikalischen Ueberreizung, in Prosa und Versen, was mir der Genius eingab. So fand mich oft der anbrechende Tag noch außer Bett, und so über den Schlaf hinweggehoben, daß ich ihn kaum noch zu bedürfen schien. Bald aber erschöpften diese Anstrengungen, und die unnatürliche Spannung, in der mich meine Verhältnisse hielten, den Rest meiner Kräfte. Der Tag meiner Vermählung war schon angesetzt, als ich in ein heftiges Fieber verfiel. Beynah einen Monat hindurch kämpfte

ich zwischen Leben und Tod, meist in gänzlicher Bewußtlosigkeit, oder vielmehr in Träume und Gesichte versunken, die meine Sinnen gegen die Eindrücke der Wirklichkeit verschlossen. Es würde thörigt seyn, die unendliche Menge der Dichtungen meines kranken Kopfs hier aufzeichnen zu wollen, obgleich mir jetzt noch viele davon lebendig vor Augen stehn; aber eine Erscheinung, die mich vornehmlich in den letzten Tagen beschäftigte, machte einen zu tiefen Eindruck auf mich, als daß ich sie mit Stillschweigen übergehen dürfte. Ich glaubte in einem blühenden Garten auf einem Bette von Rosen zu liegen, wie von einem unüberwindlichen Krampfe gefesselt, mit geschlossenen Augen zwar, aber doch alles sehend, was mich umgab. Schlanke Palmen und Cedern stiegen in die Luft, und ein Wald von Blumenbüschen prangte umher, größer und schöner, als ich je gesehn hatte, aber unscheinbar von Farbe und fast grau, so wie auch

der Himmel über mir und das Laub umher von blasser, düstrer Farbe war. Ein Springbrunnen neben mir stieß ungeheure Massen von Wasser geräuschlos in die Luft; Vögel saßen auf allen Zweigen umher, aber kein Laut der Freude störte das tiefe Schweigen des melancholischen Tages. Ich selbst sah dieß Alles ohne Verwunderung in der Befangenheit eines dumpfen Halbschlummers, als aus dem grauen Himmel eine Menge lieblicher Gestalten wie blasse Sterne hervortraten, und sich schwebend über meinem Haupte, wie ein Blumenkranz ordneten. Ihre Gewänder waren von einem matten Weiß; graue Rosen wanden sich um ihre Schläfe, und blasse Lilien schwankten in ihren Händen; sie schienen mit einer milden Traurigkeit auf mich herabzuschaun. Bey diesem Anblicke wurden die Banden meines trägen Schlummers los, das stockende Herz regte sich, ich fühlte warmes Blut durch meine Adern rinnen, und schlug die müden

Augen auf, um die milden Gestalten anzulächeln. In diesem Augenblicke errötheten ihre Rosenkränze, wie vor Freude, und die Säume ihrer Gewänder umzogen sich mit den Farben des Regenbogens; der Himmel strahlte im hellsten Azur; den Bäumen war ihr Grün, den Blumen ihr Farbenglanz wiedergegeben; die Vögel sangen und durchschwirrten die rauschenden Zweige; und das Wasser neben mir stieg und fiel mit einem wunderbaren Farbenspiel; jeder Strahl, jeder Tropfen tönte, und Alles bildete einen Zusammenklang himmlischer Musik, wie mein Ohr nie gehört, mein Herz nie geahndet hatte. Noch aber war ich der Macht des Schlafes nicht ganz entnommen, und so oft ich wieder in die vorige Erstarrung verfiel, sank Alles wieder in die erste Düsternheit zurück. So wogte ich lange zwischen Leben und Tod, zwischen Tag und Dämmerung, zwischen Wonne und Gleichgültigkeit. Dann war mit einemmal alles zerronnen, und nur

ein Kreuz erhob sich riesenmäßig vom Rande eines Berges in das graue Gewölk, das in vielfachen, dichten Kreisen den Berg umlagerte, lichter in der Nähe, in der Ferne dunkler und düsterer. Ich lag kniend vor dem Kreuze mit siebenfachen Schleyern umhüllt, wiederum in der vorigen krampfhaften Dumpfheit, und ohne zu beten, mit geschloßnen Augen, aber doch Alles sehend. Um das Kreuz her schwebten Engel, und wurden aufwärts und abwärts getragen in dem fluthenden Wolken-Meer, und sie umkreißten mein Haupt, und Thränen entfielen ihren milden Augen, und sammelten sich in crystallenen Schalen, und das Naß floß über meine Schleyer herab, und wie es die Schleyer berührte, fielen sie von mir und meine Augen wurden aufgethan, und das Wolkenmeer zerrann, und tausend und abertausend Lichtkreise umzogen in unabsehbaren Weiten das flammende Kreuz. Eine weite Aussicht lag hinter dem zerrissenen

Wolken-Schleyer, und durch Morgenröthen strahlte der Glanz eines fernen Landes, aus dem mir eine unnennbare Fülle der Sehnsucht entgegen wehte. Ich hob meine Hände empor; mein Herz zerrann in Andacht und Wonne; und, emporgehoben über die Erde, schwamm ich in dem Strome des Lichts, dessen Strahlen, wie die Saiten der Aeolsharfe, nur geistiger, tönten. — Diese oft wiederkehrenden Gesichte beschäftigten mein Innres auf eine so wunderbare Weise, daß ich mir keiner Schmerzen oder Krankheit bewußt war, und oft, wenn ich in scheinbarer Ohnmacht von dem Fieber gebunden lag, und mehr todt als lebendig schien, und die Umstehenden mich als verloren beklagten, und diese Klagen wie aus einer unendlichen Tiefe zu mir heraufklangen, lächelte ich still in meinem Herzen über den Irrthum, den ich doch nicht heben konnte. Endlich nach vier Wochen, die mir wie eben so viele Augenblicke vergangen wa-

ren, hatte das Fieber seine Wuth erschöpft; ich kehrte zum Bewußtseyn zurück, aber meine Kräfte waren so aufgezehrt, daß ich noch lange an dem Rande des Todes schwankte. Meine Wiederherstellung schien einem Wunder ähnlich, und mir selbst erschien sie als ein Wunder des Allmächtigen, der mich auf diesem Wege zu sich führen, und mein Herz und Sinn läutern wolle.

Während dieser Zeit langsamen Genesens war ich fast nur mit mir beschäftigt. Das Gefühl meiner Schwäche machte mich gegen Alles andre gleichgültig; die Welt hatte ihre Farben für mich verloren, und auch diejenigen Gegenstände, an denen mein Geist vorher gehangen hatte, schienen mir jetzt nicht mehr wie vordem, als würdige Beschäftigungen auszureichen. Ich hatte den Tod nahe gesehn; der Abgrund, der mich aufzunehmen drohte, stand noch offen vor mir; ich zitterte, wenn ich an die Gefahr dachte, die mich umschwebte, und sah nir-

gend eine hülfreiche Hand zu meinem Troste ausgestreckt. Ich hatte mir zwar keine unerlaubten Handlungen vorzuwerfen; meine Neigungen waren geregelt; ich war im Aeußern meinen Pflichten nachgekommen; aber das war auch alles Tröstliche, was ich mir sagen konnte, wenn ich mich selbst befragte und mein Inneres entfaltete. Ich sah jetzo zum ersten Mal ein, daß wenn auch meine Tugend gehaltvoller und weniger das Werk äußerer Verhältnisse wäre, ich doch in diesem fluthenden Triebsande der Welt nicht auf mir selbst ruhen könne; daß der Mensch überhaupt, um nicht ein Spiel der Willkühr und des Zufalls zu seyn, einer Stütze bedürfe, die von Zeit und Umständen unabhängig, ihm in jedem Verhältnisse Sicherheit und Ruhe gebe. Diese Gedanken gingen unabläſſig in mir auf und ab; meine Seele trat vor Gott, und ich fand zum ersten Mal Trost in stillen Gebeten. Damals wandelte sich mein ganzes Wesen

um. Ich war früher dem Gedanken an Gott ausgewichen; jetzt suchte ich ihn mit unabläſſiger Begierde auf, und wenig fehlte, ſo ſchien mir alles ſündhaft, was mich davon abzog. Meine Krankheit, die mich von der Welt, und die Welt von mir entfernte, erſchien mir jetzt als die größte Wohlthat der göttlichen Liebe, und ich ſah mit Bangigkeit dem Zeitpunkte der Geneſung entgegen, wo ich gezwungen ſeyn würde, mich um eitler äußerer Verhältniſſe willen von neuem dem Strome weltlicher Dinge hinzugeben.

Mit andern Empfindungen ſchien der Graf dieſem Zeitpunkte entgegen zu ſehn. Er beſuchte mich ſo oft als es der Arzt verſtattete, und bewies mir eine Aufmerkſamkeit, die mich zum Dank verpflichtete, ohne mir doch eine lebhafte Dankbarkeit einzuflößen. Gemüthvolle Theilnahme war nicht in ſeinem Weſen; und ich konnte mich oft des Gedankens nicht erwehren, daß die Art der Theilnahme, die er mir bewies, nur

ein Opfer der feinen Lebensart sey, als die das höchste Idol seines Geistes und das Ziel aller seiner Bestrebungen war. Auch kam es mir jetzt, da mein Geist eine so entschiedene Richtung abwärts von der Welt genommen hatte, vor, als ob der Graf bey weitem zu sehr in irdischen Dingen befangen sey, und sein Mangel an Idealität und Gemüth, den ich früher nur geahndet hatte, wurde bey mir außer Zweifel gesetzt. Meine Neigung vermehrte sich also nicht in dieser Zeit; ja, ich tadelte mich oft im Stillen, daß ich ihn vielleicht mit einem Wahne von Zuneigung täusche, die nicht in mir war, und daß ich überhaupt in dieser Verfassung meines Gemüthes eine Verbindung schließen wollte, die das Wohl meiner Seele auf mehr als eine Weise in die größte Gefahr stürze.

In dieser sonderbaren und unruhigen Stimmung genas ich endlich so weit, daß ich mein Lager auf einzelne Stunden verlassen konnte. Jede Beschäftigung war mir

untersagt, selbst die Musik, nach der ich immer eine große Sehnsucht fühlte, so daß ich wenigstens den fernen Tönen lauschte, die aus der Kirche zu mir herüberschwebten; und da ich in diesen Tönen einen Wiederklang meiner Traumgesichte zu vernehmen glaubte, so ward ich durch sie in eine Wehmuth gesenkt, deren Süßigkeit und Fülle ich durch Worte nicht zu beschreiben vermag.

So geschah es eines Morgens, als ich auf meinem Sopha saß, und mich meinen Gefühlen und Betrachtungen hingab, daß ich Zeugin eines Ereignisses ward, das mir noch mit allen seinen Schrecknissen vor Augen steht, und mich damals in eine Art von Wahnsinn stürzte, aus dem ich erst spät durch die Hülfe der ewigen Liebe genas.

Es war gegen das Ende des Julius an einem schönen klaren Sommertage, als die Glocken ein Seelenamt ankündigten. Viele Menschen strömten zu, die Trauermusik begann, und ich horchte, mein Gesicht nach

dem Dome gerichtet, den ſanften Tönen, die ſich wie leiſe laue Wellen an meine Bruſt legten. Ich weiß nicht, wie es mir einfiel, mein Stubenmädchen, welches am Fenſter ſaß, zu fragen, wem dieſes Amt gehalten würde. Sie nannte mir den Namen des Oberſten Picart. Welchem Picart? fragte ich; dem ältern, oder dem jüngeren? — Dem jüngeren, war die Antwort. — Wie? Dem Oberſten Picart, deſſen Tochter in Salzburg iſt? — Demſelben, war die Antwort. — Arme Virginie, ſeufzte ich. Aber woran iſt dieſer ſtarke und geſunde Mann geſtorben, wie ich ihn noch kurz vor meiner Krankheit geſehen habe? — Ach, mein Gott, erwiederte das Mädchen, wiſſen denn das Ihr Gnaden nicht? Die ganze Stadt iſt voll davon. Das Fräulein iſt ja eben die Urſache ſeines Todes geweſen. — Wie? Virginia? ſagte ich. Ich bitte Dich, Anne, ſag es mir ſchnell! Es iſt mir das größte Räthſel von der Welt.

Jetzt erfuhr ich, nicht ohne Erstaunen, daß Virginia einen Liebeshandel mit einem jungen Manne angesponnen, welcher, der Beschreibung nach niemand anders als Montalto seyn konnte. Beyde hätten dabey die größte Vorsicht beobachtet, so daß niemand das Geringste habe ahnden können; aber durch Blicke und Briefe sey ihre Leidenschaft bis zum Wahnsinn gestiegen. Virginia war eine der schönsten Gestalten, die ich je gesehen habe, und dabey von tiefem Gefühl und einem romantischen Schwunge der Einbildungskraft. Auch Montalto war schön, von ernstem Sinn, wortkarg, aber von starken Empfindungen. Ich habe schon oben gesagt, daß Montalto außer den Gütern der Natur wenig andre besaß; außerdem war seine Familie wegen älterer politischer Verhältnisse in Ungnade, und es war wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß ein so reicher und stolzer Edelmann als Virginiens Vater war, in die Verbindung eines armen

Jünglings mit seiner Tochter hätte willigen sollen, die ihre Schönheit, ihr Reichthum und der Glanz ihrer Abkunft zu den höchsten Ansprüchen berechtigte. Der verblendeten Leidenschaft schien indeß auch das Unwahrscheinlichste möglich, und sie schmeichelten sich mit der Erscheinung irgend eines glücklichen Zufalls, als Virginie die Nachricht erhielt, daß man sie mit dem Prinzen Zamoyski verheirathen wolle. Bey diesem unerwarteten Ereigniß, welches abzuwenden keine Möglichkeit schien, sahen sie keine Rettung als in der Flucht. Der Plan dazu ward eben so schnell entworfen als ausgeführt. Zu Fuß und verkleidet entwichen sie bey Nacht, und nahmen den Weg nach Tyrol in der Absicht, sich einige Zeit in den Gebirgen zu verstecken, und dann in die Lombardey zu flüchten, wo eine verheirathete Schwester Montaltos an den Ufern des Garda-Sees einen kleinen einsamen Landsitz bewohnte.

Diese genauern Umstände und der ganze Verfolg der Begebenheit wurde mir erst später bekannt, aber ich setze sie sogleich hierher, um die Erzählung des Mädchens zu ergänzen, die in den Hauptpunkten genau mit der Wahrheit übereinstimmte. Die Flucht ward bald entdeckt, und Virginiens Vater davon benachrichtigt. Der Eindruck, den diese Nachricht auf den Obersten machte, war unbeschreiblich. Er ließ die Vorsteherin des Klosters, die er der Kuppeley beschuldigte, auf das härteste bedrohn, sie zu Grunde zu richten, wählte dann seine besten Waffen, und verfolgte, von Einem Diener begleitet, mit rastloser Eile den Weg, auf dem man die Flüchtigen bemerkt haben wollte. In kurzer Frist war er ihnen nah; denn Virginiens Schönheit war ihre Verrätherin; und schon glaubte er sie zu erreichen, als plötzlich in den Thälern der Alpen ihre Spur verschwand. Drey Tage lang irrte er von rastlosem Zorne getrieben

umher; sendete Kundschafter aus, hielt jeden an, befragte jeden; aber umsonst. Am vierten, als er schon anfing der Hoffnung zu entsagen, bemerkte er in einem engen Felsenthal einen Bauer, welcher Wasser aus einer Quelle schöpfte, und rief ihn an. Der Angerufene schaute auf, aber ohne zu antworten, kehrte er den Reitern den Rücken, und, wie es schien, nicht ohne einige Eilfertigkeit. Sogleich spornte der Oberst sein Roß, setzte dem Eilenden zwischen den Felsen nach, und erkannte den Räuber seiner Tochter, der unter armseligen Kleidern verborgen, für seine Geliebte einen erfrischenden Trunk geholt hatte. Bey dieser Erkennung kochte der ganze Zorn des Verfolgers auf. Nichtswürdiger, schrie er ihm zu, wo ist meine Tochter? Doch ich verlange sie nicht zurück. — Nicht sie, die Verlaufene, wiederzufinden, hab' ich Dich aufgesucht, sondern um an Dir Rache zu nehmen. Ich könnte Dich niederschießen, wie ein Schurke

verdient, aber ich bin ein Edelmann, kein Bandit. Vertheidige Dein Leben. Bey diesen Worten warf er ihm eine Pistole zu. Montalto aber hob sie nicht auf, sondern ging stolz und langsam abwärts, einer Felsenschlucht zu. Vertheidige Dich, schrie der Oberste noch einmal ihm nach, indem er ihn über den Kopf schlug, und seine Pistole spannte. Montalto wollte sprechen. „Kein Wort, Schurke! vertheidige Dein Leben, Schurke!“ — Montalto hob die Pistole auf; der Oberste fehlte; jener feuerte sein Gewehr über das Haupt seines Gegners hin. Jetzt sprang dieser vom Pferd, drang dem Unglücklichen das Schwert seines Dieners auf, und griff ihn mit gränzenloser Wuth und den ausgelassensten Schimpfwörtern an. Das Gefecht war lang und hitzig; von beyden Seiten strömte Blut; Montalto, der sich meist nur vertheidigt hatte, sank zuerst. Aber kaum hatte der Oberst triumphirend seinen Gegner fallen

sehn, als auch ihn die Kräfte verließen. Virginie hatte von fern das Klirren der Schwerter gehört; von Angst ergriffen, hatte sie sich aufgerafft, und eben als der Diener nach Wasser eilte, um seinen Herrn in das Leben zurückzurufen, trat sie aus dem Walde, und sah den Geliebten und den Vater in ihrem Blute liegen, beyde als todt. Sie stürzte athemlos herbey, und selbst einer Leiche ähnlich, warf sie sich wortlos bald neben den einen, bald neben den andern hin, erhub ein klägliches Geschrey, und indem sie bald Montalto, bald ihren Vater mit den zärtlichsten Namen rief, klagte sie sich verzweiflungsvoll als die Ursache dieses doppelten Mordes an. Dabey badeten ihre Thränen das Angesicht der Ermordeten, und da ihr Hut zur Erde gefallen war, flossen ihre braunen Locken lang über sie her, und sie erschien als ein Mädchen, da ihre Tracht die eines Knaben war. Jetzt wurde sie von dem hülfreichen Diener erkannt; der Oberst

schlug die Augenlieder auf, und das erste was er erblickte, war seine Tochter, welche zitternd über ihm hing, und ihre Thränen auf ihn herabströmen ließ. Der Aufzug, in welchem er sie sah, und der ihn mit einem Mal wieder an den ganzen Umfang ihrer Schuld erinnerte, entflammte seinen Zorn aufs neue; er stieß die Jammernde mit dem Reste seiner Kräfte von sich, und befahl der Mörderin, von seinem Angesichte zu fliehen, und ihren sterbenden, gemordeten Vater nicht durch den Anblick ihrer Schande zu erbittern. Und als sie zögerte, und kniend, und mit aufgehobenen Händen um Gnade bat, verfluchte er sie und ihren Verführer mit gräßlichen Flüchen, und rief die Rache des Himmels auf sie herab, daß sie, die sein Stolz und seine Freude gewesen, ihn mit Jammer in die Grube sende. Da die Unglückliche die grausenvollen Worte hörte, verhüllte sie ihr Gesicht und floh in das Dickicht des Waldes, wo sie bald entkräftet

niederfiel, und ihren Tod erwartete. Hirten fanden sie hier, und trugen sie in ein nahes Frauenkloster, wo sie nach einiger Zeit den Schleyer nahm, und durch strenge Büßungen und ein Gott geweihtes Leben die Schuld ihres Leichtsinns abzuwaschen bemüht war.

Unterdessen hatte der Diener die Wunden seines Herrn zur Nothdurft verbunden, und ihn in ein benachbartes Dorf gebracht, wo einige Hülfe geleistet wurde. Aber die gewaltsame Erschütterung des Gemüths, die der Unglückliche erfahren hatte, entzündete ein so heftiges Fieber, daß die durch Blutverlust geschwächte Kraft nicht lange Widerstand thun konnte. Er starb wenige Tage nach dem Kampfe, und seine letzten Worte waren Verwünschungen. Auch Montalto war nicht auf der Stelle geblieben. Er erstand von seinen Wunden, aber eine tiefe Schwermuth lastete auf seiner Seele; und da er hörte, daß sich Virginie der Welt

entzogen hatte, und sich standhaft weigerte, ihn wiederzusehn, verließ er das Land und suchte den Tod im Krieg.

Diese Geschichte, von der ich jetzt nur die vornehmsten Umstände erfuhr — denn Montalto schwebte noch zwischen Leben und Tod, und Virginie galt für verloren — machte den schmerzlichsten Eindruck auf mein Gemüth. Ich hatte Achtung gegen Montalto gefühlt, und war ihm Dank schuldig; immer war er mir als ein edler und großherziger Jüngling erschienen; auch Virginie war mir werth, und hatte sich in den letzten Zeiten unsers Zusammenseyns sehr freundschaftlich zu mir geneigt. Jetzt sah ich beyde in einen Abgrund unermeßlichen Elends gestürzt. Die fernen Töne der Trauermusik hatten ihren Zauber für mich verloren, und ich hörte in ihnen nur den Jammer einer trostlosen Tochter und die Verwünschungen ihres gewaltsamen Vaters. Die Unversöhnlichkeit des Mannes zerriß mir das Herz.

Ich konnte nicht für ihn beten, sondern saß in Gedanken versunken, hinstarrend in das Labyrinth des dumpfen Lebens, und auf die unselige Uebermacht des Bösen, und die Hinfälligkeit der Güter, nach denen die Begierde der Menschen so rastlos ringt. Indem ich jetzt meine Blicke zum Himmel richtete, als dem Vaterlande der einzigen Güter, die des Strebens werth sind, sah ich an dem Geländer des gegenüberstehenden Thurmes eine weibliche Gestalt in tiefer Trauer, die weit sich überbiegend in die Tiefe hinabsah; dann zurücktretend, ihre langen blonden Locken mit der Rechten zurückstrich, und rasch mit beyden Armen auf das Geländer gestützt, sich hob und hinabwarf. Meine Sinne vergingen mir; ich sank bewußtlos auf den Sopha zurück, und nur das Jammergeschrey meines Mädchens, das mich für todt hielt, rief mich in das Leben zurück.

Das Geschrey des Mädchens, das vom

doppelten Schrecken außer sich, blaß wie eine Leiche vor mir stand, hatte alle Hausgenossen auf meinem Zimmer versammelt. Die Bestürzung war allgemein. Ich sank aus einer Ohnmacht in die andre; denn so oft ich die Augen aufschlug, und die Thürme erblickte, und das Getöse des Volkes auf der Straße hörte, vergingen mir die Sinne aufs neue. Man wollte mich zu Bette bringen; aber ich gab durch Zeichen zu verstehn — denn zu sprechen vermocht' ich nicht — daß man mich auf ein anderes Zimmer führen möchte. Nachdem dieses geschehen war, ließ ich Alles um mich her verdunkeln, um ganz von der Welt abgeschieden zu seyn; aber meine Einbildungskraft war so furchtbar erregt, daß kein Mittel des sorgsamen Arztes einem Rückfall in mein Fieber vorbeugen konnte. Mein Zustand war fürchterlich. Alle gräßlichen Bilder des Lebens stürmten durch meine Seele, und ich glaube nicht, daß es irgend eine Qual der Mensch-

heit gibt, die ich nicht auf dieſer Folter des Wahnwitzes erfahren und durchgefühlt hätte.

Mein Zuſtand ſchien damals hoffnungslos, der Arzt that auf meine Rettung Verzicht; mehr als einmal glaubten mich meine Wärterinnen todt. Der Graf war weggereiſt, um, wie er ſagte, den Todesſtreich ſeiner Liebe mit einemmal zu empfangen, und nicht langſam durch täglich erneute Qualen ſein Herz zerreißen zu laſſen.

Doch hatte der Himmel meinen Tod noch nicht beſchloſſen. Eines Tages, wo mir die furchtbaren Geſpenſter meiner Einbildungskraft keinen Augenblick Ruhe gelaſſen hatten, hörte ich gegen Abend von fern die ſanfte Muſik einiger blaſenden Inſtrumente; eine ernſte, mir wohlbekannte und geliebte Weiſe zog langſam heran, und legte ſich beruhigend an mein zitterndes Herz. Die Wellen des Wahnſinns flutheten nur noch träge, und ſanken bald ganz; und was ſeit mehrern Wochen nicht geſchehen war, ich fühlte

mich unendlich schwach. Ich glaubte jetzt gewiß, daß ich sterben würde, und bat meine Wärterin, nach einem Priester zu schicken, um mich mit den Sacramenten zu versehen; denn ich fühlte das Nahen meiner letzten Stunde. So wenig nun religiöse Handlungen in dem Gebrauche des Hauses waren, so wagte mein Vormund doch nicht, gegen eine so ernste Bitte etwas einzuwenden; der Priester kam; ich beichtete wie eine Sterbende, mit gebrochner Stimme; aber als ich gebeichtet hatte, und das Abendmahl empfing, da flammten die Kerzen heller, die fernen Töne erklangen von neuem, und ein Strahl der sinkenden Sonne fiel durch die Gardinen auf mein umdunkeltes Lager. Da erhob sich in meinem Innern eine so unendliche Freudigkeit, daß ich mit lauter Stimme Gott dankte, und ihm jeden Augenblick meines kurzen Daseyns zu weihen versprach.

Von dieser Stunde an schien meine Krank-

heit wie durch ein Wunder gebrochen. Das Fieber ließ nach, und meine Kräfte kehrten langsam zwar, aber doch ohne Rückgang, wieder. Der Graf war noch fern. Als man nun vor jeder neuen Täuschung des tückischen Fiebers sicher zu seyn glaubte, meldete man ihm meine Besserung und lud ihn zur Rückkehr ein. Doch hatte er diese Nachricht noch nicht empfangen, als ich einen Entschluß faßte, der ihm das entriß, was er so schon verloren gegeben hatte, und mich aus einem Verhältnisse rettete, das mir zu keiner Zeit erfreulich, mit meiner jetzigen Stimmung aber durchaus unverträglich war.

Ich war jetzt, den Versicherungen meines geschickten Arztes zufolge, gegen einen Rückfall vollkommen gesichert; ich durfte zu meinen gewohnten Beschäftigungen zurückkehren, und Menschen um mich sehn, da während der Krankheit jeder fremde Besuch auf das strengste verboten war. Ich fühlte

mich jetzt stark genug, um ohne Gefahr an das Ereigniß zu denken, das meinen Rückfall verursacht hatte, und ich bat meine Freunde, mir eine Sache aufzuklären, die sie bisher aus Schonung zu berühren vermieden hatten. Sie willfahrten meiner Bitte, und ich erfuhr folgendes:

Die Unglückliche, welche ihrem Leben durch den Sturz vom Thurme freywillig ein Ende gemacht hatte, war Amalia Zaloska, die Stieftochter des Obersten, dessen Seelenamt gerade in dieser Stunde gehalten wurde. Sie hatte ihren Vater im Kriege verloren, und ihre Mutter hatte sich noch vor Ablauf des Trauerjahrs mit dem Oberst Picart vermählt, dessen Gemahlin um eben dieselbe Zeit gestorben war, wie man sagte, aus Gram über die Vernachlässigung ihres Gemahls, der schon seit langer Zeit in einem verbotenen Umgange mit Frau von Zaloska lebte. Diese zweyte Ehe, das Werk einer strafbaren Leidenschaft, erfüllte die

Erwartungen nicht, welche sich beyde Theile davon gemacht haben mochten. Frau von Zaloska war jung, schön, dem Vergnügen ergeben und überaus gefallsüchtig; der Oberst heftig und voll Eifersucht. So war reicher Stoff zur Zwietracht da, die auch oft in Flammen ausbrach, wenn die Heftigkeit des Mannes und der Stolz der Frau einander entgegentraten. Dennoch erhielt sich die Leidenschaft des erstern; und Lodoiska verstand die Kunst, in jeder Zwischenzeit der Ruhe die Banden fester zu ziehn, die das Herz ihres Gemahls an sie fesselten. Zwischen den Aeltern und als Zeugin dieses verworrenen Verhältnisses wuchs Amalie auf, oft der Gegenstand des älterlichen Zwistes, da der Oberst sie eben so unbedingt liebte, als ihre Mutter sie haßte. Amalie hatte die Schönheit und den Stolz ihrer Mutter geerbt, und bey vielen herrlichen Gaben des Geistes gebrach es ihr an Milde des Charakters und an weiblicher Geschmeidigkeit.

Doch war Tugend in ihr, und ein lebendiger Haß des Bösen, das sie täglich in ihrer Nähe sah, und bisweilen durch bittre Verachtung rügte.

Als Amalie ihr sechzehntes Jahr zurückgelegt hatte, war kein Fräulein in der an Schönheit reichen Stadt, das ihr den Rang streitig gemacht hätte. Um diese Zeit wurde Graf Düras in ihrem Hause eingeführt, der mit der französischen Gesandtschaft in die Residenz gekommen war; ein junger Mann von großem Vermögen, angenehmer Gestalt und einnehmenden Sitten. Er sah Amalien; ihre Schönheit reizte ihn, ihr Geist zog ihn an; seine Besuche vermehrten sich, und in kurzem war es ihm gelungen, ihr eine Leidenschaft einzuflößen, die er selbst nicht theilte. Da die Mutter, mit ihren eignen Angelegenheiten beschäftigt, wenig auf ihre Tochter achtete, der Vater aber eine Neigung zu begünstigen schien, welche die schönsten Aussichten eröffnete, so gab sich Amalie

dem Zuge ihres Herzens sorglos hin, und erwartete von der Verbindung mit dem liebenswürdigsten Manne alles Glück, was ein junges Gemüth in dem Rausche der ersten Liebe träumt. Indeß wich der Graf einer ernstlichen Erklärung aus, und während er Amalien ohne Unterlaß seine Liebe betheuerte, klagte er in räthselhaften Worten das Schicksal an, das sich so oft zwischen die heißesten Wünsche der Menschen dränge. Zugleich aber bot er alle Künste der Verführung auf, die ihm vollkommen zu Gebote standen, um das liebende Herz Amaliens immer fester zu umstricken, und sie einem strafbaren Ziele zuzuführen. Die Arme sah den Abgrund nicht, dem sie sich näherte, und sie wäre vielleicht hinabgerissen worden, wenn ihr nicht durch die Dienstfertigkeit ihrer Cammerfrau einiges von andern geheimen Liebschaften des Grafen zu Ohren gekommen wäre, was ihre Aufmerksamkeit rege machte. Der Stolz ihrer Tugend er-

wachte, und ob sie gleich unvermögend war, eine Leidenschaft auszurotten, die zu tief in ihrem Gemüthe gewurzelt, durch Düras Gegenwart immer neue Nahrung erhielt, so bewachte sie sich doch mit größerer Sorgfalt, und entging so der Gefahr, mit der sie bedroht war.

Den geübten Blicken des Grafen entging die größere Zurückhaltung in Amaliens Wesen nicht. Er forschte leise nach der Ursache; da sie aber nichts verrieth, fing er an zu muthmaßen, daß ihre Zurückhaltung ein Mittel seyn solle, ihm eine Erklärung abzubringen. Dieser Meinung gemäß, ließ er jetzt bestimmtere Hoffnungen zu einer nähern Vereinigung blicken, die bald wieder mit Aeußerungen einer großen Schwermuth abwechselten, immer aber mit den heiligsten Schwüren seiner Liebe verbunden waren. Amalie setzte kein Mistrauen in seine Aufrichtigkeit, aber ihre strenge Zurückhaltung blieb sich gleich; denn so hoffte sie Düras

Gemüth von dem Leichtſinne zu heilen, welcher der Jugend ſeiner Nation eigenthümlich iſt. Gerade in den Tagen aber, wo ſie glaubte ihrem Glücke näher zu ſeyn, erfolgte Virginiens Flucht und der Tod des Oberſten, der ſie um deſto ſchmerzlicher traf, je mehr ſie ihm und ſeinem zärtlichen Schutze gegen Lodoiskens unmütterliche Geſinnungen dankte. In ihrem großen Schmerze war die einzige Zuflucht ihres Herzens das Vertrauen auf Düras, und die Hoffnung, durch ihn der Willkühr ihrer Mutter entriſſen zu werden. Auch dieſe Hoffnung ging unter, und auf eine Weiſe, die nicht ſchmerzhafter und bitterer hätte ſeyn können.

Düras hatte ſie wie gewöhnlich beſucht und mit mehr als gewöhnlicher Zärtlichkeit ſeine Thränen mit den ihrigen gemiſcht. Die Heftigkeit ihres Schmerzes und das Gefühl ihrer Hülfloſigkeit hatte ihre Zurückhaltung ein wenig vermindert. Sie warf ſich in die Arme des Grafen und weinte an

seiner Bruſt, und ſuchte Troſt an ſeinem liebenden Herzen. Nie war ſie ſchöner, nie war er ſchmeichelnder und theilnehmender geweſen. Jedes ſeiner Worte war ein Troſt, jeder Laut legte ſich kühlend an ihr verwundetes Herz. So verließ er ſie, und ſie dankte dem Himmel mit aufgehobnen Händen, daß er ihr doch noch eine Stütze gelaſſen hätte. Indem ſie ſo dankt, und lindernde Thränen von ihren Augen ſtrömen, kömmt ihre Mutter in das Zimmer, um einige gleichgültige Gegenſtände zu beſprechen, und als ſie ſich wieder entfernt hat, findet Amalie einen ſchmalen Papierſtreifen auf dem Boden, den Lodoiska wahrſcheinlich mit dem Tuche aus der Taſche gezogen hatte. Sie hebt ihn auf, erkennt die Hand des Grafen und entfaltet das Billet ohne Erwartung und Neugier. Aber wie war ſie betroffen als ſie folgendes las:

„Quäle doch Dein Herz nicht mit eitelm Wahn. Wenn Du meinen Schwüren nicht

traust, o! so vertraue doch Dir selbst und der Fülle Deiner Liebenswürdigkeit. O! Lodoiska, verleumde eine Liebe nicht, die, wie ihr Gegenstand, nicht ihres Gleichen hat; kränke nicht durch Mistrauen ein Herz, das nur für Dich schlägt, in Dir nur lebt, und mit Deinem Bilde erfüllt, jedes Glück verschmäht, das Du ihm nicht beutst. Verbanne jede Besorgniß, süßes Weib, und wenn es nöthig ist, um die wachende Eifersucht einzuschläfern, mit der Liebe eines Kindes zu spielen, so glaube nur, daß die Peinlichkeit dieses Schmerzes durch nichts als das unbedingte Zutraun belohnt werden kann, mit dem Du Dich meiner Zärtlichkeit ergibst."

Amalie las diese Zeilen zuerst nur mit den Augen und ohne Sinn; erst beym zweyten Lesen begriff sie den ganzen Verrath. Eine tiefe Betäubung folgte auf diese Entdeckung; dann Erinnerungen an vieles, früher kaum bemerkte; an überraschte Bewegungen und Blicke, und an gewisse Veran-

staltungen ihrer Mutter während der letzten Abwesenheit ihres Gemahls — Alles das ging jetzt schnell durch ihre Seele, und eröffnete ihren Blicken einen Abgrund von Abscheulichkeit, vor dem ihr ganzes Wesen erbebte, ohne sich doch enthalten zu können, immer von neuem in ihn hinabzuschauen. Abscheu, tiefe Verachtung, bittrer Schmerz und eine dumpfe Verzweiflung stürmten zugleich auf sie ein. Ihr Stolz war auf das heftigste empört, ihr Herz zerrissen, ihre Hoffnungen vernichtet, das Leben lag vor ihr wie ein verheertes Land, aus dessen Boden die Flammen der Verwüstung schlugen, während ein dunkles und unglücksschwangeres Gewölk über seiner Oberfläche brütete und wogte. Ihr Beschützer war tot, ihre erste Liebe schändlich verrathen, und sie, in deren Gewalt sie jetzt war, hatte sich aus einer Mutter in eine Nebenbuhlerin umgewandelt. Unter solchen Greueln zu leben, schien ihr unmöglich. Sie beschloß

zu ſterben. Aber ihr Tod ſollte den Abſcheu der Welt und den Fluch des Himmels auf die Häupter der Verräther bringen. So entwarf ſie den ſchaudervollen Plan. Von dieſem Augenblick an ſprach ſie nicht mehr. Aber Nachbarn hatten bemerkt, daß ſie die Nacht hindurch geſchrieben, öfters aufgeſtanden, mit ſchnellen Schritten durch das Zimmer gegangen, und bis an den Morgen bey Licht aufgeweſen ſey.

Am folgenden Tage kleidete ſie ſich ſelbſt an, und ging in tiefer Trauer nach dem Dom. Wer ſie gehn ſah, blieb ſtehn, und verfolgte mit ſeinen Blicken die hohe und zarte Geſtalt, die mit geſenkten Augen durch die Straßen ging, und nichts von Allem zu bemerken ſchien, was um ſie geſchah. Ihr blondes Haar war aufgelöſt und floß, von zarten Perlenſchnüren um die Schläfe gehalten, wie ein ſilberner Schleyer über den Nacken herab, und warf ſeinen zarten Schatten auf ihr blaſſes Angeſicht, das durch tiefe

Traurigkeit noch verschönert ward. Viele verließen ihren Weg, und folgten ihr nach, um sie beten zu sehn. Sie trat in den Dom, und nahe bey dem Katafalke kniend, schien sie in tiefes Beten versunken zu seyn. Lange lag sie so, aber ihre Lippen bewegten sich nicht, und sie hätte ein marmornes Bild geschienen, wäre nicht bisweilen ein flüchtiges Roth über ihre Stirn und Wangen gegangen. Endlich stand sie auf, und verschwand durch eine Seitenthür. Mit hastigen Schritten hatte man sie die Treppe hinaufeilen sehn, und wenige Augenblicke nachher ward ihr gewaltsamer Tod in der Kirche bekannt.

Den Eindruck, den diese Nachricht auf die Versammlung machte, will ich nicht beschreiben. Ein dumpfes Murmeln ging durch das Gotteshaus; viele stürzten hinaus; andre kamen mit verstörtem Angesicht herein. Jetzt ward auch an der Stelle, wo sie gekniet hatte, ein Blatt gefunden von ihrer Hand beschrieben, mit dem Verlaufe der

Geschichte in kurzen Worten. Die Bewegung des Volkes wurde zum Aufruhr. Man las, man erzählte, man suchte die ehebrecherische Mutter, die es wage, an dem Todtengerüst ihres Gemahls zu knien, und kaum fand sie in einer Capelle von Priestern umringt gegen die empörte Menge Schutz. Wuth und Schelten erfüllte die heilige Stelle, und kaum konnten die Priester ihr Geschäft vollbringen, den Todten zur Ruhe zu beten, die ihn auch bey seiner letzten Feyer floh. Lodoiska wurde eine Zeitlang versteckt gehalten, und erst nachdem sie ihre Kleider gewechselt, verließ sie die Kirche und floh, halb wahnsinnig, über die Stelle, wo das Blut ihrer Tochter gegen sie um Rache schrie. Durch eine geheime Pforte und auf Umwegen gelangte sie in ihr Haus, und die ganze Nacht hindurch hörte sie schreckende Drohungen von Menschen, die sich immer aufs neue an ihrer Thür versammelten. Am folgenden Tag ergriff sie

verkleidet die Flucht. Düras folgte ihr. Von ihrem weiteren Schicksale war nichts bekannt. Es wurde ihrer nicht mehr gedacht.

Diese Geschichte, welche lauter Personen betraf, denen ich oft in den glänzenden Versammlungen der großen Welt begegnet hatte, erschütterte mich so sehr, und erfüllte mich mit einem so tiefen Abscheu gegen die herrschenden Sitten, daß ich von diesem Augenblick an keinen andern Gedanken hegte, als mich aus diesem feindseligen Gedränge in eine Freystatt zu retten, wo ich gegen die Gefahren sicher wäre, die ich auf diesem wüsten Schauplatze überall wie Larven der Hölle gegen mich aufsteigen sah. Die kurze Geschichte meines Lebens belehrte mich hinlänglich, wie falsch und unzuverlässig das eigne Herz ist, wie leicht es die Farbe der nächsten Umgebungen annimmt, wie unbedachtsam es sich oft in Irrthum und Frevel berauscht, um endlich an dem Rande des Abgrundes mit Entsetzen zu erwachen. Ich

glaubte in meinen Schickſalen einen deutlichen Wink der Vorſehung zu erkennen, mich vor ſolchen Gefahren zu retten. Die fieberhaften Geſichte meiner Krankheit traten mir von neuem vor die Seele; ich deutete ſie meiner jetzigen Stimmung gemäß, und die Vorſtellung von dem Glück einer Heiligen ſchlug in meiner Bruſt wie eine flammende Lohe auf, welche jede weltliche Rückſicht verzehrte, und mir, wie die Feuerſäule des Herrn, den Weg durch die Wüſte des Lebens zeigte. Ich hatte Gott den Reſt meiner Tage gelobt, und es ſchien mir, als ob ich dieſes Gelübde nicht anders erfüllen könnte, als wenn ich jetzt meiner Furcht vor den Verführungen der Welt Gehör gäbe, und mich ihr gänzlich entzöge. Meine Verbindung mit dem Grafen beunruhigte mich nicht. Mein Herz hatte nie Antheil daran gehabt, und ſo überredete ich mich leicht, daß es auch ihn ſehr wenig koſten würde, einer Perſon zu entſagen, die er ſchon als todt

verlassen hatte. Dem innern Beruf, der Stimme Gottes in meiner Brust, hätten auch andere Rücksichten weichen müssen, und so schrieb ich dem Grafen meinen Entschluß mit der erhöhten Stimmung und der Aufrichtigkeit einer Person, die, im Begriffe die Welt zu verlassen, schon über jedes irdische Verhältniß erhoben ist. Ich bat ihn, von meinen Gütern das, welches ihm am meisten gefiel, als ein Zeichen meiner achtungsvollen Dankbarkeit anzunehmen, und mir zu verzeihen, wenn ich ihn vielleicht, ohne meine Absicht, mit einem Wahne von Liebe getäuscht hätte. — Der Graf antwortete gerührt, und mit einem schmerzlichern Gefühl, als ich erwartet hatte. Mein Anerbieten lehnte er ab. Einige Jahre später erfuhr ich, daß er sich mit der Wittwe eines Fürsten L. verheirathet habe, ein Haus in Wien mache, und allem Anscheine nach glücklich sey. Ich habe ihn nie wieder gesehn.

Sobald ich meinen Scheidebrief auf die

Post gegeben hatte, eröffnete ich meinem Vormunde den gefaßten Entschluß mit einer Festigkeit, welche alle Gegenvorstellungen abschnitt, und bat ihn, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, damit ich sogleich den folgenden Tag an den Ort meiner Bestimmung abgehn könnte. Ich hatte den strengen Orden der Carmeliterinnen und ein Kloster gewählt, das in einer der einsamsten Gegenden von Baiern lag. Mein Wunsch ward erfüllt. Ohne von jemand Abschied zu nehmen, eilte ich den Mauern zu, die mich begraben, oder, wie ich es damals auslegte, aus der Wüste der Welt in das Paradies der Ruhe und Unschuld retten sollten.

Der Anfang entsprach meinen Erwartungen allerdings. Ich ward als ein Fräulein von ansehnlichem Vermögen und guter Abkunft mit mehr als gewöhnlicher Freundlichkeit aufgenommen und mein Entschluß hoch gepriesen. Jedermann stellte seine besten Eigenschaften zur Schau; man wollte nicht

nur fromm, sondern liebenswürdig und geistreich seyn. Nun wußte ich zwar sehr wohl, daß der sanfte und süße Ton, welcher in Frauenklöstern herrscht, gar nicht immer der Wiederhall eines sanften Gemüthes ist, aber ich gab mir Mühe Alles das zu vergessen, oder als Irrthum und Verleumdung niederzutreten. Auf jeden Fall war ich entschlossen, in mir selbst das Bild einer vollkommnen Klosterfrau darzustellen, und unbekümmert um das, was mir zur Rechten und zur Linken lag, mit unabläßigem Ernst nach der Heiligung meines Gemüthes zu ringen. Ich brachte daher den größten Theil des Tages in geistlichen Uebungen zu, und mein Beruf war so ernsthaft, daß ich mich erst dann ruhig fühlte, als die Prüfungen des Noviziats ihren Anfang nahmen. Wenn ich jetzt an jene Zeit zurück denke, so ist es mir fast unbegreiflich, wie ich bey einem von Natur nicht starken, und durch eine lange Krankheit geschwäch-

ten Körper alle die Prüfungen habe ertragen können, die mir das Geſetz und meine eigne Schwärmerey auferlegte. Aber die Anſpannung meines Geiſtes und meine poetiſche Richtung auf das Ueberirdiſche machte mich gegen körperliche Leiden faſt gefühllos; und ob gleich die oft kindiſchen Demüthigungen, denen ich zur Prüfung unterworfen wurde, mehr noch meinen Geſchmack als meinen Stolz beleidigten, ſo ſchien mir doch alles nur eine Kleinigkeit in Vergleichung mit dem Ziele, nach welchem ich ſtrebte, und das nur durch Demuth und Bezwingung des eignen Willens errungen werden konnte. Aber mitten in meinem Eifer ſtörte mich oft die Wiederkehr der jugendlichen Eindrücke, die Erinnerungen an die Sarcasmen meiner franzöſiſchen Meiſter, und vor Allem die Bemerkung, daß die, in deren Hände ich mein Gewiſſen und meine Seligkeit legte, von dem innern Weſen der Religion und ihrer Erhabenheit ſo wenig er-

griffen waren, daß sie immer nur an ihren Formeln oder an der äußern Schale ihrer Gebräuche hingen. Ich wußte aus frühern Erfahrungen, die ich nicht ganz in mir austilgen konnte, daß die gröbsten Vergehungen einer sündlichen Natur ohne Umstände vergeben, kleine Verabsäumungen der Disciplin hingegen mit unerbittlicher Strenge gerügt wurden. Der Unwille, den ich darüber schon früher empfunden hatte, regte sich auch jetzt öfters in mir, und es ist kaum auszusprechen, mit welcher Seelenangst ich dagegen kämpfte, und durch welche trügerische Vernünfteleien ich mir eine Achtung gegen diese Verkehrtheit einreden wollte. Mein Beichtvater, dem ich auch meine leisesten Zweifel nicht verhehlte, suchte mich auf alle Weise in diesem verkehrten Wesen zu bestärken, in welchem er selbst aufgewachsen und verhärtet war. Dieser beschränkte und engherzige Mann kannte das ganze Gebäude der Religion, so wie es der Scharfsinn der

Theologen in einer Reihe von Jahrhunderten zusammengefügt hat, nach allen seinen Theilen; aber ihre innere Herrlichkeit war ihm nicht kund geworden, und von dem Zustande eines jugendlichen, nach Seligkeit ringenden Gemüthes, hatte er nie eine Ahndung gehabt. Oft, wenn ich nach einem Troste verlangte, den mir die mechanischen Uebungen der Religion nicht geben konnten, schalt er mich und rückte mir meinen Unglauben vor; und wenn ich ihm die Seligkeiten eines Gemüthes schilderte, das sich in Gott versenkt, schalt er mich wieder, nannte mich eine Phantastin, und gebot mir, meine Seligkeit mit Furcht und Zittern zu schaffen. Meine Zweifel erdrückte er durch die schwere Masse seiner Gelehrsamkeit; und meine innigsten Ueberzeugungen machte er wankend, wenn sie nicht buchstäblich mit den Formeln seines Glaubens zusammenstimmten. Wie hierbey mein Zustand war, wie ich kämpfte, wie ich mich peinigte, um die Stimme der

Vernunft, die ich für eine Versuchung zum Bösen hielt, niederzudrücken, und mir den Glauben der Kirche oder meines Beichtvaters in allen Punkten anzueignen, ist mit Worten nicht zu beschreiben. Ich brachte halbe Nächte knieend am Altar zu, Gott um Erleuchtung zu bitten, und vergoß bittre Thränen über die Sprödigkeit meines Herzens, und über den hartnäckigen Widerstand, den mein alter Unglaube, wie ich wähnte, der bessern Einsicht entgegensetzte. Ueber diesen unnatürlichen Kämpfen und Peinigungen, durch die ich mich zur Religion zu bekehren hoffte, wäre mir fast die Religion selbst entschlüpft; und statt der Freudigkeit, die ich mir verheißen hatte, wurde mein Zustand immer trauriger und. trostloser. Zu diesen innern Leiden, die mit meinen Erwartungen in einem so großen Widerspruche standen, gesellte sich der Unmuth, den mir die nähere Betrachtung des Klosterlebens, so wie es war, wider meinen Willen verur-

sachte. Ich sah immer mehr, daß die reine Erhebung des Gemüthes zu dem Göttlichen, von der ich mich bereden wollte, daß sie sich aus der Eitelkeit der Welt hinter die Mauern des Klosters gerettet habe, fast nur in leeren Formen bestand, die den innern Mangel auf eine höchst dürftige Weise bedeckten, und daß die Leidenschaften und alle feindseligen Elemente der Welt in diesem ihren kleinen Ausschnitte eben so feindlich und furchtbar gegen einander standen, als in der größern. Was ich hier von Mißgunst, heimlichem Neid über unbedeutende Vorzüge, übelversteckten Stolze, brennendem Ehrgeize und niedriger Verleumdungssucht sah, war eben so häßlich, und da die gefällige Form fehlte, noch widriger, als in der großen Welt, und weil sich hier alles in einem engern festgeschlossenen Kreise bewegte, viel drückender und peinlicher. Es war umsonst, daß ich mir sagte, Gott lasse alles dieses Böse zu, damit der Glaube der wahrhaft Frommen

geprüft würde; denn ich konnte nicht vergessen, daß ich die Welt geflohen hatte, um gegen ihre Versuchungen gesichert und des mißlichen Kampfes überhoben zu seyn. Was half es mir, allen Genüssen unschuldiger Freuden entsagt zu haben, wenn ich hier in Gefahren gerieth, die bey dem engen Verein noch weniger vermieden werden konnten? Diese Gedanken quälten mich außerordentlich. Die Versicherung meines Beichtvaters, daß dieses Eingebungen des bösen Geistes wären, der mich von meinem heiligen Beruf in den Sumpf und Greuel der Welt zurückziehen wolle, weit entfernt, mich zu trösten, vermehrte nur meinen Kampf, und ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre, hätte nicht die Regierung, im dritten Monate meines Noviziats, das Kloster wegen einer kund gewordenen Gewaltthätigkeit, welche sich die Klosterfrauen an einer ihrer Mitschwestern erlaubt hatten, plötzlich aufgeho-

ben, und den Nonnen befohlen, sich in andre Klöster zu vertheilen.

Dieses Ereigniß endigte meinen Kampf keineswegs. Meine Ansicht war noch nicht zur Klarheit gediehen; die Hoffnung noch nicht ganz aufgegeben, meine Erwartung befriedigt zu sehn. Ich war also nicht viel weniger bestürzt, als die bejahrteren Schwestern, und beschloß, mein Noviziat in einem andern Kloster zu endigen. Unser Auszug geschah im Anfang des Winters. Die Witterung war rauh, ich erkältete mich unterwegs und ward krank. Ich mußte auf einem Dorfe zurückbleiben, wo eine wohlhabende Gutsbesitzerin, Mutter einer zahlreichen Familie und seit kurzem Wittwe, mich aufnahm, und für mich wie für ihr Kind zu sorgen versprach. Die übrigen setzten ihre Reise fort und zerstreuten sich in verschiedene Gegenden.

Meine Krankheit war mehr hartnäckig als gefährlich, und ich war bald so weit

hergestellt, daß ich außer Bette seyn, und meine geistlichen Uebungen fortsetzen konnte. Meine Wirthin besuchte mich oft. Sie schien großen Antheil an meiner Jugend zu nehmen, und da sie bemerkte, mit welcher Strenge ich mich während meiner Krankheit und nachher behandelte, ließ sie mich ihre Verwunderung merken, daß ein Fräulein von meinen Jahren und meiner Geburt einen so harten Stand freywillig erwählt habe. Ihre Theilnahme gewann allmählig mein Vertrauen, und ich entdeckte ihr, wie ich zu dem Entschlusse gekommen sey, die Mauern des Klosters der Freyheit und den scheinbaren Freuden der Welt vorzuziehn. Anfänglich lobte sie meinen frommen Sinn, doch mit dem Zusatze, daß ich ja meinen Vorsatz auch bey einer milderen Regel hätte erreichen können, und daß überhaupt wohl so harte Büßungen nur denen zukämen, welche für schwere Sünden verantwortlich wären. Allmählig aber, als sie wahrnahm, daß ich Ver-

trauen zu ihr hegte, mißbilligte sie meinen Entschluß gerade zu, indem sie behauptete, daß er mich nicht zum Frieden, sondern zu einer tiefen, aber unnützen Reue führen würde. Das Klosterleben, setzte sie hinzu, habe einen trügerischen Reiz für junge Gemüther, die oft, wenn sie beym Eintritte in die Welt ihre Hoffnungen getäuscht sähen, sich sogleich mit ihr entzweyten, und in der Aufwallung ihres Unwillens, den sie für die Wirkung eines göttlichen Berufs hielten, in die Celle eines Klosters flüchteten, wo sie sich gegen die Laster und Leiden des Lebens gesichert glaubten. Allzuspät würden sie dann den Irrthum gewahr, und manches Herz wäre gebrochen aus Verzweiflung über den voreiligen Schritt, und die traurige Auflösung des frommen Wahns. — Indem sie dieses sagte, und mir ein Bild des Klosterlebens entwarf, in dessen Grundstrichen ich leider meine eignen Erfahrungen wieder fand, fing sie an, bitterlich zu weinen,

faßte meine beyden Hände mit den ihrigen, und beschwor mich, nicht aus Eigensinn auf einem Vorsatze zu beharren, der, so rühmlich seine Quelle wäre, nur zu einem traurigen Ziele führen könne. Sie erzählte mir hierauf, wie ihre älteste Tochter, ein schönes und frommes Mädchen, ebenfalls in ihrem achtzehnten Jahre eine Abneigung gegen die Welt gefaßt, und wider den Willen ihrer Aeltern, und zum größten Schmerz eines jungen Mannes, der sie aufrichtig geliebt, den Schleyer genommen, und wie nach wenigen Jahren dieses arme betrogene Kind aus Gram gestorben sey. Wir wußten anfänglich die Ursache ihres Todes nicht, setzte die weinende Mutter hinzu; denn nie wollte sie uns gestehen, daß sie unglücklich sey; aber, wenige Monate vor ihrem Tode, schrieb sie insgeheim an eine Freundin, die ebenfalls im Begriff war, sich dem Kloster zu widmen, und beschwor sie mit den rührendsten Ausdrücken, lieber in der Welt fromm

und tugendhaft zu leben, als in den Cellen der Klöſter. Dieſer Brief wirkte ſeiner Abſicht gemäß, aber er ward verrathen, und meine arme Tochter ein Gegenſtand des Abſcheus unter ihren Mitſchweſtern. Man ſperrte ſie ein; aller Verkehr mit ihren Aeltern und Verwandten ward aufgehoben, und es iſt nur allzuwahrſcheinlich, daß die grauſamen Büßungen, mit denen man in ſolchen Fällen den Verrath frommer Geheimniſſe zu beſtrafen pflegt, die Wirkungen ihres ſtillen Grames beſchleunigt haben. Erſt nach ihrem Tode haben wir ſie wieder geſehn, und kaum noch in der abgezehrten, leidenden Geſtalt einige Züge unſrer geliebten Tochter erkannt. Ich würde untröſtlich ſeyn, fuhr ſie fort, indem ihre Thränen noch reichlicher floſſen, wenn ich mir Schuld geben dürfte, auf irgend eine Weiſe ihren Entſchluß unterſtützt zu haben; aber ich war immer davon weit entfernt. Ihr Vater, der ſie auf das zärtlichſte geliebt hatte, und dem, was ſie

für einen höhern Beruf hielt, am wenigsten zuwider gewesen war, ist seit ihrem Tode wenig froh geworden; ein geheimer Gram nagte an seinem Leben, und er ist allzufrüh einem Kinde nachgefolgt, dessen trauriges Schicksal ihn noch auf seinem Todenbette und in den Fieberträumen seiner letzten Tage unaufhörlich beschäftigte.

Diese Unterredung, welcher ähnliche folgten, machte einen tiefen Eindruck auf mich. Ich rief alle meine Erfahrungen zurück; ich durchforschte meine innersten Gesinnungen vor Gott, und ich fand, daß meine Zweifel an der Tauglichkeit des gewählten Standes wenigstens nicht aus einem verborgenen und sündhaften Hange nach der Welt entsprängen. Ich war mir bewußt, das Gute aufrichtig zu wollen; meine Seele sehnte sich nach Gott; ich bebte noch eben so wie sonst vor den Verführungen der Welt; aber ich sah immer deutlicher ein, daß, um diesen zu entgehn, es andrer Mittel bedurfte, als

Mauern und Riegel. Der Mittelzuſtand, in welchem ich mich jetzt befand, war von einer Ruhe begleitet, die ich während meines ganzen Noviziats nicht gefühlt hatte, und der Schleyer, mit welchem meine religiöſen Vorſtellungen umhüllt geweſen waren, wurde lichter und heiterer. Die Urſachen der harten Büßungen, mit denen ich mich belaſtet hatte, hörten auf; ich konnte mit freyerem Herzen beten; das Gebet gab mir Stärke und frohen Muth, und ſeltner und immer ſeltner drängten ſich aus den Hinterhalten meiner Melancholie alte Zweifel vor. Ich wagte es jetzt zu meinen vorigen Beſchäftigungen zurückzukehren, und einzelne Stunden der Muſik zu widmen, die ich im Kloſter, als einen Gegenſtand weltlicher Genüſſe, gänzlich verlaſſen hatte. Zugleich unternahm ich den Unterricht der jüngern Töchter meiner Wirthin, liebenswürdiger Kinder von großer Empfänglichkeit und Lernbegierde, die ſich allmählig ſo an mich gewöhn-

ten, daß ſie mich gar nicht mehr verlaſſen wollten. Dieſem Geſchäfte habe ich die Heilung meines kranken Gemüthes ganz vorzüglich zu danken gehabt. Durch die Kinder ward ich wieder an die Welt geknüpft. Außerdem ſah ich rund um mich her ein einfaches und friedfertiges Leben; eine wohlgeführte, verſtändige Wirthſchaft; frohe Thätigkeit überall; Wohlwollen der Herrſchaft; Willigkeit der Diener; Eintracht zwiſchen Aeltern und Kindern, und einen frommen Sinn bey Allen ohne Uebertreibung und Schwärmerey. Hier, mitten in der Welt, fand ich, was ich im Kloſter umſonſt geſucht hatte, einfache Sitten, Unſchuld und Zufriedenheit, Alles wie von ſelbſt entſtanden, ohne Anſtrengung, und ohne den Prunk unſers klöſterlichen geſchäftigen Müßigganges. Oft wenn ich meine verſtändige Wirthin nach der Urſache der Erſcheinungen fragte, deren Anblick mir ſo erheiternd und heilſam war, antwortete ſie: Ich bin mir dabey keiner

künſtlichen Mittel bewußt; nur Eines leitet mich, die Ueberzeugung, die ich von meinen frommen Aeltern und Groß-Aeltern geerbt habe, daß die Furcht Gottes der Anfang aller Weisheit iſt, und daß, wo Gott nicht das Haus behütet, der Wächter umſonſt wacht. Mit Gott fange ich täglich mein Werk an und endige mit ihm, und ſo thun alle meine Hausgenoſſen. Meine Kinder wiſſen, daß es nicht genug iſt, einige Roſenkränze zu beten und in die Kirche zu gehn, obgleich auch die Gebräuche nützlich ſind, um uns auf dem guten Wege zu erhalten, und die zerſtreuten Sinne zu ſammeln, ſondern daß Gott nur diejenigen liebt, die ihre Pflicht mit Freudigkeit und um ſeinetwillen thun, und daß, was gewiß nicht unwichtig iſt, auch wir Gott dann am meiſten und innigſten lieben, wenn wir uns guter Handlungen und eines reinen Herzens bewußt ſind. Dieſe Denkungsart iſt die Grundlage unſers Lebens und Thuns. Sie iſt

auf meine Hausgenossen übergegangen, die fast alle auf diesem Gute und in diesen Gesinnungen aufgewachsen sind; und die Fremden, die von Zeit zu Zeit in meine Dienste treten, nehmen sie entweder an, oder entfernen sich bald wieder, wenn ihnen unsre Ordnung misfällt. Hierdurch wird mir Alles leicht. Ich habe nur zu sorgen, daß durch die Erhaltung der eingeführten Ordnung die Gelegenheiten zum Bösen gleich in ihrem ersten Anfange abgeschnitten werden. Da ich jedem alle erlaubten Vortheile, und zur rechten Zeit den Genuß der Muße gönne, so habe ich das Vergnügen, daß fast jedes mehr thut, als ich von ihm fordere, und seine Pflicht mit Freudigkeit erfüllt. Selten habe ich Ursache streng mit ihnen zu reden; wenn es aber nöthig ist, so geschieht es mit Kürze und ohne Bitterkeit. Denn Gott hat mir einen frohen Sinn gegeben, und ich bin unter den zahlreichen Geschäften meines Hauswesens immer heiter, weil

ich mir bewußt bin, mein Leben auf eine nützliche Weise anzuwenden. „Bete und arbeite, sagte mein seliger Vater, und ich habe auch bey großen Leiden gefunden, daß diese beyden Dinge die Ruhe am gewissesten herbeyführen, und das sicherste Mittel gegen Versuchungen zum Bösen sind.“

Diesen Grundsätzen eines schlichten Verstandes konnte ich meinen Beyfall nicht versagen, und je mehr ich sie mit meinen eignen Erfahrungen zusammenhielt, desto zuverlässiger kamen sie mir vor. Entsprang nicht das Böse das mich aus der Welt vertrieben hatte, ganz vorzüglich aus zwey Quellen, aus der Gleichgültigkeit der höhern Stände gegen die Religion, und dem Ueberflusse der müßigen Zeit, die sie auszufüllen hatten? Da den Reichen und Vornehmen meist von Jugend an das Leben so leicht gemacht wird, daß sie zu arbeiten wähnen, wenn sich andre für sie bemühen, und bey der Bereitwilligkeit ihrer Umgebungen, sie

im diesem Wahn zu erhalten, meist die geringste Zeit für ihre Geschäfte hinreicht, so ist es kein Wunder, wenn sie bey ihrer frühen Verwöhnung, ihrer Schlaffheit, ihrer Ueberreizung, das leere Daseyn mit ungewöhnlichen Genüssen ausfüllen, und die alltägliche Kost des Lebens durch Thorheit und Laster würzen wollen. Die bösen Neigungen, die in der Natur des Menschen liegen, und welche der harte und steinige Acker eines dürftigen Lebens im Aufkeimen erstickt, wuchern in den lockern Boden des übrigen mit unglaublicher Ueppigkeit auf; ihre Laune wird zur Tollheit, ihre Eitelkeit zum Wahnsinn, ihre Lüste zur Wuth. Ein Wunder wäre es, wenn in ein so umdüstertes Leben noch ein Strahl der höhern Welt eindränge, wenn nicht Glaube, Liebe und Hoffnung da erlöschte, wo der gebrechliche Mensch nur an sich und an seine Macht glaubt, nur sein verworrenes und entehrtes Selbst liebt, und auf nichts hofft, als auf

die Befriedigung ſeiner phantaſtiſchen Wünſche. So erzeugt die Gleichgültigkeit gegen Gott das ſittliche Verderbniß, und aus dem ſittlichen Verderbniß erwächſt hinwiederum ein ruchloſer Unglaube. Nur wo die Religion feſte Wurzeln geſchlagen hat, da ſtehen auch die Sitten feſt, und auf dem ſchlüpfrigen Boden des Reichthums und der irdiſchen Größe hält ſie den gleitenden Fuß allein auf. Wird es ſchon den Großen der Erde ſchwerer in das Himmelreich einzugehn, als den letzten ihrer Unterthanen, ſo iſt ihnen der Weg dahin doch nicht verſchloſſen, und durch den Glauben und die Liebe zu Gott ſind auch auf den Thronen und an dem Fuße der Thronen Muſter einer heiligen und heldenmüthigen Größe gebildet worden, nicht durch ſchlaffes Dahingeben an die Gebräuche der Religion, zu denen oft das entnervte Laſter als zu ſeinem letzten Nothanker flieht, ſondern durch kräftige Gottesfurcht. Kein Menſch iſt wahrhaft groß wor-

den als durch Religion; und auch die ruhmvollen Heiden, die Helden in Krieg und Frieden, die standhaften Vertheidiger des Rechts und der Freyheit, ehrten ihre Götter und kämpften für sie ihrem Glauben gemäß. Wenn die Mächtigen der Erde und ihre nächsten Umgebungen — scheinbar so hoch über den gemeinen Haufen erhaben — oft so tief sinken, und durch die Vernachlässigung aller ihrer Pflichten, und durch die Greuel, die sie umringen, noch ekelhafter werden, als die in Lumpen gehüllte Bettlerschaar, die nicht einmal den Schwellen ihrer goldnen Paläste nahen darf — was anderes ist daran schuld, als daß sie freywillig von der Nähe dessen herabsteigen, dessen Ebenbild sie sind, und das Licht der Seligkeit und Freude in den schmutzigen Tiefen der Erde suchen? In ihrer ursprünglichen Höhe sind sie der Stolz und die Freude der Welt; ihr Beyspiel entflammt zu jeder Tugend; jedes Opfer für sie scheint gering; ihr freundli-

ches Nähern ſchon iſt dem Leidenden Troſt. Aber in dieſer Höhe, dieſer erhabnen Beſtimmung getreu erhält ſie nur Gott und der Glaube an Gott. Sobald ſie auf ſich ſelbſt ruhen wollen, ſtürzen ſie augenblicklich herab, ſelbſt entwürdigt, und andre durch ihr Beyſpiel entwürdigend.

Je mehr ſich dieſe Gedanken in mir entwickelten, je klärer die Beſtimmung des Menſchen und ſein Verhältniß zu Gott und ſeinem Nächſten ward, je innigere Freude ich an nützlichen Beſchäftigungen und an der liebevollen Anhänglichkeit meiner kleinen Zöglinge fand, deſto mehr Kraft gewann der Vorſatz in mir, einen Stand zu verlaſſen, der meinen Erwartungen nicht entſprach, und in die Welt zurückzutreten, wo ich mit den Mitteln, welche das Glück mir verliehen hatte, Nützliches ſchaffen konnte. Ich kannte jetzt die Mittel, durch die ein aufrichtiges und Gott ergebnes Gemüth den Gefahren der Welt entgehen kann, und ich ge-

lobte Gott, sie mein ganzes Leben hindurch aus allen Kräften fest zu halten. Das Gelübde meiner Krankheit beunruhigte mich jetzt nicht mehr, weil ich überzeugt war, daß wer durchdrungen von Liebe zu Gott sein Geschäft mit Freudigkeit treibt, und mit frommen Sinne Gutes schafft, sein Leben Gott besser weiht, als wer, in einer Celle vergraben, sein leeres Daseyn mit harten Büßungen, die oft statt der Demuth, den widrigsten Hochmuth erzeugen, ausfüllt. Ohne mich also meines Rücktritts zu schämen, meldete ich meinem Vormunde den gefaßten Entschluß, und bat ihn, auf einem meiner Güter, das ich bezeichnete, eine einfache Wohnung für mich einrichten zu lassen. Mit dem Anfange des Frühlings verließ ich meine treffliche Wirthin, die mich mit Liebkosungen überhäufte, als ob ich ihr eine Wohlthat erzeigt hätte, und mit tausend Thränen entließ. Eine ihrer Töchter, die jüngste von meinen Zöglingen, begleitete mich, und sie

iſt ſo lange bey mir geblieben, bis ſie ſich an einen rechtſchaffnen Mann verheirathete, dem ich die Verwaltung meines Gutes übergeben konnte. Die Mutter hab' ich nachher oft wieder geſehn, nie ohne innige Rührung, nie ohne ihr aus vollem Herzen meine Rettung und das Glück meines Lebens zu danken.

Nachdem ich meine neue Wohnung bezogen hatte, ließ ich es mein erſtes Geſchäft ſeyn, mich mit den Einwohnern meines Dorfes bekannt zu machen. Was ich hier fand, war nicht aufmunternd. Die meiſten Familien waren verarmt, die Männer dem Trunke, die Weiber dem Müßiggange ergeben; die Kinder liefen in Lumpen und ohne Unterricht umher, und es war wohl kein Dorf, wo man ſo viele unfriedliche Ehen fand. Die lange Abweſenheit der Gutsherrſchaft, und die ſchlechte Beſchaffenheit des Geiſtlichen, der, ſelbſt dem Trunke ergeben, ein Beyſpiel aller Unordnung war,

hatte die ganze Gemeinde in diesen Zustand der Verwilderung versetzt, deren Abstellung jetzt mein vornehmster Gedanke war. Ich fing damit an, mich des untauglichen Pfarrers zu entledigen, und einen frommen, verständigen und tugendhaften Mann an seine Stelle zu setzen, der mein Reformations-Projekt unterstützen, und mir seine Einsichten leihen könnte. Unser erstes Geschäft war jetzt, uns der Kinder zu versichern. Die verfallene Schule wurde wieder eingerichtet, und mit dem Unterricht in der Religion Gewöhnung zur Arbeit verbunden. Die Schwierigkeiten waren groß; aber da wir ihnen eine unermüdliche Geduld entgegensetzten, und unser Geschäft mit Liebe und einem wahrhaft religiösen Eifer betrieben, so gelangten wir in kurzer Zeit dahin, daß wir die Liebe und das Vertrauen der Kinder erwarben, und, indem wir auch zugleich ihren äußern Zustand verbesserten, einen Sinn für Rechtlichkeit und Ordnung

in ihnen erwachen sahn. Das Beyspiel der Kinder wirkte auf die Aeltern zurück; diese fingen an sich vor jenen zu scheuen, und da wir denen, welche einigen guten Willen spüren ließen, auf alle Weise zu Hülfe kamen, gewannen wir immer mehrere für unsre Bemühungen. Gleich vom Anfang an hatte ich die wüste Kirche ausgeschmückt, und ihr ein heitres Ansehn gegeben, und da ich sie selbst täglich besuchte, zog ich zuerst meine Hausgenossen, und dann allmählig die übrigen Glieder meiner kleinen Gemeinde herbey, die mein frommer Pfarrer bald durch Predigten, bald durch kürzere Ermahnungen, bald durch Kinderlehre auf eine so anziehende Weise beschäftigte, daß ihnen bald die Zeit des Gottesdienstes der glücklichste Abschnitt des Tages war. Denn alle Menschen haben eine Sehnsucht nach Religion, und es ist meist die Schuld ihrer Lehrer, wenn diese Sehnsucht erlischt. Fromme und treue Lehrer bilden fromme

und treue Zuhörer; aber wo jene die Uebungen der Religion mit Gleichgültigkeit oder Abneigung treiben, sich der Frömmigkeit schämen, Gott nur mit den Lippen preisen, und die frohe Botschaft der Erlösung, von der sie selbst nicht ergriffen sind, kalt und herzlos verkündigen, — da entweicht der Glaube und die Liebe von heiliger Stätte, und auch die Bessern entziehen sich allmählig der Theilnahme an dem öffentlichen Dienste Gottes, der ihnen keine Freude und keine Erhebung mehr gibt. Ich sah mit Entzücken, wie in meiner Gemeinde durch die einfachen und herzlichen Ermahnungen des frommen Pfarrers der Sinn für die Religion täglich wuchs, und das, was durch menschliche Mittel entweder gar nicht, oder doch nur unvollständig hätte bewirkt werden können, zur Wirklichkeit kam. Die Eintracht kehrte zurück; die entzweyten Eheleute söhnten sich aus; der Müßiggang ließ immer mehr nach; und da ich die Dürfti-

gern auf eine behutsame Weise mit dem unterstützte, was sie zur Förderung ihres Geschäftes nöthig hatten, so sah ich in wenigen Jahren die Trinker, Spieler und Müßiggänger in ordentliche, rechtliche und arbeitsame Hausväter umgewandelt.

In dieser Zeit, die ich zu den glücklichsten meines Lebens rechne, machte ich die Bekanntschaft des Grafen von Sendoval, welcher damals in meiner Nachbarschaft wohnte. Er besuchte mich bisweilen, lernte meine Anstalten kennen, und unterstützte mich mit seinem Rathe in der Einrichtung meines Hauswesens. Der religiöse Sinn, von dem ich ihn beseelt fand, unsre gleichförmigen Ansichten von der Welt, sein gebildeter Geist und die Innigkeit seines Gefühls, flößten mir bald ein Interesse für ihn ein, welches mehr als Freundschaft war, und ohne daß wir es bemerkten, kamen sich unsre Herzen in demselben Wunsche entgegen. Durch die Verbindung mit ihm

ist das Glück meines Lebens befestigt worden. Wir hatten nur Einen Sinn, nur Einen Willen, und die Verschiedenheit unsrer Meinungen über Gegenstände von geringerer Wichtigkeit ward für uns eine Quelle der Unterhaltung, nie des Streits. Sein edler und fester Charakter war mir in allen Zeiten eine sichre Stütze, und da er die Ueberlegenheit seines Verstandes nie misbrauchte, um mich zurückzuschrecken oder zu demüthigen, so suchte ich immer mit gleichem Vertrauen Rath und Hülfe bey ihm. Die Kinder, die ich ihm gebahr, vermehrten nicht unsre Eintracht, aber unsre Zufriedenheit, und unser gemeinsames Bemühen um sie, die Unterpfänder der göttlichen Güte, gab unsrer Liebe eine neue Richtung und eine noch größere Innigkeit. Fröhlich wuchsen die zarten Pflanzen heran. Ihr körperliches Gedeihen und ihre geistige Entwickelung ging gleichen Schritt; früh schlug die Gottesfurcht Wurzel in ihren Herzen, und

da sie früh gewöhnt wurden, Gott als ihren unsichtbaren Vater, ihre Aeltern aber als die sichtbaren Stellvertreter des Höchsten zu betrachten, so mischten sie die Liebe zu uns und zu Gott auf eine solche Weise, daß jedes Gefühl religiöser Erhebung sie liebender gegen uns, und jeder Ausdruck der Liebe gegen uns sie zufriedner in Gott machte. Die ältesten meiner Kinder haben ihre irdische Laufbahn früh und auf eine für mich schmerzliche Weise geendigt; mein Gemahl ward mir noch früher entrissen; aber die Ueberzeugung, daß diese reinen Herzen bey Gott sind, tröstet mich über ihren Verlust, und läßt mich dem Tage der Wiedervereinigung, der nicht mehr weit entfernt seyn kann, mit Ruhe und Freudigkeit entgegen sehn.

Dieses sind die frohen Hoffnungen, die mein Alter erheitern und mich in den Stürmen des Unglücks aufrecht erhalten haben, gegründet auf die innige Ueberzeugung von

der Wahrheit des Glaubens, zu dem mich die Güte des Ewigen geleitet hat. Ich bekenne mich mit Freudigkeit zu der Lehre, die durch Christus die Welt befreyt und erleuchtet hat; sie hat mir Zufriedenheit und Ruhe gegeben, und ich bin gewiß, daß sie keinen hülflos lassen wird, der sie in ihrem innersten Wesen ergreift. Mit Unrecht scheint vielen das Christenthum eine traurige Religion, die den Glanz und die Farben des schönen Lebens vernichte, und seine Rosen entblättere, um es mit Dornen zu krönen. Es ist wahr, das Leben derer sieht lustiger aus, die sich der religiösen Bedenklichkeiten entschlagen, und nur den Genuß des Augenblicks suchen; aber auch die Gedankenlosesten ekelt doch ihre Sinnenlust bald, und sie mischen Thorheit und Weisheit, Sünde und Reue, Begierde und Abscheu zu einer wüsten und verworrenen Masse, die sie fälschlich Leben nennen. Wahre Freude ist dabey nicht; denn diese wohnt nicht in den

Dingen außer Dir, sondern in Dir selbst und in den Tiefen Deines Gemüths. Wie das zauberische Farbenspiel einer bethauten Wiese oder eines stäubenden Wasserfalls erst durch die Sonne entzündet wird, und es immer nur ihr Licht ist, das das Gewand der Erde mit tausend Reizen schmückt, so ist auch das, was uns in dem Traume des Lebens wahrhaft erfreut, immer nur der Abglanz einer höhern Freude, die in unsrer Seele wohnt, und ihre Strahlen an den Blüthen und in den Krystallen des Lebens bricht. Die Quelle jener innern Freude aber ist das Bewußtseyn unsrer höhern Abkunft, oder die lebendige Erinnerung an die Quelle aller Vollkommenheit, von der wir einst ausgingen, und zu der wir zurückkehren. Darum bewegt uns Alles, was das Gepräge jener Vollkommenheit trägt, die Schönheit der Gestalt und der Handlungen, die unschuldige Liebe, die tapfre Verachtung des Lebens, die stille Ergebenheit in große

Leiden, alles Reine, Erhabne und Edle mit einem ſo großen Entzücken. Ohne Gott gibt es weder Schönheit noch Tugend; die Welt iſt ein Chaos ohne ihn, und weit entfernt, daß das Chriſtenthum — das ja eben zu der Liebe und Erkenntniß Gottes führt — die Lichter des Lebens auslöſcht, wandelt es vielmehr die Nacht in Tag, indem es die ächten Quellen der Freude aufſchließt, und das Dauernde und Ewige von dem Hinfälligen und Vergänglichen ſcheidet. Freylich erlöſchen dann die matten Irrlichter der unreinen Luſt vor dem höhern Glanz, mit welchem Glaube und Hoffnung das Leben erleuchtete, aber etwa ſo, wie der Schimmer eines Feuerwerks oder einer Beleuchtung in dem Augenblick, wo die Sonne über den Horizont emporſteigt, zu einer ſchmuzigen Düſternheit wird. Manchen andern ſcheint das Chriſtenthum nicht vornehm genug. Ihnen iſt eben das anſtößig, worin ſich ſeine höchſte Herrlichkeit offenbart, ſein un-

bedeutender Ursprung, die Zärtlichkeit, mit der es sich tröstend an die Aermsten und Niedrigsten wendet, und die Forderung der Demuth, die es an die Ersten wie an die Letzten macht. Diese Forderung empört den Stolz derer, die sich weise und groß dünken; sie wollen, was sie doch vor keinem irdischen Könige thun, aufrecht stehn vor dem Könige der Himmel, und ihre menschliche Würde geltend machen vor dem, der sie aus dem Staube rief, und in den Staub zurückwerfen kann. Und doch ist die Demuth eines frommen Herzens so weit entfernt zu erniedrigen, daß sich vielmehr in ihr der Geist am meisten aufrichtet. Nur wer den Unendlichen in seinem Innern erkennt und fühlt, sinkt in wahrhafter Demuth nieder vor ihm, und betet an, und schwingt sich aus dem Gefühl seiner Nichtigkeit über die Schranken der Endlichkeit hinaus. Was ist denn aber ein Unterpfand unsrer höhern Abkunft, wenn es nicht die

Möglichkeit einer solchen lebendigen Erkenntniß ist? Und ist es nicht eben das Werk und der Triumph des Christenthums, daß wir — der Staub — unverzagt den Blick zu dem Ewigen erheben, daß wir uns seines Anschauens erfreuen, daß wir uns der unendlichen Allmacht, daß wir uns dem Schöpfer, dem Herrn und Erhalter der Welt als einen liebenden Vater nahen dürfen?

So wenigen Grund haben die Anklagen des Christenthums als eines düstern und entwürdigenden Glaubens. Nicht mehr Gehalt aber hat eine dritte Anklage, daß es den Menschen — der ja schwach sey und sinnlich von Natur — mit einem unerträglichen Joche belaste. Es ist wahr, das Christenthum fordert das Opfer sündhafter Begierden als die erste Bedingung zur Versöhnung mit Gott. Aber ist es darum hart und unerträglich zu nennen? Gewährt denn irgend eine jener Begierden Befriedigung? ist nicht ihre nächste Frucht immer wieder

eine neue Begierde, ein heftigeres Streben nach etwas noch Entfernterem, und so immer fort, bis der Tod einen gewaltsamen Abschnitt macht? Ist dieses ein so beneidenswerther Zustand, daß man den Befreyer daraus einen Tyrannen nennen müßte? oder ist er nicht vielmehr ein Anfang der Verdammniß schon diesseits des Grabes? Ihr macht Anstalten ohne Ende, ihr setzt unzählige Hände in Bewegung, ihr müht euch selbst rastlos ab, um eurem Ehrgeiz, eurer Eitelkeit, eurem Gaumen, eurer Wollust einen Genuß zu bereiten; und kaum habt ihr das gewünschte Ziel erreicht, so stürzt das ganze luftige Gebäude eures Strebens zusammen, und ihr müßt von neuem beginnen und immer von neuem. Was ist denn Verdammniß, wenn es das nicht ist? Sind eure Begierden größer als die Mittel sie zu befriedigen, so reibt euch ein leeres Verlangen auf; kommen sie ihnen gleich, so entzündet sich die Begierde an der Befriedigung, und

wächst bald über alle vorhandenen Mittel hinaus. Einem solchen furchtbaren und unseligen Treiben setzt das Christenthum ein Ziel und indem es einen unverrückten Mittelpunkt in Gott zeigt, zügelt es die unstete Wildheit des sinnlichen Strebens, und gibt dem Gemüthe Ruhe, indem es seine Richtung bestimmt. Was ist hier drückend und hart? Oder ist der ein Tyrann, der Frieden gibt statt Krieg? oder der ein harter Lehrer, der dem Gemüthe, statt eines wilden und ekelhaften Rausches, die stille und dauernde Seligkeit mittheilt, die aus dem innern Frieden, aus der Eintracht mit sich selbst, und aus der Uebereinstimmung des eignen Willens mit dem Willen der ewigen Weisheit quillt?

Die

Schule der Frauen

oder

Schriften zur Belehrung und Bildung

des

weiblichen Geschlechts

von

Friedrich Jacobs.

Lehrer-Bibliothek des Salaria Brandenburg a. H.

Dritter Theil.

Erinnerungen aus dem Leben der Pfarrin von Mainau.

Leipzig, bei Carl Cnobloch.
1827.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
BERLIN

Erinnerungen

aus dem Leben

der Pfarrin von Mainau

von

Friedrich Jacobs.

Zweite verbesserte Auflage.

Leipzig, bei Carl Cnobloch.
1827.

Erinnerungen

aus

dem Leben der Pfarrin von Mainau.

Erſtes Buch.

Hörte der Menſch nur ſich ſelbſt, ſchaute er, das Aug' nicht mehr empergerichtet, nur auf Lebendiges der Erde, wo bliebe die Unſchuld, wo das unabläſſige Beſtreben, rein zu ſeyn in jedem Wort, in jeder That?

Jacobi.

Da jetzt Schriftstellerey ein ganz gewöhnliches Geschäfte geworden ist, und selbst von meinem Geschlechte immer mehrere mit der Feder hinter dem Ohr auf dem Schauplatze der Welt erscheinen, so ist mir auch der Gedanke in den Sinn gekommen, jetzt, da meine alten Hände bey gewöhnlicher Arbeit so leicht ermüden, die müßigen Stunden dem Schreiben zu widmen. Nicht eben, daß ich auf einen Platz im gelehrten Deutschland ausgehen, oder mich vor das Tribunal der Kunstrichter stellen und um geneigtes Urtheil flehen wollte; so weit geht mein Ehrgeiz nicht, und weibliche Schüchternheit oder Stolz oder Eitelkeit gebietet mir, mich mit meinem schriftstellerischen Wirken auf das Frauengemach zu beschränken, und die

Spätlinge meiner Bequemlichkeit und meines Müßigganges, ſtatt ſie wie ungerathene Kinder in die Welt zu ſtoßen, vielmehr unter Schloß und Riegel vor den Augen der Welt zu verbergen. Meine Vorhänge ſind zugezogen; die Thür iſt geſperrt; und wenn ich die Feder niedergelegt habe, reibe ich mir die Finger ſorgfältig ab, damit keine Spur der Tinte neugierigen Blicken meine Autorſchaft verrathen möge. Doch iſt es bey dem allen keineswegs mein Wille — was ja thörigt wäre — mein Licht unter den Scheffel zu ſtellen, oder, was ich bey Tag gewebt, in der Nacht wieder aufzutrennen; dann wär' es beſſer, mit dem Finger in die Luft, oder höchſtens in Schnee zu ſchreiben; nein, mein Werk ſoll geleſen und wieder geleſen, ja, es ſoll bewundert und geliebt werden; keiner meiner Leſer oder Leſerinnen ſoll es gleichgültig öffnen, oder ohne Wohlwollen gegen die Verfaſſerin weglegen. Allen ſoll es lieb und werth ſeyn

Und das ſind nicht etwa ſtolze Hoffnungen, Luftſchlöſſer der Eitelkeit und leere Nebel-Träume, die mit der aufgehenden Sonne zerrinnen, ſondern Ausſprüche einer Ueberzeugung, die auf die Kenntniß meines Publicums gegründet iſt. Noch iſt dieſes Publicum klein, aber es wächſt mit jedem Tage bey, und vergrößert ſich, ſo Gott will, alljährlich; und wie ich mit der größten Zuverſicht weiß, daß mein Andenken in dem Herzen meiner Enkel nicht erſterben wird, ſo darf ich auch erwarten, daß meine Urenkel, die ich ſchon in langen fröhlichen Reihen vor mir ſehe, und nur gleich an mein Herz drücken möchte, auch nach ihrer Aeltermutter fragen und ſich freuen werden, daß ſie ihrer gedacht und ſie geliebt hat, ehe ſie geboren waren. Dieſem jungen, um mich her aufkeimenden Geſchlechte, dieſen Lieblingen meines Herzens, ſind die Früchte meiner Schriftſtellerey gewidmet. Könnte ich ihnen doch alle meine Liebe und

Zärtlichkeit einhauchen, damit diese, wie ein unvergängliches Arom, wenn ich selbst lange schon Staub und Asche bin, meine künftigen Leser und Leserinnen, von einem Geschlechte zum andern, daraus anwehen, und die Blüthen ihrer zarten Herzen mit milder Wärme aufhauchen möchte. Meine äußern Güter werden, so wie ich selbst, ein Raub der Zeit; sie verwandeln ihre Gestalt, oder gehen wenigstens in fremde Hände über; aber die frohe Liebe, mit der ich die Meinigen umfasse, ist ein Eigenthum dieser Theuern, das die Zeit so wenig zerstören kann, als das Grab sie selbst einschließen wird. Unter dem Schirme einer solchen Liebe bin ich erwachsen; sie ist auf meine Kinder übergegangen, und mit Freuden werde ich inne, daß sie auch in dem Herzen der Kinder meiner Kinder Wurzel schlägt. Ich weiß also ganz gewiß, daß, so wie ich selbst meine Blicke oft von dem jüngern, blühenden Geschlecht zu denen

wende, welche meine Jugend pflegten, und wie dieſes Zurückblicken auf die Todten meine Liebe zu den Lebenden nur noch mehr entflammt, ſo auch die Meinigen das Andenken an mich ſuchen und die ſichtbaren Zeichen deſſelben in Ehren halten werden. Dieſer Glaube iſt es vornehmlich, der mich antreibt, dieſe Blätter zu ſchreiben, und ſie mit den theuerſten Erinnerungen anzufüllen. Soll ich nicht wünſchen, dem, was in meinem Herzen lebt, auch außer mir Leben zu geben? das Andenken der verehrten Eltern, ſo gut ich es vermag, in beſtimmten Umriſſen bey den Meinigen zu erhalten? und auch nach meinem Tode noch, ſo wie jetzt, mit den Meinigen zu ſprechen, ja ſelbſt mit denen, die ich noch nicht kenne, die ich mir aber den theuern Lieblingen, welche mich jetzt umgeben, ähnlich bilde? Dieſer Gedanke hat etwas unausſprechlich Reizendes für mich; ich fühle mich durch ihn verjüngt, und hoffe, daß das Gefühl,

das mich dabey beseelt, dem beginnenden Werke, nicht nachtheilig seyn soll.

Uebrigens glaube ich, bey dieser meiner Beschränkung auf ein Publicum, dessen Aeltermutter ich bin, nicht nöthig zu haben, mir einen großen Zwang aufzulegen; vielmehr werde ich mich des Vorrechtes meiner Jahre bedienen, und mit Bequemlichkeit sprechen. Ich werde Euch Erinnerungen aus der einfachen Geschichte meines Lebens geben, diese aber so oft unterbrechen, als es mir beliebt, und, wenn mich der gerade Pfad ermüdet, bald hier bald dorthin ausbeugen, wo mich eine anmuthige schattige Stelle zum Ausruhen einladet. Ein wenig Redseligkeit muß dem Alter schon nachgesehen werden. Die Zeit rückt nur allzu schnell heran, wo sich unser Mund auf immer verschließt; warum sollen wir nicht von der so erfreulichen Gabe der Rede einen fleißigen Gebrauch machen, so lange es uns noch verstattet ist? Ich lasse

mich daher gern und sorglos gehen, so lange man mir zuhört; und ich drücke jetzt in Gedanken meiner Henriette die Hand für die kindliche Gefälligkeit, mit der sie meiner Rede ihr Ohr leiht, und mich oft mit der leisen Kunst eines liebenden Herzens auf diesen oder jenen beliebten Gegenstand bringt. Dieses Opfer ist mehr werth, als die Jugend gewöhnlich glauben mag. Gibt es wohl etwas öderes und traurigeres, als die Einsamkeit eines Greises, zu dem niemand mehr hinrückt, um seine Erfahrungen, seine Klagen und die Geschichten seiner Jugend zu hören? Für ihn hat die Zeit des langen unwillkürlichen Schweigens schon diesseit des Grabes angefangen; sein Geist verdüstert sich früher, weil ihm die erheiternde Mittheilung gebricht; und da kein lebendiges Wort das frische Bild der Gegenwart in ihm erweckt; so sieht er, in sich selbst versunken, wie im Nebel nur dämmernde Gestalten schwimmen. So ist

ſchon ſein Lehnſtuhl ein Sarg für ihn, und ſein verlaſſenes Zimmer ein Grab, in dem er ſich ſterben ſieht. Darum hat mich unter allen Beweiſen der Liebe, die mir meine Kinder gegeben haben, keiner mehr gerührt, als ihr Bemühen, die Erinnerungen frühe-rer Zeit in meiner Seele lebendig zu erhal-ten, indem ſie mir gern zuzuhören ſchienen; vielleicht weil ich hierin eine Entäußerung der jugendlichen Selbſtſucht ſah, die durch bloßes Pflichtgefühl, nicht beſiegt wird, ſondern eine große und lebendige Liebe for-dert.

* * *

Worin liegt wohl der Zauber, der uns alle ſo unwiderſtehlich in die Geſchichte un-ſerer Jugend zieht? Gewiß ſind es nicht immer die Erinnerungen an die dem Alter verſiegten Quellen mannichfaltiger Genüſſe; noch weniger der Reiz der Eitelkeit, der uns zur Betrachtung unſerer frühern, nun

abgewelkten Blüthe lockt. Wie Viele, die ihr Alter nicht gegen ihre Jugend vertauschen möchten, träumen sich doch mit Lust in ihre Kindheit hinein, und suchen in den kleinsten Erinnerungen gleichsam die Reliquien jener heiligen Zeit zusammen. In diesem Beyworte, das ich eben der Kindheit gegeben, liegt wohl der Aufschluß. Wie uns überhaupt der Anblick der kindlichen Natur rührt, in welcher wir ein heiliges Geheimniß des Lebens sehen, so wenden wir uns mit erhöhter Theilnahme der eignen Kindheit zu, und betrachten gern jedes Blatt der zusammengedrängten Knospe, von seinem ersten Anfange durch alle Fortgänge seines Entfaltens, bis es, von Sonnenschein und milden Lüften gelockt, die schützenden Hüllen durchbricht, alle seine Farben zur Schau legt, und nach kurzer Freude verwelkt. Und wie wir uns auch im Traume selbst beschauen, als ob wir ein fremdes Wesen wären, und doch immer

das Gefühl unſrer eignen Perſönlichkeit das Räthſel durchbricht, und eben in dieſem Widerſpruche etwas wunderbar Anziehendes liegt; ſo betrachten wir auch unſre Jugend in jener Nebelferne mit dem ſich durchkreuzenden Gefühle des Fremden und doch uns Angehörigen. Eine fromme und frohe Jugend aber, hat noch einen eigenthümlichen Reiz. Wie wir alle ein geheimes Sehnen nach dem verlornen Paradieſe der Menſchheit fühlen, und dieſes immer heftiger wird, je mehr wir ihre Ausartung inne werden, ſo verſenken wir uns gern in den glücklichen Wahn unſrer Kindheit, wo das Leben, von dem Schleyer goldner Morgennebel bedeckt, unter der duftigen, geheimnißvollen Hülle eine Welt von Schönheit und Güte, von Tugend und Frömmigkeit zu enthalten ſchien, in welcher das Böſe und Ruchloſe gar keinen Platz haben könne. Je beſſer ſich ein Herz in ſeiner Jugend bewahrt hat, deſto feſter wird es an dieſem

Wahne hängen; und wer ihn immer erhalten könnte, würde immer kindlich glücklich seyn. Dieß ist nur Wenigen beschieden; die Andern müssen sich mit der Erinnerung trösten. Ich erfuhr leider nur allzubald, daß die Welt nicht so war, wie ich sie hinter jener Nebelhülle geträumt und gewünscht hatte; ich sah und vernahm vieles Böse; aber dagegen gewann ich durch die häuslichen Verhältnisse, in die mich Gott gesetzt hatte, sehr bald die Ueberzeugung, daß sich Jeder mit einem guten und kräftigen Willen, wenn er Gott zu Hülfe nimmt, recht anmuthige Plätze in diesem Thale der Prüfung anbauen könne. Diese Ueberzeugung ist die Grundlage meines Lebens geworden. Ich habe mich wohl dabey befunden; und wie oft auch die Gegenwart meinen Wünschen feindlich entgegen getreten ist, so ist doch dadurch der Glaube an die Unzerstörbarkeit des innern Glücks, das wir uns selbst, oder eigentlicher zu reden, welches

Gott uns zum Lohn eines frommen Willens gibt, nie erschüttert, sondern vielmehr verstärkt worden. Die Zufriedenheit, die mir dieser Glaube gegeben hat, ist auch der Welt bey mir zu statten gekommen. Die Dinge außer uns nehmen immer viel von der Farbe unsres Gemüthes an, und da die Meinige heiter war, so erschien mir auch die Welt so, und ich überredete mich gern, daß das Böse in ihr nur Ausnahme sey. Diese Ausnahmen suchte ich, so viel als möglich, von mir und den Meinigen abzuwehren, ertrug das Unvermeidliche mit Geduld, vergaß es so geschwind als ich konnte, oder vertraute der Zeit, die auch das Härteste mildert, und den schärfsten Dornen ihre Stacheln abstümpft.

Wohl mag die Heiterkeit meines Gemüthes zum Theil eine Gabe der Natur und das Erbe meiner Eltern seyn; aber gewiß wäre sie nicht so dauerhaft gewesen, wäre die ererbte Anlage dazu nicht noch durch

etwas Anderes, von ihr Verschiedenes, genährt und befestigt worden. Dieses Andere ist der Glaube an die väterliche Regierung der Welt. Zwar könnte ich auch diesen Glauben ein Erbe nennen, das ich von meinen Eltern empfing; denn so weit ich in meine Kindheit zurück denken mag, so find' ich ihn in mir, ohne daß ich zu sagen wüßte, auf welche Weise er erzeugt worden sey. Der Unterricht, den ich erhielt, hat nur in bestimmtere Worte gefaßt, was schon in meiner Seele lag; aber er hat mir keine größere Gewißheit gegeben, als ich schon hatte. Solchen wörtlichen Unterricht erhalten wohl die meisten Kinder christlicher Eltern, und doch fehlt dem Glauben der meisten das innere Leben, und die heitere Gewißheit bleibt aus, welche die Frucht des Glaubens seyn soll. Man kann ihnen nicht abstreiten, das gelernt zu haben, was zum Glauben gehört; aber sie besitzen es nicht. Sie können es weglegen,

wie sie ihren Katechismus nach geendigten Schuljahren weglegen, ohne daß sie etwas dadurch verlieren; denn man verliert nur das, was man hat, nicht das, wovon man nur den Titel besitzt und die Ueberschrift. Von einem solchen Titular-Glauben hielt mein Vater nichts. Der rechte Glaube, pflegte er zu sagen, muß der Kern und Mittelpunkt des ganzen Menschen seyn; und wie sich aus dem Saamenkorn, das in die Tiefe der Erde gelegt ist, der Baum mit Stamm, Aesten und Blättern ausbreitet, und durch seinen fröhlichen Wuchs immer noch die Kraft des Kerns, aus dem er erwachsen ist, verkündigt, so muß sich auch in allem Thun und Reden des glaubigen Menschen, ohne daß er es weiß und daran denkt, der Glaube, von dem er durchdrungen ist, kund geben. So habe es Christus gemeint, wenn er sagt: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Ohne einen solchen, den ganzen Menschen durchdringenden Glauben, setzte

mein Vater hinzu, ſey weder ein frommes Leben, noch eine rechte Ergebung in den göttlichen Willen möglich; und doch liege in der Zuſammenſtimmung des menſchlichen Willens mit dem göttlichen einzig und allein das Geheimniß der chriſtlichen Freyheit und unſrer Erlöſung. Dem Geſetze gehorche auch der Knecht, weil er müſſe; wir aber wären freye Glieder Chriſti durch die Liebe unſers ewigen Vaters. Was iſt denn aber die Liebe, als eben das Einigſeyn, die freye und freudige Uebereinſtimmung mit dem Willen deſſen, den man liebt? Und iſt wohl Liebe ohne Glauben in irgend einem Verhältniſſe möglich?

Je mehr ich dieſe Worte meines Vaters bedenke, und je mehr ich ſie mit ſeinem ganzen Weſen und Thun vergleiche, das auch, nur nach weiblicher Art, das Thun und Weſen meiner Mutter war, deſto mehr überzeuge ich mich, daß ich jenen Glauben, der die unverſiegliche Quelle meiner Heiter-

keit ist, an der Brust meiner Mutter eingesogen, und durch das Zusammenseyn mit meinen guten und frommen Eltern unbewußt in mir genährt und groß gezogen habe. Ihre Liebe war das erste, was ich erfuhr; dieser Liebe war ich wie meines Daseyns gewiß; ich glaubte an sie, eh' ich etwas anders denken oder begreifen konnte; und als ich auf eine unsichtbare, ewige Quelle aller Liebe gewiesen wurde, trat das, was in meinem Innern lag, nur, wie eine umschlossene Blüthe, aus der Hülle an's Licht. Gott und Liebe klangen mir immer wie gleichbedeutend; das Eine führte zu dem Andern; in beyden lag mir eine innige Heiligkeit. Ich erinnere mich, da ich als ein kleines Kind der emsigen Beschäftigung eines Vogel-Paars mit der Ernährung und Erziehung ihrer Jungen zugesehen hatte, ich zu meiner Mutter sagte, diese Vögelchen hätten Gott gewiß recht lieb, und selig würden sie sicher auch; ja

sie wären es ja schon, da sie so froh wären. — Von der Möglichkeit einer ungöttlichen Liebe hatte ich keinen Begriff.

* *
*

Nie kann ich an meine Kinderjahre zurück denken, ohne mich in dem engen Stübchen zu sehen, wo wir, wie in einem Paradiese der Zufriedenheit, Winter und Sommer zusammenlebten. Das Haus, welches wir bewohnten, war eben das, worinne auch mein Vater geboren war; in derselben Stube war auch er unter den Augen seiner Eltern aufgewachsen; und hier stellte sich ihm, wie er sagte, seine ganze Jugend wie in einer camera obscura dar, und auf dem dunkeln Grunde trüber Erinnerungen meist recht glänzend und sonnig. Die Straße, in welcher das Häuschen lag, war eng; vom Himmel war wenig zu sehen; aber nach dem Hofe hinaus war ein offner Gang, den die Sonne beleuchtete. Hier hatte er

die meiſten Sonnentage ſeiner Jugend zugebracht; hier hatte er Blumen in Scherben gezogen; hier hatte er geleſen, gelernt, gearbeitet, phantaſirt; hier hatte er ſeiner Mutter, die ihm bisweilen Geſellſchaft leiſtete, vorgeprebigt. Dieſer offne Gang war auch noch im ſpäten Alter ſein liebſter Aufenthalt. Zu ihm trug er ſeinen Seſſel, wenn er recht ſeelenvergnügt ſeyn wollte; hier erzählte er uns am liebſten die Geſchichte ſeiner Jugend, und zeigte uns die Blumen, die er als Knabe aus dem Saamen gezogen und immer vervollkommnet hatte. Es iſt unglaublich, mit welcher Sorgfalt er dieſe Urenkel ſeiner Kindergärten pflegte, und welche Freude er hatte, wenn ſie, nach überſtandenem Winter, im Frühling von neuem trieben. In dem letzten Jahre ſeines Lebens geſchah es, daß ihm ſeine ganze Blumenflor durch Zufall erfror. Als er es bemerkte, war er erſt ſtill; dann ſagte er, ſein graues Haupt ſchüttelnd „ſie ſind vor

mir heimgegangen; ich werde sie auf meinem Wege finden.“ Er pflanzte keine neuen, und ehe der Mai kam, war er todt.

In einem der letzten Sommer, als er auch in diesem tragbaren Paradiese recht heiter war, sagte er: „Man erzählt von den Königen der Perser, daß sie ihre Residenz nach der Jahreszeit verändert haben; auch der König von Frankreich zieht im Sommer auf irgend ein Lustschloß, wo es oft traurig genug seyn soll. Ich möchte wissen, ob ich es nicht eben so gut habe, und besser? Ich genieße die Freuden eines solchen Umzugs nicht etwa Einmal im Jahr, sondern, wenn ich will, alle Tage, und ohne die geringste Beschwerlichkeit. Niemand hat dabey eine Last, und mein ganzes Volk zieht mit und umgibt meinen Thron. Was ich hier sehe, ist mein, und in meinem ganzen Reiche ist der tiefste Friede und allgemeine Zufriedenheit; es müßte denn seyn, daß meine gute alte Sabine

nicht mit mir zufrieden wäre" — er reichte dabey meiner Mutter die Hand — „aber die hat ja auch diese fünf und vierzig Jahre her keinen andern Willen gehabt als den Meinigen. — Nun, das ist mehr, als sich irgend ein König rühmen kann; mehr als einer schaffen kann, wenn er auch alle Güter seines Reichs und allen Schweiß seiner Unterthanen aufbieten wollte. Es gehört doch nicht viel dazu, um so seelenvergnügt zu seyn — oder auch," setzte er nach einer kurzen Pause hinzu — „vielleicht recht viel; denn es ist doch nur eine Gabe Gottes, die nicht jedem verliehen ist. Mein guter seliger Vater hatte sie nicht empfangen."

* * *

Mein Vater gehörte zu den Menschen, die das Glück innerer Ordnung und Klarheit mühsam errungen haben, und sein festes, unerschütterliches Wesen, so wie eine

gewisse Sprödigkeit, die ihm noch bey minder bedeutenden Dingen übrig geblieben war, zeugte von dem Kampfe, durch den er die feindseligen Elemente seines Daseyns überwunden hatte. Der größte Theil seiner Kindheit war ihm düster gewesen, wie die Stube, in die er eingesperrt war, meist um Erbauungsbücher vorzulesen oder vorlesen zu hören, welche die Welt als ein Jammerthal, die Menschen als Kinder des Satans, und jeden Genuß als eine Lockung der Hölle darstellten. Sein Vater ein strenger, oft harter Mann, war mit dem traurigen Glauben erfüllt, daß, wer Gott gefallen wolle, nicht aufhören dürfe, seine Seligkeit mit Furcht und Zittern zu schaffen; und in diesem Sinne verbot er sich und andern die unschuldigsten Freuden, weil sie der Selbstvernichtung entgegen waren, indie er die Vollkommenheit eines frommen und gottseligen Lebens setzte. Die Mutter war von sanftem und mildem We-

sen, aber ihrem Manne gänzlich unterworfen, zu dessen religiösen Ansichten sie sich auch, doch, ohne es zu wissen, mehr mit dem Munde, als mit dem Herzen bekannte. Von mehrern Kindern war ihr nur Ein Knabe geblieben. Auf diesen trug sie alle Liebe ihres warmen Herzens über, aber ihr Mann durfte nicht wissen, wie innig sie an dem Kinde hing. Doch wie sehr sie auch immer ihr Gefühl zurückhalten, und welche Gewalt sie sich anthun mochte um gleichgültig zu scheinen, so fühlte der Knabe doch die verheimlichte Liebe der Mutter in seinem eigenen Herzen, und hielt sich zu ihr, so oft er durfte. „Auch wenn mich meine Mutter mit Worten strafte," sagte mein Vater bisweilen, wenn er von seiner Erziehung sprach, „und ich weinen mußte, fühlte ich ihr Gemüth doch auch in ihrem Zorne; es war mir immer, als ob ich durch Gewölk den blauen Himmel sähe, und den milden Abendstern ihrer Liebe daran. Wenn

ſie aber freundlich mit mir ſprach, mußte ich immer an den Frühling denken, den ich damals nur aus den Grünwerden der Linden um die Kirche her und aus dem Aufblühen der Primeln vor unſerm Fenſter kannte, und darum noch viel herrlicher dachte, als er wirklich iſt.“

Das mochte ſo bis zum funfzehnten Jahre gedauert haben, in welcher Zeit er nur den Unterricht ſeines Vaters genoß. Jetzt wurde er endlich in die öffentliche Schule geſchickt, und hier fing ein neues Leben für ihn an, obgleich die Strenge der häuslichen Clauſur und Ascetik in allem Uebrigen nach wie vor fortging. Die Schulſtube mit ihren zwölf oder funfzehn Inſaſſen war ihm jetzt eine Welt, die er anfänglich kaum mit ſcheuen Blicken zu muſtern wagte; und ſchwerlich hat je ein Kaiſer oder König in aller ſeiner Herrlichkeit mehr Ehrfurcht eingeflößt, als der Rector meinem Vater, wenn er auf ſeiner Lehrkanzel ſaß. „Er

werde nie vergessen," sagte er oft, „wie ihm in den ersten Tagen zu Muthe gewesen, wenn der freundliche und ehrwürdige Mann seine Blicke beym Lehren besonders auf ihn gerichtet, oder ihn gefragt, und seine Antworten gebilligt und liebreich berichtigt habe. Damals habe er zuerst erfahren, wie die Persönlichkeit eines Lehrers auf das Gemüth wirke, und wie auch das Lehren ein Erziehen werde, wenn der ganze Mann mit Kopf und Herzen beym Lehren sey." — Auch das war ihm unvergeßlich, wie am Schlusse des ersten Schuljahres der Rector mit dem Probearbeiten das Catheder bestiegen, und ihm das Herz voll Erwartung geklopft habe. Das sey noch heftiger geworden, als die Reihe an seine Arbeit gekommen; ja er sey erblaßt und habe kaum zu athmen gewagt. Das Urtheil sey günstig ausgefallen, und der Rector habe ihn sehr liebreich dazu angesehen und nach der Schule zu sich beschieden.

„Als ich mich zu ihm begab," fuhr mein Vater fort, „und an die halbgeöffnete Thür leise anklopfte, rief mir der gute Mann von Innen entgegen: Nur herein, Rudolph, nur herein; er ist willkommen. Dann kam er auf mich zu, und sagte: „Seine Arbeiten haben mir Freude gemacht; ich habe es ihm aber nicht so vor Allen sagen mögen, damit es keine Mißgunst bey den Knaben gibt. Er hat noch immer Viel zu lernen; aber, wenn er so fortfährt, kann er mit Gottes Hülfe mein bester Schüler werden. Ich will ihm gern auch außer der Schule beförderlich seyn. Komm er bisweilen zu mir, und sey er nicht schüchtern." Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf mich. Noch kein fremder Mensch hatte so freundlich zu mir gesprochen oder so aufmunternd. Ich ergriff seine Hand, küßte sie, und ließ heiße Thränen darauf fallen, die, ohne daß ich es wußte, meinen Augen entströmten. Ich kam wie trunken nach

Hause und konnte kaum die Zeit erwarten, wo ich meiner Mutter Alles berichten könnte. Sie hörte es mit ſtiller Freude an und hatte es gewiß dem Vater wieder erzählt. Wenigſtens war er am folgenden Morgen viel freundlicher, als gewöhnlich, gegen mich; und als ich bey der Arbeit ſaß, fuhr er mir einigemal mit der Hand über den Kopf weg, was er ſonſt nie gethan hatte, und lobte die Reinlichkeit meiner Schrift. Das war ſeit mehrern Jahren das erſte Lob, das ich aus ſeinem Munde gehört hatte. So war mir auch dieſer Tag ein köſtliches Nachfeſt, und ich bildete mir in der That ein, es könne in der ganzen Stadt, ja auf der ganzen Welt, keinen glücklichern Menſchen geben, als mich."

Dieſe beyden Tage, erzählte mein Vater weiter, wären der Anfang einer neuen Epoche ſeines Lebens geworden. Die Luſt zum Lernen hätte ſein Gemüth wie eine

Flamme ergriffen; die Liebe zu seinem Lehrer hätte ihm auch Liebe zu den Wissenschaften eingeflößt, und ihn mit einer solchen Freudigkeit erfüllt, daß ihm kein Hinderniß mehr unüberwindlich geschienen. An Kämpfen hab' es dabey freylich nicht gefehlt. Seinem Vater habe selbst das eifrige Studiren allzu weltlich geschienen; und er habe ihn nur durch den pünctlichsten Gehorsam in allen andern Dingen, durch die strenge Regelmäßigkeit seines Lebens, und vorzüglich durch die Klugheit seiner Mutter einigermaaßen beruhigen können. Aber innerlich zufrieden war er nicht. Es sey ihm überhaupt nicht recht gewesen, daß sein Sohn auf dem Studiren bestanden, indem ihn die Mannigfaltigkeit der Verhältnisse, in die er dabey nothwendig gerathen müßte, und vorzüglich die unvermeidliche Entfernung von dem väterlichen Hause und seiner Aufsicht, wo er ihn allein gegen die Fallstricke der Welt sicher glaubte, unbeschreib-

lich ängstigte. Nach seinem Willen hätte sich mein Vater dem Rechnungsamte gewidmet, das er selbst verwaltete, und mit dem er ihn deshalb vollkommen bekannt gemacht hatte. Die Vorstellungen des Rectors, daß er doch seinen Sohn nicht in dem Berufe stören möchte, den ihm Gott durch seine Gaben und seinen Fleiß augenscheinlich vorgeschrieben habe, nöthigten ihm allmählig die Einwilligung ab, die er aber gern wieder zurückgenommen hätte, als mein Vater erklärte, daß er sich dem geistlichen Stande widmen wolle. Der Gedanke an die große Verantwortung, welcher ein Seelsorger unterliege, verbunden mit der, wie es ihm schien, immer steigenden Ruchlosigkeit der Welt, die zu bekämpfen Lehren und Predigen viel zu schwache Mittel wären, setzte ihn in die größte Angst, die kaum den Belehrungen des Rectors, soviel Gewicht dieser auch bey meinem Großvater hatte, den Bitten der Mutter, und

dem festen, obgleich bescheidenen Beharren meines Vaters wich.

* * *

Die Erfahrungen, welche mein Vater während seiner Schuljahre an sich gemacht hatte, begleiteten ihn sein ganzes Leben hindurch, und waren die Quelle des lebhaften Antheils, den er an den Schulen nahm, denen insbesondere, welchen die Erziehung des Volkes anvertraut ist. Er erklärte es für eines der schlimmsten Vorurtheile, das die Bequemlichkeit in Gang gebracht habe, daß die Schule nur eine Anstalt zum Unterricht, die Erziehung aber lediglich den Eltern anheim zu geben sey. Durch diesen Grundsatz werde alle Religion aus den Schulen verbannt, und an ihre Stelle der Katechismus gesetzt, der für sich nicht im geringsten besser sey, als irgend ein anderes Buch, und erst durch eine gottesfürchtige Erziehung Werth bekomme. Be-

haupten zu wollen, daß dieſe in allen Häuſern von den Eltern gegeben werden könne, ſey unverſchämt; und bey der Ueberzeugung, daß dem nicht ſo ſey, ſie dennoch den Eltern zuſchieben wollen, ruchlos. Nach der Anſicht meines Vaters ſollte der Schullehrer der geiſtige Vater ſeiner Schüler ſeyn, und als ſolcher nicht weniger bemüht um ihr ſittliches Gedeihen im weiteſten Sinne, als der Gärtner um das Gedeihen ſeiner Blumen. Wie ſich dieſer um ſeine Zöglinge bemühe, nicht um des geringen Gewinnes willen, ſondern weil ihm ihre Schönheit und fröhliche Entwickelung erfreue, ſo auch der Lehrer, dem nicht bloß der Kopf, ſondern auch das Gemüth ſeines Schülers anvertraut ſey, und der den ganzen innern Menſchen entwickeln und bilden müſſe. Den Unterricht um Lohn nannte er eine Tagelöhner Arbeit, und erklärte ſie für die traurigſte von allen erdenkbaren Handthierungen, weil der Handwerker des todten Stof-

ses Herr sey, der taglohnende Schulmeister aber widerspenstige Köpfe zu behandeln habe, die er nur durch Gewalt im Zaum halten könne. Diese Gewalt aber wäre eine Tyranney, weil sie nur um der Herrschaft des Einen willen geübt werde, der hier zugleich Gesetzgeber und Partey, Richter und Executor sey. Es wäre dann kein Wunder, wenn aus einem solchen Zuchthause der Willkür die Knaben boshafter und trotziger, die Mädchen verschlagener und heimtückischer herauskämen. Ein solches Amt sey dann freylich ein Fluch und verdiene den Fluch; während daß der rechte Schullehrer der Segen seines Ortes wäre, und dem Pfarrer nicht im Geringsten an Würde und Wichtigkeit nachstände. Die großen Lasten seines Amtes könne nur das lebendige Bewußtseyn von der Heiligkeit seines Berufs und fromme Liebe erleichtern; wo aber diese Wurzel geschlagen, da finde sich auch leicht der rechte Ernst ein, der

einen freudigen Gehorſam in die lernende Jugend bringe. Dieſer freudige Gehorſam ſey das eigentliche Ziel der Erziehung, und die Wurzel alles Guten. Er könne aber nur aus dem Vertrauen und dem Glauben an den Lehrer entſpringen, und zwar aus einem freyen und heitern Glauben, der nur dann ſtatt finde, wenn der Lehrer das Beyſpiel der Gewiſſenhaftigkeit, der Ordnung, der Frömmigkeit gebe, und ſein Geſchäft mit eben ſo viel Ernſt als Heiterkeit treibe. Da wachſe denn auch zugleich mit dem Wiſſen in der Jugend der Glaube an das Gute und Rechte, und befeſtige die Frömmigkeit, die ohne jenen ein hohler Klang ſey, ihrer Seits aber wiederum den Glauben an das Gute und Rechte befeſtige und ihm eine höhere Richtung gebe. Wer an Gottes Vaterliebe, Heiligkeit und Gerechtigkeit glauben ſolle, der müſſe die Eigenſchaften, ſo weit es menſchliche Gebrechlichkeit erlaube, in den Menſchen dargeſtellt

ſehen, und die Nachfolge Chriſti, in welchem ſie ſich am vollkommenſten geſpiegelt, beſtehe eben in dem heilbringenden Streben hiernach. So wie Mitfreude und Mitleid aus einer unbegreiflichen Einrichtung unſrer Natur hervorgehe, die, ohne unſre Abſicht, unſer Gemüth mit andern in Einklang ſetze; ſo ſey auch eine Neigung in dem Gemüthe, ſich das Sittliche geehrter und geliebter Menſchen anzueignen. In der Jugend geſchähe dieß faſt ohne Bewußtſeyn, was dann eben bey der Erziehung in der Schule der Perſönlichkeit des Lehrers eine ſo große Wichtigkeit gebe. Nächſt den Eltern ſtehe dieſer der Jugend am nächſten; und da er ihr nur in ſeinem abgeſchloſſenen würdigen Geſchäft erſcheine, ſo ſey ſein Beyſpiel darum ganz vorzüglich wirkſam für die Grundlegung einer Ehrfurcht, die der eigentliche Boden für das Heilige ſey. Wer dieſes bedenke und die Verantwortung erwäge, die ein jeder auf ſich habe,

der auf Menschen zu wirken berufen sey,
der könne sich unmöglich damit begnügen,
seinem Dienste die bestimmten Stunden zu
widmen, um in diesen den Schulkindern
das Vorgeschriebene einzulernen. Vielmehr
werde er sein Amt als einen Gottesdienst
betrachten, indem es ja wohl keine würdi-
gere Art gebe Gott zu dienen, als wenn
man Menschen zu Menschen mache, den
Keim des Guten in ihnen entwickle, und
sie dadurch zu Gott führe. Daraus folgt
aber, daß der Stand des Schullehrers
wenn auch nicht dem Range, doch der Be-
deutung nach, einer der allerwichtigsten im
Staate, und seine Vernachläßigung eine
der schwersten Sünden sey, die ein Fürst
oder eine Regierung auf sich laden könne.
Es sey auch wahnsinnig, das Dach zu
schmücken, und den Grund zu vernachläßi-
gen. Die äußere Ordnung könne in ei-
nem Volke freylich auch durch Zwang, Po-
lizey und Soldaten erhalten werden; aber

den Geiſt der Ordnung ſchaffe zuerſt die Erziehung in den Schulen, die nachher in demſelben Sinne in dem bürgerlichen Leben durch ſchickliche Einrichtungen, und auch wieder durch das Beyſpiel der Regierenden fortgeſetzt werden müſſe. Wie es wohl ein chriſtlicher Fürſt bey Gott verantworten wolle, wenn er dem ärmſten Theile ſeiner Unterthanen, die ja doch auch für ihn arbeiteten, nicht einmal durch eine gute Schulerziehung zu Hülfe käme, die ihnen allein zu menſchlicher und chriſtlicher Freyheit verhelfen, und ihren nichts weniger als beneidenswerthen Zuſtand erträglich machen könne? Nichts ſey entſetzlicher, als der hochmüthige, recht eigentlich aus der Hölle ſtammende Wahn, der die unterſte Claſſe der menſchlichen Geſellſchaft allein zu dem Fluche der erſten Eltern verurtheile, und ihn zur traurigſten Unwiſſenheit verdammen wolle, nur damit ſie ihre Bürde mit weniger Murren ertrüge. Er frage

dieſe tyranniſchen Ausleger des göttlichen Willens, ob denn nicht auch der gemeinſte Taglöhner und Kothfaſſe das Ebenbild Gottes ſo gut an ſich trage als der Fürſt und der Edelmann? und ob er nicht alſo ein vollgültiges Recht auf die den Menſchen von Gott ohne Unterſchied offenbarten Güter habe? Wo die Schulerziehung vernachläſſigt iſt, ſetzte mein Vater hinzu, da pflegt es auch mit dem Gottesdienſte ſchlecht zu ſtehen; wenigſtens kann er nicht den Segen bringen, den er in wohl vorbereiteten Gemüthern hat. So kann es denn geſchehen, daß durch gewiſſenloſe Verabſäumung des Wichtigſten ein ganzes Volk allmählig dem Guten entfremdet, und an den irdiſchen Genuß, das heißt, auf den Weg aller Verbrechen und Laſter gewieſen wird, wo es im beſten Falle keine Befriedigung, und im Todte gewiß nichts weniger als Freudigkeit und Ruhe findet.

Mein Vater ließ es bey dieſen Betrach-

tungen nicht bewenden. Wo ſich nur Gelegenheit fand, ſprach er zum Beſten der Schulen, und veranlaßte manche unter ſeinen Mitbürgern, dürftige Anſtalten durch Geſchenke und Vermächtniſſe zu unterſtützen, und durch eignen guten Willen das zu ergänzen, was die Regierung mangelhaft ließ. Mit großem Nachdruck und oft mit Erfolg beſtritt er den Hochmuth der Vornehmen und Reichen, die ihre Kinder der öffentlichen Erziehung entzögen, und ſie dadurch des größten Vortheils beraubten, den die Jugend bringen könne, nemlich der Gelegenheit, den Menſchen nach ſeinem wahren Werthe kennen und ſchätzen zu lernen. In der Schule gelte natürlich jeder nach dem, was Gott ihm an innern Gaben verliehen habe, und was er ſelbſt aus ſich mache; und da könne es freylich oft geſchehen, daß der Bauerknabe den Junker, und der Sohn des Taglöhners den des Miniſters weit überträfe. Dieß zu erfah-

ren sey nützlich, und fördere die Selbsterkenntniß besser als ein Beichtspiegel. Wem dieses zu hart dünke, und wer in der Gleichheit der Schule die Ansprüche des Verdienstes nicht dulden wolle, der müsse auch auf den Himmel Verzicht leisten, wo sicher mancher Fürst den Bauer um seinen Platz werde beneiden müssen.

* * *

Mein Vater schloß während seiner Schuljahre eine Verbindung, von der er zwar nur selten, aber nie ohne die tiefste Rührung sprach, und die ich hier nicht übergehen kann, da sie, durch eine ungewöhnliche Verkettung der Umstände, tief in sein inneres Leben eingegriffen hat. Unter seinen Schulgenossen fand er Einen, der, sobald er gewagt hatte, seine scheuen Blicke freyer umher zu senden, ihm unter Allen am meisten bedeutsam geworden war. Ausgezeichnet als der Erste seiner Classe, schien er auch

durch ſeine Geſtalt dieſes Platzes werth. Ein hoher und edler Wuchs, ein reines Ebenmaaß der Züge, und ein angenehmer Ton der Stimme ließ ein harmoniſches Gemüth erwarten; aber in ſeinen dunkeln Augen, über denen ſich die ſchönſten Brauen wölbten, brannte ein ſtilles Feuer, und verrieth einen ſinnigen Geiſt und ein tiefes Gefühl. Dieſe äußern Anzeigen täuſchten nicht. Still und ernſt ergriff er immer mit ganzer Seele das, was er wollte, und raſtete nicht, bis er es ſich unterworfen hatte. Ausgezeichnet an Kenntniſſen, war er doch beſcheiden und ſanft, die Freude ſeiner Mutter, die im Wittwenſtande nur ihm lebte, und der Stolz des Rectors, der ihn wie ein Vater liebte. Dieſes alles zuſammen genommen erfüllte meinen Vater mit einer Art von Ehrfurcht gegen dieſen Mitſchüler, der ihm als Muſter erſchien, nach welchem er ſich zu bilden hätte. Ihm ſich zu nähern oder ſeine Freundſchaft zu ſuchen,

erlaubte ihm seine Schüchternheit nicht. Fast ein Jahr verging, während dem es nur bey einigen Versuchen der Annäherung blieb, als mein Vater, bey der Versetzung, der Nachbar dessen wurde, den er bis jetzt nur von fern bewundert hatte. Die Freude über dieses Ereigniß raubte ihm in den ersten Nächten den Schlaf. Immer sah er den herrlichen Emmanuel vor und neben sich, und immer sann er, wie er nur seine Freundschaft verdienen möchte. Nie hatte er noch sein Inneres so streng untersucht; nie hatte er sich so fest und ernstlich vorgenommen, rastlos gegen seine Mängel zu kämpfen; denn nur so, meinte er, könne er sich vielleicht der Freundschaft seines Nachbars würdig machen. Sein Wunsch ging bald in Erfüllung. Der äußere Verkehr, welchen die Nähe herbeyführte, bildete in kurzer Frist einen innern, der, ehe sie es selbst wußten, zur innigen Liebe wurde. Jeder mochte wohl in dem Andern finden,

was er bedurfte und ſuchte, obgleich mein Vater behauptete, der Gewinn ſey ganz auf ſeiner Seite geweſen. Durch den Verkehr mit ſeinem Emmanuel habe das Leben zuerſt für ihn eine heitere Geſtalt gewonnen; das düſtere Gewölk, das ſeine Seele umlagert gehalten, habe ſich gelößt, und das immer gleiche Gemüth ſeines Freundes habe auch in ihm eine Stille und Ruhe erzeugt, in welcher ſich ſeine Anſichten von Gott und der Welt verklärt, und die Beklommenheit gemindert hätte, die ihm durch die beſchränkte Erziehung im väterlichen Hauſe gegen ſeine Natur, aufgedrängt worden. „Jetzt erſt", pflegte dann mein Vater zu ſagen, „war der Tag für mich angebrochen, und ich ſah das heitere Angeſicht der Erde wie einen Spiegel der göttlichen Herrlichkeit, ſtatt daß ſie ſich mir bisher nur wie ein wüſtes Chaos in Nacht und Nebel gehüllt dargeſtellt hatte. Auch dem ernſten, ängſtlichen Vater that die Er-

ſcheinung des heitern Jünglings wohl; er ſah es gern, wenn ich ihn mit brachte, und es gab Zeiten, wo er durch ihn mit der Welt ordentlich ausgeſöhnt ſchien. Die Mutter aber hatte ihm recht ihr Herz geſchenkt. Sie nannte ihn unſern Engel; denn ſo, meinte ſie, müßten die himmliſchen Boten geſtaltet ſeyn, wenn ſie in menſchlicher Geſtalt auf die Erde herabſtiegen.“

So verfloß meinem Vater ein glückliches Jahr, und der Tag nahte, wo er die Schule mit der Univerſität vertauſchen ſollte. Beyde Freunde hatten nur Ein Ziel, Ein Studium, Einen Vorſatz. In einer Stube wollten ſie leben und arbeiten; Alles wollten ſie gemeinſchaftlich thun, gemeinſchaftlich lernen, gemeinſchaftlich üben. Ihre ganze Seele war voll Glut und Begeiſtrung. So ward ihnen der Abſchied vom Hauſe leicht. Der Segen ihrer Eltern und des hochverehrten Rectors folgte ihnen. Mit

Thränen in den Augen entließ sie der wackre Mann, und mit frommen Ermahnungen; und als sie sich abwendeten, um das Zimmer zu verlassen, sagte er für sich mit bewegter Stimme ihnen nach: „David und Jonathan, Orest und Pylades.“

Ein heiterer Maitag begünstigte den Anfang ihrer Reise. Mit dem Bündel auf dem Rücken, das ihr weniges Eigenthum enthielt, den Wanderstab in der Hand und einer Bibel in der Tasche, schritten sie munter vorwärts. Der Weg flog unter ihren Füßen zurück. Sie fühlten keine Ermüdung. Ihr Ziel war Halle, wohin sie der Ruf des frommen Franken zog. Es war ihre erste Reise. Noch nie hatten sie die Welt so weit und groß gesehen, nie eine solche Freyheit genossen. Der Himmel schien ihnen blauer, die Sonne glänzender, Feld und Bäume schöner und frischer, als in den Umgebungen der Heimath. Alles gefiel ihnen, Alles entzückte sie, und immer

rief und lockte sie der nächste Gegenstand noch freundlicher an. Nirgend kehrten sie, so lang es Tag war, ein; unter freyem Himmel deckten sie ihren Tisch, in dem Schatten der Bäume, an dem Rande einer Quelle, bey dem Concerte der Vögel um sie her und dem Zirpen der Grillen.

So kamen sie nach drey Tagen zum Ziel ihrer Reise, kehrten im Wirthshause ein, und fanden gleich am andern Morgen eine Wohnung nach ihrem Wunsch. Gegen Mittag war schon Alles vollkommen eingerichtet, und in dem kleinen Stübchen an seinen Platz gestellt. Mein Vater war königlich vergnügt. Eine Wohnung, die er sein eigen nennen konnte, mit der Aussicht in's Grüne; Sonne und Heiterkeit vor sich, und den Freund seiner Seele an dem benachbarten Tische, nur durch die Breite eines Stuhls getrennt, das war mehr, als er je mit seinen kühnsten Wünschen erschwungen hatte. Damals schrieb er

an seine Eltern: „Ich habe Gott nur Dank- und Jubel-Gebete zu bringen für alles Gute, das er mir hier bereitet hat, und das ich mit jedem Tage besser erkenne, je mehr ich es zu benutzen bemüht bin. Könntet Ihr, theure Eltern, nur hier seyn und sehen, wie unvergleichlich ich eingerichtet bin. Es ist ein wahres Paradies. Ehe die Sonne aufgeht, weckt mich der Gesang der Vögel von den Zweigen, die vor meinem Fenster blühen, und kaum hab' ich das Bett verlassen, so spielen schon die Strahlen der Sonne an der entgegengesetzten Wand, so daß wir das Fenster mit dem Tuche verhängen müssen, worein die liebe Mutter meine Wäsche geschlagen hatte. Auch wünschte ich Euch, daß Ihr Herrn Frankens Waisenhaus und alle seine von Gott so wunderbar gesegneten Anstalten sehen könntet. Ihr könnt es Euch gar nicht so groß und herrlich denken, als es wirklich ist, und wie viele hülflose Kinder

und andre Menſchen hier nicht nur des Leibes Nahrung und Nothdurft, ſondern auch Unterricht und Anweiſung zu allen nützlichen Dingen erhalten. Als ich das Alles zum Erſtenmal ſah, was Herr Franke als ein armer Pfarrer, ohne irdiſche Mittel, nur durch Glauben und Vertrauen zu Stande gebracht, und hörte, wie Gott dieſes groſſe und fromme Werk durch gute Menſchen geſegnet hat und noch ſegnet, hätte ich auf meine Knie fallen mögen, und ich konnte lang nicht ſprechen vor Thränen und freudiger Wehmuth. Wir haben auch Herrn Franke beſucht, Emmanuel und ich, und ob er gleich ein ſo groſſer Mann iſt, hat er uns doch ſehr gütig und freundlich aufgenommen. Er fragte auch nach unſerm Oberpfarrer, der doch gegen ihn geſchrieben hat, und er ſchien gar nicht auf ihn erzürnt zu ſeyn. Seine Predigten ſind uns eine groſſe Erquickung."

Anderthalb Jahre mochte dieſes Glück

gedauert haben; als Emmanuel vom Hauſe die Nachricht erhielt, ſeine Mutter ſey krank und fühle die Annäherung ihrer letzten Stunde. Sie hatte keinen Wunſch mehr in der Welt, als noch Einmal ihren Emmanuel zu ſehen, und ließ ihn deshalb bitten, nach Empfang dieſes Briefes unverzüglich zu ihr zu eilen. Die mütterliche Bitte wurde auf der Stelle erfüllt. Mit ſchwerem Herzen trennten ſich die beyden Freunde, und mit tiefer Betrübniß, die ſie auf die traurige Veranlaſſung der Reiſe ſchrieben. Wie untröſtlich würden ſie erſt geweſen ſeyn, hätten ſie ahnden können, daß dieſe erſte Trennung auch ihre letzte ſeyn ſollte.

Die Hinreiſe zwar ging ohne Anſtoß von Statten. Emmanuel fand ſeine Mutter noch am Leben; ſie ſchien ihren Heimgang nur aufgeſchoben zu haben, um ihrem Sohne noch Einmal für ſeine kindliche Liebe zu danken und ihn zu ſegnen; denn

kaum hatte ſie die letzten Worte geſprochen, als ſie verſchied. Emmanuel ſchrieb Alles an ſeinen Freund, und meldete ihm den Tag ſeines wahrſcheinlichen Eintreffens. Und ſobald er ſeiner Mutter die letzte Pflicht erwieſen hatte, machte er ſich wieder auf den Weg und eilte nach Halle zurück.

Der beſtimmte Tag kam und verging; auch der nächſte verging, und Emmanuel traf nicht ein. Täglich ging mein Vater auf die Landſtraße hinaus und harrte des Freundes; aber täglich kehrte er einſam und traurig zurück. Er ſchrieb nach Hauſe um Nachricht. Aber wie groß war ſeine Beſtürzung, als die Antwort kam, Emmanuel ſey am beſtimmten Tage bey guter Geſundheit abgereiſt; ſein Außenbleiben ſey unbegreiflich.

Mein Vater ſah in dieſer beängſtigenden Nachricht die traurige Beſtätigung einer Beſorgniß, die ſich ſeiner ſchon ſeit ei-

nigen Tagen bemächtigt hatte, daß preuſſiſche Werber, welche damals in mannigfaltiger Verkleidung großen und ſchönen Leuten auflauerten, ſeinen Freund mit Liſt und Gewalt entführt haben möchten. So war es auch. Nach wenigen angſtvollen Tagen erhielt mein Vater eine Botſchaft, die ſein Freund verſtohlner Weiſe einem Bauern aufgetragen hatte. Dieſe Gewißheit, ſo ſchmerzlich ſie an ſich war, hatte doch etwas Beruhigendes; es konnte doch eine Hoffnung daran geknüpft werden. Die Heftigkeit des Wunſches gab auch der Hoffnung Kraft. Daß dieſe unerfüllt bliebe, ſchien meinem Vater unmöglich.

Die Werber hatten, der Ausſage des Boten nach, den Weg nach Magdeburg eingeſchlagen. Mein Vater beſann ſich nicht lange, und nur Rath von ſeinem Herzen nehmend, eilte er mit ſeiner kleinen Baarſchaft und der Matrikel in der Taſche nach Magdeburg. Sein erſter Gang war zu

dem Commandanten der Festung. Er hatte sich eine Anrede ausgedacht; aber der rauhe Ton, mit der ihn der Mann beym Eintritte nach seinem Begehren fragte, zerstörte seinen Plan. Er trug ihm also mit Bescheidenheit in möglichster Kürze die Ursache seines Besuches vor, und bat ihn zur Rettung seines Freundes mitzuwirken. So unschuldig war er, daß er glaubte, es bedürfe nur der einfachen Mittheilung einer so schändlichen Gewaltthat, um das Herz jedes rechtlichen Mannes, und eines bejahrten Feldherrn auf seine Seite zu bringen. So war es leider nicht. Ohne Theilnahme und ungerührt antwortete der Edelmann mit dem vorigen rauhen Tone, es liefen täglich Taugenichtse den Werbern in die Hände, die, wenn sie ausgeschlafen hätten, wieder frey gemacht seyn wollten. Mein Vater bemühte sich, ihm das Unstatthafte der Annahme in diesem Falle zu zeigen, und ward dringend; der Commandant aber

brach die ganze Unterhandlung mit den Worten ab: „er habe keine Zeit sein Lamentiren anzuhören; es wären auch überhaupt keine Recruten angekommen. Jener würde wohl nach Potsdam zur Garde gebracht worden seyn.“

Unbeschreiblich niedergeschlagen, aber doch noch nicht aller Hoffnung beraubt, trat mein Vater noch an dem nemlichen Tage die Reise nach Potsdam an. Drey Tage lang setzte er hier seine Nachforschungen bey allen Regimentern fort, erhielt aber nichts als schnöde, oft höhnende Antworten, ohne auch nur über das Schicksal seines Freundes etwas Bestimmtes erfahren zu können. Die Lebhaftigkeit, mit der er seine Nachforschungen betrieb, erregte endlich Aufmerksamkeit; am dritten Abend erhielt er Befehl unverzüglich die Stadt zu verlassen, und dieser Befehl war mit Drohungen verbunden, gegen die keine Vorstellung statt fand. So ging denn mein

armer Vater, noch tiefer gebeugt und noch ärmer an Hoffnung, zu Potsdam hinaus, um, was ihm bey den Generalen nicht gelungen war, in Berlin bey dem Könige selbst zu versuchen.

Einem Jünglinge, der die Welt nur aus dem Plutarch kannte, und sich einbildete, daß die Gesetze der Gerechtigkeit in jeder Brust mit so heller und deutlicher Schrift geschrieben seyn müßten, wie in der seinigen, war es wohl zu verzeihen, wenn er sich mit dem Wahne zu trösten suchte, daß er durch ein ganz eigenes Mißgeschick nur an die wenigen herzlosen Menschen des preußischen Heeres gekommen seyn möchte. Auf dem Throne aber und in der Nähe des Thrones müsse Gerechtigkeit und Milde wohnen, und er habe sich selbst anzuklagen, daß er so blindlings und unüberlegt immer nur auf das nächste Ziel losgegangen sey, statt sich sogleich an den zu wenden, der, als Stellvertreter Gottes

und sein Ebenbild, jeder Ungerechtigkeit im Lande, so bald sie ihm zu Ohren käme, steuern müsse. Dieser Gedanke richtete ihn auf. Er bedachte, was er zu thun habe; entwarf in Gedanken seine Bittschrift, und nachdem es ihm damit, wie er meinte, nach Wunsch gelungen war, zweifelte er gar nicht, vielleicht schon am nächsten Tage mit einem Cabinetsbefehl in der Hand der Garnison zuzueilen, die ihm seinen Emmanuel vorenthielt, und dann an seiner Seite nach Halle zurückkehrend, das vorige innige Leben, und nach dieser schmerzlichen Unterbrechung noch inniger fortzusetzen. Diese heitern Hoffnungen beflügelten seine Schritte, und bald still in sich hinein betend, bald laut mit sich sprechend, kam er vor Sonnenuntergang in der Hauptstadt an.

Ermüdet wie er war, kehrte er sogleich in dem ersten unscheinbaren Wirthshause ein, das dem Thore zunächst lag. Der Wirth hieß ihn freundlich willkommen, und

als er hörte, daß er aus Halle komme, und auch die Frage, ob er den Doctor Franke kenne, bejahte, reichte er ihm die Hand, setzte sich neben ihn, und wurde nicht müde, nach dem Manne zu fragen, von dem er schon so viel gehört, und auch einiges mit großer Erbauung gelesen habe. Da mein Vater diese Verehrung theilte, und jede Frage freudig und theilnehmend beantwortete, so knüpfte sich bald zwischen ihm und dem biedern Wirth ein Band des Vertrauens, so daß ihm mein Vater sehr bald die Veranlassung seiner Reise erzählte, und seinen Rath begehrte, wie er am Besten mit seiner Bittschrift an den König kommen könne. Während der Erzählung, die mein Vater mit immer steigender Innigkeit machte, legte der Wirth die Hände übereinander, sahe mit unverwandten Blicken auf den Boden und seine ausgestreckten Füße, und schien, da er keinen Ton von sich gab, und keine Miene veränderte,

ohne Theilnahme zuzuhören. Als aber mein Vater mit den Worten geendigt hatte: „der König wird ihn nun frey geben, und in vier oder fünf Tagen sitz ich wieder mit meinem Emmanuel in Halle und zu den Füßen Doctor Frankens," — sprang der Wirth auf, faßte meinen Vater mit den Händen an beyden Schultern und sagte mit großer Hast: „Mein Sohn, geh, geh, so schnell du kannst, damit du nicht verführt wirst, an Gott und Gottes Gerechtigkeit zu zweifeln."

Mein Vater über die Hastigkeit dieser Rede bestürzt, fragte ihn, wie er das meine. „Wie ich das meine?" sagte der Alte. „Ich meine, daß man hier für einen großen und schöngewachsenen Kriegsknecht Seel und Seligkeit hinopfert; daß man einen Menschen ums Leben bringt, der, aus jämmerlicher Noth vielleicht, ein schnödes Goldstück gestohlen hat; daß man aber aus frevelhafter Eitelkeit Menschen ungestraft stiehlt,

ja dieſen Diebſtahl belohnt; daß die Luft hier den Negerſclaven frey, den geſtohlnen Freyen aber zum elendeſten Sclaven macht; daß das Portepee, das der Bürger ſeines Schutzes wegen theuer bezahlt, ein Freybrief für die gräßlichſten Gewaltthätigkeiten gegen den Bürger iſt; daß die höchſte Gewalt ſich um dieſe Unthaten nicht bekümmert oder ihnen Beyfall gibt — ſieh, mein Sohn, das mein' ich; und darum ſag ich noch Einmal, geh, ſo ſchnell du kannſt, damit du nicht verſucht wirſt, an Gottes Gerechtigkeit zu verzweifeln."

Dieſe heftige Rede ſchlug meinen Vater faſt zu Boden. Mit geſunkenem Muthe frug er den Wirth, dem während der Rede das Blut in das Geſicht geſtiegen war, ob er denn nicht glaube, daß der König ſein Geſuch erhören und ihm ſeinen Freund wieder geben werde? „Ich verlange ja, ſetzte er hinzu, keine Beſtrafung der Unthat; ich will nur, daß die Folgen eines Verbre-

chens aufgehoben, und das Verbrechen dadurch gewissermaaßen ungeschehen gemacht werde.“ — Das Verbrechen! erwiederte der Wirth mit Bitterkeit; das, was Er in seiner Unschuld „ein Verbrechen“ nennt, und was freylich Bibel und Katechismus auch so nennt, ist eine verdienstliche That in den Augen der Herrn, bey denen Er sich in Magdeburg und Potsdam mit seinen Bitten lächerlich gemacht hat; und wie sich Räuber in Wäldern und Höhlen gegenseitig ihrer Unthaten rühmen, so setzen jene auch ihren Stolz in die frevelhafte Geschicklichkeit der Werkzeuge ihres Raubes, und in den Besitz einer recht in die Augen fallenden recht ausgezeichneten Beute. Es ist umsonst, sage ich Ihm; und wie man Ihn schon von Potsdam weggewiesen hat, so wird man Ihn auch hier nicht lange umhergehen lassen.

So sehr nun dieß Alles die Hoffnungen meines Vaters niederwarf, so war es doch

nicht möglich, ihm sogleich eine Ueberzeugung zu entreißen, auf die er all sein Glück gesetzt hatte. „Ich versuch es doch," sagte er nach einigem Nachdenken; „ich versuch es doch im Vertrauen auf Gott;" und damit setzte er sich an einen Seitentisch und schrieb seine Bittschrift auf, wie er sie sich auf dem Wege entworfen hatte, nur noch bescheidener in den Worten, in den Gedanken aber noch stärker und kräftiger. Als er fertig war, reichte er sie dem Wirthe zum Lesen hin. Der Wirth las sie, las sie noch Einmal, und indem Thränen über seinen grauen Bart flossen, sagte er, sie zurückgebend: „Nun in Gottes Namen! Sind doch wohl schon Felsen erweicht worden, warum nicht ein menschliches Herz?"

Die Nacht schien meinem Vater ungewöhnlich lang; zwischen Furcht und Hoffnung, Vertrauen und Zweifel schwankend, fand er keinen Schlaf. Sobald der Morgen anbrach, stand er auf, und war auf

dem Paradeplatze lange vor der gehörigen Zeit. Mit klopfendem Herzen musterte er jedes heranmarschirende Regiment, und seine Blicke durchliefen die aufgestellten Reihen hin und her; mehr als Einmal glaubte er in der Ferne den Freund zu erkennen; aber Emmanuel exercirte noch mit andern Recruten in der Caserne. Jetzt erschien der König von Generalen und Adjutanten umgeben; die Trommeln wurden gerührt; die Handgriffe nahmen ihren Anfang; der König schien ganz Aug, um nichts von dem zu verlieren, was er täglich sah. Mein Vater, mit seinem Schreiben in der Hand, suchte sich zu nähern, so weit es möglich war; seine Unruhe stieg mit jedem Augenblicke; er war in unbeschreiblicher Angst den Augenblick zu verlieren, an welchem seine Hoffnungen hingen; und da er sich immer mehr zu dem Kreise der Officiere drängte, die den König umgaben, fuhr ihn einer derselben, ein hagerer und steifer Mann,

mit den Worten an: „Zurück da. Was will Er hier?“ — Mein Vater antwortete, er habe die Absicht Sr. Majestät eine Bittschrift zu überreichen; und ließ sein Schreiben sehen. Geb Er her, sagte der Officier, riß es ihm aus der Hand und gab es dem Könige. Der König nahm es an, ohne auf den Ueberbringer zu achten, überlief die Schrift mit den Augen und steckte sie bey.

Mein Vater stand, wartete; die Parade ging zu Ende; der König kehrte in's Schloß zurück; die Regimenter zogen ab, und der Platz blieb leer. Es war vergebens, daß er in das Schloß zu kommen versuchte; die Wachen stießen ihn zurück; es war eben so vergebens, daß er sich an einige vorübergehende Officiere fragend wendete; sie gingen ihres Wegs, ohne ihn anzuhören. So blieb er lange rathlos am Thore stehen. Bis zum Abend blieb er und harrte,

ob nicht der König wieder herauskäme. Der König kam nicht; aber ein Officier der Wache trat auf ihn zu und fragte, „was er hier so lange zu gaffen habe?“ Er sagte sein Anliegen und daß er Bescheid auf seine Bitte erwarte. Lachend verließ ihn der Officier, und kam nach kurzer Frist mit der Antwort zurück: „er solle sich unverzüglich wieder auf die Universität begeben, da er in der Residenz nichts weiter zu thun hätte. Die Sache sollte untersucht werden, und wenn dem Recruten, um dessen Losgebung er bitte, ein Unrecht wiederfahren wäre, solle er frey gegeben werden.“ Der Officier setzte lachend hinzu: „der Herr hat darum nicht nöthig, einen Platz in seinem Reisewagen aufzusparen.“

So auf ein ungewisses Mögliche hinausgewiesen, kehrte mein Vater betrübt nach seinem Wirthshause um, und stieß unterwegs auf den Wirth, der durch sein Außenbleiben geängstigt, sich auf den Weg

gemacht hatte ihn aufzusuchen. Die Niedergeschlagenheit des wackern Mannes war fast nicht geringer, als die seinige; Trost ihm zu geben vermochte er nicht. So kam mein Vater nach Halle zurück, ohne Trost, ohne Hoffnung, und ohne Freude. Der Freund kehrte nicht wieder. Aber Briefe schrieb er einige voll Trauer über den armseligen knechtischen Zustand, in welchem er lebte, und voll verbissenen Ingrimms. Nachdem er es ein Jahr ausgehalten, versucht' er zu fliehen, ward aufgegriffen und bestraft. Erbittert, nicht abgeschreckt, versuchte er es zum zweytenmal mit gleich schlechtem Erfolg; und als er es zum drittenmal wagte, und schon die Grenze erblickte, die ihm Sicherheit verhieß, erreichte ihn eine Kugel der Verfolgenden; er wurde zurück gebracht, und der edle Jüngling büßte mit dem Tode eine Schuld, die nicht er, sondern seine Räuber und ihre Beschützer gewirkt hatten.

Dieſe traurige Begebenheit war ein Wendepunkt in der Geſchichte meines Vaters. Auf lange Zeit war alle Freude für ihn vernichtet, und was ſchlimmer war, der Glaube an die Menſchheit war ihm genommen, und an die Gerechtigkeit. Wie ſchmerzlich auch der Verluſt eines geliebten Freundes ſeyn mag, den Gott durch den Todt von uns nimmt, ſo bleibt uns doch in dem Schmerze ſelbſt ein Troſt, und die Trauer hat ihre ſtillen und geheimen Freuden. Aber das Böſe, was aus der Gewaltthätigkeit der Menſchen, aus dem Mißbrauche ihrer Macht und ihres Glücks entſpringt, entbehrt ſolcher Linderung, und läßt nur Bitterkeit und Haß zurück. So bald mein Vater überzeugt war, daß er auf die Wiedervereinigung mit ſeinem Emanuel Verzicht leiſten müſſe, verließ er die Wohnung, in welcher er ſo unausſprechlich glücklich mit ihm geweſen war, und bezog in der Nähe der Stadtmauer

ein finstres Stübchen, das ohngefähr der Casernenwohnung gleich seyn mochte, in welchem sein Freund die Tage seiner Jugend vertrauerte. Lange Zeit verging, ehe die Kraft seines Geistes und die freundliche Zusprache seines ehrwürdigen Lehrers die Oberhand über den Schmerz gewann. Auch in den Studien fand er endlich Zerstreuung, und, als er seinen Emmanuel den Mißhandlungen der Menschen entrissen und bey Gott wußte, Beruhigung. Was ihm aber aus diesem Kampfe blieb, war der unaustilgbare Haß gegen alle Art von Gewaltthätigkeit und Uebermuth, und es verging kein Tag, wo er nicht Gott auf das Heiligste gelobte, so lange er lebte, und in welchem Verhältnisse er auch leben möchte, alle Kräfte aufzubieten, der Unterdrückung entgegen zu treten, und die hülflose Menschheit gegen ihre Dränger mit Wort und That, und ohne Rücksicht auf eigne Gefahr und eignen Schaden, zu schützen. Er hat

dieſen Vorſatz redlich erfüllt. So niedrig ſein Stand auf der Leiter des Ranges war, ſo hatte er ſich doch durch die ſtrengſte Ordnung in ſeinen Geſchäften, durch die unbefleckteſte Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit, und durch ſeinen ſtillen gleichförmigen Eifer im Guten eine ſolche Grundlage des Anſehens und Vertrauens gebildet, daß ſein einfaches Wort wie das feyerlichſte Zeugniß galt, und oft ſchon ſeine Gegenwart allein der Schikane und dem ungerechten Eigennutze den Muth entriß. Wie er der Vater der Armen war, ſo war er auch überhaupt die Zuflucht der Bedrängten, und ich könnte eine Menge von Beyſpielen erzählen, wo ſein Rath, ſein Anſehen und ſeine Vermittelung in entzweyten Familien den Frieden hergeſtellt, ſtreitende Parteyen verſöhnt, langwierige Proceſſe geſchlichtet hat. Daher waren ihm auch die Advocaten am wenigſten günſtig, und es war faſt ein Sprichwort, daß, wo mein Vater ſtehe-

der Feind umsonst Unkraut unter den Waizen zu säen suche.

Wie es in den Leben häufig geschieht, daß den Menschen das Ziel entrückt wird, nach welchen sie am eifrigsten streben, und das sie bey dem nächsten Schritte erreichen zu müssen glauben, und ihnen dagegen etwas ganz anderes, woran sie entweder gar nicht gedacht, oder was sie vermeiden wollten, zu ihrem und anderer Segen, aufgedrungen wird, so geschah es auch meinem Vater. Sein Leben nahm eine andre Richtung, als er gewollt hatte; aber da ihm sein gediegener Sinn und der brennende Eifer für das Gute geblieben war, so wußte er auch das kleine Amt, für das ihn der Himmel bestimmt hatte, zu einer Quelle des reichsten Segens zu machen. Wie es denn wohl überhaupt nicht die Größe des Wirkungskreises ist, welcher das Maaß des Guten gibt, das darin hervor-

gebracht werden soll, sondern die Kraft und der Wille dessen, der in dem Mittelpunkte steht. Ein großer Sinn erhebt und veredelt auch das kleinste Geschäft.

Mein Vater hatte seine Studien vollendet, und kehrte mit den rühmlichsten Zeugnissen seiner Lehrer in die Heimath zurück, wo ihn mein Großvater, der jetzt ganz stumpf geworden war, sehnsuchtsvoll erwartete, theils um sich mit ihm über geistliche Dinge zu besprechen, über die er immer ängstlicher und bedenklicher wurde, theils um ihn bey seinem Rechnungsgeschäft zu gebrauchen, das er nicht mehr in Ordnung zu halten vermochte, und doch nicht aus den Händen geben wollte. Gern hätte mein Vater sich in der Welt umgesehen, wozu ihm auch Franke rieth; aber er erfüllte den Willen seines Vaters und die Bitten der Mutter. Das Geschäft kam nun bald wieder in Ordnung, da mein Vater es schon aus früherer Zeit hinlänglich

kannte und zu behandeln verstand; und wie hierdurch das beklommene Herz des Greises erleichtert war, verminderten sich auch seine geistlichen Beängstigungen, und er gab den beruhigenden Worten meines Vaters gern Gehör.

Jetzt war nun der Wunsch seiner Eltern, ihn bald in einem geistlichen Amte wirksam zu sehen, um die Gabe der Lehre, die er unter den Seinigen bewieß, auch in der Gemeinde geltend zu machen. Diese Freude war ihnen nicht beschieden. Wenige Tage vor der Prüfung, bey welcher mein Vater erscheinen sollte, starb der hochbejahrte Greis an Entkräftung, und mein Vater wurde von dem Consistorium, dessen einflußreichere Mitglieder unversöhnliche Feinde der frankischen Schule waren, trotz des heftigsten Widerspruches ihrer billiger gesinnten Collegen, wegen pietistischer Irrlehren auf immer vom Predigeramte zurückgewiesen. Seine Mutter verfiel über dieses

Ereigniß in eine langwierige Krankheit, aus der sie nur die treue Pflege ihres Sohnes rettete; und da dieser das Amt seines Vaters erhielt, hatte sie noch eine Reihe von Jahren hindurch die Freude, Zeugin seiner frommen, verständigen Wirksamkeit zu seyn, und endlich, des Lebens müde, aber immer durch die treue Liebe des Sohnes erheitert, still und froh an seinem Herzen einzuschlafen.

* * *

Es wird hier wohl der schicklichste Ort seyn, das, was mein Vater über sein Geschäft, seine Verhältnisse und andre wichtige Punkte des Lebens überhaupt dachte, einzuschalten. „Ich weiß wohl," sagte er bisweilen, wenn er sein Rechnungsbuch zuklappte und seinen Schreibtisch verschloß, „daß das Geschäft, was die Hälfte meiner Tage nun schon seit so langer Zeit her in Anspruch nimmt, von Vielen für ein armseliges Geschäft gehalten wird. Zu den-

ken gibt es dabey nicht viel, ob schon Alles bedacht seyn will; und gegen das Ganze gehalten, ist die Verwaltung der Armencasse etwas sehr geringes. Aber auch in der Natur ist das Größte an das Kleinste geknüpft; und wenn der unendlichen Weisheit nichts zu gering scheint, wie soll der Mensch irgend etwas, das sein Beruf von ihm fordert, gering schätzen, oder wohl gar vernachlässigen? Wie in der Natur so greift auch in dem weltlichen Regiment Alles in einander, und die Ordnung des Ganzen, die Ruhe des Volkes und die Freyheit ruht auf der Ordnung, in welcher sich die einzelnen Theile an einander reihen. Der ist wohl ein gewissensloser Mann, der zu sich selbst sagt: wenn ich auch dieses oder jenes Geschäft nicht besorge, so wird der Staat darum nicht gleich zu Grunde gehen. — Und es ist gleich viel, ob der Mann ein Kanzler oder ein Schreiber, ein Finanzminister oder ein Zolleinnehmer ist.

Jedes Geschäft, das uns obliegt, ist uns durch Gottes Willen und Fügung auferlegt; es ist daher ruchlos, es lässig zu treiben, wenn man auch ganz von dem möglichen Schaden absieht, der daraus erwachsen kann. Endlich ist dabey noch Etwas, das auch in Betrachtung zu kommen verdient. Unter allen Gütern ist dem Menschen die Freyheit mit allem Rechte das kostbarste; nur insofern er frey ist, ist er ein Mensch; Alles, was in ihm unfrey ist, gehört der thierischen Natur. Darum ist ihm auch nur das recht erfreulich, was er mit Freyheit thut; es steht aber in des Menschen Macht, alles Müssen in ein Wollen umzuwandeln. Das findet in den engsten Schranken so gut, wie in den weitesten statt. Der Sinn ist es, welcher frey macht, nicht die Art der Gegenstände, und ich habe Edelleute gekannt, die in hohen Aemtern schlimmere Knechte waren, als ihre Leibeignen. Wenn ich den halben Tag hindurch Bruch

an Bruch gereiht und das Kleinste an das Kleinste gefügt habe, und nun Alles zusammentrifft, und Alles so in Ordnung ist, daß ein Nachfolger nur gleich da fortfahren kann, wo mir der Tod die Feder aus der Hand genommen hat, so habe ich auch dabey ein Gefühl, das mir die ganze mühsame Arbeit reichlich belohnt. Auch das ist wohl für etwas zu achten, daß, wenn mein Geschäft nun ganz vollendet ist, ich köstliche Stunden gewonnen habe, die ich wieder nach meinem eignen Sinn und Willen und in der tiefsten Ruhe anwenden kann, da keine Schuld, kein Rückstand mehr auf mir lastet. Dann erkenne ich recht, daß gemessene Arbeit ein großes Gut und eine strenge, aber verständige Mutter der Muße ist. Leben voll lauter Muße wäre wohl die schwerste Bürde, die einem Menschen aufgelastet werden könnte, und auf jeden Fall, die bedenklichste Aufgabe, die er zu lösen hätte.

* * *

Wenn ich so das Leben für sich betrachte, sagte mein Vater zu einer andern Zeit, so ist es etwas unendlich Nichtiges und eigentlich gar nicht der Rede werth. Essen und Trinken, um zu verdauen; Wachen, um zu schlafen; Schlafen, um wieder zu wachen; Arbeiten, um den Hunger zu stillen; und wieder den Hunger stillen, um arbeiten zu können; und wenn dieses ewige Einerley eine gewisse Anzahl von Tagen und Jahren auf- und abgewickelt worden, sterben, um den Boden zu düngen, der nun Futter für ähnliche Sterbliche erzeugt; und so in alle Ewigkeit fort — wo ist da Zweck und Absicht? Ist es auf weiter nichts abgesehen, warum ist die Erde nicht bloß mit Gewürm bevölkert? oder ist der an die Erde gefesselte Mensch besser als Gewürm, das ja eben auch so sein Daseyn zwischen Bedürfniß und Befriedigung hinschleppt, immer das Eine aus dem Andern erzeugend ohn' Unterlaß? Mag er immerhin seine Genüsse

vermehren und durch Mannigfaltigkeit würzen; es bleibt doch immer daſſelbe, und mitten aus der Sättigung wächſt unbeſiegbar die Gier nach mehreren und neuen Genüſſen. Auch das ändert wenig in der Sache, daß du Andere an deinen Genüſſen Theil nehmen läßt, und, indem du für ſie arbeiteſt, ihr Leben friſteſt; damit ſie eben auch ſich einige Tage länger in jenem Kreiſe drehen, und einige Tage länger Waſſer mit Sieben ſchöpfen. Wenn alſo das Leben einen Zweck haben ſoll, ſo muß es in dem geſucht werden, was uns vor andern Bewohnern der Erde auszeichnet. Das ſinnliche Leben magſt du ausbilden, ſo viel du willſt, es bleibt doch nur ein thieriſches. Das Thier gehört der Erde an; des Menſchen Geiſt aber zeugt von Gott. Wenn er auf dieſes Zeugniß hört, ſo wird ſich ſein Aug' dahin richten, wo ſeine Heimath iſt. Er wird Gott ſuchen, und in dieſem Suchen wird er den Zweck und das Ziel

seines Daseyns finden. Dann wird ihm erst dieses Daseyn klar. Das Dunkel wird von seinen Augen genommen, und er erblickt die Freyheit als eine Botin Gottes an seiner Seite. Durch diese wird all sein Thun und Dichten ein Band, das ihn mit Gott verknüpft, die unabweißlichen Bedürfnisse treten in ihre Schranken zurück, und machen den geistigen Raum; der Mensch erscheint nicht mehr als ein Glied eines rastlos arbeitenden Mechanismus der Natur; die bürgerliche Gesellschaft nicht mehr als die Bedingung eines genußvolleren oder genußärmeren Daseyns; eine freye und uneigennützige Theilnahme an den Menschen bewegt unsre Brust und tritt als Liebe hervor. Alle Liebe zu den Menschen, wenn sie von der rechten Art ist, ist ein Widerhall der unendlichen Liebe, welche in Gott ist, und von ihm ausströmend, die Herzen, die sich ihr öffnen, zu ihm empor zieht. Daher ist eine reine, freye und tiefe Liebe

eben so eine Quelle der Gottesfurcht, wie sie aus Gottesfurcht entspringt; ja Alles, was Tugend zu heißen verdient, führt zu Gott, wie es von ihm ausgeht. Solche Liebe heiligt das Leben; sie ist die Priesterin, vor deren Gegenwart Alles Ungeweihte und Unheilige flieht; die Erlöserin der Menschen von Bösen; die Ueberwinderin der Welt. Durch sie wird schon die Kinderstube zum Tempel, in welchem die mütterliche Liebe waltet, und mit gottesfürchtiger Sorgfalt Alles entfernt, was das Kind geistig oder leiblich beschädigen kann. Diese Liebe ist die Lebensluft, in welcher das Kind zum Menschen heranwächst, und die sinnlichen Banden zerreißt, die es von seiner Geburt an umstrickt halten. Dies ist der Saame, aus welchem der Glaube an menschliche Güte erblüht, welche selbst der Abglanz und die Bekräftigung der himmlischen ist. Das eigentliche Leben des Menschen ist also in Gott, auf dieses ist sein

ganzes Daſeyn bezogen; ohne dieſe Beziehung iſt es mehr eine Verdammniß und Strafe als ein Gut. Dieſe Verdammniß hat Chriſtus von uns genommen. Denn was iſt das Chriſtenthum anders, als die Lehre der Erlöſung von dem irdiſchen Geſetz und der Freyheit in Gott?

* * *

Zu den wenigen Freunden meines Vaters, die in dieſe Geſinnungen einſtimmten, gehörte ein Hauptmann der Artillerie, welcher aus einem nichtigen Vorwande abgedankt und auf halben Sold geſetzt worden war, weil er ſich nicht hatte entſchließen wollen, die Nichte der Mätreſſe eines fürſtlichen Kammerdieners zu heirathen, der über ſeinen Herrn Alles vermochte. Dieſes Unglück und die höchſt beſchränkte Lage, in welcher er ſich befand, hatte ihn doch nicht niederbeugen oder um ſeinen heitern Sinn bringen können. Wenige Menſchen

kamen ihm an Zufriedenheit gleich. Da er in vielen Dingen gut unterrichtet war, auch fremde Länder gesehen hatte, und über das, was er wußte, gut zu sprechen verstand, so war er meinem Vater jederzeit ein willkommner Gesellschafter; und auch er gefiel sich bey uns, weil da Alles, wie er sagte, so nah beysammen und so einträchtig wäre, und Alles an seinem Platze, wie die Stimmen in einem guten Conzert. Selbst unverheirathet, sprach er von dem Glücke des Ehestandes mit großer Wärme, und versicherte oft, es gehe nichts in der Welt, was ihn mehr und inniger erfreue, als eine glückliche Ehe mit ihrem Zubehör.

Als ihn nun meine Mutter eines Tages fragte, was ihn denn abgehalten habe, die Zahl der glücklichen Männer zu vermehren, antwortete er: Wahrscheinlich weil es nicht der Wille des Himmels gewesen ist. Und weil mir die Sache immer so herrlich und selten schien, hab' ich mich eben so

ſehr geſehnt als geſcheut in den Glücks-topf zu greifen.

Und da ſich Verlangen und Furcht auf-wogen, ſetzte mein Vater hinzu, ſtreckten Sie die Hand lieber gar nicht aus. Kam Ihnen Ihr Herz nie mit einem Rathe zu Hülfe?

Ganz ſo, wie das bekannte Thier der Schule, erwiederte der Hauptmann, war ich doch nicht. Ich hatte allerdings ſchon einmal die Hand ausgeſtreckt und wollte zugreifen; aber der Tod war behender als ich. Es war auch ſo gut. Denn meine vermeinte Liebe war doch wohl nur Mit-leiden.

Laſſen Sie uns doch das hören, ſagte mein Vater. Das Mitleiden iſt wohl oft ſchon der Vater der Liebe geweſen, und ge-wiß kein verächtlicher.

Treu und ehrbar wenigſtens war die Meinige, verſetzte der Hauptmann. Es iſt eigentlich eine Kindergeſchichte aus der

Cadettenschule und eine Jammergeschichte oben drein, in der auch gegen den Ehestand reicher Stoff enthalten ist. Wir jungen Leute standen unter der strengen Aufsicht eines Majors, dessen Frau die Oeconomie des Hauses besorgte. Diese Frau war ehedem schön gewesen; ihr Mann liebte sie; aber sein Geiz überbot die Liebe; und da er sie oft Mangel leiden ließ, fanden die Anträge einiger vornehmen Freunde Gehör bey ihr. Nun wollte das Unglück, daß der Krieg ausbrach. Er, damals noch Unterofficier, mußte der Fahne folgen; seine Frau blieb zurück, und gebar zwey Jahre nach der Entfernung ihres Mannes, eine Tochter, welche eben der Gegenstand meiner ersten Liebe werden sollte. Nur allzufrüh erfuhr der Betrogene sein Unglück. Er drohte mit Scheidung, und würde seine Drohung erfüllt haben, hätten sich nicht die einflußreichen Freunde seiner Frau mit der nachdrücklichsten Verwendung in's Mit-

tel geſchlagen, und theils durch Geld, theils durch Verſprechungen ſeinen Zorn beſänftigt. Jetzt ſtieg er von einem Ehrenpoſten zu dem andern, und wurde, nach geendigtem Kriege, von ſeinem Regimente mit erhöhtem Range in das Cadettenhaus verſetzt. Er hatte ſeiner Frau verziehen, doch mit dem Zuſatze, daß er nie einwilligen werde, das Kind ihrer Untreue auf gleichem Fuße mit ſeinen übrigen Kindern zu behandeln. Sie ging dieſe Bedingung ein; und allzuglücklich Verzeihung ihres Fehltritts zu erhalten, übrigens aber von eben ſo gemeinen Geſinnungen als ihr Mann, glaubte ſie ſeine Gefälligkeit durch eigene Grauſamkeit gegen ihr Kind erwiedern zu müſſen. Das Mädchen von ſich zu thun, hätte der Geiz des Mannes nicht erlaubt; es wurde alſo in die ſchlechteſten Kleider geſteckt, und zog als die Magd des Majors in das Haus ein, wo ſie zu den niedrigſten Dienſten verurtheilt

wurde. Zart, wie sie war, und zierlich gebaut, blond und blauäugig, wie ein weiblicher Engel, glich sie in ihren Lumpen, wenn sie das Küchengeräth scheuerte, oder Wasser in schweren Eimern zutrug, oder unter einem übermäßig belasteten Korbe schwankte, der armen Aschenbrödel, und, um die Aehnlichkeit zu vollenden, hatte sie zwey Schwestern von ungefälligem Aeußern, stolz und roh, die sie um die Wette und ungestraft mißhandelten. Da diese Familie aus einer entfernten Gegend hierhergezogen war, kannten nur wenige Menschen die eigentlichen Verhältnisse; aber einer dieser Wenigen theilte sie mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit. Von diesem Augenblicke an dachte ich Nichts als das unglückliche Mädchen, das ich vorher nicht beachtet hatte, jetzt aber mit einem Lamme verglich, das auf die grausamste Weise für fremde Sünden geopfert wird. Sie erschien mir schöner, als ich je etwas gesehen zu

haben glaubte; und ich hätte ihr gern ihre harten Arbeiten abgenommen, wenn es nur zu machen gewesen wäre. Was ich konnte, that ich. Da ich bemerkte, daß sie eben so schlecht genährt, als bekleidet wurde, steckte ich ihr verstohlner Weise alles Obst und Backwerk zu, das ich mir hatte verschaffen können; bisweilen drückt' ich ihr auch im Vorübergehen einen Blumenstrauß in die Hand, und hatte dafür die Freude, daß sie mich immer beym Begegnen mit niedergeschlagenen Augen, leisem Erröthen und der anmuthigsten Freundlichkeit grüßte. Das war denn immer ein Festtag für mich; aber oft vergingen Wochen, ohne daß ich sie sah. Zum Sprechen kam es nie zwischen uns; aber ich zweifelte gar nicht, daß ein so unglückliches Mädchen eben so gut als schön, und eben so klug als gut seyn müsse; und ich war fest entschlossen, sobald ich meine Freyheit und einigen Unterhalt hätte, sie aus ihrem Elende und den Hän-

den ihrer grauſamen Eltern zu retten. Aber, wie geſagt, der Tod hatte ſie auch lieb gewonnen, und zögerte nicht. Das arme blonde Kind, das auf dem Oberboden in einem elenden Verſchlage ſchlief, hatte ſich einſtmals bey einem Regenguſſe, der bis in ihr Lager eindrang, heftig erkältet, und da man ſie doch nicht ſchonte, erlag ſie der Krankheit nach wenigen Tagen. Niemand begleitete ſie auf ihrem letzten Wege, und das harte Herz ihrer Mutter mochte ſich freuen, dieſen Gegenſtand des Vorwurfs nicht mehr zu ſehen. Aber nie hab' ich wieder ſolche Ströme von Thränen vergoſſen, als an dem Morgen, wo ihr Sarg zum Thore hinausgetragen wurde und ich ihn um die Ecke verſchwinden ſah. Und auch jetzt wird mir das alte Herz noch weich, wenn mir das Bild dieſes Unglückskindes ſo wie jetzt vor die Augen tritt. Am erſten Vacanz-Tage benutzte ich die Erlaubniß das Haus zu verlaſſen, ſuchte ihr Grab

auf — es war das Einzige, auf dem kein Kreuz, noch ſonſt etwas ſtand — und nachdem ich mich recht ſatt geweint hatte, ließ ich einen Kranz von weißen Roſen darauf zurück, die ich in dem Garten unſers Schulhauſes für die arme Agathe gezogen hatte.

Das war meine erſte Liebe, fuhr der Hauptmann fort, und auch meine letzte. Ich war ſcheu geworden, und es gingen Jahre hin, ehe ich die Augen wieder zu einem Mädchen erhob; und ich will es gern geſtehen, daß mir keine vorgekommen iſt, die ich mit Agathen hätte vergleichen mögen. Die häufigen Beyſpiele ſchlechter Ehen, wo ſich oft auch kluge Leute vergriffen hatten, ſchreckten mich auch ab. Ich dünkte mich nicht klüger als Andre, noch glaubte ich einen Freybrief gegen das zu haben, was ich für das größte Unglück halte, eine uneinige, ſchlechte Ehe. Ich habe vielleicht Unrecht gehabt. Man ſollte

eine gute Sache nie aus Furcht vor dem Mißlingen unterlassen, sondern sich nur recht zusammen nehmen damit man sich nichts vorzurücken habe, wenn sie doch vielleicht anschlägt.

Sehr wahr, sagte mein Vater; bey Dingen von solcher Wichtigkeit, und deren Erfolg nie ganz in unsrer Gewalt steht, muß man nicht bloß die Klugheit hören wollen. Uebrigens erinnert mich die traurige Geschichte der armen Agathe, welche fremde Schuld auf eine so schmähliche Weise büßen mußte, an eine andre ziemlich ähnliche, deren Gegenstand ein junger Edelmann war, mit dem ich in Halle studirt habe. Dieser junge Mann, den ich Eusebius nennen will, war fast immer still und in sich gekehrt. Fast immer sah man ihn in Gedanken versunken, und wenig um das bekümmert, was Andre trieben; doch war er sanft, gefällig und ohne Stolz. Auch ihn drückte die Schuld seiner Mutter, und

die Schwermuth, welcher dieſe allmählig untergelegen hatte, war auf ihren Sohn übergegangen. Aus einem armen, aber guten Hauſe war ſie mit einem Manne von Rang und Anſehen vermählt, der ſie liebte und mit Achtung behandelte. Dieſer Mann war nicht mehr in der Blüthe ſeiner Jahre, auch nicht eben liebenswürdig nach der Weiſe der Welt, aber ein trefflicher Geſchäftsmann und von unerſchütterlicher Rechtſchaffenheit; die Frau war jung, von angenehmer Geſtalt, gutmüthig, aber nicht ſehr klug. Mehrere Jahre hatten beyde in einem recht glücklichen Eheſtande gelebt, und ſie genoß, obgleich an einem verderbten Hofe, den Ruf untadelhafter Sitten und des reinſten Wandels. Da geſchah es, daß ſich ihr Mann durch ſtandhafte Verſagung einer ungerechten Begünſtigung, den Haß eines jungen und reichen Freyherrn zuzog, dem hohes Spiel, eine gute Küche und lockere Grundſätze Freunde und

Gönner erworben hatten. Dieſer Mann, nicht gewohnt, die Gerechtigkeit auf ſeinem Wege zu finden, ſucht Gelegenheit, ſich an dem Präſidenten, der ſeine Pflicht höher achtete, als die Gunſt, auf eine empfindliche Weiſe zu rächen, und beſchließt ihm ſeine Frau untreu zu machen. Ja er geht mit einigen Freunden, die entweder den Erfolg für unwahrſcheinlich hielten, oder ihn noch mehr anfeuern wollten, insgeheim eine Wette darüber ein. Hinterliſtig und ſchlau verbirgt er ſeinen Groll, beſucht das Haus ſeines Feindes noch regelmäßiger als ſonſt, zeigt ſich in allen Dingen gefällig und dienſtfertig, und gewinnt ſo, indem er ſich immer mehr beliebt, ja nothwendig zu machen weiß, das Vertrauen des Präſidenten, der die Selbſtbeherrſchung des jungen Mannes und ſeine Achtung des Rechtes um deſto mehr bewundert, da er in ihm, ſtatt des erwarteten Grolles, ein ſo eifriges Streben nach ſeiner Gunſt fin-

det. Dieſe Bewunderung ſpricht er oft mit aller Wärme ſeines redlichen Herzens, gegen Jedermann, gegen ſeine Freunde, und insbeſondre gegen ſeine Frau aus, und da ihn auswärtige Geſchäfte des Hofes von ihr trennen und zu einer längern Entfernung nöthigen, bittet er ſie, den Freyherrn auch während ſeiner Abweſenheit als einen bewährten Freund des Hauſes aufzunehmen, und ſich in Geſchäften, die eine ſchnelle Entſchließung bedürfen, unbedenklich ſeines Raths zu bedienen. Der falſche Freund benutzt dieſe Geſinnungen den ſchändlichen Abſichten gemäß, die er nie aus den Augen verloren hatte; die unglückliche Frau wird das Opfer ihres Vertrauens und der tückiſchen Künſte ihres vermeindlichen Beſchützers, und, als ſie wenige Monate nach der Rückkehr des Mannes, die ſich weit über Erwarten verzögert hatte, einen Knaben zur Welt bringt, triumphirt ihr Verführer mit der

gelungenen Rache und dem gewonnenen Siege.

Wie sich die Sache weiter gestaltet, fuhr mein Vater fort, weiß ich nicht genau; aber die Frau bekannte ihr Verbrechen, und ihr Gemahl verzieh ihr, vornemlich im Bewußtseyn der eignen Schuld, die er durch sein unvorsichtiges Vertrauen gegen einen so heimtückischen und verschlagenen Feind gewirkt hatte. Die Niederkunft geschah auf dem Lande insgeheim, und der Knabe wurde in die Familie eines Pfarrers gegeben, der ihn so lange bey sich erzog, bis er in einer entfernten Klosterschule untergebracht werden konnte.

Eusebius hatte hier einige Jahre fleißig studirt, als der Krieg ausbrach. Eine mörderische Schlacht fiel in der Nähe der Schule vor; die Gebäude mußten geräumt werden, um die Verwundeten aufzunehmen; und da für die zahlreichen Zöglinge kein andres Unterkommen war, mußten sie aus-

einander gehen. Eusebius erster Pflegevater war gestorben, seine Familie hatte sich zerstreut, und so geschah es, daß ihn der Rector, mit dem Geheimnisse unbekannt, zu dem schickte, dessen Namen er führte, und der seit dem Tode des Pfarrers, den Unterhalt des Knaben getragen hatte. Seine ganz unerwartete Erscheinung in dem elterlichen Hause verursachte eine unbeschreibliche Bestürzung. Die fast vergessene und durch die Zeit verdunkelte Schuld trat gleichsam in der Person des schuldlosen Knaben wieder hervor; es war eben, als ob sie jetzt erst begangen worden wäre; und der sonst so kühle und gerechte Mann war jetzt vielleicht zum erstenmal ungerecht. Er wollte den Knaben auf der Stelle wieder aus dem Hause treiben, und seine Mutter, die in Thränen zerfloß, hatte nicht den Muth für ihn zu bitten. Eusebius sah jetzt seine Eltern zum erstenmal; er hatte sich lang gesehnt, einen Vater, eine Mut-

ter zu ſehen; und nun war er Zeuge einer Verwirrung, von der er nichts begriff, und ſtand, ſtatt mit gehoffter Liebe empfangen zu werden, wie ein Gegenſtand des Schreckens und Abſcheues, allein, verlaſſen und ausgeſtoßen von denen, die er nie beleidigt, nach denen er ſich Jahre lang ſo herzlich geſehnt hatte.

Ein Diener bemächtigte ſich jetzt, auf Befehl ſeines Herrn, des beſtürzten Knaben, um ihn bis auf Weiteres in einem Wirthshauſe einzudingen. Als ſie aber aus der Thür auf die Straße traten, ſagte Euſebius mit Thränen in den Augen, ob er denn nicht wenigſtens die Erlaubniß habe, ſeine Eltern um ihren letzten Segen zu bitten. Der Diener, der mit dem ſchönen gelblockigen Knaben Mitleiden hatte, ließ ihn an der Thüre ſtehen, kehrte zurück, und hinterbrachte ſeinem Herrn mit gerührter Stimme die fromme Bitte des Kindes. Da brach der Mutter das Herz. Verzwei-

feind warf sie sich ihrem Manne zu Füßen, umfaßte seine Knie, und beschwor ihn, allen seinen Zorn auf sie zu werfen, aber Mitleid mit dem schuldlosen Kinde zu haben. Durch ihre Thränen erweicht, hob er sie auf, und ließ den Knaben zurückrufen, der nun in dem Hause blieb, bis die Schule wieder geräumt und eingerichtet war. Von dem Zusammenhange dieser Dinge erfuhr er nichts, bis ihm, nach dem Tode beyder Eltern, der Geistliche des Dorfes, wo er geboren war, das Räthsel lößte. Diesem gestand er nun, wie ihn das liebloſe Betragen des Mannes, den er für seinen Vater gehalten, oft bis in den Tod betrübt habe. Er habe die größte Ehrfurcht gegen ihn gefühlt, und doch habe er seine Gegenwart fliehen müssen. Umsonst habe er über seine Verschuldung gesonnen; umsonst auch, wie er nur die verlorne väterliche Liebe wieder gewinnen könne; und da er gar nichts habe ersinnen können, sey

er in eine tiefe Schwermuth gefallen. Einmal hab' er es gewagt, sich während der Abenddämmerung in seines Vaters Zimmer zu schleichen; da habe er sich in die dunkelste Ecke gesetzt, nur um ihn zu sehen; und da sey ihm sein Zustand so gar erbärmlich vorgekommen, daß er angefangen habe zu weinen. Sein Vater sey darüber aufgefahren, und da er ihn erblickt, hab' er ihm scheltend die Thür gewiesen. Und wie er langsam und weinend hinausgeschlichen, habe er ihm mit sanfterer Stimme nachgerufen: „Du bist ein unglückliches Kind, ich bedaure dich; aber komm nicht wieder hierher." Seine Mutter habe ihm zwar viele Liebe bewiesen, aber immer nur im Verborgenen und mit großer Scheu; so daß sein Herz dadurch auch nicht froh geworden; und da er es einmal gewagt, sie zu fragen, warum nur der Vater so hart gegen ihn sey, sey sie in Thränen ausgebrochen und habe schluchzend das Zimmer

verlaſſen. Sechs Monate mochte dieß dauern; dann kehrte er in ſeine Schule zurück. Seine Eltern ſah er nicht wieder. Die Mutter raffte der Gram vor der Zeit dahin; ihr Mann folgte ihr bald. Der Freyherr aber ſtieg zu dem erſten Poſten an ſeinem Hofe, hielt ein glänzendes Haus, und ſtarb mit Reichthum und äußerer Ehre überhäuft, in einem hohen Alter. Auch Euſebius hatte eine vortheilhafte Anſtellung in der Reſidenz erhalten; aber die Nähe des Mannes, den er als den Verführer ſeiner Mutter und den Urheber ſo mannichfaltigen Unglücks verabſcheuen mußte, während er ihn als Vater hätte ehren ſollen, vertrieb ihn von da, und er zog eine beſchränktere Laufbahn in einer Landſtadt vor. Auch hier ſah man ihn ſelten froh. Sein Leben war muſterhaft. Geheirathet hat er nie.

* * *

Es gehörte zu den Eigenthümlichkeiten meines Vaters, daß er ſich über die Ver-

fügungen der Regierung wenig ausließ, und sie nie tadelte, nicht aus Furcht vor Menschen, sondern aus Scheu, ohne rechte Kenntniß der Sache zu urtheilen. Sie werden ja wohl wissen, warum sie es thun, sagte er dann, denn sie haben es zu verantworten. Auch setzte er wohl hinzu: Wer so im Dunkeln steht, wie wir, muß ja wohl glauben, daß die, welche das Licht haben, auf dem rechten Wege gehen. Besser wär' es vielleicht, wenn sie uns auch das Licht zuwendeten, damit wir wüßten, woran wir sind; aber so lange das nicht geschieht, müssen wir schweigen, und thun, was geboten wird.

Als einstmals dem Lande eine schwere Steuer auferlegt worden war, um, wie die Sage ging, unnütze Schulden des Fürsten zu tilgen, hatte sich eine Menge von Bürgern mit einem Bittschreiben an den Landesherrn gewendet, um wenigstens einen Theil der Last von sich abzulehnen. Der

Erfolg war, wie die Klügſten zum Voraus geſagt hatten; die Bitte ward abgeſchlagen und ein harter Verweiß der Ungebür hinzugefügt. Die Bittſteller waren nun höchſt unmuthig, und ihr Unmuth hatte ſich auch andern mitgetheilt. Wie nun mein Vater, was bey langen Tagen im hohen Sommer häufig geſchah, am Abend vor ſeinem Hauſe auf der Bank ſaß, und die Nachbarn ſich um ihn verſammelten, war von nichts die Rede als von dieſer Sache, und jeder urtheilte darüber, wie ſein Verdruß es ihm eingab. Einer meinte, es werde noch ſo weit kommen, daß man das Land mit dem Rücken anſehen und über dem Meere Unterhalt ſuchen müſſe; ein Anderer, dann wäre es beſſer, die verſchwenderiſchen Fürſten aus dem Lande zu treiben und ſelbſt Ordnung zu machen; ein Dritter, man müſſe mit den Miniſtern anfangen, die dem unnützen Aufwande keinen Einhalt thäten, und mit den andern Blutigeln, die die Schwach-

heit des Landesherrn mißbrauchten, und ihm sein, oder vielmehr seiner Unterthanen Geld abschmeichelten. Da nun viel solcher Reden gefallen waren, und mein Vater immer schwieg, fragten ihn einige, was Er denn von der Sache meine, und ob er keinen Rath zu geben wisse. Worauf er also anhub: Gute Nachbarn, es ist wohl keinem von Euch zu verargen, daß er den Verdienst seiner Arbeit nicht gern für Etwas hingibt, das er nicht kennt; und eine Last, die man nicht freywillig aufnimmt, drückt doppelt so schwer. Ihr meint, das gemeine Wesen sey schlecht berathen, weil man Euch zumuthe, der Ueppigkeit der Einen, und der unersättlichen Begier der Andern förderlich zu seyn, und es sey eine schreyende Ungerechtigkeit der Regierung, weil sie den eigenen Haushalt schlecht führe, ordentliche und fleißige Hausväter in Noth zu bringen. Das klingt Euch freylich sehr gut und jeder hört es gern; aber ist es

darum auch recht und wahr? Von dem Haushalte des Ganzen wißt Ihr wenig oder nichts; und wenn man Euch auch Einsicht in die Bücher verstattete, wie Viele könnten es verstehen, oder das Nothwendige von dem Entbehrlichen sondern? Gute Nachbarn, jeder von Euch weiß, daß die Tadelsucht immer auf den Beinen ist, und daß die Mißgunst ihre Mutter, und die Lüge ihre Schwester ist; und es ist wohl keiner, dem sie nicht in die Wirthschaft gesehen, und Verdruß bereitet hat. Tadeln ist überall leichter als besser machen; und weil der Tadler klüger scheint, so geben ihm die Meisten Gehör, ohne zu fragen, ob er es auch besser weiß. Wie Ihr nun das in Euerm eignen kleinen Gewerbe vielfältig erfahrt, wie soll es wohl anders seyn bey dem großen Haushalte des gemeinen Wesens, wo so viele Dinge zu wissen und zu erwägen sind? Ueber den, der in Eurer Werkstatt etwas tadelt, was er

UNIVERSITÄTS BERLIN

nicht verſteht, lacht Ihr mit Recht, oder erzürnt Euch auch wohl und weiſt ihm die Thür. Wolle' Ihr es nun doch eben ſo machen, wie jene Unverſtändigen? Wißt Ihr nicht, was die Schrift ſagt: „Es ſtraft einer oft ſeinen Nächſten zur Unzeit, und thäte weislicher, daß er ſchwiege.“ Und ein andermal: „Verſtehſt du die Sache, ſo unterrichte deinen Nächſten; wo nicht, ſo halte dein Maul zu; denn Reden bringt Ehre und Reden bringt Schande, und den Menſchen richtet ſeine eigne Zunge.“ Bedenket aber auch vor allen Dingen, daß Ihr Bürger ſeyd und Chriſten, und daß jeder gehorchen muß der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Wenn ſie Unrecht thut, ſo wißt Ihr wohl, daß Ihr nicht zum Richter über ſie beſtellt ſeyd; doppelter Frevel aber iſt es, unbefugt zu richten, und ohne ſichre Kenntniß des Unrechts. Auch Unrecht mit Unrecht vergelten, hat noch keinem gefrommt, und es bleibt ewig

wahr, daß es besser ist, Unrecht leiden als thun. Wir werden alle Rechenschaft geben müssen an jenem Tage über Jegliches, was wir gethan haben; die schwerste Rechenschaft aber liegt den Fürsten und ihren Dienern ob; denn da ihnen viel anvertraut worden, so wird auch viel von ihnen geforbert werden. Dann wird ein Richter sprechen, in welchem kein Irrthum ist; und wohl dem Manne, er sey ein König oder ein Knecht, der mit frohem Muthe vor diesem Richter stehen kann! Von Euch aber, guten Freunde und Nachbarn, denke jeder seinen eignen Pflichten nach, und verwalte sein Haus nach der rechten christlichen Weise; und wenn er da nichts mehr zu bessern hat, so danke er Gott für seine Hülfe und Segen. Um das weltliche Regiment aber sorge er nur dann, wenn er dazu berufen wird."

Zu dieser Rede schüttelten freylich die heftigsten Sprecher den Kopf, die Ruhigern

aber ſtimmten bey und ſagten: Es ſey wohl wahr, daß ein Jeder vor ſeiner eignen Thür zu kehren habe; aber es bleibe immer hart, glauben zu müſſen, man werde ohne Noth ſo gedrückt.“ Alle gingen indeß beruhigter nach Hauſe, und es war keiner unter ihnen, der die Steuer nicht zur vorgeſchriebenen Zeit entrichtet hätte. Gleichwohl ging am Hofe die Sage, mein Vater halte aufrühreriſche Reden an den Pöbel, und fordere ihn auf, die Fürſten und ihre Diener aus dem Lande zu jagen. Ein alter, tief verſchuldeter Kammerherr bemerkte, daß der Verkehr, in welchem mein Vater mit allen Bettlern ſtände, aufrühreriſche Geſinnungen verriethe; und eine bejahrte Freundin ſetzte hinzu, ſie erinnere ſich vor Jahren, von dem Präſidenten des Conſiſtorii gehört zu haben, daß er ein Myſtiker und Separatiſt ſey. — Solche Menſchen, fuhr ein Hofjunker fort, der weder Myſtik noch Separatismus kannte,

sind in unsern Zeiten unendlich gefährlich. Sie erhitzen die leeren Köpfe mit schwärmerischen Ideen, und brauchen sie dann zu ihren geheimen Zwecken, die auf nichts anders gehen, als auf den Umsturz der Throne. — Der Fürst hörte aufmerksam und nicht ohne Beyfall zu; die Minister berathschlagten; aber ehe sie zu einem Entschlusse kommen konnten, rührte den Fürsten der Schlag; sein Haus. starb mit ihm aus; sein Hof zerstreute sich, und mein Vater blieb in Ruhe.

* * *

Mein Vater kam durch sein Amt mit dem Elende der Menschen in die nächste Berührung. Er würde aber geglaubt haben, allzuwenig zu thun, wenn er mit den geringen Mitteln, die ihm zu Gebot standen, das Elend nur, wie gewöhnlich geschieht, auf kurze Fristen gemindert hätte; vielmehr forschte er mit unermüdlichem Eifer seinen Quellen nach, wodurch es ihm

denn gar oft gelang, auch die Mittel zu entdecken, durch die es gehoben werden konnte. Von dem gewöhnlichen Almosengeben war er ein Feind. Er fragte, was man denn von einem Arzte halten würde, der statt den fressenden Krebs mit der Wurzel auszurotten, ihn täglich mit Salben bestreiche, die den Schmerz zwar augenblicklich minderten, aber das tödtliche Uebel so recht eigentlich in die innersten Tiefen des Körpers trieben. Er behauptete, diese bequeme Art der Wohlthätigkeit, die mit einigen leicht entbehrten Kreuzern den widrigen Anblick der Noth so schnell als möglich bey Seite schaffe, mache den Dürftigen erst zum dreisten Bettler, und von da sey zum Diebe nur ein kleiner Schritt. Daher müßten auf jeden Fall Almosen eben so heimlich gegeben als empfangen werden, und sollten vielleicht überhaupt nur bey Kranken und körperlich Hülflosen statt finden; in den meisten an-

dern Fällen ſey oft ein treuer und tüchtiger Rath dem anſehnlichſten Almoſen, und bisweilen ſogar ein Stein dem Brode vorzuziehen. Zur Erklärung dieſes Ausdruckes erzählte er, wie er eines Tages gehört habe, daß ein armer Scheerenſchleifer durch die Noth dahin gebracht worden ſey, ſein Rad zu verſetzen, und nun mit ſeinen Kindern an dem letzten Brode zehre. Da hab' er ihm den Stein eingelößt, und in der Nacht vor die Hausthüre ſtellen laſſen, und gleich beym Anbruch des Tages Leute hingeſchickt, welche Arbeit brachten; wo denn der Mann zu Mittag mit allen den Seinigen ſich von ſeiner Hände Erwerb habe ſatt eſſen können. Auf die Worte von ſeiner Hände Erwerb legte er einen großen Nachdruck. Nur das Erworbene freue den Menſchen recht und gedeihe ihm wohl. Die heilige Schrift ſage zwar allerdings, es ſey den Voreltern des Menſchengeſchlechts als ein Fluch auf-

erlegt worden, ihr Brod zu essen im Schweiße ihres Angesichts; aber Gottes Vaterherz habe auch gleich einen Segen in den Fluch gelegt. Und dann setzte er halb scherzend hinzu: Ich möchte fast glauben, der Sündenfall wäre nicht geschehen, hätten die ersten Eltern nicht so reichliche Muße gehabt.

Die Gesinnungen, mit denen mein Vater sein Amt verwaltete, das ihn auf die Weise, wie er es trieb, oft ganze Tage rastlos beschäftigte, hatten ihn bey den Unbemittelten und den Kindern des Unglücks in großes Ansehen gebracht. Unser Haus war daher gewiß eines der besuchtesten in der Stadt, aber leider waren es auch die trübseligsten Gestalten, die darin ein und ausgingen. Bey Hofe hieß deshalb mein Vater der König der Bettler oder der Bettlerkönig, und sein Haus Hôtel des Gueux; in der Stadt aber, vornemlich unter den Dürftigen, hieß er der Ar-

menvater; und er gab sich mehr Mühe, diesen Titel mit Recht zu führen, als mancher Vater des Vaterlandes, der auch diesen Titel nur als ein Erbtheil empfangen hat. Ich kann mit Wahrheit sagen, daß die Meisten, die mit Thränen des Jammers zu ihm kamen, ihn mit Thränen der Freude verließen. Denn das, was den Meisten gebrach, die Hoffnung eines rechtlichen Zustandes durch ehrlichen und regelmäßigen Erwerb, das wußte ihnen mein Vater wieder zu geben. Alle Quellen des Erwerbs in der Stadt und der Gegend waren ihm bekannt; es wurde ihm also nicht schwer, jedem den Weg bestimmt anzuzeigen, den er zu gehen habe; und, da seine Empfehlungen bey der ganzen erwerbenden Classe von großem Gewicht waren, einem jeden die angemessensten Beschäftigungen zuzuweisen.

Daß dieses Geschäfte nicht leicht, daß es mit großen Beschwerden verbunden war,

oft Unannehmlichkeiten mannichfaltiger Art nach sich zog, auch bisweilen mit Undank belohnt wurde; das wird niemanden wundern, der das menschliche Leben kennt. Mein Vater ertrug Alles mit Geduld, und überwand die Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten, durch die Kraft seines heitern Geistes. Nur da verlor er bisweilen das Gleichgewicht, wo er Mißbrauch der Gewalt, Willkür und Selbstsucht auf seinem Wege fand, die den Armen, der neben dem Glücklichen nur ungestört zu athmen begehrt, höhnend zu Boden tritt, göttliche und menschliche Rechte spottet, mit fremder Ehre wie mit Marken spielt, dem Armen das einzige Schaaf, dem Vater die Tochter und der Unschuld ihre Kronen raubt — und es bedurfte dann der ganzen Stärke seines Characters, um, im Gefühle der Ohnmacht gegen die mächtigen Dränger, nicht das ganze harmvolle Geschäft von sich zu werfen, und dem Ge-

lübde treu zu bleiben, daß er sich als Jüngling geschworen hatte.

Einige Fälle dieser Art sind mir noch gegenwärtig, und ich will Einen derselben hier erzählen, weil er die Handlungsweise meines Vaters kenntlich macht. Eines Tages — es war ein stürmischer Wintertag — kam ein armes, schüchternes Weib, das sich nur mit Mühe auf den Füßen hielt, in unser Haus. Ihre Kleidung war armselig, doch reinlich; auf dem Arme trug sie ein Kind, das, kaum zur Nothdurft bedeckt, vor Kälte zitterte. Ein Bild des Elendes und Jammers stützte es sein welkes Köpfchen an die Wange der Mutter, die nur an dieser Stelle ein wenig erröthete. Eine tödtliche Bläße lag auf dem übrigen Gesichte, dessen zierliche Bildung noch Reste von Schönheit zeigte. Schüchtern sahen ihre großen schwarzen Augen unter den langen Wimpern hervor, und es dauerte einige Zeit, ehe von ihren blassen Lippen

Worte kamen. Ihr ganzes Ansehen sprach ohnedem für sie. Sie war eben von einer langwierigen Krankheit erstanden; ihre arme Hauswirthin hatte das letzte Brod mit ihr getheilt; jetzt vermocht' es auch diese nicht mehr. Sie wünschte Arbeit, und für den Augenblick nur so viel Hülfe, um nicht mit ihrem schuldlosen Kinde zu verhungern. Häufige Thränen drängten sich durch ihre Rede, die, so wie ihr ganzes Wesen, eine Bildung zeigte, die mit ihrem jetzigen Zustande im herbsten Gegensatz war. Nur leise sprach sie ihre Wünsche aus; beschämt bat sie, nur für ihr Kind, nicht für sich. — Es war wohl das Erstemal, daß sie einem Fremden ihr Unglück klagte.

Alles das flößte uns die lebhafteste Theilnahme ein. Meine Mutter suchte für das halb nackte Kind eine passende Bekleidung; einige leichte Nahrung fand sich auch; dem Bedürfnisse für die nächsten Tage half mein Vater ab. Das arme Weib wußte

nicht, wie es seine Dankbarkeit ausdrücken sollte. Aber die Thränen ihrer Rührung flossen von ihren bleichen Wangen auf das Kind, das matt an ihr herauf sah, und mit der Hand nach dem Kinn der Mutter reichte, als ob es sie trösten wollte.

Nach Verlauf einiger Tage kam sie wieder auf Verlangen meines Vaters, welcher indeß Erkundigungen eingezogen, und ihr eine Gelegenheit zu Arbeiten ausgemacht hatte. Ihre Kräfte hatten ein wenig zugenommen; aber was auch meine Mutter thun mochte, ihr Muth einzusprechen und ihre Hoffnung zu wecken, sie nahm es dankbar an, aber in ihr Inneres schien es nicht einzudringen. Erst nach einem längern Verkehr und wiederholten Besuchen weckte die Theilnahme, die sie erfuhr, ihr Vertrauen, und sie theilte uns ihre Leidensgeschichte ohngefähr in folgenden Worten mit:

„Ich bin seit meinem vierzehnten Jahre

eine Vater- und Mutterlose Waise. Da ich früh zur Arbeit angehalten worden war, wurde es mir nicht schwer, mich zu nähren; und die Zinsen eines kleinen Erbtheils reichten etwa für die Hausmiethe hin. Mein Leben war ruhig und eingezogen. Ich mochte ohngefähr sechzehn Jahre alt seyn, als ich mich mit dem Sohne eines Nachbars versprach, der ein Tischler war, und nur die Zeit der Meisterschaft erwartete, um mich zu heirathen. Ich hatte keine große Neigung zu ihm," setzte sie hinzu, „aber da er ein sehr rechtschaffener Mensch war, und mir mit den größten Eiden betheuerte, er könne nicht glücklich seyn ohne mich, so versprach ich ihm meine Hand, in der Hoffnung, daß die Liebe dann auch nachkommen würde."

„Unterdessen," fuhr sie fort, „zog ein junger Officier in das Haus, in welchem ich bey einer alten Muhme wohnte. Da ich selten ausging, verstrich eine geraume

Zeit, ehe wir uns ſahen, und ich hätte kaum etwas von ſeinem Daſeyn gewußt, wenn nicht meine Muhme, die ihm einige Dienſte erzeigte, oft mit bewundernder Redſeligkeit das Lob des jungen, ſchönen Grafen geprieſen hätte. Sie mochte ihm auch zu meinem Unglück von mir erzählt haben. Eines Abends, als ich noch ſpät bey der Lampe ſaß, um eine dringende Arbeit zu endigen, und meine Muhme ſich ſchon zur Ruh begeben hatte, klopfte etwas leiſe an meine Thür, und ich hatte noch nicht Zeit gehabt aufzuſtehen, als der Graf hereintrat, und um die Erlaubniß bat, ſein Licht bey mir anzuſtecken. Ich war ſo beſtürzt über dieſe Erſcheinung, daß ich kein Wort erwiedern konnte. Ich nahm ihm das Licht aus der Hand, zündet' es an und gab es ihm zurück. Er ſah mich unterdeſſen mit einiger Aufmerkſamkeit an, fragte nach meiner Arbeit, bewunderte ſie, und wußte ſo geſchickt eine Rede an die andre zu knü-

pfen, daß er wohl eine Viertelſtunde bey mir geweſen ſeyn mochte, ehe er Abſchied nahm.“

„Das Benehmen und die ſcheinbare Sittſamkeit dieſes Mannes gefiel mir faſt noch mehr als ſeine Geſtalt; und ich geſtehe, daß ich den Reſt der Nacht immer an dieſen Beſuch dachte, der mir übrigens ganz abſichtslos ſchien. Auch verſtrichen mehrere Tage, ohne daß ich wieder etwas von ihm hörte; und wollte Gott, ich hätte ihn nie wieder geſehen, und nie wieder ſeine Stimme gehört! Nach acht Tagen ohngefähr ſchickte er mir durch meine Muhme einige Näharbeit; kam dann ſelbſt, um darnach zu fragen, oder dieſe und jene Aenderung daran zu beſtellen; und bald waren ſeine Beſuche ſo regelmäßig, daß wir uns wunderten, wenn er einmal einen Tag überging. Sein beſcheidenes Betragen blieb ſich gleich. Da er gereiſt war und mehrere Feldzüge gemacht hatte, ſo war ſein Ge

ſpräch unterhaltend und angenehm; vor allen aber verſtand er die Kunſt zu ſchmeicheln, und den Schein des gutmüthigſten Wohlwollens anzunehmen, ſo daß, wenn er mich auch bisweilen bey der Hand nahm, dieß nur der natürliche Ausdruck ſeiner Gutmüthigkeit zu ſeyn ſchien. So mochte wohl ein Monat verſtrichen ſeyn, als er eines Tages — es war im Anfang des Mai — die Bemerkung hinwarf, daß ich ein gar zu trauriges und freudenloſes Leben führte. Ich ſey zu jung, um mich ſo lebendig zu begraben, und es gehe ihm an das Herz, wenn er mich immer und immer arbeiten, und nicht einmal des Sonntags feyern ſähe. Dann machte er die reizendſten Beſchreibungen von einigen Vergnügungsorten in der Nähe, nannte mehrere Mädchen meines Alters, die ſie beſuchten, und ſchloß endlich mit dem Vorſchlage, mich den nächſten Sonntag an einen dieſer Orte zu führen. Ich lächelte

dazu; und da er eine Antwort verlangte, wich ich erſt aus, und ſchlug es dann ganz ab, obgleich mit ſchwerem Herzen; denn ich hätte gern einmal ein ſolches Vergnügen gehabt. Als er weggegangen war, und ich wieder an ſeinen Vorſchlag dachte, kam mir meine Lebensart viel trauriger vor als jetzt ich fühlte ein tiefes Mitleiden mit mir ſelbſt, und fing endlich zu weinen an. Meine Muhme bemerkte es, und auf ihr Fragen geſtand ich ihr meine Schwachheit. Dieß war der erſte Schritt, den ich zu meinem Verderben that. Meine Muhme, die von dem Grafen ganz bezaubert war, ſchalt mich aus, daß ich ſo albern geweſen, ſein Anerbieten nicht gleich anzunehmen; und es lag nicht an ihr, daß die Unterhandlungen nicht ſogleich wieder durch ſie angeknüpft wurden. Ich verbot ihr dieß ernſtlich, war aber doch ſchwach genug, ihr zu verſprechen, wenn er die Einladung wiederholte, ſie nicht zurückzuweiſen.“

„Zwey Tage lang blieb der Graf aus, und ich fürchtete schon ihn durch meine Weigerung beleidigt zu haben. Es mochte dieß auch wohl seine Meinung seyn. Den dritten Tag kam er wieder, sprach aber nur wenig und minder zutraulich, und von dem Vorschlage war die ganze Woche die Rede nicht mehr. Als aber der Sonnabend kam, fragte er mich, was ich bey dem schönen Wetter morgen thun würde? — Ich werde in die Kirche gehen, antwortete ich mit einem unterdrückten Seufzer. — Und dann? — Dann, sagte ich erröthend, werde ich an den Manschetten fortnähen, die ich hier in der Arbeit habe."

„Die Manschetten waren die Seinigen. — Nimmermehr, sagte er mit Heftigkeit, nimmermehr werde ich zugeben, daß Sie einen so herrlichen Tag, als der morgende zu werden verspricht, mit einer Arbeit für mich verderben. Nimmermehr. Gönnen Sie sich wenigstens morgen eine Erholung, und

erlauben mir, Sie an einen Ort zu begleiten, der Sie entzücken wird. — Er nannte hier einen Lustort in der Nähe des Waldes, einen der entlegensten und der am wenigsten besucht war — und schilderte die Reize der Gegend, die entzückenden Anlagen, die Pracht der Baumblüthe, mit den lebhaftesten Farben. Und da ich unentschlossen schwieg — ach hätte ich doch der innern Warnung gefolgt! — faßte er mich an beyden Händen, sah mir bittend in die Augen, und wiederholte mit steigender Dringlichkeit: O gönnen Sie mir diese Freude — schlagen Sie mir diese einzige, unschuldige Bitte nicht wieder aus Eigensinn ab."

„Ach ich war nur allzu geneigt sie zu erfüllen, und dieser unglückliche Augenblick von Schwachheit entschied mein Unglück. Mit Bangigkeit und Freude sagte ich Ja, wenn es die Muhme wollte. Diese, die nicht geglaubt hatte, daß auch auf sie gerechnet sey, willigte mit freudiger Ueber-

raſchung ein, wenn der Herr Graf es erlaubte. Dieſer mußte wohl, vielleicht gegen ſeinen Willen; denn gegen mich hatte er der Muhme nicht erwähnt. Alles wurde nun verabredet. Der Wagen ſollte uns vor dem Thore aufnehmen; er wollte vorausreiten und wie von Ohngefähr mit uns zuſammentreffen. Er konnte nicht müde werden, mir ſeine Freude auszudrücken, und was er ſich für einen herrlichen Tag verſpreche. Beym Abſchied wollte er mich in ſeinem Freudenrauſche küſſen; ich wehrte ihn ab, und er drang nicht weiter in mich."

„Als er ſich wegbegeben hatte, war meine Muhme unerſchöpflich in dem Ruhme unſeres Freundes — ſo nannte er ſich jetzt — und die Erwartung des frohen Tages, dem wir entgegenſahen, ließ uns nur wenig ſchlafen. Recht froh war ich aber doch nicht; ja, es war mir, als ob ich etwas Unrechtes thäte. Auch dachte ich in dieſer Nacht, was lange nicht geſchehen

war, an meinen abwesenden Verlobten. Wenn der eben morgen zurückkäme, dachte ich, und dich nicht zu Hause fände, und erführe — Dieser Gedanke ängstigte mich. Gern hätte ich die Sache rückgängig gehabt; aber ich schämte mich meiner Verzagtheit; und als der Morgen nahte, und der Himmel klar und wolkenlos zu meinem Kammerfenster herein schien, zog meine Unruhe und Bangigkeit mit dem Schatten der Nacht ab. Ich stand früher auf, als nöthig war: schmückte mich so sorgfältig, als ich konnte, und war eben fertig, als der Graf anklopfte, mir einen guten Morgen zu wünschen, und die Zeit noch Einmal anzuzeigen, wo Er und der Wagen uns vor dem Thore erwartete."

„Einige Stunden nachher saßen wir in dem Wagen, und hatten den Grafen bald eingeholt. Er ritt ein schönes und muthiges Pferd, das er mit gutem Anstand und vollkommener Sicherheit lenkte; er kam

mir jetzt, wo er neben dem Wagen herritt, und mich unterhielt, noch schöner vor und sein Gespräch noch anmuthiger als sonst. Ich war voll Eitelkeit in einem schönen Wagen zu sitzen und einen Cavalier zur Seite zu haben, der mir auf die angenehmste Weise schmeichelte, meinen geschmackvollen Anzug lobte, und mir auf mehr als eine Art sagte, daß ich nie schöner gewesen sey. Auch die Schönheit des Tages und die Gegend, durch welche wir fuhren, wirkte wunderbar auf mein Gemüth. Ich war wie berauscht und glaubte glücklich zu seyn. In der Nähe des Wirthshauses verließ uns unser Begleiter, um voraus zu eilen, und uns, als ob es von Ohngefähr geschähe, an der Thür zu empfangen."

„Das Wirthshaus lag mitten im Wald. Es war noch einige Gesellschaft aus der Stadt da, von der ich niemanden kannte; aber der Graf kannte Alle, und es machte

mir keine geringe Angſt, als ihn einige junge Leute bey Seite zogen, heimlich mit ihm flüſterten und lachten; ich glaubte, daß die Rede von mir ſey. Er entzog mich indeß dieſer Verlegenheit bald. Wir verließen das Haus, um uns im Walde in einer Laube einzurichten, von wo aus die Gegend umher wie ein Garten erſchien. Hier brachten wir den größten Theil des Tages zu, aßen und tranken, und freuten uns der Muſik, die ſich hin und wieder nah und fern aus den Gebüſchen hören ließ. Ich hatte nie einen ſo glücklichen Tag gehabt. Der Graf verſicherte das Nemliche. Er war ſo verbindlich, wie ich ihn noch nie geſehen hatte; jeden Wunſch ſchien er in meinen Augen zu leſen, und je inniger meine Freude wurde, deſto lauter und lebhafter wurde die ſeinige."

„Ach das waren die letzten frohen Stunden meines Lebens," fuhr das arme Weib fort, und ein Strom von Thränen

quoll aus ihren Augen. Sie schluchzte heftig und mit empor gewendeten Blicken sagte sie endlich: „O Gott, wie können Menschen solche Teufel seyn!“

Nach einer kurzen Pause setzte sie ihre Erzählung fort: „Als der Tag sich zu neigen begann, und rings umher Wolken aufzogen, die ein Ungewitter drohten, erinnerte ich, daß es nun wohl Zeit seyn möchte aufzubrechen. Der Graf schien es zufrieden, und ging selbst in den Gasthof, um die nöthigen Anstalten zu treffen; kehrte aber bald mit verdrüßlichem Gesichte und mit der Nachricht zurück, es sey etwas an unserm Wagen beschädigt; der Schmidt sey mit Wiederherstellung beschäftigt; er hoffe, daß es nicht lange dauern solle. Wir möchten indeß, da das Wetter allerdings bedenklich würde, und der Wind sich erhübe, in das Haus zurückkehren. Hier war es ganz still geworden. Sämmtliche Gäste waren aufgebrochen, und da ich immer

ängſtlicher auf das Wegfahren drang, meldete der Wirth, die fehlende Schraube könne unter zwey Stunden nicht wiederhergeſtellt werden. Der Graf ſtampfte mit dem Fuße, und ſchien höchſt verdrüßlich, weil er zu Abend in der Stadt verſagt ſey. Ich bat ihn voraus zu reiten; aber er ſchwur, er werde uns auf keine Weiſe allein fahren laſſen. Zugleich befahl er dem Wirth, uns ein beſonderes Zimmer zu geben, ein Abendeſſen zu bringen und Punſch.“

„Alles wurde mit Schnelligkeit erfüllt; denn ach! alle dieſe Einrichtungen waren, wie ich nicht zweifeln kann, früher getroffen, Alles berechnet und die Beſchädigung des Wagens ein leeres Vorgeben. Auch kehrte die Heiterkeit des Grafen gleich wieder zurück, als wir um die rauchende Schale ſaßen. Er ſchenkte fleißig ein; meiner Muhme am meiſten, die durch die Luft und die Gänge ermüdet, ſehr bald die Wirkung des ungewohnten Getränkes ſpürte,

und in einen tiefen Schlaf fiel. Schon lange hatte es von fern geblitzt; das Gewitter zog immer näher heran, meine Angst war unbeschreiblich, und beschleunigte den Rausch. Da die Fenster unsers Zimmers nicht verdunkelt werden konnten, und die Blitze mich ängstigten, zog mich der Graf in ein anstoßendes dunkles Cabinet auf den Sopha, und ließ mich, die vor Furcht zitterte, nicht aus den Armen. Die Bewegung des Gemüths, in der ich den ganzen Tag gewesen war, und das stürmische Getränk, das der Graf mir aufgedrungen hatte, begünstigte seinen schändlichen Plan. Ach ich war von allem Mißtrauen so frey! Ich fiel, und als ich aus dem Taumel erwachte, und ihn von mir stieß und weinte und rufte, verschloß er mir den Mund durch wilde Küsse, und hielt mich so fest, daß ich ihm nicht entschlüpfen konnte. Er wiederholte mir tausendmal mit den heiligsten Schwüren, daß ich ihn zu den glücklichsten

Menschen gemacht; er werde nie aufhören mich zu lieben, und nie mich verlassen."

„Das Gewitter war indeß vorübergegangen, der Wagen angespannt. Meine Muhme wurde schlaftrunken hineingehoben, und auch der Graf setzte sich mit ein', und empfahl sein Pferd dem Wirthe. Ich weinte den ganzen Weg über, und die Schmeichelworte, die mein Begleiter mir zuflüsterte, vermehrten meine Thränen noch. Ich verabscheute seine That, und doch konnt' ich ihn nicht hassen; ich verabscheute mich mehr als ihn und haßte mich selbst."

„So kamen wir an. Neben mir sitzend hatte er oft versucht mich zu küssen; ich wich ihm aus; beym Aussteigen umarmte er mich. Ich wehrte ihn nicht ab, aber seinen Kuß erwiedern konnt' ich nicht. Der Schlaf floh mich in dieser Nacht — und ach wie viele schlaflose Nächte sind dieser gefolgt! — Der nächste Tag war trübe; ich konnte nicht aufhören zu weinen, und

mußte doch meine Thränen verbergen. Der Kopf ſchmerzte mich heftig. Meine Muhme aber konnte nicht müde werden, die Freuden des vorigen Tages zuſammenzuzählen, und die Herablaſſung des Grafen zu rühmen, der jetzt noch mehr als vorher ihr Abgott geworden war. Jedes ihrer Worte ſchnitt tief in mein Herz. Gegen Mittag kam der Graf ſelbſt, ſich nach meinem Befinden zu erkundigen, und ſchien nicht wenig verwundert, mich mit geſchwollenen Augen und ſo wortkarg zu ſehen. Er wußte meine Muhme zu entfernen, und drang dann mit den zärtlichſten Worten in mich, ihm die Urſache meines Kummers zu entdecken, und mein Herz in das ſeinige auszuſchütten. Dieſe Aeußerungen empörten mich, und da ich nicht antwortete, wollte er mich in die Arme nehmen und durch Küſſe verſöhnen. Ich ſtieß ihn mit Unwillen von mir. Gehen Sie, ſagte ich; Sie haben mich zu Grunde gerichtet. Möcht' ich Sie nie wie-

der sehen, und möcht' ich Ihr Andenken und die Erinnerung des gestrigen Tages ewig in meinem Gedächtnisse austilgen können."

„Ich will nicht wiederholen, was er Alles sagte, um meinen Zorn zu besänftigen. Diese Sprache kostete ihm wenig, aber sie half ihm nichts. Da er bey den nächsten Besuchen sah, daß ich immer des nemlichen Sinnes blieb, und mein Unwille sich eher vermehrte als minderte, kam er nur selten noch; dann immer seltner; blieb dann ganz aus, und bezog endlich eine andre Wohnung in dem entgegengesetzten Theile der Stadt. Meine Muhme, die sich in das Alles nicht finden konnte, trauerte über dieses Ereigniß; mir aber war es, als ob ich erst jetzt wieder freyer athmen könnte, da ich meinen Verführer nicht mehr in meiner Nähe wußte."

„Einige Monate verstrichen, ohne daß sich mein Trübsinn minderte; aber jetzt ward

ich eine Veränderung in meinem Zustande gewahr, die ich für den Vorboten meiner Schande halten mußte. Ich wollte noch zweifeln; aber dieser Trost mußte nur allzubald der Ueberzeugung weichen. Mein Jammer war grenzenlos, und ich hatte niemanden, dem ich mein Elend hätte vertrauen können. Denn eben um diese Zeit erkrankte meine Muhme und starb, und so sehr mich ihr Todt schmerzte, weiß ich doch nicht, ob ich nicht einen Trost in dem Gedanken fand, daß sie doch mit dem Glauben an meine Unschuld gestorben sey."

„Ich ging jetzt nicht mehr aus, sondern härmte mich im Stillen für mich. Jeder Tag, jede Woche, die zu Ende ging, schien mich näher zu dem Abgrunde hinzustoßen, den ich vor mir geöffnet sah. Von dem Grafen hörte ich nichts mehr. Nach ihm fragen hätte ich nicht können — um Alles in der Welt willen nicht. War es mir doch so, als ob Alle, die wegen Arbeit

zu mir kamen, meinen Fall wissen müßten und mich verachteten; und diese Verachtung, die ich bey andern voraussetzte, und gegen mich selbst kehrte, war von meinen Leiden das schrecklichste."

„Die Zeit meiner Entbindung rückte jetzt heran; ich konnte nicht umhin, dem Stadtrichter meinen Zustand anzuzeigen. Ich wählte die Zeit der Dämmerung; aber es war mir, als ob jedermann sähe, wohin ich ginge und weshalb. Da ich dem Stadtrichter mein Unglück stammelnd und weinend anzeigte, sah er mich befremdet an, und als ich ihm den Namen des Verführers nannte, sagte er kopfschüttelnd vor sich hin: Schon wieder der? und dann zu mir: Geh, mein Kind, du bist in schlimme Hände gefallen."

„Diese wenigen Worte lehrten mich viel; und wie Vieles erfuhr ich nun jetzt, nachdem meine Schande bekannt worden war! Jedermann wußte etwas zu erzählen, und

ich hört mit Entsetzen, daß ich nicht das erste und nicht das einzige Opfer seiner Nichtswürdigkeit war."

„Um diese Zeit kam mein Verlobter von seiner Wanderung zurück. Seine erste Frage war nach mir, und das Erste, was er erfuhr, mein Unglück. Die Freude war ihm geraubt, und da er mich nun nicht heirathen konnte, wollte er mich auch nicht wiedersehen. Er verschwand eines Tages, und ließ seiner alten Mutter sagen, er habe es nicht aushalten können, und sey wieder in die Welt gegangen. So war auch dieses treue Herz durch mich tödtlich verwundet. Die alte Mutter aber erkrankte kurz darauf, und starb, wie man glaubte, aus Gram und Sehnsucht nach ihrem einzigen Sohne, der nun in ihrer letzten Stunde fern von der Heimath die Ruhe suchte, die ich ihm durch die sträflichste Unbesonnenheit entrissen hatte."

„Mich erhielt der Himmel, wahrschein-

lich zur Strafe für mein Vergehen. Dieſes Kind kam zur Welt, um meine Schande, vielleicht auch mein Unglück zu erben. Denn wer wird ſich ſeiner erbarmen, da ſein Vater es verſtößt, und ſeine Mutter ihm nichts hinterläßt, als ein geſchändetes Andenken? — Meine Wochen dauerten lange, und als ich das Bett wieder verlaſſen konnte, entdeckte ich, daß meine Wärterin mit dem größten Theile meiner Kleidungsſtücke und Wäſche verſchwunden war. Meine kleine Baarſchaft war aufgezehrt, und da ich nicht hatte arbeiten können, hatten mich meine Kunden verlaſſen und ſich an Andre gewendet. Ich mußte alſo meine Wohnung verlaſſen, und mich glücklich ſchätzen, in dem ſtrengen Winter in einem armſeligen Hinterſtübchen ein Unterkommen zu finden, in welchem ſich eine arme, aber rechtſchaffene Wittwe mit Spinnen nährte. Da ich aber auch den geringen Aufwand des armſeligſten Lebens nicht zu beſtreiten vermochte,

und die Nahrung für mein Kind zu verſiegen anfing, drang meine Wirthin in mich, den Grafen zu ſeiner Pflicht anzuhalten. Es dauerte lang, eh' ich dieſen Entſchluß faßte, und nur der Jammer über mein Kind entriß mir die Einwilligung. Ich ſchrieb ihm einige Zeilen und bat um Unterſtützung für ſein Kind. Er gab keine Antwort. Ich wiederholte meine Bitte dringender; denn immer mehr drängte mich die Noth. Er jagte meinen Boten mit ſchmähenden Worten fort. — Ich müßte klagen, hieß es nun. Und auch darin mußte ich, trotz meines innern Widerſtrebens, willigen, um die Schlechtigkeit der Menſchen noch deutlicher und gräßlicher kennen zu lernen."

„Einige Wochen waren verſtrichen, ohne daß ich etwas von dem Erfolge meiner Klage erfahren hatte. Eines Tages, wo ich mit meinem Kinde auf dem Arm ausgegangen war, um Brod zu kaufen, kam

ich, ohne es zu wiſſen, bey dem Hauſe des Ober-Auditeurs vorbey, in welchem die Kriegsgerichte gehalten werden. In dem Augenblick tritt ein Unterofficier aus der Thür, der Schwager meiner Wirthin, dem meine Geſchichte bekannt war, und da er mich erblickte, ſagte er mit zitternden Lippen zu mir: Er hat es abgeſchworen. — Wer? was? frug ich beſtürzt. — Der Graf; Ihr Kind. — Dieſe Worte betäubten mich; ich ließ ſie mir wiederholen und begriff ſie nicht. Da aber der Graf jetzt ſelbſt auf die Straße trat, und frech mit zurückgeworfenem Kopfe nach der andern Seite abging, ergriff mich ein ſolcher Wahnſinn, daß ich mein Kind krampfhaft faßte, um es von der Brücke, auf der ich ſtand, hinabzuſchleudern, und ihm dann ſelbſt zu folgen. Aber Gottes Güte bewahrte mich vor dieſem neuen Verbrechen. Da ich das Kind ſo ergriff, weinte es und ſtreckte ſeine Aermchen flehend nach

mir aus. Da brach mir das Herz, und ich gab Gott die Rache des Böſewichts anheim. Wie ich nach Hauſe gekommen, weiß ich nicht. Aber ich fiel kurz darauf in eine ſchwere Krankheit, in der ich nichts von mir wußte; und nur die Wohlthätigkeit meiner armen Wirthin, die ſelbſt die größte Noth litt, rettete mich. Gott vergelte es ihr! Aber wie glücklich wäre ich geweſen, hätte er mich durch den Todt von allem dieſen Jammer erlöſt, und dieſes arme Kind dazu, das, ſo unſchuldig es ſelbſt iſt, mich doch täglich an meine Schuld, und was mir faſt noch entſetzlicher iſt, an die Verruchtheit ſeines gewiſſenloſen Vaters erinnert.“

So endigte das unglückliche Weib die traurige Geſchichte, die ſie oft durch ihre Thränen unterbrach. Mein Vater, der beym Anfang ihrer Erzählung über ſeinen Rechnungen ſaß, und kaum aufzumerken ſchien, wie er in ſolchen Fällen gewöhnlich

that, ob er schon kein Wort verlor, war, als der entscheidende Augenblick nahte, aufgestanden, und ging mit immer hastigern Schritten auf und ab. Bey den Worten aber: „Er hat es abgeschworen," stand er plötzlich still, wie vom Blitze getroffen; seine Blicke hefteten sich auf die Erzählende; sein Mund war geöffnet, seine Hände bis gegen die Brust erhoben. Dann sanken ihm die Arme langsam wieder, und vor sich hinsehend setzte er sein Wandeln mit gemeßnern Schritten fort. Man sah, daß etwas in ihm vorging und daß er auf Rath sann. Nach einer kurzen Frist, und nachdem er die Arme mit einigen tröstenden und aufrichtenden Worten entlassen hatte, nahm er seinen vorigen Platz wieder ein, und endigte sein Geschäft mit der Ruhe, die er immer hatte, wenn er seines Entschlusses Meister geworden war.

Am folgenden Morgen ging er ziemlich früh aus, um, wie er nachher erzählte,

Nachricht von dem gegenwärtigen Thun und Lassen des Grafen einzuziehen. Außer mehr als Einer Büberey, deren ihm jetzt keine unerwartet war, erfuhr er, daß dieser Unwürdige sich, seit geraumer Zeit um die Hand eines eben so reichen als schönen Mädchens, der Tochter des angesehensten Kaufmanns der Stadt, bewerbe, daß die Mutter diese Bewerbung begünstige, der Vater aber Schwierigkeiten mache, seine Tochter einem verschuldeten und seiner Sitten wegen übel berüchtigten Manne zu geben. Es sey indeß unverkennbar, daß der Graf, seit dem Anfange seiner Bewerbung, den Schein regelmäßigerer Sitten anzunehmen suche; so daß er hier durch und durch die Unterstützung der eiteln Mutter und ihrer Familie, doch wahrscheinlich zu seinem Ziele gelangen werde.

Diese Nachrichten kamen der Absicht meines Vaters zu Statten. Er begab sich sogleich zu dem Grafen und verlangte ge-

meldet zu werden. Der Bediente maß ihn vom Kopfe zu den Füßen, ging zögernd hinein, und kam mit der Antwort zurück, sein Herr sey beschäftigt; er möchte ihm hineinsagen lassen, was er begehre. Es war offenbar, daß er einen mahnenden Gläubiger fürchtete. Mein Vater antwortete, er habe einen Auftrag, der für den Herrn Grafen von Wichtigkeit wäre, und nicht in andre Hände gegeben werden könnte; er bäte also, wenn es irgend möglich wäre, um eine gefällige Audienz.

Auf dieses bescheidne Ersuchen, wurde mein Vater hereingelassen. Der Graf saß auf dem Sopha in bequemer Morgenkleidung, die Beine übereinander geschlagen; seine Hände mit einer goldenen Dose beschäftigt, die er gedankenlos hin und herwarf. Mein Vater begrüßte ihn mit scheinbarer Ehrerbietung; der Gruß wurde nachlässig erwiedert. Ich habe einen Auftrag an Sie, Herr Graf, hub mein Vater an,

der Ihr Herz in Anſpruch nimmt, und da ich nicht zweifeln kann, daß einem Manne von Ihrem Stande jede Gelegenheit zur Großmuth erwünſcht iſt, ſo habe ich kein Bedenken getragen, dieſem Auftrage — was Sie verzeihen werden — eine beſondere Wichtigkeit beyzulegen. — Der Graf runzelte die Stirn, während ſich ſein Mund zu einem ironiſchen Lächeln verzog. — Sie ſind der Kaſtenvorſteher..... (den Namen konnte er nicht finden.) Nur kurz, wenn ich bitten darf; ich bin beſchäftigt, wie ich Ihnen ſchon durch meinen Bedienten habe ſagen laſſen. — So kurz als möglich, erwiederte mein Vater mit einer leiſen Verbeugung; die der Graf mit zurückgeworfenem Kopfe erwiederte. — Eine Unglückliche, welche beſſere Tage geſehen hat, und jetzt im Elende ſchmachtet, ſucht durch mich bey Ihnen, Herr Graf, Hülfe gegen Verzweiflung. Ich hoffe, Ihre Großmuth wird dieſe Bitte nicht zurückweiſen. — Der

Graf griff in die Tasche, zog seinen Beutel zur Hälfte heraus, ließ ihn dann wieder zurücksinken und sagte: Diese Art von Zumuthung kömmt sehr oft an unser einen, und je bereitwilliger man ist zu geben, desto zudringlicher ist die Betteley. Schicken Sie die Person zu mir, für die Sie intercediren, Herr Kastenvorsteher; und wenn sie meine Unterstützung verdient, so will ich sehen, was ich für sie thun kann. Dabey nickte er gnädig mit dem Kopfe und der Hand und wollte so meinen Vater entlassen.

Mein Vater lächelte, während sich sein Herz im Innersten empörte. Meine Bitte, sagte er, geht nicht auf ein einfaches Almosen, das man Einmal für allemal gibt, und dann zugleich mit dem Empfänger vergißt. — Nun auf was denn sonst? fragte der Graf mit verdrüßlichem Ernste, indem ihm die Röthe des Aergers auf die Stirn trat; auf was denn sonst, wenn ich fra-

gen darf? — Die Perſon, für die ich bitte, erwiederte mein Vater, iſt keine gemeine Bettlerin. Sie hat beſſere Tage geſehen. — Von Stand? frug der Graf haſtig. — Nicht was Sie ſo nennen, antwortete mein Vater; aber von einem rechtlichen, braven Stande, die Tochter rechtſchaffener Eltern, ſelbſt rechtſchaffen, fleißig, fromm und von Allen, die ſie kannten, geachtet, bis das Unglück über ſie einbrach. — Der Graf ſah verdrüßlich vor ſich hin und gähnte. Sie haben gehört, daß ich beſchäftigt bin, ſagte er, und machen mir da einen unendlichen panégyrique — eine ewige Lobrede einer..... Mein Vater bat um Nachſicht, und erzählte nun, ohne einen Namen zu nennen, in gedrängteſter Kürze, aber ohne einen weſentlichen Umſtand auszulaſſen, die Geſchichte der Unglücklichen, ihre Verführung, ihren Fall, ihr Elend und die Gewiſſensloſigkeit ihres Verführers, von welchem

er als von einem ihm unbekannten sprach. — So langweilig der, Graf beym Anfange dieser Erzählung vor sich hingesehen hatte, so wurde er doch bald aufmerksam und immer aufmerksamer, und bald gerieth er bey ihrem Fortgange in die peinlichste Verlegenheit. Er wollte lächeln, aber seine Muskeln versagten ihm den Dienst; er öffnete und schloß die goldene Dose unzähligemal, drückte sie krampfhaft zwischen den Händen, und seine Füße, mit denen er anfänglich gespielt hatte, schienen erstarrt. — Er suchte sich aber zu fassen, stand auf, und sagte, nach dem Fenster gewendet, als ob auf der Straße etwas seine Aufmerksamkeit erregte, mit angenommener Gleichgültigkeit: Die Person ist zu beklagen; aber was kann ich für sie thun? — Und dann sich umkehrend und fester auftretend: Mit einem einfachen Almosen sind Sie nicht zufrieden, sagen Sie? — Dieses würde die Unglückliche nur demüthigen, ohne ihr

zu helfen. Sie bedarf und verdient eine regelmäßige Unterſtützung; und ich zweifle keinen Augenblick, daß Sie ihr dieſe gewähren, da Sie von ihrem Schickſal ſo ergriffen ſcheinen. Dieſe Theilnahme würde ſich ohne Zweifel noch erhöhen, wenn ich Ihnen den Namen der ſo ſchändlich Verführten und Verlaſſenen nennen wollte. — Der Graf ſtand auf Kohlen. — Sie behauptet, von Ihnen gekannt zu ſeyn, mit Ihnen in Einem Hauſe gewohnt, für Sie gearbeitet, öfters mit Ihnen geſprochen zu haben. — Wohl möglich, ſagte der Graf und wollte gleichgültig ſcheinen, aber ſeine Lippen zitterten. Mein Vater blickte ihn mit unverwandten Augen an; er konnte nicht zur Faſſung kommen. Sein Zuſtand war über allen Ausdruck peinlich. Endigen wir, ſagte er zuletzt. Ich habe Ihnen ſchon geſagt... In der That, es iſt ſonderbar, daß Sie ſich.... Er konnte keinen Satz ausſprechen. Die Augen meines

Waters blitzten ihn noch heftiger an, aber seine Stimme war ruhig und fest. Eine Unglückliche, sagte er, die es durch fremde Nichtswürdigkeit ist, ein Kind, das nur die Schuld seines gewissenlosen Vaters trägt, dem Elende, vielleicht dem Verbrechen zu entreißen, Herr Graf, ist Pflicht eines jeden Menschen; mehr vielleicht noch Pflicht eines Mannes von angesehenem Namen, und — eines Bekannten, Herr Graf, eines Bekannten. — Der Graf griff wieder in die Tasche. Kein Almosen, Herr Graf, sagte mein Vater mit noch größerem Nachdrucke als vorher. Kein Almosen; ich wiederhole es. Wollen Sie nicht in einen Gehalt willigen, auf den die Person, als ihre ehemalige Freundin, Ansprüche zu machen glaubt, so habe ich Ihnen nichts weiter zu sagen. Ich habe noch Freunde, die sich der Unglücklichen annehmen. Der Kaufmann ... (er nannte den Namen des Mannes, um dessen Tochter

der Graf ſich bemühte) iſt mein Freund, und ein Freund der Armen; er wird mir, ich weiß es gewiß, meine Bitte nicht abſchlagen, wenn ich ihm die Geſchichte der Unglücklichen ſo erzähle, wie ich ſie Ihnen erzählt habe. — Bey dieſen Worten machte er Miene wegzugehen. Der Graf ſchien beſtürzt; allen ſeinen Planen, ſeinen Hoffnungen drohte der Untergang, wenn mein Vater ſeinen Vorſatz ausführte. Er faßte ſich alſo und ſagte: Wenn es eine großmüthige Handlung gilt, ſoll man nicht ſagen, daß ich mich von irgend einem Menſchen übertreffen laſſe. Sie haben nicht nöthig, die Gefälligkeit andrer in Anſpruch zu nehmen. Ich bewillige einen Jahrgehalt, der mit Ablauf dieſes Vierteljahrs ſeinen Anfang nehmen ſoll. — So glaubte er für's Erſte die Sache von ſich weg zu ſchieben. Mein Vater war auch darauf gefaßt. Er ließ ihn nicht loß; und nach einem langen niedrigen Feilſchen um die

Gröſſe der Summe und die Dauer der Verpflichtung, unterſchrieb endlich der Graf ein Verſprechen, das mein Vater auf der Stelle ſelbſt entwarf, und durch eine genügende Anweiſung ſichern mußte.

Der dringenden Noth war nun freylich abgeholfen; aber die Unglückliche hatte das Maaß ihres Elendes noch nicht erfüllt. Das Gefühl ihrer Schande laſtete unaufhörlich auf ihr; ſie konnte die frühere heitre Zeit ihrer Unſchuld nicht vergeſſen; ſie warf ſich das Unglück ihres Verlobten und den Tod ſeiner Mutter vor; ſo verlor ſie Ruhe und Schlaf, und fiel endlich in Wahnſinn. In ihrer Verwirrung klagte ſie ſich des Kindermordes an, und jammerte, daß ſie nun zur Schande ihrer Eltern auf dem Rabenſteine ſterben müſſe; und wenn man ihr dann, um ſie zu beruhigen, das Kind zeigte, ſagte ſie, das ſey der Engel ihres Kindes, der ſie zu ſich rufe; ſie wollte ihm auch gern folgen, aber

die drey ſchwarzen Finger des Grafen, mit denen er den Meineid geſchworen, hinderten ſie daran. Nachdem ſie ſich ein Jahr lang ſo gequält und abgezehrt hatte, kam ſie plötzlich wieder zu Verſtand, verlangte nach ihrem Kinde, weinte und betete über ihm, und ließ meinen Vater zu ſich bitten. Dieſem empfahl ſie den Knaben, dankte ihm für all das Gute, was er ihr erwieſen, und ſagte ihren Todt voraus. Sie ſtarb zur beſtimmten Stunde. Für ihren Knaben wurde geſorgt. Durch eine wunderbare Fügung des Himmels kam er als Tiſchlergeſell zu dem Verlobten ſeiner Mutter, der, ſeiner erſten Liebe getreu im eheloſen Stande geblieben war, und nun den Sohn der Geliebten, ihr Ebenbild, an Kindesſtatt zu ſich nahm. Er iſt ein tüchtiger Handwerker geworden, und ein rechtſchaffener Hausvater.

Was den Grafen betrifft, ſo wurde ihm die reiche Braut, auf die er und ſeine

Gläubiger gehofft hatten, nicht zu Theil. Um sich zu trösten, oder um sich den Augen der Leute zu entziehen, entfernte er sich auf einige Zeit, und kehrte mit einer Frau gleichen Standes zurück, die ihn in ihre Netze gelockt hatte. Sie hatten sich beyde für reich gehalten, und sahen jetzt zu spät, daß sie beyde betrogen waren. Nun gesellten sich zu der alten Hoffarth Armuth und Zwietracht; und da auch der Schein nicht mehr zu retten war, ergab er sich dem Trunke, und sie lief mit einem Schauspieler davon. Noch jetzt sieht man ihn bisweilen durch die Straßen wanken, wenn ihn ein sonniger Tag aus dem düstern Hinterstübchen lockt, in welchem er gewöhnlich sein dürftiges Alter verbirgt, und das kümmerliche Almosen, das ihm einige vornehme Familien abreichen, verzehrt.

* * *

Es fehlte nicht an Leuten, die meinen Vater tadelten, wenn sie sahen, daß er

ſich ſo für Andere abmühte, um Andrer willen ſich Feindſchaften zuzog, und oft ſelbſt bey denen, für die er arbeitete, wenig Dank fand. Dann pflegte er zu ſagen, er habe als Kind aus dem Munde ſeiner Mutter eine Geſchichte gehört, die ſie die Geſchichte vom Himmel und der Erde nannte, und die ihm immer in die Gedanken komme, wenn er manchmal Luſt fühle, im Unmuthe auf ſolchen Rath zu hören. Vor alter Zeit, hatte ſie geſagt, lebte ein Weib, das war ſo glücklich mit ſeinem Manne, als ob es im Himmel wäre. Sie hatte keinen Wunſch als für ihn, und ſeine Liebe gewährte ihr Alles, was ſein Herz begehrte. Sie begehrte aber nichts, als was gut war, und ihrem Manne auch Freude machte. Das ungetrübte Glück dieſer Eheleute erregte den Neid eines böſen Nachbars; und durch ſeine Veranſtaltung wurde die Frau einſt von Räubern weggefangen, an eine einſame Inſel gebracht

und daselbst ausgesetzt. Da war nun das arme Weib in seinem Elende allein; und voll der Sehnsucht nach der Heimath und dem verlassenen Gatten, saß sie den langen Tag auf einem Felsen am Ufer, und sah in das Meer nach der Gegend hin, wo ihr Land laß, und fragte nicht nach Speis und Trank; denn ihre Sehnsucht war ihre Nahrung. Aber aus dem nackten Felsen schossen Zweige auf, und wölbten sich über ihrem Haupte, und bedeckten sich mit Blüthen und köstlichen Früchten, und ein silberheller Quell sprudelte neben ihr aus dem Gestein, und rollte murmelnd und schäumend an ihren Füßen hin in das Meer. Wie sie nun so auf dem Felsen saß, kam ein Schiffbrüchiger angeschwommen, der matt und dem Tode nah noch mit den Wellen kämpfte; den zog sie an's Land, trocknete und erquickte ihn, und gab ihm von ihren besten Früchten; dann kam noch Einer und wieder Einer, und immer so fort, und sie zog

Alle an's Ufer und hatte viele Mühe. Alle aber verließen ſie, und ſuchten ſich ein beſſeres Unterkommen, und die wenigſten dankten ihr; ja einige ſchalten ſie ſogar, daß ſie ihnen beym Herausziehen wehe gethan. Sie aber raſtete darum doch nicht, ſondern rettete immer fort; denn es war ihr, als müßte ſie es thun, wenn ſie wieder in ihre Heimath kommen wollte. Nachdem ſie das nun viele Tage und Nächte gethan hatte, ſchlief ſie eines Abends ein; und als ſie wieder erwachte, ſchwamm ſie in einem Nachen auf dem ſpiegelglatten Meere, und der Himmel wölbte ſich über ihr mit unzähligen Sternen, und unzählige Sterne glänzten ihr aus der Tiefe entgegen, und der Nachen eilte immer fort, und ließ eine lange ſilberne Furche hinter ſich. Jetzt brach der Morgen an, und vom Glanze des Frühroths vergoldet, lag ein bekanntes Ufer vor ihr, und nahm ſie auf. Es war dieß das Ufer ihrer Heimath, nach

dem sie sich so lange gesehnt hatte, und auch der geliebte Gatte war wieder da; und es war Alles wieder wie ehedem voll Zufriedenheit und Freude, nur das der böse Nachbar seitdem gestorben war. — Wenn ich nun so das Leben betrachte, fuhr mein Vater fort, so kömmt mir die Erde wie jenes Eiland vor, an das nur Hülfsbedürftige anschwimmen, und es ist mir, als wäre Retten und immer Retten die eigentliche Bestimmung des Menschen, der an Gott glaubt. Ich darf mich nicht umsehen, so schwimmt so ein unglücklicher Verlorner den schroffen Klippen zu, und es ist wahrhaftig nicht bloß das Daseyn, was da zu retten ist. Die schlimmere Noth ist meist, die im Innern verborgene, die oft ganze Geschlechter um Ruh und Seligkeit zu bringen droht. Da ist kein Rasten erlaubt; da kann man die Hände nicht in den Schooß legen.

* * *

Zu unſerm kleinen Hauswesen gehörte eine alte Magd, eine gute treue Seele. Sie war als ein Findelkind in dem Hauſe meiner mütterlichen Großeltern aufgenommen worden, hatte meine Mutter als Kind erziehen helfen, und war nun auch wieder meine Wärterin. Sie kannte keine Freude als ihren Dienſt, den ſie ſtill und unverdroſſen vor ſich hin that, nur ſorgend, daß ihrer Herrſchaft nichts mangelte. Ihre Herrſchaft und das Haus war ihre Welt. Mehrere rechtliche Männer hatten ſich in ihrer Jugend um ſie beworben; ſie hätte auch wohl den Einen oder den Andern leiden mögen; aber der Gedanke, ihre Herrſchaft verlaſſen zu müſſen, ließ keine Neigung bey ihr aufkommen. Hieran ſcheiterte jeder Rath, jede Zuſprache. Sie ſagte dann wohl, wie ſie in die Welt geworfen worden, ſo wolle ſie auch hinausgehen; und wenn ſie nur denen treu diente, die ſie als Waiſe väterlich aufgenommen,

so werde Gott sie auch väterlich aufnehmen, wenn sie allein in seine Welt käme. In den letzten Jahren ihres Lebens erblindete sie. Dieß hinderte sie aber nicht in ihrem Dienste, nur daß sie sich bisweilen in der Zeit irrte, und schon um Mitternacht aufstand, um den Tag anzufangen. Auch da war jedes Abwehren umsonst, und wenn jemand anders ihre Geschäfte thun wollte, klagte sie bitterlich, daß man sie nöthigen wolle, denen zur Last zu seyn, die schon so viele Last mit ihr gehabt hätten. Wollte man sie also verdrießt sehen, so mußte man sie nach ihrer Weise schaffen lassen. So trieb sie es bis in ihr achtzigstes Jahr. Eines Tags, nachdem sie alle Arbeit bey Seite gebracht, und auch noch für den andern Morgen gesorgt hatte, wurde sie früher als gewöhnlich müde, legte sich nieder, schlief ein und erwachte nicht wieder.

Auch ein Canarienvogel gehörte zu unserm Hausgenossen. Er kam eines Abends,

als mein Vater unter ſeinen Blumen ſaß, von einem benachbarten Dache auf einen Roſenſtock herabgeſchwirrt und hüpfte von da meiner Mutter auf den Schooß, wo er ganz bekannt um ſich her ſah, und ſich willig greifen ließ. Da er vergebens ausgeboten wurde, und niemand etwas von ihm wiſſen wollte, nahmen wir ihn als einen Schützling in unſre Stube auf, und ſeine zahme Vertraulichkeit machte allen, und mir insbeſondre, die größte Freude. Was man ein ſo kleines Thier lehren kann, ohne es zu plagen, brachte ich ihm bey; einiges lernte er auch ohne Anweiſung. Mein Vater war immer ein Freund der Muſik geweſen und beklagte oft, keine Gelegenheit gehabt zu haben, ein Inſtrument zu lernen; aber er pfiff ſehr gut mit dem Munde, und bisweilen, wenn er bey ſeinen Rechnungen ſaß, modulirte er auf dieſe Weiſe ein geiſtliches Lied. Unſer Vögelchen ſaß dann auf ſeinem Käfich, oder

setzte sich ihm gegenüber und hörte aufmerksam zu; und eines Morgens versuchte er zu unsrer Verwunderung und Freude Bruchstücke der Melodie: Nach einer Prüfung kurzer Tage. Bald hatte er es ganz gelernt. Einige Jahre darauf hatte er das Schicksal unsrer guten Regine; er wurde blind, und nun sang er weniger am Tage, aber oft mitten in der Nacht. An dem Morgen aber, an welchem mein Vater zu Grabe getragen wurde, und die Leichenbegleitung auf der Straße versammelt war, stimmte der alte blinde Sänger das Lied an: Nach einer Prüfung kurzer Tage ꝛc. und sang' es ohne Anstoß aus. Wenige Stunden darauf fiel er kraftlos von seinem Sitze und war todt.

* * *

Mein Vater las gern vor. Er hatte ein leichtes und angenehmes Organ, das sich jeder Gattung des Vortrags anschmiegte und jede Farbe des Gefühls wiedergab.

Einen groſsen Theil meines Unterrichts, den er sonst niemandem anvertraute, erhielt ich durch dieses ausdrucksvolle Vorlesen; ich selbst wurde frühzeitig darinne geübt, und wechselte späterhin oft mit meinem Vater ab. Dieser war der Meinung, daſs der geistige Verkehr unter den Menschen abgenommen habe, und immer herzloser werde, je mehr das Stillelesen aufkomme. Dieses wiege den Geist in einem trägen Schlummer, während dem sich die Gedanken oft bis zur gänzlichen Formlosigkeit verdunkelten; statt daſs sie durch die lebendigen Töne erweckt, belebt und befruchtet würden. — Was bey diesem Vorlesen den Einen oder den Andern vorzüglich ansprach, wurde dann wiederholt, oft auch in das Tagebuch eingetragen, auswendig gelernt, und von Zeit zu Zeit wieder vorgenommen. Sehr schnell rückten wir zwar auf diese Weise nicht vor, aber dafür verlor ich auch wenig von dem,

was ich las. Faſt Alles wurde mein Eigenthum, indem es ſich mit dem, was ich ſchon wußte, verknüpfte, oder mit dem, was ich ſelbſt dazu dachte, ſo verband, daß ich jetzt beydes oft nicht mehr von einander zu ſondern im Stande bin. Ein großer Theil meines geiſtigen Daſeyns knüpft ſich an ſolche ſchriftliche Uebungen, die mir zum Bedürfniſſe geworden ſind, und die ich deshalb unter allen Verhältniſſen bis auf den heutigen Tag fortgeſetzt habe. Von faſt funfzig Jahren her liegen meine Gedächtnißbücher aufbewahrt. Oft, wenn ich in ihnen blättere, tritt mir die Zeit, wo ich jedes ſchrieb, wieder lebendig vor die Seele; die Gedanken, die ich dabey niedergelegt hatte, ſtehen wieder auf, und es iſt mir, als ob mich ein ewiger Frühling mit der ganzen Herrlichkeit ſeiner Blüthen und Blumen umgäbe, wenn ich dieſe Art von Auferweckungskunſt übe. Oft überraſcht mich auch das Neue,

was ich gerade in dem Allerälteſten bemerke, indem ich jetzt erſt Vieles verſtehe und vollſtändig begreife, was ich früher zu verſtehen nur gemeint hatte. Dieſer Genuß erheitert mich; er gibt mir ein Gefühl von Jugend, und erhält mein Gedächtniß; und ich geſtehe ohne zu erröthen, daß ich den größten Bücherſchatz nicht für dieſe kleine Bibliothek nähme, welche die Geſchichte meines innern Lebens nicht ſowohl durch das, was ſie mit ausdrücklichen Worten ſagt, als durch das, was ſie in mir weckt und woran ſie mich erinnert, in ſich faßt.

Was übrigens die Gewohnheit des lauten Leſens betrifft, ſo iſt es mir wohl nicht zu verdenken, wenn ich ihr mit Wärme das Wort rede, da ſie die erſte zufällige Veranlaſſung zu meinem ſo glücklichen und ſegensreichen Eheſtande geworden iſt. Dieſes ging ſo zu. Unſerm Hauſe gegen über in einem kleinen Dachſtübchen wohnte ein junger Menſch vom Lande, welcher die

Schule besuchte. Er machte sich uns zuerst durch seine angenehme Stimme bemerklich, die er mit der Laute begleitete, und immer freute es uns, wenn noch spät in der Nacht die Töne seines einfachen und gefühlvollen Gesanges zu uns herüberkamen. Mein Vater las uns in jener Zeit Klopstocks Messias vor, welcher eine neue Erscheinung war, und uns mit seinem frommen, wunderbar reichen Inhalte, und seiner hohen, ungewöhnlichen Sprache, eine Stimme von oben und ein neues Evangelium schien. Es war Sommer, die Fenster waren geöffnet, und wir bemerkten einigemal, daß, während gelesen wurde, unser junger Nachbar am Fenster stand, und aufmerksam zuzuhören schien. Eines Abends nun, als mein Vater an der Thür saß, fand sich auch der Wirth des jungen Menschen ein, erzählte von seinem Hausgenossen, seinem Fleiße, seiner Ordnungsliebe, und wie er mit geringer Unterstützung

der Seinigen doch so rechtlich lebe; nur auf Bücher könne er nicht so viel wenden, als er wünschte. So habe er in diesen Tagen eine große Begierde geäußert, ein Buch zu haben, das die Geschichte des Heilandes in schönen Versen erzähle, und aus dem er bey uns habe vorlesen hören. Er schloß endlich mit der Bitte, die er in seinem eignen Namen that, ob mein Vater nicht dem jungen Menschen das schöne Buch leihen wollen; für Schaden wolle er einstehen. — Niemand war bereitwilliger eine solche Bitte zu erfüllen, als mein Vater, der, begeistert wie er von dem herrlichen Gedichte war, gern die ganze Welt zur Theilnehmerin seiner Gefühle gemacht hätte. Er ging unverzüglich, dem Nachbar das Buch einzuhändigen, und dieser eilte eben so sehr es seinem jungen Hausgenossen zu bringen, von dessen Dank und Freude er schon zum Voraus gewiß war.

Nach Verlauf von einigen Tagen fand

ſich der ehrliche Nachbar wieder ein, ſchüttelte meinem Vater die Hand und ſagte: „Ihr Buch hat Wunder gethan. Es hätte wenig gefehlt, ſo wäre mir mein Sebaſtian um den Hals gefallen, als ich es ihm brachte. Seitdem geht er nicht davon, und vergißt Eſſen und Schlaf. Er hat uns auch daraus vorgeleſen, und meine Frau ſagt, es klänge wunderſchön. Mir iſt es zu hoch; ich kann da nicht nachkommen.“ — Zuletzt bat er für ſeinen Sebaſtian um die Erlaubniß, mir das Buch ſelbſt wieder zu bringen und ſich dafür bedanken zu dürfen.

Dieſes war die erſte Veranlaſſung meiner Bekanntſchaft mit Deinem Vater. Der meinige gewann ihn lieb, und da er überhaupt gern mit der Jugend verkehrte und ungemein lehrhaft war, unterhielt er ſich viel mit ihm. Oft ſagte er dann zu uns: eine ſo redliche Seele, ein ſo gerader, offener Sinn und ein ſo geſundes Urtheil, wie in dieſem Sebaſtian, iſt mir

nicht leicht vorgekommen. Man kann ihm durch die hellen Augen bis in's Herz sehen. Es ist schade, daß er nicht geistlich studiren soll.

Das war denn auch des armen Sebastian größter Kummer. Sein Vormund, ein tüchtiger Jurist, hatte ihn auch für das Rechtsfach bestimmt. Das, sagte er, nährt seinen Mann am besten, und da kann ich ihm auch forthelfen. Der Mündel aber hatte sein ganzes Herz an die Theologie gehängt, und diese Neigung wurde durch die Gespräche meines Vaters, der noch immer mit Liebe an seinem eignen Studium hing, täglich verstärkt. Eines Abends nun trat er mit verklärtem Gesichte bey uns ein. Ich habe Briefe vom Haus, sagte er; mein alter Vormund ist gestorben; mein Wille ist nicht mehr gebunden. Ich studire geistlich. — Gott segne deinen Entschluß, mein Sohn, erwiederte mein Vater.

Von dieſer Zeit an ſchien mein Vater ſeinen jungen Freund noch lieber zu gewinnen. Seine Unterredungen wurden noch häufiger und inniger, und die meiſten bezogen ſich auf ſeinen künftigen Stand. Faſt kein Abend verging, ohne daß Sebaſtian zu uns kam, mit uns bey den Blumen ſaß, zur Laute ſang, vorleſen hörte, oder ſelbſt vorlas. Er war ein Theil unſrer Familie geworden, und meine Eltern betrachteten und behandelten ihn, wie ihren eignen Sohn. Von einer Neigung zu mir ließ er nichts ſpüren. So offen er ſonſt auch war, ſo blöde war er gegen mich, und wenn er das Wort an mich richten mußte, erröthete er. Auch gingen Wochen, ja Monate hin, ohne daß wir ein Wort zuſammen wechſelten; zu einem Geſpräch zwiſchen uns kam es nie. Er hat mir ſpäterhin wohl geſtanden, daß er vom erſten Anfange an eine große Liebe zu mir gefühlt habe, aber daß die Tochter eines

ſo ehrwürdigen Mannes, wie ihm mein Vater erſchienen, ihn lieben oder ihm je angehören könne, das ſey ihm nicht in den Sinn gekommen. Ich aber dachte meiner Seits „wenn du einen Mann haben möchteſt, ſo müßte er ſo wie Sebaſtian ſeyn.“ Dabey aber blieben meine Gedanken ſtehen. Es war mir angenehm, wenn er kam; ich vermißte ihn, wenn er ausblieb; und als er mir beym letzten Abſchied erröthend die Hand gab, ohne ein Wort zu ſagen, waren mir die Thränen nah. Daß das Liebe ſeyn könnte, fiel mir nicht ein; auch meinen Eltern wohl nicht. Länger als drey Jahre blieb er weg. Binnen dieſer Zeit ſchrieb er fleißig an meinen Vater; meiner aber geſchah in ſeinen Briefen keine Erwähnung. Ich glaubte von ihm vergeſſen zu ſeyn, und dieß wunderte mich nicht; denn als er uns verließ, war ich faſt noch ein Kind. Doch that es mir weh, und ich erinnere mich gar wohl, daß mir oft im

Traume die Weisen seiner Lieder vorkamen, vornehmlich die, welche Beziehung auf Trennung und Wiedersehen hatten.

Die Universitätszeit war nun verflossen; da trat er eines Abends ganz unerwartet zu uns herein. Als ich ihn erkannte, hätte ich bald in freudiger Ueberraschung ausgerufen: Ach unser Sebastian! Aber ich faßte mich bey der ersten Sylbe, und schwieg, nicht ohne Erröthen über das lebhafte Ach! — Auch er schien durch meinen Anblick überrascht; wendete sich aber gleich zu den Eltern, die ihn mit großer Freude und mit der alten Liebe empfingen. Menschen von großer Herzensgüte werden sich durch Trennung nicht fremd; sie erkennen sich wieder an den leisesten Tönen der alten Freundschaft; und an ihnen und durch sie webt die Erinnerung einen Uebergang über die Kluft der Zeit. Nach wenigen Fragen und Antworten fand sich Alles wieder in den alten Ton, und Vater Ru-

dolph, Mutter Sabine, und Sohn Sebastian schlossen sich wieder, wie vormals, als Glieder Einer Familie zusammen. Die alten Beschäftigungen und Unterhaltungen fanden wieder Platz, und damit kein Glied in der alten Ordnung fehlte, bezog der Zurückgekehrte, zur großen Freude seines alten Wirthes, dasselbe Dachstübchen wieder, das er als Schüler bewohnt hatte.

Warum hat doch die Wiederherstellung einer alten Gewohnheit, einer zufälligen Einrichtung, einen so großen Reiz, ja, etwas so Rührendes, während wir doch sonst immer dem Neuen nachjagen, und oft mit einer recht krankhaften Begierde nach Veränderung trachten? Gewiß ist es nicht die Wirkung der Trägheit, die uns wohl bey einer alten Gewohnheit fest halten, und über ihre Unterbrechung verdrüßlich machen kann; so wie auch nicht die Verknüpfung gewisser Ideen, die zwar ein Interesse haben, aber doch allein jene Erschei-

nung auf keine Weise erklären kann. Jene herzliche Freude, die wir fühlen, wenn das, was vorbey und aus den alten Fugen gelöst zu seyn schien, zufällig in sie zurückkehrt, sollte sie nicht mit der tiefen Sehnsucht nach dem durchaus Unveränderlichen zusammenhängen, als dessen Symbol das Beharrliche aus der Fluth der Erscheinungen hervortritt? Geschieht dieses durch eine unerwartete Wiederherstellung, so scheint sich um desto mehr ein Gesetz des Beharrlichen kund zu geben, das uns für das Ewigbeharrliche gut sagt. So hat auch selbst die Wehmuth über das Dahinschwinden der Dinge dennoch einen süßen Kern, indem wir das Vergehen nicht betrauern würden ohne den Gedanken an das Unvergängliche, vor dem die irdischen Dinge vorüberziehen. Dieser Gedanke ist die Folie des Spiegels der äußern Welt, der dunkle Hintergrund, der sie auffängt, und dessen Unergründlichkeit wir dann eben

recht inne werden, wenn die äußern Erscheinungen hell und flüchtig über ihn hingleiten. Wie dem aber auch sey, oft und viel hab' ich erfahren, wie ein unerwartetes Wiederkehren des Alten erfreut; und so schien uns jetzt erst Sebastians Rückkehr recht erfreulich, da er seine vorige Wohnung wieder bezogen hatte, und uns wie sonst, nicht selten mit seinem leisen Gesange zur Ruhe begleitete.

Unser Verhältniß blieb noch geraume Zeit, wie es gewesen war. Seine Schüchternheit gegen mich hatte sich indeß etwas gemindert; er richtete das Wort öfter an mich, und zog mich gern in's Gespräch. Es schien ihn zu freuen, wenn ich ihm beystimmte; und ich will nicht leugnen, daß, wenn ihm meine Aeußerungen gefielen, ich auch besser mit mir zufrieden war. So geschah es bey diesem gegenseitigen täglichen Verkehr, daß wir unsre innersten Gesinnungen über Alles, was den

Menschen das Wichtigste und Heiligste ist, auf das Vollkommenste kannten, unser eigenes Verhältniß zu einander ausgenommen. In der Stadt hielt man uns schon längst für verlobt, wir waren es auch nach unsern Gesinnungen, und, wie man zu sagen pflegt, vor Gott, aber wir wußten es nicht. Nie hatte er von Liebe gesprochen, und wie sein Mund, so waren auch seine Blicke zurückhaltend. Nur einmal erinnere ich mich, daß ich zufällig von der Arbeit aufsah, und bemerkte, daß seine Augen auf mir ruheten. Ich erröthete; auch er erröthete. Dieß war den Tag vor seiner Erklärung.

Sebastians Wunsch, in ein geistliches Amt zu treten, wurde früher erfüllt, als er gehofft hatte. Die Gemeinde in Mainau, wo er bisweilen gepredigt hatte, erbat sich ihn, bey dem Tode des alten Pfarrers, zum Seelsorger. Er selbst würde sich keinen Ort lieber gewählt haben. Der

Wunsch der Gemeinde wurde erfüllt. Nie werde ich wieder eine so tiefe und anhaltende Freude sehen, als die seinige war. Die ganze Zeit, welche zwischen seiner Ernennung zum Amte und dem Tage der Einführung lag, war nur Ein Festtag für ihn. Die Sonne ging ihm zu langsam und zu schnell. Der Tag schien nicht kommen zu wollen, der ihn in die erwünschte Thätigkeit setzte; und doch war es ihm, als ob er nicht Zeit hätte, für Alles, was er dachte und fühlte, hoffte und wünschte.

In dieser Zeit warb er um mich. Er schien froh überrascht, als ich ihm Ja sagte; mir aber war es eben, als ob es nicht anders seyn könnte. Jedes sagte dem Andern herzliche Liebe zu, und wir fanden erst jetzt, nicht ohne frohe Verwunderung, wie lange wir uns schon geliebt hatten. Am Tage vor seiner Einführung verlobten wir uns. Mein Vater legte unsre Hände zusammen und, indem er mei-

ner Mutter die Hand über die unsrigen hinreichte, sagte er: Gott gebe Euch so reichen Frieden, wie er uns gegeben hat. Und meine Mutter sprach Amen.

Dieser Tag war nun wohl einer der Feyertage meines Lebens, deren Andenken ich mir so gern zurückrufe, und die wie einfache Bilder harmlosen Glücks hell und anmuthig vor meiner Seele stehen, ob ich sie schon nicht beschreiben und schildern kann. Ich war tief in meiner Seele glücklich, und da ich die vollkommenste Ueberzeugung hatte, daß mein Ehestand Gottes heilige Fügung sey, so fühlte ich über die Ungewißheit der Zukunft nicht die mindeste Unruhe. Gewohnt, jeden Tag zu nehmen, wie er kam, mich des Guten zu erfreuen, das Böse durch Ergebung und Geduld zu besiegen, bat ich Gott nur um Kraft zur Erfüllung meiner heiligen Pflichten, und ich zweifelte nicht an der Erhörung eines Gebets, das aus meinem tief-

ſten Herzen kam. Ohne mir eine Kraft zuzutrauen, die ich noch nicht geprüft hatte, wußte ich doch, daß Gott in den Schwachen mächtig iſt; ich vertraute auf den Segen meiner Eltern, und auf das Beyſpiel der glücklichen Ehe, die ich täglich und ſtündlich vor Augen ſah. Der Gedanke, daß die Meinige unglücklich werden könnte, kam mir kaum in den Sinn. Alles Andre hatte ich ruhig in die Hand der ewigen Liebe gelegt.

Die Nacht, obgleich ſchlaflos, verging mir doch ſchnell, und als die erſten Strahlen des Morgens dämmerten, waren wir Alle im Hauſe wach. Sebaſtian, der ſchon am Abend auf ſeine Pfarre gegangen war, erwartete uns. Um ſechs Uhr brachen wir auf. Auch die gute blinde Regine blieb nicht zurück. Sie hielt ſich an meine Hand und ſagte: „es verlange ſie doch zu ſehen, wo ihr Aennchen hinkäme.“ Ach ſie hatte ſo lange nicht die freye, friſche Luft

des Feldes geathmet, noch das Rauschen der Bäume gehört, und da sie so an den duftenden Büschen hinging, und ich ihr einen Blüthenzweig in die harte Hand legte, und die frische Morgenluft Blumendüfte und Vogelgesang und Brüllen der Heerden herbeywehte, da sagte sie: „es wäre ja wie im Himmel.“ Ach uns, die wir sehen konnten, kam es noch mehr so vor.

So nah auch Mainau der Stadt liegt, so war ich doch nie dahin gekommen. Das Herz schlug mir, als wir uns näherten; und wir hatten kaum den Austritt aus dem Thale, das Dörfchen vor uns lag, vom Glanze der Morgensonne übergossen, rund um mit Blüthenbäumen, wie mit Sträußern, umpflanzt; die kleine freundliche Kirche in der Mitte, und das neue Ziegeldach der Pfarre durch die grünen Zweige mächtiger Linden blikend — da mußt' ich still stehen, und die Thränen in meinen Augen zerdrücken. Es ist wohl recht schön? fragte meine

blinde Begleiterin. Wunderschön, sagte ich leise. Und da kamen der guten Alten auch Thränen in die Augen, daß sie es nicht sehen könnte. Es war seit ihrem Erblinden das Erstemal.

Am Eingange des Dorfes kam mir der Verlobte entgegen. Er konnte nicht viel sagen; sein Herz war, wie das Meinige, bewegt, und bey der leisesten Berührung floß es durch die Augen über. So eben hatten ihn die Aeltesten der Gemeinde begrüßt, und ihm Glück und Gottes Segen gewünscht. Sie hatten ihm gesagt, sein Vorgänger habe sein Amt funfzig Jahre lang mit recht sichtbarem Segen unter ihnen verwaltet, und zeuge jetzt von ihnen und ihren Vätern vor Gott. Fast zweymal habe sich die Gemeinde in dieser Zeit erneuert, und sie sey immer eine gute Heerde gewesen, so wie ihr Führer ein guter Hirt. Sie versprächen sich dasselbe von ihm, und gelobten ihm christlichen Gehor-

sam in Allem, was Recht wäre. — Er sagte nicht, was er geantwortet; aber ich hätte es sagen können, wenigstens in seinem Sinne.

Als wir durch das reinliche Dorf gingen, standen die Leute vor den Häusern im Sonntags-Putz, und von allen Seiten hörte ich: „das ist die Braut! das ist unsre künftige Pfarrerin.“ Ein kleines rothbäckiges Mädchen kam über den Weg gesprungen, und gab mir, mit einem freundlichen Do! ein Rosen-Paar, das an Einem Zweige hing. Ich bückte mich, um das niedliche Kind zu küssen, aber es entschlüpfte mir, und stellte sich von fern, um uns in das Pfarrhaus gehen zu sehen, das uns aus seinem Lindenschatten heraus mit seinen hellgewaschenen Fenstern gar freundlich anschaute, und zu sich einzuladen schien. Auch das Innre war freundlich, wenn schon öde; denn der ganze Hausrath des neuen Insassen hatte eben zur Ausstattung

der kleinſten Stube genügt. Die Küche aber hatten die Bäuerinnen ausgeputzt; und was den innern Wänden an Schmuck fehlte, erſetzten an den äußern die blühenden Kirſchbäume, die ihre Zweige, wie Kränze um die Fenſter wanden, und die Weinſtöcke, welche die ganze Mittagsſeite mit ihrem breiten Laube herrlich überlegt hatten. Sebaſtian zeigte mir Alles; nur zu Einem Fenſter führte er mich nicht, das ſich an der Rückwand ſeines Stübchens öffnete. Als ich aber von ſelbſt daran trat, und auf den Kirchhof hinausſah, der rund um mit Thränenweiden bepflanzt und mit Blumenbüſchen verziert, einem Garten Gottes glich, und meine Blicke ſich auf ein Grab hefteten, das mit friſchen Blumen überſäet war, da trat der Verlobte zu mir, und ſagte mir, hier ſchlafe ſein Vorgänger, und in derſelben Reihe noch zwey andre würdige Pfarrherren, und neben jedem ſein Weib. — Und jenes offene Grab,

nicht weit davon? fragte ich. Das ist einer Wächnerin, antwortete er, die heute hineingelegt wird. Ihr Kind taufe ich nach dem Gottesdienste. Die Augen waren mir schon lange übergegangen. Da fiel er mir um den Hals und küßte mich. Das war der erste Kuß, den er mir gab.

Die Kirchzeit kam herbey; die Glocken läuteten; von allen Seiten strömte es zu, auch aus den benachbarten Dörfern. Kopf an Kopf standen sie, und füllten die Stände. Mir, meiner Mutter und unsrer Magdtrin hatten sie einen Stand frey gelassen, und ich fand auf meinem Platze einen weißen Lilienstengel, wie ein verkündendes Zeichen unschuldiger Liebe. Dieses Zeichen hat nicht getäuscht. Wie an dem ersten Tage, so hab' ich bis zum letzten hin bey diesen guten Menschen Liebe erfahren, und herzliche Theilnahme in Freud und Leid. Es war weniger eine Gemeinde als eine Familie, die von ihren geistlichen

hörten mehrere Geschlechter hindurch erzogen, mit einfacher und sanfter Lehre gebildet, und mit dem ersten Gebote des Christenthums „Liebet Euch unter einander“ erfüllt worden war. Keine Gemeinde im ganzen Lande gab der Obrigkeit weniger zu thun, als die Einwohner von Mainau. Selten hörte man von einem Rechtshandel unter ihnen. Wenn ja ein Streit entstand, wurde er meist von den Aeltesten geschlichtet; und man wußte kein Beyspiel, daß Einer ihren Aussprüchen den Gehorsam verweigert hätte. Die Arbeitsamkeit der Mainauer war nicht weniger berühmt, als ihr friedlicher Sinn. Es gab daher keine Armen unter ihnen, die dem Orte zur Last gefallen wären. Trunkenheit und grobe Laster kannte man nur aus dem Verbot, nicht aus Erfahrung.

Das Beyspiel unsrer Mainauer, welchem auch einige benachbarte Orte mit glücklichem Erfolge nacheiferten, konnte

die Ueberzeugung geben, daß die einfache Lehre des Christenthums, als Mittel der Erziehung, die wahrhafte Erlöserin vom Bösen ist, und daß ein Prediger, wenn ihn der rechte Eifer beseelt und durchdringt, damit Wunder thun kann. Mein Vater war auch dieses Glaubens. Er hatte ihn in Frankens Schule eingesogen, und durch Frankens Beyspiel bewährt gesehen. Nur denke man nicht, pflegte er zu sagen, daß das Wort für sich allein Wunder thue. Die herrlichste Lehre kann mit allen den Schätzen, die sie enthält, stumm und todt bleiben, wie in dem Tonzeuge, wenn es kein menschlicher Hauch beseelt, die köstlichsten Melodien schlummern. Aber dafür ist dem Menschen eine lebendige Seele gegeben, daß das Wort durch sie lebendig werde. — „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen," ist ein einfacher aber reichhaltiger Spruch. Wenn der Geistliche ein dürres, unfruchtbares Holz ist,

wie kann er da Früchte zeugen? Und wenn der Laie nicht Früchte der Lehre an dem sieht, der sich rühmt zu ihrer Verbreitung von Gott berufen zu seyn, wie kann er da an die Lehre glauben? Wenn ich also höre, daß ein Geistlicher über seine Gemeinde klagt, und, wie es wohl bisweilen geschieht, sie Bösewichter und Lotterbuben schilt, die gar nicht verdienten, daß man sich für sie mit Lehren und Predigen bemühe, so weiß ich schon, an wen ich mich zu halten habe, und beklage die Verwirrung derer, welche die Nachfolge Christi lehren sollen, und sich so viel besser dünken als Er. Warum strömen doch selbst wilde und rohe Völker der christlichen Lehre zu, wenn sie ihnen nur mit dem rechten Eifer gepredigt wird? Der rechte Eifer aber kömmt aus der rechten Ueberzeugung, und was vom Herzen kömmt, geht zu Herzen. Jeder Frohndienst wird schlecht verrichtet; der schlechteste und verächtlichste Fröhner aber

ist der Pfarrer, der nur um Sold lehrt. Christus ging arm durch die Welt und in Knechts-Gestalt, auch seine Jünger waren arm. Als sie an ihren Beruf gesandt, und von diesem hohen Berufe getrieben, zogen sie durch die Welt und streuten den Saamen der heilbringenden Lehre aus. Ansehen, Würden, Gewinn suchten sie nicht. Auf Erden war ihr Lohn das Kreuz, Banden und Schmach; aber sie sahen hinauf und überwanden die Welt. Wie ist es aber, wenn der Pfarrer nur die Einkünfte seines Amtes berechnet, jedem Gewinn mit Begierde nachjagt, und mit seinen Pfarrkindern um den Zehnten und kleine Vortheile hadert, die Armen gering hält, wenn sie gleich fromm sind; den Reichen aber, wie ruchlos er auch sey, höher ehrt, weil er reichlicher opfert? Soll aber der Pfarrer mit den Seinigen darben, möchte ihr fragen? Ich glaube nicht, daß es eine Gemeinde in der Welt gibt, die einen

wahrhaft christlichen Pfarrer, der sein Amt nicht lässig treibt, darben lässt. Was aber Christus zu seinen Jüngern sagt: Nehmet mein Kreuz auf euch und folget mir nach; das ist zuerst und vor Allen zu den Lehrern und Predigern gesagt. Nicht auf Genuß, Wohlleben und äußere Güter wieß er sie hin, sondern auf das Reich seines Vaters im Himmel. Dieses Reich wird durch Entsagen und Dulden gewonnen. Wie kann aber der auf den Weg des Duldens weisen, der um das Irdische hadert; und wie mag die Gemeinde seinen Worten glauben, wenn die That das Wort Lügen straft? Und säet nicht durch solchen Zwiespalt, der überall ärgerlich und verdammungswerth ist, der als Lehrer des Glaubens Berufene den sträflichsten Unglauben aus, und vernichtet, so viel an ihm ist, die Kraft der Lehre von Erlösung und Heiligung? Wo bleibt da das Gewissen und die Furcht vor Gott? Auch Hof-

farth und eitler Dünkel soll fern seyn von den Lehren des göttlichen Worts, welches das Wort der Demuth ist. Durch Demuth siegte das Christenthum über die irdische Macht, und gewann die Herzen der Völker und ihrer Führer; durch Demuth geht der Mensch ein in Gottes Reich; den Hochmüthigen stößt Gott von sich. Auch ist durch Hochmuth das Christenthum entartet, und indem es, seines hohen Ursprungs vergessend, das unsichtbare Reich Gottes in ein sichtbares und irdisches umgewandelt und mit irdischer Macht bekleidet hat, ist es zum Heidenthum geworden. Freylich ist es ein hoher Beruf, Andern den Weg des Heils zu zeigen; aber nur herzliche Demuth hält den Menschen auf dieser Höhe fest; und die kann dem nicht fehlen, welcher weiß, wie schwer sein Amt, wie schwach seine Kraft auch bey dem besten Willen, und wie groß die Rechenschaft ist, die er einst Gott zu geben hat. Es ist ihm Viel

anvertraut; darum wird auch Viel von ihm gefordert werden. Wie es aber das schwerste Amt ist, so ist es auch das erfreulichste, und macht mehr als jedes andre schon hienieden selig. Gottes Liebe ist es, welche die Verkündiger seines Wortes auf Erden sendet; ein Herz aber, in welchem die Liebe Gottes lebendig ist, trägt das Himmelreich in sich. Es theilt es auch Andern mit; und diese Mittheilung ist der Andacht Ziel und Ende. Nur wähne keiner geben zu können, was er nicht selbst hat. Schöne und geschminkte Worte machen es nicht aus. Und wenn einer mit Engelszungen redete und hätte der Liebe nicht, so wär' er ein tönendes Erz, und nicht besser zu achten, als die Glocken, die nur zum Gottesdienst rufen, ihn aber selbst nicht mit feyern.

Dieses und Aehnliches sagte mein Vater oft, und wie er gegen die schlechten Hirten eiferte, die nur sich selbst weiden

und ihre Heerde versäumen, so feyerte er den Ruhm würdiger Geistlichen, und ehrte sie mit Worten und Thaten, so viel er vermochte. Diess waren aber auch die Gesinnungen, die meinen Sebastian beseelten; und wenn mein Vater in diesem Sinne mit des ihm eignen Lebendigkeit sprach, sah gewöhnlich, wie jedes Wort in seiner Seele wiedertönte, und hier befreundete Gedanken und eine gleiche Stimmung fand. Von diesem frommen Sinne war auch die Predigt erfüllt, mit der er sein Amt begann. Er zeichnete [illegible] den Weg vor, den er wandeln wollte; schilderte die Schwierigkeiten des geistlichen Amtes, die geistigen Kräfte, die es fordert, die Verantwortung, die es auflege, und wie keiner hoffen könne, ohne Gottes besondern Beystand und Segen, seine Pflicht recht zu erfüllen. Dann sprach er aber auch von den Freuden, die ein mit Segen geführtes geistliches Amt in sich trage, feyerte das Andenken seines

frommen Vorgängers, und betete zuletzt so schön um gleichen Segen für sich, und gelobte mit so großer Innigkeit, das aufgegebene Werk unverdrossen zu treiben bis in den Todt, daß die meisten seiner Zuhörer in großer Bewegung von ihren Sitzen aufstanden, Nachbaren sich mit tiefer Rührung die Hände drückten, und die Augen der Meisten von Thränen der freudigsten Andacht überströmten.

Nach geendigtem Gottesdienste wurde das Kind zur Taufe gebracht, dessen Mutter zu Hause auf der Bahre lag. Der Vater erschien in tiefer Trauer; das Kind aber bunt geschmückt, als an seinem ersten und schönsten Feste. Schlummernd lag es auf den Armen der Wehmutter; schlummernd empfing es das Bad der Weihe. Eh' er es ihm gab, bemerkte Sebastian, wie bedeutend sich seine Amtsführung mit der Aufnahme eines neuen Gliedes der Gemeinde in das geistige christliche Leben,

und mit dem Austritte eines andern anfange, wie auch hier Freud und Leid und die merkwürdigsten Erscheinungen des Lebens durch das Christenthum verknüpft, und als ein frommes Opfer vor dem Throne der unerforschlichen Weisheit niedergelegt und geheiligt würden. Dann wendete er sich an das Kind und sagte: „Wie sich deine Augen dem irdischen Lichte geöffnet haben, so sind die Augen der Mutter, die dich gebahr, dem ewigen Lichte aufgeschlossen worden. Damit auch die Deinigen einst das Licht schauen mögen, zeiget dir Christus den Weg. Schlummernd empfängst du sein Heil; und wenn er dir, ehe du zum Bewußtseyn erwachtest, die Pflegerin deiner Kindheit aus unerforschlichen Absichten nahm, so bietet er sich dir selbst zum Führer an, und ruft Andere herbey, die dich, um seiner Liebe willen, als ihr geistiges Kind pflegen werden. Um Christi willen und von dem Geiste Gottes

erleuchtet, werden ſie dich den Weg der Weisheit führen, und dich abhalten von dem Pfade, der zum Verderben leitet. Sie werden dich lehren, unter Gottes Beyſtand das Böſe der menſchlichen Natur zu beſiegen, und der Erlöſung theilhaftig zu werden. Sie werden dir Beyſpiel und Muſter der Frömmigkeit ſeyn; und wie ſie dir hienieden vorgeleuchtet haben, ſo werden ſie einſt bey Gott, an jenem Tage der Rechenſchaft, von dir zeugen, und du wirſt Gott mit ihnen loben."

Dieſe Worte, ſo wie Alles, was mein Sebaſtian an dieſem Tage ſagte, hat ſich meinem Gedächtniſſe eingeprägt, ohne daß ich die Abſicht hatte es zu behalten, und ich darf glauben, daß noch viele andre ſeiner Zuhörer in dem nemlichen Falle waren. Mit derſelben Andacht aber, mit der er an dieſem erſten Tage den Eintritt in ſein Amt feyerte, hat er es die ganze Reihe von Jahren verwaltet, in welcher ihm Gott

für seine Gemeinde zu wirken verstattete. Immer sah er dem Sonntage mit Verlangen entgegen, und wie zahlreich auch oft die geistlichen Handlungen waren, die er außerdem zu verrichten hatte, so kam ihm nie eine Klage über lästige Arbeit in den Sinn; vielmehr dankte er Gott, der ihm so reichliche Gelegenheit gebe, Saamen des Guten auszustreuen. Und wahrhaftig, seine Mühe war nicht verloren. Ich will nicht davon sprechen, daß sich der gute und fromme Geist, welcher die Gemeinde beseelte, auch unter seiner Amtsführung, selbst in der Zeit der härtesten Prüfungen und des größten Mangels, bewährete; aber ihm selbst wurde durch diese treue Erfüllung seines Berufs die Freudigkeit und der Friede befestigt, welcher höher ist, als alle Vernunft, und nur aus dem Bewußtseyn der erfüllten Pflicht und der Eintracht unsers Willens mit dem göttlichen Gebote quillt. Nie hab' ich ihn unmuthig gesehen, nie

heftig und ungeſtüm; auch bey körperlichen Leiden verließ ihn die ſtille Heiterkeit nicht, und nie der milde Sinn, nach dem er frühzeitig gerungen hatte, der in ſein ganzes Weſen übergegangen war, und ſich auch in ſeinen Mienen und dem Tone ſeiner Stimme kund gab. In den Zeiten der Noth lebte er wie der Aermſte, um nur den Aermſten zu helfen; und wo er eintrat in die Hütte des Hungrigen und Nackten, brachte er nicht bloß geiſtlichen Troſt. Was er nicht vermochte, that er mit Hülfe der Reichen, die ihn gern zum Ausſpender ihres Ueberfluſſes machten; denn die weltlichen Güter, die ihm in wohlthätiger Abſicht anvertraut wurden, verwaltete er mit nicht geringerer Gewiſſenhaftigkeit als die geiſtlichen. Ungetrübt aber blieb ſein Glück nicht ganz. Der Beyfall, den ſeine Predigten fanden, und der immer theils aus der Stadt, theils aus der Umgegend viele Zuhörer herbeyzog, erregte Mißgunſt bey eini-

gen Predigern der Stadt, welche ihre Kirchen bisweilen verlassen sahen. Die Lehre meines Mannes wurde verdächtig gemacht, und ihm wegen vieler Dinge, die er verschuldet haben sollte, Verantwortung abgefordert. Mein Mann legte, wie Alles, so auch diese Sache in Gottes Hands verantwortete sich mit Ruhe, und dem Bewußtseyn der Unschuld; that das Seinige nach wie vor, und sagte Niemandem etwas von der verdrüßlichen Sache. Aber seine Gegner, die den Sieg erzwingen wollten, sprachen laut und dreist von [illegible] Irrglauben und möglicher Absetzung; und diese Rede kam aus der Stadt der Gemeinde zu Ohren. Da gerieth Alles in Bewegung. Die Gemeinde versammelte sich, und nach einer kurzen und stürmischen Berathung, kamen die Vorsteher zu meinem Manne, und erklärten, daß sie, von der unerschütterlichsten Verehrung gegen ihn beseelt, beschlossen hätten, Abgeordnete nach der Residenz zu schi-

cken, und zu erklären, daß, wenn man ihnen ihren zweyten Vater nähme, sie auch keine Abgaben entrichten würden. Wie mein Sebastian diesen Antrag aufnahm, brauch' ich wohl kaum zu sagen. So sehr ihn auch die Anhänglichkeit seiner Gemeinde rührte, so mußte er doch jetzt sein Gefühl verbergen, um sie mit nachdrücklichen Worten zu schelten, daß sie einem Gedanken hätten Raum geben können, der an sich höchst strafbar und aufrührerisch, ganz gegen ihre Absicht wirken und seinen Anklägern Waffen gegen ihn in die Hände geben müßte. Er verwieß ihnen daher ihren Beschluß mit solchem Nachdruck, daß ihn die alten Männer mit Thränen in den Augen um Verzeihung baten, ihr Vergehen eingestanden und beschämt wegschlichen, um der noch versammelten Gemeinde das Urtheil und die Meinung ihres Pfarrers kund zu thun. Die Entscheidung der Sache blieb nicht lange aus. So wie das Ungestüm,

mit dem die Gegenpartey ihr Ziel zu erreichen suchte, der Regierung ihre Absichten verdächtig machte, sprachen die ruhigen Eingaben meines Mannes zu seiner Gunst, und der König schrieb an das Consistorium der Provinz zurück, sie sollten bey seiner höchsten Ungnade den Pfarrer von Mainau in Ruhe lassen; er sey ihm als ein rechtschaffener Mann bekannt, und es würde besser mit der Gottesfurcht stehen, wenn alle Pfarrer im Lande ihren Beruf erfüllten wie er. So endigte diese Sache. So sehr sie meinen Mann wegen ihrer möglichen Folgen, wenigstens in einzelnen Stunden, beunruhigte, so konnte sie doch die heitere Fassung seines Gemüthes nicht stören. Er vertraute auf Gott und das Zeugniß seines Gewissens. Nie sprach er in dieser Zeit ein feindliches Wort gegen seine Verfolger aus; und als die Sache niedergeschlagen war, erwähnte er des königlichen Handschreibens selbst

gegen ſeine vertrauteſten Freunde nicht. In Lehre und Wandel blieb er ſich gleich.

Der feyerliche Sonntag, deſſen Beſchreibung ich durch weit ſpätere Begebenheiten unterbrochen habe, endigte mit dem Begräbniſſe der Wöchnerin und der Rede an ihrem Sarge faſt allzuſchön. Der Abend war dem Morgen ähnlich, nur lieblicher. Still ſenkte ſich die Sonne den blauen Bergen zu, wo ein zartes Gewölk ihr ein weiches Lager auf purpurnen Flaum zu bereiten ſchien. Wie ein fliegendes goldnes Haar zogen ihre breiten Strahlen über die Gräber hin; leiſe nur bebten die Thränenweiden bey den Athemzügen der Luft, die an jeder Blume und Blüthe weilte, und die ſüßeſten Düfte des Frühlinges in ſich zog, um ſie freygebig wieder auszuſpenden. Von oben ſah der Himmel hell und blau in das offene Grab, das mit Blumen beſtreut, einer zu früh Entſchlafenen die kühle Ruheſtatt bot. Auch der

Weg nach dem Grabe hin war mit Blumen beſtreut, und als der Sarg unter den Bäumen hinſchwankte, die den Eingang des Kirchhofs beſchatten, fielen die Blüthen wie Schneeflocken auf das ſchwarze Tuch, und ſchmückten es ſchöner, als die ſilbernen Thränen, welche die kalte Hoffarth der Vornehmen in die Leichentücher ſtickt. Zahlreicher aber als die Blüthen fielen der Entſchlafenen die Thränen der Verſammlung, als mein Sebaſtian über ihr betete, ihren weinenden Gatten tröſtete, und alles auf den Himmel wies, wo einſt die Frommen, alles irdiſchen Jammers vergeſſend, in überſchwenglicher Seligkeit, Gott auch für die Leiden preißen werden, die nur in dieſer irdiſchen Beſchränkung ein Uebel ſcheinen, jenſeits des Grabes aber zur Freude werden.

Ende des erſten Buchs.

Erinnerungen

aus

dem Leben der Pfarrin von Mainau.

Zweites Buch.

Dieß war der erste meiner seligen Tage in Mainau. Eine lange Reihe ähnlicher reihte sich an ihn, wie sich in einer Blumenschnur Blume an Blume reiht, jede von andrer Art, nicht alle gleich anmuthig und duftend, aber doch zu einem erfreulichen Ganzen vereint. Die Blumen verwelken und lösen sich ab; aber die Erinnerung an mein stilles Glück blüht immer schöner und reiner auf, und befestigt sich mit seinen milden Farben immer mehr in meinem dankbaren Herzen.

Jetzt aber muß ich erst von der Rückkehr erzählen. — Der Abend war, wie der ganze Tag gewesen war, nur noch schöner; so weich und milde, als ob er das zarte Laub und die zitternden Blüthen

UNIVERSITÄTS BERLIN

schonte, und so freundlich, als ob er sich des reifen Frühlings und der bräutlich geschmückten Erde mit mütterlichem Gefühle freute. In unser Gemüth aber schien nicht bloß der milde Tag mit seinem blauen Himmelsschmucke, seinen Blüthen und Blumenkränzen, sondern noch etwas Höheres und Herrlicheres, nemlich die durch Andacht beflügelte Liebe, und die durch Liebe erhöhte und begeisterte Andacht. Still gingen wir neben einander; aber was keine Worte sagten, das sprachen die Ahndungen aus, die das Herzen zu Herzen gingen. Sebastian hielt mich an der Hand; seine Blicke waren nach mir gewendet; die Meinigen aber waren auf die Erde geheftet. Denn wenn ich in sein offnes, von der innern Freude und der untergehenden Sonne beleuchtetes Antlitz sah, da ergossen sich meine Thränen zu leicht aus dem vollen, glücklichen Herzen, und hätt' ich meinen Gefühlen Worte gegeben, die Töne

hätten mich zu sehr überwältigt. So gingen wir bis zur Linde am Scheideweg, immer zwischen duftenden Wiesen und grünen Saaten, an dem Rande des Baches hin, bis die Scheibe der Sonne den Saum der Berge berührte und in dem Purpurmeere zerfloß, das sie sich selbst zum Lager untergebreitet hatte. Mit dem Scheiden der Sonne trennte sich auch Sebastian von uns, küßte mich auf die Stirn und sagte: Diese Woche komm' ich in die Stadt. Da sind wir wohl nicht so weich, und können von dem heutigen Tage sprechen. — Dabey glänzten in seinen Augen helle Tropfen, und das Abendroth strahlte daraus wieder, und seine ganze Seele trat leuchtend in seine Blicke. Dann drückte er schweigend meinem Vater die Hand, und der Mutter, und auch der alten Regine. Als er aber abwärts ging, und nun statt seiner Hand nur die der armen Blinden in der Meinigen lag, und diese sich in Be-

wunderung über die schönen Reden und die Predigt meines Verlobten ergoß, da ließ ich meinen Thränen freyen Lauf, und drückte Reginens harte Hand voll Dankbarkeit über ihr Lob und voll Freude über mein unaussprechliches Glück.

Mit der sinkenden Nacht kamen wir in die Stadt zurück. Noch regte sich auf den Straßen vieles Leben von Fußgängern, Wagen und Reitern, die den heitern Tag auswärts genossen hatten, oder noch im Sternenschein lustwandelten. Wären alle diese Menschen, sagte ich zu mir selbst, so glücklich wie ich, so wäre das ein Himmel auf Erden, und die Seligkeit finge schon hier an. — Indem ich aber noch so dachte, und mich dieses Gedankens erfreute, rauschte mir aus einem hell erleuchteten Hause ein wildes Jauchzen, mit Tanzmusik untermischt, entgegen, und fast in demselben Augenblicke stürzten aus der weitgeöffneten Thür zwey Menschen in heftigem Zank und

Handgemeng heraus, und setzten auf der offnen Straße ihren Kampf unter wüsten Schimpfworten fort. Eine Menge von Zuschauern strömte sogleich herbey, und schien sich an der Wuth der Raufer zu freuen; wir aber eilten bestürzt unsrer stillen Wohnung zu, wo sich nichts mehr regte, als aus der Ferne die Flöte eines Nachbars, der am Fenster den Sternen sein Abendlied bließ. Still sang ich die edle Weise in meinem Innern mit, und es war mir, als ob die Sterne heller leuchteten, und der Himmel mit allen seinen Augen die Freude meines glücklichen Herzens beschaute. Jetzt stieg auch der Mond über die Dächer, und überzog die Fenster des gegenüberliegenden Erkers — sonst Sebastians Wohnung — mit seinem Silberglanz. Ich hatte das so oft gesehen; aber jetzt glitt mit diesem milden Lichte jede Erinnerung an die vergangene Zeit, an meine stille Jugend, und an Sebastians erstes Nahen in mein beweg-

tes Herz; die glückliche Vergangenheit umschlang die glücklichere Gegenwart, und aus beyden schien eine frohe Zukunft voll milder Frühlingstage und mondheller Sommernächte aufzublühn. Und Gott sey gedankt! diese Hoffnungen eines gerührten und glücklichen Herzens sind nicht unerfüllt geblieben. Eine lange Reihe von Jahren liegt zwischen heute und jenem seligen Abend; längst hat die Zeit die Blüthen meiner Jugend abgestreift; mein Auge ist trübe geworden, und mein Haupt neigt sich der Erde zu; aber immer sehe ich noch mit überströmendem Dank in die hellen Tage meines Brautstands und meiner Ehe zurück, die in ihrer weiten Entfernung doch nicht weniger klar vor meinen Augen liegen, als die Landschaft von Mainau im Glanze des unvergeßlichen Tages, den ich eben beschrieben habe. Zwar erheben sich in diesem Blumengefilde einer glücklichen Zeit zahlreiche Gräber theurer und gelieb-

ter Menſchen, und der Mann, deſſen edle Liebe die unerſchöpfliche Quelle meines Glückes war, ſchlummert lange ſchon in dem Schooße der Erde dem ſeligen Tage einer endloſen Wiedervereinigung entgegen. Der bittre Kelch der Leiden iſt nicht bey mir vorübergegangen; aber Gott, der mir die Leiden geſendet hat, hat mir auch immer eine Quelle des Troſtes und der Heiterkeit in ihnen eröffnet, die erquickender iſt, als die eitlen Genüſſe des alltäglichen Weltlaufs. Das trauernde Gemüth iſt dem Himmel näher, der uns nicht ohne Schmerzen von der Erde löſen kann; aber den Thränenthau dieſer Schmerzen umzieht der wunderbare Glanz überirdiſcher Farben, wie oft der ſterbende Menſch himmliſche Harmonien vernimmt, die ihn die Dornen ſeines Sterbebettes vergeſſen laſſen. So ſind mir auch die Tage der Trauer heilſam geworden; ich habe Gott nicht weniger für ſie danken können, als für die Tage mei-

nes Glücks; und nie ist die innere Freudigkeit meines Herzens auf lange Zeit unterbrochen worden. Noch jetzt, in meinem hohen Alter, ist diese Freudigkeit überwiegend in mir, und überzieht, wenn ich auf die Vergangenheit zurückblicke, auch die dunkelsten Stellen derselben mit einem milden und erquickenden Lichte.

* * *

Vier Wochen nach jenem Sonntage war meine Hochzeit. Sie mag wohl eine der stillsten gewesen seyn, die seit langer Zeit in der Stadt begangen worden waren, aber zuverlässig auch eine der glücklichsten. Mein Vater war den ganzen Tag in einer festlichen Stimmung, wie ich fast nie an ihm gesehen hatte. Die Freude strahlte in seinen Augen, die unablässig den geliebten Eidam suchten, und wenn sie auf mich fielen, mir zu sagen schienen: Du hast das beste Theil erwählt. Bey Tische sprach er viel, nicht ohne große Bewegung, von sei-

nen Eltern, von seiner eignen engen und gedrückten Jugend, und der Vernichtung seiner liebsten Wünsche. Mit groſser und inniger Liebe dachte er seiner guten und frommen Mutter, und der Freundlichkeit, mit der sie ihm oft, wenn er ganz niedergebrochen gewesen, wieder aufgerichtet und gestärkt habe, und verweilte mit Wehmuth bey der Erinnerung an die kleinen Sonnenblicke, welche die Freude in sein engumbautes Leben geworfen hatte. „Die Jugend des Menschen, sagte er unter andern, hat eine höchst wunderbare, fast unverwüstliche Kraft. Wenn die Wellen der äußern Noth auch noch so hoch gehn, immer bietet ihr die Hoffnung die Hand, und hält sie empor, und es ist kein Kerker so fest, durch den sie nicht mit einem ihrer Strahlen dränge. So dunkel es auch meist um mich her war, so war doch immer Eine lichte Stelle in meinem Herzen, auf die ich meine Blicke heften konnte, und in der mir, wenn ich

so über mir selbst saß, eine Zauberwelt von Farben und Gestalten aufblühte, bey deren Anblick ich alles Jammers und aller Noth vergaß. Zu meinen ersten Kinderjahren waren es die Blumen, die ich aus Saamen in Scherben zog, und deren Gedeihen ich durch alle Stationen ihres kurzen Daseyns mit unglaublicher Theilnahme begleitete; etwas später hin war es die Schule, nach der ich als nach der Pforte eines Paradieses sah, und endlich das geistliche Lehramt, die Kanzel und eine Gemeinde. Nur Einiges ist mir von diesen Hoffnungen in Erfüllung gegangen. Es muß auch gut gewesen seyn. Hab' ich nicht auf die Weise, wie ich wünschte und hoffte, in dem Weinberge Gottes arbeiten können, so hat mir die Vorsehung doch oft andre Gelegenheiten dargeboten, nach meinen Kräften nützlich zu seyn. Ich erkenne auch dieses mit Dank, und da du, mein Sebastian, jetzt den Weg gehst, der mir

verschlossen worden ist, so fühl' ich mich dadurch wie verjüngt, und es ist mir eben, als ob jetzt, da ich dem letzten Ziele schon so nahe stehe, meine eignen Wünsche in Erfüllung gingen." — Bey diesen Worten legte er die Hand auf Sebastians Schultern und fuhr fort: „Ich vermache dir alle Wünsche, Hoffnungen und Vorsätze meiner Jugend, als das einzige Erbtheil, das ich dir, nebst meiner Tochter, hinterlassen kann. Wenn du das ausführst, was ich mir in meinen heiligsten Stunden vorgesetzt hatte, so bist du ein gesegneter Mann, und deiner Gemeinde ein treuer Hirt." — Sebastian, durch diese Wendung überrascht, ergriff die Hände meines Vaters mit seinen beyden und sagte: „Ich nehme dieses Vermächtniß mit nicht geringerer Freudigkeit an, als mit der ich Eure Tochter empfangen habe. Habt Ihr mir nicht von Jugend an als Muster vor Augen gestanden? Habt Ihr mich nicht in

allem Guten gefördert? Und bin ich nicht jetzt mehr als je verpflichtet, alle Kräfte aufzubieten, um Euch nachzueifern, und Eure frommen Wünsche zu erfüllen, da ich Euer Sohn bin, und Ihr mein Vater seyd? Glaubet mir nur, ich werde nie Eure Lehren vergessen, und unter Gottes Beystand, wird mir Euer köstliches Erbtheil nicht ohne Früchte bleiben."

Meine Mutter verlor kein Wort des geliebten Eidams. Ihr Herz erweiterte sich einer frommen und andächtigen Freude, und so wehmüthig ihr die bevorstehende Trennung war, so vergaß sie doch Alles über den Reden der Männer. „Es ist wohl wahr, sagte sie, als diese schwiegen, daß die besten Wünsche der Menschen und die Wege des Himmels oft gar weit von einander gehn, und daß von dem, was sie erwarten, vielmals das Gegentheil geschieht. Ich weiß auch davon zu sprechen, wie der Vater. Zuletzt aber gereicht doch

Alles zum Segen, und man sieht, daß es Gott, auch bey der Versagung unsrer Wünsche, gut mit uns gemeint hat."

Da Sebastian nichts von der frühern Geschichte meiner Mutter wußte, so bat er sie darum, und sie weigerte sich der Erfüllung seines Wunsches nicht. „Wer spricht nicht gern von seiner Jugend, sagte sie, wenn er willige Zuhörer findet? und bey der Hochzeit seiner Kinder denkt gewiß Jeder an die eigne, wenn sie ihm Glück und Segen brachte."

„Meines seligen Vaters Gedanken, fuhr sie fort, waren ganz auf weltliche Geschäfte gerichtet, und sein einziger Wunsch war, eine von ihm angelegte Waid-Fabrik in rechten Schwung zu bringen. Da es ihm aber an Mitteln dazu gebrach, sah er es gern, daß der Sohn eines reichen Nachbars, der auch Kaufmann war, die Augen auf mich warf. Mir gefiel zwar dieser Freyer keineswegs; meiner seligen Mutter

auch nicht recht; da aber mein Vater ganz in dem Gedanken lebte, mit Hülfe eines reichen Schwiegersohnes seinen Lieblings-Entwurf zu Stande zu bringen, und sich Tag und Nacht mit diesem Plane beschäftigte, so gab ich ihm nach, und suchte mich zu bereden, daß das, was mein Vater für ein so großes Glück hielt, auch das Meinige werden könnte. Die Besuche des jungen Mannes wurden immer regelmäßiger, die Aufmerksamkeit auf mich immer deutlicher. Wir konnten täglich einer Erklärung entgegensehn, und während ich bey dem Gedanken an eine solche Entscheidung fast vor Angst starb, ließ meinen armen Vater die Ungeduld der Erwartung keine Ruhe. Da geschah es nun, daß gerade in dieser Zeit eine fremde Familie hierher zog, die, ihrem Aufwande nach, sehr wohlhabend seyn mußte. Sie hatten einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn knüpfte Umgang mit meinem vermeintlichen Freyer an, zog ihn

in sein Haus, und machte ihn mit seiner Schwester bekannt, die ehemals hübsch gewesen seyn mochte, jetzt aber nicht mehr in ihrer Blüthe stand. Bald wurden nun die Besuche unsres Hausfreundes seltner und immer seltner; endlich blieb er gar aus, und wir erfuhren, daß er mit der Fremden versprochen sey. Diese Nachricht wirkte verschiedentlich auf uns. Mich befreyte sie von einer Angst, deren Größe ich erst in dem Augenblicke der Befreyung recht fühlte: meine Mutter meinte, daß an einem so wankelmüthigen Freyer wenig verloren sey, und dankte Gott im Stillen für seine Entfernung; mein Vater aber, der seine Hoffnungen vernichtet, und sein Gebäude von Glück und Reichthum zerstört sah, gerieth in heftigen Zorn, weniger gegen den Wankelmüthigen, als gegen uns, die er beschuldigte, allzu große Gleichgültigkeit gegen den jungen Freyer gezeigt, und dadurch seine Erklärung verzögert zu ha-

ben. Von diesem Tag an war ihm sein ganzes Geschäfte verhaßt; er ging tiefsinnig umher, verlor den Schlaf, und wurde nach Verlauf von achtzehn Monaten — die wahl die traurigsten meines Lebens gewesen sind — auf das Krankenbett geworfen, das er nicht mehr verließ. Nach seinem 'Todte gerieth' meine Mutter in die größte Noth. Von allen Seiten meldeten sich Gläubiger, die auf Bezahlung drangen, während sich die Schuldner ruhig verhielten und auf Erinnerung warteten. Nun waren aber die Geschäfte meines Vaters durch seinen Trübsinn und sein langes Krankenlager in die größte Verwirrung gerathen. Niemand konnte sich in seine Bücher finden, und mein Oheim, der auch eine Forderung hatte, und sich der Sache anzunehmen versprach, verlor gleich in den ersten Tagen so die Geduld, daß er sich mit der Erklärung aus dem Geschäfte zog, es bliebe uns nichts übrig als Schulden, und wir müß-

ten unſre Grundſtücke losſchlagen, ehe die Gant über uns verhängt würde. — Mein Oheim war ein ſehr harter Mann, und die Beſorgniß eines perſönlichen Verluſtes hatte ihn noch härter gemacht. Als daher meine Mutter und ich in Thränen zerfloſſen, ſagte er: Was nützt das Heulen? Das Unglück iſt, wenn einer ſo hoch hinaus will, wie mein Bruder ſeliger. Ihr hättet ihn abhalten ſollen. Jetzt bleibt Euch nichts übrig, als eine Stelle im Hospital; und die Sabine muß in Dienſte gehn, je eher je lieber. Hört Ihr! Je eher, je lieber! und allen ſtolzen Gedanken den Abſchied gegeben!

Mit dieſen harten Worten verließ uns der Oheim. Wir badeten uns in Thränen; alle unſre Kräfte waren durch Jammer und Schrecken gelähmt. In dieſer ſchrecklichen Stunde tratſt Du bey uns ein. Dein Anbringen war freylich nicht tröſtlicher als das der vielen andern, die uns in jener Zeit

durch ihre Erſcheinung ängſtigten; denn die Armencaſſe hatte auch eine Forderung an uns; aber wie ſchonend richteteſt Du Dein Geſchäft aus! Du ſahſt wohl auf den erſten Blick, wie es mit uns ſtand; und als meine Mutter auf Deinen Antrag erwiederte, ſie wiſſe nicht, ob ſie im Stande ſeyn werde, ihre Verpflichtungen zu erfüllen; ihre Sache ſey nicht in Ordnung; da fragteſt Du eben ſo beſcheiden als theilnehmend, ob ſie denn auch Jemanden zur Hand habe, der im Rechnungsweſen hinlänglich erfahren ſey? Was Du damals ſo aus gutem Herzen ſagteſt, daß man bey ſo vielverwickelten Geſchäften von der genaueſten Unterſuchung niemals den Stand der Sachen beurtheilen könne; das gab uns einen Schimmer der Hoffnung, und eine leiſe Ahndung ſagte mir, daß uns die Hülfe von Dir kommen könnte. Und ſo war es auch. Nie werde ich die Stunde vergeſſen, wo Du nach Monatlanger Anſtrengung

und unendlichen Gängen und Wegen mit verklärtem Angesichte bey uns eintratst, meiner Mutter den Abschluß der Rechnung vorlegtest, und ihr bewiesest, daß nach gewissenhafter Abzahlung aller Schulden noch ein Capital übrig bleibe, das zu unsrer Erhaltung hinreiche. Nach so vielen traurigen Monaten war das ein glücklicher Tag, der allen unsern Kummer in Vergessenheit brachte; und Du, dem wir ihn dankten, der uns in den Stand setzte, unser Haupt wieder aufzurichten, und unsern Gläubigern getrost in die Augen zu sehn, erschienst uns nicht anders als ein Engel, den Gott zu unserer Rettung gesendet habe. Nur das Eine drückte uns, daß wir kein Mittel ersinnen konnten, Dir unsre Dankbarkeit zu beweisen, oder die unendliche Mühe zu lohnen, mit der Du aus reinem guten Willen für das Wohl unbekannter Menschen gearbeitet hattest. Da gab Dir Gott den Gedanken ein, um mich zu werben; und

ich kann jetzt wohl gestehen, daß mich die erste Anfrage, die Du so von fern an uns thun liessest, mit einer Freudigkeit erfüllte, wie ich nie in meinem Leben gefühlt hatte. So erkannte auch meine Mutter in Deiner Liebe zu mir eine Fügung des Himmels, die uns in den Stand setzte, uns Dir für den ganzen Rest unsers Lebens dankbar zu zeigen. Gott hat diesen Bund gesegnet, setzte meine Mutter lächelnd hinzu, und ich denke, es hat weder Dich, noch mich gereut ihn geschlossen zu haben." —

Der Vater, dem bey dieser Erzählung die Freudenthränen in die hellen Augen getreten waren, fuhr in der Erzählung fort: Ich hab' es Dir wohl schon mehrmal gesagt, daß, da ich zum Erstenmal bey Euch eintrat, und Du vor Deiner Mutter auf der Fußbank saßest, ihre beyden Hände hieltest, und sie mit Deinen Thränen benetztest, mir gleich das Herz schlug, und ich dachte: Wenn Du doch die armen tief-

betrübten Leute trösten könntest! Du hattest mir gleich beym ersten Anblick Augen und Herz entwendet, und je öfter ich Dich wiedersah, wurdest Du mir jedesmal lieber, durch Dein Schweigen, wie durch Dein Sprechen — denn Du warst immer schüchtern und still, recht, wie es einer Jungfrau geziemt; und mit immer neuer Lust — und erkannte ich Dein frommes, liebendes Herz in tausend kleinen Zügen, die der aufmerksamen Neigung nicht entgehn, aber nicht wiedererzählt, oder beschrieben werden können. Wenn Du und Deine gute Mutter — auch eine recht ehrenwerthe Frau aus der alten guten Zeit — wenn Ihr gewußt hättet, mit welcher Lust ich für Euch arbeitete, und welche Freude mir jede Euch günstige Entdeckung, jeder kleine Posten machte, den ich unter die Activa eintragen konnte, und als die Wahrscheinlichkeit immer höher stieg, daß Niemand etwas einbüßen würde, — Ihr hättet nicht von Dank gesprochen;

denn ich war es, der Euch zu Dank verpflichtet war. Sorgen und Kummer hab' ich indeß damals auch genug gehabt. Nachdem ich Euch die berichtigten Rechnungen in die Hände gelegt hatte, und Ihr nun meiner Hülfe nicht mehr bedurftet, und Wochen hingingen, ohne daß ich Etwas von Dir sah, und mir doch der Wunsch, Dich zur Meinigen zu machen, keine Ruhe ließ — da war mir oft das Leben zur Last, und ich wußte nicht, wohin ich mich wenden sollte. Denn woher hätte ich wissen können, daß mir Deine Neigung entgegenkäme? Da fuhr mir in einer schlaflosen Nacht, ich weiß selbst nicht wie, der Gedanke an meinen guten Rector durch den Sinn, und daß er Dein Pathe sey, was ich bey Eurem Geschäfte erfahren hatte. Der Mann war jetzt ausgedient und steinalt; aber mit dem Gedanken an ihn wuchs mir das Vertrauen, und ich konnte kaum den Morgen erwarten, um zu ihm zu gehn.

Da fand ich nun den alten, ganz zusammengekrochnen Mann in einer kleinen, schwarzgeräucherten Stube, die sie ihm als Emeritus im Rectorate gelassen hatten, an einem grünbeschlagenen Tischchen, wie sonst, und in einem abgetragenen schwarzen Rocke, den er, wie sonst, um des Anstandes willen, und jetzt noch aus alter Liebe zu seinem ehemaligen Amte, den ganzen Tag nicht ablegte. Blaß und abgezehrt saß er auf seinem lebernen Lehnstuhle, den er seit funfzig Jahren nie gewechselt hatte, und schrieb mit zitternder Hand Cicero vom Alter ab, ein Buch, sagte er, an dem er Zeit seines Lebens große Freude gehabt, und dessen Inhalt sich jetzt recht eigentlich für einen Mann seines Alters eigne. Er zeigte mir seine Arbeit nicht ohne Wohlgefallen, weil sie doch so reinlich und leserlich ausfalle, was ihm auch gar nicht sauer werde. Viel anderes als abschreiben, sagte er, könne er jetzt in literis freylich nicht mehr thun;

doch wolle er auch als rector emeritus nicht ganz unnütz seyn, und habe deshalb seine sämmtlichen Abschriften, unter denen sich die besten autores classici befänden, der Schulbibliothek zu Vermehrung ihrer Manuscripte vermacht. — Das Herz schwoll mir in der Brust, da ich den trefflichen, hochverehrten Mann vom Alter so niedergebrochen und fast kindisch sah, so, daß er von den Todten sprach, als ob sie noch lebten, bekannte Menschen unter einander verwechselte, — wie er mich denn auch einigemal Enfebius nannte — und mit Mühe nur das fest hielt, was ihm die alte, bessere Zeit vor die Seele führte. Ich mußte mich zusammen nehmen, um ihm die Veranlassung meines Besuches verständlich zu machen, und da er sein Gehör fast ganz verloren hatte, mußte ich ihm die Sache mehr als Einmal sagen. Nachdem er aber mein Anbringen gefaßt hatte, da war es rührend die Freude des Mannes zu sehn,

in welchem jetzt mit Einemmal alle Liebe, die er in alten Zeiten zu mir getragen, mit neuer Kraft und Lebendigkeit zu erwachen schien. Sitzen konnte er nicht bleiben. Mit den zitternden Händen auf den Tisch gestützt, sagte er: „Diesen Gedanken, mein Sohn, hat dir Gott geschickt. Meine Pathe Sabine ist das frömmste Kind im Lande, und wird, wie ihre Mutter, in dieser ausgearteten Zeit die Zierde ihres Geschlechts seyn. Da Du mich nun zu Deinem Freywerber erlesen hast, so will ich mich der Sache mit allem Eifer unterziehen. Denn ob ich es gleich selbst für anständiger gehalten habe, um in der Verwaltung meines Amtes weniger gestört zu werden, im Cölibate zu bleiben — wie auch mein gelehrter Freund Arletius, und viele andre meines Standes gethan — so habe ich doch zu allen Zeiten dem heiligen Ehestande das Wort geredet, und ihn bey andern aus Kräften befördert. Die Werbung soll also

noch heute in Gottes Namen unternommen werden. Freylich würde es sich wohl geziemen, mich selbst in das Haus der Erwählten zu begeben; aber ich habe schon seit Jahren das Schulhaus nicht mehr verlassen, da ich, um dem Gottesdienste beyzuwohnen, nicht über die Straße zu gehen brauche. Ich werde aber die Mutter zu mir einladen; und wenn mir, setzte er lächelnd hinzu, noch ein Rest der alten Eloquenz übrig geblieben ist, so hoffe ich, mein Sohn, daß die Antwort zu Deinen Gunsten ausfallen soll."

Ob mich nun gleich der theure Greis mit so guten Hoffnungen entließ, so war ich doch nichts weniger als getrost, und konnte den ganzen Tag nichts thun und denken, als meine Bewerbung um Dich. Gegen Abend bekam ich ein lateinisches Briefchen vom Rector, worin er mir meldete, die Sache sey unter guten Vorbedeutungen angefangen; die Mutter sey mir von ganzem

Herzen ergeben, und habe ihm vertraut, daß, allen Anzeichen nach, auch das Gemüth ihrer Tochter, seiner Pathe, mir nicht fremd und abgeneigt sey. Das Gewissere sollt ich in den nächsten Tagen vernehmen. —

Und wie war es, fiel meine Mutter ein, dem guten Rector ergangen? Als er den übernommenen Auftrag ausrichten wollte, konnte er vor großer Begierde kaum Worte finden; und da er nach gemachter Einleitung auf die Hauptsache kam, war ihm der Name des Bewerbers entfallen. Er gerieth darüber in große Bestürzung, suchte und suchte, aber immer umsonst, bis ihm meine Mutter, der das Rechte ahndete, selbst darauf half. Ich werde nie vergessen, wie gerührt meine Mutter nach Hause kam über die grosse Liebe, die der alte Mann zu Dir bewiesen hatte; und ob es schon dieses Zeugnisses nicht bedurfte, so war es doch eine erfreuliche Zugabe zu dem, was

wir schon selbst wußten. Du weißt, daß ich nicht lange mit meiner Antwort zögerte, und es Dir, bey aller meiner Schüchternheit nicht verbarg, daß Du der Mann nach meinem Herzen seyst.“ —

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen verfloß der glückliche Tag, der mich mit meinem Sebastian vereinigte, und aus den Thränen, die wir dazu weinten, blühte uns eine Ernte von Freuden auf, für die es mir an Worten gebricht. Zwey Tage nach der Hochzeit zogen wir in Mainau ein. Bey diesem neuen Abschnitte meines Lebens, der die Geschichte meines Ehestandes enthält, würde ich, wenn ich für die Welt schriebe, meine Feder niederlegen müssen, da das Glück eines Ehepaars für das Publicum so wenig Interesse hat, daß ja meist jeder Roman und jedes Schauspiel bey der Heirath zu enden pflegt. Aber ich schreibe für Euch, meine geliebten Kinder und Enkel; und da ich weiß, daß Eure

Liebe auch den unbedeutenden Ereigniſſen meines Lebens eine Wichtigkeit gibt, die ſie an ſich nicht haben, und daß ihr in den Bildern meines häuslichen Glücks das Eurige mit Freuden erkennt, ſo werde ich ohne Bedenken in der Weiſe, wie ich bisher gethan, fortſchreiben, und dasjenige in meinem Gedächtniſſe aufſuchen, wovon ich hoffen darf, daß es Euch erfreuen oder erbauen wird.

* * *

Der Tag unſers Einzugs in Mainau war aus mehr als einem Grunde für die Gemeinde ein Feſttag. Seit mehrern Wochen hatte der glühende Himmel wolkenlos über der Erde gelegen, und ein unaufhörlicher Oſtwind ſie bis in die Tiefe hinab ausgeſogen. Die Wieſen fingen an zu gelben; das Laub der Bäume hing welk herab; überall war der Boden geborſten oder in Staub aufgelößt. Da zog endlich in der Nacht ein Gewitter auf; der Him-

mel goß ſeinen Segen auf das durſtende Land, und als die Sonne über die Berge ſtieg, und die abziehenden Wolken mit ihren Strahlen vergoldete, zeigten ihr die Bäume ihre erfriſchten Kronen; die grünenden Halme erhoben ſich, und in den Tropfen, die an ihnen hingen, glänzte die Farbenpracht des friſchen, erquickten Morgens. Auch in die Menſchen war ein neues Leben gekommen. Nur frohe Geſichter begegneten uns auf dem Wege, und die Meiſten machten ihrer Freude auch in Worten Luft, indem ſie uns nach dem Morgengruße zuriefen: Das war ein geſegneter Regen! — oder: Gott Lob, nun iſt die Ernte geborgen! und was dergleichen Ausrufungen mehr waren, die wir aus herzlicher Freude als glückliche Vorbedeutungen zu unſern Einzug betrachteten.

Wir waren kaum angekommen, und ich hatte noch nicht Zeit gehabt, die Einrichtung der Küche und die Anordnung des

Geräthes im Hause zu mustern, als die Vorsteher der Gemeinde erschienen, uns zu begrüßen, und mit Erwähnung der frohen Hoffnungen, die ihnen der so lang gewünschte Regen gegeben, uns einige Geschenke anzunehmen baten, die sie aus guter Meinung und wahrer Liebe brächten. — Hinter den Rednern stand auch schon ein Zug von jungen Burschen, die eine Kuh an zwey Blumenschnuren führten, die an den vergoldeten Hörnern befestigt waren. Ein Kalb, mit einem Blumenkranze um den Hals, folgte nach, und eine Ziege, über und über mit Epheu behangen, machte den Beschluß. Und nachdem diese Thiere in die reinlichen Ställe gebracht, angebunden und mit reinlichem Futter versorgt waren, näherten sich die Frauen in ihren Sonntagskleidern. Die erste trug ein neues zierliches Spinnrad vor sich her, an dem sich ein riesenmäßiger Rocken von dem weissesten Flachse, wie ein Thurm erhob, mit

einem glänzenden seidenen Bande umwunden, dessen Enden lang in die Luft wehten; die nächste übergab eine Weise, auf welcher feines Garn aufgewunden, und ebenfalls mit seidnen Bändern umschlungen war; dann Flachs in Menge von der besten Art und auf das sorgfältigste zubereitet. Den Beschluß machte eine zierliche Wiege, die sinnvoll mit weißen und Feuer-Lilien, Rosen und Passionsblumen bedeckt war. Nach den Frauen traten die Mädchen auf. Die meisten dieser Kinder waren hübsch, einige schön zu nennen; wie denn auch noch jetzt Mainau den Ruhm genießt, die kräftigsten Männer und nettesten Frauen zu erziehn. Alle waren in blanke Mieder gekleidet, die sich in gefalteten Krausen knapp unter dem Kinne anschlossen. Die langen, hoch über den Hüften gegürteten Röcke waren von hellen Farben, und in zahlreiche Falten gelegt. Ihre runden Köpfchen umwanden vielfache Zöpfe,

die mit rothen Bändern durchflochten waren; und jede trug einen bedeckten Korb auf dem Kopfe. Die beyden Führerinnen, zu denen man die schlanksten und blühendsten gewählt hatte, setzten ihre Körbchen zu meinen Füßen nieder, und als sie die Deckel lüfteten, schauten zwey stattliche Hennen heraus, die brütend auf ihren Nestern saßen. Auch in den übrigen Körben waren Hennen, wohlgenährt und von mannichfaltigen Farben; aber aus dem letzten, den ein zehnjähriges, rothbäckiges, schwarzäugiges Mädchen trug, erhob ein prächtiger Haushahn den blutrothen Kamm, stieg, so bald er sein Gefängniß geöffnet sah, auf den Rand, krähte zum allgemeinen Ergötzen der ganzen Versammlung dreymal mit den Flügeln schlagend, und nahm sogleich keck und wohlgemuth von seinem neuen Gebiete Besitz. — Ich war vor Freude außer mir, und ich glaube nicht, daß die Aeltermutter des Menschengeschlech-

tes in ihrem Paradieſe glücklicher hat ſeyn können, als ich es war. In meinem Entzücken fiel ich den Ueberbringerinnen um den Hals, drückte Jeder die Hand, dankte Jeder, und bey jedem wiederholten Beſehn und Muſtern kam mir mein Reichthum herrlicher und überſchwenglicher vor. —

Wer von Jugend auf Alles gehabt und Alles beſeſſen hat, wie es wohl in reichen Häuſern zu ſeyn pflegt, kann ſich keinen Begriff von dem Glücke eines Mädchens machen, das ſich zum erſtenmal in dem Beſitze eines eignen Hausweſens ſieht. Zwar war das Geräth, das jetzt Stuben und Küche ſchmückte, nicht viel anders, nur neuer, als was ich auch zu Hauſe gehabt hatte; aber es war mein, es war mir übergeben als Eigenthum, es war meiner Sorgfalt und Obhut anvertraut. Ich ſah es alſo mit andern Augen an; es war mir lieber, und ſeine Erhaltung lag mir mehr am Herzen. Das Erſte alſo, was

ich that, nachdem mich die freundlichen Landleute wieder verlaſſen hatten, war, daß ich vom Boden bis zum Keller, in der Küche, im Hofe und im Stalle Alles muſterte, und mich mit allen Schätzen meines neuen Reiches bekannt machte, während mein Sebaſtian ſeine Studirſtube ordnete, und einen weißen Bogen zurecht ſchnitt, welcher die Predigt für den nächſten Sountag aufnehmen ſollte. So wie an dieſem erſten Tage, ſo war auch in der ganzen übrigen Zeit unſer beyder Geſchäfte getheilt. Die Wirthſchaft des Hauſes war ganz in meine Hände gelegt, wie es, denk' ich, auch in jedem beſchränkten Hausweſen ſeyn ſollte; nur an der Bearbeitung des Gartens und an der Bienenzucht nahm Sebaſtian als an einer für ihn paſſenden Erholung Theil. Alle ſeine übrige Zeit widmete er den Geſchäften ſeines Amtes, und wenn dieſe verrichtet waren, den Studien. Nie wurde er müde Unterricht

zu suchen, um sein Wissen zu befestigen und zu erweitern, weil, wer nicht zulernt, wie er sagte, zurückbleibt. Zwar hab' ich Viele seines Standes kennen gelernt, die von dem Augenblick an, wo sie in das Amt getreten waren, aller weitern Bildung den Abschied zu geben schienen, und jedem geistigen Erwerbe entsagten, um sich nur ganz und ausschließend dem irdischen zu widmen. Wenn sie die nothwendigsten Geschäfte ihres Amtes mit der geringsten Anstrengung und oberflächlicher Eile verrichtet hatten, dachten sie an nichts weiter als an ihr Hauswesen, fuhren auf den Acker, um zu ernten, auf den Markt, um den Ertrag ihrer Ernte umzusetzen, und wandelten sich so, aus Seelenhirten ihrer Gemeinde, zu Käufern und Verkäufern im Tempel des Herrn um. Bey diesem ganz irdischen Treiben, das sich eines Menschen nur gar zu leicht bemächtigt, war es denn unvermeidlich, daß sie an Achtung eben so

viel einbüßten, als ſie an äußern Gütern gewannen; daß ſie in dem ununterbrochnen Verkehr mit Knechten und Mägden, mit Roßtäuſchern, Kornjuden und Viehhändlern die Bildung verloren, die ſie mit in das Amt gebracht hatten; und meiſt die heiligen Pflichten dieſes Amtes nur mit Läſſigkeit trieben. Es wäre deshalb wohl zu wünſchen, daß mit keiner Pfarre ausgedehnte Güter und Grundſtücke verbunden wären; oder, wo dieſes iſt, ſollten ſie doch nicht von den Pfarrer ſelbſt bewirthſchaftet werden. Die kleine Oekonomie aber wird, wie geſagt, in den Händen der Frau am beſten gedeihn. Die liebende Anhänglichkeit an einem gemeinſchaftlichen Eigenthume, die unſchuldige Freude an dem Gedeihen ihrer Mühe, und die emſige Sorge auch um geringe Dinge, ohne die kein Haushalt beſtehen kann, — alles das iſt recht eigentlich in dem Sinne der Frauen gegründet, und mit der Eigenthümlichkeit ihrer

Beſtimmung auf das Innigſte verknüpft. Dieſe Freude an der Wirthſchaft hängt mit der Liebe zur Ordnung und Reinlichkeit zuſammen, die das eigentliche Element des Weibes iſt, und ſie hat vielleicht eben deshalb etwas ſo Erquickliches in ſich, daß ich in den düſtern Tagen meines Lebens, nächſt dem, was mir die Religion bot, nichts gefunden habe, das mich mehr hätte erheitern und meine trüben Gedanken zerſtreuen können, als die unterbrochene Sorge für alle die kleinen, aber dem Ganzen unentbehrlichen Geſchäfte meines weiblichen Berufs. Dieſem widmete ich mich von den erſten Tagen an von ganzer Seele und mit unglaublicher Luſt, und erfuhr ſehr bald an mir ſelbſt, was ich oft von meinem Vater gehört hatte, daß die Zufriedenheit einen Bund mit der Pflicht geſchloſſen, und daß man jene nicht ohne dieſe haben könne. Auch das wurde ich bald inne, daß die regelmäßige Erfüllung der nothwendigen

Pflichten allmählig eine Gewöhnung herbeyführt, die auch das Mühsamste und Schwerste unglaublich erleichtert. Mein Vater hatte mir ein Wirthschaftsbuch eingerichtet, und mich über seinen Gebrauch und die Art der Führung vollständig belehrt. „In Allem, pflegte er zu sagen, was das Mein und Dein betrifft, muß man dem Gedächtnisse so wenig als möglich aufbürden, wenn es auch sonst noch so treu und zuverlässig ist. Kein Hauswesen kann bestehn, in welchem nicht Ausgabe und Einnahme gehörig gegen einander abgewogen ist; um das aber zu können, muß man beyde deutlich vor Augen haben. Dieses ist nur möglich, wenn man das Eine, wie das Andre genau zu Buch bringt. Ein solches Buch wird noch außerdem, wenn es ordentlich gehalten wird, in unzähligen Fällen ein vermittelnder Freund seyn, Streitigkeiten vorbeugen und schlichten, und das Mißtrauen, das schlimmste Unkraut des Lebens, til-

gen.“ — Er führte dann Beyspiele an, wo der häusliche Friede nur aus Mangel eines solchen unbestechlichen Vermittlers gestört, die Ordnung verwirrt, und ohne Absicht, aus bloßer Vergeßlichkeit, großes Unrecht verschuldet worden war. Diese Beyspiele, die meist aus der Nähe und von bekannten Personen hergenommen waren, hatten sich mir tief eingeprägt; ich war fest entschlossen, sie zu vermeiden; und wenn in einer langen Reihe von Jahren der Friede in meinem Hause nie auch nur auf einen Tag gestört worden ist, so verdanke ich dieses unschätzbare Glück zum Theil dem Vertrauen, das Sebastian auf mich setzte, der Zufriedenheit, die er meiner Verwaltung schenkte, und der Sicherheit, in die er sich durch meine Einrichtungen gestellt sah; welches alles aus der gewissenhaften Befolgung der Lehren meines Vaters floß. Ich habe, so viel an mir lag, dieses Glück auch in andere Häuser zu

verpflanzen gesucht; und manches Ehepaar, das meine Vorschläge annahm und befolgte, hat mir den Segen verdankt, den sie davon in ihrem Hause verspürten. Denn immer wird sich die Wahrheit des Spruches bewähren, der von der Hand meines Vaters auf dem ersten Blatte meines Wirthschaftsbuches eingeschrieben stand:

> Ein häuslich Weib ist ihrem Manne eine Freude und schaffet ihm ein ruhiges Leben. Er sey arm oder reich, so ist's ihm ein Trost, und machet ihm fröhlich.

* * *

Unter den Freuden der Honigmonde meines Ehestandes, die vielleicht zu den allerlängsten gehören — denn ich wüßte ihr Aufhören in Wahrheit nicht anzugeben — nehmen die Spatziergänge einen vorzüglichen Platz ein, die wir fast an jedem schönen Abend in den Umgebungen unsers lieben Mainau machten. In den ersten Wo-

chen war faſt jeder Tag durch irgend eine neue Entdeckung bezeichnet; und wir nahmen von jedem heimlichen, anmuthigen Platze, von jeder freyen Ausſicht, jedem Hügel mit froherem Herzen, und gewiß mit größerm Rechte Beſitz, als irgend ein Seefahrer von den Küſten und Inſeln, die er auf fernen Meeren entdeckt. Nie werde ich den ſchönen Abend vergeſſen, wo wir zum erſtenmal das Felſenthal fanden, in welchem wir nachher ſo viele glückliche Stunden durchlebt haben. Wir traten von der Abendſeite herein, als ſchon die Sonne dem Rande der Gebirge zuſchwamm, und ihre goldnen Pfeile auf die rothen Felſenwände ſchoß, deren moosbedeckte Scheitel ſich in der Höhe zu ſuchen ſcheinen, wie ſie ſich denn auch wirklich hier und da durch die Zweige der Buchen, die keck an ihrem Rande ſchweben, freundlich vereinigen. Wie ſich nun der breite Strahl durch das Thal ergoß, warf er, wie zum Ab-

ſchiedsgruße, auf jede zarte Pflanze, die ſich in den Spalten der Felſen gebettet hatte, auf jedes Epheublatt, das ſich an das harte Geſtein drückte und an ihm emporſtieg, auf jedes Wellchen des Baches, der bald eilig, bald zögernd, zwiſchen dem üppigen Mooſe und den Vergißmeinnichtbüſchen rinnt, die goldnen, hüpfenden Funken des erquickenden Lichtes. Sebaſtian pflückte zwey der Blumen, und warf ſie in den Bach, wo er am ruhigſten floß. Lange ſchwammen ſie neben einander, tauchten zuſammen unter, kamen wieder neben einander herauf, und verloren ſich endlich ungetrennt hinter dem Vorſprunge eines Felſens, um den ſich das Waſſer krümmt. Sebaſtian ſah mich an und ſagte: Möchte das unſer Leben bedeuten! — Und eh' er die Worte ausgeſprochen hatte, trat Jemand hinter der hervorſpringenden Felſenecke hervor, und richtete ſeine Schritte nach uns. Es war mein Vater. In ſei-

ner Hand hielt er zwey Blumen, und da meine Augen darauf fielen, sagte er, er habe sie hinter der Felsenecke aus dem Wasser gefischt, wo sie gar einträchtig neben einander geschwommen. — Ich jubelte vor Freude; und nun erzählten wir ihm, daß wir sie in den Bach geworfen, und was wir uns dabey gedacht hätten. Da drückte er sie mir in die Hand, und sagte Amen! und ich hob sie auf, und habe sie bis auf den heutigen Tag unter andern Andenken meiner Jugend bewahrt.

So lange mein Vater noch lebte, pflegte er meist, wenn es die Witterung zuließ, Samstag Abends zu uns heraus zu kommen, und einen Theil des Sonntags bey uns zuzubringen. In der frühern Zeit begleitete ihn auch meine Mutter bisweilen. Späterhin vermochte sie es nicht mehr. Durch diese Besuche wurde uns der Sonntag auf eine doppelte Weise ein festlicher und froher Tag. Mein Vater, welche

ganz in seinem Eidam lebte, in dessen Thun und Gesinnungen er seine eignen Jugendwünsche erneuert, und seine Vorsätze ausgeführt sah, nahm an seiner Amtsführung den lebendigsten Antheil, so daß er immer das Wichtigste mit ihm besprach, und ihm mit seinem Rathe zur Hand ging. So ernst meistentheils die Gespräche der beyden Männer waren, so weiß ich doch nicht, daß sie mir je Langeweile gemacht hätten. Der Antheil, den ihr Gemüth an dem nahm, was sie verhandelten, der Eifer, mit welchem Beyde das Rechte und Wahre suchten, der Durst meines Mannes nach Belehrung, und die ungemeine Klarheit, die mein Vater in jede Untersuchung zu bringen wußte, — Alles das gab ihren Gesprächen ein Interesse und eine Lebendigkeit, die mich auf das lebhafteste anzog, auch wenn der Gegenstand nicht in meinem Bereiche lag. Und noch jetzt denke ich mit unbeschreiblichem Wohlgefallen an die Freude,

die mir in jenen glücklichen Tagen das Zusammenseyn dieser trefflichen Männer gemacht hat, und wie mir oft die Brust zu eng wurde, wenn ich ihren frommen Sinn, den Ernst ihres Strebens, die frohe Heiterkeit ihrer Ansichten, ihre innige Freude an allem Guten, und ihre gegenseitige Liebe und Achtung erkannte. Kaum möchte ein glücklicheres Verhältniß zu denken seyn. Mehr als Einmal sagte mein Vater zu mir, wenn er recht seelenvergnügt neben mir saß, so wie bey einem Gastmale die feinsten und stärksten Weine bis zu Ende gespart würden, so habe ihm auch der Himmel die besten Freuden für sein Alter aufgehoben. — Unser Ehestand, sagte er auch, sey für ihn wie der Hesperus, der seinen Tag zu Grabe führe, und ihn auch noch im Scheiden erquicken werde. — Ein andermal sagte er: Es ist mir wohl oft nicht recht gewesen, daß mir der Himmel den Besitz eines Sohnes versagt hatte. Wer

kann wiſſen, ob er mir Freude gemacht hätte? Nun aber hat er mir durch Deine Wahl einen Sohn zugeführt, wie ich mir ihn kaum zu wünſchen gewagt hätte. — Nicht weniger glücklich fühlte ſich Sebaſtian durch die Liebe, die ihm mein Vater bewieß. „Dein herrlicher Vater, ſagte er oft zu mir, iſt warlich wie ein guter Geiſt, deſſen bloße Gegenwart ſchon das Gemüth erhebt und reinigt. Ich wüßte nicht, wie in ſeiner Nähe, ich will nicht ſagen, ein böſer, aber nur ein gemeiner Gedanke aufkommen könnte. Das, was er ſagt, ſcheint oft ſo ſchlicht; aber es iſt, wie ein Waſſer, das um deſto heller ſcheint, je tiefer ſein Grund iſt, und immer mehr zu denken gibt, je länger man darüber ſinnt. Nie bin ich mit ihm zuſammen, ohne lebendig angeregt und in guten Vorſätzen beſtärkt zu werden, und nie verlaſſe ich ihn ohne den Wunſch, mich ſeiner Liebe und ſeines Beyfalls immer würdiger zu machen. Wahrhaftig, ein

solcher Mann ist für Jeden, der ihm angehört, eine durchaus unschätzbare Himmelsgabe. Möge ihn Gott uns noch lange erhalten!"

Wie diese Aeußerungen der beyden Männer, die meinem Herzen so theuer waren, mich erquickten, wie sie das Glück meines Lebens erhöheten, kann ich nicht beschreiben, aber Ihr werdet es in Euerm Gemüthe fühlen.

* * *

Da ich oben gesagt habe, der Sonntag sey uns auf eine doppelte Weise ein festlicher Tag gewesen; so muß ich um desto mehr etwas zur Erklärung dieses Ausdrucks hinzufügen, da ich dadurch die Denkungsart meines Sebastian in ein helleres Licht setzen werde. In der That war ihm der Sonntag immer ein festlicher Tag. Die Geschäfte, die er ihm auferlegte, waren seine Lust; und wenn sich auch wohl bisweilen, wie es zur Zeit der hohen Feste in

einer groſsen Gemeinde wohl geſchieht, die Arbeiten häuften, ſo konnte man doch nie einen Verdruß darüber bey ihm wahrnehmen, oder eine Neigung, Etwas von dem, was ihm oblag, zu vernachläßigen, oder von ſich zu ſchieben. Auch bey der größten Erſchöpfung verließ ihn doch die Heiterkeit nicht. Wenn ſeine Amtsgenoſſen in ſolchen Zeiten über die Laſt ihrer Arbeiten klagten, oder ihn auch wohl wegen ſeiner allzugroßen Gewiſſenhaftigkeit verlachten, und ihm mit Rathſchlägen zu Hülfe kommen wollten, wie er ſich die Sache leichter machen könnte, pflegte er ihnen nach ſeiner milden Weiſe zu antworten: „Ich weiß nicht, ob ich von dieſem Rathe künftig einmal Gebrauch werde machen müſſen; aber jetzt bedarf ich es nicht, und ich würde fürchten mein Gewiſſen zu belaſten, wenn ich die Kräfte, die ich noch habe, bey der Erfüllung ſo heiliger Pflichten ſchonen wollte.“ — Die Amtsgenoſſen zuckten zu ſolchen Antworten die

Achseln, nannten ihn unter sich einen Schwärmer, der etwas Besonderes vor andern voraushaben wollte, und fuhren nach ihrer Weise zu handeln fort. — Zu mir aber pflegte Sebastian nach solchen Gesprächen zu sagen: „Die Muße ist schon eine gute Sache für den, der sie verdient hat; aber der Müßiggang bringt keinen Segen. Wenn ich nun auch durch solche Erleichterungsmittel einige Stunden gewönne, wäre dieser Gewinn wohl der Unruhe gleich zu setzen, die der Gedanke vernachläßigter Pflicht verursachen würde? Heißt es nicht in der Schrift: Ob dir's sauer wird mit deinem Ackerwerk, das laß dich nicht verdrießen; denn Gott hat es so geschaffen? Und ein andermal: Willst du Gott dienen, so laß dir's einen Ernst seyn! — Gottlob, es gibt kein Geschäft eines protestantischen Pfarrers, das nicht Verstand und Herz beschäftigte, und ich denke, wir können den großen Reformatoren der christlichen Kirche

unſern Dank für die muthige Verbannung des leidigen Ceremonienweſens nicht beſſer zu erkennen geben, als wenn wir von den uns verliehenen Gelegenheiten, den Saamen des Guten in die Herzen zu ſtreuen, den gewiſſenhafteſten Gebrauch machen. Keiner, der ſein Amt nicht liebt, wird etwas Tüchtiges darin zu Stande bringen, da ja ſelbſt der Handwerker, der nur auf den Erwerb bedacht, ſeine Arbeit ſchnell von der Hand ſchlägt, nie Etwas hervorbringen wird, was ihm und andern Freude macht. Vor allen Dingen aber muß ein Lehrer, mag er nun auf der Kanzel oder auf einem Katheder ſtehn, an dem, was er lehrt, eine lebendige Freude haben; es muß ihm Alles daran liegen, dieſelbe Luſt auch ſeinen Zuhörern mitzutheilen; und wenn ihn dieſer Wunſch recht lebhaft beſeelt, wird er weder Mühe noch Anſtrengung ſcheuen, ja dieſe, wenn ſein Geſchäft in Segen gedeiht, kaum wahrnehmen. Es würde aber ein Wunder

ſeyn, wenn es dem Segen brächte, der es als eine Bürde mit Unmuth trägt; der ſein Tagwerk, wie ein ſchlechter Miethling, nur um des kleinen Lohnes willen thut, oder, wie ein träger Gärtner, die rechte Zeit des Säens und Pflanzens verſäumt. Ein guter Hirt müht ſich früh und ſpät, und führt die Herde ſeines Herrn auf die beſte Weide, ob er gleich für ſeine Perſon keinen Gewinn von ihrem Gedeihen hat; und ein Lehrer des göttlichen Wortes, dem ſo Vieles anvertraut iſt, ſollte läſſiger ſeyn?“

Dieſen Grundſätzen gemäß verwaltete Sebaſtian ſein mühſames Amt mit immer gleicher Freudigkeit. Mit der gewiſſenhafteſten Sorgfalt bereitete er ſich auf jede öffentliche Handlung und jede Predigt vor; aber ob er ſie gleich faſt in allen ihren Theilen ausarbeitete, ſo hat er doch wohl nicht leicht eine Predigt ganz ſo gehalten, wie ſie aufgeſchrieben war. Immer brachte er einige Frühſtunden, vor dem Anfange des

Gottesdienſtes, in ſtiller Sammlung zu, dachte ſeinen Vortrag noch einmal durch, und erfüllte ſein ganzes Gemüth mit der Kraft und dem Umfange der Wahrheiten, die er verkündigen wollte. In dieſen einſamen, ſtillen Stunden, ſagte er, trete ihm Alles erſt recht lebendig vor ſeine Seele; ſeine Gedanken ſchienen ihm dann lebendig entgegen zu treten; der Ausdruck geſtalte ſich beſſer, als auf dem geſchriebenen Blatte, und in der Feierlichkeit, die ihn dann erfülle, daure ihm oft die Zeit zu lang, bis er ſeiner Gemeinde das, was ſein Gemüth ſo bewege, von der Kanzel herab ſagen könne. Auch hörte man wohl, daß das, was er ſprach, aus ſeinem Herzen kam, daß es nicht auswendig gelernte Rede, ſondern in der Form und Weiſe, wie es geſprochen wurde, den Eingebungen des günſtigen Augenblickes gleich zu ſtellen war.

Die Gewohnheit der Sammlung und ſtillen Selbſtbetrachtung vor dem Anfange

des Gottesdienstes war bey Sebastian die Frucht eines widrigen Ereignisses seiner Universitätsjahre. Als er anfing sich auf der Kanzel zu üben, ging er einstmals in der Woche vor dem heiligen Osterfeste auf das Land, mit einem Empfehlungsschreiben an den Pfarrer des Ortes, wo er einen Versuch im Predigen zu machen wünschte. Als er in das Pfarrhaus trat, sah er den Eigenthümer, einen wohlbeleibten und stattlichen Mann, im geistlichen Ornate in der Hinterthür stehen, nach dem Hofe zugewendet, und in heftiger Rede gegen einige Knechte begriffen, die etwas in ihren Geschäften verabsäumt haben mochten. Seine starke Stimme schallte laut durch das ganze Haus; wilde Scheltworte flogen umher, und was etwa den Worten noch an Nachdruck fehlen mochte, ergänzte der Schwung der geballten Faust. Sebastian, über diesen unerwarteten Auftritt bestürzt, war im Begriff sich still zurückzuziehn, um dem

Manne die Beschämung zu ersparen, in die er, seiner Meinung nach, bey dem Anblicke eines fremden Zuhörers gerathen müßte; als sich der Pfarrer umwendete, und noch mit einem Fluche auf den Lippen, mit glühendem Gesicht und gerunzelten Augenbraunen fragte: Was will der Herr? — Sebastian übergab ihm seinen Brief, und da der Pfarrer daraus ersah, daß er in der Absicht käme, ihm eine und die andre Predigt abzunehmen, zogen sich die finstern Augenbraunen aus einander, die Stirn heiterte sich auf, und er sagte ganz freundlich: Sie sollen mir willkommen seyn. Ich wußte auf meine Ehre nicht, wo ich mit aller der Festtagsarbeit zu Rande kommen sollte. Und da muß mir eben noch recht zur Unzeit eine Taufe in die Quere kommen, die ich jetzt gleich abthun muß. — Sebastian folgte diesem Ehrenmanne nach, den sein häuslicher Zorn auch in die Kirche begleitete; wo er den Schulmeister, ich weiß nicht wes-

halb, vor aller Welt auszankte; auf dem Wege nach dem Taufsteine ein kleines, ängstliches Mädchen, das ihm vor die Füße lief, zur Seite warf; und mitten in der Taufhandlung mit einem harten Worte, zornglühendem Gesichte, die halbgeöffnete Kirchthür zu verschließen befahl; und so die heilige Handlung ohne Andacht, ohne Würde, ohne Zufügung eines einzigen, eignen erbaulichen Wortes, mit der größten Eile vollzog. — Bey dieser Gelegenheit und im Angesichte des Altars faßte Sebastian den Entschluß, sich nie der Gefahr auszusetzen, das Heiligste und Unheiligste auf eine so leichtsinnige Weise zu mischen; und sich nie anders als mit einem stillen und gesammelten Gemüthe, und mit frommen, der Handlung angemessenen Gedanken der Verehrung des Höchsten zu nahn. Diesem Vorsatze ist er sein ganzes Leben hindurch unverbrüchlich treu geblieben, und ich kann mit Ueberzeugung sagen, daß die gesegneten Folgen

ſeiner Amtsführung mit dieſer frommen Behandlung ſeines Berufs auf das engſte zuſammenhingen.

* * *

Ich will hier gleich noch Einiges hinzuſetzen, was mir aus Sebaſtians Geſprächen über ſeinen Beruf im Gedächtniß geblieben iſt. „Der Kern und Mittelpunkt des proteſtantiſchen Gottesdienſtes pflegte er zu ſagen, iſt die erbauliche Lehre oder die Erbauung durch die Lehre: und die Gnadenmittel unſrer Kirche nehmen ihre Kraft nur aus der mit ihnen verbundenen, durch göttlichen Segen befruchteten Lehre her. Iſt es nun wohl ein Wunder, wenn die Gottesfurcht ſchwindet, und die göttliche Kraft des Chriſtenthums ſich zu mindern ſcheint, wo die Lehrer ihrer Pflicht uneingedenk, ohne lebendigen Glauben, ohne Liebe und ohne Freudigkeit predigen? Den Glauben, das heißt, die innere Ueberzeugung von der Wahrheit, kann nur der ge-

ben, der ihn selbst hat. Nun ist aber die Wahrheit, die der Prediger den Menschen zu verkündigen berufen ist, so hoch und herrlich, sie ist so sicher in die geheimsten Tiefen des Gemüths gelegt, und führt endlich mit solcher Zuverlässigkeit durch die Klippen des Lebens dem Himmel zu, daß es kaum zu denken ist, wie ein Prediger nicht davon sollte ergriffen werden. Ist er es aber, und hat er jene Tiefen, so weit es menschliche Kraft vermag, mit Eifer und Einsicht durchforscht, so wird auch seine Lehre Früchte tragen. Nur darf keiner hoffen zu ernten, wenn er nicht sät. Die fröhlich grünende Saat und der Reichthum der Ernte blüht nur aus Furchen auf, die der Ackermann tief in die Erde gedrückt und mit seinem Schweiße benetzt hat."

Zu einer andern Zeit sagte er: „Ehedem habe er wohl in der Meinung gestanden, daß der Prediger vorzüglich auf das Gefühl und die Einbildungskraft wirken müsse; aber

die Bemerkungen meines Vaters und seine eignen Erfahrungen hätten ihn eines Bessern belehrt. Klarheit der Einsicht und gründliche Belehrung sey immer das Erste; ohne diese sey das leicht erweckte Gefühl wie ein Blumenduft, den die Lüfte eben so schnell herbeyführten als verwehten, während die Erkenntniß dem gesunden Saamen gleiche, der, wo er hinfällt, Wurzeln treibt und ein neues Leben erzeugt. Erst wenn für Jenes gesorgt sey, habe auch die Belebung des Gefühls einen Werth. Das Gefühl sey dem Regen vergleichbar, der den Boden erweiche, und den Schooß der Erde empfänglich mache; aber der Regen allein befruchte den Acker nicht, und wenn er sich allzureichlich ergösse, verwandle er das Fruchtfeld in einen todten Sumpf, der nur Unkraut und giftiges Gewürm erzeuge. Mit jenem Irrthume verwandt sey der, daß sich der Prediger nur mit reinhimmlischen Dingen, mit der Natur des göttlichen We-

lens, mit den geheimnißvollen Wirkungen der Gnadenmittel, dem Wunder der Erlösung, dem Zustande nach dem Tode, und ähnlichen hohen und geheimnißvollen Dingen beschäftigen, und durch dieselben seine Zuhörer über sich selbst und die irdischen Sorgen empor heben müsse. Der Mensch sey allerdings an den Himmel gewiesen; aber wie er sich nicht einen Fuß breit erheben könne, ohne sich auf den harten Boden zu stützen und von diesem aufzuschwingen, so könne er auch nur durch den rechten Gebrauch des Irdischen zu dem Genusse des Himmlischen gelangen. Mit der ersten Nahrung an der Brust der Mutter sauge das Kind die erste Liebe ein; in dieser ersten Liebe zu den sichtbaren Eltern lerne es die Liebe des unsichtbaren Vaters im Himmel ahnden; und wie er den Beyfall seines leiblichen Vaters durch Tugend und Tüchtigkeit in seinen Arbeiten gewinne, so fühle er sich auch dem unsichtbaren durch

Tugend und Tüchtigkeit näher gebracht. Als der Menſch aus dem Paradieſe vertrieben worden, habe Gott ihm auferlegt, ſein Brod im Schweiße ſeines Angeſichts zu gewinnen; und ſo müſſe auch der Himmel gewonnen werden durch anhaltende Anſtrengung, treue Erfüllung jeder Pflicht, weiſen Gebrauch der Zeit, und durch fromme Ergebenheit in die Opfer und Leiden, die uns der göttliche Wille auferlegt; nicht aber müſſe man ihn erſchwingen wollen auf den Flügeln bequemer Träumerey, und durch ein üppiges Schwelgen in hochmüthigen Phantaſien, die man etwa gar zu dem Range himmliſcher Erleuchtungen erheben wolle. Der Weg zum Himmel werde alſo durch Arbeit gebahnt, nicht durch Müßiggang, von dem die Schrift vielmehr ſage, daß er der Anfang des Laſters ſey. Beten ſey das Bedürfniß eines frommen und liebenden Herzens; aber das Beten an die Stelle der Arbeit ſetzen, und mit Vernach-

lässigung andrer Pflichten, ein Geschäft des Lebens daraus machen, sey eine Verkehrtheit, die weit entfernt die Gottesfurcht zu befördern, sie vielmehr in ihren Wurzeln zerstöre. Der fromme Mensch richte in allen seinen Handlungen sein innres Aug' auf Gott, und mache dadurch sein ganzes Leben zum Gebet; und man könne mit Zuversicht glauben, daß das Auge Gottes mit größerem Wohlgefallen auf dem Sämanne ruhe, der beym Auswerfen des Saamens mit dem Blicke zum Himmel denkt: Gott gebe seinen Segen dazu! als auf dem Mönch, der von Mitternacht bis zum Morgen, und vom Morgen bis zum Abend eine vorgeschriebene Anzahl von Gebeten pflichtmäßig und ohne Erhebung des Gemüths ließt oder absingt.

Diesen Grundsätzen war es angemessen, daß Sebastian in seinen Predigten vor allen Dingen nach Klarheit und Verständlichkeit strebte. Immer sprach er mit der Innigkeit,

welche die Ueberzeugung gibt, oft mit Beredtſamkeit und Feuer, immer aber hielt er ſich fern von Schwulſt und Schwärmerey. Seine Worte waren einfach, aber ihr Sinn tief und ergreifend. Voll des hohen Berufs die frohe Botſchaft der Liebe Gottes unter den Menſchen zu verkündigen, die Gewiſſen zu erwecken, das Gute zu befördern, das Böſe zu bekämpfen, die Leidenden zu tröſten, die Schwachen aufzumuntern, die Frevler zu ſchrecken, betrat er die Kanzel jedesmal mit bewegtem Gemüth. Niemand konnte ihn hören, ohne überzeugt zu werden, daß das, was er ſagte, aus der Tiefe und Fülle ſeiner Ueberzeugung käme, und daß ihm daran läge, dieſe frohe und fromme Ueberzeugung auch andern mitzutheilen. In dieſem Beſtreben vorzüglich, das ſich in Worten, Ton und Haltung zeigte, lag die Kraft ſeiner Rede, die auch den Ungebildeten ergriff, nicht in äußerm weltlichen Schmuck, oder in prunkendem Bilderkram

und eitelm Blumenwerke, womit wohl Mancher seine Rede bestreut, und meint, er mache es gut. — Auch hierinne stimmte seine Lehrart mit der Gesinnung meines Vaters zusammen, welcher oft sagte: Es sey ihm nicht leicht etwas mehr zuwider, als der Prunk, den manche Prediger mit schönen Worten, neumodigen Wendungen, dichterischen Redensarten und allerley Wortspiel trieben. Meist wären es zusammengebettelte Flicken, die von Fern blendeten, aber die innre Blöße und Armseligkeit der Gedanken schlecht bedeckten. Wenn es aber auch vielleicht von besserem Gehalte sey, so sey doch die Schönrednerey, ohne einen tüchtigen Grund und Gediegenheit der Gedanken, ein ganz eitles und weltliches Treiben, das weder Gottesdienst, noch christlicher Unterricht zu heißen verdiene. Denn der diene doch Gott gewiß nicht, der seiner eignen armseligen Eitelkeit fröhne, und unbekümmert um die Früchte seiner Rede, nur auf

die Bewunderung ſeiner Zuhörer aus ſey. Solche Wortdrechsler und Schönredner kämen ihm vor, wie ein wahnwitziger Sämann, der bunte Kieſel oder taube Blüthen auf den Acker ſtreue, und ſich dann wundre, daß ſein Feld nur Dornen und Diſteln trage. Auch werde durch das Trachten nach ſolchem Tande das Herz verhärtet und mit dem Dunſte der Eitelkeit aufgeſchwellt; ein lebendiger Glaube könne daraus nicht hervorgehn.

Es war nun eben ganz vorzüglich das Streben nach Klarheit und Einfachheit, um deſſentwillen er ſeine Predigten auf das ſorgfältigſte ausarbeitete, und meiſt war das, was er darinne ausſtrich und verwarf, ſolcher Schmuck, den wohl Mancher als eine beſondre Zierde ſeiner Rede aufgeleſen hätte. Einen Gedanken zu erweitern und aufzuſchwellen fand er nicht ſchwer, aber ihn ohne Schaden der Deutlichkeit abzukürzen und zuſammenzuziehn; und er meinte, daß

so wie Sparsamkeit mit Geld und Sachen ein Hauswesen befestige, so auch Sparsamkeit mit Worten der Gediegenheit den Gedanken zu statten komme. Wenn ein Gewächs allzu üppig Blätter treibe, so werde nicht viel aus den Blüthen und Früchten; man müsse daher jene wegnehmen und hemmen, um diese zu gewinnen. — Als er einstmals im Drange der Geschäfte genöthigt gewesen war, bey einer Amtshandlung aus dem Stegreife zu sprechen, und ich ihm bemerkte, daß er ja seine Arbeit sehr vermindern würde, wenn er das, was ihm nach meiner Einsicht so gut gelänge, öfters versuchte, antwortete er mir: Er habe eine Versuchung dieser Art wohl selbst schon öfter gehabt, aber ihr immer herzhaft widerstanden, weil so ein Durchbrechen der alten Gewohnheit und Vorsätze leicht weiter führe, als man anfänglich gemeint habe. Dann erzählte er mir eine Geschichte, die ihm jedesmal in den Sinn

komme, wenn ihn die Luſt anwandle, es ſich bequemer zu machen. Jacob Andreä, ſagte er, ein um die Kirchenverbeſſerung hoch verdienter Mann, hatte einſtmals auf dem Lande, ich denke es war in einem Geſundbrunnen des Herzogthums Wirtemberg, vor einer Dorfgemeinde gepredigt. Nach gehaltener Predigt fragte er ſeinen Sohn, welcher dabey gegenwärtig geweſen, und auch ein großer Gottesgelehrter war, was er davon urtheile; und als dieſer, vielleicht nur aus Ehrfurcht vor ſeinem Vater, ſie ſehr erhob, ſagte Andreä faſt zürnend: Wie? ſchämſt du dich nicht auf dieſe Weiſe zu urtheilen? Haſt du nicht meine Angſt wahrgenommen, und mit welcher Ungewißheit und Verlegenheit ich geſprochen habe? Ich, ein Doktor der Gottesgelahrtheit, der ſo vielen Synoden beygewohnt, und vor ſo vielen und großen Männern geſprochen habe, bin einer Ohnmacht nie näher geweſen als heute vor dieſer Gemeinde von Landleuten.

So ſehr hatte mich die göttliche Gnade verlaſſen, weil ich dieſen geringen Haufen verachtete, und mir einbildete, daß es bey ihm keiner beſondern Vorbereitung bedürfe. Laß dich dieſes Beyſpiel belehren. Predige nie vor der Gemeinde Chriſti, wie arm und niedrig ſie auch ſey, ohne vorhergehendes Nachdenken und frommes Gebet. Stets verrichte dein Amt mit Vorſicht und Sammlung. Sonſt wirſt du für das verletzte Heiligthum büßen, wie es mir beynah ergangen wäre.

Und dieſe Geſchichte, ſetzte Sebaſtian hinzu, hat einen ſolchen Eindruck in mir zurückgelaſſen, daß es mir immer iſt, als ſpräche der fromme Andreä zu mir, und richte ſeine warnende Lehre an mich. Dieſe Lehre ſoll bey mir nicht verloren ſeyn.

* * *

Nachdem wir unſre erſten Einrichtungen getroffen hatten, mußten wir an die Be-

ſuche in der Nachbarſchaft denken, mehr um nicht gegen den Gebrauch anzuſtoßen, als aus Verlangen nach neuen Gegenſtänden und ausgedehnteren Bekanntſchaften. Ich war zu glücklich, um ein Bedürfniß dieſer Art zu fühlen, und je mehr ich in meinem Hauſe Befriedigung meiner Wünſche fand, deſto weniger zog mich das Fremde und Unbekannte an. Unſre Nachbarn waren mir alle ganz fremd; ich kannte ſie kaum dem Namen nach, und auch Sebaſtian hatte Näheres nur von den wenigſten gehört. Mehrere dieſer Beſuche haben keinen Eindruck bey mir zurückgelaſſen. Sie wurden als Ceremonienſache empfangen und wiedergegeben, und führten keine anziehenden Verhältniſſe herbey. Ich will alſo nur von denen erzählen, die mir auf die eine oder die andre Weiſe merkwürdig geblieben ſind, oder die ſpäterhin auf unſer Leben Einfluß gehabt haben.

Einer der letztern Art, und auf alle

Weise einer der erfreulichsten, war der Besuch in der Pfarre von Erbach. Die flachen und unbedeutenden Umgebungen dieses Ortes auf der Seite nach Mainau hin, die an dem grauen Tage, den wir gewählt hatten, noch unbedeutender erschienen, hatten mich, ich weiß nicht wie, etwas trübe gestimmt, und ich erwartete nichts anders als einen recht langweiligen Nachmittag. Beym Eintritte in den Ort selbst fanden wir diesen weit besser als seine Umgebungen. Ein gewisser Anstrich von Ordnung, ja von Wohlhabenheit herrscht durch das Dorf. Die Häuser sind meist in gutem Stande erhalten, die Vorplätze reinlich und häufig mit kleinen Gärten verziert, die Fensterscheiben wohl gewaschen, und die Menschen, die herausſahen, grüßten uns mit hellen und freundlichen Augen. Wir fragten nach dem Wege in die Pfarre, und ein junges blühendes Weib mit einem Kinde auf dem Arm und einem andern an der Hand gelei-

tete uns. Ein freyer Platz öffnet ſich zur Seite nach der Kirche hin, mit einem Brunnen und hohen Linden geſchmückt, zwiſchen denen uns die Pfarrwohnung gar freundlich anlächelte, deren Eingang eine Laube von Geißblatt wie ein Kranz umzog. Zu beyden Seiten derſelben waren Bänke befeſtigt, auf deren Einer zwey Töchter des Hauſes ſaßen, die eine ſtrickend, die andre nähend, und ein kleines Mädchen ſaß vor ihnen auf einer Fußbank, und ſchien, ebenfalls ſtrickend, einer Erzählung zuzuhören. Bey unſrer Annäherung ſtanden die Kinder von ihren Sitzen auf, und bewillkommten uns. Die älteſte, ein Kind von etwa dreyzehn Jahren, erbot ſich uns zu ihren Eltern zu führen. Die kleinere Schweſter lief einige Schritte mit, leiſe flüſternd: Aber du erzählſt mir doch die Geſchichte 'naus? und als ihr dieſe zunickte, lief ſie zurück, faßte das kleine Mädchen unſrer Führerin bey der Hand, und zog ſie zu ſich auf den

Fußtritt nieder, während die Mutter Platz neben der zweyten Schwester nahm, die ihre Arbeit nicht einen Augenblick unterbrochen hatte. Das bescheidene und ruhige Wesen dieser Kinder, ihre natürliche Höflichkeit, die Reinlichkeit ihres höchst einfachen Anzugs. — Alles das machte den angenehmsten Eindruck auf mich, und ließ mich in diesem Hause das erwarten, was ich wirklich darinne fand. Wir folgten unsrer kleinen Führerin durch das Vorhaus, wo sie, ohne sich aufzuhalten, einiges kleine Geräth, das im Wege stehen geblieben war, zur Seite schob, in den reinlichen, wohlgepflegten Hausgarten, wo sie uns ihre Eltern in einiger Entfernung zeigte, und sich dann mit einer freundlichen Verbeugung wieder zurückbegab. Die Pfarrin saß im Schatten einer Laube mit einem Säugling an der Brust; ihr Mann neben ihr mit einem Buche in der Hand, aus dem er vorlas. Bei unserm Eintritt in den Garten

legte er das Buch zur Seite, und kam uns entgegen; die Frau aber, die ſich auch zum Aufſtehen anſchickte, hielt ich auf ihrem Sitze zurück, indem ich ohne Umſtände Platz neben ihr nahm. Ihr mütterliches Herz gewann ich ſogleich, da ich von ihren allerliebſten Kindern ſprach, und wir waren ſchnell im Zuge des Geſprächs. Ich verbarg ihr den Eindruck nicht, den die Umgebungen des Ortes auf mich gemacht hatten, daß aber der Ort ſelbſt dieſen Eindruck ſchnell wieder ausgelöſcht habe. Die Gegend von Mainau, antwortete ſie, iſt freylich viel ſchöner als die unſrige; aber man muß ſchon zufrieden ſeyn, wie es der Himmel gemacht hat. Ich bin hier in Erbach geboren und erzogen; mein ſeliger Vater hat der Gemeinde vierzig Jahre lang vorgeſtanden; es iſt kein Plätzchen rund umher, das ich nicht kenne, und das mir nicht Etwas aus meinen Kinderjahren und meiner Jugendzeit zu ſagen hätte. Und am

Ende iſt doch bey einer jeden Sache das Beſte das, was man dabey denkt und fühlt. — Mit gleicher Einfachheit und Klarheit ſprach ſie auch über andre Gegenſtände. Ob ſie gleich das Land nie verlaſſen hatte, ſo war ſie doch nicht unbekannt mit der Welt, und die Art ihrer Bildung, in welcher das Schlichte, Geordnete und Verſtändige vorherrſchend war, legte von der Erziehung, die ſie im väterlichen Hauſe genoſſen hatte, das vortheilhafteſte Zeugniß ab. „Mein erſter Freund, ſagte ſie einſtmals zu mir, war mein Vater. Er iſt auch mein einziger Lehrer geweſen, bis ich heirathete. Da nahm ihm mein Mann dieſes Geſchäft ab, der eben ſo lehrhaft, ſo freundlich und nachſichtig iſt, wie mein ſeliger Vater war.“ — Auf dieſelbe Weiſe aber, wie ſie erzogen worden war, erzog ſie jetzt ihre Töchter, anſpruchlos, fromm, und mit dem beſten Erfolg. Denn wie ſie ſelbſt das Glück ihres Mannes gemacht hat, ſo ſind

auch ihre Töchter die Frauen wackrer Männer, und glückliche Mütter geworden.

So wie uns Frauen bald wohl zusammen war, so auch den Männern. Nach der ersten Begrüßung waren sie gleich im Gespräch, und nach kurzer Zeit gingen sie, wie alte Freunde, Arm in Arm den Garten auf und ab. Wie man oft wahrnimmt, daß Menschen, die sich im Innern gleichen, diese Aehnlichkeit auch durch ihr Aeußeres ankündigen, so war es auch bey diesen Männern. Beyde waren von stattlichem Wuchse, ihr Gang fest und abgemessen, ihre Bewegungen kräftig, aber ohne Heftigkeit, und auf ihren Mienen ruhte, bey aller übrigen Verschiedenheit der Züge, eine Heiterkeit, die den innern Frieden ihrer Seele verkündigte. Sehr bald wurden sie mit Freuden inne, wie sehr ihre Gesinnungen in den wesentlichsten Dingen, in der Ansicht ihres Berufs, der Wichtigkeit ihres Amtes, dem

Zweck und Ziel ihrer Lehren, und der gewissenhaften Erfüllung ihrer Pflichten zusammenstimmten. Beyde hatten sich diesem Berufe aus inniger Liebe gewidmet, beyde fanden in ihm ihr Glück, beyde waren endlich in gesittete, fromme Gemeinden eingetreten, deren langbegründete Gewöhnung ihren Wünschen wohlwollend entgegenkam. — Unsre beyderseitigen Vorfahren, sagte der Pfarrer von Erbach, waren eine Reihe von Jahren hindurch und bis an ihren Todt die vertrautesten Freunde. Auf Einer Schule, auf einer Universität gebildet, hatten sie dieselben Lehrer gehabt, und nach Vollendung ihrer Studien traf es sich, daß sie, nach einer Trennung von wenigen Jahren, fast um dieselbe Zeit in diese Nachbargemeinden berufen wurden. Hier setzten sie die vormalige Freundschaft fort, und indem sie sich ihre Erfahrungen und Ansichten mittheilten, erweckten sie gegenseitig ihren schönen und redlichen Eifer, und genossen die

ſegenreichen Folgen deſſelben mit gemeinſamer Freude. Ich habe das Glück gehabt, ſetzte er hinzu, dieſe beyden würdigen Männer zu kennen, von ihnen zu lernen, und mich an ihrem Beyſpiel zu ſtärken. Der Eine wurde mein zweyter Vater. Er hat mir ſeine einzige Tochter, ſein Amt, und mit beydem den Wunſch und Vorſatz hinterlaſſen, das, was er begonnen hatte, fortzuſetzen, und die Spuren zu verfolgen, die ich überall auf meinem Wege eingedrückt ſehe. Noch fehlt mir Eines — daß ich auch unter meinen Amtsbrüdern einen Freund finde, wie er hatte. — Indem der Pfarrer ſo ſprach, begegneten ſich die Blicke der beyden Männer und zugleich ihre Hände, und ſich gegenſeitig faſſend, ſagten ſie faſt zu gleicher Zeit: Wenn es Gottes Wille wäre, daß wir das Beyſpiel unſrer Vorfahren erneuerten! — und bey dieſen Worten fielen ſie einander an die Bruſt, und der Bund war geſchloſſen, der eine Reihe von Jahren hin-

durch bis zu dem Todte meines Mannes, der zuerst von hinnen schied, ohne Wechsel und Wandel bestanden hat.

Von diesem Tag an lebten wir zusammen als treue Nachbarn, und wie verschwisterte Familien. Wir besuchten uns, so oft es die Umstände verstatteten, und unterstützten uns gegenseitig in Freud und Leid. Bisweilen tauschten wir unsre Kinder gegen einander aus, und es war unsre größte Freude, die Liebe der Aeltern auf die Kinder fortgehn zu sehn. Was jene theuern Freunde an Jahren und Erfahrung vor uns voraus hatten, kam uns zu gut; denn sie theilten uns gern und ohne Zurückhaltung die Schätze ihrer bessern Einsichten mit. Ich habe wohl oft geirrt; daß es aber nicht häufiger geschehn ist, verdanke ich am meisten dem Rath und Beyspiel meiner guten Amalie, die mir, so viele Jahre hindurch, wie eine ältere Schwester, oder wie

ein treuer Schutzgeiſt der Liebe und Freundſchaft zur Seite geſtanden hat.

* * *

Der nächſte Beſuch, den wir zu machen hatten, war bey dem Special der Diöces. Wie ganz anders hier Alles! Wir hatten auf den Rath unſrer Erbacher Freunde einen Boten vorausgeſchickt, und wurden in der aufgeputzten Beſuchſtube von dem Ehepaare erwartet, deſſen äußre Verſchiedenheit auffallend war. Er, ein kleiner, wohlbeleibter Mann mit rothen herabhängenden Backen, breitem Munde und ſtruppigen Augenbraunen, unter denen ſchwarze Augen voll unruhigen Feuers blitzten; ſie, lang und mager, mit durchdringenden grauen Augen, die ſich nah an die ſcharfkantige, ſtarkgebogene Naſe drängten; er, lebhaft und derb; ſie, unendlich ceremoniös, mit einer Anmaßung von vornehmen Weltton, den ſie aus frühern Verhältniſſen — ſie hatte als Kam-

merjungfer bey einer Hofdame gestanden — auf das Land begleitet hatte. Sie war die dritte Frau des Specials, und, wie es schien, keine milde Stiefmutter. Nachdem wir an dem aufgedeckten, mit Silber und Porzellan überflüssig ausgeschmückten Kaffeetische Platz genommen hatten, bedienten uns die beyden Töchter der ersten Ehe, blasse, schüchterne Mädchen, die bey jeder Bewegung ängstlich nach den Blicken ihrer ernsten Stiefmutter schielten. Auch nahmen die Befehle, der Tadel, die Zurechtweisungen kein Ende, und an jeden Verweis wurden Entschuldigungen über schlechte Bewirthung, bisweilen auch strafende Klagen über verzogene Kinder angeknüpft. Ich hatte herzliches Mitleiden mit den armen Mädchen, die einmal über das andre erröthetten, um desto mehr, da den eignen Kindern der Frau Specialin aller Wille gelassen schien. Da diese unaufhörlich hin und her liefen, die Thüren schlugen, bald die-

ſes, bald jenes von ihrer Mutter forderten, ſich gegenſeitig verklagten, Alles, was ihnen beliebte, vom Tiſche nahmen, und, wenn es die Mutter verwehren wollte, mit ihrem Raube davonliefen, ſo konnte ein zuſammenhängendes Geſpräch nicht aufkommen, und ich hatte Zeit meine Aufmerkſamkeit auf das zu richten, das der Special mit Sebaſtian führte. Lieber hätte ich auf dieſes nicht gehört. Daß der Mann über die mannichfaltigen Laſten ſeines Amtes klagte, hätte ihm verziehen werden können; aber daß er den geiſtlichen Stand überhaupt als den mühſeligſten und freudenloſeſten ſchilderte; daß er ſich vermaß, keiner ſeiner Söhne ſolle geiſtlich ſtudiren; daß er von der Würde ſeines Berufs gar keine Ahndung zu haben ſchien, das empörte mich, und Sebaſtian ſah bey dem unerbaulichen Geſpräche ganz trübſinnig aus. Da er nun ſah, daß ſeine allgemeinen Klagen keinen Eingang fanden, fing er an mit Heftigkeit

auf seine Gemeinde zu schelten, ihre Verstocktheit zu rügen, und jede seiner Anklagen mit einzelnen Beyspielen zu belegen. „Meine besten Kräfte, sagte er, muß ich unter dieser Heerde schlechten Volkes vergeuden. Denn wenn ein Engel vom Himmel käme, und ihnen predigte, sie hörten ihn doch nicht. Fahr ich ihnen nicht jeden Sonntag mit Gottes Wort auf den Kopf; aber was hilft's? In der Schenke lachen sie über meine Strafpredigten, und spoetten über die Hölle, die ich ihnen vormahle, betrügen mich, wo sie nur können, um den Zehnten, bestehlen mir den Garten, und verkürzen mich bey den Stolgebühren. Und selbst das Gesinde hilft den Dieben. So unermüdlich meine Frau in der Wirthschaft ist — sie hat, so wahr ich lebe, Falkenaugen — und so streng ich selbst hinter den Leuten her bin, so haben wir doch nie einen Knecht oder eine Magd, die uns nicht etwas veruntreut hätte. Und daß wir nur

Eines etwas zu Liebe thäte! Gott bewahre! Alles muß bezahlt, auf den Kopf muß Alles bezahlt werden.“ — So ging es noch eine gute Weile fort, als er hinausgerufen wurde. Wir hörten den Ton einer bittenden Stimme; die Worte ſelbſt konnten wir nicht verſtehn; deſto vernehmlicher aber klang die Antwort des Specials herein: „Nein, nicht einen rothen Heller erlaß ich Euch. — Ja, wenn es betteln gilt, könnt Ihr ſchon demüthig ſeyn! Im Wirthshauſe habt Ihr immer Geld voll auf; aber, wenn etwas auf den Altar gelegt werden, wenn der Prieſter ſein ſauer erworbenes, kärgliches Opfer bekommen ſoll, da ſind alle Taſchen leer. Mit Einem Worte, Ihr bezahlt, was Eure Schuldigkeit iſt, oder Ihr mögt ſehn, wer Eure Mutter begräbt.“ —

Mit dieſen Worten kehrte er zu uns zurück und warf die Thür hinter ſich zu; und wie er einmal im Zorn war, ſo ergoſſen ſich ſeine Klagen mit noch größerer Heftigkeit

als zuvor. Er beschwor meinen Mann, nie den Bauern zu glauben, wenn sie Etwas erlassen haben wollten; nie einem unzeitigen Mitleiden Gehör zu geben, sondern auf das herkömmliche Recht zu halten, wenn auch nicht um seinet-, doch um der Nachfolger willen. „Ich fürchte, setzte er hinzu, daß Ihr Vorfahr, der es mit seiner Weichmüthigkeit auch zu nichts hat bringen können, die Einkünfte ihrer Stelle schon ansehnlich heruntergebracht hat."

Mein Mann war dieser Unterhaltung längst überdrüssig, und da er am wenigsten Lust hatte, den Tadel seines Vorgängers, für den er die größte Verehrung fühlte, anzuhören, brach er schnell auf. Der Abschied war noch kälter als der Empfang; der Mann noch aufgeblasner, die Frau noch vornehmer. Sie mochten glauben, für einen ihnen untergeordneten Pfarrer jetzt genug, ja, zu viel gethan zu haben; oder sie mochten uns ihres Wohlwollens unwürdig

finden, da weder mein Mann auf die Ansichten seines Vorgesetzten, noch ich auf die umständlichen Ceremonien der Frau Specialin eingegangen war. Uns wurde erst wohl, als wir das Haus im Rücken hatten; aber noch in einiger Ferne hörten wir die gellende Stimme der Specialin, mit einigen Donnerschlägen der Stimme ihres Mannes gemischt, die wahrscheinlich jetzt an den ältesten Töchtern jedes Versehn, das sie in ihrer Bedienung begangen hatten, gemeinschaftlich mit unerbittlicher Strenge rügten. — —

Die Erfahrungen, die ich bey fortgesetzter Bekanntschaft mit den Predigerfamilien unsrer Nachbarschaft eingesammelt habe, haben immer mehr die Ueberzeugung in mir befestigt, daß die Sitten und Gesinnungen der Landleute mit denen ihrer Prediger auf das engste zusammenhängen. Zwar würde es höchst ungerecht seyn, den Prediger für alles Böse, das in seiner Gemeinde geschieht,

verantwortlich zu machen: aber von dem Guten, was in ihr aufblüht, darf er ſich Vieles zurechnen: und auch das Böſe, das nicht geſchieht, iſt meiſt ſein Verdienſt. Ihm iſt das Größte und Wichtigſte anvertraut. Die weltliche Obrigkeit wirkt mehr durch die Furcht; der Geiſtliche hat das Herz der Gemeinde in ſeiner Hand. Nach der gemeinen und herkömmlichen Anſicht hängt die weltliche Ordnung allzu eng mit dem Vortheile der Regierenden zuſammen, und die Forderungen, welche dieſe machen, gehen allzuſehr auf das Irdiſche, als daß ſie großes Vertrauen einflößen ſollten; daher ſich in dem Hintergrunde der Furcht ganz gewöhnlich eine geheime Neigung zum Widerſtande, oder doch ein Wunſch jene Forderungen umgehen zu können erzeugt. Die göttliche Ordnung der Welt hingegen, deren Lehrer und Verkündiger der Prediger iſt, hat mit dem Eigennutze nichts gemein, und indem ſie ihre Forderungen nur an das

Gemüth richtet, weckt ſie das Gefühl der ſittlichen Freyheit, das Höchſte und Heiligſte, was ein menſchliches Herz bewegen kann. In allen nicht ganz verwilderten Menſchen — und dieſer ſind immer nur wenige — iſt eine Sehnſucht nach dem göttlichen Worte und der Offenbarung deſſelben, die dem Menſchen als ein inneres Licht auf ſeiner irdiſchen Wallfahrt verliehen iſt; und ſie finden ſich gern da ein, wo es ihnen in ſeiner hohen Einfalt mit lebendigem Gefühl und Glauben verkündigt wird. Das Vertrauen der Gemeinde kömmt in den allermeiſten Fällen dem Prediger entgegen; er muß es nur zu erhalten und zu nähren wiſſen. Dieſes geſchieht aber, wenn ſein Leben mit ſeiner Lehre zuſammenſtimmt, wenn er ſeinen Beruf mit Eifer und Treue erfüllt, wenn er kein Opfer ſcheut, das ſeine heiligen Pflichten fordern, wenn er Liebe übt in ſeinem Hauſe und gegen die Seinigen, gegen ſeine Gemeinde und gegen alle Men-

ſchen. Ich weiß wohl, daß es Prediger gibt, welche ſagen: Ich lehre recht; was geht Euch das Uebrige an? — aber dieſe Geſinnung iſt eben ſo irrig, als ſie unchriſtlich iſt. Wenn bey jeder Art des Unterrichts nicht bloß das Wort und Gemüth des Lehrers, ſondern ſein ganzes Weſen, ſeine Sitten und ſein Gemüth wirkt, wie ſollte die Eigenthümlichkeit des Lehrers gerade bey dem Unterrichte weniger beachtungswerth ſeyn, der im Gemüthe empfangen, das Gemüth des Zuhörers zum Kampfe ſtärken, und mit dem Saamen guter Thaten erfüllen ſoll? — Der Geiſtliche, deſſen Leben mit ſeiner Lehre im Widerſpruche ſteht, rottet mit der einen Hand aus, was er mit der andern gepflanzt hat. Der Lehrer einer gemeinen Kunſt oder Wiſſenſchaft, welcher gegen die Vorſchriften ſündigt, die er ſeinen Zuhörern und Schülern gibt, wird mit Recht und ohne Schonung verlacht; der Geiſtliche wird verachtet, und dieſe Verach-

tung geht leider nur allzu leicht auf ſeine Lehre über. Wo gäb' es aber eine ſchwerere Schuld, als auf ſolche Weiſe das Ehrwürdigſte herabzuwürdigen? oder wie möchte man ſich wundern, wenn da, wo das Gute freventlich niedergetreten wird, das Unkraut widerlich wuchert? Wie ſoll der Laie die Verſuchung zum Böſen bekämpfen, wenn ihr der Prediger der Enthaltſamkeit unterliegt? Wie ſoll jener den Sinn auf das Unſichtbare richten, wenn ſein Führer dahin nur an dem Jedischen haftet, nach Genuſſe geizt, und die Mittel des Genuſſes auf alle Weiſe zuſammenrafft? Der Geiſtliche, der in ſeinem Amte und den Verrichtungen deſſelben nur ein Mittel des Erwerbes ſieht, ſteigt dadurch von ſeiner höhern Stufe in das Gebiet des Handwerkers herab; und wenn er die Gebühr mit Strenge beytreibt, ſo wird dieſe Strenge deſto verhaßter, da er der Prediger der Milde und Barmherzigkeit iſt. Es iſt alſo auch gar

nicht genug, daß ein Prediger die öffentlichen Geschäfte seines Amtes mit Gewissenhaftigkeit und Anstand verrichte; er muß der Freund seiner Gemeinde, ihr Rathgeber und Muster seyn; an ihm und seinem Thun müssen sie erkennen, daß die Gebote der Religion für Menschen ausführbar sind, und daß ihre Erfüllung Friede und Freudigkeit schafft. Darum scheint es auch fast nothwendig, daß ein Prediger verheirathet sey. Nicht nur wird der Verheirathete ein größeres Vertrauen genießen, sondern er wird auch in dem, was die Quelle aller wirklichen Ordnung und die Schule der Tugend ist, in dem Ehestande und seinen häuslichen Verhältnissen, Muster und Beyspiel seyn können. Wo in dem Pfarrhause Friede und Eintracht, Mäßigkeit und Ordnung, Wohlwollen und Arbeitsamkeit herrscht, Jedes das Seinige mit stillem Ernste thut, die Eltern ihre Kinder mit Eifer und Liebe zum Guten führen, die Kinder den Eltern

mit Freudigkeit gehorchen — da iſt gar kein Zweifel, daß ſich die guten Ehen in der Gemeinde vermehren, der Eheſtand ſelbſt an Achtung gewinnen, und ſo die häuslichen und bürgerlichen Tugenden gedeihen werden. Mit Recht hat man geſagt, daß die Geiſtlichen das Salz der Erde ſind, und überall wird ſich die Wahrheit dieſes Ausſpruches bewähren, wo ſie, getrieben von dem Geiſte ihres Berufes, die Lehre Chriſti durch Wort und That kund thun. Die Erfüllung dieſes Berufes iſt ſchwer, aber ſie hat ihren Lohn in ſich; und ihr ſchönſter Lohn iſt ohne Zweifel die Wahrnehmung des guten Geiſtes und rechtlichen Sinnes einer frommen Gemeinde.

In jedem Stande und jedem Verhältniſſe iſt die Freude an dem Beruf die erſte Bedingung zur Zufriedenheit. Der Geiſtliche kann davon keine Ausnahme machen, ja, er bedarf ihrer mehr, als die meiſten andern, um in der Einſamkeit des Landlebens den

Mangel an äußerer Anregung zu vergeſſen, die der Aufenthalt in den Städten bietet. Die Klage über dieſen Mangel war bey den jüngern Predigern unſrer Bekanntſchaft eine unverſiegliche Quelle der Unzufriedenheit; aber leider kam ſie gar nicht immer aus einem wahren Bedürfniſſe einer beſſern und edlern Unterhaltung, oder aus einem lebendigen Streben nach höherer Bildung; ſondern ſie war bey Einigen die Quelle des Dünkels, der ihnen ihren Wirkungskreis zu unbedeutend vorſtellte; bey Andern der Ausdruck eines ganz gemeinen Verlangens nach den alltäglichſten Zerſtreuungen des ſtädtiſchen Lebens. Dieſe jammernden Verächter des Landlebens waren auch meiſtentheils die ſchlechteſten Seelſorger und die nachläſſigſten in ihrem Beruf. Ein junger Landpfarrer, der uns einſtmals beſuchte, ſagte ganz unverholen, er ſehe ſeine jetzige Stelle wie eine Verbannung an, und mache ſich ſein Amt, wie eine Sache der Noth,

so leicht als möglich. Dieser junge, leichtsinnige Mann hatte sich frühzeitig versprochen, und dann, um heirathen zu können, das Amt erstürmt, das er jetzt mit so grosser Geringschätzung behandelte. Seine Frau, die jung und hübsch, aber ganz ungebildet, und in dem Genusse aller städtischen Eitelkeit erwachsen war, haßte das Land noch mehr als ihr Mann, und gab ihre Verachtung der Landleute mit der größten Unbesonnenheit durch ihr Betragen, ihre auffallende Kleidung und ihre Reden kund. Da sie sich nicht die geringste Mühe gab, ihrer Lage gewohnt zu werden, sondern vielmehr jede Gelegenheit ergriff, ihre thörigte Anhänglichkeit an die Stadt in dem Genusse der eitelsten Zerstreuungen zu nähren, so wurde sie selbst immer unglücklicher, und zog ihrem Manne, der sich ohne sie doch vielleicht besser in seine Lage gefunden hätte, den Haß der Gemeinde zu. So geschah es denn, daß kleine Anstöße, die bey ei-

ander Stimmung mit leichter Mühe hätten weggeräumt werden können, zu öffentlichen Streitigkeiten erwuchsen; gegenseitige Klagen erhoben, Verdruß von allen Seiten erregt wurde: so daß endlich die immer steigende Erbitterung eine Versetzung nach sich zog, die keine Verbesserung war. Unter diesen Verhältnissen war auch die Eintracht des Ehepaars und ihr ganzes Hauswesen durchaus zerrüttet worden. Gläubiger stürmten das Haus; oft war von Scheidung die Rede: die Kinder verwilderten. Die älteste Tochter, ein funfzehnjähriges Mädchen, entlief ihren Eltern mit einem liederlichen Burschen; ein Sohn wurde von der Schule verwiesen und ließ sich anwerben; zwey andre gaben keine erfreulichern Hoffnungen. Was aus ihnen geworden, ist mir unbekannt. — Leider aber ist dieses Beyspiel eines verfehlten oder verabäumten Berufs, und der unseligen Folgen, die aus der Gewissenlosigkeit entspringen,

keineswegs das Einzige, das mir bekannt worden iſt.

* * *

Die Freude meines Sebaſtian an ſeinem Amte wurde immer lebendiger, je mehr er mit den einzelnen Gliedern ſeiner Gemeinde bekannt wurde. „Ein Lehrer weltlicher Wiſſenſchaft, pflegte er zu ſagen, kann nicht auf die rechte Weiſe lehren, wenn er nicht weiß, was jedem ſeiner Schüler insbeſondere, und ihrer Geſammtheit Noth thut; und ein Prediger des göttlichen Worts wird nur dann recht eindringlich ſprechen können, wenn er die Tugenden und Mängel, die Geſinnungen und Neigungen ſeiner Gemeinde kennt. So wichtig die Predigt und jede öffentliche Amtshandlung iſt, ſo iſt ſie doch gar nicht das Einzige, worauf ſich ein gewiſſenhafter Prediger beſchränken darf. Er muß der Freund ſeiner Gemeinde ſeyn; er muß rathen, warnen, tröſten, ermuntern und abſchrecken, nicht bloß von der Kan-

jetzt herab — welcher die Beziehung auf das Einzelne fremd bleiben muß — auch nicht im Beichtstuhl allein, der doch nur durch die Kenntniß der Eigenthümlichkeiten eines Jeden wahrhaft nützlich werden kann, oder endlich am Krankenbette, sondern bey jeder schicklichen Gelegenheit. Es gibt wenige Menschen, die nicht das Bedürfniß der Mittheilung fühlen; den Meisten ist es erfreulich über Gegenstände der Religion zu sprechen; Alle leihen dem, der ihnen verständige und milde Belehrung bietet, willig ihr Ohr. Und diese Belehrung wirkt eben, weil sie zufällig ist, und an die eigenthümlichsten Verhältnisse geknüpft wird, weit kräftiger und schlägt tiefere Wurzeln, als die öffentliche bey ihrer größern Allgemeinheit thun kann. Der Landmann, der in dem gewöhnlichen Gange seines Lebens wenige Anreizungen zum Nachdenken hat, da die Gewohnheit bey weitem das Meiste in seinem Thun bestimmt, findet doch auch,

so gut wie Andre, Freude daran, wenn es Einmal geweckt und auf Gegenstände, die in dem Kreise seiner Fassung liegen, gerichtet ist. Was kann es aber für ein heiligeres Geschäft geben, als den Menschen aus seiner dumpfen Beschränktheit zu ziehn, ihn zu veranlassen, daß er sein Haupt über die Scholle erhebe, und das, was ihm nah liegt, mit Verstand betrachte? Und wem liegt wohl dieses Geschäft mehr ob, als dem Seelsorger, dem der Schullehrer die noch zarten Gemüther überliefert, um sie weiter hinaufzubilden zur Uebung ihrer Vernunft, die nicht das Eigenthum einzelner Menschen, nicht der Vorzug dieses oder jenes Standes, sondern als ein Allgemeingut der Menschheit überall der sorgfältigsten und gewissenhaftesten Pflege würdig ist."

Indem nun Sebastian seinem Berufe diese Ausdehnung gab, und dann jede freye Stunde dem Lesen und Studiren widmete, fühlte er nichts von dem Drucke der Lan-

genweile, über die so viele seiner Amtsbrüder klagten, und die Mannichfaltigkeit der nothwendigen und freygewählten Geschäfte erhob ihn über das Bedürfniß andrer Zerstreuungen. „Die Menschen, sagte er bisweilen, klagen unaufhörlich über die Kürze der Zeit, und betrüben sich, daß ihnen das Leben so kärglich zugemessen ist, und doch scheinen sie keine Kunst mit größerm Eifer zu treiben, als die Kunst ihre Zeit zu verlieren. Sie ist auch in der That für den, der sie nicht zu brauchen weiß, eine unerträgliche Bürde, und eine unermeßliche Menge von Thorheiten, ja, auch Böses und Verruchtes, entspringt aus der Begierde, diese Bürde los zu werden. Der Geist des Menschen kann sich nicht immer auf gleiche Weise anstrengen; aber mit einiger Ueberlegung findet man leicht eine Einrichtung, die durch Mannichfaltigkeit und Wechsel der Ermüdung vorzubeugen weiß. Wer Lust an der Arbeit hat, dem wird sie nie zu

ſchwer; die Luſt aber erwächſt aus dem Erfolge, mit dem man das Schwere belohnt ſieht."

Dieſe Bemerkung hatte Sebaſtian aus der Tiefe ſeiner Erfahrung geſchöpft. Der leichte Verkehr mit verſchiedenartigen Menſchen lag nicht in ſeiner Natur. Eine natürliche Schüchternheit drängte ihn in ſich ſelbſt zurück; und da ſeine Neigung auf ſtilles und einſames Nachdenken gerichtet war, und er hierinne den allergrößten Genuß fand, ſo hätte er für ſeine Perſon jenen Verkehr lieber vermieden als aufgeſucht. Aber die Erkenntniß des Nützlichen und Zweckmäßigen, und das fromme Verlangen der erkannten Pflicht auf alle Weiſe Genüge zu thun, lehrte ihn ſeine Natur zu bekämpfen und Allen Alles zu ſeyn. Er geſtand, daß ihm die erſten Verſuche ſchwerer geworden, als irgend ein andrer Theil ſeines Amtes; aber der gute Erfolg, den er von dieſer Anſtrengung zuerſt bey ſich ſelbſt, und

dann auch bey ſeiner Gemeinde ſah, munterte ihn zum Beharren auf, und lohnte ihm mit deſto größerer Freude, je größer ſeine Anſtrengung geweſen war. Als die ſchönſte Belohnung ſeines Eifers erkannte er die immer wachſende Liebe ſeiner Gemeinde zu ihm. Nicht ohne Rührung konnte man die Aufmerkſamkeit und Andacht ſehn, mit der ſie ſeine Predigten anhörte, das Zudrängen zu ſeinen Amtsreden am Altar und Taufſtein oder an dem Grabe der Verſtorbenen; die Ehrfurcht, mit der ihn Alle wie ihren geiſtlichen Vater begrüßten, und die zahlreichen Beweiſe des Wohlwollens, die er bey jeder Gelegenheit erhielt. So wie er vornehmlich das Vertrauen der Männer genoß, die bey jeder wichtigen Angelegenheit Rath bey ihm ſuchten, ſo war ich die Vertraute der Frauen und ihre Vermittlerin, und ich darf wohl ſagen, daß wir der weltlichen Obrigkeit viele Mühe erſpart, und manche Verwirrung gelöſt haben. Hart-

näckige Proceſſe, dauernde Mißhelligkeiten oder erklärte Feindſchaften waren in Mainau nicht zu finden; und wo ein ſolches Unkraut aufkeimen wollte, war Sebaſtian unabläſſig bemüht es auszurotten. Die Ueberzeugung, die Alle von ſeinem uneigennützigen Wohlwollen und ſeiner Gerechtigkeit hatten, erleichterte ſeine Bemühungen. Der Erfolg fehlte ſelten; und wenn auch nicht immer auf der Stelle, ſo blieb doch ſpäterhin der Dank der Streitenden für ſein Beſtreben niemals aus.

* * *

Da ich Einmal angefangen habe, von der Amtsführung meines Mannes zu ſprechen, ſo will ich, eh' ich zu meinen häuslichen Verhältniſſen zurückkehre, ſogleich hier noch einiges berühren, was zwar einer ſpätern Zeit angehört, aber mit dieſem Gegenſtande zuſammenhängt. Etwas hievon habe ich ſchon im erſten Buche meiner Erinnerungen berührt; hier mag das Weitere ſte-

hen, was dort noch keinen Platz finden konnte. Auch Sebastian erfuhr ohne seine Schuld, daß sich überall das Unkraut unter die gesunden Früchte mischt, und daß das Gute nur allzu leicht den Widerstand des Bösen erregt. Diese Erfahrung war schmerzlich, der Erfolg aber nichts desto weniger tröstlich. Oder gibt es wohl etwas Erfreulicheres als den Sieg des Guten, und die sichtbare Hülfe, die Gott dem gewährt, der ihn mit frommen Eifer sucht?

Sebastians Predigten kamen in der Umgegend bald in Ruf. Zu allen Zeiten hatte die Anmuth der Gegend in der schönen Jahrszeit die Städter nach Mainau gezogen, und da Einige, zuerst aus Neugier, die Kirche besuchten, und hier Etwas fanden, das sie auf diese Weise in den Kirchen der Stadt nicht zu finden glaubten, und mit Freunden und Bekannten davon sprachen, so folgten ihnen bald Mehrere, und es wurde zur Mode in der Stadt, den Pfarrer von Mai-

nau wenigſtens Einmal im Sommer gehört zu haben. Die guten Mainauer freuten ſich nicht wenig über dieſe Beſuche, und waren ſtolz darauf einen Pfarrer zu haben, der beſſer ſtudirt hätte, als die in der Stadt; aber Sebaſtian ſelbſt wurde nicht ſtolz, ſondern blieb ſich gleich. Und ohne Zweifel war das, was die Fremden an ihm bewunderten und liebten, vornehmlich die anſpruchloſe Einfachheit ſeiner Rede, ihre Angemeſſenheit und der tiefe fromme Sinn, der ſie durchdrang und belebte. Ich möchte ſagen, ſeine Rede ſey im Einklang geweſen mit den Umgebungen des Ortes und dem geſitteten, wohlgeordneten Weſen ſeiner Bewohner, ſo daß das Ganze auf das Gemüth der Städter wie ein ländliches Gedicht wirken mochte. Da ſich aber wohl nur Wenige von ihrem Wohlgefallen an dieſem ländlichen Gottesdienſte beſtimmte Rechenſchaft geben mochten, ſo entſtand bey Mehrern der Wunſch, Sebaſtians Ga-

den für die Stadt zu gewinnen; und als dort eine der einträglichsten Stellen erledigt wurde, faßte man den Beschluß, sie ihm anzutragen. Die Nachricht von diesem Antrage erhielt er gerade an dem zehnten Jahrestage seiner Anstellung in Mainau, der auch wieder ein Sonntag war, eben da er sich anschickte in die Kirche zu gehn. Ich war wie gewöhnlich mit den Kindern voraus, und wußte von nichts. Sebastian predigte über die Worte: „Lasset uns nicht lieben mit Worten, noch mit der Zunge, sondern mit der That und der Wahrheit.“ — mit einer Innigkeit und Andacht, die mir, wie vielen seiner Zuhörer Thränen entlockte, und so wie er sich dem Schlusse näherte, schien sich die Bewegung seines Herzens zu mehren. Zuletzt erwähnte er auch den Tag seiner Einführung, dankte Gott für die Segnungen, die er in seinem Amte erfahren, für das Wohlwollen seiner Gemeinde, und für die Freudigkeit, die er bey ihrer

Eintracht fühle; und ſchloß endlich ſein Gebet mit der Bitte um die Dauer ſo großer Güter. So wie er, betete die ganze Gemeinde; und nicht leicht iſt wohl ein frommer Wunſch mit größerer Einſtimmigkeit vor dem Throne der ewigen Liebe niedergelegt worden.

Als Sebaſtian von der Kanzel herabſtieg, erhob ſich die ganze Gemeinde, wie auf eine Verabredung, und in allen Mienen glänzten die Zeichen des Wohlwollens, der Dankbarkeit und Freude. Nach geendigtem Gottesdienſte näherten ſich ihm an der Thür auf dem Kirchhofe die älteſten Männer der Gemeinde, und wünſchten ihm zur Jahresfeyer dieſes Tages Glück. „Meine Tage ſind gezählt, ſagte der Wortführer, ein Mann von ehrwürdigem Anſehn und weißem Haupte, und ich werde bald zu meinen Vätern verſammelt werden. Aber ich ſterbe mit Freudigkeit, da ich weiß, daß nach meinem Tode die Meinigen ſich der

Lohnung eines guten und frommen Hirten zu erfreuen haben. Gott erhalte Sie unserer Gemeinde noch viele Jahre, und wenn Sie einst auch dahin abruft, wohin wir Alle zu gehen hoffen, so geb' er Ihnen einen Nachfolger, dem unsre Kinder und Enkel eben so viel Vertrauen und Liebe schenken können, als wir Ihnen."

Sebastian war sehr gerührt, ich war es nicht weniger, und als wir nach Hause kamen, ergossen sich unsre Herzen, wie von selbst, in Dank zu Gott für alle das Gute, das er uns in diesen zehn Jahren so reichlich erwiesen hatte. Wir gingen Alles von dem ersten Tage an durch, und immer fiel bald dem Einen, bald dem Andern etwas Neues ein, das wir in Rechnung zu bringen hatten. Die Annehmlichkeiten unsres Aufenthaltes, unsre stille reinliche Wohnung mit den herrlichen alten Bäumen umher, die sorgenfreye Lage, in der wir uns befanden, die Gesundheit, der wir genossen,

und die Freunde, die wir in unſrer Nachbarſchaft gefunden hatten — nichts von Allen dem wurde vergeſſen; aber am Meiſten beſchäftigte uns doch die Erinnerung an die zahlreichen Beweiſe der Liebe, die wir von unſern guten Mainauern erhalten hatten. — Ich liebe ſie auch, wie die Meinigen, ſagte Sebaſtian. Sie ſind mir Väter und Mütter, Brüder und Schweſtern. Gott erhalte und befeſtige mir dieſes Band der Eintracht! — Ich ſagte Amen dazu. — Und als wir eine Weile ſo geſprochen hatten, reichte er mir den Brief aus der Stadt. Während ich dieſen nun ſchnell überlas, waren ſeine Blicke auf mich geheftet, und ſchienen mich, als ich ihm das zuſammengefaltete Blatt zurückgab, um meine Meinung zu fragen. — Ey, ſagte ich lächelnd, das iſt ja ein recht ſchöner und ehrenvoller Antrag, bey dem Du Dich nicht bedenken wirſt. — Allerdings nicht, antwortete Sebaſtian, der den Sinn meiner Worte ſo-

gleich verstand; auch habe ich mich nicht bedacht, sondern meinen Entschluß sogleich gefaßt. — Ich reichte ihm freudig die Hand und sagte: Wir bleiben? — Ohne Zweifel, antwortete er. Könnt' ich anders? Und ist nicht der Umstand, daß mir der Antrag gerade heute an meinem Jahrstage kommen mußte, Fingerzeigs genug? —

Mit diesen Worten war die Sache abgethan. Sebastian antwortete ohne Verzug, dankte für das bewiesene Vertrauen, und führte Gründe an, die ihn bestimmten den Antrag abzulehnen. In Mainau erfuhr Niemand etwas davon. Die Besuche der Städter aber wurden von dieser Zeit an immer zahlreicher, und es verging selten ein Sonntag, wo nicht Einige kamen, bloß um dem Gottesdienste beyzuwohnen. Auch aus den benachbarten Dörfern fanden sich oft Zuhörer ein, und suchten die Lehre meines Mannes um desto eifriger, je mehr sie von ihren eignen Seelsorgern vernachlässigt wur-

den. Sebaſtian konnte ſie nicht wegweiſen; wenn aber, wie es oft geſchah, Einer oder der Andre nach dem Gottesdienſte zu ihm kam, und ihn über geiſtliche Dinge befragte, wieß er ſie immer zuerſt an ihren eignen Prediger, und ermahnte ſie, durch das Wegbleiben aus ihrer Kirche keinen Anſtoß oder Veranlaſſung zum Unfrieden zu geben. Ihre Antworten kamen dann immer auf daſſelbe hinaus. Wie könnte denn, ſagten ſie, unſer Wegbleiben Anſtoß geben, da ja der Pfarrer ſelbſt ſo ſelten als möglich in die Kirche kömmt, die Predigt meiſt durch ſeinen Informator oder durch Studenten aus der Stadt beſorgen läßt, die dann Wochen lang bey ihm bleiben, mit ihm in der Karte ſpielen, auf die Jagd gehn und die Mädchen necken? — Und was den Unfrieden betrifft, an den ſind wir leider gewöhnt; und da wir ausgeſchmält werden, wir mögen thun, was wir wollen, ſo fragt Niemand darnach. Darum bleiben Viele zu

Hause; die aber, welchen nach Erbauung verlangt, müssen sie ja wohl in andern Kirchen suchen.

Sebastian war oft über diese Bemerkungen sehr niedergeschlagen. Die Vernachlässigung so mancher Gemeinde schmerzte ihn; und wenn es ihm auf der einen Seite erfreulich war, die Sehnsucht Einiger nach Erbauung zu befriedigen, so konnte er sich doch nicht über die Ursache beruhigen, die so viele fremde Zuhörer in seine Kirche trieb. An Folgen, die dieses für ihn haben könnte, dachte er nicht. Aber sie blieben nicht aus. Die Mißgunst erwachte vornehmlich in der Zeit, wo man in der Stadt an meinen Mann gedacht, und ihm eine Stelle angetragen hatte, auf welche der Special schon seit geraumer Zeit ein Auge geworfen hatte; und da sich unglücklicher Weise gerade die Pfarrkinder dieses Mannes am häufigsten in der Kirche zu Mainau einfanden, und laut die Erbauung,

die ihnen hier zu Theil wurde, rühmten, so wurde dadurch der Zorn des stolzen und heftigen Mannes fast jeden Sonntag geweckt. Dieser Zorn brach zuerst öffentlich bey einem amtlichen Kirchenbesuche aus, wo er meinem Manne vorwarf, daß er die reine Lehre vernachlässige und verfälsche, sich nicht an die Vorschriften der symbolischen Bücher und der Concordienformel halte, ja, daß er dem Pietismus öffentlich und heimlich auf alle Weise Vorschub thue. Da nun mein Mann mit Bescheidenheit antwortete, daß er die Lehre Christi predige, wie er sie in den heiligen Büchern fände, und bey seiner Gemeinde wahre Frömmigkeit nach Kräften befördere, ohne sich um Sectennamen zu bekümmern; wie er denn auch keiner Secte angehöre, sondern sich rühme ein Christ zu seyn — da brachte diese Ruhe den zornmüthigen Mann noch mehr in Harnisch, und er erklärte, daß er als ein Vorsteher der Kirche die Verpflichtung auf sich

habe, die Heuchler zu entlarven, und die heillosen Separatisten zu Paaren zu treiben. — Diese unbesonnenen Aeußerungen brachten eine ganz andre als die beabsichtigte Wirkung hervor. Niemand hörte sie ohne Unwillen an; und da das Murren, das sich von mehrern Seiten hören ließ, dem Spezial nicht entging, gerieth er so außer sich, daß er die Kirche mit der Drohung verließ, sein Haupt nicht ruhig niederzulegen, bis er dieses Nest von Herrenhutern zerstört, und die Verirrten wieder in den allgemeinen Schafstall zurückgeführt hätte.

In der That zögerte er nicht lange diese Drohung in's Werk zu setzen. Die Beschuldigungen, die er in frühern Berichten nur angedeutet hatte, wurden jetzt deutlich ausgesprochen, und durch Scheingründe aller Art unterstützt. Jetzt kam an den Tag, daß man seit einiger Zeit Laurer abgeschickt hatte, welche einzelne Stellen aus Sebastians Predigten nachgeschrieben, ihre eig-

nen Ausdeutungen eingemiſcht, und Sätze, welche weit aus einander lagen, in eine willkührliche, ihren Sinn gänzlich entſtellende Verbindung gebracht hatten. Durch dieſes Verfahren, mit dem es ſo leicht iſt ſelbſt die Lehren der Bibel in Ketzereyen zu verwandeln, hatten ſie eine lange Litaney von Irrlehren zuſammengebracht, durch die ſie jetzt einen Theil ihrer Anklage mit deſto größerer Dreiſtigkeit unterſtützten, da ſie der Meinung waren, daß mein Mann aus dem Stegreife predige, und ſeine Ankläger der Lüge nicht überführen könne. Jenem Verzeichniſſe von Ketzereyen war eine zweyte Klage angehängt, daß er den Character ſeiner Amtsbrüder herabwürdige, ſie bey ihren Gemeinden verächtlich und lächerlich mache, und durch allerley falſche Vorſpiegelungen ihre Pfarrkinder von ihnen weg, zu ſich herüberlocke. Endlich beſchuldigten ſie ihn, daß er nach herrenhuteriſcher Weiſe geheime Zuſammenkünfte halte, und durch dieſe

seine Irrlehren verbreite. Auch dieser Klage wußten sie einen Anstrich von Wahrheit zu geben. Die Sache war aber die, daß Sebastian die aus der Schule entlassenen Kinder noch einige Jahre nachher zu bestimmten Zeiten bald bey sich, bald in der Kirche, bald auch im Freyen versammelte, und über Gegenstände der Religion mit ihnen Unterredung pflog, zu denen sich denn auch, weil sie belehrend und erbaulich waren, die Eltern gar häufig einfanden. Endlich mußte auch eine Singschule, die Sebastian gestiftet hatte, und von der ich sogleich sprechen werde, jener Anklage zur Unterstützung dienen.

Anfänglich schienen die Bemühungen der Ankläger den erwünschtesten Erfolg zu haben. Es war Alles mit so großer Keckheit behauptet; die Beweise mit so großer Ausführlichkeit entwickelt; der Schein pflichtgemäßer Anzeige einer auffallenden Ungebühr war so künstlich erhalten, daß das

Consistorium unverzüglich eine Untersuchung beschloß. Hier ist es nun eben so schwer, den stillen Schmerz, den Sebastian über das Verfahren seiner Amtsbrüder empfand, als die Ergebung und Sanftmuth zu beschreiben, mit der er die über ihn verhängte Prüfung ertrug. Nachdem er — was der Absicht seiner Gegner zuwider war — die vollständige Mittheilung aller gegen ihn erhobenen Klagen erhalten hatte, widerlegte er sie Wort für Wort mit der größten Ruhe, zeigte die Verunstaltung seiner Lehre durch Aushändigung seiner Concepte, in denen die mißgedeuteten Stellen bald mit andern Worten, bald in einer andern Verbindung standen, und bot so viele Zeugen seiner Unschuld an, als seine Gemeinde Glieder zählte. Diese Antwort, mit der Bündigkeit ihrer Gründe, und dem sichern, selbstbewußten, bescheidenen Tone, in welchem sie abgefaßt war, verfehlte ihre Wirkung nicht; und da sich die geistliche Behörde im Stil-

lein durch zuverläſſige Leute nach Allem erkundigte, und über den Zuſtand der Gemeinde von Mainau und das Betragen meines Mannes vollkommen befriedigende Nachrichten erhielt, ſo wurde die Unterſuchung auf die oben ſchon erwähnte Weiſe niedergeſchlagen, und der Special nur durch den beſondern Schutz vornehmer Gönner von dem ihm zugedachten Verweiſe befreyt. Sein Groll wurde dadurch nicht vermindert. Für Sebaſtian aber war es genug, daß er in ſeiner Amtsführung nicht weiter beunruhigt wurde.

Eine Sache, welche viele Zuhörer in die Kirche von Mainau zog, war die Einrichtung, die er dem Kirchengeſange gegeben hatte. Auch darüber will ich einige Worte ſagen. Mit Recht behauptete wohl Sebaſtian, daß gewöhnlich die große Kraft, die in dem Geſange geiſtlicher Lieder liege, gar zu wenig beachtet werde, da doch aus der Geſchichte der Kirchenverbeſſerung hin-

länglich bekannt sey, wie viel diese dem Gesange zu danken habe. In den grausamsten Verfolgungen, die über die Anhänger und Freunde der reinen Lehre verhängt wurden, traten diese mit ihrem Psalmbuche, unter Absingung geistlicher Lieder, muthig ihren ungerechten Richtern entgegen, und gingen freudig in den Todt; und jede andre Entbehrung ertrugen sie leichter, als den Verlust ihrer Liederbücher. Nicht genug kann auch der heilige Augustinus in seinen Bekenntnissen die Rührung preisen, die er bey dem Absingen der Hymnen fühle; und er sagt ausdrücklich, daß, während jene rührenden Töne seine Ohren erfüllten, die göttliche Wahrheit mächtiger in sein Herz ströme und es der Frömmigkeit empfänglicher mache. Mit recht inniger Freude, setzte Sebastian hinzu, denke er an den Eindruck, den einstmals der sanfte wohlgeordnete Gesang einer herrenhutischen Gemeinde beym Auferstehungsfeste auf ihn gemacht, ob er

gleich habe beklagen müssen, daß Inhalt und Worte der Lieder ihm so wenig hätten zusagen können; wie viel stärker müßte also in unsern Kirchen die Wirkung unserer sinn- und geistvollen Lieder seyn, wenn sie durch einen solchen Gesang erhoben und veredelt würden. — Wie nun ein Gedanke, den er für gut erkannte, ihm keine Ruhe ließ, bis er zur Ausführung gebracht war, so legte er auch hier rüstig die Hand an das Werk, und begann die Verbesserung des Kirchengesanges, wie es nicht anders seyn konnte, mit dem jüngern Geschlecht. Selbst der Musik kundig, wählte er die besten männlichen Stimmen aus, und übte sie mit Hülfe des Schulmeisters ein; ich that dasselbe mit den weiblichen; und da wir nichts weiter erreichen wollten, als reine Intonation in dem einfachen Kirchengesang, so hatten wir bald einen recht artigen Chor zusammen, der ein Kirchenlied rein und angenehm vorzutragen wußte. Noch jetzt denke

ich mit Rührung an den Eindruck, den dieſer ungewohnte Geſang bey einer Beerdigung hervorbrachte, wo unſer Chor zum Erſtenmal öffentlich auftrat, ob er gleich nichts anders ſang, als was man bey ſolchen Gelegenheiten zu hören gewohnt war. Es kam nun bald dahin, daß auch manche der Eltern unſern Singübungen beywohnten, die immer in den Feyerſtunden gehalten wurden, und es kamen mehr gute Stimmen zum Vorſchein, als wir hätten erwarten können. Die Neigung zur Muſik vermehrte ſich, und auch bey denen, welche keine natürlichen Anlagen dazu hatten, entwickelte ſich doch ein richtiger Sinn für muſicaliſchen Vortrag, ſo daß allmählig alles ſtörende und unharmoniſche aus dem Geſange der Mainauer Gemeinde verſchwand. Dieſes war das Werk weniger Jahre; und nachdem die erſten Schwierigkeiten überwunden waren, ſo war die Mühe faſt für nichts zu rechnen. Auch auf die

Sitten wirkten diese Uebungen günstig ein. Denn schon das war für Gewinn zu rechnen, daß sie dem dumpfen Müßiggange einige Stunden entzogen, und von rohern Zeitvertreiben entwöhnten. Die höhern Gefühle aber, die der veredelte Gesang in den Gemüthern geweckt hatte, tönten noch lange in ihrem Innern fort, begleiteten sie zur Arbeit, und riefen oft ganz zufällig, eben zur rechten Zeit, die von den Tönen beseelten frommen Worte in ihr Gedächtniß zurück.

Ich kann nun wieder zu meinen häuslichen Verhältnissen zurückkehren.

Nie werde ich den Tag vergessen, wo ich zum Erstenmale die Gewißheit bekam, daß ich Mutter werden würde. Schon während des Schlafes hatte sich eine frohe Unruhe meiner bemächtigt; ich hatte Vielerley mit ungewöhnlicher Klarheit geträumt; und wachte sehr früh mit dem dämmern-

den Morgen auf. Sebaſtian lag noch in ſüßem Schlummer; ſein Geſicht war aufwärts gerichtet; er athmete leiſe und ruhig. Mit großer Bewegung des Gemüths beugte ich mich über ihn, und konnte mich nicht ſatt ſehn an der offnen, edeln, frohen Geſtalt, die mir wie ein Spiegel der Unſchuld und des guten Gewiſſens erſchien. Es war mir, als ob ich das noch nie ſo erkannt hätte; ich liebte ihn in dieſem Augenblick noch inniger als ſonſt, und indem ich ſo über ihm hing, konnte ich nichts anders denken, als „Du guter, lieber und frommer Menſch, wie groß wird erſt Deine Freude ſeyn, wenn Du hörſt, was mich ſo glücklich macht!“ — Indem ich nun ſo dachte, und mein Herz in froher, dankbarer Rührung zerfloß, fiel eine Thräne von meinen Wimpern auf ſeine Stirn. Er ſchlug die großen, braunen Augen auf, und als er mich erblickte, warf er ſeine Arme um meinen Nacken und ſagte: Was haſt Du, Liebe? — Ich erröthete

und ſchwieg, und ſah ihn wieder recht ſelig an. — Da ſagte er: „So eben kam es mir im Traume vor, als ob ich in den Garten träte, um Dich zu ſuchen, und Du ſaßeſt unter dem Fliederbaume und hielteſt ein blondlockiges Kind auf dem Schooße, und das Kind ſtreckte die Arme nach mir aus, und lächelte mich an. In der Freude darüber wacht' ich auf." — Da erröthet' ich noch mehr; mein Herz ſchlug von heftiger Rührung, und meine Thränen ergoſſen ſich unaufhaltſam. Ich konnte nichts ſagen als die Worte: O Du lieber, wahrhafter Prophet! — Sebaſtian verſtand mich; er erkannte, daß er wahr geträumt hatte, und meine Seligkeit wurde nun noch gröſſer durch die ſeinige.

Unter den vielen ſchönen Tagen meiner Ehe war dieſer einer der ſchönſten. Die Sonne ging rein und herrlich auf, und das Erſte, was wir hörten, war die Nachricht von der glücklichen Niederkunft einer lieben

Nachbarin, die jetzt zum Erſtenmale in's Kindbett kam, und dieſer Zeit mit großer Unruhe und Bangigkeit entgegengeſehn hatte. Mir erſchien das wie eine glückliche Vorbedeutung; und ich konnte auch an Sebaſtian merken, daß er ſich dieſer Nachricht in derſelben Beziehung mehr als gewöhnlich freute. Seine Blicke die an dieſem Tage noch öfter auf mich fielen als ſonſt, kamen mir noch freundlicher und liebender vor; die Meinigen aber hingen unverwandt an ſeinem Geſicht, und meine Augen füllten ſich mit Thränen, wenn ſie den ſeinigen begegneten. Sprechen konnten wir nicht viel; die Worte und Töne ſchwellten den Strom der Rührung zu hoch; und ſo waren wir denn beyde ſtill vergnügt in Gott. Alle meine Gedanken wurden zum Gebet; der Worte bedurfte es nicht.

An demſelben Tage beſuchte ich die Nachbarin, die in der Nacht des Kindes geneſen war, und als ich ihr Glück wünſchte, ſagte

ſen. „Die Freude, die man hat, ſo ein Kind neben ſich in der Wiege zu ſehn, begreift Niemand.“ — Der Vater, der nicht von dem Bette wich, und das Entzücken der erſten Vaterfreude auf dem Geſichte trug, nahm das ſchlafende Kind aus der Wiege, legte es in meine Arme und ſagte: Gott beſcheere Ihnen auch ein ſolches Glück. Und wie er dieß ſagte, ſchlug das Kind die Augen auf, ohne zu weinen. Das war denn wieder ein gutes Zeichen, und ich eignete es mir dankbar an. Wie nun das Kind ſo ſtill auf meinen Armen lag, und Vater und Mutter mit hellen, freudigen Blicken nach ihm hin ſahen, ſagte ich, an das denkend, das ſich unter meinem Herzen regte: „Du liebes Kind, möge dir doch Gott ein recht unſchuldiges und ſeliges Leben geben, und Du Deine Eltern immer ſo erfreuen, wie heute!“ Da ſagten beyde Eltern Amen! und die Mutter ſtreckte ihre Arme nach dem Kinde aus, drückte es an ihre Bruſt, herzte

es und sagte: Man ist mit so einem Kinde doch ein ganz andrer Mensch! Wir hatten uns gewiß recht lieb, mein Martin und ich, aber jetzt, da wir das Kind haben, sind wir einander doch noch viel lieber. Um den Segen nähme ich die Welt nicht.

Die glückliche Mutter sprach mein eignes Gefühl aus, und ich wurde jetzt meiner Hoffnung noch froher als vorher. Als ich nach Hause zurück kam, erzählte ich meinem Sebastian Alles wieder, und wir beschlossen den Tag, wie wir ihn begonnen hatten. An dem Abend aber wurde auch das ganze Dorf froh gemacht. Denn da von der langen Hitze das Feld schmachtete, und die Bäche fast vertrocknet waren, zogen am Abend Wolken auf, und gossen die Nacht hindurch reichlichen Regen auf das Land; und der Morgen ging heiter über erquickte Wiesen hin, und besah sich in dem rauschenden Wasser, und richtete die welken Saaten auf.

Und das ſah ich wiederum für ein günſtiges Zeichen an.

Dieß geſchah im zehnten Monat nach unſerm Einzug in Mainau. Fünf Monate ſpäter brachte ich meinen Andreas zur Welt.

* * *

Die ſtille Freudigkeit des Tages, welche ich eben beſchrieben habe, erhielt ſich einige Monate hindurch; als aber die ſchlechte Jahrszeit kam — ſie fiel dieſesmal früher ein — und mit ihr die Zeit meiner Entbindung näher rückte, verſank ich allmählig, ich weiß nicht wie, in eine Schwermuth, die ich umſonſt zu bekämpfen ſuchte. Ich war nicht eben traurig; aber auch froh war ich nicht, und ich möchte ſagen, es ſey die Laſt der Hoffnung und Freude geweſen, unter der ich erlag. Doch war es das nicht allein. Die Möglichkeit eines unglücklichen Ausganges war mir vor die Seele getreten; und unabläſſig drängte ſich mir der Gedanke auf, daß vielleicht der erſehnte Au-

genblick, von dem ich mir die gröſte Freude verſpräche, der Anfang einer groſſen und ſchmerzlichen Trauer werden könnte. Oft wenn ich in der Stube meines Mannes am Fenſter ſaß, fielen meine Blicke auf den Grabhügel einer Wöchnerin, die mit dem Kinde, das ſie geboren hatte, im Arm unter der Erde ſchlummerte, und die Erinnerung an jene andre, die eben bey meinem erſten Beſuche in Mainau begraben worden war, wollte mir jetzt wie eine Vorbedeutung meines eignen Schickſals erſcheinen. Ungewiß, ob ich dieſen Gedanken bekämpfen dürfte, der mir ja vielleicht von Gott zur Warnung geſendet worden, ſuchte ich ihn doch auf alle Weiſe vor meinem Manne zu verbergen, um nicht in dem treuſten Herzen Ahndungen aufzuwecken, die unnützer Weiſe ſeinen Frieden ſtören, und ſeine frohen Hoffnungen trüben möchten. So lange er in meiner Nähe war, hatte ich auch wohl Muth genug; aber wenn ihn

seine Geschäfte von mir riefen, und ich allein in dem stillen Stübchen saß, und gar nicht Herr werden konnte über den Gedanken, daß der Arme vielleicht in wenigen Monaten auch so allein hier sitzen, und mit feuchten Augen auf dem Gottesacker ein frisches Grab, unter ihm ein liebendes, nun in Staub zerfallendes Herz suchen werde — da schwoll mir die Brust vor unendlichem Jammer, ich brach in Ströme von Thränen aus, und beweinte zum Voraus die Verlassenheit und Trauer des geliebten Mannes. „Ach, dachte ich, er hat ja dann nichts mehr auf Erden als die Dornen der Erinnerung an Tage, die nicht mehr sind, und niemals wieder kommen; nichts als den Jammer über getäuschte Hoffnung, und statt der so selig gedachten Zukunft nur die Oede der Einsamkeit. — Was kann denn dem Menschen bleiben, der Einmal in seinem Leben recht geliebt hat, und dem nun der Tode diese Liebe erbarmungslos aus

den Armen reißt? Was anders als auch der Todt? Aber bis dieser kömmt, und sein blutendes Herz zusammendrückt, und so die klaffende Wunde schließt, muß er nicht sein verdunkeltes, ödes Leben ertragen, und allen den Schmerz der um und um wunden Brust?"

Wenn sich der Geist des Menschen Einmal unbestimmten Ahndungen hingibt, und in Trübsinn versenkt, so ist er unermüdlich im Auffinden dessen, was diesen Trübsinn nährt. Die Besorgnisse, die mich bekümmerten, gingen wohl ganz natürlich aus meiner Lage hervor; aber da ich Einmal meine Blicke auf eine dunkle Zukunft gerichtet hatte, so schuf meine Phantasie in dieser Finsterniß die mannichfaltigsten Gespenster, die nicht aufhörten mich zu verfolgen und zu quälen. Selbst die tiefe und innige Liebe, mit der ich an meinem Manne hing, wurde mir ein Gegenstand der Furcht. Ich fing an mir Bedenken zu machen, daß ich jetzt,

wo ich vielleicht bald würde vor Gottes Richterstuhl erscheinen müssen, meine Gedanken nicht mehr von dem Irdischen abzöge (denn auch meine Liebe rechnete ich jetzt zu dem Irdischen), und da der Mensch bereit seyn müsse, dem göttlichen Willen Alles, auch das Theuerste zu opfern, ob ich nicht verpflichtet sey, gegen eine Liebe zu kämpfen, die mich, bey aller ihrer Unschuld und Rechtmäßigkeit, doch allzusehr an die Welt und das Leben zu binden schiene. Dieser Zweifel beunruhigte mich unaussprechlich, und da ich nicht wagte ihn meinem Manne mitzutheilen — es war das Einzige, was ich ihm verbarg — so dauerte es einige Zeit, eh' das gesunde Gefühl in mir obsiegte, und ich erkannte, daß ich Gott nur meinen Schmerz, nicht aber meine Liebe zu opfern verpflichtet sey. Aber ach, beydes war jetzt in meinem Herzen so innig verwebt und verschmolzen, daß ich es nicht zu scheiden vermochte. Ueber alle meine Gebete, über alle meine Anstren-

gungen ſiegte die Traurigkeit ob. Ich beredete mich zur Ergebung; aber ich fühlte ſie nicht. Meine Vorſätze gaben mir keine Freudigkeit.

Indem ich mich nun faſt ununterbrochen mit dieſen Betrachtungen beſchäftigte, und meine Blicke auf mein Inneres richtete, fing ich an ſtrenger als je mit mir zu rechnen, und alle mein Thun, meine Geſinnungen, mein ganzes innere und äußere Leben zu prüfen. Ach, da erſchien mir Alles ſo nichtig und arm! Da erkannt' ich, wie ſchwach mein Wille, und wie mangelhaft die Ausführung auch der frömmſten Vorſätze ſey! Wie Vieles hatte ich aufgeſchoben, wie Vieles ganz unterlaſſen! Wie Vieles, das wie Tugend erſchien, fiel der Eitelkeit anheim! — Da ſchwand der Wahn, den ich von mir gehegt hatte, wie ein weſenloſer Dunſt; der Stolz der Tugend war dahin; auch das Beſte was ich gethan zu haben meinte, war Stückwerk und Tand.

Ich fühlte jetzt mehr, als zu jeder andern Zeit, die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur, und wie kein Vertrauen auf Tugend die Probe hält gegen die strengen Forderungen des unbestechlichen Richters in uns. Damals warf ich mich in dem Gefühle meiner Armuth nieder vor Gott; damals erkannte ich, daß nur der Glaube an seine unendliche Liebe selig macht, und daß nur das Geheimniß des Christenthums, die Versöhnung der Liebe mit der Gerechtigkeit, das verzagende Herz stärken und den sinkenden Muth aufrichten kann.

Dieses Gefühl, das mich damals mehr und inniger als zu jeder andern Zeit erfüllte, hab' ich seitdem mit sorgsamer Pflege genährt. Meine Niederkunft war glücklich, und mit dem Leben, das ich einem andern Wesen gegeben hatte, blühte auch das Meinige frischer wieder auf. Meine Schwermuth wich, und an ihre Stelle trat jene stille Seligkeit des mütterlichen Gefühls; jenes

unbeſchreibliche Entzücken, das nur eine Mutter kennt, wenn ihre Blicke auf dem Säuglinge ruhn, und alle ihre Wünſche und Hoffnungen, ihre Freuden und Wonnen in dem Gedanken mein Kind, meines Mannes Kind, unſer ſüßes geliebtes Kind zuſammenſtrömen. Für dieſes Gefühl gibt es keine Worte, kein Gleichniß, kein Bild ſpricht es aus: es iſt ein Geheimniß der Natur und ihre köſtlichſte Gabe. Mit dem Augenblicke, wo, nach überſtandenem Schmerz, der Vater zu dem Lager der Entbundenen tritt, mit einer Thräne im Auge ſie auf Stirn und Wangen küßt, das Kind aus dem Arme der Wärterin empfängt, es mit dankbarer Rührung betrachtet, und ſtill dafür betet — mit dieſem köſtlichen Augenblicke fängt für ſie ein neues und bedeutungsvolleres Leben an. In dem Kinde, das zwiſchen den Eltern ſteht, begegnet ſich die Liebe beyder, und nimmt, indem ſie noch inniger und heiliger

wird; einen höhern Character an. Der Kreis der Pflichten erweitert sich; aber jeder Punkt in ihm ist mit Liebe erfüllt. Die Mühen wachsen; aber diese Mühen gelten dem geliebten Kinde, und wie herbe sie auch seyn möchten, so sind sie doch eine Quelle von Lust und Glück.

Auf diese Freuden, die mich auch noch in der Erinnerung entzücken, ist das Glück der Frauen gegründet. Zu keiner Zeit hab' ich in die Klage einstimmen können, die ich bisweilen über das dürftige und beklagenswerthe Loos des weiblichen Geschlechts habe erheben hören; aber seitdem ich ein Kind an meinem Herzen nährte, kam sie mir durchaus lächerlich und ungereimt vor. War ich nicht überschwenglich reich? war ich nicht selig in diesem Besitz? oder konnt' ich mir denken, daß der stolzeste Mann mit den unbeschränktesten Ansprüchen reicher oder glücklicher seyn könnte? Gewiß ist die Klage, die das Loos der Frauen gegen die Männer verkürzt

glaubt, weder vernünftig noch fromm; sondern ein Ausbruch innerer Verworrenheit oder einer Neigung zur Paradoxie, die nur dann in einem weiblichen Herzen Wurzel fassen wird, wenn es sich von dem Wege der Natur in fremdartige Verhältnisse verirrt. Recht wohl fühl' ich zwar, wie herrlich das Loos eines Mannes ist, der mit der Kraft seines Geistes weit in die Welt greift, die Herzen der Völker lenkt, den Staat durch Gesetze ordnet, das Recht mit unerschrockner Gewissenhaftigkeit handhabt, oder die Grenzen des Vaterlandes gegen ungerechte Eroberer vertheidigt. Wahrhaftig, ein Weib wäre sehr unglücklich, wenn es die Größe des Mannes in diesen Verhältnissen, wenn es die Herrlichkeit seines Berufs nicht fühlte, und wenn es den nicht bewundern könnte, der diesen Beruf mit ungewöhnlicher Kraft und Treue erfüllt. Diese Bewunderung ist von der Natur selbst geboten; sie ist ein Bedürfniß unsers Herzens,

dessen Befriedigung zu unsern edelsten Genüssen gehört; ein Zoll, der uns bereichert, indem wir ihn darbringen. Aber nie soll dieser Genuß durch die verkehrte, armselige Mißgunst verwirrt werden, der in der Klage über die Zurücksetzung des Weibes liegt, weil es nicht auch an das Ruder des Staates, oder an die Spitze eines Heeres gestellt würde; eben als ob der Löwe klagen wollte, daß er nicht mit dem Adler zur Sonne steigen, oder der Adler, daß er sich nicht mit dem Delphin in die Tiefen des Meeres stürzen könne. Wie groß auch eine Kraft sey, immer sind ihr durch die Natur der Dinge Grenzen gesetzt, und ein grenzenloser Wille, der Alles an sich zu reißen trachtete, wäre wohl eher eine Verdammniß zu nennen, als daß wir ihn beneiden könnten. Allerdings sind die Grenzen der männlichen Kraft etwas weiter, die der weiblichen Thätigkeit etwas enger gesteckt; aber wie nicht in der Menge der Güter der

Reichthum beſteht, ſondern in ihrem Gebrauche; ſo iſt auch die Stellung eines Menſchen nicht nach der Menge der Gegenſtände zu ſchätzen, die ſich ſeiner Thätigkeit darbieten, ſondern nach der Geſinnung, mit welcher er ſeine Kräfte anwendet. Eine gewiſſenhafte Frau findet in den Grenzen ihres Hausweſens, wie eng dieſe auch immer gezogen ſeyn mögen, wenn ſie ihrer Pflicht nachleben will, der Beſchäftigung genug; und wenn dieſe Beſchäftigungen auch von andrer Art ſind, als die männlichen, und dieſen nach gewöhnlicher Schätzung nachſtehn, ſo haben doch beyde, wenn ſie von dem rechten Sinne beſeelt ſind, kein anderes Ziel, als das, was ihnen obliegt, auf das Beſte zu thun. Ueber die Geringfügigkeit der Gegenſtände aber, die der Hausfrau zugefallen ſind, kann ſie ſich damit tröſten — wenn ſie anders eines Troſtes bedarf — daß auch der größte und wunderbarſte Bau aus unendlich vielen, zum Theil

ganz ſchlechtem Stoffe zuſammengekittet wird. — Aber ſo ein Bau, kann man ſagen, iſt doch in ſeinem Ganzen ein Werk großer Geiſteskraft und dauert für die Ewigkeit, oder was man ſo nennt — während der Strumpf, den Du heute Deinem Manne angemeſſen, oder vollendet zu der übrigen Wäſche gelegt haſt, oder das Kleid, das Du jetzt für Dein Kind zuſchneideſt und zuſammennähſt, Deinem Geiſte wenig zu thun gibt, und nach kurzer Friſt bis auf den letzten Faden verſchwunden iſt. Das iſt allerdings wahr, und wenn es darauf ankäme, ſo könnte die Sache in ein noch grelleres Licht geſetzt werden; gleichwohl iſt das Alles für einen geſunden Sinn nichts weniger als niederſchlagend oder demüthigend. Auch in das Leben der größten Menſchen webt ſich zwiſchen das Große, was ſie thun und ſinnen, unendlich viel Kleines und Unbedeutendes ein, das eben ſo ſchnell vergeht, als mein Strumpf; nur mit dem Unterſchiede, daß

sie es nicht mit der Freudigkeit und stillen Genüge thun, welche die Frau bey ihrem harmlosen Geschäfte fühlt. Denkt sie nicht bey dem, was sie für ihr Kind schneidert, ohn' Unterlaß an den kleinen freundlichen Schelm, dem das Kleidchen gewiß wieder ganz allerliebst stehn wird? oder kann sie einen Stich thun und eine Masche knüpfen, ohne daß sie in Gedanken mit dem Engel plaudert? — Und da die Zufriedenheit ihres Mannes, das Wohlseyn ihrer Kinder, das Gedeihen des ganzen Hauswesens an ihrer Ordnungsliebe, an dem Fleiße und der Besonnenheit hängt, mit der sie auch für das Kleinste sorgt, so gibt ja das auch dem Kleinsten einen Werth, und veredelt, wenn ich so sagen darf, das geringfügigste Geschäft. Einer guten Hausmutter muß ihr Haus wie ein Tempel seyn, den sie als Priesterin mit Andacht schmückt, immer mit dem erquickenden Gedanken an den Beyfall und die Heiterkeit ihres Mannes — des

Gottes in diesem Tempel — dem sie gern Schlaf und Bequemlichkeit opfert, um alles Störende von ihm zu entfernen, alles Erfreuende, was in ihren Kräften liegt, um ihn zu versammeln. Ich könnte hierüber noch Vieles sagen, wobey gewiß das Herz der meisten Frauen und Mütter einstimmen würde; aber um mich nicht allzusehr zu verbreiten, will ich nur noch Eines hinzusetzen. Der Mittelpunkt alles Glücks, ja, aller Tugend und Tüchtigkeit einer Frau, ist die Liebe, die sie zu ihrem Manne trägt. Aus diesem Mittelpunkte geht Licht und Wärme in ihr Leben aus. Für ihn zu wirken, und für die, welche sein und ihr sind, das ist der Kreis ihres Berufs; und das Ziel ihrer Wünsche ist des Mannes und der Kinder Gedeihn. Ein heiterer Himmel macht das Herz jedes Menschen heiter; der Himmel einer Frau aber ist ihres Mannes Liebe. An seiner Zufriedenheit nährt sich die ihrige. Wenn ihm wohl in seinem Hause ist, wenn

er ihre reinlichen Kinder lobt, ihrer Einigkeit ſich freut und zu ihrem Fleiße lächelt; wenn ſie ihm in der vollen Truhe das Garn zeigen kann, das ſie an den langen Abenden geſponnen, das Linnen, das ſie hat weben laſſen, und zur künftigen Ausſteuer für die kleinen Töchter zuſammenſpart, und er ſie dann lächelnd küßt, und ſagt: Du biſt doch mein braves Weib! — da gibt es keinen Männer-Ruhm, den ſie dem ihrigen vorziehen, keine Ehre des öffentlichen Lebens, die ſie gegen die ihrige eintauſchen möchte.

* * *

Die Stimmung, in welcher ich mich während der letzten Monate meiner Schwangerſchaft befunden hatte, ſo traurig ſie geweſen war, wirkte überaus wohlthätig nach. Ich hatte in dieſer Zeit mein Innres ſo durch und durch erforſcht, ich hatte meine Schwächen und Mängel ſo deutlich erkannt, auch das Unzuſammenhängende des Guten,

das in mir seyn mochte, war mir so klar vor die Augen getreten, daß ich erst jetzt mit rechter Sicherheit an mir selbst arbeiten konnte. Ich war jetzt Mutter; eine große und heilige Pflicht war mir auferlegt. Konnte ich mit Vertrauen und gutem Gewissen mein Kind erziehen, wenn an mir selbst noch so Vieles zu bessern war? Dieser Gedanke weckte eine neue Kraft in mir auf. Er erwachte mit mir, und ging mit mir schlafen; und wenn ich seit jener Zeit etwas an sittlicher Bildung gewonnen habe, so bin ich es diesem Gedanken schuldig, oder vielmehr dem, der diesen Gedanken in meiner Seele entstehen ließ. Auch das vergaß ich nie, daß ich geglaubt hatte, am Rande des Grabes zu stehn, und daß es eben dieser Glaube gewesen war, der mich zu besserer Erkenntniß meiner selbst, zu frömmern Vorsätzen und zu größerer Demuth vor Gott geleitet hatte. Ich hatte das Grab offen zu meinen Füßen gesehn; Furcht und Hoff-

nung waren mir aus ſeinem ſchaudervollen Dunkel emporgeſtiegen; und wenn es ſich jetzt wieder geſchloſſen hatte, wenn die Kluft, die das Leben von der Ewigkeit trennt, mir wieder etwas ferner gerückt war, ſo war das doch, auch wenn ich die höchſten Stufen des Alters erſtieg, immer nur auf eine kurze Zeit. Der Todt hatte furchtbar vor mir geſtanden; alle Blüthen des Lebens waren mir vor ſeinem Anblick verwelkt; ich hatte in den ſchlimmſten Augenblicken alle meine Kraft gebrochen, allen meinen Muth vernichtet gefühlt. Indem ich jetzt erkannte, daß ich nicht aufhören dürfte gegen dieſe lähmende Furcht zu kämpfen, fing ich an einen Ausſpruch meines Vaters zu verſtehn, welcher bisweilen ſagte, daß die rechte chriſtliche Freiheit aus der Ruhe hervorgehe, mit der man an den Todt denke, und daß Niemand hoffen könne, die Welt zu überwinden, der nicht den Todt überwunden habe. Unter allen Aufgaben der Re-

ligion ist diese wohl die schwerste, und obschon ich sie mir noch täglich vorlege, und mich täglich in ihrer Auflösung übe, so will ich doch nicht leugnen, daß ich in dem entscheidenden Augenblicke weit mehr auf die Hülfe der göttlichen Liebe, als auf die Stärke meiner Vorsätze oder die Wirksamkeit meiner Uebungen hoffe. Ich will hier eines Gefühles erwähnen, das in dieser Beziehung wohl der Bemerkung nicht unwerth ist. Oft stieg mitten in einer grossen Freudigkeit der Gedanke an Todt und Grab in mir auf; aber nie kam er mir in solchen Augenblicken schrecklich vor. Ich weiß nicht, ob es das Licht der Freude war, das auch in dieses Dunkel drang, und es mit heitern Farben umzog; oder, was ich lieber glaube, ob die Freudigkeit, die wie ein Strahl des Himmels in unser Herz fällt, das Gemüth durch ein Geheimniß unsrer innersten Natur mit einer frommen Sehnsucht nach der Quelle aller Freude

und Seligkeit erfüllt, und uns eben dadurch über die Schreckniſſe des Grabes hinweghebt. Was aber auch immer die Urſache ſeyn mag, ſo hab' ich aus dieſem Gefühle die Ueberzeugung geſchöpft, daß die Freudigkeit, die aus einem reinen Herzen quillt, ein Unterpfand und Vorgefühl der Seligkeit iſt, die uns jenſeits des Grabes erwartet, und ich höre nicht auf, die Fülle der göttlichen Liebe zu preißen, die uns in der frommen Erhebung zu ihr ein beglückendes Mittel gegen das geboten hat, wovor unſre Natur am meiſten zurückbebt.

Erinnerungen

aus

dem Leben der Pfarrin von Mainau.

Drittes Buch.

Das Rittergut in Mainau hat vormals einer adlichen Familie gehört, die ihren Namen davon führt. Die ältern Besitzer hatten hier gewohnt; sie waren die Wohlthäter des Dorfes gewesen, und hatten sich selbst bey der eignen Bewirthschaftung ihrer schönen Grundstücke wohl befunden. Späterhin zog der Schimmer des Hofes sie an. Sie tauschten ihre Unabhängigkeit gegen eine glänzende Knechtschaft um, dienten, statt zu herrschen, verschwendeten, statt zu sammeln. Ihr alter Reichthum floß in die Hände ungetreuer Verwalter und wuchernder Gläubiger. Auch der alte Familiensitz konnte nicht länger behauptet werden, und ging an den reichen Kaufmann über, dessen Söhne ihn noch jetzo besitzen.

Einige Jahre vorher, ehe dieſes geſchah, kam der Sohn des Oberjägermeiſters von Mainau ziemlich unerwartet auf das Gut, das ſeit einer Reihe von Jahren keinen ſeiner Herrn geſehen hatte. Er wollte, wie es hieß, ſeine Geſundheit auf dem Lande herſtellen; doch erfuhr man ſpäterhin, daß einige Kränkungen, die er erfahren, und zerrüttete häusliche Verhältniſſe ihn von dem Hofe, wo er Kammerherr war, vertrieben hatten. Die Ankunft dieſes jungen Mannes war in Mainau eine Begebenheit von Wichtigkeit. Der ſchöne Wagen, in welchem er angekommen war, die Reitpferde, die er mitgebracht hatte, die prächtigen Livreen ſeiner Diener und Jäger, und die Bewegung, die jetzt auf dem Schloſſe herrſchte, waren in den erſten Tagen der Gegenſtand aller Geſpräche im Dorfe. Ihn ſelbſt hatten nur wenige geſehn, und auch dieſe nur von fern, wenn er in ſeinem Garten auf und ab gegangen war; geſprochen hatte ihn Nie-

mand; denn er verließ das Haus nicht, und hatte mit keinem Menschen Verkehr. Man kann leicht glauben, daß die Neugierde hierdurch von Tag zu Tag mehr gespannt wurde; und manche behaupteten, daß sich die Frauen in diesen Tagen mehr als sonst Geschäfte auf dem Edelhofe gemacht, und öfterer, als nöthig gewesen, ihren Weg bey dem Schlosse vorbey genommen hätten. Aber es hatte ihnen nichts geholfen.

Jetzt war nun die Neugierde auf den Sonntag gespannt. Denn daran zweifelte Niemand, daß der Gutsherr in die Kirche kommen, und den Gottesdienst abwarten würde, wie das jedem guten Christen zukomme, und von seinen Vorfahren immer beobachtet worden sey. Als nun der Sonntag kam, war die Kirche etwas früher als gewöhnlich voll, und man konnte bemerken, daß die Frauen und Mädchen ihren besten Anzug gewählt, das beste Halstuch umgehängt, oder ein helleres Band auf die

Haube gesteckt hatten. Aber ach! der Gottesdienst ging an, und Niemand erschien. Die Predigt wurde mit einiger Zerstreuung angehört; das Lied wurde gesungen, und als Sebastian hinter dem Altar stand und den Segen sprach, ließen sich vom Kirchhofe her Tritte von Pferden hören, und ein Bellen von Hunden und das Hallo der Jäger. Alles fuhr auf. Das wilde Getös ging rund um die Kirche her, und verlor sich erst, als der Segen gesprochen war, und das Final der Orgel die bestürzte, unruhige Gemeinde entließ.

Der Edelmann war nemlich auf den Einfall gerathen, den heitern Herbsttag zu benutzen und auf die Jagd zu reiten. Daß es Sonntag war, kümmerte ihn nicht, oder er dachte nicht daran; denn am Hofe, wo jeder Tag ein Fest- und Feyertag ist, mag man sich um den armseligen Unterschied des gemeinen Kalenders wenig kümmern. Nun hatten die Hunde in der Nähe des Dorfes

einen Hasen aufgetrieben, der seine Zuflucht auf dem Gottesacker gesucht, und zweymal um die Kirche gelaufen war. Der Junker und sein Gefolge war ihm über die Gräber nachgesprengt; und als die Gemeinde heraus auf den Kirchhof trat, sah sie Alles von den Hufen der Pferde zerstört, mehrere Kreuze umgestürzt, die Blumen, die um sie her gepflanzt waren, niedergetreten, das frisch aufgeworfene Erdreich der Hügel zerstreut. Die Bestürzung, der Unwille war groß. Solche Entweihung des Sonntags, solcher Frevel an der geweihten Stätte war in Mainau unerhört; ja, Niemand hätte ihn nur für möglich gehalten. Die ganze Gemeinde blieb auf dem Kirchhofe stehn, besah mit Erstaunen, was geschehn war, und machte ihrem Unwillen durch Worte und Geberden Luft. Sebastian sah stumm und bekümmert in die Verwüstung hinein. Da das Murren stieg, sagte er: Geht jetzt still und ehrbar nach Hause, ihr guten

Leute! Es wird dergleichen nicht mehr geschehn; aber geht jetzt in Gottes Namen und mir zu Liebe. — Da ging denn Einer nach dem Andern; aber zögernd blieben sie immer wieder stehn, und sahen sich Kopf schüttelnd nach der Zerstörung ihres Gottesackers um. Nur den Küster und den Todtengräber behielt Sebastian zurück, damit sie die umgeworfenen Kreuze wieder an ihrer Stelle befestigten, die niedergetretenen Hügel ordneten, und auch an den Blumen, so gut es gehn wollte, den Schaden verbesserten. Bey dieser Anordnung schien er ganz gelassen; als wir aber nach Hause kamen, ließ er seinem Unwillen freyen Lauf. Er wolle gern glauben, sagte er, daß die Störung des Gottesdienstes nicht beabsichtigt gewesen; aber es sey unverantwortlich, den Tag der Andacht und Ruhe mit einer tobenden Jagd zu begehen, und nicht nur selbst die kirchlichen Anordnungen zu verachten, sondern auch Andre durch schlechtes

Beyſpiel zu ihrer Verachtung einzuladen. Ich weiß wohl, fuhr er fort, daß ich von meiner Kanzel herab einem hochgebildeten und vielkundigen Herrn nichts Neues lehren kann; aber denkt er auch immer an das, was er weiß? weicht er nicht vielleicht der Erinnerung daran aus, weil ſie ihm läſtig iſt? — Und iſt wohl irgend ein Menſch ſo hoch gebildet, der nicht oft äußerer Anregungen bedürfte, um auf dem guten Wege nicht ſtill zu ſtehn? oder bedürfen nicht die ſolcher Anregungen am meiſten, die in der Verwirrung der Welt, in dem Andrange der Zerſtreuungen, bey den Reizungen der Eitelkeit und aller möglichen Sinnenluſt leider an Alles andre eher, als an das Heil ihrer Seele zu denken Veranlaſſung haben? Auf dem ſchlüpfrigen Wege, den dieſe Beneideten und ſo wenig Beneidenswerthen gehen, haben ſie den Stab der Gottesfurcht wahrlich nöthiger, als der Landmann auf ſeinem ſchlichten Pfade; und es iſt wohl

immer noch wenig, wenn man von ihnen verlangt, daß sie sich doch alle acht Tage Einmal vor Gott demüthigen, ihrer Pflichten erinnern und als Glieder der Kirche Christi in der Gemeinde erscheinen sollen, um an die Rechenschaft zu denken, die sie einst, so gut als der geringste Mann, von der Anwendung ihrer Zeit ablegen müssen?

Während Sebastian noch so sprach, traten die Aeltesten der Gemeinde bey ihm ein, und brachten an, daß der heutige Vorfall, wie sich schon auf dem Kirchhofe gezeigt, allgemeines Murren verursacht habe; daß die Leute noch überall zusammenständen und sich mit einander besprächen; daß die Frauen insbesondere über die Zerstörung der Gräber weinten, und einige Männer dadurch so in Harnisch gebracht hätten, daß sie sich vermäßen, wenn je wieder so etwas, oder etwas Aehnliches geschähe, dem Junker die Hunde todt zu schlagen, und ihn selbst mit sammt seinen Jägern vom Pferde zu wer-

fen. — Sie bäten ihn alſo, er möchte einen Rath erſinnen; wie ſo ſchlimme Händel möchten vermieden werden.

So ſehr nun auch Sebaſtian die Gefühle der Gemeinde theilte, und ihren Zorn billigte, ſo ließ er ſich doch wenig davon merken, ſondern antwortete mit der Ruhe, mit der er jedes Geſchäft ſeines Amtes verrichtete, ſie möchten die Gemeinde durch die Verſicherung beruhigen, daß er ſchon auf wirkſame Mittel geſonnen hätte, ähnlichen Ereigniſſen vorzubeugen. Jeder ſolle nach Hauſe gehn, und den ſchönen Sonntag nicht durch ausgelaſſene Reden entweihn, die auch nicht lobenswerther wären, als ausgelaſſene Handlungen. „Der Kirchhof, ſetzte er hinzu, wird jetzt ſchon wieder in Ordnung gebracht, und ich denke, den nächſten Sonntag ſoll keine Spur der Verwüſtung mehr darauf zu finden ſeyn.“

Mein Mann entſchloß ſich nun ſogleich, den folgenden Morgen auf das Schloß zu

gehn, und den Edelmann auf die möglichen Folgen einer solchen Art von Sonntagsfeyer aufmerksam zu machen. „Es ist freylich nicht gut, sagte er, daß ich ihn so gar nicht kenne, und nicht einmal gesehn habe, so daß ich eigentlich nichts bey mir festsetzen kann, sondern Alles dem Zufall oder einer glücklichen Eingebung überlassen muß. Aber ich denke doch, daß es mir bey einer solchen Berufssache nicht wohl fehlen kann.“

Nachdem dieser Entschluß gefaßt worden war, wurde Sebastian wieder ganz heiter, und that nun der verdrüßlichen Sache keine Erwähnung mehr. Den Abend brachten wir im Garten zu. Ich hatte mich auf die Bank vor der Hinterthür niedergesetzt, um mich der Aussicht auf die Berge zu freuen, die ihren rothen und gelben Herbstschmuck in die letzten Strahlen der Sonne tauchten, und mit ihrer Krone von goldnen Abendwölkchen das anmuthige Thal wie ein Dia-

dem umgaben. Mein kleiner Andreas ſpielte zu meinen Füßen mit den Kieſeln im Wege; Sabine lag unter dem Tuche verſteckt ſchlummernd an meiner Bruſt; mein Mann machte ſich im Garten zu thun; da kam auf einem ſchönen und ſtolzen Pferde ein blonder Reiter in einfachem blauen Rock um die Ecke herum, Schritt vor Schritt, ernſt vor ſich nieder ſehend, und wie in tiefen Gedanken. Ein Jäger ritt hinter ihm. Ich konnte nicht zweifeln, daß es der Edelmann ſey. Das Herz ſchlug mir bey ſeinem Anblick. Ich griff nach Andreas, um ihn aufſtehn zu laſſen, und dann durch die Thür in den Garten zu entweichen. Meine Bewegung erregte die Aufmerkſamkeit des Reiters. Er ſchlug ſeine blauen Augen auf, und grüßte mich im Vorüberreiten, indem er mich aufmerkſam zu betrachten ſchien; dann, nachdem er einige Worte mit ſeinem Jäger geſprochen hatte, ſtieg er ab, übergab jenem das Pferd und kam auf mich zu.

Die Annäherung des Mannes, den ich mir seit dem Vorfalle von diesem Morgen wie ein wüstes Schreckbild gedacht hatte, machte mich unbeschreiblich bestürzt. Ich erhob mich schnell mit meinem schlummernden Kinde, und würde, ungeschickt genug, in den Garten entschlüpft seyn, hätte mich nicht Andreas zurückgehalten, der sich nicht von dem Anblicke der Pferde trennen konnte. So stand der Kammerherr vor mir, während ich noch die Thür in der Hand hielt, nannte meinen Namen, und bat um Entschuldigung, daß er mich hier mit seiner Begrüßung überrasche. Ich weiß nicht mehr, was ich antwortete, aber die gefällige Gestalt des Mannes, sein sichres Benehmen, der angenehme Ton seiner Stimme — Alles das überwand die frühere Vorstellung. Die Furcht war verschwunden, wenn auch schon der Unwille blieb. Ich öffnete ihm die Thür, indem ich sagte, er werde meinen Mann im Garten finden; und da er stehn blieb, und

meine Begleitung erwartete, nahm ich meinen Knaben bey der Hand und folgte ihm nach. Auf dem Wege sprach er sehr freundlich, lobte und liebkoßte das Kind auf meinem Arm, scherzte mit Andreas, bezeigte sein Wohlgefallen über die Einrichtung des Gartens, die schönen Blumen, und das üppige Gemüs. Oft blieb er stehn, besah Dieses und Jenes, fragte mich über Manches, und wußte so geschickt Rede an Rede zu knüpfen, daß mein Mann, der eben im Gebüsche Etwas zusammenband, nicht wenig verwundert war, mit welcher fremden Stimme ich doch so im Gespräch seyn möchte. Als wir ihm zu Gesicht kamen, und ich ihm den Kammerherrn angekündigt hatte, ließ mein Mann seine Arbeit stehn, und trat dem Besuchenden etwas befremdet entgegen; aber eh' er ihn noch begrüßen konnte, sagte der Kammerherr: Ich habe Etwas bey Ihnen gut zu machen, und ich habe mich deshalb zuerst hier an diese liebe Frau

gewendet, um meine Fürsprecherin zu seyn. Sie versagen mir es doch nicht, fuhr er, zu mir gewendet, fort? Auch dieser Kleine mag für mich bitten. — Dabey nahm er den Andreas auf den Arm und trat meinem Manne einige Schritte näher. — Ich habe heute früh Ihre Andacht gestört. Es ist wider meinen Willen geschehn. Ich glaubte, die Kirche sey aus, oder, um die reine Wahrheit zu sagen, die Reise hierher hat meinen Kalender in Unordnung gebracht, und ich wußte nicht, daß es Sonntag war. Sie zürnen mir doch nicht mehr, lieber Herr Pastor? setzte er hinzu, indem er ihm die Hand reichte. Ich werde mich künftig besser nach der Ordnung des Landes fügen.

Die freundliche Art, mit der er dieses alles sagte, und die Sicherheit in seinem Wesen, die kein Mißlingen zu fürchten schien, ohne doch im geringsten wie Anmaaßung auszusehn, verfehlte ihre Wirkung nicht.

Sebaſtian, dem dieſes Entgegenkommen recht nach Wunſch war, dankte ihm nach ſeiner herzlichen Weiſe für die gegebene Erklärung, ohne ihm die Unruhe zu verbergen, die das ſo ungewöhnliche Ereigniß in der Gemeinde verurſacht hatte. Es iſt überhaupt hier ein gar ſtilles Leben, ſetzte er hinzu; aber Sonntags kehrt Jeder ſeine Gedanken auf ſich, und ſinnt, ſo viel er kann, ſtill über das nach, was ihm Noth thut; und da iſt ihnen jedes Geräuſch zuwider. — Der Kammerherr lächelte, und indem er ſchnell von der verdrüßlichen Sache abbrach, fragte er nach ländlichen Dingen, nach den Umſtänden der Einwohner und mehrerm dergleichen; und nachdem er ohngefähr eine halbe Stunde verweilt hatte, nahm er mit der Verſicherung Abſchied, daß er ſich der neuen Bekanntſchaft ausnehmend freue und ſie fortzuſetzen wünſche.

Ich brauche wohl nicht zu ſagen, daß wir uns an jenem Abend mit etwas leichte-

rem Herzen zu Tiſche ſetzten, als am Mittag geſchehen war. Sieh, Sebaſtian, ſagte ich, ſo hat es ja der Himmel doch noch beſſer eingerichtet, als wir erwartet hatten, und Dich des verdrüßlichen Ganges überhoben, der Dir morgen bevorſtand. Wie ſollte man es aber nur für möglich halten, daß ein ſo feiner und dem Anſchein nach ſo geſitteter Mann ſo wüſte Dinge thun könne?

Es iſt ein eignes Weſen mit dieſen Weltleuten, verſetzte Sebaſtian. Sie vereinigen Dinge in ſich, die ganz unvereinbar ſcheinen, und in ihnen doch recht verträglich bey einander wohnen. Die Gewalt, die ſie ſich anzuthun gelernt haben, hält auch das Unförmlichſte, wenn es gilt, in den Schranken und Grenzen einer gefälligen Form, und oft bedeckt ihre ruhige Haltung und die heiterſte Miene ein Chaos tobender Leidenſchaften. Bewundern muß man das auch, da ja Alles, was mit einer ſichern Virtuoſität getrieben wird, auf Bewunderung Anſpruch

macht. Mag man auch noch ſo wenig Vertrauen zu den innern Geſinnungen eines ſolchen Mannes haben, ſobald er ſpricht, verfehlt er ſelten ſeinen Zweck. Er beredet uns wohl gar ihm alle die Tugenden zuzutrauen, von denen wir doch das Gegentheil wiſſen, und den Glimmer des Goldes, der auf der Oberfläche ſpielt, für das gediegene Metall zu halten. Ueber unſern Edelmann will ich noch nicht urtheilen. Ob er ſein Unrecht erkennt und fühlt, weiß ich nicht; für jetzt iſt es genug, daß er es ein Unrecht genannt hat, und daß wir wahrſcheinlich vor ähnlichen Unbilden geſichert ſind. Dieß iſt mir eine große Beruhigung. Was er außerdem von der Freude an unſrer Bekanntſchaft und ſeinen freundſchaftlichen Geſinnungen rühmt, achte ich wenig. Es iſt eben auch nur eine vornehme Redensart, bey der man ſich ſo wenig, als bey einem „gehorſamſten Diener“ denken darf.

Ich will gern gestehn, daß ich nicht ganz so unglaubig war, als Sebastian; und als am nächsten Morgen der Gärtner vom Edelhofe mit einem ganzen Kasten von frisch ausgehobenen Blumenstöcken erschien, und meldete, daß er Befehl habe vom gnädigen Herrn, diese Blumen auf den Kirchhof zu pflanzen, sagte ich ganz erfreut: Er meint es doch wohl aufrichtig! Warum sollten wir ihm nicht glauben? — Immer sehen doch die Leute, erwiederte Sebastian lächelnd, daß er es nicht eben böse gemeint hat, und das Unbedachte wieder gut machen will. Das wird nicht ohne Wirkung bleiben, und die aufgebrachten Gemüther schnell besänftigen.

* * *

Der Kirchhof war jetzt wieder hergestellt, und schöner als je geschmückt, so daß, als der Sonntag kam, Jeder, der darüber schritt, ein Weilchen still stand, und sich der schönen reichlichen Blumenflor, der

wohlgeordneten Hügel, und der reinlichen Wege dazwiſchen erfreute. Der Groll gegen den Edelmann war faſt ſchon aus allen Herzen gewichen; und als er beym Anfange des Gottesdienſtes gar ſelbſt in dem Herrenſtande erſchien, und die geſtickte Uniform und das Ordenskreuz an der Bruſt in die Kirche hineinſchimmerte, da kam die Gemeinde faſt ſo ſehr aus der Andacht als acht Tage vorher. Auf meinen Sebaſtian wirkte die Gegenwart des vornehmen Zuhörers anders. Er predigte ſo einfach, wie immer; aber ſein Gemüth ſchien bewegter, und der Ton ſeiner Stimme war noch milder als ſonſt. Er ſagte mir nachher, die Gegenwart des prunkenden Weltmannes habe ihm ſeine einfache arme Gemeinde noch lieber gemacht, und er habe mit rechter Freudigkeit gefühlt, daß er ihr angehöre, und nicht der großen Welt. — Da drückte ich ihn in meine Arme und ſagte: Was könnte uns auch die Welt geben, das

und theurer wäre als die Liebe, die wir hier täglich erfahren.

An diesem Tag kam der Kammerherr wieder zu uns. Er fand mich allein. Sebastian war zu einem Kranken gegangen. Andreas stand vor mir, und hatte ein Buch auf meine Knie gelegt, worin ich ihm Bilder erklärte; Sabine lag neben mir schäkernd in der Wiege und wollte nicht einschlafen. — Immer die liebe heitre Mutter unter ihren Kindern, sagte der Kammerherr, indem er die Thür hinter sich zuzog. Was Sie für liebliche Kinder haben! Kein Wunder! Sie haben ihnen das schönste Erbtheil sogleich beym Eintritte in das Leben mitgegeben, ohne doch selbst das Mindeste dabey einzubüßen. In der That, man muß mehr als privilegirt seyn, um, mehr als Einmal Mutter, und doch so blühend, so jugendlich, so jungfräulich, möcht' ich sagen, zu seyn! — Ich weiß nicht, er-

wiederk' ich lächelnd, was ich auf dieſe ſchönen Dinge antworten ſoll. Eine Mutter findet ihre Kinder immer recht hübſch; ſie möchte ſie nicht anders haben, als ſie ſind; und die meinigen ſind mir darum wohl noch lieber, weil ſie ſo ſehr ihrem Vater gleichen. — Ihrem Vater? ſagte der Kammerherr. Mit Ihrer Erlaubniß, das finde ich nicht ſo. Dieſe Kleine vielleicht noch am erſten; aber der junge Herr hier — wie nennen Sie ihn? — Andreas? — Aber warum Andreas? — Es iſt der Name ſeines Großvaters — So? Nun gleichviel; dieſer Andreas hier iſt ganz Ihr Ebenbild. Er hat Ihre Augen, Ihren Mund, Ihr Kinn — Alles. — Bey dieſer Muſterung hatte ſich der Kammerherr vor dem Knaben niedergekauert, hielt ihn an beyden Armen und ſah bald ihm bald mir in's Geſicht. — Ihre Augen, fuhr er fort, möchten vielleicht noch etwas dunkler ſeyn. — Dabey erhob er ſich ein wenig, um mir beſ-

ſer in die Augen zu ſehn. Ich beugte mich zurück, indem ich die eine Hand vor die Augen hielt, die andre vor mich hin ausſtreckte. Raſch ergriff er die ausgeſtreckte Hand und küßte ſie. In dieſem Augenblicke trat Sebaſtian herein. Ein Wölkchen von Unzufriedenheit ſchien über des Kammerherrn Stirn zu fliegen; aber mit einer ſchnellen Wendung ſich an den Eintretenden richtend, ſagte er: Ich war eben im Streit mit Ihrer allerliebſten Frau. — In der That, lieber Paſtor, Sie haben ſehr angenehme, ſehr heitre Kinder! — Da behaupt' ich nun, daß ſie mehr der Mutter als Ihnen gleichen. Aber weshalb ich eigentlich komme, iſt, Ihnen für die ſchöne Unterhaltung von heute Morgen zu danken. Gewiß, mein Beſter, Sie haben die rechte Weiſe gefunden. Einfach, ohne Gemeinheit; ſchlicht und herzlich. Unſre ſchläfrigen Prediger in der Reſidenz haben mich ganz vom Kirchengehn entwöhnt; aber Sie kön-

nen mich wieder fromm machen. Ich gebe Ihnen meine Bekehrung in die Hände.

Die leichtsinnige Weise, mit welcher der Kammerherr dieses sagte, das halb freundliche, halb ironische Lächeln, mit dem er seine Worte begleitete, indem er seine Blicke immer auf mich richtete, während er doch mit meinem Manne sprach, das schnelle Ueberspringen von der geringfügigsten Sache zu der wichtigsten, Alles das machte einen Eindruck auf mich, den ich nicht beschreiben kann. Ich hatte nie auf eine solche Weise sprechen hören. War das die Sprache der vornehmen Welt? war es nur die Verkehrtheit eines Einzigen, der sich auf solche Weise kund thut? Ich hatte auf keine Weise Lust mehr zu hören, sondern nahm meinen Andreas an der Hand, Sabinen auf den Arm, und verließ unter einem unbedeutenden Vorwand das Zimmer.

Diese Besuche kamen jetzt immer öftrer, und die Zurückhaltung, mit der wir sie an-

nahmen, schreckten den kecken Edelmann nicht. Der Ueberlegenheit gewiß, die ihm sein Stand und seine Uebung im Weltgebrauch gab, nahm er unsre Kälte für Schüchternheit, und mochte hoffen, durch freundliche Herablassung darüber obzusiegen. In seiner Unterhaltung befliß er sich gröſserer Behutsamkeit; nur selten erwähnte er geistliche Dinge, und dann immer — wenn auch nicht mit Achtung, doch ohne Verletzung des Anstandes. Immer aber spielte seine Rede auf der Oberfläche, und sprang, eben wenn man hoffte, daß sie bedeutender werden würde, zu einem andern, oft einem ganz fremden Gegenstand über. Man fühlte keine Langeweile, wenn er sprach; ja, das, was er erzählte, war bisweilen ergötzlich genug; aber wenn man an sein Gespräch zurückdachte, fand man doch nichts, was man hätte festhalten mögen. Ja, selbst das, was man ergötzlich gefunden hatte, erschien bey der Wiederholung nur flach und wenig

bedeutend; so daß man wohl sah, nur der Vortrag und die leichte zierliche Behandlung habe ihm einen flüchtigen Schimmer gegeben, der bey der leisesten Berührung verflog.

Daß übrigens die Besuche des Kammerherrn weniger meinem Manne, als mir galten, wurden wir nur allzubald inne. Unaufhörlich war er mit mir und meinen Kindern beschäftigt. Seine Rede richtete er fast ausschließend an mich, und wenn meine Antworten karg und sparsam fielen, suchten mich wenigstens seine dreisten Blicke heim. Fast täglich schickte er mir Blumen aus seinen Gärten, auserlesene Früchte aus seinen Gewächshäusern, oft auch Etwas von der Beute seiner Jagd. Bisweilen bat er sich bey uns zu Tische, oder lud uns zu sich ein; und wenn ich dann an seiner Seite saß, flüsterte er mir Schmeicheleyen zu, die ich, wenn ich Lust hatte, für Erklärungen annehmen konnte. Diese Zudringlichkeiten

wurden mir von Tag zu Tag mehr zuwider. Ich entzog mich ihnen, so oft ich nur konnte; und da dieſes nicht immer möglich war, ſo that ich, mit der Gefahr einfältig zu ſcheinen, als ob ich ſein ſüßes Geſchwätz nicht hörte, oder nicht verſtände.

Wiſſen Sie wohl, ſagte er eines Tages, wo er ganz beſonders zutraulich zu ſeyn ſchien, daß Sie mich wieder mit dem weiblichen Geſchlechte ausſöhnen, mit dem ich ſchon ganz zerfallen zu ſeyn glaubte? Gäb' es noch mehr Frauen wie Sie, ſo wäre ich der Erſte, der das Böſe, was ich wohl von ihnen geſagt und erfahren habe, für ſchändliche Verleumdungen, boshafte Uebertreibungen oder unglaubhafte Täuſchungen erklärte, und mich wieder als einen treuen Ritter unter die Fahnen des ſchönen Geſchlechtes ſtellte. Aber ach, dieſes liebenswürdige Geſchlecht iſt ſo ausgeartet, daß ich in Ihnen immer eine Erſcheinung der guten alten Zeit zu ſehen glaube, die

Jedermann preißt, ohne eben auf ihre Wirklichkeit zu ſchwören, in welcher alle Frauen ſchön, und alle ſchönen Frauen gar himmliſch gut geweſen ſeyn ſollen. Die erſte dieſer Eigenſchaften findet ſich noch; da aber den Meiſten, die ſie beſitzen, die andre mangelt, und zwar meiſt um deſto mehr mangelt, je reicher ſie mit Schönheit begabt ſind, ſo dient dieſe eben nur zum Verderben, um aus der Erde eine Hölle zu machen."

Nach dieſem Eingange fuhr er fort: „Ich will nicht von meinen übrigen Erfahrungen ſprechen, welche zahlreich ſind. Sie würden ſie nicht anhören wollen. Aber von meinem Eheſtande darf ich Ihnen ſprechen. Er iſt die bitterſte von Allen, und zum Theil — warum ſoll ich es Ihnen verbergen? — die Urſache meines Hierſeyns. Und in ſo fern —" Hier hielt er einen Augenblick inne und ſah mich mit einem bedeutenden Blicke an, der die abgebrochene

Rede ergänzen sollte, und von einem leisen Seufzer begleitet wurde.

„Meine Geschichte, fuhr er fort, ist kürzlich folgende. Als ich meine Reisen vollendet und eine Anstellung am Hofe erhalten hatte, dachte ich an nichts weniger, als mich in den glücklichsten Jahren des Lebens in das Joch des Ehestandes zu fügen. Ich hatte überall in diesem Verhältnisse so unendlich viel Täuschung, und so wenig gediegenes Glück gesehn, daß ich entschlossen war, meine Freyheit so lange als möglich zu behaupten, d. h. so lange, bis Verhältnisse einträten, die mich veranlassen könnten ein Haus zu machen. Voll von diesen Gesinnungen, besuchte ich nach meiner Rückkehr die Schlösser und Landhäuser meiner Verwandten, deren mehrere nie in die Stadt kamen; und unter diesen zuerst einen alten Obristen, meinen leiblichen Onkel, der mit Frau und Tochter auf einem sehr einträglichen Rittergute in der schönsten Gegend ein

recht patriarchaliſches Leben führte. Bey meiner Ankunft wurde ich von einem Diener in dem Garten geführt, in deſſen Tiefe ich ein junges Frauenzimmer erblickte, das bis auf die Fingerſpitzen und Fußzehen in ein blendendes Weiß gekleidet, in einer Roſerlaube ſaß, und die Blumen, die in vollen Körben um ſie her ſtanden, mit zierlichen Fingern zu Schnuren und Kränzen wand. In ihr Geſchäft vertieft, ſah ſie vor ſich nieder; ein großer Strohhut verbarg ihr Geſicht, aber eine Fülle herrlicher Locken von dem ſchönſten Kaſtanienbraun quollen auf Stirn und Nacken hervor. Ich näherte mich leiſe und langſam, um mir das ſchöne Bild recht feſt einzuprägen; und als ſie ſich anmuthig von ihrem Sitze erhoben hatte, ſtand eine ſchlanke, edle Geſtalt vor mir, wie ich wenige geſehn habe. Nachdem wir uns gegenſeitig begrüßt hatten, erfuhr ich, daß ich meine Couſine Elmire vor mir ſähe; daß ich ganz zur rechten Zeit

käme, um morgen den Geburtstag meines Oheims feyern zu helfen; und daß sie ihre Eltern veranlaßt habe, einen Besuch in der Nachbarschaft zu machen, um zur Vorbereitung einiger Ueberraschungen an diesem Feste freye Hand zu haben. Mein Anerbieten hierbey behülflich zu seyn, wurde mit der ungezwungensten Artigkeit aufgenommen, und da ihr wegen des zahlreichen Besuches, der zu der Feyer des Tages erwartet wurde, die Sache sehr am Herzen lag, und ich so glücklich war, vollkommen auf ihre Ideen einzugehen, auch einiges Neue beyzufügen, das ihren Beyfall erhielt, so war ich dadurch in wenigen Stunden mehr, als ich je durch meine Verwandtschaftsrechte hätte hoffen dürfen, in der Gunst meiner reizenden Cousine befestigt worden. Sie war in der That ganz allerliebst. Während wir, wie alte Bekannte, gemeinschaftlich arbeiteten, wo sich denn bey dem anmuthigen Geschäfte unsre Augen und

Hände sehr oft ganz unwillkührlich begegneten, entwarf sie mir die lebendigsten Bilder von den meisten Personen, die ich bey dem morgenden Feste zu sehen bekommen würde; und ich überzeugte mich, daß man gar nicht am Hofe geboren und erzogen zu seyn braucht, um scharf zu beobachten, geistreich zu malen und witzig zu übertreiben. Die Zeit ging mir höchst angenehm hin; und da auch das Fest den erwünschtesten Erfolg hatte, und Elmirens Anordnungen die größten Lobsprüche erhielten, so war es kein Wunder, daß sie mir, als ihrem bescheidenen Gehülfen, am Abend dankbar die Hand drückte, und daß mir die ganze Nacht hindurch Elmirens braune, geistvolle Augen vor der Seele standen."

„Ich hatte nur einige Stunden hier zubringen wollen, um der Pflicht der Höflichkeit Genüge zu thun; aber ich blieb acht Tage in der Nähe des schönen Geschöpfs, das mich jeden Tag mit stärkern Banden

umſchlang. Am Ende dieſer Zeit waren wir, halb im Scherz und halb im Ernſt, übereingekommen, daß wir nicht ohne einander leben könnten, und überraſchten eines Tages, in einem Anfalle der lebhafteſten Luſtigkeit, Elmirens Eltern mit der Bitte um ihre Einwilligung. Das Wort überraſchen iſt hier keine bloße Redefigur. Mit ſo vielem Wohlgefallen dieſe alten Leute — bey denen ich gleich ſeit dem erſten Tage, ich weiß nicht wie, zu Anſehn gelangt war — unſer freundſchaftliches Einverſtändniß bemerkt hatten, ſo iſt es doch nicht wohl möglich, das Erſtaunen zu beſchreiben, das ſie ergriff, als ſie in dieſem Einverſtändniſſe Liebe, und eine zum Eheſtande führende Liebe erkennen ſollten. Der Oheim, ein lebhafter Mann, erklärte ſogleich, daß er in eine Verbindung zwiſchen ſo nahen Verwandten nimmermehr willigen würde; und ſeine Frau, ſeit langen Jahren gewohnt, die Ausſprüche ihres Mannes blind-

lings zu verehren, setzte hinzu, sie sey überzeugt, daß eine solche, von den Gesetzen der Kirche ausdrücklich verbotene Ehe keine andere als unheilbare Folgen haben könne. Auf diese Weigerung waren wir nicht gefaßt, und ich brauche kaum hinzuzusetzen, daß Leuten, die so verliebt waren, als wir, die Gründe derselben ganz und gar nicht einleuchteten. Was wir aber auch vorbringen mochten, um einen Widerruf zu bewirken, es blieb ohne Erfolg. Der Beschluß der hartnäckigen Eltern stand fest, und Elmirens Thränen fielen umsonst auf das Herz des einträchtigen Paares, das bis jetzt der zärtlich geliebten, einzigen Tochter keinen Wunsch versagt hatte."

„Die fröhlichen Tage, die wir in der ungezwungensten Freyheit mit einander verlebt hatten, waren nun vorbey; die benachrichtigten Eltern nahmen uns schärfer in die Augen und erschwerten uns das Zusammenseyn. Die Schwierigkeiten entflammten

unſre Leidenſchaft. Wir fanden Mittel uns verſtohlner Weiſe zu ſehn, und in dieſen geheimen Zuſammenkünften verbanden wir uns durch die heiligſten Schwüre zu unverbrüchlicher Treue. Thaten folgten den Worten, und wir trennten uns mit der Gewißheit, daß keine menſchliche Macht zu hindern vermag, was zwey liebende Herzen ernſtlich wollen.“

„Wenige Wochen nach meiner Abreiſe ſtarb Elmirens Vater an einem ſich wiederholenden Schlagfluſſe, indem er in ſeinen letzten Augenblicken nichts beklagte, als ſeine Tochter nicht verheirathet zu ſehn. Elmire glaubte dieſen Moment benutzen zu müſſen, um ihre Wünſche noch Einmal geltend zu machen; aber auch dieſesmal ohne Erfolg; ſein Beſchluß ſtand in dieſer Sache unerſchütterlich feſt. Und da wir auch immer vergeblich ſuchten, der Mutter ihre Einwilligung abzuſchmeicheln, beſchloſſen wir endlich, uns im Geheim trauen zu

laſſen. Die Sache hatte Schwierigkeiten; aber eben dieſe gaben unſerm Entſchluſſe einen noch größern Reiz. Ich gewann den Eigennutz eines Pfarrers, der jenſeits der nahen Grenze wohnte, ein Spatziergang führte uns in die Kirche, und wir kehrten als Eheleute zurück. Im Rauſche der Freude warfen wir uns der Mutter zu Füßen und bekannten unſern dreiſten Schritt. Sie könne, erwiederte ſie, das Geſchehene nicht ändern; aber von ihrer Meinung abzugehn, die ja auch ihres ſeligen Mannes letzter Wille geweſen, vermöchte ſie nicht."

Als der Kammerherr bis hierher in ſeiner Erzählung gekommen war, fiel ich ein: Und Sie wundern ſich, Herr Kammerherr, daß eine Ehe, die auf eine ſo ungeſetzliche Weiſe, und gegen den ausdrücklichen Willen der Eltern vollzogen worden, nicht glücklich geweſen iſt?

Der Kammerherr zuckte die Achſeln. „Die Verweigerung, antwortete er, war ſo

willkührlich, ihr Grund so gehaltlos! Sagen Sie selbst, ob die uralten, verloschnen Gesetze, auf die uns die guten Leute hinwiesen, im Stande waren, die Liebe von zwey so hell aufflammenden Herzen, wie die unsrigen waren, auszulöschen? Soll man denn immer, eh' man in ein Paar freundliche Augen sieht, erst den Stammbaum und die Consistorial-Verordnungen zu Rathe ziehn, um sich zu überzeugen, daß man die Erlaubniß habe, sich von diesen Augen entzünden zu lassen? Das, was unsre Ehe verdarb, war nicht die nahe Verwandtschaft, nicht die Pedanterey der Eltern, sondern ganz etwas Anderes, das sich leider nur allzufrüh entwickelte."

Ich schüttelte den Kopf und schwieg. Der Kammerherr fuhr fort: „Elmire brannte vor Verlangen, den Hof zu sehn, und ich meiner Seits war nicht wenig stolz darauf, dem glänzenden Diademe der Hauptstadt diesen Juwel einzufügen, den

ich so glücklich auf dem Lande entdeckt hatte. Unsere Seligkeit war groß. Meine Wahl wurde bewundert, mein Glück beneidet; mein Freudetaumel schien sich dem ganzen Hofe mitzutheilen. Auch war es in der That schwer, etwas Liebenswürdigeres zu sehn, als diese seltne Vereinigung von Schönheit und Anmuth, von ländlicher Einfachheit und vornehmen Anstand, von Witz und Zartheit, von Selbstgefühl und Bescheidenheit. Die Luft des Hofes war ihr so wenig fremd, daß sie vielmehr ihr eigenthümliches Element schien; und sie bewegte sich auf dem glatten Boden mit einer Sicherheit, als ob sie längst darauf einheimisch gewesen sey. Jedermann war von dieser seltnen Erscheinung überrascht; und manche junge Dame, die ihre Pfeile schon auf die nouvelle debarquée geschärft hatte, sah sich in ihrer Erwartung getäuscht, und fand es rathsamer, sich an sie anzuschließen und mit ihr gemeinsame Sache zu machen."

Dieß Alles war nun ganz vortrefflich, und machte mich, da es meine kühnsten Erwartungen übertraf, über alle Beschreibung glücklich. Nach einigen Monaten indeß legte sich die überspannte Bewunderung etwas. Man wurde meine Frau gewohnt; einige neue Gegenstände andrer Art zogen die Aufmerksamkeit des Hofes an; die Fluth verlief sich. Dieß schien ihrer Eitelkeit unerträglich. Sie wollte allein und ausschließend bewundert seyn. Dieß verdarb ihre Rolle. Sie wurde gefallsüchtig, überspannt, launisch; die Anmuth verließ sie, ihr Witz wurde stechend, und verwundete mehr, als er ergötzte. Was aber endlich ihre Laune gänzlich verdarb, war das Vorrücken ihrer Schwangerschaft, und die dadurch herbeygeführte Veränderung ihrer Gestalt, die ihr im höchsten Grade widrig war. Sie überließ sich jetzt jeder Grille, und hielt sich für den Zwang, den sie sich in der Gesellschaft noch wohl anzuthun wußte, in ihrem

Hause auf das vollkommenste schadlos. Da sie schlechterdings keinen Willen als den ihrigen anerkannte, so setzte sie den billigsten Erinnerungen, die ich mir zu machen erlaubte, die bittersten Sarcasmen entgegen. Es mochte wohl eine Folge der Leidenschaftlichkeit seyn, der sie sich in solchen Fällen überließ, daß sie zu früh niederkam. Sie war einige Wochen tödtlich krank; als sie aber ihr Lager wieder verließ, war ihre Schönheit strahlender als je. Alle ihre Liebenswürdigkeit kehrte zurück; aber leider nicht für mich. Sie hatte mich geliebt; meine Zeit war vorüber; es war billig — wie sie meinte — daß ich Andern wich. Es kam zu Erklärungen zwischen uns, auf die keine Aussöhnung folgte; zu Wortwechseln, die immer eine größere Bitterkeit zurückließen; ich mußte sehen, daß meine Frau recht geflissentlich Alles that, wovon sie wußte, daß es mir am Meisten zuwider war. Nachdem wir uns auf diese Weise

einige Jahre elend genug neben einander fortgeschleppt hatten, blieb uns zuletzt nichts als die Trennung übrig. Die Sache ist anhängig, und ich darf ihrer Entscheidung mit jedem Tage entgegensehn. Bis dahin hab' ich mich in diese Freystatt geworfen, und das Schicksal hat gewollt, daß ich hier eine Frau antreffen sollte, die ganz gemacht scheint, meinen gerechten Zorn gegen ihr Geschlecht zu besiegen. Nur kann ich leider nicht glauben, daß diese Frau viele ihres Gleichen habe."

Bey diesen Worten schwieg der Kammerherr, und sah mich mit den zärtlichsten Blicken an; aber seine Erzählung hatte nicht gewirkt, was sie beabsichtigen mochte. „Ich kann, antwortete ich, keine Schmeicheleyen auf Kosten meines Geschlechtes annehmen, das zuverlässig besser ist, als die Männer — ich sollte wohl sagen, als einige Männer — zugeben oder wünschen mögen. Ich beklage Ihr Unglück; ich will auch die Klagen, die

Sie über Ihre Frau führen, auf Ihr Wort und ohne weitre Prüfung für vollkommen begründet nehmen; aber wie konnten Sie sich wundern, daß Alles kam, wie es kam? Welches Vertrauen konnten Sie auf die Liebe eines Mädchens setzen, das kein Bedenken trug, bey dem wichtigsten Schritte des Lebens, dem ausdrücklichen Verbote seiner Eltern entgegenzuhandeln? das sich weder um die letzten Worte eines sterbenden Vaters, noch um die Gewissensangst seiner Mutter kümmerte, und während sie am Altare den Segen Gottes hätte suchen sollen, nur die Befriedigung ihrer weltlichen Wünsche suchte? Diese Wünsche waren nicht Sie, nicht Ihr Herz und Ihre Liebe, nicht einmal das Zusammenseyn mit Ihnen — nein, es war die Begierde nach den Zerstreuungen und dem Glanz der Welt. Sie erkannten das, und begünstigten es. Sie nährten die Eitelkeit Ihrer geblendeten, bethörten Frau, und theilten sie. Und dann

wunderten Sie sich, als das wilde Gewächs über sie hinauswuchs, sie niederdrückte, und statt labende Früchte zu bringen, nur Gifthauch verbreitete? Das ist es eben, was so vielen Zwiespalt in die Ehe bringt, daß der Mann erst aus eigner Schwachheit die Schwachheit der Frau oder der Geliebten begünstigt und nährt, ja, sie wohl gar als ein Verführungsmittel für seine Absicht mißbraucht; dann, wann er zu seinem Ziele gekommen ist, das, was er eben gebilligt, ja, vergöttert hatte, launenhaft schmäht, auch wohl mit Unmuth und Bitterkeit verfolgt, dadurch zum Widerstande herausfordert, und wenn er diesen nicht dulden will oder kann, endlich das gewaltsamste thut, und das heilige Band mit frevelnden Händen zerreißt. Wäre die Ehe überall, was sie seyn sollte, ein Bund der Liebe vor Gott, so würde man nicht von unglücklichen Ehen sprechen hören; die Scheidungen würden verschwinden; man würde

überall rechtschaffene Frauen, gewissenhafte Mütter und tugendhafte Töchter sehn. — Sie lächeln, Herr Kammerherr, über meinen Eifer; aber ich muß mein Geschlecht gegen allgemeine Anklagen in Schutz nehmen, die immer ungerecht sind, und nur allzu leicht zu den gräßlichsten, schreyendesten Ungerechtigkeiten verführen können. Soll es doch Männer geben, die sich jeden Frevel an unserm armen Geschlechte erlaubt halten, bloß weil sie alles Böse von ihm glauben, oder sich doch zur Beschönigung ihrer Unthaten bereden es zu glauben. Das schlimmste, was uns Weibern vorgeworfen werden kann, ist unsre Schwachheit. Die Stärke der Männer sollte uns als Stütze dienen, aber in ihrem Uebermuthe wollen sie uns lieber niederwerfen und unterjochen. Ist wohl Uebermuth etwas Lobenswerthes?"

Ich hatte mit Lebhaftigkeit gesprochen; der Unwille, dessen mein Herz voll war,

hatte mir das Blut in die Wangen getrieben; das Herz meines Zuhörers aber hatt' ich nicht getroffen. „Wie schön Ihnen doch der Zorn steht; rief er zu meiner großen Ueberraschung aus. Man könnte Lust bekommen, Sie recht oft zu erzürnen!“ Und dabey schlang er, eh ich es mich versah, seinen Arm um meine Hüften, und wollte mich küssen. Ich bemühte mich loszureißen. „Ich muß, rief er aus, den schönsten Mund küssen, der so herrlich zu sprechen weiß, und sollt' es meine Seligkeit kosten.“ — Ich entwand mich mit Unwillen seinen Armen; er sagte mir nach; da trat Sebastian zur Gartenthür herein, und ich warf mich ihm entgegen. Der Kammerherr, als er mit Einemmal vor meinem Manne stand, war etwas verblüfft; aber ohne die Fassung zu verlieren, sagte er: „Ihre allerliebste Frau hat mir so eben eine wunderschöne Lobrede auf das weibliche Geschlecht gehalten, und nun weigert sie sich hartnäckig ein Zeichen

meiner Begeisterung, meines Glaubens, anzunehmen. Ist das recht? ist es christlich?" — Sebastian antwortete sehr ernst: „Ich weiß nicht, Herr Kammerherr, was die Sitte der Höfe mit sich bringt; aber die Sitten eines Pfarrhauses glaube ich zu kennen, und meine Frau handelt sehr löblich, daß sie sich dem entzieht, was sie ein Zeichen Ihrer Begeistrung und Ihres Glaubens zu nennen belieben. Sie werden mich sehr verbinden, Herr Kammerherr, wenn sie uns ähnliche Verlegenheiten ersparen, denen sich eine Pfarrfrau auf keine Weise ohne Nachtheil ihres Rufes aussetzen darf; und dieß wird wohl am Besten dadurch geschehn, wenn Sie ein Haus vermeiden, das Ihnen doch nur wenig Vergnügen bieten kann."

Diese unerwartete Anrede, die mit der größten Ruhe, aber mit fester Stimme gesprochen wurde, vornehmlich der Schluß derselben, überraschte den sonst so dreisten Mann. Man sah wohl, daß er seinen ke-

den Anſtand zuſammenſuchte, daß er nach irgend einer ſchlagenden Antwort jagte, — umſonſt — er ſah mich mit verlegner Miene an, verbeugte ſich und ging. Am folgenden Morgen kam wieder ein Körbchen mit ausgeſuchten Früchten an mich, nebſt einem Billet. Beydes kehrte unberührt zurück. Dann kam ein Brief allein. Auch dieſer wurde natürlich nicht angenommen. Ihm folgte auf der Stelle ein kurzes Billet Sebaſtians, in welchem er ſeine Bitte mit beſcheidnen Worten wiederholte, und den Kammerherrn dringend erſuchte, mich nicht durch das Zuſenden ſeiner Geſchenke und Briefe einer neuen Verlegenheit Preis zu geben. „Meine Frau, ſchrieb er, wird nie die Briefe eines fremden Mannes annehmen; und da ich nie einen Brief öffne, der nicht an mich gerichtet iſt, ſo bleibt uns nichts übrig, als das, was wir bis jetzt gethan haben, und was Ihnen wie eine Beleidigung erſcheinen muß.“

Dieſer Brief blieb, wie wir erwartet hatten, ohne Antwort, aber nicht ohne Folgen. Der Kammerherr, der es einem armen Landpfarrer nicht vergeben konnte, ihn aus der Faſſung gebracht zu haben, vermied von dieſer Zeit an die Kirche, und, wie die Menſchen nie kleiner ſind als im Zorn, fing er ſein wildes Jagen auch Sonntags wieder an. Mehr als Einmal hörte man ſeitdem wieder das Hallo der Jäger und das Bellen der Hunde während des Gottesdienſtes, obſchon nicht wieder in ſolcher Nähe als das erſte Mal. Manche andre Unfertigkeit wurde von dem Uebermuthe der Diener am Dorfe und auf den Feldern begangen, und die Klagen, die deshalb bey ihrem Herrn angebracht wurden, mit ſchnöder Härte zurückgewieſen. Vorzüglich wurde Alles aufgeſucht, womit man meinen Mann zu kränken hoffte. Auch die Verleumdung gegen mich wurde nicht geſpart, und Geſchichten ausgeſtreut, die,

so unwahrscheinlich sie auch waren, doch hin und wieder Glauben fanden. Dieses schmerzte uns am meisten. Da aber nicht viel dagegen zu thun war, hüllten wir uns in das Bewußtseyn unsrer Unschuld, und sahen endlich, zu unserm großen Vergnügen, den Kammerherrn, nachdem er einige Wochen hindurch seinem kleinlichen Zorne freyen Lauf gelassen, mit seiner ganzen Dienerschaft abziehn. Sein Abschied wurde von Niemanden beklagt; aber bald trug sich eine Veränderung zu, zu welcher seine Anwesenheit Veranlassung gegeben hatte, und die auf den stillen Gang unsers Mainauer Lebens störend wirkte. Ich will auch hiervon einige Nachricht geben.

Das Rittergut, von welchem unserm Kammerherrn der größte Theil gehörte, war seit einer langen Reihe von Jahren an eine einheimische Familie verpachtet gewesen. Beyde Theile hatten sich gut dabey gestanden. Das Gut wurde mit Gewissenhaftig-

keit bewirthschaftet, die Pachtgelder regelmäßig bezahlt, auch in dringenden Fällen Vorschüsse gern gewährt. Dabey waren die Pachter, indem sie ihre eignen zahlreichen Grundstücke bey der Verbindung mit den herrschaftlichen besser benutzen konnten, zu einem Wohlstande gelangt, der ihnen als arbeitsamen und redlichen Leuten von Jedermann gegönnt wurde. Dem Kammerherrn schien indeß ihr Gewinn zu groß, und da auch seine Diener, die ohne Kenntniß der Sache nur nach dem äußern Scheine urtheilten, ihn in dieser Meinung bestärkten, so kündigte er den bisherigen Pachtern den Handel auf, und schloß einen neuen Vertrag mit einem auswärtigen, der gleich bey seinem ersten Erscheinen alle Mitbewerber durch sein hohes Gebot zurückgeschreckt hatte.

Diese an sich ziemlich gleichgültige Veränderung gab doch zu mehrern Störungen in unsrer Gemeinde Veranlassung. Die Uebergabe des Gutes, die sich durch eine

Reihe von Tagen hinzog, war mit Schmauſereien und Ergötzlichkeiten begleitet, die weder der ſtillen Weiſe unſers Dorfes, noch überhaupt den guten Sitten angemeſſen waren. Die ſtädtiſchen Bevollmächtigten des Edelmanns, an die ſich einige junge Practicanten angeſchloſſen hatten, hielten ſich auf einem Dorfe zu Allem berechtigt, ſchwärmten, nach vollbrachtem Tagsgeſchäft, halb trunken umher, neckten Mädchen und Weiber, und verſpotteten die Männer, die ihnen wehren wollten. Schon ſtanden ſich die Fremden und die Einwohner von Mainau als zwey feindliche Parteyen entgegen, als die jungen Leute am Johannistage zu einem Tanze unter der Linde zuſammenkamen. Die ſtädtiſche Geſellſchaft, die am Mittage ſcharf gezecht hatte, ermangelte nicht, ſich auch auf dem Tanzplatze einzufinden, und trieb hier ſo vielen Muthwillen und Frevel, daß es endlich zu Thätlichkeiten kam. Die Städter zogen den Kürzern; aber das un-

ſchuldige Feſt war geſtört, und da die Geſchlagenen Klage erhoben, ſo erhielt ſich die widrige Erinnerung an das Ereigniß noch lange Zeit durch die Folgen, die es nach ſich zog.

Der neue Pachter war ein ſtudirter Oeconom, welcher die engliſche Landwirthſchaft in einem deutſchen Inſtitute gelernt hatte, und nun den erſten eignen Verſuch in Mainau wagte. So wie er ſelbſt das Weſen eines engliſchen Farmer nach der Beſchreibung angenommen hatte, ſo ſollte auch ſein Haus auf engliſche Weiſe eingerichtet ſeyn. Die ganze Wirthſchaft wurde umgeſchaffen, die bisherigen Werkzeuge gegen andre vertauſcht, die Aecker anders gepflügt und beſtellt, künſtliche Wieſen angelegt, und was dergleichen mehr war. Da ſich die Eingebornen nicht gleich in die neue Weiſe finden konnten und die Geduld des Herrn ſchnell ermüdeten, nahm er fremde Knechte und Mägde in Dienſt, und beſtellte

Aufseher über sie, die nach seiner Anweisung die Wirthschaft besorgen mußten. Seine eigne Thätigkeit war gering. Nach einiger Zeit holte er eine junge Frau aus der Stadt, die vom Landleben sehr romantische Vorstellungen, aber ganz und gar keine Kenntniß mitbrachte, spät aufstand und um Mitternacht zu Bett ging, den Tag am Flügel oder am Nähtahmen zubrachte, mit dem Buche in der Hand spaziren ging, und oft in der Nachbarschaft umher zu Besuchen fuhr, immer in englischen Muselin gekleidet, zart und zierlich, auch im Umgange nicht unangenehm, aber zu einer Pachterin durchaus verdorben. Wenn man das Leben dieser Leute, ohne Beziehung auf ihren Beruf, nur aus der Ferne, etwa wie ein Bild oder einen englischen Kupferstich, betrachtete, so konnte es recht gefällig und anmuthig scheinen; in der Nähe besehn, war es leer und hohl, vornehmlich aber der Stellung, die sie nun Einmal in der Welt ge-

nommen hatten, gänzlich unangemeſſen. Die Folgen dieſes Widerſpruches wurden bald ſichtbar. Schon im zweiten Jahre mußten einige Verbeſſerungs-Plane, die der Landesart nicht zuſagten, mit großem Schaden aufgegeben werden; im dritten Jahre blieb der Zins im Rückſtand; im vierten endlich ſah ſich der Pachter, erdrückt von Schulden und ohne Hoffnung der Rettung, genöthigt, die Pachtung aufzugeben, auf die ſich unter vortheilhafteren Bedingungen einer ſeiner Gehülfen ſetzte, der durch ungetreue Verwaltung das Verderben ſeines Herrn beſchleunigt hatte.

Dieſe drey oder vier Jahre waren eine bedenkliche Prüfungszeit für die Sitten unſers Dorfs. Da der Pachter häufige Beſuche von ſeinen ſtädtiſchen Freunden erhielt, die ſich an ſeinem gut beſetzten Tiſche wohl ſeyn ließen, ſo wiederholten ſich auch die Unordnungen, die ſeinen erſten Eintritt bezeichnet hatten; nur mit dem Unterſchiede,

daß sich die fremden Gäste von den Eingebornen, die der Pachter als dummes und rohes Volk verschrie, meistentheils fern hielten, und ihre Ergötzungen auf die Insassen des Pachthofes beschränkten, die immer wechselnd aus allen Gegenden des Landes hier zusammenkamen. Wohlgebildetes Gesinde gehörte zu dem Ideale einer englischen Landwirthschaft, und da sich eine gute Bildung in feinen Kleidern noch besser zeigt, so wurde auch hierin nicht sowohl auf das Angemessene, als auf das Anmuthige gesehn. Wenn daher die Magde des Edelhofes in ihrer modigen Tracht ihren breiten, flatternden Bändern, seidenen Halstüchern und knappen Leibchen in der Kirche erschienen, oder auf dem Tanzplatze, so fielen alle Blicke auf sie, und es war nicht zu verkennen, daß sich in vielen Mädchenherzen der Wunsch nach ähnlichem Schmucke regte. Mancher Unfriede erwuchs hieraus. Die Töchter wünschten den Dienst auf dem

Pachthofe, wo man bey hohem Lohne ein luſtiges Leben führte; die Eltern verboten ihn; doch waren es meiſt nur die Väter, die mit Standhaftigkeit auf ihrem Verbote beharrten. Oft wurde dann, bey dem Streite darüber, meine Dazwiſchenkunft, bisweilen auch meines Mannes Hülfe geſucht. Wir waren, wie es ſich von ſelbſt verſteht, immer auf der Seite der Eltern, wenn auch die Töchter weinten und ſcheel ſahen; und da es nach einiger Zeit geſchah, daß einige auf dem Edelhofe dienende Mädchen ins Kindbett kamen, andre wegen Diebſtahls und Untreue ſchimpflich fortgejagt wurden, und durch dieſe Vorfälle die bedenklichen Sitten des Hauſes immer kundiger wurden, ſo kam das Alles dem Anſehn der Eltern ſehr zu Statten. Doch war dadurch nicht Alles gut gemacht. Das ſchlimme Beyſpiel, ſo nah, und mit einem ſo gefälligen Scheine bekleidet, konnte nicht ohne nachtheilige Wirkung bleiben. Unan-

gemeſſene Wünſche, ſchlummernde Begierden wurden geweckt, der innere Friede wurde, wie der äußre, geſtört. Mehrere, ſehr hübſche, aber arme Mädchen, zogen damals in die Stadt und verwilderten; Einige gingen ganz zu Grunde; Andre kehrten früher, aber mit zerſtörtem Rufe zurück, und ſie geſtanden, mit ſchmerzlicher Reue, daß das, was ſie auf dem Edelhofe geſehen hätten, ihre guten Geſinnungen zuerſt erſchüttert, ihr Gemüth in Aufruhr gebracht, und ſie gleichgültig gegen das Laſter gemacht hätte.

Bey dem Böſen, das die Menſchen thun, achten ſie ſelten auf ſeine zufälligen Folgen, unter denen die Macht des Beyſpiels leicht die ſchrecklichſte ſeyn dürfte. Wenn der Menſch in dem Dunkel, das ſein ganzes Daſeyn umgibt, nie die Folgen von dem, was er thut, berechnen kann, und auch ſelbſt das Gute bisweilen Uebel und Nachtheil erzeugt, ſo hat er doch in dieſem ſelt-

nern Falle den Troſt ſeiner guten Abſicht und der Unſchuld ſeiner Geſinnungen. Aber was hat der, den die wilde Begier zum Böſen getrieben, der zur Befriedigung des eignen, frevelhaften Wunſches ein giftiges Kraut gepflanzt hat, und dieſes nun unaufhaltſam verderblich wuchern ſieht? Leicht mag auch die ſchwächſte Hand den Kerker der Hyäne öffnen; aber wie willſt du ſie einfangen, wenn ſie Einmal ihre wilde Freyheit gebraucht? oder wie willſt du das Leben zurückrufen, das ihre Wuth zerſtört hat? Und kannſt du hier, kannſt du bey irgend einer That unbeſonnenen Frevels ſagen, daß du unſchuldig ſeyſt? daß du nicht einzuſtehen habeſt für die Folgen deiner That?

Je höher ein Menſch ſteht, je heller ſeine Thaten in die Welt ſcheinen, je weniger er ſelbſt zur Verantwortung gezogen werden kann, deſto größer iſt die Verantwortlichkeit, die ſein Beyſpiel ihm auferl-

legt. Die Herrscher der Völker, die Vornehmen und Mächtigen — Alle diese sind mehr oder weniger den Leuchtfackeln gleich, die an der rechten Stelle in den sichern Hafen führen; wenn aber Unbesonnenheit oder böse Tücke sie an der unrechten Stelle erhebt, in verderbliche Klippen oder auf Untiefen zum Verderben leiten. Ganz gewiß ist nicht ein einziger Mensch, der, wenn er im Gefolge der Einen bösen That, zu der ihn die wilde Begierde drängt, die ganze gräßliche Brut erblickte, die aus ihr, wie bey manchen schrecklichen Krankheiten häßliches Ungeziefer, hervorquillt, nicht schaudernd zurücktreten würde; aber sie wenden die Blicke von den Folgen ab, und bereden sich gern, daß das, was sie nicht sehen, auch nicht vorhanden sey. Könnten sie andre blind machen gegen das, was sie thun, so wär' es besser. Aber ist nicht ein Hausvater, welcher sich der Unmäßigkeit ergibt, in strafbaren Verbindungen lebt, seine

Pflichten verabsäumt und im Müßiggange schwelgt, — ist er nicht an den Sünden schuld, die seine Kinder, seine Dienstleute und Angehörigen nach seinem Beyspiele begehn? und tritt nicht diese, sich immer vermehrende Sündenschaar, zugleich mit den seinigen, feindlich und anklagend gegen ihn auf? Ist dieß nun schon in den beschränkten Verhältnissen eines Hauswesens furchtbar, wie viel mehr, wo ganze Völker Zeugen und Zuschauer sind! Der Mächtige, welcher selbst nicht unter dem Gesetze steht, wird seinem Volke zum Gesetz. Was gilt das anders lautende Wort des Verbotes gegen die klare That? und wer kann zweifeln, daß der Anblick einer gesetzwidrigen That, im Vertrauen auf Strafloſigkeit begangen, lauter zur Nachahmung ruft, als das Gesetz zur Vermeidung? Scheint nicht der, der im Schooße erlaubter Genüsse nach verbotenen Früchten greift, nur um zu den vielen andern noch den Einen auch zu ge-

winnen, scheint er nicht den kärglicher vom Glücke Bedachten zu berechtigen — wenn je eine Berechtigung zum Bösen statt finden könnte — unbedenklich nach jedem Mittel des Genusses zu greifen, und die ihn hemmenden Schranken bald listig zu umschleichen, bald mit dreister Kühnheit niederzuwerfen? Hat nicht der Gesetzgeber selbst sie zuerst niedergestoßen? und muß nicht der strafende Richter erröthen, wenn der Angeklagte auf das leuchtende Beyspiel deutet, dem er gefolgt ist? Vergebens stützt die äußre Macht das Gesetz, wenn eine andre, das Gesetz befeindende Kraft in der geheimen Tiefe des Herzens arbeitet, und wie ein unterirdisches Gewässer die festesten Dämme zernagt; welches eben da geschieht, wo die Thaten der Gewalthaber und ihrer Diener des heiligen, aber bey ihnen nur für den Schwachen geschriebnen Gesetzes spotten. Wenn nun auf diese Weise der ganze sittliche Bau eines Landes zusammenstürzt,

zwiſchen den Trümmern nur das abgezehrte, hohläugige Laſter ſchleicht, der Thron ſelbſt endlich, von dem ſchlechteſten Gewürme zernagt, in Staub zerfällt, muß da nicht der, welcher ihn mit der Laſt ſeiner Sünden niederdrückte, in dieſer wilden Verwirrung ſein eignes Werk erkennen, und dem Leichtſinne fluchen, mit dem er in gedankenloſer Selbſtſucht den Saamen des Böſen umhergeſtreut hat?

Dieſe Betrachtungen ſtimmen zu einer Begebenheit, die ſich in derſelben Zeit in unſrer Nachbarſchaft zutrug. Hier lebte damals der Fürſt ** von ** ein Mann, der nicht eben bösartig von Natur, nur roh und ungebildet, keine Beſchäftigung kannte, als die Bändigung des Roſſes und die wilde Jagd. Um die Regierung ſeines Landes kümmerte er ſich wenig; aber der bejahrte Miniſter war ein redlicher und arbeitſamer Mann, und da das Land nicht von großem Umfang war, ſo wurde die Un-

thätigkeit des Fürsten nicht sehr wahrgenommen. Nachdem aber der alte Minister gestorben war; jüngere Männer, die nur Gunst und Vortheil suchten, an seine Stelle traten, und die Leidenschaften des Fürsten, jedes hemmenden Zügels ledig, immer gewaltthätiger wurden; da ging schnell Alles abwärts, und das Unkraut des Bösen, das so wucherlich um den Thron her aufgeschossen war, breitete sich über das Land aus. Die Fürstin, eine tugendhafte und liebenswürdige Frau, aber um nichtswürdiger Dirnen willen hintenangesetzt und vernachlässigt, verließ jetzt den Hof aus Achtung gegen sich selbst, und bezog ein Schloß in einer anmuthigen Gegend, wo sie, mit einigen Freundinnen in stiller Einsamkeit lebend, den Gram über ihre unglückliche Ehe bekämpfte. Jetzt waren die letzten Schranken gefallen, und der Fürst, durch keine Rücksicht mehr gehemmt, füllte seinen Hof mit feilen Buhlerinnen, die er häufig

wechselte, oft verheirathete, oder auf andere Weise unterbrachte, bisweilen auch mit Ungestüm vertrieb. Bald schien das ganze Land nur ein Harem dieses Sultans zu seyn, der auf jeden Reiz, der in seinem Bereiche aufblühte, sein Herren Recht gelten machte. Noch war ihm aber das schönste Mädchen seines Landes verborgen geblieben. Sophie, die Tochter eines seiner Verwalter, die bis in ihr sechzehntes Jahr bey einer entfernt wohnenden Base erzogen worden, kam jetzt auf einige Tage zum Besuch in das väterliche Haus. Ihr Unglück wollte, daß der Fürst gerade in dieser Zeit in der Gegend jagte, und beym Einkehren auf dem Gute das schöne Mädchen sah. Ihr Anblick entzündete auf der Stelle sein Verlangen nach ihrem Besitz, und er war kaum in die Residenz zurückgekehrt, als einer seiner Augendiener mit lockenden Anerbietungen an sie abgeschickt wurde. Diese Anerbietungen wurden mit Unwillen zurückge-

wiesen; und eine zweyte Botschaft, noch verführerischer als die erste, hatte keinen bessern Erfolg. Sophie beschwor jetzt ihren Vater, sie unverzüglich zu ihrer Base zurückzuschicken, wo sie außer dem Bereiche des Fürsten wäre; aber dieser, obgleich von Allem unterrichtet, zögerte von Tag zu Tag ihren Wunsch zu erfüllen, und zeigte eine Unruhe und Niedergeschlagenheit, deren Grund Sophie in den Nachstellungen des Fürsten suchte. So war es aber leider nicht. Der Verwalter stand in Rest, und war wegen der Bezahlung in Verlegenheit; und da der Fürst auch dieses ausgekundschaftet hatte, und mit Freuden einen so günstigen Umstand ergriff, folgten jetzt auf die zurückgewiesenen Anerbietungen strenge Mahnungen. Da entschloß sich der bedrängte Mann, dem mehr an der Erhaltung seiner Stelle als an der Tugend seiner Tochter lag — er hatte ja schon so viele in gleichem Falle gesehn — das, was er längst in seinem Herzen be-

ſchloſſen hatte, Sophien zu eröffnen. Er ſagte ihr: Sie ſey offenbar die Urſache der ungewöhnlichen Strenge, mit welcher er geängſtigt würde. Er ſähe ſeinem Untergange entgegen; denn der Zorn des Fürſten kenne kein Maaß, wenn er Widerſtand in ſeinen Wünſchen fände, aber ſie könnte ihn retten, wenn ſie ihre Bedenklichkeiten beſiegte, und die Erbietungen annähme, die noch keiner andern mit ſolcher Freygebigkeit gemacht worden wären. Dann ſetzte er, vielleicht zur Beruhigung ſeines Gewiſſens, noch Mancherley hinzu von der Ehrfurcht, die man ſeinem Fürſten ſchuldig ſey, von dem fürſtlichen Rechte, von der gänzlichen Verſchiedenheit eines ſolchen Verhältniſſes von dem gegen einen Privatmann, und was dergleichen leere Worte mehr ſind, mit denen die Nichtswürdigkeit ſich ſelbſt und andre zu täuſchen ſucht. Sophie antwortete, wie es recht war; aber ihre Bitten und Thränen fanden ein hartes Herz, und wurden

durch die härteſten Drohungen erwiedert; und da auch Drohungen ihren Willen nicht beugten, fiel der unwürdige Vater vor ihr auf die Knie, und beſchwor ſie mit Thränen ihm ihre Hülfe nicht zu entziehn. Da widerſtand ſie nicht länger. Der ſchändliche Handel wurde abgeſchloſſen, dem Verwalter die Schuld erlaſſen, Sophie auf ein Luſtſchloß des Fürſten gebracht. Hier fand ſie Alles, was ein junges Herz verwirren und die Sinne berauſchen kann; und ſo niedergedrückt ſie Anfangs durch ihre Schmach war, ſo wurde ſie doch nur allzubald durch die Schmeicheleyen des Fürſten, ſeine Geſchenke und die Feſte, die er ihr gab, mit einem Stande ausgeſöhnt, den die Schranzen eine Erhebung nannten. Mit der Furcht vor der Schande, in die ſie ſich aus Gehorſam gegen den Willen ihres Vaters geſtürzt hatte, erloſch in ihrem Herzen auch die Furcht vor Gott; und wenn irgend ein frommer Gedanke aus früherer Zeit in ihr

erwachte und sie beunruhigte, so waren sogleich die Zerstreuungen, die Feste, die Schmeicheleyen zur Hand, um die Stimme ihres Gewissens zu ersticken, und es in den vorigen Schlummer zu wiegen. Sie lernte sich selbst im Rausche des Glücks vergessen, und diese Vergessenheit mußte zum Ersatz der unschuldigen Heiterkeit ihrer Jugend dienen. So geschah es denn, daß sie die giftigen Waffen des Fürsten gegen ihn selbst kehrte, und als ein junger Mann von schöner Gestalt und angenehmen Sitten von Liebe zu ihr entbrannte, sie sich diesem ergab, und in dem Taumel der neuen Leidenschaft jede Vorsicht vergaß. Es dauerte nicht lange, so wurde der eifersüchtige Fürst ihre Untreue inne, setzte seinen Nebenbuhler gefangen, und jagte die Geliebte im Zorn von sich. Sie suchte Zuflucht bey ihrem Vater, und fand einen Feind. Denn da sich dieser unredliche Mann im Vertrauen auf die Gunst des Fürsten der Unordnung

mehr als je ergeben hatte, ſo war ihm eine neue Schuldenlaſt aufgewachſen, die ſeine Mittel überſtieg. Bis jetzt hatte er nichts gefürchtet; nun aber ſeine Tochter ihn nicht mehr ſchützte, ſah er ſich von neuem gerichtlicher Verfolgung und dem Verderben Preis gegeben. Sein Zorn war ohne Grenzen. Nach einer ſchrecklichen Scene gegenſeitiger Vorwürfe, die ohne Zweifel den gewiſſenloſen Vater am härteſten trafen, verließ die Unglückliche, Verſtoßene, der Verachtung Preis gegebene, das Haus, um ſich in den nahen Fluß zu ſtürzen. Sie wurde todt herausgezogen. Der Fürſt begegnete dem Leichname, verweilte einen Augenblick und ſagte: „Sie iſt doch noch ſchön! Ich hätte ihr wahrlich vielleicht verziehen.“ — Wenige Tage darauf zog ein anderes Opfer der fürſtlichen Begierde in die Zimmer ein, welche die Unglückliche bewohnt hatte. Sophiens Vater aber ſtarb nach kurzer Friſt in ſchmähliger Armuth, nachdem

auch er von seinem Platze vertrieben worden war.

Aber nicht diese Familie allein fand auf solche Weise ihren Untergang. Nachdem die Sittenlosigkeit des Fürsten dem Laster den Zugang geöffnet hatte, wurde die Heiligkeit der Ehe in diesem Lande ohne Scheu verletzt, und der Reiz, der den Wechsel leichtfertiger Verbindungen begleitet, siegte bald über das stille Glück des häuslichen Lebens ob. Das Verderben stieg von dem Hofe in die niedrern Classen herab. Die Töchter der Bürger, statt die Tugenden zu bewahren, die das Leben der Jungfrau schmücken, trachteten nach buhlerischen Reizen und beneideten sich gegenseitig die Schmach, von irgend einem vornehmen oder reichen Manne unterhalten zu werden. Alle Zucht, alle Rechtlichkeit schwand dahin, und Sophiens Vater war nicht das einzige Ungeheuer seiner Art, das die Ehre seiner

Tochter um ſchnödes Geld oder ſchimpfliche Gunſt verkaufte.

* * *

Im funfzehnten Jahre meines Eheſtandes wurde Mainau von einem Unglück betroffen, das mehr als eine Familie in Trauer verſetzte, und auch mich mit einem unerſetzlichen Verluſte bedrohte. Die göttliche Güte wendete dieſes Unglück von mir ab, und was früher dem Orte ſo verderblich geweſen war, mußte ihm ſpäterhin durch ein unerwartetes Zuſammentreffen der Umſtände zum Nutzen gereichen.

Der Ausbruch der franzöſiſchen Revolution fiel in jene Zeit. Der glänzende Anfang dieſes Ereigniſſes, die ungeheuern Begebenheiten, die daraus hervorgingen, die wechſelnden Erfolge des Krieges — Alles das hatte, wie überall, ſo auch bey uns, die lebendigſte Theilnahme erregt. Anfänglich waren alle Gemüther der franzöſiſchen Sache aufrichtig zugethan. Nichts ſchien

billiger, als die Forderung, den ſchreyenden Mißbräuchen abzuhelfen, das Reich der Willkühr zu endigen, das Geſetz für Alle gleich zu machen, die öffentlichen Laſten auf eine gleichförmigere Weiſe zu vertheilen, den Gewiſſenszwang aufzuheben, den Einſichtsvollſten endlich eine Stimme in der Berathung der öffentlichen Angelegenheiten zu ſichern; und es war nicht zu verwundern, daß Jedermann den Fortgang einer ſo gerechten und edeln Sache mit einer Lebendigkeit wünſchte, als ob es ſeinen eigenen Vortheil gegolten hätte. Dieſe reine Theilnahme ſollte nicht lange ungetrübt bleiben. Der böſe Saame, den der Eigennutz und Haß der Parteyen ausſtreute, ging ſchnell mit furchtbarer Ueppigkeit auf; Leidenſchaft und Rachſucht verdrängte die Gerechtigkeit; Gewalt ſiegte über Vernunft, und die glorreichſte Sache wurde mit unnennbaren Greueln befleckt. So wie nun zuerſt die Meinungen einſtimmig für ihr Gedeihen gewe-

ſen waren, und dann ſich getheilt hatten, ſo vereinigten ſie ſich jetzt wiederum in dem Abſcheu ihrer Ausartungen; und man war nur darüber uneinig, wem die Ausartung am meiſten zuzuſchreiben ſey. Mehrere Jahre hindurch waren dieſe Begebenheiten glücklicher Weiſe nur ein Gegenſtand lebhafter Unterhaltung geweſen; und wir laſen von den Kriegsheeren der Verbündeten, ihren Siegen und Niederlagen, ihrem Vor- und Rückwärtsgehn, der Verwüſtung der Städte und Länder und dem Elende ganzer Provinzen, ohne daß es uns einfiel, daß auch unſre ſtille und glückliche Heimath von dieſen Wellen erreicht werden könnte. Dieſes geſchah zuerſt im Jahre vier und neunzig auf eine widrige Art. Denn als damals die Ueberlegenheit der franzöſiſchen Heere die Verbündeten zwang ihre Standplätze am Rhein aufzugeben, leerten ſie ihre Gefängniſſe und Lazarethe aus, und ſchickten die Gefangenen, um ſich ihren Beſitz

zu ſichern, in das Innre von Deutſchland. Bey weitem die meiſten dieſer Unglücklichen waren mit dem Kerkerfieber behaftet, und die ſchlimme Jahrszeit, in die ihre Fortſchaffung fiel, vermehrte dieſes fürchterliche Uebel in einem ſolchen Grade, daß nicht nur täglich viele von ihnen ſtarben, ſondern auch durch ſie die Peſt in allen Orten verbreitet wurde, die ſie berührten. Auch unſer friedliches Mainau, obgleich von der gewöhnlichen Heerſtraße hinlänglich entfernt, traf, da das Austreten des Fluſſes den Zug zu einem Umwege genöthigt hatte, dieſes traurige Schickſal. Auf die Nachricht von der Annäherung dieſes wandelnden Lazareths, zogen ihm die Meiſten entgegen, von der Begierde getrieben, Etwas von dem Volke zu ſehen, das ſeit einigen Jahren faſt der einzige Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit war; aber beſtürzt und niedergeſchlagen, mit Unwillen und Abſcheu erfüllt, kehrten Alle zurück. Sie hatten ein

Heer von Sterbenden gesehn, hohläugige, verfallene, gelbfahle Jammergestalten, denen nur die Verzweiflung noch Lebenskraft gab; meist schlecht bekleidet, mit Schmutz bedeckt und ohne Schutz gegen die Rauheit der Witterung. Jetzt wich dem Mitleiden jedes andre Gefühl. Alles gerieth in die lebhafteste Bewegung. Daß man diesen unglücklichen Schlachtopfern des Krieges Hülfe leisten, daß man ihr Schicksal nach Kräften erleichtern müsse — darin stimmten Alle überein, und Jeder sann auf die Mittel dazu. Die Obrigkeiten sorgten für Unterkommen; die Einzelnen für Beköstigung; Viele für Kleidung. Sebastian war überall, belebte das Mitleiden, ordnete zweckmäßige Hülfe an, und half den Vorständen ihr Geschäft in allen Dingen fördern. Mehrere der Gefangenen starben in der Nacht; die übrigen wurden mit Anbruch des Tages, unter Strömen von Regen, zum Theil schon mit dem Todte ringend, weiter geschafft.

Wenige Tage nach dem Abzuge dieser Unglücklichen zeigten sich die Folgen ihres Aufenthaltes. Diejenigen, die als Vorstände den meisten Verkehr mit ihnen gehabt hatten, gingen niedergeschlagen und kraftlos umher; eine graue Farbe bedeckte ihre Haut; das Weiße im Auge färbte sich gelb, und nach diesen ersten Anmeldungen brach das Fieber meist über den dritten Tag mit Ungestüm aus. Da man seine Natur noch nicht kannte; und die Ansteckung nicht vermied, oft auch nicht vermeiden konnte, so griff es in kurzer Zeit pestartig um sich, warf ganze Familien nieder, und raffte Viele hinweg. Niemand konnte sich eines ähnlichen Unglücks erinnern; aber so groß auch die Gefahr war, so verleugneten sich doch auch hier die Gesinnungen unsrer Mainauer nicht. Kein Freund verließ den andern, und wo nahe Hülfe fehlte, standen sich auch die Entferntesten bey. So wurde auch im Unglück der christliche Sinn geprüft und genährt.

Sebastian wurde durch sein Amt täglich in die Häuser der Kranken und an ihr Bett gerufen, und ob ich gleich bey der Gefahr zitterte, die über seinem Haupte schwebte, so war ich doch weit entfernt, ihm durch meine Besorgnisse die Erfüllung seines Berufs zu erschweren. Auch wußt' ich nur allzuwohl, daß jede Bemühung, ihn zurück zu halten, ohne Erfolg bleiben würde. Ich beschränkte mich deshalb auf die bewährtesten Maasregeln gegen die Ansteckung, lüftete die Kleider so oft als möglich, veränderte die Wäsche täglich, und sorgte im Innern des Hauses für reine und gesunde Luft. Das half denn auch unter Gottes Beystand so weit, daß weder ich, noch eines meiner Kinder von dem Fieber befallen wurde. Mein guter Sebastian aber sollte ihm nicht entgehn. Schon schien die Wuth der Ansteckung erschöpft; man erholte sich allmählig von der lang genährten Furcht; da sank er, der letzte von Allen, auf das

Krankenlager. Wenige waren so heftig ergriffen worden. Mehr als Einmal schien ihn der Engel des Todtes zu fordern; aber er schwebte vorüber, und der geliebte Kranke erstand nach sechs qualvollen Wochen. So bang aber auch diese Zeit für mich war, so sandte mir doch Gott von mehr als Einer Seite Trost. Den meisten und besten fand ich da, wo ich auch den größten Kummer fand, an dem Bette des geliebten Kranken. Wie gewaltig ihn auch die Krankheit niederhalten mochte, immer strahlte eine unbeschreibliche Heiterkeit auf seinem Angesicht; und wenn er seiner bewußt war, tröstete er mich. Nie verließ ihn sein Vertrauen auf Gott; nie seine fromme Ergebung in den Willen der Vorsehung. Auch seine Phantasien waren heiter und seiner ganzen Gemüthsart angemessen. Er sprach dann mit mir wie in den ersten Tagen unserer Liebe, nur noch bilderreicher und blühender; oder er gedachte seiner verstorbenen Freunde,

als ob ſie noch lebten, und malte dann die glücklichen Tage ihres innigen Zuſammenlebens aus; oder er war in geiſtlichen Handlungen begriffen, die er meiſt mit ſo hohen und herrlichen Worten begleitete, daß man das, was er unbewußt ſprach, nicht ohne Andacht und Rührung hören konnte. Als er wieder geneſen war, wußte er von den einzelnen Ereigniſſen nichts; aber er ſagte, es komme ihm vor, als hätt' er einen langen heitern, Traum geträumt, voll von Frühlingsluſt, ſonnigen Auen, blühenden Gärten und ſchimmernden Bächen. Nie hab' er ſo viel Glanz und Farbenpracht bey einander geſehn, und dieſe Farben hätten nicht bloß ſein Auge entzückt, ſondern auch wie harmoniſche Töne ſein Ohr. Nur ſelten habe ſich ein gewiſſes Dunkel wie in einen tiefen Hintergrund gelagert, irgend eine unbeſtimmte Furcht, die ſich in die unbeſchreibliche Luſt eingedrängt und ihn mitten in jenen Genüſſen beunruhigt habe;

doch hab es ihm nie klar werden wollen, was es sey. Jetzt wisse er es. Es sey die Sorge um sein Amt gewesen, dem er nicht habe vorstehen können.

Die Freudigkeit, die mein Sebastian während seiner Krankheit zeigte, wirkte auch auf mich zurück. Ob ich gleich Tag und Nacht fast in immerwährender Spannung war, und nur wenig Ruhe genoß, so erhielt sich doch meine Kraft aufrecht, und ich konnte ohne Unterbrechung alle Geschäfte erfüllen, zu denen mich mein Herz trieb. Mehr als Einmal schwand mir alle Hoffnung dahin; aber wenn ich auch an keine menschliche Rettung mehr glaubte, und wenn mein Herz schon zum Voraus den Verlust des geliebten Mannes beweinte, verließ mich doch, durch ein besonderes Geschenk der göttlichen Gnade, die ruhige Fassung nicht, deren ich zu seiner Wartung bedurfte. Hätte ich mich schonen wollen, oder hätte ich bey größerer Selbstschonung Ruhe finden können, so

würde es auch an fremder Hülfe nicht gefehlt haben. Von dem ersten Tage an, wo mein Mann erkrankte, bis zu seiner Wiederherstellung, zeigte sich die Liebe seiner Gemeinde immer gleich und mit der rührendesten Lebendigkeit. Bey dem Anbruche des Tages schon kamen Fragende, und die Antworten, die ich gab, gingen schnell von Mund zu Mund. An den bedenklichsten Tagen aber war die Thür wie belagert; ängstlich harrten sie der Entscheidung; viele weinten, vornehmlich diejenigen, welche selbst Glieder ihrer Familie verloren, und in ihrem Unglücke die Tröstungen ihres Pfarrers erfahren hatten. Und als endlich die Gefahr vorüber schien, und wir uns frohen Hoffnungen hingeben konnten, war die Freude nicht weniger allgemein, als früher der Schmerz. Sie hätten nun ihren Vater wieder, sagten sie, und sie vergäßen gern ihre eignen Leiden, da ja ihr Tröster wieder zu ihnen sprechen würde. Das Wort

Gottes ſey ihnen auch in der Schrift theuer, und wenn ſie es läſen; aber auf den Lippen ihres verehrten Seelſorgers gewönne es doch noch eine lebendigere Kraft, und es ginge ihnen noch beſſer zu Herzen, da ſie wüßten, wie es ihm ſelbſt vom Herzen komme. Darum ſähen ſie auch ſeine Geneſung als eine der größten Wohlthaten an, die ſie von Gott hätten erbitten können.

Solche wohlgemeinte Aeußerungen waren eine reiche Quelle der Freude für uns. Nach ſieben langen Wochen konnte Sebaſtian endlich ſeine geliebte Gemeinde wieder an heiliger Stätte begrüßen; von beyden Seiten war die Rührung groß; und ſo viele auch über verlorne Freunde trauerten, ſo überwog doch die Freude über die Geneſenen den Schmerz. Nicht leicht iſt ein Dankfeſt mit größerer Theilnahme und Innigkeit gefeyert worden. Unſer Sing-Chor führte, auf Veranſtaltung der Gemeindevorſteher, einen Geſang auf, in welchem der

Hirt gepriesen wird, der sein Leben für die Heerde zu geben bereit ist; und Sebastian predigte über die Worte: Trauern ist besser denn Lachen; denn durch Trauern wird das Herz gebessert. Nach geendigtem Gottesdienste aber traten die Vorsteher Glück wünschend zu ihm, und die ganze Gemeinde drängte sich herbey, und Jeder suchte seine Hand zu fassen und ein freundliches Wort des Dankes anzubringen, und Viele konnten nicht sprechen, sondern weinten nur. Und so war das auch einer der schönen Tage, die wir in Mainau genossen haben.

Ich will jetzt auch den glücklichen Erfolg erwähnen, der aus dem Aufenthalte jener kranken Gefangenen für Mainau hervorging. Einige Stunden nach ihrem Abzuge kam zu unserm größten Erstaunen einer dieser Unglücksgenossen aus einem Winkel zum Vorschein, wo er sich bey der Abreise vor der Wache versteckt gehalten hatte, und beschwor uns, seiner Flucht kein Hin-

berniß in den Weg zu legen. Dieſe Bitte zu verſagen hatten wir keinen Grund. Vielmehr gaben wir ihm, was wir entbehren konnten, bezeichneten ihm den Weg, den er mit einiger Sicherheit verfolgen könnte, und entließen ihn mit dem aufrichtigen Wunſche, daß er die Rückkehr in ſeine Heimath finden möchte. Die Erfüllung dieſes Wunſches war nicht ſehr wahrſcheinlich; auch hörten wir nichts weiter von dem Entflohenen, und dachten auch nach einigen Tagen nicht mehr an ihn.

Eine Reihe von Jahren war vergangen, als nach der unglücklichen Schlacht bey Jena eine Abtheilung deutſcher Kriegsgefangenen durch Mainau gebracht wurde. Die franzöſiſche Bedeckung war ſchwach und ermüdet; ſie glaubte genug gethan zu haben, die Gefangenen während der Nacht in Ställen und Scheunen einzuſchließen; nur an wenigen Orten waren Wachen aufgeſtellt. Dieſer Umſtand blieb nicht unbenutzt. Viele

entflohen unter Begünstigung der Nacht und der Einwohner, und die französischen Wachen fanden am andern Morgen kaum die Hälfte der Schaar zusammen, die ihnen anvertraut war. Der Lerm, der bey dieser Entdeckung entstand, war groß. Die Officiere verlangten Auslieferung der Versteckten, und da die Vorstände Unmöglichkeit vorschützten, wurde mit Feuer und Plünderung gedroht. Schon sah Jedermann mit unbeschreiblicher Angst dem Ausbruche eines großen Unglücks entgegen, als zufällig ein Officier von Rang erschien, sich nach den Ursachen des Getümmels erkundigte, und die Drohungen vernahm, mit denen wir geängstigt wurden. Alle Augen waren jetzt auf diesen Mann gerichtet, von dessen Entscheidung unser Schicksal abzuhängen schien. „Wenn Ihr, sagte er zu seinen Leuten, Eure Gefangenen schlecht und nachläßig bewacht habt, so büßt Ihr jetzt eigne Schuld, und es ist weder den Ge-

fangenen zu verargen, Eure Nachläſſigkeit benutzt zu haben, noch viel weniger aber ſind die Einwohner dieſes Orts für die Flucht von Leuten verantwortlich, die ihnen nicht anvertraut waren. Sie haben keine Verpflichtung auf ſich, an Eurer Stelle den Dienſt gegen ihre Landsleute zu verrichten; und ſollten ſie dieſen auch, bey Eurer ſorgloſen Bewachung, zur Flucht geholfen haben, ſo hätten ſie nur gethan, was Jeder von Euch in ähnlichen Verhältniſſen für Pflicht gehalten haben würde. Daß alſo keiner es wage, ſich an dem Eigenthume dieſer braven Leute zu vergreifen, deren Mitleiden ich und mehrere Eurer Landsleute erfahren haben, als wir vor zwölf Jahren in dem hülfloſeſten Zuſtande, krank und gefangen hier durchgeſchleppt wurden. Sie fragten nicht, ob wir Freunde oder Feinde wären; ſie ſahen Menſchen in uns, und leiſteten uns aus bloßem Wohlwollen jede Hülfe, die ſie vermochten. Alſo Marſch!

und künftig beſſer auf den Dienſt geachtet!"

Dieſe Rede wurde von dem verſammelten Haufen in tiefer Stille angehört. Einige der Franzoſen murrten, andre ſcherzten; die meiſten ſagten: Der Obriſt hat Recht! und endlich zogen alle unter dem Rufe, Es lebe der Kaiſer! es lebe der Obriſt! ab. Da nun die Bauern aus dem Erfolge der Rede ihren Inhalt abnahmen, umringten ſie den Officier, und ſetzten ihm mit Dank und Liebkoſungen ſo zu, daß er ſich lächelnd in unſer Haus rettete. Es war derſelbe Mann, dem wir vor ſo langer Zeit zur Flucht behülflich geweſen waren. Nach mannichfaltigen Abentheuern und vielen Gefahren war er über den Rhein gekommen, hatte in vielen Schlachten unter Napoleon gefochten, und bey dem Wechſel ſeines Glücks den kleinen Dienſt, den wir ihm geleiſtet hatten, immer in treuem Herzen bewahrt. Seine Freude uns wie-

derzusehn war wenig geringer, als die unsrige über die unverhoffte Rettung war, die wir ihm verdankten, und er versicherte uns mit dem Ausdrucke des wahrhaftigsten Gefühls, daß er über dieses Ereigniß so erfreut sey, wie einer, der eine alte drückende Schuld endlich abgetragen. „Hätte ich damals, sagte er, als ich diesen guten Ort zum erstenmal erblickte, noch zwey Tage mit jener verpesteten Schaar ziehen müssen, ich hätte der Krankheit untergelegen; und dann Adieu Vaterland, Ruhm, Glück und Ehre! Es stand bey Ihnen mich fest zu halten und unsern Feinden auszuliefern; und nach den Zeichen des Hasses, die wir an andern Orten erfahren hatten, wäre mir ein solches Verfahren nicht unerwartet gekommen. Sie haben es nicht gethan, ja, Sie beschenkten mich noch überdieß, wie sie auch meinen Unglücksgenossen gethan hatten; und so verdanke ich Ihrer Menschlichkeit, Ihrem Mitleiden, alles Gute, das mir seitdem wie-

derfahren ist. Die Erinnerung daran hat mich nie verlassen, und ich darf sagen, daß diese Erinnerung Ihren Landsleuten schon bey mehr als einer Gelegenheit ersprießlich gewesen ist."

* * *

In der betrübten Zeit, von der ich vorhin gesprochen habe, wurde eine unsrer Nachbarinnen durch das ansteckende Fieber zugleich ihres Mannes und ihrer drey Kinder beraubt. Sie selbst hatte mehrere Tage ohne Bewußtseyn darnieder gelegen, und als sie endlich wieder zum Leben erwachte, war ihr Haus verödet, und Alles, was sie geliebt hatte, lag in der Gruft. Ihre Traurigkeit war unaussprechlich. Weit entfernt, dem Himmel für ihre Rettung vom Tode zu danken, beklagte sie sich vielmehr, nicht in jener Bewußtloßigkeit gestorben zu seyn, wo sie ihr Unglück und den unendlichen Schmerz so großen Verlustes nicht gekannt hätte. „Wenn ich bey meinem Manne und

meinen Kindern in der Erde läge, ſagte ſie, wie wohl wäre mir; nun ſoll ich leben in dem öden Hauſe, das mir vorkömmt wie ein Grab, und mich jeden Augenblick an die Todten erinnert. Ein ſolches Leben iſt eine Qual, keine Wohlthat."

Der Jammer dieſer verwaiſten Frau ging Jedem an's Herz. Wie ein Bild des Schmerzes ging ſie umher. Täglich weinte ſie auf dem Grabe ihrer Todten, und den übrigen Tag ſaß ſie zu Hauſe, unter den Kleidungsſtücken der Verſtorbenen, die ſie an der Wand umher aufgehenkt hatte. Still ſaß ſie da, ohne zu arbeiten, und nährte ihren Schmerz, durch die Erinnerung der Vergangenheit. Für wen ſollt' ich arbeiten? ſagte ſie. Für mich? das iſt der Mühe nicht werth. — So ging es mehrere Wochen, und da alle Tröſtungen der Verwandten und Nachbarn wirkungslos an ihrem Herzen abglitten, fürchtete man für ihren Verſtand. Dieſes Alles war während der Krank-

heit meines Mannes geschehn. Als nun dieser wieder hergestellt war, und seine erste Kirche hielt — die meisten Zuhörer waren in Trauer, und die arme Wittwe war auch darunter — gedachte er des Unglücks, das den Ort betroffen hatte, und daß wir nicht zweifeln dürften, es sey uns auch dieses, so hart es scheine, von Gott zu unserm Besten geschickt worden. Er zeigte, daß eben die Prüfung den Glauben bewähre; daß der Schmerz, indem er uns von dem Irdischen trenne und dessen Nichtigkeit erkennen lasse, zu Gott führe, und daß die, welche in Thränen säen, einst in Freuden ernten werden. „Die Gottesfurcht, sagte er unter andern, ist der Stab, der dem gebrechlichen Menschen auf der Pilgerreise durch das Leben in seine ewige Heimath führen soll. So lang er auf ebnem Boden geht, vergißt er diesen Stab nur allzuleicht; wenn aber der Weg steil und rauh wird, dann stützt er sich dankbar darauf.“ —

Nachdem er nun die Troſtloſigkeit des Menſchen geſchildert hatte, dem auf Erden Alles genommen worden, woran ſein Herz hing, wenn ihm der Glaube an die ewige Liebe und ihre Verheißungen mangelt, dankte er Gott für das Licht der Religion, die ſo tröſtend in das Dunkel des Lebens ſcheine, die Nacht der Gräber erleuchte, und mitten unter Thränen und Jammer in dem blutenden Herzen die Freudigkeit des höhern Lebens erwachſen laſſe. — Alle Zuhörer ergriff dieſes fromme, aus tiefem Gemüthe geſprochene Gebet. Die arme Wittwe zerfloß in Thränen; denn zum erſtenmal fühlte ſie ſeit ihrem großen Verluſte erquickenden Troſt. Mit einem andern Sinne kehrte ſie nach Hauſe zurück. Hier entfernte ſie zuerſt die Gegenſtände, die bisher ihren Schmerz genährt hatten; ordnete dann in ihrem Hauſe, was bisher vernachläſſigt worden war, und beſchloß mit Ergebung in den göttlichen Willen, ſtatt ihr Leben in ei-

keim Müßiggange zu vertrauern, für Andre zu arbeiten, wie sie vor dem für Mann und Kinder gearbeitet habe. Die Ausführung dieses guten Vorsatzes wurde nicht aufgeschoben, und so schwer auch der Anfang war, und so große Ueberwindung er kostete, so segensvoll war der Erfolg. Noch oft weinte sie zwar, aber ihre Thränen flossen aus einem ergebenen Herzen ohne Bitterkeit. Sie dachte immer an die Verstorbenen, aber mit der frohen Hoffnung des künftigen Wiedersehns; sie wünschte den Todt, aber mit der stillen Sehnsucht eines Gott geweihten, in seinen Willen ergebenen Herzens, und ohne über die Bürde des Lebens wie vorher zu klagen. Sie ging und weinte, um einst mit Frohlocken ihre Garben zu bringen.

Das Haus dieser Wittwe war eines der ersten im Dorfe nach der Landstraße hin. Vor dem Hause war eine Laube von Lianen gezogen, welche die Fenster der untern

Stube überschattete, und Bänke waren in der Laube befestigt, der gewöhnliche Spielplatz der Kinder der Wittwe, so lange sie lebten. Als sie nun eines Abends bey der Lampe am Rocken saß, und in dem einsamen Stübchen recht lebendig an ihre Kinder dachte, hörte sie ein Regen in der Laube, und eine zarte Stimme, welche sagte: Ach, wie müde ich bin! Wir wollen hier bleiben; da wird uns Niemand etwas thun, und die Nacht ist gar nicht kalt. — Dann sagte eine andre Stimme: Wenn ich nur nicht so entsetzlichen Hunger hätte! — und eine dritte: Da nimm! Sonst hab' ich nichts. — Als die Wittwe dieses hörte, stand sie auf, ging mit der Lampe an die Thür, und rief hinaus: Wer ist denn nur da? — und ehe eine Antwort kam, sah sie drey Kinder in der Hütte webeln, zwey Knaben und ein Mädchen; das Mädchen aber war das jüngste von Allen. — Wer seyd ihr Kinder denn? fragte sie weiter, und was wollt

ihr hier? — Wir sind Waisen, antwortete der älteste Knabe, und suchen ein Obdach, wo wir ausruhen können. — Das ist ein schlechtes Obdach, antwortete die Wittwe, hier unter freyem Himmel. Warum habt ihr denn nicht gleich angepocht? — Ach, gute Frau, antwortete der zweyte Knabe, wir haben schon manchmal auf unserm Wege angepocht, und sind mit harten Worten fortgeschickt worden, wie erst gestern Abend noch auf einem großen Pachthofe. Da fürchteten wir uns, und nahmen uns vor, wenn es nur irgend möglich wäre, lieber die Nacht im Freyen zuzubringen.

Während dieses Gesprächs hatte die Wittwe zwey der Kinder bey den Händen gefaßt und in die Stube geleitet; das dritte folgte von selbst nach. Sie schienen meist von dem Alter der ihrigen zu seyn, so daß ihr die hellen Thränen in die Augen kamen, wenn sie den Kindern in die blassen Gesichter sah; und vollends, als sie um den be-

setzten Tisch her saßen, und mit scharfem Hunger zugriffen, da war es ihr nicht anders, als ob es ihre eignen wären. Sie ließ sie ruhig essen, und erst als sie gesättigt waren, und das Tischgebet gesprochen hatten, forschte sie nach ihrer Herkunft und der Ursach ihrer Wanderung. Da erzählten die Kinder, sie kämen vom Main her, wo ihr Vater ein Tischler gewesen. Ihr ältester Bruder sey im Kriege geblieben; Vater und Mutter aber binnen wenigen Tagen an einer ansteckenden Krankheit gestorben; und da fast der ganze Ort verödet, die umliegende Gegend von Freunden und Feinden schrecklich verheert, und nirgend mehr ein Unterkommen zu finden gewesen, so hätten sie sich entschlossen, in ein Land zu ziehn, wo kein Krieg wäre. Da nun ihre seligen Eltern, die Mennoniten gewesen, immer viel von den Brüdergemeinden in Sachsen erzählt hätten, wäre ihnen in den Sinn gekommen, eine solche Gemeinde

aufzusuchen, wo man sich ihrer vielleicht um des Heilandes willen annehmen würde. — Dann erzählten sie, wie es ihnen auf der Reise gegangen; wie sie sich bisweilen hätten verbergen müssen, um nicht von der Polizey aufgegriffen und in ihre verödete Heimath zurückgeführt zu werden; wie sie aber auch oft wohlthätige Menschen gefunden, die sich ihrer angenommen und ihnen weiter geholfen hätten. Sie hätten auch nie den Muth verloren, setzte der älteste Knabe hinzu; denn sie wären fest überzeugt, daß Gott so arme Waisen nicht verlassen würde.

Während dieser Erzählung belebten sich die Mienen der ermüdeten Kinder. Die blassen Wangen färbten sich roth, und ihre Augen sprachen fast so beredt wie ihr Mund. Es war unmöglich in die offenen Gesichter zu sehn, ohne sie zu lieben. Der Wittwe ganzes Herz war bewegt. Sie sagte aber nichts als die Worte: Bewahrt nur euern

Glauben und vertraut auf Gott; er wird euch nicht verlaſſen.

Da es nun ſchon ſpät war und Zeit ſchlafen zu gehn, führte ſie die gute Wittwe zu den Betten ihrer ſeligen Kinder, die noch wie ſonſt gemacht in der Kammer ſtanden. So gut hatten es die armen Waiſen lange nicht gehabt, und da ſie flugs eingeſchlafen waren, ging die gute Frau noch Einmal an jedes Bett, und ſegnete die Schlafenden, wie ſie es auch mit ihren Kindern zu thun gewohnt geweſen, und weinte ſich recht vom Herzen aus. Dann ging ſie ſelbſt zu Bett. Schlafen konnte ſie in dieſer Nacht freylich nicht viel. Ihr Gemüth war zu ſehr bewegt.

Als nun der Tag anbrach, war ſie zuerſt auf, und die Kinder ſäumten auch nicht; aber als ſie zuſammen gebetet hatten, und ſich anziehen wollten, fanden ſie ihre Kleider nicht, ſondern andre. Statt der abgetragenen hatte ihnen die Wittwe die Sonn-

tagskleider ihrer eignen Kinder hingelegt, und reine Wäsche dazu; Schuh und neue Strümpfe waren auch nicht vergessen. Da sahen denn die Kinder noch viel schmucker aus als vorher, und die gute Frau konnte sich nicht enthalten, sie der Reihe nach zu herzen und zu küssen, als ob es ihre eignen Kinder wären; dann setzte sie ihnen das Frühstück vor. Die Kinder aber griffen nicht zu, sondern sahen sich unter einander an, und der älteste Knabe sagte: Würdet Ihr uns wohl verstatten, das, was Ihr uns hier aus so gutem Willen gebt, mit auf den Weg zu nehmen? Wir hätten den ganzen Tag daran genug. — Die Wittwe aber sagte: Greift nur zu; ihr sollt nicht hungrig von mir gehn; das Uebrige findet sich auch schon. — Und wie nun die Kinder fröhlich aßen, wurde ihr das Herz abwechselnd froh und betrübt, und sie selbst konnte nicht fröhlich essen und trinken, sondern sah nur auf die Kinder. Nach ein-

genommenem Frühstück schickten sich diese zum Aufbruch an, dankten für die freundliche Aufnahme und die empfangenen Geschenke, und versprachen, ihrer Wohlthäterin täglich in ihrem Gebet zu gedenken. Dann verließen sie das Haus, mit Lebensmitteln reichlich versorgt, und zogen wohlgemuth auf der Landstraße fort, den Weg nach Barby, wo sie ein Unterkommen zu finden hofften.

Kaum aber waren die Kinder fort und aus den Augen, da fiel der armen Wittwe mit Einemmal die ganze Last des alten Jammers wieder auf das Herz. Es war ihr eben, als ob sie ihre Kinder jetzt erst verloren hätte; sie sah in die Betten, in denen nun nichts mehr war, und ihre einsame Stube kam ihr wieder so öde vor wie ein Grab. Indem sie nun vor sich hin sah, in ihre Einsamkeit hinein, war es ihr, als sagte Jemand: Deine Kinder hat Gott zu sich genommen, und diese Waisen, die er

dir an ihrer Stelle schickt, läßt du schutzlos hinziehn in die Welt? — Und so wie sie das dachte, eilte sie zur Thür hinaus nach der Landstraße hin, und sah Niemanden an, der ihr begegnete, und grüßte keinen; denn sie dachte nur darauf, die Kinder wiederzuholen; und als sie um die Ecke bog, wo man die freye Aussicht auf den Weg hat, kam ihr der zweyte Knabe entgegen, erkannte sie und sagte: Ach, gute Frau, wir haben Etwas bey Euch vergessen, unsre Gebetbücher, die in den Taschen unsrer Kleider steckten; seyd so gut, und gebt sie uns zurück. — Da war nun die Frau herzlich vergnügt, weil sie der Kinder gewiß war, verstellte sich aber und sagte: Geh nur wieder hin zu deinen Geschwistern, und sag' ihnen, sie müßten auch wieder mit kommen, und ihre Bücher abholen. Dir allein gäb ich sie nicht. — Dem Knaben kam das nun freylich sonderbar vor, aber er lief doch wieder zurück, und nach einer Viertel-

ſtunde ſtanden alle drey wieder in der Laube vor der Thür, und erwarteten die Zurückgabe ihrer Bücher. Sie hatten auch noch nicht lange gewartet, da kam die Wittwe heraus und ſagte: Es iſt ſchon gut, daß ihr kommt; ihr habt mir Etwas mitgenommen. — Da ſahen ſich die Kinder beſtürzt an, und der älteſte Knabe ſagte: Was könnten wir Euch mitgenommen haben, das Ihr uns nicht ſelbſt gegeben hättet? Und die Andern legten die Hand auf das Herz, und betheuerten, daß ſie nichts genommen hätten. — Da lächelte die Wittwe durch ihre Thränen, faßte eines um das andre bey dem Kopfe, küßte es und ſagte: Ey freylich habt ihr mir mein Herz mitgenommen, und nun wollt ihr es doch leugnen. — Kommt aber nur herein, denn das Wetter ändert ſich, und ich kann euch heut nicht ziehen laſſen. Morgen wollen wir weiter ſehn. — Den Kindern war das nicht ungelegen. Sie traten wieder in das Haus,

und als sie hier ihre Bücher wiederbekommen hatten, setzten sie sich in eine Ecke und beteten daraus. Da sagte die Wittwe: Betet doch laut, damit ich mich auch erbaue. Und das Mädchen las mit lauter Stimme: „Du vergissest des Armen nie ganz, und die Hoffnung des Elenden ist nicht verloren. Zwar trittst du bisweilen fern und verbirgst dein Angesicht; aber wenn die Noth am größten ist, da ist deine Hülfe nah. Wer auf den Herrn hoffet, den wird seine Güte umfangen. Auch an mir hat er Grosses gethan. Darum will ich mich des Herrn freuen und ihn preißen, so lange ich lebe, und seinen Namen erhöhen. Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn; er wirds wohl machen."

Nachdem das Kind so gebetet hatte, sagte die Wittwe: Das sind schöne und tröstliche Worte; die laßt Euch recht in das Herz geschrieben seyn. — Dann fragte sie: Kennt ihr denn Jemanden an dem Orte,

wo ihr hin wollt? Und worauf verlaßt ihr Euch? — Wir kennen Niemanden, antwortete der älteste Knabe; aber wir verlassen uns auf Gott; und da wir wissen, daß dort fromme Leute wohnen, so hoffen wir, daß er irgend eine mitleidige Seele erwecken wird, die sich verlassener Waisen annimmt, und weiter für sie sorgt. — Müßte denn das aber in der Ferne seyn, sagte die Wittwe, und in einer Brüdergemeinde? Sind nicht alle Menschen Brüder? und gibt es nicht auch hier gute Christen, die das Wort des Heilandes zu Herzen genommen haben: Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen? — Da antwortete der älteste Knabe: Wir wissen das wohl, und haben es an Euch erfahren, und wenn uns Gott andre Hülfe senden wollte, so würden wir sie dankbar annehmen. Wir möchten uns aber nicht gern trennen; und wo möchte leicht ein Mensch gefunden werden, der drey Waisen auf Ein-

mal bey ſich aufnähme, da ja auch wohl den wirklichen Eltern in der jetzigen Zeit ſo viele Kinder zu erziehen ſchwer fällt? — Bey dieſen verſtändigen Worten ging der Wittwe das Herz wunderbar über. Hört, ſagte ſie, es iſt nicht ohne Gottes Fügung geſchehn, daß ihr geſtern ein Obdach vor meinem Hauſe geſucht habt. Es iſt nun faſt ein Jahr, daß ich drey Kinder durch den Todt verloren habe, auch zwey Knaben und ein Mädchen, die damals meiſt ſo alt waren, wie ihr, wie ihr aus ihren Kleidern abnehmen könnt. Da war nun mein Jammer unausſprechlich groß; aber Gott hat mir Troſt geſchickt durch ſein heiliges Wort, und ich hab' ihm ſtill gehalten und meine Einſamkeit zu ertragen geſucht. Wie ihr nun geſtern zu mir kamt, war es mir eben, als ob ich meine eignen Kinder ſähe; und als ihr weggegangen wart, blutete mir das Herz. Darum ging ich Euch nach, und rief Euch zurück; denn es kam mir

vor, als müßt' und ſollt' ich Euch bey mir behalten; und wenn es Euch ſo recht iſt, ſo ſollt ihr bey mir gehalten ſeyn wie eigne Kinder. — Bey dieſen Worten der Wittwe ſahen ſich erſt die Waiſen voll Verwunderung und faſt unglaubig an; dann fielen ſie einander um den Hals und ſagten mit Thränen: Das hat uns Gott geſchickt! — und der Aelteſte faßte die Wittwe bey der Hand und ſagte: Wenn Ihr denn unſre Mutter ſeyn wollt, ſo wollen wir gern Eure gehorſamen Kinder ſeyn. — Und die Wittwe erwiederte: So ſey es, wie Gott will.

Von dieſem Augenblick an war nun in dieſem Hauſe ein Leben, wie zwiſchen leiblichen Eltern und Kindern. Der Engel der Liebe wohnte unter ihnen, und goß Freuden in alle Herzen aus; und es war ſchwer zu ſagen, ob die Dankbarkeit lebendiger war in den Waiſen, die nun wieder eine Mutter und eine Heimath hatten, oder die Freude in dem Herzen der Wittwe, die nun

wieder für Kinder sorgen konnte. Sie kam noch desselben Tages in die Pfarre, um uns ihr Glück zu erzählen, und brachte dann auch die Waisen selbst, damit wir uns an den stillen, freundlichen Kindern mit ihr freuen möchten. In der That konnte man sie nicht wohl sehen, ohne sie zu lieben, und indem wir sie über Vieles befragten, zeigten sie in Allem einen gesunden und geraden Verstand, und in Sachen der Religion einen guten Grund. Aus Allem erhellte, daß ihre Eltern gar fromme und wackre Leute gewesen, die den Unterricht ihrer Kinder durch Beyspiel und Lehre mit löblichem Eifer gefördert hatten.

Die Wittwe hatte bis dahin nicht nach den Namen ihrer Kinder gefragt. Da sie aber am folgenden Tage in die Schule geschickt wurden, und ihre vollen Namen auf die Schreibbücher schrieben, sah sie mit Verwunderung, daß das eben auch der Name ihrer eignen Eltern war, und als

sie dieser Spur weiter nachforschte, fand sich, daß der Vater dieser Kinder ein ganz naher Verwandter gewesen, der in seiner Jugend auch als Waise in die Welt gegangen, und eine lange Reihe von Jahren hindurch keine Nachricht von sich gegeben hatte. Da nun die Wittwe sah, daß diese Kinder sie so nah angingen, war ihre Freude noch größer, und sie konnte nicht aufhören, die wunderbaren Wege der Vorsehung zu preißen. Die Kinder brachten ihr Segen und Freude in Fülle. Von den Knaben hat jeder ein Handwerk gelernt; das Mädchen blüht in Unschuld und Anmuth, und pflegt seine zweyte Mutter mit der Dankbarkeit und Ehrfurcht, die einer so guten und frommen Frau gebührt.

* * *

Ohngefähr um dieselbe Zeit brach in unserer Nähe, wie ein ansteckendes Fieber, ein fanatisches Schwärmen aus, das viele Menschen ergriff, mancherley Unordnungen ver-

urſachte, und auch in unſer Mainau einzubrechen drohte. Ein Arzt, welcher mit der erlernten Kunſt nur wenig Glück machte, fing zuerſt an, am Krankenbette ſtatt heilſamer Arzneien Gebete zu verordnen; dann auch die Geſunden, oft mit heftigen und bittern Worten zur Buße zu treiben, und ihnen ihr ſündhaftes Leben als die einzige Urſache der ſie drückenden Uebel vorzurücken. Einige verwieſen ihm ſeine Ungebühr; andre trieben den Zudringlichen mit Ungeſtüm aus ihrem Hauſe; noch andre verklagten ihn bey der Obrigkeit; da er ſich aber nicht abſchrecken ließ, und immer von neuem und immer heftiger predigte, die Sünden der Menſchen ohne Schonung aufdeckte, und ihnen mit der Nähe des jüngſten Gerichtes drohte, da erregte, wie es zu geſchehn pflegt, zuerſt dieſes Beharren auf demſelben Sinn, und das Wiederholen der nemlichen Dinge die Aufmerkſamkeit. Allmählig gewann er Jünger, und eine Ge-

meinde verſammelte ſich um ihn, die ihn als ein ausgerüſtetes Werkzeug Gottes prieß; auch von mancherley Wundern wurde erzählt, die er durch die Kraft des Glaubens und ſeiner Gebete bewirkt habe. Manche erzählten, man hätte, ehe er zu ſprechen angefangen, Strahlen aus ſeinem Munde gehen ſehen, und dann hätte er ſo gewaltig gepredigt, daß alle Zuhörer wie von Einem Geiſte ergriffen, auf ihre Knie gefallen, und mit lauter Stimme gerufen hätten: Herr, ſage uns, was wir thun müſſen, damit wir ſelig werden. — Dieſe Gerüchte zogen immer mehr Volk herbey. Auch von den Mainauern gingen einige hin, ihn zu hören, und von dieſen erfuhren wir zuerſt die Beſchaffenheit der neuen Lehre und die Weiſe des Lehrers.

Von den Predigten ſelbſt, die ſie mit angehört, wußten ſie freylich nicht viel zu ſagen. Es ſey wenig Zuſammenhang darin geweſen, ſagten die Verſtändigſten; aber

es habe Eindruck gemacht, daß er Spruch an Spruch gereiht, heftig gegen die Sünden der Zeit geeifert, die Welt verdammt und ihren nahen Untergang verkündigt hätte. Was er hievon und von dem jüngsten Gerichte gesagt, sey schrecklich zu hören gewesen. Trost habe er keinem gegeben, aber Jedermann sey bestürzt und zerknirscht hinweggegangen.

So wie sich der Zulauf vermehrte, so wurden auch die Verkündigungen des grossen Gerichtstages bestimmter und drohender. Es sey nun Zeit, hieß es, alles Weltliche abzuwerfen, die Lampe des Glaubens mit Oel zu füllen, nur dem Gebet und der Buße zu leben, damit, wenn der Richter der Welt erschiene, er jeden in Erwartung fände. Sie sollten von nun an ganz allein aus dem Glauben leben, sich aller weltlichen Arbeit entschlagen, und nur fest auf Gottes Beystand hoffen; denn es sey heydnisch für den andern Tag zu sorgen; und

Läſterung, zu meinen, Gott könne einen ſeiner Auserwählten verſchmachten laſſen. Zugleich ſchalt er auf die, welche andrer Meinung waren, verdammte ſie als Kinder der Welt und Feinde Gottes, die, ob ſie ſich gleich Chriſten nennten, doch nur gottloſe Heyden wären, und verbot ſeinen Jüngern die Gemeinſchaft mit ihnen, damit ſie nicht mit ihnen zur Hölle führen.

Dieſe und ähnliche Reden, die deſto gewaltiger auf ungebildete Gemüther wirkten, je räthſelhafter und verworrener ſie waren, verurſachten große Bewegungen in einzelnen Familien und ganzen Gemeinden. Das Evangelium des Müßiggangs fand Anhänger; die Kinder trotzten ihren Eltern; ungehörige Verbindungen wurden in Vertraun auf höhere Eingebung geſchloſſen; die Verketzerungswuth nahm über Hand, und die meiſten Jünger des neuen Propheten, nicht zufrieden ſich von ihren Kirchen abzuſondern, trugen öffentlich die größte Ver-

achtung gegen den hergebrachten Gottesdienſt zur Schau. Den meiſten Predigern ſchien dieſes unerträglich. Sie eiferten von der Kanzel und im Geſpräch gegen den neuen Wahnglauben, verdammten ſeine Urheber, kündigten ſeinen Anhängern den göttlichen Zorn an, und kehrten überhaupt ſeine eignen Waffen gegen ihn. Dieſes Mittel aber, weit entfernt den erwarteten Erfolg zu haben, erbitterte die Andersgeſinnten, und führte der neuen Lehre immer mehr Anhänger zu. Sebaſtian predigte nicht dagegen. Zur Buße und Beſſerung hatte er auch früher ermahnt, und fuhr damit fort; auf das ſtrenge Gericht der göttlichen Gerechtigkeit jenſeit des Grabes hatte er immer hingewieſen; denn dieſe Lehre, ſagte er, ſey ja eine der wichtigſten des Chriſtenthums, und könne nicht oft genug in Erinnerung gebracht werden; aber das ſey ein unſeliger Irrthum, daß ein mildes Urtheil des ewigen Richters durch ein eitles Schwärmen

in übernatürlichen Dingen, und nicht durch fromme Gesinnungen, ein rechtschaffnes Leben, Liebe des Nächsten und eifrige Erfüllung jeder christlichen und menschlichen Pflicht erhalten werde. Zugleich predigte er auch gegen den Müßiggang und seine schrecklichen Folgen, während er auf der andern Seite die beglückenden Wirkungen der Arbeitsamkeit mit lebendigen Farben schilderte. Da war denn nun nicht leicht einer unter den Zuhörern, dessen eigne Erfahrung nicht der Lehre ihres Predigers entgegenkam, und der nicht in seinem Herzen fühlte, daß treue Erfüllung des Berufs, Ordnung im Hauswesen, strenge Regelmäßigkeit im ganzen Leben, nicht nur das Böse hemme, sondern auch die reichste Quelle des Segens und der Zufriedenheit sey. Indem nun Sebastian sie auf diese Erfahrung zurückführte, ihnen das stille und glückliche Leben schilderte, das sie bis jetzt, Jeder in seinem Hause, und Alle unter einander

genossen, indem er ihnen Liebe und Eintracht als den Probierstein einer ächt christlichen Gesinnung darstellte, so hatte er die Freude zu sehn, daß die Wenigen seiner Gemeinde, welche Neigung zu der neuen Lehre bewiesen hatten, zu ihm zurückkehrten, und was bey weitem das Wichtigere war, daß die Ruhe der Gemeinde durch keine Spaltungen gestört wurde.

* * *

Ich will bey dieser Gelegenheit eines Mannes gedenken, welcher lange Zeit eine kleine Hütte zwischen Mainau und Erbach bewohnte, und ebenfalls für einen Separatisten galt. Er war es aber im eigentlichen Sinne nicht, sondern nur ein sonderbarer Mann, den doch Jeder achten mußte, der ihn nicht bloß nach der äußern Schale beurtheilte. Als ich ihn zuerst kennen lernte, war er schon Greis. Ein dichter weißer Bart hing lang auf seine Brust herab; den Kopf trug er unbedeckt; sein Rock war

ohne Falten und von ihm selbst verfertigt; um die Hüften hatte er einen breiten Gurt, der mit ledernen Riemen zugebunden war. So waren auch die Schuh gebunden. Gewöhnlich führte er eine kleine Axt in der Hand, mit welcher er Bäume fällte, Breter zuhieb, und vieles Andre mit besonderer Geschicklichkeit zu machen verstand. Seine Hütte hatte er aus Bretern leicht zusammengezimmert; die Oeffnungen der Fenster waren ohne Glas, nur mit hölzernen Schiebern verwahrt; das Dach bildete Baumrinde und einige hölzerne Schindeln. An der Thür war kein Schloß zu sehn; nur ein hölzerner Riegel hielt sie fest. Auch war im Innern nichts, was der Verwahrung bedurft hätte. Ein hölzerner Tisch, welcher unverrückt stand, eine Bank daran, eine Bettstelle mit Heu und Stroh gefüllt — das war sein ganzes Geräth. Doch war Alles reinlich; der Fußboden mit Sand bestreut, der Tisch sauber abgewaschen, das

Stroh seines Lagers frisch. Der Umfang der Hütte war nicht größer, als ihr dürftiger Inhalt forderte.

Das, was die Lebensart dieses Mannes, der unter dem Namen des alten Andres, oder auch des Einsiedlers, in der ganzen Gegend bekannt war, noch auffallender machte, war der Umstand, daß er der Sohn wohlhabender Eltern war, und sich seines Vermögens freywillig begeben hatte. Den Zusammenhang der Sache wußten nur wenige; auch er selbst theilte sich nicht leicht darüber mit, ob er gleich sonst einem Gespräche nicht aus dem Wege ging; wenn ihn aber Jemand auf seine Lebensweise brachte, pflegte er zu sagen: „Jeder versucht es mit dem Leben auf die Weise, die ihm die beste dünkt. Meine Weise ist diese. Wer Lust hat, sie nachzumachen, wird dann selbst sehn, was daran ist.“ — Sebastian gewann sein Vertrauen. Ihm erzählte er

die Geſchichte von freyen Stücken ohngefähr auf folgende Weiſe:

„Mein Vater war ein wohlhabender Mann. Durch unermüdliche Arbeit und Sparſamkeit hatte er ſein väterliches Erbe verdoppelt, und trachtete immer nach mehr; denn ſein Sinn war ganz auf irdiſche Habe gerichtet. Er pflegte zu ſagen: Ein Mann gilt ſo viel als er hat, und eine Frau ſo viel als ſie mitbringt. Erwerben und erſparen waren die Worte, die er am meiſten im Munde führte, und der Inbegriff ſeiner Weisheit. Mich und meine Schweſter hielt er ſcharf zur Arbeit, und auch ſich ſelbſt gönnte er keine Ruhe, ſelbſt Sonntags nicht. Denn nach dem Gottesdienſte ſah er nach der Wirthſchaft, trug in ſein Haushaltungsbuch ein, und zählte den Gewinn der Woche zuſammen. Ich mußte ihm dann helfen, um mich im Rechnen zu üben, und wenn andre Knaben meines Alters auf der Wieſe ſpielten, ſaß ich am Zahltiſch oder hinter

der Schiefertafel, und wurde gescholten, wenn ich zu langsam war, oder mich verrechnet hatte.“

Meine Mutter, eine überaus milde und gottesfürchtige Frau, hatte an diesem irdischen Treiben nicht so viele Freude; aber von der Strenge meines Vaters niedergedrückt, wagte sie nicht dagegen zu sprechen. Nur dann, wenn ihn ungerechter Gewinn zu reizen schien, überwand sie die Scheu, und hemmte das Beginnen ihres Mannes durch fromme Worte. Diesen folgte er dann, wenn gleich unwillig. So war sie also sein guter Engel wenigstens so weit, daß sie die Furcht Gottes wach in ihm erhielt, wenn sie schon nicht die Liebe in ihm erregen konnte. Auch nahm sie oft die Armen gegen ihn in Schutz, und hemmte sein Ungestüm, wenn er allzu hart in seine Schuldner drang. Wenn sie nun so ein Unglück abgewehrt, und einem bedrängten Menschen Ruhe geschafft hatte, da feyerte

sie einen hohen Festtag, doch nur im Stillen, ohne Glockenschall und äußern Prunk. Ihr Engel wird diese stillen Festtage gezählt haben, und auch die Tage ihrer Trauer und Angst; und sie wird jetzt in der Herrlichkeit des Himmels aufrecht gehn, was sie hienieden nicht konnte. Ihr frohster Tag war ohne allen Zweifel der, wo sie aus ihrem harten Krankenlager ins Grab stieg, und die schwere Bürde ihres Lebens an seinem Rande niederlegte."

„Nicht lange darauf starb auch mein Vater, und hinterließ mir seinen Meyerhof, den schönsten in der ganzen Gegend, von wohl angebauten Aeckern und herrlichen Wiesen umgeben. Ich fand Freude an der Wirthschaft und betrieb sie mit Eifer. Nach einiger Zeit heirathete ich ein schönes, herzlich gutes, aber blutarmes Mädchen, die ich schon lange im Stillen geliebt hatte. Denn meines Vaters Gedanken waren auf die reichen Töchter seiner Nachbarn gerich-

tet; und ich hatte Noth und Mühe, seine Heirathsvorschläge von mir abzuhalten; denn die zu heirathen, welche ich liebte, hätte er mir nie gestattet. Unser Ehestand war ein Himmelreich. Wir hatten nur Einen Sinn, beteten und arbeiteten zusammen, und genossen gemeinschaftlich jede Freude, die uns der Himmel gab. Dieses Glück war zu groß für mich. Mein gutes Weib starb in dem ersten Wochenbette, und hinterließ mir einen Knaben, der seiner Mutter Ebenbild war. Meinen Schmerz kann ich nicht beschreiben, so wenig als meine frühere Glückseligkeit; aber da ich an einem der ersten Tage trostlos auf dem Grabe meines Weibes saß, kam es mir vor, als erhübe sie sich aus dem Sarge, und reichte mir den Knaben hin mit den Worten: Liebe Du diesen, wie Du mich geliebt hast. — Da ging ich nach Hause und sorgte für den Knaben, und zog ihn auf, und er gedieh in frischer Gesundheit, und ich hatte große Freude an

ihm. In ſeinem dritten Jahre lehrt' ich ihn ſelbſt leſen und ſchreiben, und brachte jede müßige Stunde mit ihm zu. Nachdem er vier Jahr alt geworden, ſtand er eines Abends zwiſchen meinen Knien, und fragte mich plötzlich, wo Gott wohne, und ob ich auch in den Himmel käme, und mehreres dergleichen, und wie ich ihm in das runde heitre Geſichtchen ſah, war es mir eben, als ſäh ich ſeine Mutter an. Da ſagt' ich mit inniger Freude: Andres, du biſt doch ganz deiner ſeligen Mutter Ebenbild. Und ſchnell antwortete der Knabe, als ob er ſich auf etwas beſonnen hätte: Vater, heut morgen, als ich noch ſchlief, hat mich die Mutter gerufen. — Du haſt ja deine Mutter nicht gekannt, antwortet' ich. — Das thut nichts, ſagte der Knabe, ich weiß doch, daß es meine Mutter war, und niemand ſonſt. Und da ich aufwachte, hörte ich ihr Rufen noch; und antwortete: Ja, Mutter, Andres kömmt! Und eben jetzt iſt es mir

wieder, als ob ich gerufen würde. — Dieſe kindiſche Rede ſchnitt mir tief in das Herz. Am folgenden Morgen lag der Knabe im heftigſten Fieber und kannte mich nicht. Ich ritt halb wahnſinnig nach der Stadt, holte den berühmteſten Arzt und behielt ihn bey mir. An meinen Verſprechungen lag es nicht, daß er den Knaben nicht rettete, auch an ſeiner Sorgfalt nicht. Aber nach drey Tagen lag meine letzte Freude im Sarg, und ruhte neben der Mutter, die ihn gerufen hatte."

„Jetzt war ich allein in der Welt. Meine Schweſter, die einen reichen Mann geheirathet hatte, war ganz wie mein Vater auf das Zeitliche bedacht. Von ihr bekam ich keinen Troſt. Ich ging umher wie betäubt. Meine Geſchäfte verrichtet' ich auf gewohnte Weiſe; aber ich wußte nicht, was ich that. Wo ich hinſah, ſtand mir das offne, dunkle Grab vor Augen, und in ſeiner Tiefe die blaſſen Geſtalten der Todten im Leichentuch

mit ihren feſt geſchloſſenen Augen und gefalteten Händen. Das war daſſelbe Tag und Nacht; denn ich hatte keinen Schlaf, und ging oft die ganze Nacht umher, und jammerte über mein Elend und meine Einſamkeit. So mocht' ich das etwa vier Wochen lang in dem öden Hauſe getrieben haben. Eines Abends — es war im Spätherbſt — als ich junge Bäume einband, und die letzten Strahlen der Sonne blaß und matt durch die Wolken ſchlüpften, und der Wind in dem abgefallnen Laube rauſchte, und es mir eben war, als ob ich den Fußtritt des Todes hörte, da ſchlug etwas an mein Herz, ich weiß nicht wie, und ich ließ das Reiſig zur Erde fallen, das ich in der Hand hatte, ſah in die laufenden Wolken und ſagte zu mir: Du Thor! wozu denn das Alles? Sieh, es geht Alles dahin. Die Sonne geht unter hinter den Bergen; der Tag erliſcht in der Dunkelheit; das Jahr ſtirbt in den Winter hin — bald biſt Du

auch nicht mehr da. Dann sah ich mich um, und Haus und Feld und Garten, und all mein Eigenthum, das rund um mich her vor meinen Augen lag, kam mir vor wie ein fremdes Land. Ich stand so allein in der Mitte, und mir graute. Wozu brauchst du das Alles, du einzelner Wurm? dacht' ich weiter. Mutter und Vater, Frau und Kind behelfen sich unten in dem engen Kasten, und sind selig in Gott; und Du wirthschaftest in der großen Heimath, wo Du doch nicht einheimisch bist, baust Feld und Garten für nichts, und vergißt über all dem Treiben und Schaffen, was Dir am meisten Noth thut. — Diesem Gedanken hing ich weiter nach; und er wurde so mächtig in mir, daß ich plötzlich beschloß, mich der unnützen Habe zu entschlagen, Gott zu dienen, und mit leichterer Bürde der Ewigkeit und denen entgegen zu gehen, die mich dort erwarteten. Da trat mir auch das Bild des Lebens vor die Augen, das

ich jetzt und seit so langer Zeit schon führe, und ob es gleich viel länger gewährt hat, als ich damals glaubte, so hat mich doch mein Entschluß niemals gereut. — Ich konnte kaum den andern Morgen erwarten; da sprang ich muntern Sinns von meinem Lager auf, trug mir Balken und Breter zur Stelle, und zimmerte die Hütte zusammen, in der ich wohne, und die ich auch meinen Sarg nennen könnte. Dann schafft' ich mir den Tisch, die Bank und die Bettstelle hinein, und da Alles nach meinem Sinn eingerichtet war, ging ich zu meiner Schwester und sagte zu ihr: Nimm den Meyerhof mit Allem, was dazu gehört. Ich habe meine Wirthschaft in's Kleine gebracht. Sie verstand mich erst nicht; als ich ihr aber die Sache erklärte, und sie nun begriff, daß es ernstlich gemeint sey, machte sie große Augen und sagte: „Nun, Andres, Du bist Zeitlebens nicht recht klug gewesen. Aber es gibt Gottlob noch gescheute Leute, die

das aufheben, was die Narren wegwerfen." — Das war nun ganz nach ihrem Sinne gesprochen, und focht mich nicht weiter an. — „Wenn Du es nun ernstlich so meinst, fuhr sie fort, so komm mit zum Landrichter, damit wir die Sache richtig machen." — Ich ging mit ihr. Noch an demselben Tage nahm sie Besitz von dem Gute, und ich zog in meine Hütte ein. Wer von uns beyden das bessere Loos erwählt habe, blieb nicht lange ungewiß. Meine Schwester ist nun schon lange todt. Niemand gedenkt ihrer mehr; oder wenn es geschieht, so ist es, um ein Beyspiel freudenloser Reichthums anzuführen. Denn, da sie reicher geworden war, wurde sie noch geiziger als vorher; und es war ordentlich ein Wettstreit, ob sie sich selbst mehr quälte, oder ihr Mann. Einmal brannte der Meyerhof ab, und das Feuer war aller Wahrscheinlichkeit nach von Leuten angelegt, die der Geiz der Besitzer zur Verzweiflung ge-

bracht hatte; dann ſtarb die Heerde an der Seuche hin; mehr als Einmal wurden die Ernten durch Waſſerfluthen und Hagel verheert. Auch an nächtlichen Einbrüchen fehlte es nicht, und an mancher andern Angſt. Aber jeder Unfall, den dieſe beklagenswürdigen Leute erlitten, machte ſie immer habſüchtiger, um den Schaden wieder beyzubringen. So wurde meine Schweſter bey allem Reichthum immer armſeliger und trauriger. Die Sorge um das Zeitliche ließ ihr keine Ruh, und da ſie keine Kinder hatte, und mit den nächſten Verwandten ihres Mannes verfeindet war, ſo war ihr raſtloſes Sammeln und Schaffen ſo recht umſonſt, und nur um des Habens willen; was denn wohl eigentlich eine Verdammniß zu nennen iſt. Eines Tages endlich, da ihr, während der Theurung, eine Laſt Getreide, die ſie gegen das Verbot über die Grenze hatte bringen wollen, weggenommen wurde, rührte ſie bey der Nachricht davon

der Schlag. Ihr Mann ſtarb auch nicht lange nachher, und alle ihre Güter kamen in die Hände von Leuten, denen ſie es am wenigſten gegönnt hatten. Mich gelüſtete nicht darnach. Ich lebte mit meinem Todten, und, Gott weiß es, ſo ſtill zufrieden in mir, als ob ich ſchon unter der Erde läge. Die Arbeiten, die ich mir gewählt habe, erlauben mir, meinen Gedanken nachzuhängen; die Zeit hat den Stachel der Schmerzen abgeſtumpft; ich fühle nur ein ſtilles Sehnen nach der Heimath, und lauſche dem Rufe des Engels, der mich, wie ich mit feſtem Vertrauen hoffe, zu den Meinigen bringen wird. Lange kann er nicht mehr ausbleiben. Aber ich erwarte ihn mit Geduld. Die Zeit wird mir nicht lang."

Das Leben dieſes Mannes war ſeiner Rede gleich, und es hat wohl wenige weiſe Menſchen gegeben, die mit ſich ſelbſt ſo einig geweſen ſind. Seine tägliche Arbeit im Walde verſchaffte ihm die nothdürftigen Le-

bensmittel; seine übrige Zeit wendete er zu kleinen Holzarbeiten an, die er zu verschenken pflegte; auch half er Andern bey der Arbeit, wo es erforderlich war, ohne Lohn. Oft wenn er mit seinem Beil durch einen Ort ging, und an einem Hause oder sonst wo Etwas bemerkte, das vernachlässigt war und einer Ausbesserung bedurfte, machte er sich augenblicklich daran, und ging dann weiter; und wenn der Eigenthümer zurückkam, fand er den Schaden ausgebessert. Für Alles wußte er Rath; aber er hatte nicht den Eigensinn der Rathgeber, daß sie zürnen, wenn man ihren Willen nicht thut; sondern wenn man ihm folgte, war es ihm lieb; und wenn man es nicht that, war es ihm auch recht, und er sprach nicht weiter davon. Viele hielten ihn, weil er so streng lebte, für einen heiligen Mann. Das Haus, das er betrat, wurde für beglückt gehalten; man wieß ihm immer den besten Platz an, und nöthigte ihn zu Speise und Trank;

aber er genoß immer nur die allereinfachste Kost, oft nur Brod und Wasser, und nahm überhaupt nur selten an fremden Mahlzeiten Theil. Am liebsten ging er zu denen, welche Kinder hatten. Mit diesen sprach er gern; erzählte ihnen Vieles, was er selbst ersonnen: ermahnte sie zum Gehorsam, und wenn er Gutes von ihnen hörte, schenkte er ihnen von dem hölzernen Geräth, das er zu verfertigen pflegte. Seine Reden waren immer mild und fromm, oft auch scherzhaft, aber niemals unbedeutend und leer; und da er so ein ehrwürdiger Mann war, so fiel nicht leicht ein Wort, das er sprach, ohne Frucht auf die Erde. Wo er eintrat, da kehrte Friede und Liebe ein. Uneinige Eheleute söhnte er aus, und belehrte sie, was sie thun müßten, um Friede zu haben; auch Anderer Zwistigkeiten schlichtete er, und immer bewährte sich das, was er rieth, als gut. Bis in sein achtzigstes Jahr lebte er so, immer auf die nemliche Weise. Als

der Frühling kam, trübten sich seine Augen; sonst blieb seine Kraft ungeschwächt. Da verwandelte er seine Bettstelle in einen Sarg, und schlief darin. Am Ostermorgen fand man ihn todt, sein Angesicht aufwärts gerichtet, die Hände gefaltet. Er schien im Gebet entschlafen zu seyn. So wurde er auch zu Grabe getragen, und er liegt neben seiner Frau und seinem Knaben, die auf dem Kirchhofe von Mainau begraben waren.

* * *

Ich will hier einiges von dem einschalten, was Sebastian an dem Grabe dieses Mannes sprach. Er hatte so manche Stunde mit ihm lehrreich und erbaulich zugebracht; auch hatte ihn der Greis wie einen Sohn geliebt. Als er sich zum letztenmale von ihm trennte, faßte er ihn bey der Hand und sagte: Mir ist's, als sähen wir uns mit diesen Augen nicht wieder; aber dort in der Heimath, dort drüben, wo Alles hell wird, was hier nur dämmert!

Mit Beziehung auf dieſe letzten Worte des Verſtorbenen ſagte Sebaſtian, da er an ſeinem Grabe ſtand: „Du biſt in die Heimath eingezogen, nach der ſich Deine Seele ſehnte; die Dämmerung iſt einer dunklern Nacht gewichen; aber aus dem Schooße dieſer Nacht iſt Dir, wie wir nicht zweifeln, ein Tag angebrochen, heller und herrlicher, als je einer über die Berge kam. Deine vom Alter trüben Augen haben ſich geſchloſſen, um das ewige Licht zu ſehn, deſſen Glanz ſich ſterblichen Augen verbirgt; Deine frommen Ahndungen ſind nun zur Wahrheit geworden, und Dein Herz, das ſo voll Liebe war, ſchlägt jetzt, da es in Staub zerfällt, an dem Herzen der ewigen Liebe. Du biſt eingegangen durch die dunkle Pforte in das Reich des Lichtes und der Wahrheit, und wir ſtehen an Deinem Grabe, und freuen uns, Dich an dem Ziele Deines Verlangens zu ſehn, und wenn ſich unſre Augen mit Thränen füllen, ſo ſind es nicht

Thränen der Traurigkeit, sondern der Freude, des Danks und der Liebe." — —

„Ein unerforschlicher Wille der ewigen Weisheit sendet den Menschen hierher auf die Erde. Während an diese irdische Heimath unsre Füße geheftet sind, gehen die Blicke des innern Menschen aufwärts nach einer andern Heimath, die wir nur durch unsre Sehnsucht kennen, und mit untrüglichem Glauben umfassen. Die Erde gibt, was sie kann, Früchte zur Nahrung des Leibes, und Schätze zu mancherley Gebrauch; aber der innere Friede, der allen irdischen Genuß übersteigt, wächst nicht aus dem Schooße der Erde auf. Dieser Friede kömmt nur von Gott und wohnet bey Gott; und aus ihm stammt das Sehnen nach der himmlischen Wohnung, in welcher lauter Seligkeit ist. Mit der Ahndung dieser Seligkeit, mit dem frohen Hoffen auf die Erfüllung seiner Ahndungen wandert der fromme Mensch muthvoll durch den rauhen

Weg; mit ihr bekämpft er die Leiden, die ihm begegnen; mit ihr die Versuchungen, mit denen ihn die Begierde nach irdischem Genusse umstrickt. Du warst ein muthiger Kämpfer Dein Lebelang. In reichem Ueberflusse waren Dir die Güter des Lebens zugefallen; Dein Acker trug hundertfältige Frucht, und Deine Speicher seufzten unter ihrer Last. Wer Deine Aecker sah, mit wogenden Saaten bedeckt, Deine grünen Wiesen, von fetten Herden beweidet, die schnaubenden Rosse an Deinem Pfluge, — der nannte Dich glücklich. Und das Werk Deiner Hände war gesegnet und Dein Gut ausgebreitet im Lande, wie Hiobs, als sein Haus verwahret war. Da prüfte Dich Gott. Was Dein Herz erfreute, nahm er von Deiner Seite, legte Dein Weib in das frühe Grab, und gesellte ihr auch den Knaben zu, der an Deinem blutenden Herzen ruhte, und die Gluth Deiner Wunden kühlte. Aber in

Deinem großen Schmerz sündigtest Du nicht, und thatst nichts Thörigtes wider Gott. Kein Murren kam auf Deine Lippen, und Du fragtest nicht in Deiner Vermessenheit: Warum hat Gott das an mir gethan? Und wie Du Dich in Demuth beugtest, erwieß sich Gott groß an Dir, und ließ Dir in der Nacht Deiner Leiden das Licht des Glaubens heller und herrlicher aufgehn. Deine ganze Seele wendete sich zu Gott, und wie in seinem Schooße Alles lag, was Dir das Theuerste auf Erden gewesen war, so legtest Du vor seinem Throne auch Deine Habe nieder, und wurdest freywillig arm. Jetzt gingst Du freyer und aufgerichteter durch die Welt. Die Bürde der zeitlichen Güter, die so viele zu Boden drückt, daß sie nie mehr zum Himmel schauen, hattest Du Dir muthig von dem Nacken gewälzt; Du hattest selbst die Ketten gelößt, die den Habsüchtigen, den Genußgierigen und Kleinmüthigen an das

irdiſche Leben feſſeln; Du fandeſt Reichthum in der Armuth, und in dem Verluſte Zufriedenheit. Für Dich hatte der Todt keinen Stachel, er nahm Dir nichts als die irdiſche Hülle, die noch zwiſchen Dir und der Ewigkeit ſtand; der Ewigkeit, nach der Du Dich ſehnteſt, und die die theuern Pfänder Deiner Liebe umfangen hielt. Wie der ermüdete Wanderer ſein Gewand abſtreift, und ſich zur Ruhe legt, und heitre Träume wünſcht, ſo ſtreifteſt Du, Guter, Dein mürbes Leben ab, und legteſt Dich frohen Muthes in Dein letztes Lager, den langen Traum des Lebens in dem engen Sarge auszuſchlummern. Wohl ſchaut ſchon jetzt Dein Auge, das immer ſo freundlich grüßte, ſegnend auf uns herab; von der Erde fliehend, ſendeſt Du uns, die wir Dir nachblicken, Deine milde Liebe; und vielleicht betet ſchon jetzt Dein Mund, von dem immer fromme und verſöhnende Worte gingen, vor Gottes Throne für uns.“

„Wie wir aber jetzt an dem Grabe des Entschlummerten mit Ehrfurcht und Andacht stehen, so wollen wir es auch mit Andacht und frommen Entschließungen verlassen. Derjenige, welchem Gott die harten Prüfungen erlassen hat, durch den er diesen Erkohrnen zu sich berief, der, welchem ein liebendes Weib zur Seite steht, und blühende Kinder, der wende desto eifriger sein dankbares Herz zu Gott, und bitte ihn um Demuth im Glück. Die irdischen Gaben aber, die Jeder besitzt, verwalte er als ein anvertrautes Gut, wie ein fremdes Eigenthum, stets bereit es zurückzugeben, ohne Murren, ja mit Dank für den so lange gegönnten Genuß. In allen Dingen endlich laßt uns wetteifern mit dem Abgeschiedenen in Ergebung, Demuth, Standhaftigkeit, Redlichkeit und treuer Liebe, so können wir hoffen, dem Todtes-Engel auch so sanft wie er in die Arme zu fallen, und aus dem Munde des Richters

der Lebendigen und der Todten ein mildes Urtheil zu hören."

* * *

Diese Hoffnung wurde meinem guten Sebastian herrlich erfüllt. Schon hatte er die Schwelle des höhern Alters betreten, aber seine Gesundheit, die Frucht der Mäßigkeit und eines stillen Gemüths, war unerschüttert; und auf seinem ehrwürdigen Angesichte, obgleich vom Alter gefurcht, strahlte ungetrübt ein erquickliches Abendroth. Die Zeit hatte ihm nichts genommen; aber sie hatte den Frieden seiner Seele erhöht, und jede Welle geebnet, die vielleicht früher sich in seinem Innern erhoben hatte. Sein Weg zum Grabe war sanft. Oft setzte er sich in Gedanken auf den Hügel nieder, der ihn einst bedecken sollte, und maaß den Weg zurück, den er gewandelt hatte. Dann freute er sich, daß die schroffen Klippen, über die er gestiegen war, ihm jetzt gar nicht mehr schroff erschienen, sondern wie ein fernes

Gebirg, von dem Flaum einer weichen, milden Luft umsponnen, und mit dem goldnen Wiederscheine seines jetzigen Abendrothes gekrönt. Während das Alter so oft den letzten Rest des Lebens verbittert, indem es Mißmuth und mürrische Launen herbeyführt, wurde Sebastian mit jedem Jahre, das seinem Leben zuwuchs, heiterer; und wie sein Haar sich weißer färbte, so blühte, wie Alpenrosen unter dem Schnee, sein Gefühl immer reicher und herrlicher auf. Die Nähe des Himmels, auf den er sich freute, erwärmte sein Herz; und in der Nacht, der er entgegenging, sah er nicht die Finsterniß, sondern die Sterne, die sie schmücken, und das Morgenlicht, das aus ihr hervorbrechen wird. An heitern Abenden saß er am liebsten an dem Fenster seiner Stube, aus dem man den Kirchhof übersieht; seine Blicke durchliefen die Reihen der grünen Hügel, unter denen sich schon das zweyte und dritte Geschlecht bettete, und er feyerte

dann das Andenken derer, die ihm theuer gewesen waren. Diese stille Todtenfeyer, sagte er, mache ihn gar nicht traurig, sondern recht froh; denn er läse in seinem Herzen nichts als Lobschriften auf die Verstorbenen, und diese ständen hier heller und schöner, als auf den Kreuzen und Leichensteinen; und da er wüßte, daß bey weitem die Meisten von denen, die er hier zur Ruhe gebracht, ihn herzlich geliebt hätten, was wohl einen alten Mann mehr erheitern könne, als die Hoffnung, bey seinem Eintritte in das Jenseits so vieler treuen Liebe zu begegnen?

Dem Berufe seines Amtes blieb Sebastian bis in die letzten Tage seines Lebens treu. Das erkenne er für die größte Wohlthat Gottes, sagte er, daß er in seinem Alter noch die frohe Botschaft des Glaubens und der Liebe verkündigen dürfe. Der Ton der Glocken, die ihn zum Gottes-

dienſte riefen, erfreue ihn jetzt faſt noch mehr als ſonſt, vielleicht eben weil er nicht hoffen könne, ihn noch lange zu hören. Auch erquicke es ſein Herz ungemein, wenn er beym Geſange ſeine Stimme mit der Stimme ſeiner Gemeinde vereinigen könne. — Er ſprach auch in den letzten Jahren ſeines Lebens mit nicht weniger Kraft, und vielleicht mit noch größerer Innigkeit, als in ſeinen frühern Jahren. Es war, als ob ein Vater zu ſeinen Kindern ſpräche. Auch war ja die Gemeinde unter ſeinen Augen aufgewachſen; er hatte ihre Ehen eingeſegnet, ihre Kinder getauft, im Chriſtenthume unterwieſen, und zum Abendmahle vorbereitet. Oft ſagte er, er könne nicht ohne Rührung daran denken, daß, während ſich Alles um ihn her mehr als Einmal verändert habe, doch der Glaube, den er zu lehren berufen ſey, in allen Gemüthern lebe, und daß er von Gott gewürdigt worden, ihn zu wecken und lebendig zu erhalten.

Dieſes Feſtſtehn der Wahrheit, und deſſen, was hier und dort dem Menſchen zum Heile gereiche, ſey ihm in dem Wechſel der Dinge und bey dem Auf- und Abwogen von Todt und Leben ein unausſprechlicher Troſt. Der Menſch wird geboren und ſtirbt; die Wahrheit aber, die in ihm iſt, dauert ewig.

Sebaſtians letzte große Freude war, als er die Zuſicherung erhielt, daß unſer Andreas ſeine Prüfungen beyfallswürdig beſtanden, und zu ſeinem Nachfolger im Amte ernannt ſey. Andreas war immer recht nach ſeinem Herzen geweſen, und er wußte, daß er auch künftig nach ſeinem Sinn und Beyſpiel thun würde. Es war eben ein Sonntag, als er dieſe Nachricht erhielt, und er konnte in der Freude ſeines Herzens nicht umhin, ſie auch ſeiner Gemeinde mitzutheilen. Nun, Herr, ſagte er am Schluß, läßt du deinen Diener in Frieden fahren.

Den ganzen Tag war er unbeschreiblich froh. Er sprach mit Lebhaftigkeit von seinen Kindern, von der mannichfaltigen Freude, die sie ihm gemacht, von ihren Aussichten und Hoffnungen, und von all dem Guten, das er sich noch von ihnen versprechen dürfe. Er wolle das selbst noch einmal an alle schreiben, so bald er dazu komme; unterdessen möcht' ich es thun. Elternliebe, sagte er, spricht ja aus der Mutter Mund am beredtesten, und geht am besten zu Herzen.

Nach diesem Gespräche war er still, als ob er noch weiter darüber sänne; rückte dann, als sich die Sonne zum Untergange neigte, seinen Stuhl nach dem Fenster, freute sich der weißen Blüthen, die den Kirchhof bedeckten, und der letzten Sonnenstrahlen, die an der Spitze des Kirchthurms zitterten, und als Alles in die Dämmerung versunken war, sagte er: Die Freude hat mich ungewöhnlich müde gemacht. Auf so frohe

Tage pflegen ruhige Nächte zu folgen. — Dann gab er mir die Hand, küßte mich auf die Stirn, und legte sich nieder. Er war schnell eingeschlafen, aber am Morgen erwachte er früh und mit Fieber. Er versuchte aufzustehn; aber die Füße versagten ihm den Dienst. Ich denke, Gott ruft mich zu sich, sagte er. — Bist Du krank, Guter? fragte ich. — „Ich bin nicht krank, antwortete er, aber es regt sich Etwas in mir, als ob mein Geist zum Leben durchbrechen sollte.“ Dann, indem er seine heiße Hand auf die Meinige legte, fuhr er fort: Die Frühlingssonne ruft jetzt den Schmetterling aus seinem dunkeln Gefängniß; mich die Freude. Kann ein Mensch glücklicher seyn? —

Als der Arzt kam, sah er mich mit zweifelnder Miene an. Ich mochte mich verfärbt haben. Sebastian bemerkte es, faßte mich bey der Hand und sagte: Ist es so, wie ich dachte? — Und da ich es nicht ver-

meinen konnte, fuhr er fort: Nun, so laß uns Gott danken, und ihn bitten, daß er mir auch auf dem letzten Schritte helfe. — Wie ich nun weinte, sagte er weiter: Sind wir nicht immer Eines Sinnes gewesen, mein gutes Weib? Wolltest Du denn jetzt etwas Anderes wünschen als ich? Sieh ich gehe vor Dir her und werde immer umschauen nach Dir. Wie kurz ist der Weg, der hinter uns liegt! wie nah das Ziel, das uns wieder vereinigt! —

Diese Worte frommer Ergebung riefen meine Kraft wieder auf. Ich konnte in der Nähe des geliebten Kranken ruhig seyn; ich konnte seine frohen Hoffnungen theilen, und den Schmerz vergessen, der mich erwartete. Diese Fassung schien ihn sehr zu freuen. Er lag meist still, betete leise für sich, oder bat mich, ihm vorzulesen. So brachte er zwey Tage zu, mit immer steigendem Fieber, aber ohne Schmerzen. Am dritten Abend zog er mich sanft an sich, drückte mich an seine

und die Erinnerung an ihn die Träume meiner Nächte aus. So ist denn meine Trauer um seinen Verlust nicht herbe, sondern mit allen Freuden der Erinnerung und Hoffnung gemischt, so wie auch die seinige um die Geliebten seines Herzens war. Gewiß ist auch dieß eine der glücklichsten Folgen einer guten Ehe, daß, wenn der Wille der Vorsehung sie trennt, sie dennoch in dem Gemüthe des zurückgebliebenen Theils fortbesteht, und den Schmerz der Wunde durch ein heiteres, trostvolles Andenken lindert. Die Liebe überwindet den Todt und das Grab, und aus den Thränen, die sie über dem Staube der Abgeschiedenen weint, blüht eine Saat schöner und heiliger Freuden auf. Wenn ich Dich, Du Unvergeßlicher, nicht mehr mit meinen Armen erreichen kann, wenn sie nur den kalten Hügel umfassen, der Dein schönes und frommes Herz bewahrt, so reicht doch meine liebende Sehnsucht in die Ewigkeit hinaus,

und findet Dich und Deine Tugenden, und alle die glücklichen Tage, die das Licht unſrer Liebe durchſtrahlte. Dann lächeln mich noch Deine liebenden Blicke an; ich vernehme noch die Stimme, die mich ſo oft entzückt, belehrt und getröſtet hat; und all Dein Thun, Dein ganzes ſtilles und harmoniſches Daſeyn ſteht vor mir, wie in den Tagen unſers irdiſchen Zuſammenſeyns. So biſt Du auch noch jetzt, wie ſonſt, meine Freude und mein Troſt, und indem ich ſo mit Dir fortlebe, klage ich nicht über Deinen Verluſt, ſondern danke Gott, daß er mich Dir zugeführt, und Deiner Liebe und Deiner Lehre ſo lange hat genießen laſſen.

Indem ich nun ſelbſt meinem Grabe nahe ſtehe, in das ich wie in eine zweyte Brautkammer einzugehen hoffe, mit der Heiterkeit, welche die Umgebung meiner geliebten Kinder und Enkel nährt, wende ich oft meine Blicke nach dem zurückgelegten Wege, und finde überall Urſache zu Dank und Freude.

War ich nicht schon recht glücklich in der engen Beschränktheit meiner ersten Jugend, und in jener genügsamen Armuth, die durch den hohen und großen Sinn meines Vaters zum Reichthum ward? Hab' ich nicht in diesem edeln und trefflichen Manne den treusten Lehrer, und in meiner sanften Mutter das Muster jeder häuslichen Tugend gehabt? Und blühten mir nicht in der Einsamkeit, in der ich erwuchs, und die wohl vielen traurig und öde scheinen mochte, eben durch den Sinn und die Liebe meiner Eltern so viele Freuden auf, daß ich ihrer nicht ohne dankbare Rührung gedenken kann? In dieser stillen Zurückgezogenheit führte mir die göttliche Güte meinen Sebastian zu, welcher die Freude und der Stolz meiner Eltern wurde, und mich auf dem Wege erhielt, den diese mich zu wandeln gelehrt hatten. In stiller Verborgenheit, ja, uns selbst unbekannt, war unsre Liebe aufgewachsen; aber nachdem sie uns Einmal kund ge-

worden war, senkte sie ihre Wurzeln immer tiefer in unsere Herzen, und umgab uns so ganz, daß uns die Welt und unsre Liebe nur Eins schien. Nachdem ich nun mit dem geliebten Manne vereinigt war, und mit ihm in ein Verhältniß gesetzt war, das ich mir nicht erfreulicher hätte wünschen können, vermehrte auch dieß mein Glück, daß meine Eltern mehrere Jahre hindurch Zeuge unsrer Zufriedenheit seyn, und in einem gewissen Sinne die Früchte dessen, was sie gesät hatten, ernten konnten. So finde ich überall Ursachen des Dankes in den einfachen Verhältnissen meines Lebens, und erkenne mit tiefer Rührung in allen seinen Ereignissen die Hand der väterlichen Liebe, der ich mein Daseyn verdanke, und die mich bis zu diesem Ziele geführt hat. Nur Ein Wunsch bleibt mir noch übrig, und ich glaube seine Erfüllung hoffen zu dürfen — daß das stille, harmlose und unschuldige Leben, das mir so viele Freuden gebracht, und aus dem ich nun bald zu

noch höhern Freuden abscheiden werde, auch auf meine Kinder als Erbtheil übergehe, und daß diese, wenn sie einst, so wie ich, an der Grenze ihrer Tage stehn, mit eben so großer Heiterkeit in ihr verfloßnes Leben zurückblicken mögen.

Lehrer-Bibliothek der Stadtschule BRANDENBURG a/H.

Die

Schule der Frauen

oder

Schriften zur Belehrung und Bildung

des

weiblichen Geschlechts

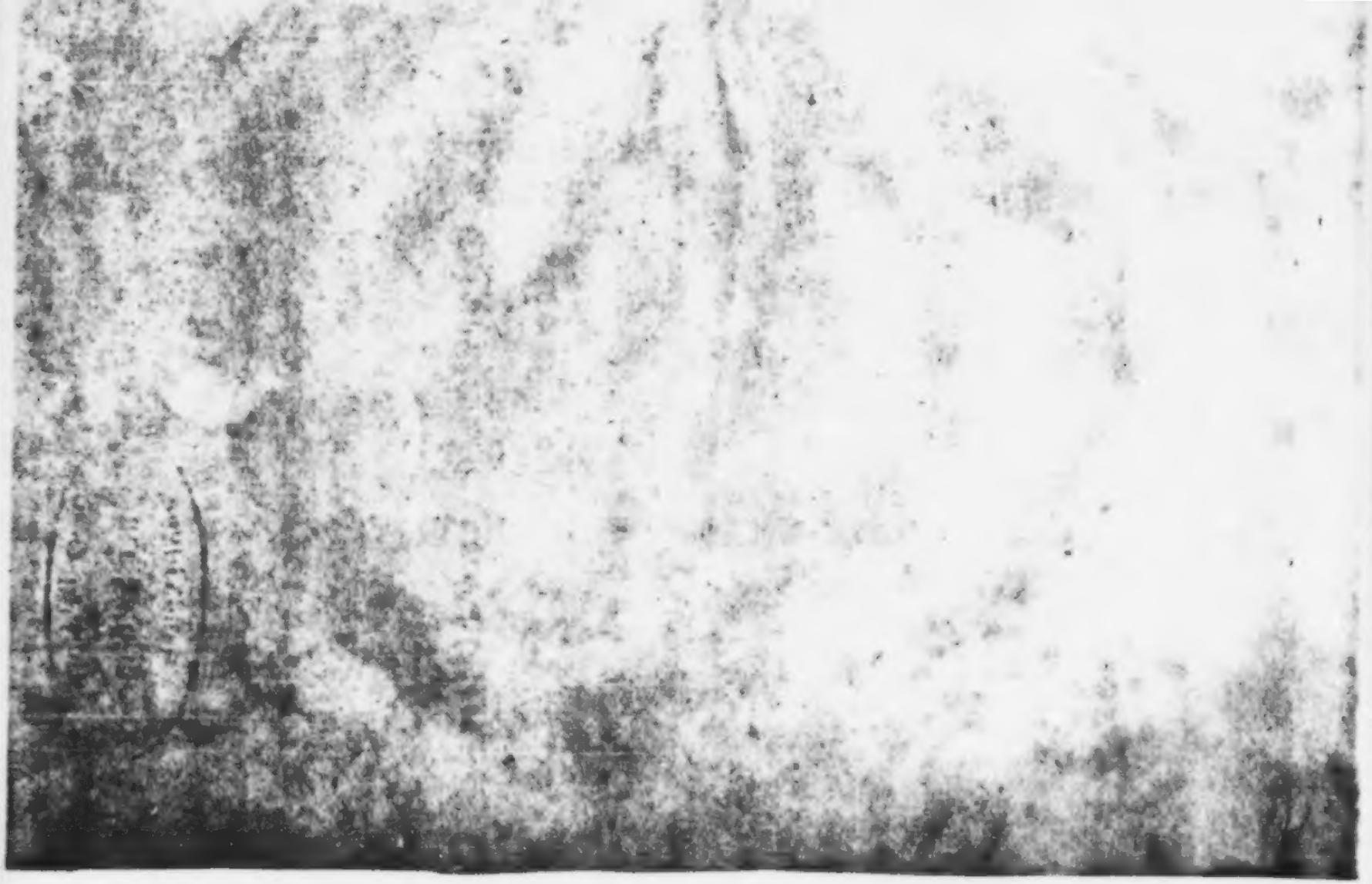
von

Friedrich Jacobs.

Vierter Theil.

Ode und Amande nebst einem Anhange zerstreuter Blätter von Ode's Hand.

Leipzig, bei Carl Cnobloch.
1827.



Odo und Amande

nebst

einem Anhange zerstreuter Blätter

von Odo's Hand.

Lehrer-Bibliothek der Saleria BRANDENBURG a. H.

Von

Friedrich Jacobs.

Zweite verbesserte Auflage.

Leipzig, bei Carl Enoblo ch.
1827.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
BERLIN

Vorwort

des Herausgebers.

Im Herbste des Jahres 1808 kam ich auf der Rückreise aus der Schweiz nach Roschach. Eine Prinzessin mit ihrem Gefolge hatte alle Pferde in Beschlag genommen; ich wurde bis zum andern Morgen vertröstet, und mußte, da sich die Reisenden drängten, in einem kleinen Gasthofe des entlegensten Theiles der Stadt Obdach suchen. In der Nacht überfiel mich ein leichtes Fieber, und ich sah mich genöthigt, bey schlechtem Wetter, noch einige Tage zuzugeben.

Am dritten Tage, als ich fast wieder hergestellt war, und Langeweile hatte, fragte ich meinen gefälligen Wirth, ob er etwas zu lesen habe. Er zuckte die Achseln. Nach Büchern werde bey ihm nicht gefragt, sagte er; auch wäre sonst, so viel er wüßte, niemand in der Stadt, der sich mit dergleichen abgäbe. Ich beruhigte mich dabey, sah in den Regen hinaus, und kehrte mit meinen Gedanken zu den anmuthigen Fluren von Bern und an die entzückenden Ufer des Lemanus zurück.

Nach Verlauf einer halben Stunde kam die Wirthin herein, etwas in ihrer Schürze tragend. Sie sah sehr zufrieden aus. „Hier ist etwas, sagte sie, was der Herr vielleicht lesen kann. Ein Buch ist's freylich nicht; aber doch Geschriebenes.“ Dabey öffnete sie das Vortuch, und nahm ein Bündel Papiere heraus, die mit einem blauen

Bande zusammengebunden waren. Es sey Welsch, sagte sie dabey, und habe lange in einer Ecke des Wandschrankes gelegen, wo sich niemand darum bekümmert habe. Jetzt, da ich etwas zu lesen verlangt, sey ihr gleich die Schreiberey eingefallen. „Die Männer aber denken immer an nichts," setzte sie lächelnd hinzu.

Bey diesen Worten bließ sie den Staub von dem Bündel weg, wischte es mit dem Vorrucke ab, und legte es vor mich hin auf den Tisch.

Meine Erwartung war gering. Träg löste ich das seidne Band, das beym Aufschleifen zerfiel. Oben auf lagen einige Hefte eines Tagebuchs, flüchtige Andeutungen in französischer Sprache enthaltend; dann viele einzelne Blätter; endlich eine Anzahl von Briefen. Das meiste war von weiblichen Händen; zarte, reinliche Schrift,

meist in französischen Schriftzügen, aber in deutscher Sprache.

Je mehr ich blätterte und blätternd las, desto nachdenklicher wurde ich. Die Wirthin bemerkte auch auf meinem Gesichte, und sah mich forschend an. Auch ich sah sie fortwährend freundlich an. Unsre Gedanken begegneten sich, und unaufgefordert erzählte sie mir, wie sie zu den Papieren gekommen sey.

Es möchten wohl drey Jahre seyn und länger, sagte sie, daß ein char à banc bey ihnen vorgefahren sey mit einem einzelnen Herrn von kränklichem Aussehn. Er habe nichts bey sich gehabt, als ein Felleisen mit wenigen Habseligkeiten, einige Bücher, und ein Kästchen. Seine Lebensart sey sehr einfach gewesen; er habe wenig verlangt und noch weniger gesprochen; und in den sechs Wochen, wo er das nämliche Zimmer, das ich hier inne hätte, bewohnt habe,

sey nicht ein unfreundliches Wort über seine Lippen gegangen. Bisweilen habe er mehrere Tage hindurch das Bett aus Schwachheit nicht verlassen können; außerdem habe er viel geschrieben, oder sey, besonders bey Tages Anbruch und gegen Sonnenuntergang an den See luſtwandeln gegangen. An Kindern habe er viele Freude gehabt, und habe oft mit ihnen gesprochen; auch sey er sehr wohlthätig gewesen, ob er gleich nur so wenig gehabt, und überhaupt in allen Dingen brav und gut. Wie er geheißen, wüßten sie nicht; es wären auch nie Briefe an ihn gekommen, und eben so wenig habe er Briefe weggeschickt; im Hause habe er nur der kranke oder der stille Herr geheißen.

Eines Abends, fuhr meine freundliche Wirthin in ihrer Erzählung fort, sey er ausgegangen, und länger ausgeblieben, als

gewöhnlich. Das Nachtessen habe für ihn bereit gestanden; eine Stunde sey nach der andern vergangen, und er sey nicht gekommen. Da habe sie eine Bangigkeit angenommen, und sie habe sich mit ihrem Manne aufgemacht, um ihn zu suchen. Wohl zwey Stunden lang seyen sie auf allen Wegen herumgegangen, wo er sonst am häufigsten gesehen worden; aber immer umsonst. Jetzt hätten sie vermeint, er müsse wohl im Wasser umgekommen seyn, und sie hätte angefangen sich sehr zu fürchten, zumal ihr die Laterne ausgegangen sey. Glücklicherweise sey der Mond über dem See aufgegangen, und habe das ganze Ufer erleuchtet; und wie sich ihr Mann noch einmal umgesehn, habe er, wenige Schritte hinter sich, den kranken Herrn an einem Baume sitzen sehn, mit dem Gesichte dem See und dem Monde zugekehrt. Er habe zu schlafen geschienen,

nur sey er noch blässer gewesen als sonst. Ihr Mann sey hierauf allein zurückgegangen, um ihn zu wecken; aber da er ihn angefaßt, habe er bemerkt, daß er todt sey. Noch in der Nacht habe man ihn in die Stadt gebracht, auch allerhand versucht, um ihn wieder zum Leben zu bringen; aber umsonst. „Es war ein so braver Herr," setzte sie hinzu; und dann mit zusammengelegten, leise erhobenen Händen: „Gott sey seiner Seele gnädig."

Und diese Papiere? frug ich.

Diese Papiere, versetzte die Wirthin, waren fast Alles, was er hinterließ. Er hatte sie sorgfältig in einem schwarzen Kästchen aufbewahrt, das öfters offen vor ihm stand, und das er immer zuklappte, wenn jemand in's Zimmer trat. Als er todt war, und das Kästchen geöffnet wurde, fand man noch außerdem allerley trockene

Blumen und Bänder darin, auch eine seidene Brieftasche und ein kleines Bild in Gold gefaßt. Es mochte wohl seine Liebste seyn, setzte sie hinzu.

Ich fragte, was aus dem Bilde geworden. Sie wußte es nicht. Die Obrigkeit hätte Alles verkaufen lassen, um die Kosten der Untersuchung und des Begräbnisses zu bestreiten. Für die Rechnung im Hause sey nichts übrig geblieben, als diese Papiere. Es war nicht eben viel, sagte sie; aber was sollen unser einem die Schreibereyen helfen? — —

Die gesprächige Frau wurde hier abgerufen. Ich kehrte zu meinem Schatze zurück, las, und freute mich des Fundes immer mehr. Es war der Nachlaß einer liebenswürdigen Familie; Herzensergießungen von Frauen und Männern, wie wohl nicht viele gefunden werden; von Menschen, die

in beschränkten Verhältnissen ihr Glück in sich selbst, in Gott, in der Erfüllung ihrer Pflichten gesucht hatten; und oft vom Schicksale hart getroffen, dennoch mit Vertrauen und Freudigkeit durch die rauhen Pfade des Lebens zur Ruhe gegangen waren.

Was hätt' ich jetzt nicht um Amandens Bildniß gegeben!

Von Odo ließ ich mir auch noch erzählen, was man im Hause wußte. Die Wirthin beschrieb mir seine Gestalt, seinen hohen Wuchs, den Ernst seines wohlgebildeten Gesichts, der durch dunkle, große, tief liegende Augen noch erhöht wurde. Wenn er grüßte oder sprach, sagte sie, lächelte er immer sehr leutselig, besonders mit Kindern; doch sah man ihm wohl an, daß er gar trübsinnig war, und wohl viel in der Welt mochte gelitten haben. Manche Tage schloß er sich ein, und nahm fast gar nichts

zu sich. Dann durften auch die Kinder nicht zu ihm kommen. Eben den Tag vor seinem Tode hatte er einen solchen Trauertag gehabt.

Ich gab die Papiere nun nicht wieder aus der Hand. Am Abend vor meiner Abreise, als ich die Rechnung berichtigte, fragte ich den Wirth: der stille Herr, wie sie ihn hier nannten, ist Ihnen noch etwas schuldig geblieben? — Ja, erwiederte er; der Erlös aus seinem Nachlasse reichte nicht bis zu mir. — Würden Sie die Bezahlung von mir annehmen, und mir dafür die Papiere überlassen, die Sie geerbt haben? — Ey, von Herzen gern!

Der Wirth war froh, Schreibereyen, die ihm zur Last lagen, auf eine so gute Weise abzusetzen; die Wirthin wünschte sich Glück zu ihrem Einfalle mich mit Lesereyen zu versorgen; und ich war froher als beyde,

im Besitze einer Handschrift zu seyn, die mir lieb geworden war.

Ich durfte hoffen, daß sie auch andern lieb werden würde.

Darum erscheint hier eine Auswahl von Blättern und Briefen, die sich vorzüglich auf Odos und Amandens Liebe beziehen, ohne romantische Verwicklung, selbst ohne auffallende Ereignisse — Alles den einfachen Verhältnissen eines beschränkten Lebens angemessen, in welchem Gottesfurcht und Liebe tiefe Wurzeln geschlagen haben. Dgs, was daraus erwachsen ist, werden weibliche Gemüther am besten würdigen können. Möchten sich recht viele hier wiederfinden; möchte recht vielen aus dem Spiegel, der ihnen hier geboten wird, ihr eigenes Angesicht freundlich entgegenleuchten!

Der zweyte Band dieser Sammlung

wird noch eine Auswahl von Briefen, Aufsätzen und Erzählungen enthalten, von denen die meisten, nach der Handschrift zu urtheilen, von unserm Unbekannten selbst herrühren.

Ode

und

Amande.

Wohl dem Manne, der ein tugendhaftes Weib hat, die Herr hat ihm einen Schatz gegeben, der köstlicher ist, als Gold und Perlen. Sie sey reich oder arm, so ist sie ihm ein Trost und machet ihm fröhlich. Sie ist wie eine helle Lampe auf dem heiligen Leuchter. Wie die Sonne den Himmel ziert, so ziert sie das Haus.

Ich hatte meine Reisen vollendet, und war reicher an Kenntnissen und Erfahrungen, aber ärmer an Achtung und Liebe der Menschen in meine Heimath zurückgekehrt.

Hier hatte ich eine Geliebte von bürgerlicher Abkunft zurückgelassen. Mein Vater war einer Verbindung mit ihr abgeneigt. In den Meinungen seines Standes gealtert, und der hergebrachten Ordnung befreundet, waren ihm sogenannte Mißheirathen zuwider, die, wie er sagte, den einen Theil meist unglücklich, den andern nicht glücklich machen.

Indeß hatten sich meine Gesinnungen gegen Amanden während der Abwesenheit nicht verändert, sondern befestigt. Ihr Bild hatte mich auf allen meinen Wegen beglei-

tet; mit der Unschuld ihres heiligen und frommen Wesen hatte mich der Gedanke an sie umschwebt und beschützt. Wie eine Heilige stand sie in ihrer milden Glorie auf dem Altare meines Herzens; und wenn mich das widrige Geräusch der Welt und ihre Verworrenheit quälte, wendeten sich meine Gedanken zu ihr, wo ich immer die Heiterkeit, den Glauben und das Vertrauen wiederfand, das die geschminkten Laster der Welt zu zerstören drohten.

Nach mehreren Gesprächen, in denen ich meinem Vater die Bemerkungen meiner Reise mitgetheilt hatte, von der Unzufriedenheit in allen Gemüthern und fast in allen Ländern, von den immer lauter werdenden Klagen, der Erbitterung der Stände gegen einander, der trägen Sorglosigkeit der Einen, der Genußgier und Habsucht der Andern, und was ich sonst noch für Uebel bemerkt hatte, erklärte ich ihm, daß ich fest entschlossen sey, allen meinen alten Träumen

auf einflußreiche Bemühungen für ein groſſes Ganze zu entſagen, und in dem beſchränkten Kreiſe, dem er ſich ja auch ſeit mehreren Jahren gewidmet hätte, das von ihm begonnene Gute weiter zu fördern.'

Mein Vater gab ſeine Einwilligung ſchneller und mit gröſſerer Zufriedenheit, als ich ſeinen frühern Planen und Abſichten nach hätte erwarten dürfen.

Von meiner Liebe wagte ich noch nicht zu ſprechen.

Wenige Tage nachher, als mein Vater von einer Geſchäftsreiſe nach der Reſidenz zurückgekehrt war, und ich mich am Abend allein mit ihm befand, ſagte er nach längerem Stillſchweigen: Du willſt Dich alſo nicht um eine Stelle am Hofe bewerben, Odo? — Nein, mein Vater: Sie kennen meine Gründe, und haben ihnen Ihren Beyfall nicht verſagt. — Du liebſt Amanden? — Ja, mein Vater. — Du hoffſt glücklich durch ſie zu werden? — Durch ſie allein. —

Und sie hofft dasselbe von Dir? — Ich habe alle Ursache es zu glauben. — Wohlan denn, so heirathet euch; ich will Euern Wünschen nicht im Wege stehen.

Ueberrascht und gerührt sprang ich auf, und umarmte meinen gütigen Vater mit Thränen der Freude und des Dankes. Noch an demselben Abend bestieg ich mein Pferd, ritt zu der Geliebten und verkündigte ihr mein Glück. In wenigen Monaten führte ich sie als Gattin in das väterliche Haus.

* * *

Was diese so unverhoffte Einwilligung bei meinem Vater bewirkt hatte, erfuhr ich nicht eher als an dem Jahrstage unserer Verheirathung.

Der arme Greis war kurz nach unserer Hochzeit erblindet. Da wurde ihm die Gute, was sie mir immer gewesen war, nur auf eine noch sichtbarere Weise, eine freundliche Führerin, ein leitender, tröstender Engel.

An ihrer Hand suchte er im Garten seine

Lieblings-Plätze auf, und erkannte sie an dem Geruche der Blumen, die er einst selbst hier gepflanzt hatte. Theilnehmend hörte sie seinen Erzählungen vergangener Zeiten zu, gab gern dem Gespräche die Richtung nach dem, was ihn erheiterte; las ihm aus Schriftstellern vor, die ihn als Jüngling erbaut und gerührt hatten; und es war keiner seiner Wünsche, den sie nicht errieth, dem sie nicht zuvorkam, oder den sie nicht über sein Erwarten erfüllte.

Er hatte an ihr eine liebende, fromme Tochter. Und wenn er sein Unglück mit Gleichmuth ertrug, wenn er mit ungetrübter Heiterkeit nicht nur in sich hinein, in sein edles Gemüth, sondern auch in die Welt und in seine Umgebungen schaute, so war das größtentheils ihr Werk und das Werk ihrer Liebe.

An dem ersten Jahrestage unserer Verheirathung war er ungewöhnlich heiter und weich gestimmt. Als ich früh in sein Zim-

mer trat, mit meiner Frau an der Hand, fanden wir ihn auf seinem Lehnstuhle sitzen, sein graues, ehrwürdiges Haupt entblößt, Hände und Augen aufwärts gerichtet, als ob er den Himmel und seine goldenen Wolken noch sähe, und da er unser Eintreten nicht vernahm, fuhr er fort, leise zu beten. Er nannte meinen und Amandens Namen, und Gott für unser Glück und das Seinige dankend, bat er ihn um die Erhaltung des herrlichen Looses, das uns seine Güte verliehen habe.

Amande zog mich erröthend an sich; ich drückte sie an meine Brust; wortlos, aber mit überströmenden Augen, erneuerten wir in dieser Umarmung den Schwur der Treue.

Als der gute Vater ausgebetet hatte, traten wir näher, knieten nieder vor ihm, und küßten seine Hände, und Amande sagte leise: Vater, gib uns Deinen Segen.

Und er legte uns die Hände auf, und sagte mit gerührter Stimme: Gott segne

euch, meine guten Kinder, wie es eure Liebe zu mir altem Manne verdient. — Ich habe eben für euch gebetet.

Der ganze Tag war der ſtillen Heiterkeit geweiht. Eine helle Klarheit ſtrahlte auf dem ehrwürdigen Geſichte meines Vaters; Amande war liebender als je; unſer aller Herzen waren voll und weich, und bey der leiſeſten Berührung floſſen ſie durch die Augen über. Faſt kein Gedanke wurde ganz ausgeſprochen; jedes errieth und ergänzte ihn bey den erſten Worten; und was das Wort unvollendet ließ, das füllte die Miene des Redenden und das ſympathetiſche Gefühl des Hörenden aus.

Gegen Abend ſetzte ſich der blinde Greis, wie er gern an kühlen Abenden that, an das Kamin. Das kniſternde Feuer gab ihm die Täuſchung einer leuchtenden Flamme. Ich ſetzte mich neben ihn; Amande hatte ſich in häuslichen Geſchäften entfernt.

Weißt Du auch, hub mein Vater an,

weißt Du auch, Odo, was Euch vor dem Jahre zusammengeführt und euer Glück befestigt hat?

Ihre Güte, antwortete ich.

Aber diese Güte, versetzte mein Vater, ließ sich länger erwarten, als billig war. Ich bin lange mit mir zu Rathe gegangen, und konnte zu keinem Entschlusse kommen. Jetzt, da ich euch so glücklich sehe, kann ich wohl den Kampf bekennen, den ich mit mir gekämpft habe, und die Ursachen, die ihn schneller, als wohl außerdem geschehen wäre, zur Entscheidung gebracht haben.

Du kennst die Gründe, fuhr mein Vater fort, die mich dem, was die Welt eine Mißheirath nennt, abgeneigt machten. Ich ehre meinen Stand, wie jeder Mensch, denk' ich, den seinigen ehren soll; denn wenn schon, wie ich wohl weiß, die Geburt kein Verdienst ist, so gibt sie doch, in der Meinung der Menschen, dem Verdienste einen Glanz, der seine Wirksamkeit nicht

wenig erleichtert. Alle Gaben des Glücks, wenn sie nur nicht auf Unwürdige fallen, flößen der Welt eine gewisse Achtung ein, die den geheimnißvollen Wegen der Weltordnung gezollt wird. Diese Achtung zu benutzen, ist nicht unrecht; ja, es ist thörigt, sie von sich zu stoßen. Es ist nicht meine Meinung, daß irgend einem dadurch etwas an Kraft und Mühe erlassen werden soll. Wehe dem, der auf dem Pfühle ausruht, den ihm Glück und Geburt unterlegt, oder der ihn zur Hülle seiner Gebrechen machen will. Das Urtheil der Welt, die sich für die Täuschung rächt, und das eigne Gewissen, das jeden Mißbrauch empfangener Gaben rügt, bestraft auch diese leider nur allzu gemeine Versündigung.

Deine Neigungen, mein Sohn, und die Talente, die sich in Dir entwickelten, schienen Dich zu einer höhern Laufbahn zu rufen. Ich hing gern der Hoffnung nach, die, ich will es nicht leugnen, meiner Eitel-

keit schmeichelte, Dich einst auf einem Posten zu sehen, wo Du den Ruhm Deiner Vorfahren erneuern möchtest, indem Du dem Vaterlande nützlich und Deinen Mitbürgern achtbar würdest; und so lange ich diese Hoffnung hegte, schien mir eine Verbindung mit dieser meiner frommen und geliebten Tochter eine Versündigung an ihr zu seyn. Manches ähnliche Verhältniß war mir bekannt geworden, und fast immer war das arme Weib das traurige Opfer ihres Glaubens an die Billigkeit der Menschen, und ihres Zutrauens zu der vorurtheilsfreien Liebe ihres Gatten geworden, dem sie, wenn die Leidenschaft verraucht war, wie der nie verstummende Vorwurf einer Thorheit erschien, die er nun selbst in mannichfaltigen Beziehungen, und oft noch mehr seine Kinder in kränkenden Zurücksetzungen büßen müsse. Ich habe die einsame Trauer manches weiblichen Herzens und ihre stillen Thränen gesehen, wie sie von ihren Jugend-Freundin-

nen verlaſſen, von den höhern Ständen nicht aufgenommen, oder mit mannichfaltigen, demüthigenden Beſchränkungen aufgenommen, ſich mitten in dem Geräuſche der Hauptſtadt zu einer traurigen Einſamkeit verurtheilt ſah; wie ſie, kaum beſſer geachtet, als die gedungene Haushälterin, faſt bey jedem geſellſchaftlichen Genuſſe von ihrem Gatten getrennt war; und mit aller Liebe, aller Zuvorkommung doch den Verdruß des Mannes oder den Unmuth ihrer Kinder nicht beſiegen konnte.

Ich erinnere mich wohl, unterbrach ich meinen Vater, daß Sie mir früher dieſes und ähnliches zu Gemüthe führten; aber es fand damals wenigen Glauben bey mir. Die Beyſpiele, die Sie mir anführten, ſchienen auf mich nicht zu paſſen; ja, ich fühlte mich beleidigt durch die Vergleichung mit Männern, die den Zug einer flüchtigen Neigung oder die Eingebungen des Eigennutzes für Liebe gehalten, und die Kraft nicht be-

ſeſſen hatten, Genüſſen und Auszeichnungen zu entſagen, die durch nichts als durch die Begünſtigung eines armſeligen Vorurtheiles gewürzt werden. Ich war ſehr geneigt, Männer dieſer Art für Ausnahmen zu halten, deren Anzahl von den wahrhaft Edeln unendlich übertroffen würde. Späterhin bin ich von dieſem gutmüthigen Wahne zurückgekommen. Da die Sitten und das innere Leben der Menſchen ein Haupt-Gegenſtand meiner Beobachtungen war, ſo iſt mir die Abgötterey nicht entgangen, die in den meiſten Häuſern unſerer Claſſe mit allen Arten des Scheines getrieben wird, und wie da die Rückſichten auf Rang und Glanz die Anſprüche der Liebe verſtummen machen. Ich kann alſo nicht leugnen, daß ich nach meiner Rückkehr weit geneigter war, die Gültigkeit Ihrer Gründe anzuerkennen, ohne jedoch das Vorrecht einer Ausnahme für mich aufgeben zu wollen.

Ich ſah es wohl, fuhr mein Vater fort,

und meine Bekümmerniß wuchs. Je reiner Deine Liebe war, und jemehr ich — den Einen Umstand abgerechnet — Deine Wahl billigen mußte, desto mehr bekümmerte mich das mögliche Unglück Deiner Erwählten. Wie gesagt, ich konnte zu keinem Entschlusse kommen.

Unterdessen tratst Du mit Deiner Erklärung auf. Dieses verminderte die Schwierigkeiten wenigstens in Rücksicht auf Deine Person. Und ich will Dir gern gestehen, daß diese Erklärung, so wenig sie auch mit meinen früheren Planen zusammenstimmte, mir jetzt, bey der ganz veränderten Lage der Dinge, dem Geiste, der an unserm Hofe, und den Grundsätzen, die in unserer Regierung herrschen, recht erfreulich kam.

Du hast den Abend nicht vergessen, wo ich Dir diese Erklärung von neuem abforderte, und Dich mit der Einwilligung in Deine Verbindung überraschte.

Es ist einer der Festtage meines Lebens ge-

worden, erwiederte ich, der heilige Vorabend der glücklichen Tage, die ihm in ununterbrochener Reihe gefolgt sind; und ich sehe mit Verlangen der Erklärung über die schnelle Veränderung Ihrer frühern Ueberzeugungen entgegen, die Sie die Güte haben, mich hoffen zu lassen.

Es war mehr eine veränderte Gemüthsstimmung, fuhr mein Vater fort, als ein Wechsel meiner Ueberzeugungen. Ich war in der Residenz gewesen; ich hatte Manches gehört, was mich empörte; Vieles, was mich mit traurigen Ahndungen der Zukunft erfüllte. Der alte Frohsinn, die gesellschaftliche Heiterkeit schien vernichtet; jedermann klagte oder zuckte bedenklich die Achseln; und indem ich bey meinen redlichsten Freunden nach den Ursachen dieser Erscheinungen forschte, erkannte ich nur allzu gut, wie durch Verachtung der öffentlichen Meinung, durch Leichtsinn, Trägheit und Launenhaftigkeit, alles Gute untergraben und der

rechtliche, freye Sinn der vorigen Regierung immer mehr und mehr verbannt werde. Da wünschte ich mir, nach der Weise alter Männer, Glück, bald am Ziele meiner Laufbahn zu seyn; und auch Dir, mein Sohn, wünschte ich Glück, aus eignem Antriebe das Rechte ergriffen, und die edle Freyheit des Mittelstandes den goldenen Ketten des Hofes vorgezogen zu haben.

In dieser Stimmung fuhr ich, nach Beendigung meiner Geschäfte, auf das Gut des alten Generals von M., um mich mit diesem Jugendfreunde noch einmal — zum letztenmale vielleicht — in den Erinnerungen einer bessern Zeit zu verjüngen. — Mehrere Jahre waren vergangen, ohne daß ich etwas von ihm vernommen hatte; aber nach der Gewohnheit alter Leute zweifelte ich nicht, ihn und alle seine Umgebungen so wieder zu finden, wie ich sie zum letztenmale gesehen hatte. Ach es war Alles anders geworden.

Schon beym Einfahren in den Hof nahm

mich die Verwilderung Wunder, die ich überall wahrnahm. In dem Hause herrschte tiefe Stille; nicht einmal ein Jagdhund kam mir entgegen; und spät erst erschien ein alter Diener, der mich, nach mancherley Bedenklichkeiten, zu meinem armen Freunde führte, und auf der Treppe mit kurzen Worten von seinem Zustande unterrichtete. Der unglückliche Mann war tödtlich krank, doch mehr noch am Gemüth, als körperlich. Er hatte eine blühende Tochter von großer Schönheit, sein einziges Kind, halb im Wahnwitze verloren; ihre Mutter war ihr aus Gram kurze Zeit nachher gefolgt. Er selbst hatte hierauf seinen Abschied genommen, und in tiefer Traurigkeit die Einsamkeit aufgesucht. In einem düstern Zimmer lag er darnieder, der Sorge eines einzigen Dieners vertrauend, nach dem Todte seufzend und nach der Vereinigung mit denen, die — so sagte er — Opfer seiner Grausamkeit geworden wären.

Als ich mich dem Bette genähert und die Vorhänge geöffnet hatte, und nun vor der abgezehrten, bleichen Gestalt des vormals so kräftigen Mannes, und vor seinen brennenden, tiefeingesunkenen Augen unwillkührlich zurückfuhr, faßte er mich hastig bey der Hand und drückte sie krampfhaft. „Alter Freund" war das einzige, was er sagen konnte. Dann fiel er zurück, drückte die linke Hand auf seine Brust, und mühte sich vergebens zu sprechen.

Nachdem ihm sein Diener ein stärkendes Arzneymittel gegeben hatte, und seine Kräfte sich ein wenig belebten, ließ er meinen Stuhl ganz nah an sein Kopfkissen rücken, so daß sein Mund fast mein Ohr berührte, und erzählte mir, kaum athmend, und ohne meine Hand loszulassen, die ganze Geschichte seiner Leiden. Mit trostloser Bitterkeit klagte er seinen Stolz und die wahnsinnige Härte an, mit der er sich der unschuldigen Liebe seiner einzigen Tochter zu einem trefflichen

Jünglinge bürgerlicher Abkunft, den er selbst sehr hoch geachtet, widersetzt; wie er lange, in seiner Verstocktheit, die schnelle Abnahme ihrer Kräfte, ja ihren Wahnwitz selbst für Verstellung gehalten; wie er den schüchternen Bitten dieses reinen und unschuldigen Engels und ihrer Mutter Ohr und Herz verschlossen; wie er ihr selbst die demüthigste Ergebung in seinen Willen nicht verdankt habe; wie das alles endlich ihren Geliebten, der die Stütze und der Trost seiner Mutter gewesen, aus dem Lande getrieben, so daß er im Kriege umgekommen; seine Sophie aber, das frömmste und gehorsamste Kind, getödtet, und ihre Mutter vor der Zeit in die Grube gebracht; und wie er nun hier so verlassen liege, immer brütend über seinem Elende, von einer fruchtlosen Reue gefoltert, seinen unseligen Stolz verfluchend, und um den Todt, als das einzige ihm noch übrige Glück, inbrünstig betend.

Was ich auch sagen mochte, um den

Unglücklichen zu trösten, es blieb ohne Wirkung. Laß das, Freund, sagte er. Der Thau Deines Trostes erreicht mein glühendes Gewissen nicht. Ich höre Deinen guten Willen, aber Ueberzeugung spricht nicht aus Dir. Die Zeit wohlthätiger Täuschungen ist für mich geendigt.

Nachdem er jetzt eine Zeitlang geschwiegen, griff er hastig unter das Kissen, auf dem er lag, zog eine Rolle Papier hervor, und reichte sie mir mit emporgehobenen, thränenlosen Augen. Dieß, sagte er, dieß, mein alter Freund, sind die letzten Worte des scheidenden Engels. Nimm sie hin; ich vermache sie Dir; bewahre sie heilig. Es ist das Beste, was ich Dir geben kann. Aber mich machen sie wahnsinnig. *) — Dann setzte er nach einer Pause hinzu: Du

---

*) Diese Blätter, die sich auch unter den Papieren des Unbekannten fanden, sind diesem Bande angehängt.

haſt einen Sohn, Freund. Laß ſeinem Herzen die Wahl ſeiner Liebe.

Spät ſchied ich von dem unglücklichen, tief gebeugten Manne. Sein Schmerz laſtete, wie eine Bürde, auf meinem Herzen, und ich hatte keine Linderung, keine Erleichterung dafür.

Tief betrübt kam ich nach der Stadt zurück, und mit dem Bilde meines ſterbenden Freundes vor Augen. Es war mir zuwider, daß in dem Hauſe gegenüber ein Feſt war. Eine Reihe von Fenſtern war hell erleuchtet; man hörte Muſik und Tanz, und an der Thür war viel Hin- und Hergehen der Menſchen. Es half mir nichts, daß ich die Vorhänge zuzog; die Muſik und das Geräuſch verfolgten mich.

Was gibt es denn da drüben? fragte ich unmuthig meine alte Wirthin, die eben hereintrat. Das wird mich die ganze Nacht am Schlafe hindern.

Es wird wahrſcheinlich nicht lange mehr

dauern, erwiederte die freundliche Frau. Der Nachbar feyert seine goldene Hochzeit, und zugleich sein Sohn die silberne. Da tanzen denn die Enkelchen ein wenig, nachdem der alte Großvater mit der Jubelbraut vorgetanzt hat.

Nun das ist freylich ein seltenes Fest, da muß ich wohl ein wenig Geduld haben. —

Indem nun die Wirthin beschäftigt war, das Tischtuch aufzulegen, erzählte sie mir, was für wackere Leute diese Nachbarn wären, und wie gut und mildthätig gegen die Armen. So sind alle die, fuhr sie fort, die jetzt in dem Hause aus- und eingehen, dürftige und hülflose Leute, die hier gespeiset werden, und noch Geld überdieß bekommen; den Kranken hat man es ins Haus geschickt. Und das ist nicht blos heute so. Gar oft hab' ich von meiner seligen Mutter gehört, wie klein der alte Mann seinen Haushalt angefangen, als er seine Frau heirathete.

Sie hatte nicht mehr als er, und war eben, als ob sich Hunger und Durst freyten; die Kleider, in denen sie sich trauen ließen, waren geborgt, und das Brautbett gemiethet. Aber da er Alles mit Geschick angriff, seine Kunden gut und redlich bediente, und immer unverdrossen bey der Arbeit war, und die Frau auch nicht die Hände in den Schooß legte, kam er durch Gottes Segen bald zu einem kleinen Eigenthume, und so immer fort, bis er endlich das große Haus kaufen, und sein Gewerbe so ausbreiten konnte, daß viele Menschen bey ihm Nahrung bekamen. Seine Tischlerarbeit war weit und breit berühmt. Denn was aus seiner Werkstatt kam, war schön und dauerhaft, und doch billig im Preis; weshalb denn auch von allen Seiten her Bestellungen kamen, und er kaum Gesellen genug halten konnte, um die bestellte Arbeit zu fördern.

Nun, erzählte die gute Alte weiter, habe

er einen Sohn und eine Tochter gehabt. Die Tochter habe sich mit einem wohlhabenden Landwirthe versprochen; der Sohn aber habe im Stillen ein armes Mädchen in der Nachbarschaft geliebt, ein frommes und stilles Kind, die ihre kranke Mutter mühsam mit ihrer Hände Arbeit ernährte. Der Vater that nicht, als ob er es merkte; denn seine Gedanken waren auf die Tochter eines reichen Goldarbeiters gerichtet, die den Nachbarssohn auch gut leiden mochte. Die Eltern waren einig; der Sohn aber, der gegen die vorgeschlagene Braut nichts einwenden konnte, zögerte, seinen Entschluß von sich zu geben, weil er sich scheute, den wohlgemeinten Absichten des strengen Vaters entgegen zu seyn. Ja, er wurde ganz niedergeschlagen, und fast verdrossen in der Arbeit, so daß ihn auch niemand mehr wie sonst dabey singen hörte. Jetzt kam das Verlöbniß der Schwester. Als nun die Verwandten zusammen waren, und der Sohn noch trau-

riger schien, als gewöhnlich, rief der Vater seine Tochter bey Seite, und befahl ihr, die arme Nachbars-Tochter, die ihre Freundin war, zu bitten, während des Essens herüber zu kommen, und es dann so einzurichten, daß sie eben hereinträte, wenn er die Gesundheit der Neu-Verlobten ausgebracht hätte. Bey Tische war nun der alte Meister seelenvergnügt, und man konnte ihm anmerken, daß er etwas Besonderes im Sinne habe. Auch währte es nicht lange, so befahl er eine Flasche Wein zu reichen, öffnete sie und sagte: Nun laßt uns auf die Gesundheit der Verlobten trinken. Und als das geschehen war, ging die Braut hinaus; der Meister aber kehrte sich gegen seinen Sohn und sagte: Wenn wir nun auch so auf Deine Gesundheit trinken könnten, Heinrich, und Du auch eine Braut neben Dir hättest! Aber Du willst eben nicht. — Da wurde der Heinrich bis über die Ohren roth, und

die hellen Thränen traten ihm in die Augen; und in dem Augenblicke trat die Braut mit Röschen herein; aber Heinrich sah sie nicht, weil er mit dem Rücken nach der Thüre zu saß. Der Alte aber, der sie eben erwartete, um sein Vorhaben auszuführen, rief ihr entgegen: Gott grüße Dich, Röschen, Du bist ja so schön wie eine Braut. Komm, Du gutes Kind — rückt zusammen, ihr andern — und Du, setze Dich dem Heinrich zur Rechten.

Heinrich wurde jetzt noch röther, als vorher, und Röschen war auch verlegen, und der arme Mensch wagte es kaum, das schöne Mädchen mit seinen nassen Augen anzusehen. Wie sich nun Alles geordnet hatte, entblößte der alte Meister sein Haupt, sprach ein kurzes Gebet und sagte: „Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden. Die Ehe ist ein heiliges Werk; das Erste dabey ist, daß sie in Eintracht und Gottesfurcht bestehe; das Irdi-

ſche kommt nachher. Nun hab' ich wohl Deines Herzens Wunſch und Willen erkannt, mein Sohn Heinrich, und daß es auf dieſes gottesfürchtige Kind gerichtet iſt; und Gott hat es mir ins Herz gelegt, daß ich Dir nicht zuwider ſeyn ſoll. Deine Mutter iſt gleichen Sinnes mit mir. So ſage uns denn nun, ob es noch ſo Dein ernſter Wille iſt, und Du, Röschen, ſage desgleichen, ob Du meinen Sohn Heinrich zum Manne nehmen willſt, damit ich auch euch an dieſem Freudentage verloben mag." Da ſchlug Heinrich die naſſen Augen nach dem Vater auf, reichte ihm die Hand über den Tiſch und ſagte: „Ihr wißt es, Vater." — Und Röschen ſagte hocherröthend: „Wenn es Gottes und meiner Mutter Wille iſt, Ja." — Da nahm der Alte das Wort wieder und ſagte: Du haſt recht geſprochen, wenn es Gottes und Deiner Mutter Wille iſt. So geht denn alſo zuſammen hin zu eurer kranken Mutter, und befragt

ſie, und wenn ſie nichts gegen die Sache hat, ſo komm ich mit der Mutter hier noch heut hinüber, daß wir Alles, nach Ordnung und Gebühr, richtig machen.

Beyde ſtanden jetzt auf und gingen Hand in Hand über die Straße, und empfingen den Segen der alten, kranken Mutter, und noch an dem nemlichen Tage ward an ihrem Bette das Verlöbniß vollzogen. Ein Vierteljahr darauf war die Hochzeit. Auch dieſes junge Paar hat Gott reichlich geſegnet. Sie haben die ſchönſten und ehrbarſten Kinder, und Haus und Garten und Arbeit vollauf. Auch iſt in der Stadt unter uns Bürgern nicht leicht jemand ſo geehrt, als Meiſter Cramer, der Vater und Sohn.

So ſchloß meine gute Wirthin ihre Erzählung, die nur noch etwas ausführlicher war. Ich hörte ihr mit immer ſteigender Theilnahme zu, und der tröſtliche Ausgang der Geſchichte brachte mich wieder ins Gleich-

gewicht. Ich hatte jetzt nichts im Sinne, als den Spruch des wackern Tischlers, und reiste am andern Morgen mit dem Entschlusse ab, „nicht zu trennen, was Gott vereinigt habe.“ Täglich danke ich Gott, daß er mir diesen Entschluß in das Herz gelegt hat, und ich habe auch diesesmal, wiewohl sonst noch öfters in meinem langen Leben, die Erfahrung gemacht, daß die Vorsehung die Gesinnungen der Menschen auf eine oft unerwartete, aber wenn sie seine Winke nur verstehen wollen, immer ersprießliche Weise lenkt.

Als mein Vater hier seine Erzählung endigte, ergriff meine Frau, die erst bey dem letzten Theile derselben leise zurückgekehrt war, die Hand des Greises, und indem sie sich darüber bückte, um sie zu küssen, fiel eine Thräne darauf. „Bist Du auch hier, meine Tochter?“ sagte der Greis. „Ich glaubte nur Deinen Mann zum Zuhörer zu haben.“ Dann drückte er sie an sich und

küßte ſie auf die Stirn. „Gott gebe Dir ferner frohe Tage, wie Du mir gibſt;“ ſetzte er hinzu.

Nur noch wenige Monate war uns der Treffliche gegönnt. Als der Herbſt zu Ende ging, und ſich der Greis der letzten Strahlen der Sonne im Garten erfreut hatte, ſchlummerte er ein. Sein graues Haupt ſank auf die Bruſt. Wir wollten ihn wecken. Er aber war leiſe hinübergegangen in die grenzenloſe Zeit, zu der ewigen Jugend der Seligen, und ſein verdunkeltes Auge, das die Strahlen des Lichtes nicht mehr erfreuten, hatte ſich dem Anſchauen der Herrlichkeit Gottes geöffnet.

Briefe. *)

Odo an Amanden.

Den 10. März 1793.

Du liebst mich, Amande; unsere Herzen haben sich verstanden und auf immer vereint. Du liebst mich, und alle meine Wünsche sind erfüllt. Du kannst nie mehr von mir weichen; ich nie von Dir. Ein ewiges Band ist um uns geschlungen, und die Welt kann diesen Bund sehen; sie darf unsere Liebe wissen; wir brauchen nicht mehr zu trauern. Frey kann ich Dich Freundin,

*) Aus der Menge der Briefe, die sich vorfanden, sind nur einige, aus mehreren derselben nur einzelne Stellen gegeben worden.

Geliebte, Erwählte meiner Seele nennen; frey den Jubel meines Herzens ausſprechen. Alle Dornen des Schmerzes haben ſich in Roſen verwandelt; die erhörte Liebe krönt Dich mit dieſen Roſen, holde Amande, und bald mit Myrten. Du biſt mein, bis die Banden dieſes Lebens reißen; mein, auch jenſeits des Grabes, wo die ewige Liebe waltet, und alles Liebende in Einer Fülle unendlicher Seligkeit vereint. — Ach in dieſem Thale der Verwirrung, das wir die Erde nennen, tritt nur allzu oft die ſcheue Liebe vor den Geboten der Selbſtſucht zurück; und was alle Geſetze der Natur vereinigten, wird durch die harte Hand der Willkühr getrennt. Gott ſey gedankt, daß wir uns in dieſen bethörenden, verwirrenden Nebeln dennoch gefunden haben, und daß der Tag für uns aufgegangen iſt, nach dem wir uns ſehnten. Was wäre mir die Welt, was wäre ich ſelbſt ohne Dich? — Von jenem Augenblicke an, wo Du mich zum erſten-

male erröthend grüßtest, und meine Hand Dich über den wankenden Steg geleitete, an dem Du furchtsam verweiltest, von jener Zeit an bist Du das Ziel aller meiner Wünsche, die Freude und der Schmerz meines Herzens gewesen. Da begann ein neues Leben für mich, als ich Dir näher trat. Wie aus den Tiefen eines Nebelmeeres taucht' ich zum Lichte auf; in der Liebe zu Dir fühlte ich mich selbst; mein innerster Sinn ward erleuchtet; die dumpfe Decke, die ihn umgeben hatte, ward aufgerollt. Von Deiner Liebe durchdrungen wurde mein ganzes Wesen geläutert; jeder schlummernde Keim ward geweckt; und Dir brachte ich in stiller Huldigung die Erstlinge meines neuen Lebens dar. Kaum den Knaben-Jahren entwachsen, fand ich in Dir das leitende Gestirn meiner Bahn. Nur Dir wollt' ich gefallen; für Dich nur wollt' ich leben; nah und fern dacht' ich nur Dich. Nur um Dich bat ich Gott. Nun gibt er Dich mir,

und mit Dir alles Glück, was Menschen erfreuen kann. Wie ein Eden liegt das Leben jetzt vor mir, mit allen Kränzen der Freude behangen, und glückweissagende Sterne thauen freundliche Strahlen auf mich herab. Alles Gewölk zerrinnt; nur als Erinnerungszeichen voriger Thränen richtet sich der siebenfarbige Bogen noch auf, und bindet die Schmerzen der Vergangenheit mit der heitern, entzückenden Gegenwart.

Den 21. März.

Der letzte Zorn des Winters stürmt durch den Himmel; zerrissene Wolken fliegen vor seinem wilden Rasen, und scheu blickt nur hier und da aus der wüsten Verwirrung ein Stern. Lang sah ich dem wunderbaren Spiele zu, und freute mich der Heiterkeit an meinem innern Himmel. Was kümmert mich die Finsterniß umher und der Sturm? Scheint mir doch Dein freundliches Angesicht aus der Tiefe des Herzens; hör' ich

doch die Musik Deiner Stimme aus meinem Innern heraufklingen. Von Dir her kömmt das wogende Wolken-Meer; aber meine Gedanken ziehen ihm entgegen, und hin zu Dir. Ich sehe Dich in Deiner Stille, den Frieden auf Deiner freyen Stirn, Dein Auge gedankenvoll gesenkt, ein leises Lächeln um Mund und Wangen. Woran denkst Du, Amande? Begegnen sich unsre Geister in dem Sturme der Nacht, die Welt vergessend mit ihrem Zwist und Hader, nur Gott und Liebe gedenkend?

Glaube nicht, Holde, daß ich Dich je verlasse, wenn ich von Dir gehe. Meine Liebe bleibt bei Dir, wie die Deinige bey mir verweilt, und auf dem Wege, der mich von Dir entfernt, kehren alle meine Gedanken zu Dir zurück. — Auch Du, ich weiß es, trennst Dich nicht von mir. Wie ein schützender Engel gehst Du an meiner Seite, und ehe noch dieß Band so fest geknüpft war, ward ich froh und sicher durch Dich.

Ich zog durch die Länder der Erde, Gottes Herrlichkeit zu ſchauen; aber wenn ſeine Wunder mich entzückten und rührten, brachte ich Dir mein Entzücken als ein ſtilles Opfer dar, und genoß nun Alles reiner und höher durch Dich. Und wenn ich durch das Gewühl menſchlicher Thorheit und Nichtswürdigkeit unberührt gegangen bin, ſo war es die Kraft Deiner Tugend, die den andringenden Larven wehrte, und mich unverſehrt durch Klippen und Flammen geführt hat. Und doch ſagſt Du, ich hätte Dir nichts zu danken, Amande?

Welche köſtliche Stunden haſt Du mir geſtern geſchenkt; Ich las in der Tiefe Deiner Seele; Dein ganzes Weſen entfaltete ſich vor mir; und nie hab' ich lebendiger gefühlt, daß Du mein wäreſt, auch wenn die Welt uns trennte, und mein ſeyn wirſt, auch wenn die Fluth der Zeiten ſtill ſtehn, und das unendliche Meer der Ewigkeit alles irdiſche Leben verſchlungen haben wird. In

diesem Gefühl, Amande, liegt die Ueberzeugung der Unsterblichkeit. Könnte eine so große Liebe nur den Punkt dieses irdischen Daseyns füllen? Breitet sie nicht ihre Flügel über die Ewigkeit aus? und fühl ich nicht in dieser überschwenglichen Seligkeit den Athem des Unendlichen, den nur ein unsterblicher Geist zu fühlen vermag.

Den 9. April.

Lange bin ich auf- und abgegangen in der schweigenden Nacht; die Sterne sahen mit liebenden Augen auf mich herab, und in meinem Herzen leuchteten andere Sterne jenen entgegen, auch liebend, wie jene, und ewig wie sie.

Kannst Du fühlen, Amande, wie glücklich ein Mann ist, dem Du angehörst? Wahrlich, seitdem ich Deiner Liebe gewiß bin, ist ein neues Wesen in mir geworden, das eben so Dein Eigenthum ist, als das Meinige, ja Deines noch mehr. Ich denke

nicht mehr an mich, denn ich bedarf nichts mehr. Was meine Wünſche ſuchten, iſt mir durch Dich geworden; Du biſt mein, und Alles mit Dir. Wie klar und ſchön ſteht mir unſer künftiges Leben, unſer ungetrenntes Zuſammenſeyn vor den Augen; mein Glück und das Deinige. Denn auch Du wirſt glücklich ſeyn durch das Glück, das Du mir verleihſt. In dieſen Gedanken gehen alle andere unter. Es iſt wie ein Meer von Morgenroth und Himmelsbläue und Sonnenglanz, und ich umfaſſe Dich, Amande, und ſtürze mich mit Dir in dieſe Fluth unausſprechlicher Seligkeit.

Amande an Odo.

Den 14. April.

Ich ſah Dich dieſe Nacht im Traume weinen, mein Odo; aber ich konnte nicht ſehen, ob es Thränen der Freude oder des Schmerzes waren; und nun ich wach bin, ſteht das Bild noch immer vor mir, und

es dünkt mich gar zu betrübt, daß Du weineſt, mein Odo.

Die Gegenden der Zukunft ſind dunkel; nur die Hoffnung erleuchtet ſie; aber die Farben der Hoffnung ſind täuſchend. Gäb' ich nur ihr mich hin, welche blühende Auen lägen dann vor mir. Aber mein Herz zagt bey ſo vielem Glück, und mein Auge hebt ſich ſcheu und feucht zum Himmel, und ich wage nicht um die Erfüllung ſo goldener Träume zu bitten.

Gott wird uns gute Tage geben, wenn ſie uns frommen; aber auch in die böſen will ich mich mit Ergebung fügen. Gedeiht doch kein Gewächs in bloßem Sonnenſchein — und bedarf nicht der Menſch der Stürme noch mehr, damit ſein Glaube ſich ſtärke, damit er ſich feſter an die Genoſſen ſeiner Wallfahrt halte, und frömmer Schutz ſuche bey ihm, von dem die böſen Tage wie die guten kommen? — Und doch bebe ich bey dieſem Gedanken. Das, was

mir Muth geben ſollte, dieſes Theilen des möglichen Unglücks mit einem theuern Genoſſen meiner irdiſchen Wallfahrt, eben das peinigt meine Phantaſie, und Deine weinende Geſtalt kömmt mir nicht aus dem Sinn.

Odo an Amanden.

Den 18. April.

Wie kurz ſind doch die Tage, die wir zuſammen leben, und wie lang die Stunden der Trennung! Unerträglich wäre mir dieſe Kluft, wenn nicht die Erinnerung ſie ausfüllte; wenn ſich nicht ein unſichtbarer Faden aus der Vergangenheit herüber in die Gegenwart ſpänne. Wie mich heute ſo viele Deiner Worte rührten! wie ich noch jetzt mit immer erneuter und erhöhter Freude unſer Geſpräch verfolge, das ſich ſo leicht entſpann, und uns allmählig in die Tiefen unſers Seyns und die Räthſel der Welt führte, die das fromme Ahnden eines weiblichen Gemüthes wohl

besser löst, als aller Scharfsinn des sich selbst verwirrenden Verstandes.

Wohl ist es wahr, daß das Leben ein Traum ist in mehr als einem Sinne; ein Traum in der Dämmerung zwischen Nacht und Tag, furchtbar und schrecklich oft; bisweilen auch heiter und süß. Wie das Kind in der Wiege schläft, so schlummert die Seele in ihrer irdischen Hülle; mattes Schattenwerk streift an ihr vorüber, aus Licht und Nebel gewebt, mannichfaltig wogend, jetzt zerrinnend, jetzt neu sich gestaltend, ein Wahn von Wahrheit, aber ohne sichern Gehalt. Aber wenn ein großes und göttliches Wort, wie ein Strahl der ewigen Wahrheit die Schlummernde trifft, da erwacht sie zum Gefühl ihres rechten Daseyns, und ahndet mit Zuversicht den ewigen und unvergänglichen Tag, wo das Ahnden zum Wissen wird.

Was ist in der Liebe so göttlich? warum ist ihr Entzücken jeder andern Freude so un-

gleich? Weil ſie die Tochter und Mutter einer höhern Wahrheit iſt. Sich ſelbſt muß der Menſch vergeſſen, wenn er zu der Quelle zurückkehren will, aus der ſein beſſeres Weſen gefloſſen iſt; und wo vergißt er ſich ſelbſt, als in inniger Liebe? Recht lieben iſt der Anfang der Weisheit; und die rechte Weisheit iſt der Weg zu Gott. Denn da fängt die Erkenntniß Gottes an, wo die Entäußerung von ſelbſtſüchtigen Trieben beginnt. Iſt es nicht das Vorrecht des Menſchen, Gott zu erkennen? und iſt nicht auch die Liebe der Menſchheit Vorrecht und Abzeichen? Der Säugling jammert, wie das Thier, und kann nichts als jammern; denn ärmer, als das geringſte Thier, wird ihm Hülfe nur durch die Liebe zu Theil. An der mütterlichen erbarmenden Bruſt dämmert zuerſt ſein Bewußtſeyn auf; und wenn er zuerſt die Mutter erkennt, wenn ſein Auge freundlich das ihrige ſucht, ſeine Arme ſich liebend um den Nacken der Liebenden ſchlin-

gen, da thut sich das Kind als Menschen kund. Ein göttlicher Funke ist in seinem Innern erglüht, und die Seele tritt in sein Auge, wie in sein Herz die Liebe trat. An dem Bedürfnisse seiner thierischen Natur hat sich ein Höheres entzündet, und der Faden ist angefangen, der die Erde an den Himmel knüpft.

An der Hand der Liebe bildet der Mensch sich fort, und, wie er immer nach Unabhängigkeit streben mag, er kann der Liebe sich nicht entreißen, wenn er der Freyheit von irdischen Banden begehrt. In den Armen des Freundes, durch gleiches Streben nach dem Edelsten und Höchsten beglückt, frey sich bindend, und auch gebunden noch frey, tritt der Jüngling in den Tempel der höhern Weihe. Hier läßt er die Wirklichkeit mit ihrem Trug- und Schatten-Werk hinter sich; eine unendliche Bahn thut sich auf vor ihm; hohe Ziele leuchten von fern. Jede Kraft ringt sich los. Er geht vielleicht un-

ter in dem ruhmvollen Kampfe; aber unvergänglich wird die Idee, als ein leitender Stern, über ſeinem Grabe ſtehen, und andere werden, von dieſem Grabe aus, mit gleichem Muthe die edle Laufbahn beginnen.

Hier laß mich an dem Hügel meines Victor einen Kranz heiliger Erinnerungen aufhängen, mit den Thränen eines dankbaren Herzens benetzt. Du haſt ſein Bildniß geſehen und in ſeinen Zügen den edelſten Geiſt erkannt. Ach dieß Geſtirn erloſch der Erde und mir zu früh. Aber als es ſich unter der Erde barg, und alles umher für mich mit Finſterniß umhangen war, da führte die ewige Güte, ſich meiner Schmerzen erbarmend, mir Deine Liebe, meine Amande, entgegen, um das zu vollenden, was die Freundſchaft begonnen hatte.

Seitdem ich Dich liebe, meine Amande, mit der ganzen Fülle meines Herzens Dich liebe, lichtet ſich der Schleyer, der den Menſchen von der Wahrheit trennt. Ich

trage den Himmel in meiner Bruſt; ich bin dem Guten näher befreundet; und was vormals mir ſchwer war, erſcheint mir jetzt leicht. Es gibt kein Opfer, deſſen ich mich nicht fähig glaube, ſelbſt das Opfer meines Lebens, und — wenn es Gott wollte — der irdiſchen Trennung von Dir. Du ſiehſt mich nicht befremdet an über dieſes Wort; denn Du verſtehſt mich. Bin ich nicht ewig an Dich gebunden? oder gibt es irgend etwas, das uns trennen könnte, als die Verleugnung deſſen, was wir in unſerer innerſten Tiefe für Wahr, Recht und Gut erkennen? Nur dieß, dieß nur allein. Aber ſo lange ich Dich an meine Bruſt drücke, ſo lange der Gedanke an Dich in meiner Seele lebt, ſo lang ich Dein edles und reines Herz wie in meinem eignen Buſen fühle, ſo lange weicht der Schutzgeiſt des ewig Guten nicht von mir. Ich will das Entſetzlichſte denken, daß die Erde zwiſchen uns einſänke, und die Ufer des Abgrundes, der

uns trennte, immer weiter und weiter zurückwichen, bis keines mehr das andere finden könnte, so schlügen dennoch unsere Herzen im sympathetischen Takte fort, bis der Tag des Wiedervereinens anbräche, und wir einander von neuem, mit nicht größerer Liebe, aber mit noch innigerer Freude in die Arme fielen.

Den 2. May.

Ich hatte diesen Abend den Weg über die Wiese an dem Bache hin genommen, um noch länger unter freyem Himmel zu seyn. Das murmelnde Geräusch des immer emsigen, hier und da, wie zu Scherz und Kurzweil, abschweifenden Begleiters stimmte recht gut zu der Art meiner Gedanken; und so hatte ich fortgeträumt, als mir aus dem Jägerhause ein zweystimmiger Mädchen-Gesang durch die geöffneten Fenster entgegenkam. Neben einem feinen Discant ging ein schöner Alt — so daß ich die

Stimmen unſrer Fanny und Friederike zu hören meinte — ich blieb unter dem Fenſter ſtehen, und vernahm dieſe Worte:

Thut es mir gleich ſo weh,
wenn ich Nachts von Dir geh,
nicht mehr Dein Aeuglein ſeh,
Treuliebend Herz;
wandert doch Schritt für Schritt
tröſtend die Liebe mit,
macht mich des Kummers quitt,
lindert den Schmerz.
Wenn auch das Herz bricht,
bringt doch der Todt nicht
Qual mir noch Reu.
Liebe vergeht nicht,
Falſchheit beſteht nicht,
ewig hält Treu.

Mehr, als einmal wurde das einfache Lied wiederholt, als ob es für mich gedichtet wäre, und ich brauche Dir nicht zu ſagen, wie mir dieſe kunſtloſen Worte zum Herzen ſprachen, und mich freundlich den ganzen Reſt des Weges begleiteten.

Noch immer ſchwebt die Weiſe und der doppelſtimmige Geſang um mein Ohr. Was iſt es nur, das ſo einem Zuſammengehen zweyer Stimmen von verſchiedener Höhe einen ſolchen Zauber gibt? Dieſer Wechſel von Licht und Schatten, dieſes gegenſeitige Auseinandergehen und Wiederſuchen, dieſes Auflöſen und Zuſammenſchmelzen, dieſes Erſterben endlich in Einem Tone, iſt es nicht ein Wiederhall der Geſchichte liebender Herzen, und ein Bild recht zarter und inniger Liebe? Und iſt es nicht eben darum, daß ſolch' ein Geſang alle Luſt und Wehmuth der Liebe in dem innerſten Herzen erweckt?

Den 10. May.

Schwerlich haſt Du Dich gewundert, daß ich Dich geſtern früher als gewöhnlich verließ. Wie hätt' ich es in dieſer Luft aushalten können? Da Du und Deine Mutter mit den Willmanns beſchäftigt waret,

so fiel ich Euerm Philosophen allein anheim, der sich für mich immer mehr und mehr in einen Basilisken umsetzte, welcher die Kraft seiner Blicke und seines Athems an mir versuchen mochte. Ich bin überzeugt, daß er mit seinem Versuche zufrieden ist. Was hätt' ich ihm groß antworten können? Kann man dem zum Herzen reden, dem die Lamien der Selbstsucht das Herz aus der Brust genommen haben? oder zur Vernunft, wo sich der Wahnsinn mit Krone und Zepter auf einem usurpirten Throne schmückt? Oder wie kann man Dich lieben, Amande, und in Deiner Nähe solche Entweihung ertragen, ohne eine innere Empörung, die jedes Wort in seinem Entstehen zurückdrängt?

Wenn so ein Mensch, wie dieser Horb, der wie die fliehende Sünde aussieht, die gern der Reue trotzen möchte, und sich doch kläglich vor ihr versteckt, wenn so ein Mensch bescheiden aufträte in der Welt, mit gesent-

ten Blicken um Duldung für ſein Daſeyn flehend, ſo hätte die Welt wenigſtens Mitleiden mit ihm. Aber da tritt er hin, macht ſich breit und ſpricht: Ich habe die Länder Europens durchreiſt, und die Menſchen geſehen, und das Reſultat meiner Beobachtungen iſt, daß es ihnen, wie ſchlimm auch immer ihr Loos ſeyn mag, doch unendlich beſſer geht, als ſie verdienen. — Du haſt in das Waſſer geſehen, Narciß, dacht' ich bey mir; was Du ſahſt, war immer Dein eignes Bild, und Dein ſogenanntes Reſultat, die mißverſtandene Stimme Deines Gewiſſens. — Dann ſagte er weiter, mit der Hand auf ſeinem Malteſer-Kreuze und ohne Accent: „Aller Unterſchied der Menſchen beruht auf Reichthum, Rang und Macht. Das Laſter in Lumpen gekleidet, füllt Galgen und Zuchthäuſer; das im Wagen fahrende die Salons. Wer auf der untern Stufe eine Beute der Häſcher wird, regiert auf der obern die Welt.“ Und nun zog

er die unverschämte Folgerung: „Es ist also kein innerer Unterschied zwischen den Handlungen der Menschen; und es gibt kein Mittel diese reißendsten aller Thiere im Zaum zu halten, als eine eiserne Gewalt.“ „In sofern,“ setzte er noch in einer Nutzanwendung hinzu, „sey die französische Nation, die überhaupt den meisten bon-sens habe, ziemlich auf dem rechten Wege; und wenn sie, wie es über kurz oder lang geschehen werde, wieder einen Herrn, statt ihrer hundert Zuchtmeister, bekomme, so werde dieser, wenn er nicht auch das Schicksal des Königes haben wolle, Ketten und Banden der Gewalt bereit halten müssen. Der jetzige blutige Versuch sey recht geeignet, um die Thorheit des Glaubens an das Phantom der Freyheit und den Popanz des Rechtes mit der Wurzel auszurotten; und wer die Gewalt in den Händen habe, müsse künftig in ein Irrenhaus eingesperrt werden, wenn er sich auch nur ihres geringsten Theiles

entäußere.“ Hätteſt Du gehört, wie gelaſſen ich auf dieſe ungeheuern Aeußerungen antwortete, Du würdeſt meine Mäßigung gelobt haben. Als er aber zuletzt noch mit dem höhniſchen Lächeln des verneinenden Geiſtes ſagte: „Ich bin jetzt zurückgekehrt, um eine reiche Frau zu heirathen, die ich noch nicht kenne; aber gleichviel; Heirathen iſt eine Thorheit, die man ſich bezahlen laſſen muß; alles Uebrige iſt Kinderey und nur eben gut genug zu einem Faſtnachtsſpaß.“ — Da ergrimmt ich in meinem Innerſten, und ohne ein Wort zu erwiedern, ließ ich den Narren mit ſeiner Weisheit allein.

Aehnliche Weſen ſind mir ſchon hier und da in den Weg gekommen, die ſich einbildeten Welt und Menſchen zu kennen, wenn ſie die Sümpfe der Erde durchkrochen hatten. Selbſt ohne Tugend, erkennen ſie nichts Tugendhaftes, und leugnen dann frech ihr Daſeyn, wie etwa der Blindgeborne Farben und Licht, oder der Taube

das Daseyn und den Zauber der Töne leugnen möchte. Wie mag ein Mensch das Göttliche ahnden, der Gott aus seinem Herzen getrieben, um Eitelkeit, Selbstsucht und wilde Genußgier an seine Stelle zu setzen? Aber was bleibt dann übrig von dem Menschen, was er nicht besser am Thiere fände, so daß er wohl mit Recht über Verkürzung klagen dürfte? So weit kömmt es dann. Wenn nun gar der Kern der Gesellschaft, wenn die sogenannte große und vornehme Welt sich in dieser Art zu fühlen und zu urtheilen zusammenfindet, dann tritt hier und da ein Denker auf, und thut mit Gründen dar, daß Weisheit Thorheit sey; daß Eigennutz, nichts als Eigennutz, die moralische Welt umtreibe; daß es also nichts Gutes gebe, als den Genuß, und keine Tugend, als die Kunst ihn klug zu vertheilen und sinnreich zu vervielfältigen; und aus diesem Hörsaale tritt Dein Hord höhnisch lächelnd heraus, und sagt vor sich hin:

„Ich hab' es ja längst gedacht, daß es mit der Tugend Windbeuteley sey."

Und ob sich der Geck nur einbildet, die Lehre sey neu?

Sie ist eben so alt, als die Klage über die zunehmende Verderbniß der Welt, und eben so nichtig. Die Tugend ist eben so wenig ein Unding, als sie, die Göttliche, jemals ersterben kann.

Wenn es aber auch möglich wäre, daß alles Gute, daß alle Tugend der Welt entwiche, daß nichts übrig bliebe, als Mäkler und Käufer, eine schachernde Rotte, nur auf gegenseitigen Betrug bedacht, wenn alle diese Knechte des Eigennutzes, sich von dem Willen zur That erhüben, und Diebe, Räuber und Mörder würden, die heut auf der Straße raubten, und morgen zu Gericht säßen über ihres Gleichen; wenn die Gerechtigkeit eine feile Dirne, die Religion eine Kupplerin, die Wahrheit eine Larve, die Unschuld eine Schminke geworden, wenn

mit Einem Worte Alles so durch und durch verwirrt wäre, wie in der Welt, die dieser Malteser schildert und der er selbst angehören will; so daß auf keinem Grabe ein anderes Denkmal stehen dürfte, als Galgen und Rad — so würde doch auch dann der Glaube an Tugend, Wahrheit und Unschuld unerschüttert bestehen. Mag immerhin der Feind der Menschen in seinem Buche jede gute That auf die Seite des Vortheils schreiben; mag er die Geschichte eine Lügnerin, und die Märtyrer der Tugend Phantasten nennen — nie wird sein Verneinen die Tugend selbst zu einem Gespenste der Einbildung machen. So lange noch Ein Mensch übrig ist, der aus vollem Herzen sagen darf: Ich liebe meinen Freund mehr, als mich selbst; also glaube ich an Tugend; — so ist sie auch. Dieser Glaube gibt Zeugniß für sie, wie er für Gott Zeugniß gibt, wenn auch alle Sterne ihr Licht auslöschten, und die Welt in das alte Chaos

zurückſänke. — O ihr Strahlen der ewigen Wahrheit, die ihr das Dunkel unſerer Erkenntniß erleuchtet, ihr heiligen Offenbarungen Gottes, ihr ſeyd das unvergängliche Erbtheil, das ein himmliſcher Vater ſeinen Kindern gab, ihr ſeyd das unzerreißliche Band, das den Menſchen an Gott, und die Erde an den Himmel knüpft! — —

Voll von Unmuth verließ ich Dein Haus, Amande, wie einen entweihten Tempel; erſt in freyer Luft ward mir wohl. Ein lauer Weſt ſpielte mit dem jungen Laub, und die Bäume hoben die neugeſchmückten Arme zu dem klaren Himmel auf, und die zarten Blüthen zitterten wie Schneeflocken des Mays bey jedem Athemzuge der Luft. Auch ſchwamm der Mond, wie ein Silbernachen, auf dem ſtillen, blauen Meere hin, und goldene Wölkchen hüpften um ihn her, wie ſpielende Wellen. Jetzt wich aller Unmuth von mir, und ich ſchritt recht munter einher, die Sonne zur Rechten, zur Linken

sind aufwärts gerichtet; darum ist Dein Gemüth so heiter, so furchtlos Dein Herz. —

Ich ging einst in den Alpen zwischen den Trümmern einer alten Veste, die vormals den Weg verschlossen hatte; jetzt war er dem Wandrer geöffnet. Schroffe Felsen erhoben sich zur Linken; zur Rechten der Straße stürzten sie in die Tiefe hinab; unten braußte der Strom zwischen Felsen und Trümmern und dichtem Gehölz. Ueber den Abgrund hin, dem Weg gegenüber, hatten sich die Felsen zu einer Grotte geöffnet, und in ihr hatte die Andacht mit gefahrvoller Mühe ein Kreuz befestigt. An dem schroffen Rande des Abgrunds lag mit entblößtem Haupte ein Hirtenknabe auf seinen Knien dem Kreuze gegenüber; neben ihm stand eine junge Geis auf einem hohen Baustücke, und sahe furchtlos in die schwindelnde Tiefe und den brausenden Waldstrom hinab. Dieser Anblick rührte mich sehr. Ich weilte, bis der Knabe geendigt hatte; dann frug

ich ihn mancherley, und hörte von ihm, daß, als er gestern mit den Ziegen ausgezogen, seine kranke Großmutter recht sehnsuchtsvoll um ein baldiges Ende gebetet habe. Das hab' er sich zu Herzen genommen, und an derselben Stelle das nemliche für sie gebeten; und als er am Abend nach Haus gekommen, sey sie sanft entschlafen gewesen. Darum hab' er Gott hier wieder gedankt, und für ihre Seele gebetet. — Dabey traten ihm die Thränen in die Augen, und er sah doch so froh und unschuldig aus, daß mir noch jetzt die Gestalt des armen, frommen Knaben lebendig vor Augen steht.

Gestern beym Nachhause-Gehen kam mir dieser kleine Vorfall wieder in den Sinn, als ich unser Gespräch wieder durchdachte, und wie Du so furchtlos vom Todte gesprochen, und so ruhig über den unermeßlichen Abgrund geschaut. Was gibt Dir, Du Gute, diesen frommen Sinn? — O gib

mir ihn auch, wenn Du es vermagst; reiche mir Deine treue Hand, und ziehe mich zu den sonnigen Höhen, auf denen Du stehst, daß ich auch so ruhig wie Du, so Gott ergeben in die grausende Tiefe hinabschauen möge. —

Lebe wohl, holde Braut; sende mir ein liebes Wort von Deiner Hand. Grüße die Mutter.

Den 24. May.

Ich kann diesen Tag nicht endigen, ohne Dich noch einmal zu grüßen. Mit einem Gruße an Dich ist er erwacht, so soll er auch einschlummern, und mit ihm wird die Erinnerung, wie eine duftende Blume ihren Kelch schließen, bis die Strahlen der Sonne sie wieder wach küssen, und ihr gesenktes Haupt zu neuem Leben erheben. —

Da sich heute gegen Abend der Himmel erheiterte, ging ich noch ein wenig hinaus vor die Stadt, um Luft zu schöpfen, und

kam, ich weiß ſelbſt nicht recht wie, bis gen Unterkirchen. Unter der Linde vor dem Dorfe hatte ſich eine Zigeunerwirthſchaft gelagert; ſie waren eben im Begriffe aufzubrechen. Ein Eſel ſtand bereit mit Körben an beyden Seiten; in jedem Korbe ein ſchwarzbraunes Kind zwiſchen mancherley Geräth eingeklemmt; die Mütter daneben; andre halb nackte Kinder, die zu eignem Ergötzen auf den Händen gingen und Räder ſchlugen. Als ich mich näherte, kam eines der Weiber auf mich zu, und bot mir ſeine Orakel an. Ich weiß nicht, wie ich in der Laune war; aber ohne etwas zu denken, hielt ich der ſchwarzen Sibylle die Hand mit einem Zwölfkreuzerſtück hin. „O Du Glückskind,“ rief ſie, und ſah mir mit ihren brennenden Augen wie verwundert in das Geſicht, und dann wieder in die Hand; „Du Erzglückskind! Du haſt einen Vertrag mit dem Glücke gemacht. Da ſteht ein Frauchen, wie ein Engel — ſchön, ſag ich Dir,

wunderschön und gar ein gutes Gemüth. Das gibt einen himmlischen Ehestand: und Kinderchen, eins, zwey — — Die leibhafte Mütter. Und hier steht ein Gut; ein nettes Haus, ein wunderschönes Haus, ein Haus, wie ein Schlößchen, und Hof und Garten, und Feld und Wald. Aber hier....“ Sie hielt ein Wenig inne, zuckte mit den Achseln, sah mich an; aber eh' sie fortfahren konnte, besann ich mich selbst eines Bessern. Zufrieden mit dem Engel, den ich schon hatte, und mit den andern mir verheißenen Herrlichkeiten, wollte ich nicht abwarten, bis die Hexe zur Beglaubigung ihrer guten Orakel auch noch böse hinzu erfände, sondern zog meine Hand zurück, dankte für die gute Weissagung, und schenkte den kleinen, herumgaukelnden Furiosos noch einige Kreuzer zum Abschiede.

Wirst Du es glauben, aber die Worte der ägyptischen Pythonisse hatten doch Eindruck auf mich gemacht. Sie hatte das

Eine ſo gut getroffen, warum das Andere nicht auch? Das Größere hatte mir der Himmel verliehen; das Kleinere konnte leicht noch als Zugabe kommen. Der Gedanke kam mir gar lieblich vor. Ich nahm den längern Weg nach Hauſe, und ſchmückte mir meine künftige Beſitzung ſo vollſtändig, ſo nach allen Theilen aus, daß ich ſie hätte hinmalen können. Der Abend war ſchön, und ſo führte ich Dich in meinem Traume auf den nächſten Berg, um von da die Ausſicht auf unſer Eigenthum zu haben, das ich in den Hintergrund eines gar anmuthigen Thales, zwiſchen herrlichen Teichen, und lachenden, durchſichtigen Birkenwäldern aufgebaut hatte, ſo daß der Garten daran nur ein kleiner Park in dem größern war. Es nahm ſich Alles von der Höhe ungemein zierlich aus, beſonders wie unſre anſehnliche Heerde aus dem Seiten-Thale heraustrat und langſam dem Hofe zuzog. — So weit war ich ohngefähr, als

ich zu Hauſe anlangte, und mir von fern ſchon durch die offnen Fenſter die gellende Stimme des Jagdjunkers von M. entgegentönte. In dieſem Augenblicke war der Zauber zerſtört; mein Luſtſchloß ſtürzte zuſammen, und ob ich gleich, um dem Junker auszuweichen, noch einen Seitengang machte, ſo konnte ich doch nicht wieder in den heitern Traum hineinkommen.

Amande an Odo.

Den 28. May.

Wär' es wohl wahr, mein Odo, was ein franzöſiſcher Schriftſteller von großem Namen geſagt haben ſoll: „es gebe wenig Frauen, die ſo vollkommen wären, daß ihre Männer nicht wenigſtens Einmal des Tages die Reue anwandelte, eine Frau zu haben, oder die Luſt, den glücklich zu preiſen, der keine hat?" Wär' es wahr? — Gewiß, es iſt nur eine freche Verleumdung Deines Geſchlechts; oder es iſt nur von

französischen Männern wahr, die vielleicht hartherziger sind, als die unsrigen. Mit welcher Bangigkeit müßte eine Frau in den Ehestand treten, wenn sie fürchten müßte, täglich wenigstens Einmal die blasse Reue auf dem Gesichte des Mannes zu lesen? Wer ist denn vollkommen? oder wer ist thörigt genug, sich für vollkommen zu halten? Glaube mir, Odo, ich käme nicht aus der peinlichsten Angst heraus. Ich würde vom frühen Morgen an, wenn Du die Augen aufschlügest, bis zum Abend, wo sie Dir zufielen, aufmerksamer an Deinen Mienen hängen, als ein Astrolog an dem Himmel; selbst in der Nacht würd' ich Deinen Träumen nachspüren, und den Worten, die Du im Schlafe sprechen möchtest. — Wer könnte auch anders? Sind wir nicht alle Töchter der Schwäche? oder gibt es irgend einen Eifer, wie rastlos er auch sey, der einen hartherzigen, in Selbstsucht versunkenen, immer mit seinen Umgebungen, nie mit sich

ſelbſt rechnenden Mann befriedigen könnte? So biſt Du nicht, mein Odo. Gewiß verkennſt Du auch den guten Willen nicht, und erläßt mir eine Vollkommenheit, die auch das redlichſte Weib niemals erſtrebt. So ſoll mir auch vor Deiner Reue nicht bangen. — Guter Gott, welcher Mann möchte einer ſolchen Reue Preis gegeben ſeyn, und doch das Joch noch fortſchleppen? Welche Frau möchte ſie verurſachen und doch noch leben? —

Aber heiliger Gott, wenn ich um mich herumſehe, — wie viele ſchlechte Ehen unter Vornehmen und Geringen, wo jedoch eine ſolche Reue auf beiden Seiten, und vielleicht mehr als Einmal des Tages vorkommen mag! Da wohnt mir zur Rechten eine Wittwe, die durch Verſchwendung, thörigte Eitelkeit, und ſtrafbare Liebeleyen ihren rechtſchaffenen Mann unter die Erde gebracht hat. Sie ſelbſt darbt jetzt, und ihre ſchlecht erzogenen Kinder verachten die

Mutter noch mehr als die übrige Welt. — Zur Linken liegt ein armes Weib auf dem Todtenbette, und ſtirbt am Jammer. Sie hatte ihren Mann aus Liebe genommen; er ſie um einiges Vermögen willen. Dieſes drang er ihr ab und verſchwendete es. Seine Stelle hätte ihn ehrlich genährt, aber er ergab ſich dem Müßiggange, ſpielte und trank, während die Frau Tag und Nacht arbeitete; und alles ihr Bitten, alle ihre Thränen vermochten nicht ihn zurück zu bringen. Müßiggang und Unordnung verführten ihn zur Treuloſigkeit. Vor wenigen Tagen iſt er zum Gefängniſſe abgeführt worden. Die Frau liegt todtkrank danieder, und jammert um ihre armen Kinder, die verlaſſen von der Welt und hülflos vielleicht auch zu Grunde gehen. — Dieſe Beyſpiele ſind grell und hart; aber wie manche andere ſind mir bekannt, die, minder hart, doch noch ſchreckend genug ſind. Wie häufig mögen dieſe in großen

Städten seyn, und wie oft mag da die Reue bey Tag und Nacht in dem Haushalte einkehren!

Es mag wohl wahr seyn, daß keine äussern Umstände, keine Berechnung der Verhältnisse, vielleicht nicht einmal die Liebe eine hinlängliche Gewährleistung einer glücklichen Ehe gibt. Hab' ich doch selbst mehr als ein Paar gekannt, das auf Liebe zu bauen schien, und doch war es nur Triebsand gewesen; das Gebäude ihres Glücks fiel in Kurzem zusammen, und sie wußten nicht, wie sie wieder unter Dach kommen wollten. Freylich mag es auch mit mancher Liebe eine närrische Sache seyn, wohl wie mit einem Rausche, oder einem kurzen Fiebertraume voll reizender Erscheinungen, die aber nur aus dem verbrannten Blute kommen. Wer mag aber da Wahrheit von Irrthum scheiden? Und wenn denn Alles nur Trug war, und endlich, früh oder spät, das Erwachen kömmt — welche Entdeckung

muß das seyn! So ein Feld voll zerstörter Hoffnungen! eine Hölle vielleicht, wo ein Himmel verheißen war! Haß und Unmuth und alle Furien des Lebens, zerstörend und zerreißend, statt Wohlwollens und zarter Liebe! Wie schrecklich! Ich könnte mich mit solchen Gedanken ängstigen, wenn ich nicht wieder dächte, daß ja das alles in Gottes Hand liegt. Kömmt nicht, wie jedes Glück, so auch das Höchste von Allem, Eintracht und Friede, von ihm? Und wird er diese köstlichen Gaben dem versagen, der um sie mit reinem und liebendem Herzen bittet? — In diesem Gedanken liegt ein unerschöpflicher Schatz. Und dann denke ich auch wieder an Dein ernstes und edles Wesen, mein Odo, und danke der göttlichen Güte, die meine Liebe so geleitet hat. Könnte hier Irrthum seyn? Könnte das Vertrauen auf Gott in einer solchen Sache uns täuschen?

Ode an Amanden.

Den 8. Junius.

Als ich gestern, auf dem Rückwege, durch Rathenau kam, begegnete mir am Ende des Dorfes ein Sarg von einigen Laternen begleitet, und vieles Volk umher. Ich fragte nach, und erfuhr, daß man einen jungen Burschen begrübe, der sich aus Liebe ums Leben gebracht. Und als ich weiter fragte, sagte ein junges Weib, mit einem Kinde auf dem Arm: „Es ist eben eine traurige Geschichte. Wohl heißt es mit Recht, daß der Geiz die Wurzel alles Uebels und alles Unglücks ist; und so hat er auch dem schönen jungen Menschen das Leben gekostet.“ Und nun erzählte sie mir im Fortgehen, daß der Verunglückte der einzige Sohn eines reichen Mannes gewesen, daß er ein schönes und unbescholtenes, aber armes Mädchen geliebt, und nicht von ihr habe lassen wollen. Der Alte habe ihn aber übel deshalb angesehen, und wenn jener

ihm gesagt, er nähme sich das Leben, wenn er das Mädchen nicht bekäme, habe er ihn mit schnöden Worten verspottet. Das Mädchen sey ihm auch sehr gut gewesen; da ihre Eltern aber gesehen, daß aus der Heirath nichts werden solle, hätten sie sie endlich einem alten reichen Wittwer gegeben, der ihr auch lange nachgegangen. Vor einigen Wochen sey die Hochzeit gewesen, und die Braut habe sich dabey bald die Augen aus dem Kopfe geweint; der junge Mensch aber sey von der Zeit an ganz tiefsinnig herumgegangen, und vor zwey Tagen habe man ihn im Wasser gefunden. Nun reiße sich freylich der alte Geizhals die Haare aus, und stoße sich den Kopf gegen die Wand. „Das ist nun aber alles zu spät," setzte die Erzählerin hinzu; „er hätte früher bedenken sollen, daß, wenn sich zwey Menschen recht lieben, es doch eben Gottes Wille ist, daß sie bey einander bleiben sollen."

Ich folgte der Leiche auf den Gottesacker, wo der Unglückliche abgesondert von den Gräbern anderer Christen beerdigt wurde. Sein Schicksal jammerte mich; ich dachte mir sein armes gequältes Herz, das so treu an seiner Liebe hing und an nichts anderu in der Welt, und alle Güter der Erde und das Leben selbst gleichgültig von sich stieß, weil ihm das Eine genommen war, worauf er sein Glück hatte bauen wollen. Wohl, dacht' ich, Du gutes Weib, hast Du Recht, daß es Gottes Wille ist, wenn zwey Menschen sich recht von Herzen lieben! und zu dem umwölkten Himmel aufsehend, sagte ich in mir selbst: O ewige Liebe, die Du über den Sternen wohnst, Du hast Deinem Geschöpfe Liebe und Sehnsucht gegeben, um Ein Herz zu suchen, das ihm die Welt wäre, und ohne das Welt und Leben nur ein Schatten ist. Aber da haben die Menschen so vieles dazwischen gebaut, was sie Glück nennen, und meinen dann, daß einer

seinem Glücke im Wege sey, wenn er thut, was sein innerstes Herz ihm gebietet. — Die Umstehenden mochten nicht anders denken. Das ewige Gesetz der Natur, wie auch immer die Menschen es unterwühlen mögen, hängt doch mit seinen Wurzeln tief in ihrer Brust; und wie sehr sie immer die ehernen Tafeln, die Gott mit seinem Finger beschrieben, bedecken und vergraben, wenn der Athem des Todtes gewaltsam einherfährt, so zerstiebt all der Wust, wenigstens für einige Augenblicke, und die flammende Schrift der Wahrheit leuchtet ihnen frey in die Augen. Auf allen Seiten hörte ich Töne tiefen Mitleids und lauter Mißbilligung gegen den, der für den Urheber des Unglücks galt. Aber kein Gesang hallte tröstend in das Grab hinab; kein Gebet versöhnte den Zorn der Umgebenden. — Armer Mensch! auch nach dem Todte noch ergreift dich die unerbittliche, starre Willkühr. Sie drückte dein Herz zusammen, weil es nicht an gemeinen

Gütern genug hatte; und nun entfernt sie auch die Diener des menschlichsten Glaubens von deiner Gruft, die der Habsucht, der Gewaltthätigkeit, dem Uebermuthe, der hartherzigsten Grausamkeit, dem Tyrannen und seinem Schmeichler, wenn sie nur das Ende ihres nichtswürdigen Lebens feig und zitternd erwarteten, ihr letztes Gebet willig verkaufen, und das Grab des Lasters mit feilen und erlogenen Lobsprüchen schmücken.

* * *

Ich konnte heute nicht zu Dir hinüber. Ein leichtes Fieber war mir angeflogen, und da der Regen so in Strömen herabgoß, mußte ich mich schon entschließen, mit meiner Sehnsucht nach Dir zu Hause zu bleiben. Jetzt ist Alles wieder vorbey, und die Sterne schauen so freundlich aus dem dunkeln Himmel, daß ich mir leicht einen frohen und heitern Morgen herauslesen kann. — —

Als ich diesen Abend mit dem Vater zu-

ſammenfaß, erzählt' ich ihm die Geſchichte der geſtrigen Nacht, und verbarg meinen Grimm über die Art des Begräbniſſes nicht. Mein Vater ſchwieg eine Zeitlang; dann hub er an, als ſey von andern Dingen die Rede geweſen: Glaubſt Du, mein Sohn, daß das Rechte immer und überall Recht ſeyn kann? — Ob es ſeyn kann, weiß ich nicht; aber es ſollte ſeyn. — Freylich ſtände es dann anders um die Welt. Aller Zwieſpalt des bürgerlichen und ſittlichen Rechtes wäre aufgehoben; es wäre dann nicht nur nichts verboten, was nicht ſittlich unrecht wäre, ſondern auch das letztere würde nicht nach Einer Regel, ſondern nach den verſchiedenen Stufen der Sittlichkeit geſchätzt und beſtraft. Meinſt Du nicht? — Allerdings; erwiederte ich; ob ſchon dieſe Schätzung große Schwierigkeiten haben dürfte. — Vielleicht, ſagte mein Vater; aber doch ſchwerlich größere, als wenn überhaupt das Rechte überall an die Stelle des Rechtes

treten ſollte. Man darf nur Richter haben die ſcharfſichtig genug ſind, um in das Innere der Handlungen einzudringen, ihre verborgenen Triebfedern und ihren Zuſammenhang mit der äußern Welt zu erforſchen, den verſchlungenen Gang eines ganzen Lebens zu enthüllen, und es wird nicht die geringſte Schwierigkeit koſten, das wahrhaft Böſe von dem ſcheinbaren zu ſondern, und alle Stufen der Sittlichkeit darin auf das Schärfſte zu beſtimmen. — Aber dieß iſt keinem Sterblichen verliehen; der Herzenskündiger iſt Gott allein. — Auch ich glaube dieß; aber Du wollteſt doch vorhin, daß das Rechte überall an die Stelle des Rechtes träte. — So weit es der menſchliche Scharfſinn verſtattet. — Sage, die menſchliche Kurzſichtigkeit, und Du haſt richtiger geſprochen. Aber wie Du willſt; auf jeden Fall haſt Du ſo Deiner Forderung ſehr enge Grenzen geſetzt. — Ich fühle es, aber muß man nicht bey allen Forderungen,

die man an menschliche Dinge macht, immer diese Grenzen menschlicher Beschränktheit hinzudenken? — Allerdings, sagte mein Vater lächelnd; und ich hätte das wohl vom Anfang an bedenken sollen. Aber sage mir, hältst Du die Gesetze für Werke der Menschen oder Gottes? — Mich dünkt, antwortete ich, gute Gesetze könnten nichts anders seyn, als die richtige Anwendung des göttlichen Willens auf menschliche Dinge. — Und diese Anwendung, fuhr mein Vater fort, wird sie nicht von Menschen gemacht, die, wie wohlwollend wir sie uns immer denken mögen, oder wie einsichtsvoll, doch dem Irrthume ausgesetzt sind, und auf keine Weise aus ihrer menschlichen Beschränkung treten können. Es ist aber dieser Beschränkung gemäß, die Dinge der Welt nach gewissen Eigenschaften zusammen zu ordnen oder zu trennen: die Gegenstände der Natur, wie die Handlungen der Menschen. Wir können nicht anders. Und wenn diese

Handlungen Gesetzen unterworfen werden, müssen sich diese nicht auf jene Eintheilungen beziehen, und auch wieder, aus dem nemlichen Grunde, eine Allgemeinheit bekommen, die in einzelnen Fällen wie ein Unrecht aussieht? — Ich mußte das zugestehen. — Die vollkommenste Gesetzgebung, fuhr mein Vater fort, wird also immer die Gebrechen haben, die kein menschliches Werk vermeiden kann. Daß es aber Gesetze geben müsse, leugnest Du nicht; daß gegebene Gesetze gehalten werden müssen, eben so wenig; auch nicht, was im Grunde das nemliche ist, daß sich die Obrigkeit an die bestehenden Gesetze halten müsse. Denn was würde aus der Freyheit werden, wenn der, in dessen Händen die Gewalt, oder ein Theil der Gewalt ruht, wie er auch heißen möge, Fürst oder Minister, Richter oder Pfarrer, in jedem besondern Falle seine Einsicht — seine menschliche, beschränkte, vielleicht irrige und durch Leidenschaften ver-

wirrte Einsicht — als Gesetz aufstellen und an den Platz des bestehenden Rechtes treten lassen wollte? Jeder würde glauben, und ganz gewiß behaupten, daß er das Rechte wolle; diesen würden andere ein anderes entgegensetzen; und so kämen wir mit einemmale auf den Weg jener blutigen Art von Gerechtigkeit, die jetzt jenseits des Rheines so eifrig beschäftigt ist, das für Recht gehaltene an die Stelle des Rechtes zu setzen, und den täglich schwankenden und neugebornen Willen jedesmal mit jedem nur vorhandenen Mittel geltend zu machen. Mit dieser Sinnesart, die sich mit einem sehr edeln Gemüthe verträgt, hätten die Einwohner von Rathenau vielleicht ihren Pfarrer gezwungen, den Unglücklichen, dessen Beerdigung Dich so sehr gegen die Gesetze empört hat, nach gewöhnlicher Weise mit Gesang und Gebet zur Erde zu bestatten; und wenn er sich hinter das Verbot der Gesetze hätte retten wollen, würden sie ihm geant-

wortet haben, die Gesetze taugten nichts; sie verständen es besser, und hätte er endlich sein Gewissen vorgeschützt, so würde er kaum der Beschimpfung, ja, vielleicht nicht einmal wirklichen Mißhandlungen entgangen seyn. Wäre das wohl das Rechte gewesen, das besser wäre, als das Recht? — Ich mußte auch hier nachgeben. Aber sollte nicht, fuhr ich fort, das Gesetz ungerecht und empörend seyn? — Es kann Fälle geben, wo es so erscheint, antwortete mein Vater mit gewohnter Ruhe; im Allgemeinen ist es gewiß nicht so. Ist nicht der Selbstmord eine Empörung gegen die Natur? Ist er nicht ein Auflehnen gegen Gott? und würde es der Kirche anstehen, durch Anwendung ihrer geheiligten Gebräuche eine Handlung zu bestätigen, die man nur beklagen, nie aber loben kann? Muß sie nicht vielmehr diese Handlung, wo sie nur immer vorkömmt, ohne weitere Rücksicht verurtheilen, wie sehr auch immer der Mensch, der

sie begeht, entschuldigt, oder bemitleidet werden mag? Jenseits des Grabes fängt Gottes Gericht an; das Gericht der unendlichen Weisheit; diesseits derselben urtheilt der beschränkte Mensch. Ich fürchte nicht, daß der Pfarrer von Rathenau, den ich als einen wohlgesinnten Mann kenne, durch seine gesetzmäßige Abwesenheit von dem Grabe des Unglücklichen, dadurch ein Verdammungsurtheil über ihn ausgesprochen zu haben meint, das auch für jene Welt gültig sey. Vielmehr hoffe ich, daß er diese Gelegenheit benutzen wird, seiner Gemeinde das einzuschärfen, was nach göttlichen und menschlichen Gesetzen recht ist; die Liebe der Eltern gegen die Kinder; den Gehorsam der Kinder gegen die Eltern; die schwere, aber unerlaßliche Pflicht, den eignen Willen zu bändigen; die rechte Schätzung irdischer Güter und ihre Ungenüglichkeit zum Glück; aber auch, wie strafbar es sey, wenn Menschen gegen uns und unsere Wünsche fehlen,

uns durch Verletzung des göttlichen Gesetzes an ihnen zu rächen. Dieses ist mein Glaube, und ich zweifle auch nicht, daß es der Deinige sey, wenn Du etwas tiefer greifen, und nicht blos den Eingebungen eines gereizten, obschon sehr menschlichen Gefühls folgen willst.

Ich hatte gegen diese Aussprüche nichts Bedeutendes einzuwenden. Was ich aber dem gütigen Vater antwortete, und wie ich ihm noch mehr im Herzen als mit Worten dankte, mir bey der Wahl meines Glücks harte Prüfungen erspart zu haben, — das, meine Amande, will ich Dir morgen selbst erzählen, oder Du sollst es aus meinen Augen lesen, wenn ich Dir gegenüber sitze, und bey dem Gedanken Deines Besitzes alle Freuden des Himmels und der Erde fühle. Noch acht Tage, Amande, und Du bist mein. Ungeduldig zähle ich die Stunden, und nehme Alles zusammen, um mich über die Länge der Zeit zu täuschen. Langsam

ziehen die Sterne am Himmel hin, und noch will der Tag in Osten nicht dämmern. Ich muß den Schlaf wohl suchen, und Dich in seinen Träumen, holde geliebte Braut. Träumst Du jetzt auch von mir? — —

Von Amandens Hand.

Meine Mutter war heute, am Sterbetage meines Vaters, mehr als gewöhnlich weich. Es war für uns beyde ein stiller Trauertag, voll Wehmuth und doch auch so voll Heiterkeit. Wie viel Herrliches erzählte mir die gute Mutter von dem theuern Abgeschiedenen! wie rühmte sie das Glück ihn gekannt und besessen zu haben, wenn auch nur auf kurze Zeit! Ach, warum hab' ich Dich nicht auch gekannt, du guter Vater? Warum bist Du so früh von der Erde genommen worden, eh' Du Dein Kind lehren und segnen konntest? Doch hat auch so Dein Segen über mir gewaltet durch die Liebe der zärtlichsten Mutter. Hat sie mich

nicht mit Deinem Andenken umgeben, das sie selbst unaufhörlich umgibt; und weißt mich dieses heilige Andenken nicht auf den Himmel hin, wo Du bey Gott bist? Vor Deinem Bilde hab' ich heute Gott gedankt, daß mein Odo auch ist, wie Du, mein Vater, warst, und habe ihn um Segen für unsern Bund gefleht — daß er auch so glücklich werden möge, wie der der geliebten Eltern war, aber, wenn es sein Wille ist, dauernder! — Muß ich jetzt daran denken, fast an dem Vorabend meiner Hochzeit? Doch warum nicht? Stehen wir nicht immer an den Pforten der Ewigkeit? und drängt sich nicht der Gedanke an den Todt, wie ein heilsamer Erinnerer, unwillkührlich in jede Freude ein? So will ich ihn denn auch nicht fliehen? Er soll mich hinweisen nach dem rechten Ziel; er soll mich eifriger machen in meinem Streben, ehe die Zeit verrinnt; er soll mich lehren, alles Gute, was mir die ewige Liebe verleiht — und

wie viel verleiht ſie mir nicht? — recht innig, recht dankbar und unſchuldig anzunehmen; keinen Augenblick zu verlieren in dieſer kurzgemeſſenen Zeit, um denen Freude zu ſchaffen, die ich liebe, und mich ſelbſt zu erfreuen durch fremdes Glück. —

Einen recht herrlichen Schatz hat mir heute die gute Mutter gegeben, den ſchönſten und beſten Theil meiner Mitgabe, eine Sammlung von Lehren, Bemerkungen und Erfahrungen von ihrer eignen Hand *). Das ſoll mir ein treuer Wegweiſer durch das Leben ſeyn; ein freundlicher Führer auf der Bahn, die ich nicht ohne Bangigkeit betreten kann. Dieſe Lehren einer liebenden Mutter und ihr Beyſpiel — darf ich bey

*) Ohne Zweifel dieſelben, die unter dem Titel der Mitgabe bey dieſen Blättern ſich fanden. Von der nemlichen Hand war eine andere ähnliche Sammlung mit der Aufſchrift: Pathengeſchenk. Wir haben dieſes dem erſtern beygefügt.

solchen Leitsternen einen Schiffbruch fürchten?

Den 10. Juny 1793.

Wie schnell ist dieser Tag gekommen, und obgleich schon lange bestimmt, wie hat er mich überrascht!

Ich will die Stille dieses heitern Morgens, ich will diese Einsamkeit benutzen, um mich noch einmal zu sammeln, um noch einmal vor Gott zu treten, eh' ich diesen ersten Act meines Lebens beschließe, und in den heiligen Tempel eines neuen Standes trete. Ich stehe vor seinen Pforten mit bangem, klopfendem Herzen. Hinter mir liegt eine glückliche Zeit; was mich erwartet, ist von der Zukunft verhüllt. Nur das weiß ich, daß sich meine Verhältnisse vervielfältigen, und die Gefahren, die das Leben des Menschen umringen, sich vermehren müssen. Von morgen an werde ich in diesem Hause,

wo ich zum Leben erwachte, wo ich an der Hand meiner Mutter heranwuchs, — ach von morgen an, werd' ich hier in dieſer ſtillen Kammer, der Zeugin meiner Zufriedenheit und meines Dankes, nicht mehr einheimiſch ſeyn; ich werde eintreten in ein fremdes Haus, um ein fremdes Schickſal zu theilen; ich werde neue Sitten lernen, und, von einer geliebten Mutter getrennet, oft bey mir ſelbſt Rath und Hülfe ſuchen müſſen. Sollte ich dieſen unbekannten Weg mit Leichtſinn betreten; ſollte ich nicht mehr als je die Hülfe deſſen ſuchen, der mich von meiner Kindheit an ſo väterlich berathen hat? Gott ſieht mein Herz; es iſt voll des Dankes für die Fülle des Guten, die ich von ihm empfangen habe. Sprach er nicht immer durch das Herz einer Mutter zu mir, die mich durch ihre Liebe Gott fühlen, durch ihre Lehren ihn erkennen, durch ihr Beyſpiel ihm folgen lehrte? Von ihrem frommen Sinne bewacht, floſſen die Jahre

meiner Jugend gefahrlos dahin; und auch die kurzen Leiden meiner Kindheit wurden mir heilsam. Ich hatte wenige Sorgen, als die der Liebe um meine Mutter, und keinen Kummer, als daß es mir an Mitteln des Dankes fehlte. So glücklich war diese Zeit! Mit Wehmuth tret' ich aus ihr heraus; und indem sie sich wie ein Tempel des stillen Glücks hinter mir schließt, falle ich noch einmal auf meine Knie nieder, und benetze mit den Thränen meines Dankes die Schwellen, über die mich der Wille der Vorsehung führet.

Und mein eigner Wunsch! — denn warum sollt' ich es mir verbergen wollen? Früh keimte in meiner Brust die Liebe zu dem edeln Mann, dessen Hand mich ferner durch das Leben zu leiten gelobt. Ich war mir selbst noch fremd, als mich eine geheime Neigung zu ihm zog; und als ich anfing, die Natur meiner Gefühle zu ahnden, entdeckte ich, nicht ohne Bestürzung, daß mein

Glück an dem ſeinigen hing. Er warb um meine Liebe, und ſein Bewerben erſchreckte mich. Da warf ich mich an das Herz meiner Mutter, und vertraute ihr Alles. Sie kannte meinen Odo, und achtete ihn; aber ſie verkannte auch die Gefahr ſeiner Bewerbung nicht. Nie hab' ich lebendiger das Glück gefühlt, eine ſolche Mutter zu haben. Wie ergoß ſich ihr liebendes Herz! wie warnte ſie ſchonend! wie rief ſie allen Troſt des Glaubens in mir auf! Sie mißbilligte meine Liebe nicht, aber ſie kämpfte dagegen; ſie gab mir Troſt in meinen Schmerzen; ſie richtete mich in meiner Verzagtheit auf; ſie gab mir Kraft zu den ſchwerſten Opfern, auch zu dem meiner Liebe, wenn es der Wille der Vorſehung wäre. Die Güte des Ewigen nahm den Willen für das Opfer ſelbſt. Sie hatte mir das Herz des Geliebten auch in der Ferne bewahrt; und als ſchon der Stern unſerer Hoffnungen gänzlich zu erblaſſen ſchien, fügte ſie

unerwartet unsere Hände zusammen. In den Schooß der ewigen Liebe hatte ich mein Glück gelegt; aus ihm empfang ich es zurück. Dankbar empfang' ich es, und mit dem festen Entschlusse, es zu verdienen, so viel in meinen Kräften steht.

Aber ach! was ist die Kraft des Menschen? was sind seine Entschließungen? Leicht beweglich ist sein Herz; sein Wille wie ein wankendes Rohr. Wenn das Glück ihm noch fern steht, verheißt er sich viel; in dem Besitze des Glücks vergißt er seine Gelübde, und die ungebrauchte Kraft stirbt allmählig dahin. Nicht so sehr im Unglücke prüft uns Gott, als im Glück. O Gott, laß mich diese Prüfung bestehn! Erhalte in meiner Brust die lebendige Erinnerung der Schwüre, die ich im Stillen Dir that, und verleihe mir die Kraft, sie mit der Freudigkeit und in dem Umfange zu erfüllen, wie ich mir schwur. Stelle mir täglich meine Pflichten vor Augen, und wenn sie schwer

ſind, ſo ſtärke Du ſelbſt meinen Muth. Laß mich des Mannes würdig werden, der mich zur Seinigen erkohr; dem ich frey meine Liebe ſchenkte, und der ſie mit aller Innigkeit ſeines ſchönen Herzens erwiedert. Erhalte dieſe Liebe in ſeinem Herzen, und laß mich durch ſie zum Guten erſtarken; und wie wir vor Deinem Altar uns unzertrennlich vereinen, ſo laß auch unſere Ehe einen unauflöslichen Bund der Frömmigkeit und Tugend ſeyn. Gib uns gleichen Sinn und gleiches Streben zu dem Ziele des Guten. Laß uns endlich in Frieden unſere Tage beſchließen, auch dann noch frohen Herzens, wenn der Todtes-Engel winkt, um uns durch die dunkle Gruft zu dem Anſchauen Deiner Herrlichkeit einzuführen.

So will ich mit Vertrauen auf Deine leitende Huld vor Deinen Altar treten. Du haſt meine Liebe geheiligt; Du haſt Dir mein Herz durch dieſe Liebe zugekehrt; ich habe Dich beſſer erkannt, und mich ſelbſt.

Laß mich nie dieſe reinen Flammen entweihen; laß mein Herz einen Altar frommer Liebe ſeyn. Nimm das Opfer meines Dankes gnädig an; und wie ich mich jetzt, o Allgütiger, mit freyem Herzen vor Dir demüthige, ſo laß mich nie vergeſſen, daß all mein Glück aus Deinen Händen kam, daß dieſes Glück durch Uebermuth verwirkt wird, und daß ein ſchnödes Vergeſſen Deiner Wohlthaten dieſe ſelbſt zerſtört. Du haſt mich Deine Gebote und meine Pflichten gelehrt. Du haſt mir den Weg zu meiner irdiſchen und ewigen Wohlfahrt gebahnt. Laß mich nie von ihm weichen; laß mich zu jeder Zeit mit eben ſo freudigem Gemüthe, wie heute, meiner Pflichten gedenken; damit die Bangigkeit, die jetzt noch mein Herz erfüllt, ſich in Zuverſicht wandle.

Amande an Odo.

Den 16. May 1795.

Du biſt fort, mein Odo? Iſt es auch wohl wahr? — Ach meine Augen ſuchen

Dich umsonst — und jeder Augenblick trennt Dich weiter auf dem Wege, wo ich noch immer den Staub wirbeln sehe, der Dich und Dein freundliches Nachgrüßen vor wenigen Stunden meinen Augen entzog.

Es mag wohl kindisch seyn — aber könntest Du zürnen? Ich mag mir immer sagen, daß es ja seyn mußte — und doch flieſsen meine Thränen. So schwach bin ich! Aber darfst Du mich schelten? oder ist es meine Schuld, daß Du mein Wesen so an das Deinige gekettet hast, daß mir auch die kürzeste Trennung wie ein Vorabend oder eine Vorbedeutung der längsten erscheint? Kann man irgend ein groſses Gut ohne Sorgen besitzen? und wie sollt' ich mich ihrer entschlagen bey meinem gröſsten? „Wo einer seinen Schatz hat, da hat er sein Herz.“ Wo das Meinige ist, weiſst Du. In Deiner Nähe ist es wohl ruhig; wohl Stunden lang kann ich Dich da vergessen; aber wenn Du nicht bey mir bist,

dann ſuchen Dich meine Gedanken unruhig auf, und ſpinnen das Gewebe der Liebe über den Raum, der uns trennt; ſo wie ich Dich jetzt verfolge, und Dir ſogar vorzueilen hoffe; damit, wenn Du in M. ankömmſt, mein Brief Dich zuerſt mit einer bekannten Stimme begrüße.

Still und hehr zieht die Sonne mit Dir nach Abend hin; die Lüfte ziehen deſſelben Weges und treiben die goldenen Wolken vor ſich her. So ziehe ich denn auch mit der Sonne, mit den Lüften und den Wolken Dir nach. Sieh nur auch nach ihnen auf, und ſie werden Dir ſagen, daß ſie Boten Deiner Amande ſind.

Gern ſäß ich heut über meinen Gedanken und meiner Sehnſucht allein; aber da hör' ich ſchon vor der Thür das Geplauder meiner kleinen Strickerinnen. Nun ſie ſollen mir auch willkommen ſeyn, und ich will ihnen Geſchichten erzählen von guten Leuten, die ſollen all ausſehen wie Du, mein Odo, und alle heißen wie Du. So ſpinn ich ja

doch den Faden fort, den ich hier angefangen habe!

* * *

Den 30. May.

Daß Du auch gerade jetzt so fern seyn mußt, Du böser, lieber Mann! daß ich nicht zu Dir hereinschleichen, hinter Deinen Stuhl treten, Dir die Augen zuhalten, Dich küssen und fragen kann: rath, wer ist's? Und doch ist der Morgen so schön, und ich bin so früh auf, und die Vögel vor meinem Fenster hüpfen von Zweig zu Zweig und singen in die blaue Luft hinein, daß es eine Lust ist. Das könntest Du hier auch mit hören, und dann wär' es noch einmal so schön. Und gibt es dort wohl so schöne Wiesen, als diese hier, die eben, der Sonne zu Ehren, ihren schönsten Schmuck, Millionen von Juwelen, angelegt hat? — Doch magst Du das dort immer haben. Aber was Du nicht hast, mein Odo, das

iſt ein kleines, ſüßes Geheimniß, das ich weiß, und das ich Dir, wenn Du hier wäreſt, ganz leiſe in das Ohr flüſtern würde. — Aber wie ſoll ich es hier anfangen, hier, mit der pedantiſchen Feder in der Hand, und mit den hölzernen Buchſtaben. Das ſind ſchlechte Stellvertreter für ein einziges lebendiges Wort zwiſchen Mann und Frau.

Alſo..... Doch ich muß Dir erſt erzählen, was mir geſtern Abend begegnet iſt. —

Ich ſaß, wie faſt immer an ſchönen Abenden, im Garten in der untern Laube, an meinem Rahmen, und ſtickte an einem Roſenzweig. Die Dämmerung kam; ich ließ die Nadel ruhen, und beſah meine Arbeit nicht ohne Wohlgefallen: ein kleines, noch feſt umſchloſſenes Knöspchen zwiſchen zwey aufgeblühten Roſen, und von beyden beſchattet. Dabey ließ ich die Hände im Schooße ruhen, lehnte mich zurück und dachte, mit halbgeſchloſſenen Augen, an Dich. Da trieben zwey Graſemücken ihr

Weſen über mir mit einem ihrer Jungen, das zum erſtenmale zu fliegen verſucht hatte, und eh' ich michs verſah, fiel mir das kleine ungeſchickte Thierchen von dem Zweig in den Schooß, und die Alten mit Zeter-Geſchrey hinterdrein. Ich war recht erſchrocken. Als ich aber ſah, was es war, nahm ich das kleine Geſchöpf in die Hand, und trug es wieder in ſein niedriges Neſt, und gleich waren auch die Alten wieder darauf, und als ich wegging, ſchrien ſie hinter mir drein, daß ich lachen mußte; und doch kamen mir die Thränen in die Augen; ich wußte nicht wie.

Es wurde kühl; ich ging über den Hof nach dem Hauſe. Da ſchritten zwey Hennen mit geſtrecktem Gang neben mir hin, jede mit ihrer kleinen piependen, zappelnden Schaar um ſich her; und jede nahm Platz auf ihrem Neſt, und die Kleinen flatterten nach, und liefen durch einander, und wühlten ſich unter die Flügel der Mütter ein, jedes ohne Irrthum und Fehl. Und da ſich

der Haushund in der Nähe zeigte, um mich zu begrüßen, wie sträubten sich da die Federn der ängstlichen Mütter, und wie sorgsam sahen sie dem Feinde nach, bis er vorüber war! —

Jetzt war es Nacht geworden. Ich legte mich an das Fenster, und freute mich des Mondes, der still durch die Sterne zog, und der Sterne, die um ihn her wimmelten. Eine große Heiterkeit war in meiner Seele. Ich dachte an das liebende Auge Gottes, das auch so still über der Welt ruht, und sich des Gewimmels seiner Geschöpfe, ihres Lebens und ihrer Ruhe freut... Aber in diesem Augenblicke fühlte ich mich doch allzu einsam. Ich war voll Wehmuth, weil ich in meinem Innern so vergnügt war, und doch Niemanden hatte, der sich mit mir freute.

Der Schlaf kam schnell; auch die Träume blieben nicht aus. Der Rosenzweig, bey dem mich die Dämmerung gefunden, lag jetzt in meinem Schooße, und das ver-

hüllte Rosenkind öffnete seine Schleyer, und sah mit purpurrothen Wangen heraus, und ich freute mich der neuen Schöpfung, und drückte das Knöspchen, wie ein liebes Kind, an mein klopfendes Herz.

Und da mir jetzt vor Freuden die Augen aufgingen, und ich halbschlummernd noch nach meinem rosenwangigen Röschen suchte, da fühlt' ich ein so wunderbares Regen in mir — und ein unaussprechliches Ahnden von Liebe — ein Gefühl mütterlicher Zärtlichkeit, wie ich nie noch gehabt.

Ich lauschte — horchte — zitternd vor Hoffnung und Freude. Mein Ahnden ward zur Gewißheit. —

Sieh, das ist mein Geheimniß!

Wie mir zu Muth ist seitdem — wie könnt' ich Dir es sagen? Weiß ich's doch selbst kaum. Aber selig bin ich seitdem, recht in meinem innersten Herzen selig, und es ist mir, als müßt' ich mein Glück in mich verhüllen, damit es mir Niemand raubte;

UNIV.BIBL. BERLIN

als wenn ich es Allen verbergen müßte, dieſes liebe Geheimniß, damit es nur recht Dein bliebe, guter Odo, und mein.

Mein' ich doch, ich liebte Dich jetzt erſt recht, da ich Dich doch vorher mehr zu lieben glaubte, als Alles. Aber vormals hatte ich Dich allein; jetzt hab' ich Dich auch und noch ein Weſen zwiſchen uns, das Du und Ich, mein und Dein iſt; und wie wir uns vordem jedes in dem Herzen des andern ſuchten, ſo finden wir uns jetzt in einem dritten Herzen, in der Liebe zu einem Geſchöpfe zuſammen, das unſer Kind ſeyn wird.

O du allbeglückende Liebe, laß mich dieſer Seligkeit theilhaft werden!

Sieh, mein Odo, jetzt werd' ich recht inne, daß die Liebe vor der Kenntniß ihres Gegenſtandes vorausgeht; ja, daß es gar keine Liebe geben würde, ohne dieſes Vorherahnden, ohne dieſes unbegreifliche Vermiſſen eines unbekannten Weſens, für das ich mich mit Luſt meines Selbſt entäußere,

das ich mit meinem eigenſten Weſen durchdringe, von dem mein eigenſtes Weſen durchdrungen wird. Mag dieſes Wunder gewirkt werden, wie es will; genug, es iſt; und es iſt mir, als ob ich es jetzt beſſer verſtände, ob ich es gleich nur glaubend ergreife, und ohne es faſſen und begreifen zu können.

Ich muß ſchließen, wie ich angefangen: Du lieber, böſer Mann, warum mußt Du nun gerade jetzt abweſend ſeyn?

* * *

Den 15. Junius.

Vielen herzlichen Dank, mein guter Mann, für Deinen lieben Brief. Ich hatt' es wohl gedacht, daß Du Dich jetzt noch ein wenig mehr nach mir ſehnen würdeſt; und wenn es wahr iſt, daß die Gedanken der Liebe, wie treue Boten, aus einem Herzen in das andre gehen, und es auch ohne Worte bewegen können, ſo muß ſich ja wohl Deine Sehnſucht auch in dem Meini-

gen regen. Die Wahrheit iſt, daß ich Früh und Abends, und wieder Abends und Früh, und in jeder Stunde des Tages und der Nacht an Dich denke, und daß, was ich auch thun mag, immer der Gedanke an Dich, Dein Bild, mein Ode, darneben oder dahinter ſteht. Wie ſchön, wenn Du nun ſelbſt wieder an die Stelle des Bildes treten wirſt; wenn meine Arme nicht mehr nach einem Schatten haſchen, meine Gedanken nicht mehr auf das Ungewiſſe hin zu Dir flattern, ſondern ſich an Dein Ohr und an Deine Seele legen, und Antwort fordern, und Antwort empfangen!

Du willſt wiſſen, ob ich mich wohl fühle? Freylich fühl' ich mich wohl, denn mein Herz iſt vergnügter als je. — Magſt Du immerhin lächeln; ich muß es Dir doch ſagen. Wenn mir zu einſam iſt, und ich doch gern froh ſeyn will, nehm' ich den Korb mit dem niedlichen Kinderzeug auf die Knie, den mir die alte Tante an unſerer

Hochzeit ſchenkte, und ich damals vor Erröthen kaum anſehen konnte. Den muſtere ich dann durch, und freue mich — ach ſo kindiſch darüber; drücke auch wohl dieß und das an mein Herz, und die Thränen kommen mir vor Freude in die Augen. Und dann denke ich wieder recht lebhaft an Dich, mein Odo, und an Deine Wiederkehr, und an alle die goldenen Tage, die wir zuſammen gelebt haben. — —

* * *

Den 28. Junius.

Ich erhielt Deinen letzten Brief gegen Abend, eben da ich Henrietten erwartete. Da wollt' ich einmal ſehen, was ich wohl über mich ſelbſt vermöchte, und legte ihn uneröffnet hin, damit wir ihn zuſammen läſen. Aber wie er ſo auf dem Tiſche vor mir lag, griff ich ſo oft darnach, wie ein Kind nach einem verbotenen Naſchwerke; und eh ich es mich verſah, war er offen,

so daß ich eben mitten im Lesen war, als Henriette hereintrat.

Wirst Du wohl böse, mein Odo, wenn ich Dir sage, daß ich mir die Augen mehr als einmal trocknen mußte, als wir zusammen die Stelle lasen, wo Du Dich anklagst über das, was Du Deine Verstocktheit nennst? — Deine Verstocktheit? — Weißt Du auch, was Du schreibst, und an wen?

Ich habe oft gehört, daß die Reichen am ungenügsamsten sind, und darum Goldmacherey treiben. Sind das aber nicht die, von denen geschrieben steht, daß sie in Versuchung fallen? Hüte Dich vor Versuchung, mein verstockter, mein gefühlloser Mann!

Kennt Ihr Euch wohl, könnt Ihr Euch wohl kennen Ihr Männer, die Ihr so viel außer Euch seyd; in fremde Geschäfte, fremde Gedanken, fremdes Wissen vertieft, daß Ihr vergeßt und verlernt, Eure eigne Tiefe auszumessen? Wann Ihr dann einmal einen

Blick auf Euch thut, so ist er wie von der Seite, oder auch durch ein Teleſcop, das, wie man es eben wendet, den Gegenſtand entweder viel zu groß, oder viel zu klein zeigt. Darum ſeyd Ihr oft ſo kleinmüthig und verzagt ohne alle Noth, und ein andermal wieder ſo hoch hinaus über alles Maaß, immer im Kriege mit Euch ſelbſt, und darum ſo oft auch im Krieg mit Andern.

Glaube mir, Lieber, glaube Deinem Weibe, das Dich ruhiger betrachtet und darum beſſer kennt, als Du Dich ſelbſt — jene Verſtocktheit, deren Du Dich anklageſt, iſt in Deinem Kopfe, nicht im Herzen. Wohl hab' ich Dein Auge trocken geſehen bey ſo manchem Ereigniſſe des Lebens, wo wir Weiber gar nicht aus den Thränen kamen, ob wir es gleich lange vorher geſehen, lange vorher beſprochen hatten, und es als ein ganz natürliches, unvermeidliches, ja wohl wünſchenswerthes Ereigniß betrachten mußten. Ruhig und thränenlos

ſahſt Du oft in die Tiefe der Gräber; aber nie hab' ich Dein Auge trocken geſehen, wenn es ſich von der Erde zu dem Himmel wendete, bey groſſen Opfern, edeln Thaten und erhabenen Gedanken.

Da dacht' ich immer und denk' es noch, das Herz des edeln, des wahrhaften Mannes iſt für den gemeinen Weltlauf zu groß, für dieſes ewige, unveränderliche, mechaniſche Treiben der Natur, die in ihrer täglichen Arbeit ſo unendlich viel Stoff verbraucht, um unendlichen Stoff wieder von ſich zu geben? Wahrlich es iſt kaum der Mühe werth darauf zu achten. Wozu der ewige Jammer über Flucht der Zeit, verblühende Frühlinge und ſchwindende Leben? Und doch können wir Weiber das gar nicht laſſen, ob wir ſchon wiſſen, daß die Katarrakten von Thränen, die wir ſo leicht dahin weinen, gar bald durch ein ganz gewöhnliches Geſchäft, ein Stück Putz vielleicht, oder einen Beſuch, oder eine Ueber-

raſchung gehemmt und getrocknet werden können.

Und iſt nicht auch das eine recht gute und herrliche Einrichtung der Natur? Wären wir geboren, die Welt zu regieren, wie Ihr Männer es ſeyd, wozu wäre dann dieſe leichte Erregbarkeit, dieſes ſchnelle Ergreifen eines Gefühls? Doch nicht ſo ſollt' ich fragen, ſondern vielmehr: Würde mit dieſer leichten Erregbarkeit nicht Alles verderbt werden? Wir wiſſen das wohl, und der feſte, aufrecht ſtehende, thränenloſe Mann, den der Sturm nur die Locken verwirrt, nicht den Sinn; der den Freund neben ſich fallen ſieht in der Schlacht und nur ſagt: „Auch Du, Guter?“ und vorwärts dringt, den Feind ſchlägt, und am Abend den Helm mit Lorbeeren und Cypreſſen umſchlingt; der ſein Theuerſtes opfert, damit das Höhere gerettet werde; der ſein Gefühl dem Willen unterwirft, und bey der Nachricht von dem in der Schlacht gefallenen Sohne, mit hei-

terer Andacht das begonnene Opfer vollbringt, nur den Kranz aus den Locken ziehend, und dann sagt: ich wußte, daß er sterblich geboren war." — Der Mann, der so die freye Brust den Pfeilen des Schicksals entgegensetzt, ohne Murren und Thränen — nur der ist in unsern Augen ein Mann, und seines Namens und unserer Ehrfurcht werth. Solche Ansprüche machen wir nicht. Aber das leicht zerfließende Herz des Weibes, dieses schnelle Eingehen und Austreten aus dem Gefühl, diese zärtliche Anhänglichkeit an das Gegenwärtige, und was der Einbildungskraft gegenwärtig scheint — diese unversiegbare Quelle von Schmerzen und Freuden, aus der es sich bey den unendlichen Sorgen der mütterlichen und häuslichen Sorgen erquickt — was möchte sie dem Manne nützen? oder wie könnte — um auch das zu sagen — das Gesetz der Natur ohne diese Schwachheit des Weibes, in der seine Stärke liegt, in Erfüllung gebracht werden. —

Alſo kein Anklagen weiter; Alles iſt gut, ſo wie es iſt.

Du hätteſt heute unſere Henriette ſehen ſollen. Sie trug ihr Aennchen auf dem Arme, als ſie kam, und das blaſſe Kind ſah aus dem rothen Shawl wie eine weiße Roſe heraus. „Sieh nur,“ ſagte die glückliche Mutter, „wie ihr die Bäckchen ſich wieder färben. Leiſe zwar erſt; aber es wird ſchon beſſer kommen. Da das böſe Fieber vorüber iſt, erholt ſie ſich bey den ſchönen, warmen Tagen recht ſichtbar.“ Und dabey erzählte ſie mir noch einmal, wie groß ihre Sorgen geweſen um das Kind; wie ſie es ſchon faſt verloren gegeben, und Tag und Nacht bey ihm aufgeſeſſen. Und dabey herzte und küßte ſie es, und weinte zugleich über die vorige Angſt und die jetzige Freude.

Erſt als das Alles vorüber war, und wir uns recht ſatt geküßt und geplaudert hatten, laſen wir Deinen Brief andächtig

und ungestört mit einander, und der kleine Engel sah mit seinen schwarzen Augen bald mich, bald die Mutter an, und lächelte, als ob er Alles verstände.

Am Abend kam Albert, seine Frau abzuholen. Er war in Geschäften auf dem Lande gewesen, und erzählte uns, er habe versucht ein Ehepaar auszusöhnen, das früher einige Jahre hindurch in ziemlichem Frieden zusammen-gelebt habe. Da sey der Frau eine kleine Erbschaft zugefallen, die, bey kluger Anwendung, das Geschäft des Mannes recht sehr hätte verbessern können. Aber die Frau sey zu dem Opfer nicht zu bewegen gewesen, und habe überhaupt angefangen, geizig zu werden und den Herrn zu spielen. Darüber sey ihnen nun der Unfrieden über den Kopf gewachsen, so daß sie sich schlechterdings scheiden wollten. „Ich habe viele Worte verloren, setzte er hinzu. Hätten sie Kinder gehabt, so wäre Alles leicht gewesen, und die Ver-

kehrtheit wahrſcheinlich nie ſo weit eingeriſſen.“

Indem Albert dieß ſagte, erwachte Aennchen, das die Mutter bisher unter dem Shawl verſteckt gehalten hatte. Leiſe zog ſie das Tuch von dem blonden Köpfchen weg, und da das Kind den Vater erblickte, ſtreckte es gleich die kleinen Aermchen nach ihm aus. Und nun hatten ſie wieder ein Weſen mit dem Kinde, daß es eine Freude war. —

Doch genug für heute. Schon lange winkt mir mein Bett, und der Abendſtern ſieht mir gerade zum Fenſter herein, und ich ſende ihm noch einige freundliche Blicke zu, in der Hoffnung, daß Du vielleicht auch dahin aufſiehſt und an Deine Amande denkſt.

Den 29. Junius.

So eben komme ich von einem Beſuche von der Oberforſtmeiſterin zurück, den ich

gestern mit Henrietten verabredet hatte, und ich habe nur noch so viel Zeit, ein Wenig mit Dir zu lachen, ehe der Schlaf mich in seine weichen Arme nimmt.

Du weißt, der Besuch war lang versprochen, und immer aufgeschoben. Einmal mußte er schon abgelegt werden, und so fuhren wir heute nach Tische zusammen hinaus.

Wir mochten der armen Frau wohl einen großen Schrecken machen. Als der Wagen nach dem Hause wendete, sahen wir sie durch die Fensterscheiben blicken, und dann schnell zurückfahren. Wir schickten unsern Diener hinein, um uns anzumelden; es dauerte ein Weilchen, eh' er zurückkam; und während dem hörten wir Thüren schlagen, auf und ablaufen, und mancherley Bewegung im Hause. Jetzt trat ein Jäger an unsern Wagen, und ersuchte uns auszusteigen; die gnädige Frau würde gleich erscheinen. In dem Zimmer sahen wir noch

Spuren der Flucht. Ein Shawl auf der Erde; auf der Fußbank ein umgestürzter Strickkorb, der seinen Inhalt auf den Boden ausgeschüttet hatte; auf und unter den Stühlen ein Chaos der mannichfaltigsten Dinge; eine Jagdtasche und Hirschfänger auf dem offnen Clavier; über dem Spiegel die Hornfessel, an die der Knabe ein hölzernes Pferdchen gebunden hatte; in den Fenstern Arznei- und andere Gläser, Tabacks-Pfeifen und ein Stock; ein Hut mit bestaubtem Federbusche auf den Ofen gestülpt; aufgeschlagene Bücher und Schreibereyen mit Halsbinden und anderm Geräth vermischt. Man ließ uns Zeit Alles zu mustern; denn noch erschien Niemand. Zwar kamen die Kinder von Zeit zu Zeit, und sahen neugierig zu der halbgeöffneten Thür hinein; aber wenn wir sie anreden wollten, schlugen sie sie schnell wieder zu, und liefen davon. Endlich trat das Stubenmädchen zu einer Seitenthür herein, entschul-

digte ihre gnädige Frau, die eben im Ankleiden begriffen gewesen, und machte zu ihrem baldigen Erscheinen Hoffnung; zugleich raffte sie von der Erde zusammen, was sie konnte, und warf und stopfte es in eine gemeinsame Truhe, die beym Oeffnen eine überquellende Fülle mannichfaltigen Inhalts verrieth. Nach einigem Verzuge erschien endlich die herzensgute Frau mit unendlichen Entschuldigungen über ihr Verweilen, die angetroffene Unordnung und dergleichen, und mit nicht wenigeren Freudensbezeugungen über unsern eben so angenehmen als überraschenden Besuch. Nachdem dieses abgethan und der Sopha abgeräumt war, sprang sie mit ihrer Lebhaftigkeit von einer Frage auf die andere; sprach von Allem und von Nichts; klagte über die Zeiten und das Gesinde; befahl die Kinder herein zu bringen; fing an Caffee einzuschenken; vergaß es wieder über einem genähten Kragen, den sie uns zeigen wollte und nicht finden konnte;

ſchalt auf die Kinder, die Alles vertrügen, und ſo fort. Jetzt kamen die Kinder herein; recht hübſche gelbe Lockenköpfchen mit großen blauen Augen; aber gewaſchen — ſo ſo; die Strümpfe herabhängend; die Knöpfe der Jacken zur Hälfte abgeriſſen. An dem ſeidenen Capot der älteſten Tochter war der rechte Ermel halb ausgeriſſen. „Aber, mein Gott, Julchen, was iſt denn das?“ rief die Mutter, als ſie es gewahr wurde. „Ja,“ ſagte das neunjährige Kind; „der Schlüſſel zur Commode war nicht da; weil aber der Zipfel vom Kleide heraushing, zog es Philippine daran heraus, und da ging der Ermel entzwey. Es thut aber nichts, man kann es wieder zunähen.“ — In dieſem Augenblicke ſtieg der Oberforſtmeiſter an der Treppe vom Pferde. „Da kömmt Dein Vater, Julchen,“ rief die Mutter beſtürzt und trieb das Kind von ſich; „geh' geſchwind, daß er es nicht ſieht.“ Das Kind entkam mit Noth; der alte Herr trat herein, und kaum

hatte er uns begrüßt, als er nach einer Rechnung fragte, die er auf dem Tische liegen gelassen. Sie war nirgends zu finden. Der alte Herr brummte erst leise, dann lauter und immer lauter. Die arme, geängstete Frau lief hin und her. Alles wurde herbey gerufen, befragt, ausgezankt. Umsonst. Die chaotische Truhe wurde umgestürzt, wieder angefüllt, und nochmals umgestürzt. Abermals umsonst. Die Gewitterschläge wurden immer heftiger, und jetzt stürmte der Alte hinaus, wo er sich weniger Zwang anzuthun brauchte, um die Haussuchung fortzusetzen; und bald hörten wir den Wiederhall seiner donnernden Stimme, und ein Kindergeschrey dazwischen, wie bey der Erscheinung des Knechte Ruprecht. Die Rechnung fand sich zuletzt stückweis auf dem Hofe, wo Junker Karl sie zum Schweife eines fliegenden Drachen verwendet hatte. Das unmäßige Geschrey des Knaben verkündigte uns aus der Ferne den Ausgang der tragischen Begebenheit.

Ich wollte mich anfänglich über die arme Frau ängstigen; aber als ihr Mann die Thür hinter sich zugeschlagen hatte, war sie wieder so heiter, und sprach so unbefangen über tausenderley Dinge, die ihr in buntem Wirrwarr durch den Kopf gingen, daß ich wohl sah, diese Art von Ereignissen gehörten zu den alltäglichen Erscheinungen des Hauses. — Wir hielten uns jetzt nicht lange mehr auf, da ja jeden Augenblick ein neues Gewitter sich zusammenziehen konnte; und nachdem wir noch einige Gänge durch den wüsten Küchengarten gemacht hatten, wo wir einen Zug welscher Hühner fanden, die sich recht gütlich thaten, setzten wir uns wieder ein, und kehrten bey dem schönsten Himmel nach Hause zurück. — —

Amande an Odo.

Den 5. Julius.

Deine Hipparchia oder wie ich sie nennen soll, lieber Odo, ist hier gewesen und

wieder abgereist, und noch stehen einige unserer Herrn mit ihren Teleskopen, und verfolgen den Weg, den dieser Phönix nahm, der nur in Flammen lebt, dieser bunte Paradies-Vogel der nirgends ruht, sondern immer wie ein duftiger Farbenstraus durch die Luft zieht. Sieh, ich bin auch ganz poetisch geworden. Aber auch zwey ganze Tage lang hab' ich, mein gebietender Herr, um Deiner Empfehlung Ehre zu machen, meiner Eitelkeit zugemuthet, sich von den Strahlen dieses Meteors demüthig ausscheinen zu lassen; aber so ganz und gar, daß ich erst jetzt wieder anfange, einiges Licht um mich her zu sammeln. Auch unsern andern Frauen geht es nicht besser. Wir flattern alle noch ganz verdutzt umher, wie die Vögel nach einer Feuersbrunst.

Ich war eben aus der Kirche nach Hause gekommen, als sie in den zierlichsten Reisekleidern, hoch geschminkt, den Spitzenschleyer zur Hälfte gelüftet, bey mir ein-

trat, und mir Deinen Brief und Grüße brachte. Darf ich es ſagen, Odo? Aber ſo oft ich dieſen lieben, frommen, zärtlichen Brief leſe, muß ich bey mir denken: „ihr theuern Friedens- und Liebes-Worte, wie ſeyd ihr in ſolche Hände gekommen? Hätte mein Odo an dieſem Weſen Gefallen gehabt? Unmöglich!“

O gewiß, nur als eine Merkwürdigkeit haſt Du ſie uns zugeſandt; ſo als ein Cabinets-Stück, das man freylich nicht alle Tage ſieht; als einen Phönix, wie geſagt, der auf ſeinem Flammenwagen über den Städten einherzieht, damit die großen und kleinen Kinder die Hände nach ihm ausſtrecken und rufen ſollen: Mir, mir den bunten Vogel!

Ich hatte einige Frauen und Männer zu mir eingeladen, von denen ich hoffte, daß ſie die Ehre unſers kleinen Abdera retten könnten. Die Männer kamen wie gewöhnlich ſpät; und die Unterhaltung ſchlepp-

te ziemlich, so lange wir Frauen allein mit ihr waren. Nicht, als ob wir uns nicht gehörig angestrengt hätten; aber sie griff in kein Gespräch recht ein; antwortete nur mit nothwendiger Höflichkeit, und jener trocknen Mäßigung, die sich für bessere Gelegenheiten spart. Ihr ganzes Wesen schien durchkältet; ihre Blicke irrten bedeutungslos umher; ihr Mund öffnete sich langsam; sie war einer Person gleich, die sich nur mit Mühe wach erhält. So ging es, bis Albert mit seinen Brüdern hereintrat, und noch einige andere Männer. Jetzt kam Leben in den magnetischen Schlaf. Die gesunkenen Muskeln erhoben sich; die Schleusen der Beredsamkeit gingen auf; Zung' und Auge war gleich regsam. Wie eine geübte Clavierspielerin griff sie auf dem neuen Instrumente mannichfaltige Accorde, um die rechte Stimmung zu finden, und in kurzem war das Concert in vollem Gange.

Doch das ist nicht das rechte Bild. Es

war mehr eine Academie, wo die Männer durch hingeworfene Worte ein Thema aufgaben, das unſere Virtuoſa nach ihrer Weiſe ausführte. Ein Geſpräch war es nicht. Denn über die Einreden der Männer, die etwa hier und da fielen, wehte der ſtürmende Flug ihrer Rede raſch und kühn hinweg, daß bald, wie in einer Sandwüſte, keine Spur mehr davon zu ſehen war. Sie ſprach ſchnell, und wenn ſich die Gedanken auch eben nicht im engſten Zuſammenhange hielten, ſo fehlte es doch den Worten nicht an dem verbindenden Cement. Nur wenn ſie ein kühnes Paradoxon ausgeſprochen, oder den Sinn auf die ſubtilſte Spitze getrieben hatte, hielt ſie ein wenig inne, und ſah mit fragenden Blicken umher. Mir war es dann immer, als müßt' ich den Männern eine Trompete reichen, um die Fanfare anzuſtimmen.

Am folgenden Tage ging es noch beſſer. Ich war zu einer zahlreichen Geſellſchaft

bey Frau von Camoran eingeladen, und unsere Virtuosa hatte die Gefälligkeit, dort an meiner Seite erscheinen zu wollen. Diesesmal war sie vom Anfange an und schon beym Hinfahren so voll herablassender Güte gegen mich, daß sie mich sogar über ihren Putz zu befragen würdigte, der in der That sehr ausgesucht und von der neuesten Form war. Als ich ihr meinen Beyfall darüber bezeigte, war sie so artig zu sagen, sie verachte diese müßigen Verzierungen von ganzem Herzen; aber sie halte es für Pflicht, der flachen Meinung der Menge wenigstens in diesem Punkte nachzugeben.

Der Ruf von ihrem Erscheinen hatte sich schon verbreitet; die meisten Personen der Gesellschaft waren neugierig, sie zu sehen und zu hören; wie gewöhnlich aber zog das Spiel stärker an als der Geist, und es blieb nur ein kleiner Kreis übrig, in dem sich auch, unverdienter oder unverschuldeter Weise, Deine demüthige Frau befand. Die

Hauptperſon aber war der Malteſer, den ſie gleich vom Anfang an auszeichnete und zu ſich zog. Nach ſeiner Art warf er einige Paradoxen hin, um deren Schickſal er ſich nicht zu bekümmern ſchien, und die er, wenn es ſich ſo traf, mit entgegengeſetzten vertauſchte; Alles mit dem ſcheinbaren Froſte, der ſeine Eitelkeit umpanzert hält. Und ich müßte mich ſehr irren, wenn es nicht eben dieſe Eisrinde war, die ſie anzog, und die ſie, was es auch immer koſten möchte, zu ſchmelzen entſchloſſen war.

Und es gelang wirklich. Sie manövrirte mit ſo vieler Geſchicklichkeit, ſchmiegte ſich ſeinen keckſten Behauptungen mit ſolcher Leichtigkeit an, und wußte Allem, was ihm zu entfallen ſchien, einen ſolchen Werth zu geben, daß er immer mehr und mehr aufthaute, und ordentlich verliebt wurde, ſo wie ein Horb eben verliebt werden kann. Jetzt begann ein Wetterleuchten des Witzes, wie ich nicht leicht geſehen habe. Feuerrä-

der rollten, Leuchtkugeln stiegen auf; es war ein Funken- und Feuer-Sprühen gegen einander, daß man ganz geblendet wurde. Erleuchtet wurde dabey freylich nichts weiter als die Eitelkeit derer, die sich und uns das Feuerwerk gaben. Oft kamen mir auch ihre so weit hergeholten, so wunderbar sich kreuzenden Gedanken vor, wie jene Pulverfrösche, die platzend und krachend, recht wunderlich umherspringen, fast immer nach einer andern Richtung hin, als man erwartet hatte, und immer ohne Zweck und Absicht. Ich mußte oft in mich hineinlachen über das tolle Spiel; und doch war es wieder nicht lächerlich, weil die Narrheit mit einem so frostigen Ernste getrieben wurde, und für baare und ächte Weisheit gehalten seyn wollte.

Zu behalten war von dem Schnack nicht viel; nur einiges ist mir so zufällig hängen geblieben. So sagte sie unter andern, nachdem Horb sie auf den rechten Weg der

Ruchloſigkeit gebracht hatte: Es gefalle ihr ungemein, daß man die Frömmigkeit, mit der es in den Kirchen nicht recht mehr fort wolle, auf das Theater verpflanze. Das geſchmackloſe Einerley eines ſogenannten Gottesdienſtes, wo die Gemeinde durch einander ſchreye, um ſich dann bey einer geiſtarmen Predigt durch Schlafen zu erholen, habe ſich unter Leuten von höherer Bildung nicht mehr erhalten können. Von der Bühne her gewinne auch das Alte einen neuen Anſtrich. Und ob es nicht ungemein pikant ſey, auf denſelben Bretern heute die gottſeligſte Myſtik predigen, morgen die aufgeputzteſte Leichtfertigkeit ſcherzen zu ſehn? Auch in dem Contraſte der ſpielenden Perſonen, wenn z. B. eine büßende Magdalene von einer recht ſündhaften vorgeſtellt werde, ſey hier noch anziehender, als im Trauerſpiele. — Für dieſen Contraſt, meine Gnädige, fiel der Malteſer ein, ſorgen auch die Prediger; die

Ihnen so pikant scheint, ist in der Kirche gar nicht so ungewöhnlich, wie man sagt. — Schön, schön, sagte sie, leise in die Hände klopfend, nous voilà donc dans le tems des mystères. — Auch la fête des ânes haben wir wieder, setzte Horb mit trockener Bitterkeit hinzu.

So ging es eine gute Zeit fort, und noch tanzen mir die Irrlichter jener Abende vor den Augen, doch ohne mich zu äffen oder zu verführen; denn ich liege ganz ruhig dabey in dem Fenster, und lasse den Teufel seinen Spuk treiben nach Herzenslust. Du glaubst mir wohl, daß ich gar keine Mißgunst gefühlt, daß ich mir auch nicht einen Augenblick gewünscht habe, so ein großer Geist zu seyn, der die Systeme der Philosophie mit fester Hand abwägt, und vom Kantianismus und Spinozismus spricht, als hätte sie Zeitlebens statt der Cornette einen Doctorhut getragen. Bey einer solchen kühnen Prüfung sagte sie unter andern: Sie

neige ſich täglich mehr zum Idealismus hin, und würde ſich gar nicht ſcheuen, wenn ſie zu voller Ueberzeugung gelangt ſey, ihn frey zu bekennen. „Die Wahrheit über Alles, ſetzte ſie hinzu; und dann einen Platz in dem Pantheon der Frauen ohne Vorurtheil.“ — „Wenigſtens im Dictionnaire des Athées“ ſagte Albert.

Die anderen Frauen hier, wenigſtens die, mit denen ich umgehe, denken ziemlich ſo wie ich, und kümmern ſich wenig um die ſophiſtiſchen Spinneweben, in denen keine Mücke hängen bleibt. Nur die kleine Seemund, die auch gern auf die Stelzen der Philoſophie ſteigt, hüpfte einigemal auf ihrem Sitze in die Höh', und rief aus: O wie ſchön! wie geiſtreich! ah mon dieu que cela est sublime! ah qu'il est beau d'être philosophe! — Dafür erhielt ſie auch einige Blicke von der Präſidentin der Academie; und heute hat ſie ſchon zu mir

geſchickt, ob ich ihr nicht Spinozas Werke aus Deiner Bibliothek leihen könnte.

Ich, mein guter Odo, hülle mich recht gern in meine Unwiſſenheit, und ſage ganz leiſe zu mir: Lieber eine gute Frau ſeyn, und künftig eine gute Mutter. — Und kann man nicht beydes ſeyn, ohne das, was ſie Philoſophie nennen? — Sage mir das, Odo.

* * *

Den 30. Julius.

Jetzt eben iſt die Sonne zur Ruhe gegangen; die leiſe Dämmerung deckt den Tag ſchon zu, und die Nacht ſteht hoch und hehr im Abend am Himmel. Ich aber ſitze noch auf und ſehe dem frohen und wehmüthigen Tage nach, der nun hinter die Berge getreten iſt, und ſende meine Gedanken von neuem zu Dir; und da die Gedanken an Dich, mein Odo, ſo leicht zu lauten Geſprächen werden, ſo iſt mir die Feder, ich weiß ſelbſt nicht wie, in die Hand gefallen,

und das Papier liegt vor mir, und ich ſchreibe, eh' ich noch daran gedacht habe, an Dich zu ſchreiben. Aber geſprochen habe ich den ganzen Tag mit Dir; und mich recht geſehnt nach Dir; auch wohl ein Thränchen geweint. Schmäle nur nicht! War es doch der erſte Geburtstag, wo Du fern von mir warſt! — Doch meinem Herzen ſtandeſt Du nicht fern, und es war mir den ganzen Tag, als wenn ich den Arm um Deinen Nacken werfen und Dich fragen müßte: Warum ſo ſtumm, lieber Mann? — Doch auch eine Sprache wußt' ich dem ſtummen Bilde zu geben — Du erräthſt ſchon wie. — O wie dank' ich Dir, Du guter, guter Mann! — Aber ich muß Dir nur den ganzen Tag beſchreiben, um mit meinen Gedanken in Ordnung zu kommen, wie er anfing und endigte, damit ich ihn noch einmal feyere und Du mit mir.

Ich erwachte früh und war ſchnell in den Kleidern. — Er könnte ja kommen,

dachte ich, mit mir ſelber ſcherzend, wie damals, da Du als Bräutigam vor Aufgang der Sonne kamſt, und mich im Garten erwarten wollteſt, und mich ſchon auf dem Hügel fandeſt, die Sonne erwartend und Dich. — Wer lebt ſich nicht gern in den Brautſtand zurück? Du warſt ja jetzt auch, wie damals, nicht bey mir, und die Ferne (zürne nur nicht) machte Dich mir jetzt wieder zum Bräutigam. Daß Du aber darum nicht meinſt, mir recht oft davon fliegen zu müſſen, um von der poetiſchen Täuſchung Nutzen zu ziehn! So iſt es nicht gemeint. Sonſt zieh' ich alle Strahlen, mit denen Dich meine Einbildungskraft ſo freygebig ausſtattet, Dir wie Schwungfedern aus, und zwinge ſo meinen ſtolzen Pfau in ſeinem Neſte und unter meiner Pflege zu bleiben.

Wie vor drey Jahren alſo war jetzt auch mein erſter Gang nach dem Garten, ohngefähr in gleichem Anzuge, weiß und

blau, nur noch etwas sorgfältiger eingewickelt. Ueber dem Himmel hing ein grauer Schleyer; die Vögel saßen noch auf ihren Nestern, ohne zu singen, und die schlafenden Blumen athmeten noch nicht. Still und leise schlich der Morgen heran, als ob er sich scheue, den Schlummer der Natur zu stören. Ich ging rasch die Stufen hinauf, und setzte mich mit dem Gesichte nach der Heerstraße hin, auf der Du vor acht Wochen — mein Gott, welche lange Zeit! — von hinnen gezogen warst; und ich hatte kaum meinen Platz eingenommen, als sich der Himmel erhellte, und das leise Sonnenlicht die Gipfel der höchsten Pappeln begrüßte. Der düstere Schleyer über mir zerriß, und fiel in zarten Tropfen zur Erde. Ein goldenes Meer fluthete in Morgen, und als die Sonne in königlicher Herrlichkeit ihren Wagen bestieg, erhob sich ihr gegenüber ein Regenbogen, wie eine Ehrenpforte, und spannte sich über die Landstraße aus, auf die meine

Blicke geheftet waren; während mein Herz ſich wie von ſehnendem Erwarten hob, ob Du nicht kommen und einziehen wollteſt durch das herrliche Thor. Aber da Du nicht kamſt, und der Triumphbogen ſeine ſiebenfarbigen Lampen wieder auslöſchte, ſchickt' ich Dir meine Wünſche zu, und recht herzlichen und innigen Dank für all die Freude, die Du mir in dieſen drey Jahren und früher ſo reichlich bereitet haſt. Deine ernſte, ſtille Liebe ſtand jetzt groß und rührend vor mir. Meine Augen floſſen über, und ich ſank nieder in Demuth vor der ewigen Güte, die mir, ohne mein Verdienſt, ſo vieles Gute gegeben, die mir Dich gegeben, mein Odo, die Dein treues und edles Herz mir zugewendet, und als die Hoffnung ſchon faſt erſtorben war, Alles ſo glücklich zu unſerm Vereine geleitet hat. — Was wär' ich ohne Dich? was wäre aus mir geworden, da eine ſo tiefe Liebe — um ſo tiefer, je ſtiller ſie war —

in meinem Herzen Wurzel geschlagen hatte? wenn ich Dir hätte entsagen, wenn ich alle meine Wünsche — denn alle waren in Einem enthalten — vor dem Throne der Allmacht, stumm und thränenlos, aber in mir selbst verzagend, hätte niederlegen müssen? Nun ist Alles anders. Statt trauriger Entsagung ist mir eine überschwengliche Fülle der Freude geworden. Nicht zu trösten hab' ich mein Herz, sondern zu warnen, nicht um Kraft zum Dulden darf ich Gott bitten, sondern um Demuth, um Dankbarkeit, um treues Erkennen seiner unendlichen Güte.

Jetzt wollt' ich wieder ins Haus zurück, um mir Arbeit zu holen; da kamen meine vier kleinen Schülerinnen in weißen Kleidern, mit Kornblumen-Kränzen in den Haaren, und die älteste ging voran mit einem großen, bunten Kranze in der Hand, der mir bestimmt war, und brachte einen wohlgesetzten Glückwunsch vor, und die andern riefen alle mit: „Glück, Glück, zum Ge-

burtstage! noch viele, viele Jahre!“ und dabey hingen sie sich alle an meine Hände und an mein Kleid, hüpfend und jubelnd. — Auch unsere alte Justine kam jetzt, und brachte einen großen Kuchen, den sie mir heimlich gebacken hatte, „damit ich doch auch etwas hätte, sagte sie, da der Herr nicht da wäre. Und auf dem stattlichen Kuchen steckte — o wie groß war meine Freude! — leicht in Papier geschlagen, Dein lieber Brief, der so eben im Hause abgegeben war.

Nun hatten wir alle etwas; die Kinder Kuchen — ich, Deinen Brief. O wie oft hab' ich ihn gelesen und wieder gelesen! Er hat mich den ganzen Tag nicht verlassen, und, wie sich so eine Erinnerung an die andere knüpft, las ich zugleich auch Deine andern Briefe, und das geheime Kästchen stand lange offen vor mir. So ging der Morgen schnell vorbey, und da es Mittag war, ließ ich mir in der Laube decken;

und da ſtand auch ein Stuhl für Dich mir gegenüber, und auf Deinem Platze lag Dein Brief. So blieb ich ganz allein, und doch auch nicht ganz allein, und ich hätte auch Niemanden bey mir haben mögen, — ſelbſt Henrietten nicht, ſo ſehr ich ſie liebe. Es gibt Zeiten, wo man das Herz ſo voll hat, ſo voll von Freude und Wehmuth und Sehnſucht, daß es auch die leiſeſte Berührung ſcheut. Da ſitzt man denn gern allein, ſo ganz ſtill über ſich ſelbſt, und iſt recht innerlich glücklich; und wenn da eines dazu kömmt und ſpricht, ſo iſt es wie beym Schätzegraben; gleich iſt die Herrlichkeit dahin. Du kennſt das, Odo.

Nach eingenommenem Male, dem die aufmerkſame Juſtine eine Lieblingsſchüſſel zugeſetzt hatte, zog ich um, und erhob mich nach dem kühlen Schatten des Dickichts, wo meine Arbeit ſchon an dem Brunnen bereit ſtand. Nachdem ich dort mit dem Kranze, den mir die Kinder geſchenkt, das

Denkmal Deines unvergeßlichen Vaters geſchmückt hatte, umhing ich Alles umher und mich ſelbſt mit den ſchönern Kränzen der Erinnerung, und ſaß da recht wie Petrarcas Laura an der kühlen und friſchen Quelle, in meinem umſchloſſenen Thale; und die ſchönen Blüthen der Vergangenheit wirbelten auf mich herab, und deckten mein Herz ganz ein und zu. Und zu gleicher Zeit öffnete mir die Zukunft ihre Blumenkelche, und ich erbaute mir aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ein Paradies voll Liebe und Seligkeit.

Indem ich ſo träumte und die Nadel nur mechaniſch fortbewegte, hörte ich fahren. Es hielt an der Hausthüre, und eine ſchlimme Ahndung überfiel mich. Glücklicherweiſe war Juſtine in der Nähe. Ich ſchickte ſie ſchleunigſt nach der Thür und befahl ihr, wenn es nicht jemand ſehr bekanntes wäre, mich zu verleugnen. O glückliches Ahnden! der Oberforſtmeiſter mit ſei-

ner Frau und der Jagdjunker waren vorgefahren, um mich mit nach der Fasanerie zu nehmen. Justine hatte versichert, es werde mir sehr leid thun; aber ich sey ausgegangen; vielleicht eben nach der Fasanerie.

Ich mußte über mich selbst lachen. Hatte ich nicht ordentlich vor Angst gebebt, bis meine Iris mit der Nachricht von ihrer schlau erfundenen Nothlüge zurückkam, und die Bangigkeit, die ich schon vor dem Eindringen eines lästigen Besuches fühlte, in Freude verwandelte? Gestört war ich indeß doch. Mein poetisches Gewebe war durchbrochen, wie das kunstvolle Netz einer Spinne vor mir, das in eben dem Augenblicke eine lästige Wespe durchriß; und ich mußte, wie sie, mein Geschäft von vorn beginnen; was doch nicht so gut gelang, als das erstemal.

Jetzt nahte der Abend; die Wärme hatte nachgelassen, und ich verließ mein heimliches Gebüsch, um wieder auf den Hügel zu

essen, und die Sonne noch einmal zu grüssen, die sich in dem grünen Schleyer der Bäume vervielfältigte, und ihre zitternden Blätter mit Gold und Purpur färbte. Auf der Heerstraße war Alles lebendig. Wagen und Reiter zogen heim; der Staub wirbelte hoch empor; aber Du, mein Odo, warst nicht unter den Heimkehrenden.

Nun tauchte sich die Sonne in den Purpur, den sie um sich her ausgegossen, und die Stille kam wieder, und wiegte die Welt ein, wie ein müdes Kind.

So ist mir dieser Tag vergangen, fern von Dir und doch mit Dir.

Wenn Du schreibst: „Der Flug der Zeit überrasche Dich oft, und mehr jetzt als sonst; und es komme Dir vor, als drängten sich die bedeutenden und angestrichenen Tage des Lebens immer enger zusammen“ so bin ich, seit Deiner Abwesenheit, in einem entgegengesetzten Fall. Ueberhaupt aber theile ich dieses Gefühl nicht. Seit ich

Dich habe, mein Odo, bin ich wie ein Kind, das in seiner Wiege schlummernd, mit dem Strome fortschwimmt, und wenig weiß von Morgen und Abend, Neu-Mond und Voll-Mond, Tag- und Nacht-Gleiche, und der übrigen Calender-Noth. Ich freue mich auf den Morgen, wie ich mich auf den Abend freue, und lebe so recht eigentlich in den Tag hinein, ohne zu zählen, wie viele Tage und Jahre hinter mir liegen. Erst seitdem Du meinen Händen entschlüpft bist, zähle ich — vorwärts und rückwärts, und rechne mit dem Calender. — Aber das ist hoffentlich bald vorbey, und dann kömmt Alles wieder in das vorige Geleis.

Mag also immerhin die Zeit fliehen, wie sie, trotz dem Jammer der Menschen, thut; es soll mich nicht grämen. Dankbar will ich aus ihren Händen nehmen, was sie mir bringt; aber was sie mir auch nehmen mag, Eines kann sie mir doch nicht rauben, meine

Liebe zu Dir. Mit dieſer hab' ich Alles; denn ich habe auch die Deinige durch ſie; und Du vergibſt mir dann ſchon jeden andern Verluſt, das Schwinden der friſchen Farbe, des blonden Haares, und was ſonſt noch die harte Hand des Alters im Vorübergehen von unſern Schmetterlings-Flügeln ſtreift. Gewiß Du thuſt es. Oder gäb' es auch in der Liebe ein Alter? Nimmermehr. Weiß ich doch von Bergen, die ein ewiger Schnee bedeckt, und doch glüht in ihren Buſen ein unauslöſchliches Feuer. So, hoff' ich, ſoll es mit uns auch ſeyn. Glaube mir, ich kann mich oft recht in die Zeit vertiefen, wo wir beyde alt ſeyn werden, und grau, und uns nicht mehr um die Welt bekümmern, noch die Welt ſich um uns. So ein Zuſammenleben von Philemon und Baucis, und — ſo ein Zuſammenſterben, mein Odo! —

Mein Licht geht zu Ende. Ich muß eilen, wenn ich Dir noch gute Nacht ſagen

ſoll. Nun alſo eine ſtille Nacht, Lieber, und ein heiteres Erwachen. Noch einmal Dank für Deinen lieben Brief und Deine herrlichen Wünſche.

* * *

Den 11. Julius.

Die kleinen Unbequemlichkeiten, die mein Zuſtand nun eben mit ſich bringt, dürfen Dich nicht beunruhigen, lieber Odo; ſie ſind, wie geſagt, klein, und auch wenn ſie größer wären, würden ſie durch die Freude über ihre Veranlaſſung reichlich aufgewogen. Was für ein ſchöner Ausdruck „in der Hoffnung ſeyn“ oder „guter Hoffnung ſeyn!“ Es liegt Alles darin, was das Herz eines Weibes vor Freuden hüpfen macht. Das iſt Eins. Dann hab' ich noch ein zweytes, das mir auch nie fehlſchlägt; ich ſetze mich hin, an Dich zu ſchreiben. Sind nur einmal meine Gedanken im Gange, ſo umwickeln ſie mich wie ein weinendes Kind,

dem man nur etwas vorsingen darf von Vater und Mutter, und gleich ist es still. So bist Du mir nicht nur in der Nähe ein Lehrer, sondern auch in der Ferne ein Arzt. Kein Wunder fürwahr. Bist Du mir nicht Alles in Allem?

Ich weiß nicht, wer gesagt hat, die Ferne mache große Menschen größer, wie die Sonne am größten scheint, wann sie am weitesten entfernt ist. Das mag von denen wahr seyn, die man nur bewundert, ohne sie zu lieben; Du aber erscheinst mir überall gleich. Ich will Dir gar nicht verbergen, daß ich mich oft in Gedanken recht schüchtern vor Dir beuge; aber dann erhebst Du mich gleich wieder mit Deiner Liebe; und wenn ich mich so an Dir hinaufgerankt habe, so kann ich wieder recht stolz herab sehen, weil Du es bist, der mich hält. Mit dieser Erhebung denk' ich an Dich, Du magst mir nah' oder fern seyn; aber es ist mir jetzt, als liebte ich Dich noch mehr

als ſonſt — weil ich jetzt auch noch die Sehnſucht auf die Wagſchale der Liebe lege.

Wie ſchrecklich muß es doch ſeyn für eine gutgeſinnte Frau, an einen Mann gekettet zu ſeyn, den ſie weder achten, noch lieben kann, und ſo fortgeſchleppt zu werden, wie Orlandos edles Roß an dem Fuße des wahnſinnigen Herrn! Gewiß iſt das unter allen Prüfungen die größte und ſchrecklichſte! und mich dünkt, daß ein Mann, der ſeines Verſtandes nicht gänzlich beraubt iſt, ſchon darum vor dem Laſter fliehen müßte. Von welchem großen Mann war es denn, daß man geſagt hat, er laſſe ſich nicht einmal vor ſeinem Kammerdiener gehn, weil er immer vor dem Angeſichte des Ruhmes zu ſtehen glaube? Noch ſchöner, dünkt mich, wäre es von einem Manne zu ſagen, er laſſe ſich auch vor ſeiner Frau nicht gehn, weil er immer vor Gottes Angeſicht ſtehe. — Sich denen verächtlich zu machen, denen man ein Vorbild ſeyn ſoll — Entſetzlich!

Wenn ich so ein armes Weib sehe, das an einen Wüstling geschmiedet ist, so geh' ich mit Jammer an ihr vorüber, und es kann mir durch die Seele gehen, wenn ich mir ihre angstvollen Tage denke, ihre durchweinten Nächte, alle Schaam, die sie fühlt für einen Mann, der ihr Ehre bringen sollte, und die doppelt und dreyfache Noth, die sie hat, um nur immer nach Kräften zurecht zu rücken, was er verwirrt hat! Welche Prüfung ist das! Und ist es wohl ein Wunder, wenn ihr da oft die Geduld nicht ausreicht, oder sie sich, wie das auch wohl geschieht, ähnlicher Unordnung ergibt? Dann geht so ein ganzes Hauswesen zu Grunde; alle Zucht verschwindet; die Kinder verwildern.... allen Verbrechen ist die Thüre geöffnet. Es ist ängstlich zu denken.

Da erinnere ich mich eines Haushaltes bey uns, der auch so am Abgrund hing, wo aber doch noch zu rechter Zeit Hülfe von oben kam. Der Mann hatte sich dem

Spiele und Trunk ergeben, und Alles ging rückwärts, wie natürlich. Die Thränen seiner Frau waren umsonst; was er am Morgen versprochen hatte, war am Abend vergessen; und so gut sein Gemüth von Natur war, so schwach war es auch. Doch gab die Frau ihre Hoffnung nicht auf, und betete Tag und Nacht, und legte allen ihren Kummer in Gottes Hand. Da geschah es nun eines Abends, wo der Mann nach Hause ging, er im Vorbeygehen durch die Fensterscheiben seiner Stube sah, und sein Weib erblickte, die auf den Knien lag, heiße Thränen vergießend, und ihre zwey kleinen Kinder knieten neben ihr, und weinten auch, da sie die Mutter so weinen sahen. Wie er das gewahr wurde, ergriff es ihn wunderbar! er entblößte sein Haupt, und blieb so vor dem Fenster stehen, bis sie darin mit Beten fertig waren. Dann erst trat er hinein, und sein Weib grüßte ihn recht freundlich; er aber war still und in sich gekehrt.

Nachdem er aber eine Weile im Winkel gesessen hatte, sagte er: „Mutter, ich will morgen zur Kirche gehen.“ Das war lange nicht geschehen. Da sagte die Frau noch freundlicher: „Das wird schön seyn, Heinrich. Es ist so morgen unser Hochzeittag und Miekchens Geburtstag; und die Kinder freuen sich darauf, geputzt in die Kirche zu gehen. Wenn Du aber mitgehst, sind sie noch Eins so vergnügt.“ Da reichte er seinem Weibe die Hand, und es kamen ihm Thränen in die Augen; aber er sagte nichts weiter.

Den andern Tag gingen sie alle zur Kirche.

Da traf es sich nun, daß der Pfarrer über die Worte predigte: „Selig sind die Gottes Wort hören und bewahren.“ Das ging dem Manne sehr zu Herzen, weil er so lange Gottes Wort nicht gehört hatte. Auch dacht' er wieder an das Gebet seiner Frau und Kinder, und als der Prediger ei-

nigemal mit Nachdruck ſagte „in dem Munde der Kinder und Säuglinge hat ſich Gott Ruhm bereitet“ da vergoß er heiße Thränen, und nahm ſich ernſtlich vor, ſich zu bekehren und alle Sonntage zur Kirche zu gehen.

Von der Zeit an ward es ſichtbar beſſer mit ihm, und mehr als einmal hab' ich ſeine Frau erzählen hören, wie ſie recht Gottes Finger in der Beſſerung ihres Mannes geſehen habe. Er entwöhnte ſich von ſeinem vorigen Umgange, ſah nach dem Hausweſen, war in der Arbeit emſig, hielt ſeine Kinder zum Guten an, und war ſelbſt wie ein Kind. — —

Da dacht' ich dann immer: gute Weiber können doch alſo auch gute Männer machen. Warum ſollten ſie nur ſchlimm durch ſie werden, wie ja auch nur allzuoft geſchieht? Kann alſo nicht das Weib des Mannes Engel ſeyn, ſein guter und böſer, je nachdem ihr Sinn iſt?

Ich habe viel auf das Wesen der Eheleute geachtet, um daraus Nutzen für mich zu ziehen, und es ist recht mein Bestreben gewesen, den Quellen des Unfriedens nachzuspüren, der in so vielen Ehen herrscht. Von groben und wüsten Lastern will ich nicht sprechen; sie bringen überall die Hölle auf Erden; aber in vielen Ehen, wo jede Partey für sich recht gut scheint, ist doch das Ganze voll Widerwärtigkeit. Da hab' ich denn in den meisten Fällen gefunden, daß das, was die Menschen von einander hielt, ein unverständiger Hochmuth war. Hartnäckiges Bestehen auf dem eignen Willen, oft in recht armseligen Dingen, Rechthaberey und Eigensinn zogen sie zuerst aus einander; und war einmal ein Zwiespalt da, so säte leicht der Feind Unkraut hinein. Nun wurde dem Manne sein Haus verhaßt, und er ging auswärts seinen Neigungen nach; die Frau forderte gleiches Recht. So wurde in Kurzem das Böse mächtig in ih-

nen, und wuchs ihnen über den Kopf. Iſt es aber nicht ſchrecklich, wenn da Zwieſpalt herrſcht, wo, nach göttlichen und menſchlichen Geſetzen, die allergrößte Einigkeit und Innigkeit herrſchen ſollte?

Wenn mir der Himmel eine Tochter ſchenkt, ſo hab' ich mir meinen Erziehungsplan ſchon entworfen, und ich hoffe, daß Du ihm Deine Unterſchrift nicht verſagen wirſt. Das Meiſte iſt darin auf den einfachen Grundſatz unſerer Alten gebaut, „Bete und arbeite.“ Beydes zuſammen und ungetrennt. Ich will aber, daß ſie für das Haus arbeite, nicht für den Prunk. Ein Mädchen, das gelernt hat, die Hände fleißig zu regen, und mit Freuden ſieht, daß ſich der Kaſten mit ſeiner Ausſteuer füllt, wird gewiß auch ein treues und emſiges Weib; und man darf nicht lachen, wenn es bey jedem Stück Linnen, womit es den Vorrath vermehrt, an die künftige Wirthſchaft denkt. Ich werd' es ihm auch nicht verden-

ken, wenn es alle Abend mit dem Gedanken einschläft: „Guter Gott, mache eine rechtschaffene Frau aus mir, und schenke mir einen guten Mann, und recht fromme Kinder!“

Aber siehe nur, wie ich da einmal die Feder laufen lasse! zürne nur nicht, und gönne abwesend meinen schriftlichen Plaudereyen die Geduld, die Du zu Hause meinen mündlichen gönnst. Wie ich es nur so lange ertragen mag, Deine Stimme nicht zu hören! — Wenn man sich selbst sieht, so bedeutet es nahen Todt, sagt man. Aber wenn man den Geliebten, den Mann, das zweyte Ich in der Abwesenheit sieht; was bedeutet das? Nicht wahr, ein verdoppeltes Leben? — Nun sieh, Dein Platz ist auch jetzt nicht leer, und ich sehe manchmal von der Arbeit verstohlen in die Höhe, ob Du auch nach mir blickst. Ich hörte einmal von einem Manne, dem die Geliebte gestorben war, und der sie nun immer vor Augen sah. Seine Freunde wollten ihn hei-

len, fanden eine ähnliche Perſon auf, und brachten ſie plötzlich in ſeine Nähe. Da rief er erblaſſend aus: Bisher ſah ich Eine; jetzt Zwey — und ſank todt zur Erde. — Du magſt es immer darauf verſuchen. Setze Dich nur recht bald ſelbſt an die Stelle, wo jetzt Dein Bild ſitzt; und dieſes Bild ſoll ganz ſtill in mein Herz zurückkehren, während ich Dich, mein zweytes, ja mein einziges Leben, in die Arme ſchließe, und von aller Sehnſucht geneſe.

Du magſt immer ein wenig ſtolz ſeyn, mein Odo; den Mann ziert ja der Stolz. Wie vor dem leeren Throne ihres fernen Monarchen Höflinge an Feſttagen den Rücken beugen, ſo beugt ſich mein Herz täglich und ſtündlich vor Deinem leeren Throne, und ich huldige Dir abweſend, als ob Du mir nahe wäreſt. Aber freylich denken und fühlen jene nichts bey ihrer eiteln Reverenz; aber in meiner Bruſt, mein Odo, iſt ein ganzes liebendes Volk, das den fernen

Gebieter mit frommen Wünſchen huldigt und mit heißer Sehnſucht zurückruft.

Den 15. Julius.

Geſtern, mein lieber Mann, hab' ich einen recht herrlichen Tag gehabt.

Albert hatte mich gebeten, ſeine Frau zu ihrem Hochzeittage zu überraſchen, und mit ihm nach Mainau zu fahren, wo ſie ſeit dem Anfange des Monats auf ihrem Gütchen badet und Brunnen trinkt, und da ich im Grunde nichts zu verſäumen hatte, ſagte ich es ihm recht gerne zu.

Wir machten uns früh auf, um die Gute noch ſchlafend zu überraſchen, und ihr Bett mit den Blumen zu beſtreuen, die Albert bey mir mitnahm. In unſerm Wagen hatten wir noch vier von ſeinen Kindern; das Kleinſte, mit zwey andern der jüngern iſt bey der Mutter. Es war ein Leben in dem Wagen, und eine Fröhlichkeit! Der Mor-

gen war köſtlich, und überall ſchlief Alles noch dem Sonntag entgegen.

Unterwegs ſprach Albert von nichts, als von ſeiner Frau. Es war mir rührend, den ernſten Mann, der ſich ſonſt um wenig als um ſeine Geſchäfte kümmert, an der eilften Feyer ſeines Hochzeittages mit der Wärme eines Bräutigams von ſeiner Henriette ſprechen zu hören. Er ſchien recht glücklich zu ſeyn, mir ihre unvergleichlichen Tugenden rühmen zu können, ihre Ordnung in Allem, ſo ohne läſtige Pedanterey; die Ruhe, mit der ſie Alles vollbringe; die Klarheit, mit der ſie auch das Mühſamſte entwirre; die köſtliche Gleichförmigkeit ihrer Laune; die Heiterkeit endlich, mit der ſie alle Pflichten einer Mutter und Hausfrau erfülle, und unvermerkt alle Mühe und Sorgen der Hausverwaltung von ihm nehme und ſich aufbürde. Er wußte Alles mit Beyſpielen zu belegen, und die Augen gingen mir über, als er meine beyden Hände faßte und ſagte:

„Nach zehn Jahren danke ich Gott wie in dem ersten, und immer inniger und inniger, daß er mich mit einer solchen Frau beschenkt, und mich durch sie so unbeschreiblich glücklich gemacht hat.“ Ich drückte ihm dafür die Hände mit so herzlicher Dankbarkeit, als ob er mich selbst so gelobt hätte; und wahrhaftig solche Worte aus Alberts Munde klingen wie eine Lobrede auf das ganze weibliche Geschlecht. Ich sagte ihm das, und er war bewegter, als ich ihn je gesehen habe. Er sprach dann noch Manches über die Weiber mit Gefühl und Einsicht; auch über die Verkehrtheit und Ungerechtigkeit der Männer, die sehr nachsichtig gegen sich selbst, und sehr streng gegen ihre Frauen, oft Unmögliches verlangten, und dadurch die Eintracht und den Frieden der Ehe vernichteten. Dann kam er wieder auf die Seinige, und sagte mit noch größerer Wärme: „Wenn eine schöne Frau, die aller Liebe werth, treu und fest an Mann

und Kindern hält, mit einem Gemüthe, das jede gefällige Erscheinung freudig aufnimmt, und doch keiner unterliegt, mit einer Reinheit, die Alles um sie her heiligt; wenn eine solche Frau, die durch ihr bloßes Daseyn schon erfreut und bessert, nicht ein Ebenbild Gottes ist, was ist es denn? Oder wo gibt es etwas, das den alten Ausspruch der Schrift vollkommener rechtfertigt, als eben ein solches Weib?"

So kamen wir schnell und angenehm zu dem Birkenwäldchen. Hier stiegen wir aus und ließen den Wagen einen andern Weg nehmen. Die Blumen wurden in Körbchen von den Kindern getragen. Wir schlüpften durch die Gartenthür hinein; aber ach! — schon waren Henriettens Fenster geöffnet, sie war eben so früh mit den Kindern aus den Federn gewesen als wir, und machte schon ihren Spaziergang. Die Kinder waren eben noch unter den Händen des Mädchens, und jubelten in ihren Kittelchen dem Vater und

den ältern Geschwistern entgegen. Julchen sprang gleich an mir hinauf und vertraute mir, daß sie der Mutter einen dicken, dicken Kranz von Blumen gewunden hätten, der würde vor der Laube aufgehängt, wo die Mutter frühstücke. „Aber daß Du mir ja nichts sagst," setzte sie hinzu, und hob drohend ihr Fingerchen auf. Während dem stand Mathilde, die ein Jahr älter ist, vor uns am Stuhl, auf den sie ihre Aermchen gestützt hatte, und mit dem braunen Lockenköpfchen in den Händen, sahen ihre schwarzen Augen recht verständig zu uns herauf, als ob sie fragen wollte: Nun was meint ihr? Wird es nicht schön so?

Es dauerte nicht lange, so waren die Kinderchen marschfertig; auch Aennchen, das nun eben gehen kann; alle in weißen Kleidern; jedes einen Blumenkranz auf dem Kopfe und einen in der Hand. So zogen wir nach dem Garten. Der große mystische Kranz wurde an dem Eingange der Laube

befeſtigt, und wie er ſchwebend da hing, ſagte Julchen ganz ſchelmiſch: „da kann Mutterchen nun gar nicht hinein.“ Dann wurde der Tiſch mit Roſen beſtreut, und ein ſchöner Korb voll von Zierblumen in die Mitte geſetzt, an deſſen Henkel ein Papierſtreifen flatterte mit ſchönen Verſen von Albert. Wie nun Alles geordnet war, begaben wir uns in einen Hinterhalt in das Gebüſch, ganz nah der Laube, indem wir die Kinder vor uns hielten, die vor freudigem Erwarten zappelten.

Ach es iſt doch ein ſeliges Weſen mit ſo einer kleinen Schaar! Wenn ich ein ſolches Heer um mich denke, das mein wäre, ſo krausköpfige, rothbäckige Schelme mit ſchwarzen Augen, wie die Deinigen, Odo! Liebe ich ſchon die fremden ſo, was würde es erſt mit den Meinigen ſeyn! — Es iſt wohl ſchön, wenn ſich zwey Eheleute an den Händen halten, und der Funke des Gefühls und der Liebe ſo von einem zu dem andern ſchlägt,

hinüber und herüber. Aber wenn man noch so ein Dutzend kleine warme Händchen mit aufassen kann, und der Strom der Liebe durch alle diese Herzen und Hände pulsirt.... Was geht da darüber?

Es währte nicht lange, so kam Henriette in Gedanken vertieft, wie es schien, von ihrem Spaziergang zurück, und stand schon fast vor der Laube, ehe sie die ganze Anstalt sah. Jetzt waren die Kinder nicht mehr zu halten; Alles sprang auf aus dem Versteck, und umringte die Mutter, die Frau, die Freundin. Man hörte nichts als: „Du guter, lieber Mann" — „ihr lieben theuern Kinder" — „Du geliebtes Weib" — und es war eine Freude und ein Herzen und Küssen von dem ersten zu dem letzten, daß einem die Augen übergingen. Jedes brachte jetzt sein Kränzchen und hing es der Mutter an den Arm; das einjährige Aennchen aber hielt das Seinige fest, und da es die Mutter aufnahm, drückte es ihr den blauen

Kranz auf das blonde Haar, ſchlang ihr dann die Aermchen um den Hals, und drückte ſie feſt, feſt an ſich. Nun traten wir aus den Vorhallen in den Tempel ſelbſt und zu dem eigentlichen Altar. Alberts Verſe wurden geleſen, die Blumen des Korbes wurden ausgepackt, und auf dem Boden kam ein Miniaturbild von Henriettens Bruder zum Vorſchein, das ſie ſich lange gewünſcht, und Albert für dieſen frohen Tag beſtellt hatte. Henriette war überraſcht, entzückt. Sie liebt ihren fernen Bruder ſehr, und hat ihn ſeit mehrern Jahren nicht geſehen. Und das Bild war ſo gut gelungen „zum Sprechen" ſagte ſie, und „zum Küſſen" und dabey küßte ſie ihren guten Mann.

Nach dem Frühſtücke führte uns Henriette im Garten herum, und zeigte ihrem Manne manches, was ſie ſchon ſelbſt gepflanzt hatte. Alles ſtand gut und friſch. „Henriette hat eine glückliche Hand, ſagte

Albert; Alles geräth ihr," und dabey sah er auf Aennchen, das der Mutter noch auf dem Arme saß, und ihr das blonde Engelsköpfchen an die Schultern drückte, und wie ein kleiner, Glück verkündender Friedens-Bote einen weißen Lilienstengel in den Händen hielt. Die übrigen Kinder schwärmten im Garten umher, jagten und versteckten sich, und hier und da guckte so ein freundliches Gesichtchen aus dem Busche heraus, und rief „nun so sucht mich doch!" Ein großer bunter Schmetterling vereinigte sie einige Augenblicke zu einer gemeinschaftlichen Jagd, bis er über den Zaun entflog; aber das größte Fest machte ein Hase, der sich auf einem Kohlbeete im Winkel des Gartens gedrückt hatte, und jetzt durch das Geschrey der Kinder aufgetrieben wurde. Mit unglaublichem Jubel wurde er durch den ganzen Garten verfolgt, bis auch er einen Ausweg fand, und durch den Zaun in das Feld fuhr, nach einer Baumschule hin,

die ihm ein ſicheres Verſteck zu bieten ſchien. Aber ach, der Gärtner, der hier arbeitete, erſchlug das arme verſchüchterte Thier, und die Kinder drängten ſich nun wehklagend um das blutende Thier, und zankten dann wieder mit ihm, daß er ſich nicht lieber von ihnen hätte fangen und füttern laſſen. Julchen aber hob ihr Händchen gegen den Gärtner auf, machte ihm eine Fauſt, und ſagte: „Du garſtiger Mann, haſt das arme Thier todt macht, daß es nun gar nicht ſo hübſch ſpringen kann.“

Lache mich immer aus, lieber Mann, daß ich Dir das Alles ſo ausführlich erzähle. Du mußt es mir ſchon zu gute halten, daß ich auf dieſe Weiſe den frohen Tag noch einmal durchlebe; und Du hätteſt Dich ja auch gefreut, Alles das lebendig zu ſehen, was uns wohl auch auf der Leinwand als bloßer Traum der Einbildung gefallen würde. Solche Kinder-Gruppen, und ſo herrliche Menſchen wie dieſe, und ſo ein bunter, duf

tender, mit allen Regenbogen-Farben überſponnener und durchwebter Armida-Garten, und darüber das klare, blaue Zelt mit ſeinen goldnen Flatter-Wölkchen — wär' es nicht ein anmuthiger Albano? — Und nun das Alles nicht bloß Farben und Kunſt, ſondern lebendige, warme Herzen, und die liebe, reine Natur! Ich ſage Dir, Odo, es war köſtlich.

Der Mittag kam ſchnell herbey; wir aßen im Garten unter einer Art von Zelt. Niemand hätte ſich in das Zimmer einſperren mögen. Deiner wurde fleißig gedacht; und als Albert Deine Geſundheit trank, brachte jedes von der kleinen Schaar ſein Gläschen und ſtieß mit mir an. Henriette hatte Aennchens Kranz in den Locken behalten, und ſah, trotz der zahlreichen Nachkommenſchaft, ſchön und blühend aus, wie eine Braut. Und ſo glücklich! — O mütterliche Liebe! o Du köſtliche Gabe Gottes, die Du wie die Roſen auf Dornen wächſt, und

eben darum so hold in das Leben lächelst! Wahrlich, Odo, es ist eine rührende Freude, so eine glückliche Mutter und Gattin zu sehen, mit all den Kleinen wie Blumen um sie her; jedes anders und doch jedes so hold in seiner Art, und ihre Sorge für Alle, und ihre Freude an jedem!

Albert beging den frohen Tag durch mannichfaltige Erinnerungen aus der ersten Zeit seiner Liebe, und baute eine ganze Reihe von Ehren-Pforten und Triumph-Bogen über seine Frau auf, alle von so zartem Gewebe und mit so herrlichen Blüthen seines tiefen Gemüthes geschmückt, daß keiner königlichen Braut ein schönerer Weg gebaut werden könnte. Sie sah ihn dankbar an und erwiederte wenig mit Worten. Einmal sagte sie: „Wahrhaftig, mein guter Albert feyert seine eigenen Triumphe, und steht wie begeistert vor dem Werke seines Genius. Oder bin ich vielleicht nicht, was ich etwa bin, durch ihn allein?“

Während wir so zusammen saßen, recht herzlich vergnügt, und die Nachtigallen von den Zweigen neugierig auf uns herunter sahen, und der blaue Himmel durch das Gitterwerk der Bäume hereinschaute, tönten einige Waldhörner aus dem Gebüsch, in das sie der wackere Gärtner versteckt hatte, und die herrliche Weise von „Nun danket alle Gott" wehte uns über die Blumen her an. Da fielen wir uns alle um den Hals, und weinten vor Freude, und auch die kleinsten Kinder schienen durch die frommen Töne gerührt, und drängten sich zu, und stiegen Vater und Mutter auf die Knie, und küßten ihnen die Thränen ab. Es war eine Seligkeit ohne Gleichen!

Den ganzen Nachmittag hallten die Töne der Andacht, der Liebe und Freude in unsern Herzen wieder. Jedes sprach von dem, was ihm das theuerste war mit aufgedeckter Brust. Wir waren uns alle näher gebracht, alle einander befreundeter geworden. Jetzt

entdeckte ich auch Henrietten in einem einsamen Augenblicke meine frohen Hoffnungen, und die Freude der Guten war fast nicht geringer als die Meinige. Und nun knüpfte auch die Theilnahme des Geheimnisses ein neues Band.

Wie nun der Tag sich senkte, und das milde Auge des Abendsternes aufging, trennten wir uns, mit dem Bilde des freudevollen Tages, und mit gegenseitigem Danke für den gemeinsamen Genuß. Jetzt da es zum Einsteigen kam, erfuhren die ältern Kinder, daß sie die Nacht bey der Mutter schlafen, und den folgenden Morgen im Wagen abgeholt werden sollten. Das war ein neues Fest. Und so fuhren wir unter dem fröhlichsten Durcheinander der glücklichen Kinderschaar ab.

Wir fuhren schnell. Albert war still; auch ich war es. Jedes horchte auf den Nachklang des Tages in seiner Brust, und dachte an das, was ihm das Liebste war.

Wohin mich meine Gedanken zogen, mein Odo, will ich Dir zu errathen überlassen.

Wie es doch aber nie an Gegensätzen fehlt! Als wir in die Vorstadt kamen, sahen wir bey einem der Gartenhäuser ein Zusammenlaufen von Menschen, und als wir nach der Ursache frugen, hörten wir, die Baronin N. habe sich zum Fenster herabgestürzt, und sey eben schwer verwundet aufgehoben worden. Ich hörte diesen Namen zum erstenmal; Albert kannte sie. Er erzählte mir, sie sey zuerst an einen wackern Edelmann verheirathet gewesen, der in der Residenz von seinem Vermögen gelebt. Hier habe sie sich sehr bald einem unordentlichen Leben ergeben, und sey endlich, auf einer Untreue von ihrem Manne ergriffen, von ihm geschieden worden. Sie hatte hierauf einen ihrer frühern Liebhaber, einen Offizier, geheirathet, ohne ihre Lebensart zu ändern, bis auch dieser zweyte Mann sie verließ. Nach dieser Zeit zog sie hierher. Die Dürf-

tigkeit, in die sie sich versetzt sah, mochte ihr Gewissen erweckt haben. Sie wurde schwermüthig, und glaubte sich von ihren Männern und Kindern verfolgt; und so mochte sie wohl in einem solchen Anfalle von Wahnsinn die letzte schreckliche That an sich verübt haben.

So waren wir mit einemmal aus unsern Träumen von Paradiesen und Unschuld in die gräßliche Verwirrung des Lebens geworfen! Ich hatte Mühe, mich von der häßlichen Geschichte zu befreyen, und noch im Schlafe setzte ich mir aus den contrastirenden Erscheinungen des Tages ein wunderbares Chaos von Himmel und Hölle zusammen, das sich aber zuletzt in den anmuthigen Traum einer Wasserfahrt auflöste, die mit flatternden Wimpeln über einen spiegelhellen See zu einem Ufer ging, auf welchem Du standest und mich mit offenen Armen erwartetest. Nun erwachte ich heiter und froh, zählte die Tage bis zu Deiner wahrschein-

lichen Rückkehr, und ſetzte mich dann zum Schreiben nieder. Dieß iſt ja auch eine Fahrt mit fliegenden Wimpeln zu Dir, mein Odo, und auch ein Traum, wo Bilder und Worte die Wirklichkeit erſetzen müſſen! Lebe wohl, Du Guter, und laß mich bald hören, daß Du geſund und vergnügt biſt.

Den 28. Julius.

Bald wirſt Du glauben, mein guter Mann, daß ich in meiner Einſamkeit recht unordentlich werde, wenn ich Dir ſchreibe, daß ich ſchon wieder aus war. Aber ſieh mir immer ein wenig nach. Die Tage ſind ſo ſchön, und das Haus kömmt mir ohne Dich bisweilen ſo einſam vor! Ich nahm alſo Alberts Vorſchlag, ihn und ſeine Frau zur Generalin Berg zu begleiten, ohne große Umſtände an. Und wahrhaftig es hat mich nicht gereuet. Ich habe einen recht frohen und belehrenden Tag da zugebracht.

Und vor dem Wegfahren hatte ich noch

eine große Freude — Etwas, das ich seit acht Tagen entbehrt hatte — Deinen Brief. Glaube nicht, daß ich schmäle oder schmolle, wenn Du auch bisweilen einen Posttag überspringst! Weiß ich doch, wie leicht das dem Beschäftigten wiederfährt! Wär' es doch mir fast selbst neulich so gegangen, mir, der Geschäftlosen! — Freylich will es dann nicht immer an Sorgen fehlen; und ich bilde mir mancherley ein — wie es so geht — meist das Schlimmste am ersten. Wenn ich aber auch ein Weilchen schlimm geträumt habe, so faß ich mir ein Herz, und werfe mich in mein Vertrauen zu dem, der Dich und mich in seiner liebenden Obhut hält; und dann werd' ich wieder ganz still; froh wohl gar. So ging es mir vorgestern. Ich hatte mich ganz einsam in mein Kämmerchen gesetzt, und dachte an Dich, und rechnete, wie lange Du wohl noch ausbleiben könntest, und kramte in Deinen Briefen. Und da mir das Herz vor Sehnsucht schwer wurde,

und immer schwerer, und ich dabey seufzen mochte, war es mir, als ob ich Dich seufzen und mit mir sprechen hörte. Es wurde mir wunderlich bang. Sieh, da fiel mir ein Blättchen in die Hand, worauf Du geschrieben hattest: „Ihr Frauen gleichet alle mehr oder weniger dem Töpfer, der sich ein Bild von Erde macht, dann vor ihm niederfällt, es anbetet und davor bebt. Laß die Bilder Deiner Einbildungskraft ihren Weg ziehen, und wenn sie Dich necken, so geh' keck auf den Spuk los, und Du magst sicher glauben, daß er zerfließt, eh' ihn noch die Mitternachts-Stunde zerstört.“ Das waren recht Worte zur guten Stunde. Ich drückte das Blättchen an meine Brust, faltete beyde Hände darüber, und sagte in meinem Herzen: „Ewige Liebe, beschütze ihn!“ — Dann ging ich so ruhig zu Bett wie ein Kind. Und als ich die Augen aufschlug, und der Tag heiter durch die Gardinen schien, waren alle Sorgen verschwun-

den, und ich konnte Gott mit recht inniger und ungetrübter Freude danken. Gegen ſieben Uhr kam Albert angefahren, und überbrachte mir Dein Briefchen, das er dem Boten beym Ausſteigen im Hauſe abgenommen hatte. — Meinen herzlichen Dank für Deine freundlichen Worte und Deine guten Nachrichten. Was Du mir aufträgſt, ſoll pünktlich beſorgt werden. Möchteſt Du doch auch einen ſo heitern Morgen gehabt haben, als Du mir gemacht haſt, und möge Gott Dir die zärtliche Liebe vergelten, die ich Dir jetzt, ſo fern von Dir, nur mit Gedanken und dankenden Worten erwiedern kann!

Mit meinem Briefchen im Strickbeutel und meiner Freude im Herzen, fuhr ich nun mit Albert nach Mainau, ſeine Frau abzuholen. Sie ſtand unter der Gartenthür, wie ein Madonnenbild in der Blende, mit Aennchen auf dem Arme, die mit beyden Händen nach dem Vater verlangte. Auch

die andern Kinder waren herbeygesprungen, da sie den Wagen rasseln hörten. Wir mußten aussteigen, es half nichts. Mathilde hing sich an den Vater, Julchen aber, die mir ihre Gunst geschenkt hat, an meine Hand, und wir wurden in den Garten gezogen, und mußten die Beete der Kinder, ihre Gärtchen in dem Garten, sehen, und es war so Vieles zu erzählen und zu zeigen, daß wir gar nicht fertig werden konnten. Endlich mußten wir doch scheiden; aber auch da wir eingestiegen waren, und der Wagen fortrollte, hörten wir noch lange das Rufen: „Lebt wohl, lebt wohl! Adieu! — Kommt bald wieder!“ hinter uns her.

Der Weg geht eine Strecke zwischen Kornfeldern hin, dann an der Seite eines Baches durch eine Art von Thal, das sich nach Morgen zu in eine fruchtbare Ebene öffnet. Hier hatten wir hier und da lichte Birkenhölzchen zur Rechten, zwischen denen sich herrliche Wiesen, wie Sammtstücke,

hinzogen. Alles war belebt; wir grüßten rechts und links, und viele blühende Geſichter lächelten uns unter gelben Strohhüten an. Bey einer der ſchönſten Wieſen fragten wir, wem ſie gehöre. Dem Herrn General, antwortete ein junger Burſche. „Welchem General?“ fragte Albert. Der Burſche ſah uns gedankenlos mit offnem Munde an. — „Von Berg“ ſagte ein älterer Mann, jenem zu Hülfe kommend. — Vortrefflich! So ſind wir ja ſchon in Freundes Land. — Etwas weiter hin gingen einige Fiſcher vor uns her mit Netzen auf den Schultern und einem ſchweren Gefäße voll Fiſche. — „Wem gehören dieſe Fiſche?“ fragten wir. Der Frau Generalin. — „Und der niedliche Meierhof da drüben über dem Gebüſch? — Er gehört zu dem Gute der Frau Generalin. — Jetzt mußte ich an den Marquis von Carabas und ſeinen geſtiefelten Kater denken; und die Erinnerung an das Mährchen machte uns alle lachen. —

Die Gegend wurde immer ſchöner. Eine Felſenwand erhebt ſich zur Rechten mit Epheu wie mit einem Netze überſtrickt; aus allen Ritzen dringt das Gebüſch hervor; wilde Flatterroſen und duftendes Geniſt, und üppiges Farrenkraut hängt an allen Seiten herab; ſammtnes Moos bekleidet die grauen Wacken, zwiſchen denen ſich Bäche wie Silberfäden ergießen und rauſchend und ſchäumend in die Wieſen verlieren, die zur Linken prangen; und oben ein Kranz von Bäumen, die auf ihren weißen Füßen am Abhange zu tanzen ſchienen, und ſich zu uns herabbeugten, während die Luft in ihrem zarten Locken ſpielte. Auf der andern Seite breitet ſich die reiche Ebene aus, mit ſchwellenden Hügeln gemiſcht, mit Wieſen und Fruchtfeldern üppig bekleidet, von den Krümmungen des Fluſſes durchrankt, der hier und da aus dem grünen Gebüſche blinkt; freundliche Dörfer überall mit Gärten und Bäumen umhüllt,

und am äußerſten Rande das blaue Gebirg, das dieſen Claude-Loraine mit einem magiſchen Rahmen umgibt. Als wir uns an dem herrlichen Anblicke recht ergötzt hatten, machte uns Albert auf die nächſten Felder aufmerkſam, durch die wir auf einem ſchönen und bequemen Wege fuhren. „Jetzt ſind wir recht eigentlich in dem Gebiete des Marquis von Carabas, ſagte er. Hier waltet überall der Geiſt der wackern Frau, die Sie gleich werden kennen lernen. Denn ſie iſt es, die, während ihr Gemal bey ſeinem Regimente bleiben muß, dieſen weitläuftigen Beſitzungen vorſteht, und der Schutzgeiſt der ganzen Gegend iſt.“ — Mit Bewunderung ſahen wir jetzt, daß Alles umher mehr einem Garten, als einem Felde glich. — Albert erzählte mir nun, wie dieſe ſeltene Frau bey ihrer Verheirathung das Gut, das ſie jetzt bewohne — den Stammort des Bergiſchen Hauſes — in großem Verfall gefunden. Seit einer Reihe von Jahren war

es von keinem seiner Besitzer bewohnt, sondern Verwaltern und Pachtern zur Bewirthschaftung überlassen worden. Mit jedem Jahre verminderte sich der Ertrag, und ihr Gemal, statt, wie seine Vorfahren, als ein freyer Edelmann von seinem Einkommen zu leben, sah sich fast auf den Gehalt seiner Stelle beschränkt. In den ersten Monaten seiner Ehe brachte er einmal seine junge Gemalin auf dieses vernachlässigte Gut. Sie sah mit Erstaunen den Umfang der Besitzung; hörte mit noch größerem den geringen Vortheil, der daraus gezogen wurde, und, der Landwirthschaft nicht fremd, beschloß sie, obgleich noch sehr jung, durch eigene Verwaltung diesem Unwesen ein Ende zu machen. Sie theilte ihrem Gemal diesen Vorsatz mit, der ihn anfänglich belächelte, da aber nicht viel dabey zu wagen war, seine Einwilligung zu einem Versuche gab. Die Zeit des Urlaubs, den ihr Mann auf ihre Bitten hier zubrachte, wurde von der thätigen Frau be-

nutzt, um ſich mit dem Umfange des Gutes, ſeinen mannichfaltigen Theilen, der Art von Wirthſchaft, welche die Gegend mit ſich brachte, und mit den Einwohnern ihrer Dörfer bekannt zu machen, die durch die lange Abweſenheit der Guts-Herrſchaft, durch die Untauglichkeit eines trägen und beſtechlichen Gerichtshalters, und das ſchlechte Beyſpiel eines gewiſſenloſen Pfarrers faſt eben ſo verwildert waren, als das Gut ſelbſt. Nachdem ſie ſich die vorläufigen Kenntniſſe, ſo weit es nur möglich war, verſchafft hatte, übernahm ſie, von einem Schreiber unterſtützt, das ſchwere Geſchäft der Verwaltung ſelbſt, nicht ohne Bangigkeit, wie ſie oft ſagte, aber mit feſtem Vertrauen auf den Beyſtand des Himmels, der ihr hier einen ſo würdigen Wirkungskreis angewieſen habe. Ihre erſten Schritte that ſie mit dem Beyrathe eines erfahrenen Landwirthes aus der Nachbarſchaft, der ihr taugliches Geſinde zuwieß; und da im Herbſte das Getreide in

gutem Preiſe war und die Ernte reichlich ausfiel, ſah ſie ſich im Stande, die bedeutenden Ausgaben zu decken, welche die erſten verbeſſernden Einrichtungen forderten. Dieß ſtärkte ihren Muth, und da ihr Gemal ſah, wie viel er ihrer Klugheit verdankte, ſo ließ er ihr in Allem freye Hand. Jetzt entfernte ſie auch den Gerichtshalter, und beſetzte ſeine Stelle durch einen redlichen und gewiſſenhaften Mann, den ſie gut beſoldete, aber die Verpflichtung auferlegte, die Streitigkeiten der Bauern, ſo viel möglich, in Güte zu ſchlichten, und überhaupt dem Unfrieden lieber zuvor zu kommen, als ihn zu ſtrafen. Glücklicherweiſe ſtarb auch der Pfarrer zur rechten Zeit, und ſie vertraute ſeine Stelle ihrem Jugendlehrer an, der ganz Eines Sinnes mit ihr war, und theils durch ſein Beyſpiel, theils durch Lehre, Ermahnung und Rath die verwilderten Sitten ſeiner Gemeinde allmählig verbeſſerte. Wo die geiſtlichen Mittel nicht ausreichten,

wo eine Wirthſchaft ganz verfallen und auch durch den beſten Willen der Eigenthümer nicht herzuſtellen war, da griff die Gutsbeſitzerin ein, ſtreckte Früchte, Geräthſchaften, auch wohl Zugvieh vor, und indem ſie die Trägern und Unordentlichern zur Wiedererſtattung des Geliehenen anhielt, den Fleißigen aber es meiſt erließ, machte ſie in kurzem den Fleiß zu einer herrſchenden Tugend ihrer Unterthanen, und es war bald in allen ihren Dörfern keine Hand, die ſich nicht emſig und mit ſegensreichem Erfolge rührte.

So weit hatte Albert erzählt, als unſer Wagen unter den Linden am Schloßthore hielt. Wir ſchickten hinein, um uns anmelden zu laſſen, und als wir auf die freundliche Antwort ausgeſtiegen waren, ſahen wir unter dem vorſpringenden Dache des Vorhauſes Frau von Berg im Geſpräch mit einigen Männern, die ihr aufmerkſam zuzuhören und mit Beſcheidenheit zu antworten ſchie-

nen. Als wir in den Hof hereingetreten waren, wendete sie sich nach uns um, und kam uns mit leichtem und gefälligem Anstande einige Schritte entgegen, um uns zu bewillkommnen. Sie war in einfachem Hauskleide, das ihrem feinen Wuchse knapp anlag; ein großer Strohhut, mit einem grünen Bande unter dem Kinne befestigt, bedeckte ihr zierliches Köpfchen, das braune Locken umschatteten, und wir sahen jetzt das anmuthige Gesicht einer Frau von einigen vierzig Jahren, von gesunder Farbe und einem klaren, lebhaften Auge, das uns schon aus der Ferne freundlich begrüßte. Albert und seine Frau wurden als Bekannte mit Freude aufgenommen; ich, mit etwas mehr Umständlichkeit, aber doch mit so einfachen Aeußerungen des Wohlwollens, daß ich mich sogleich einheimisch fühlte. Nachdem die erste Bewillkommnung vorüber war, bat sie um die Erlaubniß, ihr kleines Geschäft mit den wartenden Leuten abzumachen. „Es sind Hausväter,

ſetzte ſie entſchuldigend hinzu, aus dem benachbarten Dorfe, die wegen meiner Angelegenheiten hierher gekommen ſind. Ich darf ſie nicht zu lange von ihren Geſchäften zurückhalten. Unſer Freund hier wird indeß die Güte haben, Sie in den Garten zu führen.“ Dieß wurde auf die unbefangenſte Weiſe geſagt: ſie ſelbſt ging bis zu der Thüre des Gartens mit, und verließ uns hier mit der Verſicherung, in wenigen Minuten nachzukommen.

Recht angenehm und erfreulich war der Eindruck, den die Geſtalt und das Benehmen der Frau auf mich gemacht hatte. Es war etwas ſo Harmoniſches darin. Ich äußerte das gegen Albert. „So iſt ſie immer, ſagte er, und dieſe Harmonie, die in Allem herrſcht, was ſie thut, iſt der reine Wiederklang ihres Innern. Ihr Verſtand iſt nicht von außerordentlichem Umfange, aber von einer ſeltenen Klarheit; und da ſie von dem lebendigſten Eifer beſeelt iſt, im-

mer das Rechte zu thun, und keine Mühe scheut, sich von dem Umfange einer Pflicht, eines Geschäftes, auf das genaueste zu unterrichten, so geht sie mit sicherm Schritte immer auf das Ziel los, das sie sich gesteckt hat. Sie hat sich eben dadurch, und durch ihre große Aufmerksamkeit auf Alles eine seltene Fertigkeit in Geschäften erworben, so daß sie immer noch Zeit übrig behält, die sie auf die Erziehung ihrer Kinder und auf ihre eigne Belehrung und Bildung wendet. Rechnen Sie zu dem Allen noch das beste Herz und eine einfache, prunklose Frömmigkeit, so werden Sie das Bild unserer Wirthin so ziemlich vollständig haben."

Während Albert dieses sagte, waren wir zwischen den Blumenbeeten hin in den Küchengarten eingetreten. Es war eine Freude zu sehen, wie der weite Raum abgetheilt und mit den schönsten Gemüsen aller Art bedeckt war! Nirgends Unkraut; jedes Plätzchen benutzt! Wir standen noch und freuten

uns über den Anblick, als Frau von Berg zu uns kam, ſich noch einmal entſchuldigte, und uns einlud, ſie zu dem Gebüſche zu begleiten, das den Baumgarten umgibt, und gegen die Hitze des Tages eine angenehme Zuflucht gewähre. „Hier wollen wir unter meinen alten Linden frühſtücken, und dann, wenn es Ihnen gefällig iſt, zu meinen guten Eltern gehen, die ich von meinem angenehmen Beſuche habe unterrichten laſſen.“

Im Gebüſch iſt ein gar herrlicher Platz. Uralte Linden umgeben ihn. Das dichte, weite Laubdach der gewaltigen Zweige überſchattet einen bequemen Sitz, hinter dem ſich an verſchiedenen Stellen üppige Roſenbüſche erheben, bis zu dem Laube der Bäume hinauf, ſo daß hier und da die Blüthen aus den grünen Linden-Zweigen hervorſchauen, als ob ſie daran gewachſen wären. Wir hatten hier kaum Platz genommen, als ein nettes Frühſtück erſchien, an dem zwey der Töchter des Hauſes Theil nahmen, Mäd-

chen von gesunder Farbe, denen man es ansah, daß sie die Luft nicht scheuten, das Ebenbild ihrer Mutter, bescheiden und aufmerksam. Es möchte schwer seyn, liebenswürdigere Kinder zu sehen, und eine sorgsamere Mutter, eine glücklichere Mischung von Ernst und Freundlichkeit, und überhaupt einen Haushalt, in dem mit so weniger sichtbaren Bewegung so viel geleistet wird. Ich bemerkte unserer Wirthin, wie viele Freude wir bey dem Anblicke ihrer schönen Besitzungen gefühlt, und wie wir uns das Geheimniß gewünscht hätten, einer so ausgedehnten Wirthschaft mit solchem Erfolge vorzustehen. „Dieses Geheimniß, antwortete sie mit ungesuchter Bescheidenheit, wie sie es zu nennen belieben, ist das einfachste von der Welt: Jede Sache zu ihrer Zeit zu thun; nichts, was heute geschehen muß, auf morgen zu verlegen; bey jedem Geschäfte mit aller Aufmerksamkeit zu seyn; nichts gering zu achten, aber doch immer das Kleinere dem

Größern unterzuordnen. Im Anfange ward mir das freylich schwer; aber da der Himmel meine ersten Bemühungen segnete, gewann ich immer mehr Lust an der Sache, und die Uebung brachte die Erfahrung mit. Ich bin nun einmal so gemacht, setzte sie hinzu, daß ich das Glück, das Andere in Bequemlichkeit und Ruhe suchen, in der Geschäftigkeit finde, und ich habe die Freude zu sehen, daß derselbe Geschmack unter den Einwohnern meiner Dörfer immer allgemeiner wird. In keinem Bergischen Dorfe gibt es jetzt einen Müßiggänger; und seitdem die Neigung zur Arbeit herrschend geworden, sind die meisten Laster verschwunden, die sonst hier, wie anderwärts einheimisch waren. Niemand hat weniger zu strafen nöthig, als mein Gerichtshalter; Prozesse sind selten; desto häufiger Kauf, Handel und Bau. Glauben Sie aber auch ja nicht, daß ich Alles allein thue, fuhr sie scherzend fort. Meine gute alte Mutter

trägt Sorge für den Garten; mein Schwiegervater für die Forste und die Jägerey; auch meinen Kindern sind kleine Departements angewiesen, in denen sie sich üben, und mit denen sie bisweilen wechseln müssen. Durch diese einfache Organisation meines kleinen Staates wird vieles erleichtert; und da ich mich gewöhnt habe, früh aufzustehen, so reicht der Morgen meist vollkommen hin, die gewöhnlichen Geschäfte auf die Seite zu bringen. Der Nachmittag ist dann weiblichen Arbeiten und mütterlicher Unterhaltung gewidmet; der Abend aber versammelt uns alle beym Thee, und es fehlt nie an einem guten Buche, oder an einer angenehmen Gesellschaft, an einem erheiternden Gespräch."

So fragten wir mehreres mit Theilnahme; und unsere freundliche Wirthin beantwortete Alles mit der größten Gefälligkeit, ohne Anmaßung. Jetzt sahen wir von weitem die beyden Eltern einen Gang herab-

kommen, im Gespräch begriffen; der alte Herr mit festem Tritt, obschon etwas gebeugt; die Mutter unserer Wirthin am Stock, aber mit lebhafter Bewegung der freyen Hand. Wir standen alle auf, ihnen entgegen zu gehen. Die Kinder waren voran gehüpft; Frau von Berg stellte uns vor. Wir wurden herzlich begrüßt; Henriette nach ihren Kindern, Albert nach seinen Geschäften, ich nach Dir befragt. Dann kam die Reihe an andere Bekannte. Wir mußten viel erzählen — und die lieben alten Leute waren so heiter; Tochter und Enkelinnen so aufmerksam und doch so zwanglos um sie bemüht, daß es eben so erfreulich als rührend zu sehen war. Auch dieser Familienverein gab, wie Alles hier, ein Bild der Eintracht und Ordnung.

Der Morgen und Mittag gingen gleich heiter hin. Mehr als einmal wurde unsere treffliche Wirthin abgerufen. Wenn auch mitten im Gespräch, hörte sie doch jedesmal

die kommende Botschaft ohne Mißmuth an; mit heiterer Miene kehrte sie zurück, und fast jedesmal spann sie ohne Zwang den abgebrochenen Faden des Gespräches weiter fort. Zu meinen großen Geschäften, sagte sie einmal nach einem solchen Wiederkehren, gehört das Friedenstiften unter den Eheleuten. Jetzt eben ist es mir gelungen, ein Paar auszusöhnen, wo jedes für sich brav und gut, aus einer gewissen Sprödigkeit des Wesens sich dem andern nicht hinlänglich fügen mag. Die Klagen, die sie gegen einander führen, betreffen die armseligsten Dinge von der Welt, über die ich sie endlich selbst zum Lachen brachte; so daß sie mir zuletzt versprachen, es noch sechs Monate mit einander anzusehen, und binnen dieser Zeit keine Klagen gegen einander zu führen. Ich bin überzeugt, setzte sie hinzu, daß sie sich noch recht gut werden vertragen lernen; aber das erste Jahr hat immer seine großen Schwierigkeiten. Sonderbar ist es,

daß die Männer immer bey mir ihre Klagen anbringen, und das meiſte Zutrauen zu mir haben, die Frauen aber ſich meiſt an den Pfarrer wenden.“ Solche praktiſche Bemerkungen machte ſie oft in dem Laufe des Geſprächs; und wenn mir der Himmel einmal ein Gut zu verwalten gibt, ſo werde ich, mit Deiner Erlaubniß, bey Niemanden anders, als bey Frau von Berg in die Schule gehen. Daß wir recht gute Freundinnen geworden ſind, kannſt Du mir glauben. Beym Abſchiede wurden wir ſämmtlich zu einem ländlichen Feſte eingeladen, das am Ende der Heu-Ernte auf dem Edelhofe gegeben wird; und wir ſagten es freudig zu. Vielleicht biſt Du, liebſter Odo, bis dahin zurück, und begleiteſt uns dann, wie denn die Einladung Dich auch ganz ausdrücklich mit umfaßte.

Bey der Rückfahrt wurden wir von einem Gewitter überraſcht, das aber doch noch ſchnell genug vorüberging, nachdem es

eine ziemliche Masse Wasser herabgegossen hatte. Ein rascher Wind vertrieb das Gewölk, und trocknete, was naß geworden war, wieder ab. Die Luft war heller geworden, der Himmel klarer; die Sonne trat in größerer Pracht hervor, und schoß breite Strahlen auf die erquickte Erde; und als sie sich zum Untergange neigte, den Rand des zarten Gewölkes berührend, das die Berge wie ein lockiges Haar bekrönte, breitete sie goldene und purpurne Schwingen aus, und senkte sich mit wunderbarer Herrlichkeit in das krause, glühende Wolkenmeer. Wir drückten uns die Hände bey dem köstlichen Anblicke; recht selig über den herrlichen Beschluß des Tages, den wir so heiter durchlebt hatten.

Als wir gegen Mainau kamen, hörten wir schon den Jubel von Alberts Kindern, die wartend am Eingange des Dorfes saßen, und nun in den Wagen genommen wurden. Jedes hatte jetzt eines der Kinder auf dem

Schooße, und um die Freude zu verlängern, wurden sie bis zu dem Birkenwäldchen mitgenommen, wo Henriette ausstieg, und mit ihrer kleinen Schaar zu Fuße nach Mainau zurückkehrte.

So endigte dieser Tag und meine lange, lange Beschreibung. Und wie vieles hab' ich doch nicht geschrieben, was ich Dir in der mündlichen Erzählung sicher nicht geschenkt hätte. Nun es ist darum nicht vergessen. — Komm nur bald zurück, guter Mann, und meine Feder, die jetzt in ununterbrochener Bewegung für Dich ist, soll dann einer langen, langen Ruhe genießen. Dann wird auch die gute alte Ordnung in unser Haus zurückkehren. Du siehst, wie wenig Widerstand ich thue, wenn man mich zur Unordnung verleitet; denn Jedermann will mich zerstreuen und wegen Deiner Abwesenheit aufheitern. Seit einigen Wochen rückt meine Stickerey nur wenig vor, theils aus dem angeführten Grunde, theils — weil ich andere

Dinge zu thun habe. O wenn Du kömmſt, mein Odo, ſollſt Du einen ganzen Vorrath des niedlichſten Kinderzeugs ſehen! Ich bin doch nicht unfleißig geweſen. Komm nur bald, bald, beſter Mann!

Den 26. Julius 1795.

Wie vergnügt ich heute aufgeſtanden, wie froh geſtern zu Bett gegangen bin! Ich habe die halbe Nacht vor Freude kein Auge geſchloſſen, und die andere Hälfte ſo anmuthig und heiter geträumt, ob ich gleich jetzt kein Wort mehr von meinen Träumen weiß. Du magſt wohl auch darin vorgekommen ſeyn. Aber gleich viel! Hab' ich Dich doch nun bald wachend wieder. Laß ſehen, wie lange es noch iſt. — Acht Tage noch. — Eine lange Zeit. Und in dieſer langen Zeit keinen Brief weiter; es müßte denn ſeyn, daß Du mir auf der Reiſe ſchriebſt, was ich nicht glaube. Aber von mir ſollſt Du dieſen Brief noch unterwegs finden, und er

ſoll Dir erzählen, wie wohl ich bin, wie ich mich auf Deine Rückkehr freue; wie ich mit meinen Gedanken Dir entgegenziehe; erſt bis M.; dann rückwärts von Station zu Station, wie mein rechnender und meſſender Finger auf der Landcharte.

Recht betrübt ſaß ich geſtern Abend in meinem Kämmerchen, und hörte dem Sturme zu, der gegen die Fenſter braußte, und dem Regen, der den ganzen Tag auf dem Dache geraſſelt hatte. Es war ſchon über die gewöhnliche Zeit, und ich hatte noch keinen Brief. Warum er nun nicht ſchreibt? dachte ich. Und dann holte ich alle Möglichkeiten zuſammen, um mich ſelbſt zu täuſchen, und wenn ich es recht weit gebracht zu haben glaubte, kam doch immer wieder die alte Frage dazwiſchen. Da pochte etwas an die Thür; ich fuhr zuſammen, und der Briefträger trat herein, mit ſeinem gewöhnlichen: „Da bring ich einen Brief vom Herrn Gemal.“ — Nun zankte ich mich ſelbſt über

mein Zweifeln aus, und setzte mich bey meiner Lampe zurecht, um mit Andacht zu lesen. Vom Regen und Sturm hört' ich nichts mehr. Ich war ganz bey Dir, und mein einziger Kummer war, daß ich mich so allein freuen mußte, und Du nicht neben mir saßest, damit ich Dir Deinen Brief vorlesen könnte. Die alte Justine wurde aber herauf beschieden, und ihr mitgetheilt, was ich unmöglich allein auf dem Herzen behalten konnte. Gewiß, der Mensch ist nicht für die Einsamkeit geschaffen, was auch einige Männer davon sagen mögen. Zur Abwechselung mag es seyn, etwa wenn man so einmal in sich hineindenken will, wie die Nachteule. Aber Lachen und Weinen, froh und betrübt seyn — das geht allein gar nicht.

Eben war Henriette hier, die heute einmal von Mainau hereingekommen ist. Ich konnte ihr meine frohe Nachricht mittheilen; aber sie erzählte mir, was ich kaum glauben konnte, daß die Mutter unserer guten

Frau von Berg nicht mehr ist. Wie mich der Todt der muntern alten Frau erschreckt hat, die ich vor wenigen Tagen noch so lebensfroh sah! Auch den Tag darauf war sie wie gewöhnlich beschäftigt gewesen, und beym Abendessen fast noch heiterer als gewöhnlich. Da an demselben Tage ein armes lahmes Weib auf dem Hofe gewesen, das, vom Schlage getroffen, nicht mehr ohne fremde Hülfe gehen konnte, äußerte die heitere Greisin, ihr gröſster Kummer würde seyn, wenn es ihr begegnete, durch ein langes Krankenlager und körperliche Hinfälligkeit den Ihrigen zur Last zu fallen. Ihr Wunsch sey ein schneller Todt; sie sey immer bereit, aus dieser Welt zu scheiden, wenn Gott sie rufen wollte, und sie möchten nur nicht erschrecken, wenn sie eines Morgens nicht wieder erwachen sollte. Dem alten Herrn von Berg waren bey diesen Worten Thränen in die Augen gekommen; doch sagte er scherzend: „Fein wäre es doch nicht, wenn Sie so ohne Abschied

hinweggehen wollten. Mich sollten Sie es wenigstens wissen lassen. Noch gefällt es mir ganz wohl in der Welt, und die Neige im Glase des Lebens hat einen eignen Wohlgeschmack, zumal wenn sie einem von so lieben Händen gereicht wird. Indeß der Tag der Abreise kommt einmal doch; und mit wem möchte ich lieber reisen als mit Ihnen, gute Mama?" — Da faßte Frau von Berg die Hände der guten alten Leute, und sagte: „Ich denke, Gott soll uns noch lange in diesem friedlichen Verein zusammen lassen. Wir sind ja noch alle so wohl auf. Warum sollten wir an das Scheiden denken?" Nun, wie Gott will! sagten die beyden Alten zu gleicher Zeit. Dann wurde noch mancherley gesprochen über denselben Gegenstand, Alles mit Heiterkeit und einem frommen gottergebenen Sinn, bis man sich zur gewöhnlichen Zeit trennte. Die beyden ältesten Töchter begleiteten die Großmutter wie gewöhnlich, und als sie sich ausgezogen hatte, be-

tete ſie mit ihnen, und die Kinder erzählten, die Großmutter hätte recht rührend und innig gebetet, und Gott mit großer Freudigkeit und heller Stimme ihr Leben und Sterben empfohlen; und ſie hätte recht verklärt dabey ausgeſehen. Hierauf ſey ſie, wie gewöhnlich, ohne Hülfe in ihr Bett geſtiegen. Die Kinder aber waren noch aufgeblieben, um kleine Arbeiten für eines ihrer Geſchwiſter fertig zu machen. Nach einer Stunde etwa wird die alte Frau etwas unruhig; ihre Großkinder ſehen nach ihr, und finden ſie ohne Sprache; und als Frau von Berg herbeygerufen wird, empfängt ſie nur noch den letzten Händedruck und die letzten Blicke ihrer Mutter, die wenige Augenblicke nachher ſchmerzlos und mit heiterer Miene ſtarb. — So wurde der fromme Wunſch der guten Frau recht wunderbar erfüllt. Das ganze Haus iſt tief betrübt, aber Niemand mehr, als ihr alter würdiger Freund, dem die zärtlichſte Aufmerkſamkeit ſeiner Schwieger-

tochter den Verlust der Genossin seines Alters nicht vergessen machen kann. Es sey ihm immer, sagte er, als ob ihm seine alte Freundin die blasse Hand aus dem Grabe biete. — Frau von Berg blieb sich auch hier gleich. Sie beschickte die Leiche selbst, und indem sie Ströme von Thränen vergoß, entfiel ihr doch kein klagendes Wort; vielmehr tröstete sie ihre Kinder, die mit ganzer Seele an der Großmutter hingen, und ermahnte sie, nach dem Beyspiele ihrer guten Mutter zu leben, um einst auch eines so schönen und leichten Todtes gewürdigt zu werden. „Hat Gott sie nicht recht sichtbarlich geliebt, sagte sie, indem er ihren letzten Wunsch erfüllte, und sie ohne Schmerzen fast mitten in ihrem letzten Gebete hinwegnahm? Warum sollten wir klagen? Hätten wir ihr ein langes Siechthum wünschen mögen, um uns leichter trösten zu können? Und wollen wir es besser wissen als die göttliche Weisheit?"

So erzählte mir Henriette, und ich nahm

mir das Alles recht zu Herzen. Ich will Dir nicht verbergen, daß mich jetzt wohl öfter noch als sonst Gedanken des Todtes beschäftigen, und daß ich mit ihnen das allzublendende Licht meiner Freude umflore. Und warum sollt' ich nicht, da ich einer so wichtigen Zeit meines Lebens entgegengehe? Wär' es fromm, wär' es vernünftig, sie unbedachtsam zu erwarten, oder mir die Gefahr zu verbergen, die die lang ersehnte Freude mir bringen kann? Wie eng ist hier Todt und Leben verknüpft! wie nah steht das Kinderbett neben dem Sarge! Glaube darum nicht, daß ich traurig und trübe in die Zukunft sehe, oder gefliſſentlich schwermüthige Gedanken nähre. Keineswegs. Ich bin faſt immer heiter und selbſt gleichmüthiger als sonſt, wenn schon körperlich reizbar genug. — Warum überhaupt die Gedanken des Todtes so weit von uns bannen? Iſt es nicht eine eitle Mühe, da er ja doch durch alle Pforten des Lebens hereinblickt, und

UNIVBIBL BERLIN

immer um desto mehr erschreckt, je weniger wir seiner gewärtig waren? Ich bin früh mit ihm befreundet worden, und so weit ich nur zurück denken kann, habe ich die frohesten Stationen meines Lebens, ja jeden heitern und glücklichen Tag mit Todtenkränzen behangen, und jede meiner Freuden, wie einen lächelnden Engel mit einem Füllhorn voll Blumen an mein Grab gestellt, und hier hoff' ich sie wieder zu finden, wenn mich Gott den letzten Schritt aus den Gefilden des Lebens thun läßt. Vielleicht ist er noch weit entfernt — wenn in diesem kurzen Leben überhaupt etwas weit ist — und wir mögen uns noch eines langen Zusammenseyns erfreuen, und frohe Kinder mögen um uns aufblühen, und diese Engel einst die Lebensmüden an Einem Tage, in Einem Grabe, zum langen Schlafe betten. — Laß mich immer mit diesem Gedanken spielen, guter Odo, und glaube mir auf mein Wort, daß er mich nicht verstimmt. Komm nur

bald — und Du ſollſt ſehen, wie heiter meine Stirn iſt, wie herzlich ich mich freuen kann, und was für lange Plane ich ſpinne. — Könnt' ich doch recht viele Küſſe in dieſen Brief legen, der vier volle Tage früher bey Dir ſeyn wird, als Du bey mir. Wär' es Dir möglich, mich den Tag Deiner Ankunft wiſſen zu laſſen, ſo käm' ich Dir einige Stunden entgegen. — Doch das wird nun nicht gehen. — Aber wenn die Zeit kömmt, ſo zieh' ich in das grüne Eckſtübchen mit der Ausſicht auf die Landſtraße, und ſetze mich mit meiner Arbeit an das Fenſter, und dann ſoll gewiß kein Wagen unbemerkt heranrollen, bis der eine, lang gewünſchte, kömmt, den ich mit freudigem Herzklopfen begrüßen darf.

* * *

Amande an Henriette Albert.

Den 12. November 1799.

Wie ich Deine Nähe immer ſchmerzlicher vermiſſe, meine gute Henriette. Glaube

mir, es vergeht kein Tag, wo ich nicht an Dich denke, mich mit Dir unterhalte, mich nach Dir sehne. Das waren doch glückliche Tage, wo wir uns so nahe waren, wo wir uns fast täglich sahen, alle unsere großen und kleinen Freuden uns mittheilen, mit einander über einen Weihnachten, eine Haube oder dergleichen zu Rathe gehen, und uns immer mit dem Gedanken des baldigen Wiedersehens trennen durften! Nun Ihr weggezogen seyd, kömmt mir die Stadt oft wie ausgestorben vor; es ist nichts, was mich anzieht; ich mag nirgend hingehen, weil ich Dich nirgend finde; und wüßt' ich nicht, daß Du in G. zufrieden bist, ich würde noch betrübter seyn. Gestern spielte mein Karl um mich her mit dem Pferde, das Du ihm geschenkt hast; es war ein recht ausgelassenes Treiben und Peitschen. Auf einmal ließ er das Spielwerk stehen, kam zu mir gelaufen, und auf meine Knie gestützt fragte er mich: aber warum kömmt denn die Pathe Albert gar

nicht? — Ich ſagte ihm, die gute Pathe wäre jetzt weit, weit von hier. Und dabey kamen mir die Thränen hell über die Wangen, daß mich der Knabe mit großen Augen anſah. „Nun ſagte er darauf, ſo will ich zu der Pathe hinreiten.“ Und nun ſetzte er ſich wieder auf ſein Roß, und das Treiben ging ärger als vorher.

Das iſt nun eben wie mit dem meiſten Thun auch der großen Menſchen. Viel Treiben mit Planen und Hoffnungen, um das zu vergeſſen, was ihnen in der Gegenwart nicht ganz recht iſt. Und am Ende ſind dieſe Plane auch nur ſo ein hölzernes Roß, auf dem wir uns herumbewegen, ohne nur einen Schritt weiter zu kommen.

Da hatte ich mir auch mit Odo mancherley ausgedacht, was wir auf dem Sommer in unſerm Hauſe anders einrichten wollten. Ein Bau ſollte unternommen werden, um noch eine Erweiterung der Wirthſchaftsgebäude zu gewinnen; und durch eine Ver-

Änderung der Treppe hätte auch ich ein Zimmer mit Alkoven neben Odo, und eine noch freundlichere Aussicht erhalten, als ich jetzt habe. Der Riß war fertig; das Geld lag bereit; Alles war mit dem Baumeister besprochen; und schon war mein Mann im Begriff, die nöthigen Bestellungen des Bau-Materials zu machen. Wir waren recht glücklich auf unserm hölzernen Pferd. Und damit ich gar keine Beschwerde dabey hätte, wollte mich Odo mit den Kindern zu Dir schicken. „Du hast es der guten Albert heilig versprochen, sagte er; und da schickt es sich gerade recht gut. Wenn zu Ende des Winters Alles angefahren wird, so kann der Bau in vier Wochen vollendet seyn, und Du ziehst dann gleich ein."

Wie froh mir das in das Herz klang! Nie hab' ich den Ablauf des Winters mit solcher Sehnsucht erwartet. Die ersten Frühlingstage sollten mir die Vorboten einer großen Freude seyn. — Und nun ist

das Alles nichts. Der Riß ist eingepackt und verschlossen; die Bestellungen werden nicht gemacht; der ganze Plan ist aufgegeben. Es ist nicht mehr die Rede davon, ein Versprechen zu erfüllen, das bey unserer Trennung mein bester Trost war. Wie ungewiß ist doch alle menschliche Berechnung! wie wenig ist auch selbst dem Mäßigsten gewiß! —

Als wir uns heiratheten, waren wir in recht guten Umständen. Wir hatten mehr als wir brauchten; auch eine größere Familie hätte mit Anstand von unsern Einkünften leben können. Aber in diesen letzten Jahren ist ein Verlust auf den andern gefolgt. Zuerst ging mein kleines Vermögen in dem T. Bankerot fast ganz hin; im folgenden Jahre büßte Odo wiederum bey der ****ischen Anleihe ein; und jetzt sind wir durch den Fall des R. Hauses, wo mein Mann ein ansehnliches Capital hatte, auf ein Viertheil unserer Einkünfte zurückge-

bracht. Wir müssen uns auf alle Weise einschränken, und es wird vielleicht nicht einmal möglich seyn, unser jetziges Haus zu behaupten. Doch hat sich Odo hierüber noch nicht bestimmt. Er weiß, wie sehr mein Herz an dem Garten hängt, und gewiß um meinetwillen mehr, als um seinetwillen, würde er diesen Besitz gern erhalten wollen. Da muß ich mich denn nun freylich zusammen nehmen, um meine Wünsche nicht laut werden zu lassen; und dabey fehlt mir Deine Gegenwart gar sehr. Ich will nicht stärker scheinen, als ich bin, und so will ich Dir gern gestehen, daß mich diese Veränderung unserer Lage wohl bisweilen eine Thräne kostet. Deine Gegenwart würde mir größere Stärke geben; ich würde eher in's Gleichgewicht kommen; mein getroster Muth würde früher zurück kehren. Doch hoff' ich auch so noch obzusiegen, wie es auch immer kommen mag, und mich nicht von einem Schicksale über-

wältigen zu laſſen, das, wie herb es auch ſeyn mag, doch in Vergleichung mit ſo vielen andern Möglichkeiten, noch immer ſehr erträglich iſt.

Odo iſt oft recht niedergeſchlagen. Er ſitzt den ganzen Tag und rechnet, und iſt dann Abends ſo einſylbig, daß mir das Herz ganz ſchwer wird. Manchmal gelingt es mir denn aber doch, ihn mit Hülfe der Kinder aufzuheitern, und dann iſt mir zu Muth, als ob ich einen großen Sieg gewonnen hätte, und meine Kraft wächſt durch den Erfolg. Aber immer geht es nicht. Ich darf es mich auch nicht merken laſſen, daß ich es auf ſeine Erheiterung anlege; ſonſt thut er ſich eine Gewalt an, die mir Schmerzen macht. Mit Dir, Gute, würde mir das Alles leichter werden.

Schreibe mir bald, theure Seele, und melde mir recht vieles Gute von Dir, Deinem Manne und Deinen herrlichen Kindern. Küſſe die lieben, fröhlichen Geſchöpfe viel-

mals in meinem Namen. Du glaubst nicht, wie ich mich nach Deinen Briefen sehne, und wie ungeduldig ich jeden Posttag erwarte, der mir Nachricht von Dir bringen kann.

An Dieselbe.

Den 28. April 1800.

Mitten in der Verwirrung, in der ich jetzt lebe, meine geliebte Henriette, kann ich doch nicht unterlassen an Dich zu schreiben, damit Du nicht glaubst, ich sey krank. Ich träumte diese Nacht, Du suchtest mich ängstlich in Deinem Garten, und riefst mich; und über dem Rufen wacht' ich auf, und konnte nicht wieder einschlafen. Da ist es nun nach dem Aufstehen mein Erstes, daß ich mich an eine ledige Ecke des Tisches setze, um mit Dir, Du theure und geliebte Freundin, bis die Kinder erwachen, zu plaudern.

Seit drey Tagen ist das Oberste bey

mir zu Unterſt gekehrt. Wir haben entbehrlich gewordenes Geräth verkauft; und da iſt ein Hin- und Hergehen der Käufer und Träger, wo ich überall bey der Hand ſeyn muß. Iſt das vorbey, ſo geht es an das Ausziehen, wobey wieder des Kramens und Ordnens kein Ende iſt. Niemand iſt dabey vergnügter als die Kinder. Die kommen durch ſo ein Zerſtören und Durcheinanderwerfen eben recht in ihr Element.

Einiges von dem ältern Hausgeräthe habe ich als Andenken meiner Mutter doch erhalten. Von dem ſchönen Mahagoni-Schreibtiſch aber hab' ich mich trennen müſſen. Es war in unſerer künftigen Wohnung kein Platz dazu. Es hat mir Schmerzen gemacht. Auch die meiſten Kupferſtiche und andere Bilder ſind verkauft; nur etwa ein Dutzend der Beſten haben wir zurückgeſtellt, und die ſollen Odos Zimmerchen zu einer kleinen Bilder-Gallerie machen. Vieles iſt ſchon recht artig darinne aufge-

putzt. Uebermorgen ſchlafen wir zum erſtenmal dort; mein Mann aber ſoll das Haus nicht eher betreten, als bis Alles geordnet iſt. Ich denke, es ſoll ihn erheitern, wenn er aus aller der Wirthſchaft hier in die neue, reinliche Wohnung tritt. Der erſte Eindruck thut da viel. Oft iſt er gar zu trübe, und ich fürchte faſt, er iſt es um meinetwillen. Darum geb' ich mir auch alle Mühe recht heiter zu ſeyn, und ſcherze oft mehr, als mir um's Herz iſt. Das gelingt denn auch bisweilen recht gut; doch muß ich mich vorſehen, daß ihn nicht auch der Scherz verletzt.

Unter der Hand hab' ich in dieſen Tagen einige Abſchiedsbeſuche gemacht. Da kam ich auch zu der armen Sophie Wieſand, die ſeit einigen Monaten an einem ſchleichenden Fieber langſam ſtirbt. Ich hatte ſie lange nicht geſehen, und wahrhaftig ich fuhr zuſammen, als ich die vormals ſo blühende Geſtalt blaß und abge-

zehrt in ihrem Krankenſtuhle ſah. Sie hatte meine Ueberraſchung bemerkt und ſagte in Beziehung darauf: „Ich habe mir ſchon ſeit mehrern Wochen den Spiegel nicht mehr reichen laſſen; die Perſonen, die die Güte haben, mich zu beſuchen, laſſen mich in ihren Augen die Zerſtörung leſen, die die Krankheit in mir macht. Sie hat nur noch wenig zu thun übrig.“ Ich ſetzte mich zu ihr, frug und tröſtete, ſo gut ich konnte; aber gegen meine Ueberzeugung, und vielleicht auch gegen die ihrige. Doch iſt ihr Aug' noch ſehr hell; ihr Geiſt wie immer; ein leiſes Roth ſpielt noch dicht unter den Augen auf ihren Wangen. Auch die liebenswürdige Anmuth ihrer beſſern Zeit iſt noch nicht von ihr gewichen. Ich hatte im Treibhauſe einen Strauß für ſie mitgenommen. Sie nahm ihn freundlich und dankbar an: „Dieſe Blumen ſollen mich in mein Grab begleiten“ ſagte ſie mit ſchmerzlichem Lächeln. „Ich habe mich immer an Blumen gefreut,

fuhr sie fort, und in meinem Garten konnte ich bey dieser Beschäftigung die Welt und Alles vergessen. Mit welcher Sehnsucht hab' ich diesem Sommer entgegengesehen! Ich hoffte, er sollte mir Genesung bringen. — Nun, was er mir bringt, ist auch ein Genesen." Da sie diese traurigen Worte mit ruhiger Fassung sprach, hielt ich meine Thränen nur mit Mühe zurück; aber ganz in ihr Schicksal ergeben schien sie doch nicht. Ihre forschenden Blicke schienen tröstende Worte zu fordern; und gern gab ich meinen Wünschen die Farbe der Hoffnung. Sie schien Freude über meine Theilnahme zu fühlen, und drückte mir mehr als einmal gerührt und dankbar die Hand.

Wie störend war mir in diesem Augenblicke das Hereinflattern des Mannes, der, nach einigen flüchtigen Worten an seine Frau, sich mit mancherley Fragen an mich wendete, den Verlust der angenehmen Nachbarschaft beklagte, mir zum Einzuge in die

neue Wohnung Glück wünschte, sich meinem Manne angelegentlichst empfehlen ließ, und so wieder verschwand, ohne etwas Anderes als die Erinnerung an ein nichtiges, hohles, in Weltformen verlorenes und aufgelößtes Wesen zurück zu lassen. — Gleich darauf kam noch anderer Besuch, und ich entfernte mich mit der traurigen Ueberzeugung, diese liebenswürdige Frau zum letztenmale gesehen zu haben. Ihre leidende Gestalt steht mir immer vor Augen, und daneben ihr blühendes Bild, wie sie noch vor wenigen Jahren war, die Freude aller die sie kannten; von mancher beneidet, doch von den meisten geliebt. Kein Wunder, daß es ihr schwer wird, aus einem Leben zu scheiden, wo sie so viele Freude um sich verbreitete. Ach und wie ist dieses Scheiden selbst so hart! wie wird so langsam jeder einzelne Faden zersägt, bis endlich auch der letzte mühsam und zögernd reißt!

Warum muß ich mit einem so traurigen Bilde schließen? — Aber es wird schon ganz lebendig in der Schlafkammer meiner Kleinen, und da habe ich auf das Schreiben keine Gedanken mehr. Nun, das ist ja doch wieder etwas Heiteres. — Sobald ich aus meinem jetzigen Gewirr heraus bin, erhältst Du wieder einen Brief. Bis dahin, Theure, lebe wohl. Schreibe mir bald und viel. Ein Brief ist freylich kein Besuch; aber er ist doch der einzig mögliche Ersatz, und wahrhaftig, ein recht erfreulicher, wenn er Gutes bringt. Grüße und küsse alle Deine Lieben von mir.

An Dieselbe.

Den 9. May.

Seit acht Tagen, liebe Henriette, bin ich in meiner neuen Wohnung eingerichtet, und obgleich auf weniger als auf die Hälfte des vorigen Raumes beschränkt, doch immer noch bequem genug. Wie vieles ist nicht über-

flüssig für das Bedürfniß in einem Haushalte, wie unser voriger war! und wie unendlich viele Menschen begnügen sich mit weniger, als ich jetzt habe, und sind vergnügt! Auch ich will es seyn. Ist nur Odo erst wieder ganz in dem vorigen Gleis, so soll, denk' ich, mit Gott Alles gut gehen. — —

Sehr schwer wurde mir freylich das Herz, als es nun dazu kam, daß wir unser liebes Haus verlassen sollten. So viele theure Erinnerungen! das Andenken so schöner und glücklicher Tage! die heitere Aussicht! der Garten mit so vielen lieben und traulichen Plätzchen! Alles das sollte nun nicht mehr mein seyn; ich sollte es zurücklassen, vielleicht ohne es je wieder zu sehen! — Aber was war zu thun? Der neue Besitzer drängte; in den entlegenern Zimmern wurde schon für ihn gearbeitet; und als in den letzten Tagen der Verkauf unserer Geräthschaften und die Vorbereitungen zum Auszuge angefangen hatten, wurde ich allmählig in meinem eigenen Hause

— freylich auch nicht mehr mein eigen — ganz fremd. Das half auch. Und da nun Alles ausgeräumt war, durchlief ich noch einmal die ausgeleerten Zimmer, dann zum Garten hinab, zu jeder theuern Stelle, auf den Rosenhügel, unter die große Laube, in das Gebüsch und zu dem heimlichen Sitze, wo wir am Vorabende Deines Weggehens noch eine so wehmüthige Stunde hatten. Ich weinte mich noch einmal recht satt, und ich hätte mich wohl so bald nicht losgerissen, wenn mich Odo nicht gerufen hätte. Nun trocknete ich mir die Augen, so gut es gehen wollte, und wir gingen zusammen in das neue Haus — schweigend freylich und ohne uns anzusehen. Auch ihm war das Herz allzuvoll.

Als wir auf die Brücke kamen, hüpfte uns Karl schon entgegen, und hing sich dem Vater an die Hand, und in der Hausthür stand meine Justine mit Ida auf dem Arme, und das Kind streckte beyde Hände nach mir

aus. Da war doch Alles vergessen über dem süßen Willkommen. Wie könnte auch in einem Mutterherzen der Schmerz gegen das Lächeln eines Kindes wiederhalten? Ich nahm den kleinen Engel auf den Arm; Karl führte den Vater im Hause herum; Alles stand schon an seiner Stelle nach der vorhergemachten Anordnung. Mein Mann fand jetzt auch Alles viel besser und wohnlicher. Ich führte ihn nun selbst in sein Zimmerchen ein. Es ist ganz mit Bildern behangen; am Fenster der Schreibtisch; etwas weiter unten das Piano; gegenüber der Sopha. Er fand Alles gut, heiter und bequem. Da war ich wieder froh, ihn so zufrieden zu sehen.

Neben der Stube meines Mannes ist eine schmale Schlafkammer, gerade groß genug, um neben zwey großen Betten auch die der Kinder aufzustellen. Karl freute sich sehr über das seinige, und daß er zwischen Vater und Mutter schlafe. „Da brauch' ich mich gar nicht zu fürchten, sagte er, und

wenn ich des Nachts aufwache, so kann ich gleich fühlen, ob der Vater und die Mutter da ist.“ — Dann kömmt mein Stübchen, und auch an diesem eine ausgeweißte Kammer mit einem Fenster nach dem Garten unsers Nachbars. Aufgemacht darf das Fenster freylich nicht werden; aber ich sehe doch in das Grüne hinein, und gerade um das Fenster wölben sich zwey Silberblüthen-Bäume, und die Blumentrauben hängen wie Kränze darum her. An dieser Stelle hab' ich mir ein Tischchen eingerichtet, und ich kann im Sommer hier recht bequem sitzen und arbeiten.

Auch ein eigenes Gärtchen hab' ich mir eingerichtet, zwar nur ein schwebendes; aber waren die Gärten jener alten Königin nicht auch schwebend? Vor dem Saalfenster nach Morgen zu, haben etwa zwey Dutzend Töpfe Platz, in denen ich mir eine artige Blumen-Flor halten kann. Das ist dann doch auch etwas. Unser Philipp zwar, der sonst sein

Wesen in dem großen Garten hatte, und dort immer auf neue Anlagen und Einrichtungen sann, schüttelte gar sehr den Kopf bey diesen Semiramis-Gärten, die er kaum seiner Aufmerksamkeit werth hält, indem er meint, es käme doch dabey nichts rechtes heraus. Ueberhaupt ist dieser der Unzufriedenste im Hause. Er klagt über zu viele müßige Zeit; er sey ein altes, unnützes Hausgeräth; und was dergleichen mehr ist. Ja manchmal hadert er recht mit dem Himmel, daß er ihn so lange leben lasse. — Es ist wohl wahr, daß er uns jetzt ziemlich unnütz ist. Aber hätten wir den alten treuen Diener, der uns vom Vater zugeerbt ist, der meinen Mann noch auf den Armen getragen, hätten wir ihn verabschieden können? Gestern ist ihm endlich eingefallen, um doch etwas zu thun, wie er sagt, sich Geräthe zu Papp-Arbeiten anzukaufen, und heute sitzt er dabey und schneidet zu, und mißt und klebt zusammen, als wenn er um das tägliche

Brod pappte. So wird er mir auch ſchon wieder heiter werden.

Meine Juſtine hingegen iſt ſchon jetzt recht vergnügt. Sie ſetzt ihren Stolz darein, alle Arbeit allein zu beſtreiten, und ſie hat ſich ordentlich wieder verjüngt, ſeitdem ſie keine Gehülfen mehr hat. Sie hört auch nicht auf, die helle, bequeme Küche zu preiſen, und das geräumige Waſchhaus daran — ob ſie gleich das Alles ſonſt viel ſchöner hatte — aber eben als ob ſie mich tröſten wollte; und es gibt nichts, womit ſie mir Freude zu machen glaubt, was ſie nicht thäte. Iſt es nicht ein Glück, ſo gute Leute um ſich zu haben? — Noch einige Wochen und wir ſind alle eingewohnt, und dann wahrſcheinlich eben ſo glücklich in unſerer Beſchränkung, als wir früher bey einem gröſſern Wohlſtande waren. —

Die arme Sophie W. iſt vorgeſtern geſtorben. Schmerzlich riſſen die letzten Fäden

ihres verkümmerten Daseyns. Sie sah sich recht eigentlich sterben, denn ihr Bewußtseyn blieb klar bis zum letzten Augenblicke. Sie wird sehr beklagt. Auch in ihrem Hause ist ein großes Wehklagen, ob sie schon während ihres Lebens wenig Freude da hatte, und die Schwester ihres Mannes, die ihr alles nur mögliche Ungemach zufügte, kann nicht aufhören, den Umfang und die Tiefe ihres Schmerzes mit Worten zu schildern. Das ist nun das Leben so vieler Menschen. Ein Betrügen hinüber und herüber, ein Repräsentiren und Heucheln, selbst an dem Sarge, der doch wohl am ersten Wahrheit und Aufrichtigkeit predigen sollte! Aber es ist nur allzu wahr, daß die schlimmsten Tauben die sind, die nicht hören wollen; und was mag es helfen, so harten Herzen Propheten zu senden? Es ist doch nur ein Predigen in der Wüste, und ich möchte eher glauben, daß sich Felsen und Bäume nach dem Worte der Wahrheit wenden, als daß jene Hart-

öhrigen am Herzen die Stimme der Liebe und des Todtes hören und verstehen könnten. —

Ich muß Dich verlassen für heute. Tausend Grüße an alle die Deinen. Karl küßt die gute schöne Pathe. Du glaubst nicht, was mir der Knabe für Freude macht! Doch warum solltest Du es nicht glauben, da Du selbst so viele Freude an Deinen Kindern hast? Küsse sie alle die holden Engel in meinem Namen.

Den 25. December 1800.

Ich glaube nicht genug eilen zu können, liebste Henriette, um Dir zu schreiben, daß wir uns alle Gott Lob wohl befinden, damit Du nicht durch frühere Nachrichten von dem, was unser Städtchen betroffen, unsertwegen in unnöthige Besorgniß geräthst. Dem Himmel sey es gedankt, wir sind bey diesem großen Unglücke frey von Gefahr und Schaden geblieben. Möchte ich dasselbe auch von unsern armen Mitbürgern sagen können, und möchte das Elend, das ich täg-

lich vor Augen ſehe, mich nicht immer von neuem an die Schreckniſſe erinnern, die uns in der Nacht vor dem heiligen Abend umringten. Die ganze Seite der Stadt, wo wir ſonſt wohnten, von der Annen-Kirche bis an die Bleichen liegt in der Aſche, und von der ganzen Reihe von Hütten, die dort an der Wieſe hinauf liegen, iſt nur die letzte erhalten worden. Alſo die ärmſten Leute ohne Obdach in der ſtrengſten Jahreszeit, und die meiſten ihrer geringen Habe beraubt, alſo ohne Kleider und Nahrung. Das Feuer brach gegen Mitternacht, da Alles noch im erſten Schlafe lag, mit gewaltiger Wuth aus; mehrere Menſchen werden vermißt. Wir waren glücklicherweiſe noch auf, da Odo mir vorlas. Die Kinder wurden ſogleich aus den Betten genommen und angezogen; mein Mann und Philipp eilten zu Hülfe; ich entwarf meinen Rettungsplan im Falle die Flamme uns näher käme. Aber Odo ſchickte mir bald Nachrichten, die für uns beruhi-

gend waren; das Feuer hatte sich ganz nach der Abendseite gewendet, und da liegt denn nun auch unser ehemaliges Haus über die Hälfte in Schutt und Asche. Erst als der Tag anbrach, kam mein Mann zurück, um sich anzuziehen; er war ganz durchnäßt und mit Asche bedeckt. Eine Stunde darauf schickte er mir durch Philipp drey Kinder, die zwischen den brennenden Häusern mit Lebensgefahr umherirrend nach ihren Eltern geschrien hatten. Eines davon ist seitdem wieder von den Eltern abgeholt worden; aber zwey sind mir noch geblieben, arme kränkliche Geschöpfe, die fast nackt den Flammen entronnen waren. Gegen Mittag hörte das Feuer auf, und nun sah man erst den ganzen Umfang des Elends. Es mußte Hülfe geschafft werden für die vielen, aller Mittel beraubten Abgebrannten, und da kamen mir meine kleinen Vorräthe für das Fest gut zu statten. Von einem Christabend war natürlich nicht mehr die Rede; fast der

ganze Kleidervorrath der Kinder mußte vertheilt werden. Jedes gab her, was es nur immer entbehren konnte, und doch wie wenig war das bey der Menge der Bedürfnisse! — Wie das Alles die Thätigkeit meines Mannes in Anspruch genommen hat, kannst Du Dir vorstellen. Seine ganze Kraft, ja, ich möchte sagen, alle seine Heiterkeit scheint zurückgekehrt. Während wir im Hause für die Abgebrannten backen und kochen und zusammen nähen, was wir finden, ist er beschäftigt, die Dürftigen unterzubringen, Mittel von allen Seiten herbeyzuschaffen, und in der allgemeinen Verwirrung Ordnung zu machen. Er ist die Seele des Ganzen. Jedermann wendet sich an ihn, und er weiß für Alles Rath. Ich biete mit Freude zu Allem die Hand, und Odo's Glaube an meine Anstelligkeit scheint recht gewachsen zu seyn. Er zieht mich oft zu Rath, und vertraut mir manches an, was er selbst nicht sogleich bestreiten kann. Sieh, das macht mich recht

ſtolz, und noch mehr glücklich als ſtolz. Oder gäb' es eine größere Freude auf Erden, als die erwählte Gehülfin eines ſolchen Mannes bey einem ſolchen Geſchäfte zu ſeyn?

Meine Kleinen gedeihen auch recht wunderſam. Karl fängt ſchon an zu leſen, und bringt oft mit Selbſtzufriedenheit ſein Buch auf meinen Schooß und lieſt die Sylben mit großem Eifer zuſammen. Daß man ihm hilft, mag er nicht leiden. So lebhaft er iſt, ſo folgſam iſt er doch, und die Aeußerungen ſeiner Zärtlichkeit, oft mitten im wilden Spiel, bringen mich oft zu Thränen, oft auch zum Lachen. Bisweilen thu' ich auch wohl beydes zugleich. Jetzt erſt fühl' ich recht, wie man ſich um eines andern Weſens willen ſeiner ſelbſt ſo ganz entäußern kann, und wie man erſt durch dieſe Entäußerung recht glücklich wird. Auch meines Mannes Gefühl iſt das, und alle Strahlen unſerer Liebe brennen in dieſem Einen Punkte, in der Liebe zu unſern Kindern, zuſammen.

Auch Ida iſt gar lieb und hold. Seitdem ſie anfängt zu ſprechen, ſieht ſie ſo klug in die Welt, und horcht ſo verſtändig auf jedes fremde Wort! — Wie man aber oft wunderlich iſt! Wenn ich mich ſo recht innig an den geliebten Weſen freue, fährt es mir bisweilen durch den Sinn, ob ich nicht mein Herz gar zu ſehr an ſie hänge. Kann das Herz einer Mutter zu ſehr an ihren Kindern hängen? — —

Obo verlangt mich; ich muß ſchließen. Wann werden wir wieder einmal recht von Herzen mit einander plaudern, wie in der vorigen, guten Zeit? — Ach ich darf gar nicht daran denken. — —

* * *

Den 14. Januar 1801.

Allmählig fängt es an ruhiger bey uns zu werden; die alte Ordnung kehrt wieder zurück, und ich darf, ohne beſtändige Unterbrechungen zu fürchten, wieder an Dich,

meine geliebte Freundin, schreiben. Dein letzter, lieber Brief hat mir sehr wohlgethan, und gerade weil er in die Verwirrung, in welcher wir lebten, ein so schönes und stilles Bild von Heiterkeit und Ruhe stellte. Wie kann ich Dir sagen, wie innig mich das gerührt hat? Möge Dir Gott das Alles auch in der Zukunft erhalten, dieses Zusammenstimmen Deiner äußern Lage mit Deinen innern Verhältnissen, diese Freude an Deinen herrlichen Kindern, diese ungetrübte Eintracht mit Deinem trefflichen Manne, und dabey die glückliche Heiterkeit Deines Wesens, die all das Glück so recht zu genießen weiß, und es zum Theil eben erst schafft! — Oft wenn ich den Schmerz über unsere Trennung noch nicht besiegen kann, und mir bey diesem und jenem Anstoße, am meisten aber so recht mitten in einer innigen Freude, Deine Nähe fehlt, so danke ich doch Gott dafür, daß er sie mir eine Reihe von Jahren hindurch gegönnt habe. Laß mich das immer ausspre-

chen; es ist mein wahrstes und innigstes Gefühl. Oft bist Du, meine Henriette, das Licht und der Stern gewesen, der meinen Weg erleuchtet und meine Schritte gelenkt hat. Mein guter Wille hätte mir nicht genügt. Aber da kam zuerst Deine Erfahrung meiner Ungewißheit zu Hülfe. Du nahmst mein Vertrauen so freundlich auf; meine Zuversicht wuchs; Dein heiterer heller Sinn erweckte den Meinigen. Und wenn ich jetzt mit einem freyern Blick in die Welt schaue, wenn ich mich in meinen Verhältnissen mit größerer Sicherheit zu bewegen weiß, wem bin ich es schuldig, als Dir, als Deiner Nähe, und Deinem Beyspiele? Aber glaube mir, ich bin auch gewiß dankbar dafür. Ich habe Dich immer in Augen und im Herzen, und es vergeht kein Tag, wo ich Gott nicht für das Glück Deiner Freundschaft danke.

In unserm Hause ist jetzt wieder ein ganz heiteres Leben. Seit dem Brande hat Niemand Zeit gehabt an sich selbst zu denken,

und während Jedes so viel mit Andern zu thun hatte, sind wir einander alle, ich weiß nicht wie, näher gerückt und unentbehrlicher geworden. Philipp selbst, der wortkarge, ist mit einem Mal, als ob ihm ein Glück widerfahren wäre, ganz beredt geworden. Er hat meinem Manne treffliche Dienste geleistet, und sonst auch Jedem, wo sich Gelegenheit fand. Da er gerade eine Kiste seiner zierlichen Papparbeiten, womit er sich in müßigen Stunden beschäftigt, zum Neujahrsmarkt in die Residenz geschickt hatte, hat er den ganzen Erlös davon zur Unterstützung der Abgebrannten verwendet, und wo er sich sehen läßt, begegnen ihm freundliche Gesichter dankbarer Schuldner. Seine vorzügliche Sorge wendet er auf die Kinder, und er verschneidet, was er entbehren kann, zu den nöthigen Kleidungsstücken für die armen Kleinen. Auch meine zwey Waisen hat er ganz unter seine Obhut genommen, als ob sie seine eignen Kinder wären. Justine kann

jetzt gar nicht aufhören, ihn zu preißen, und vergibt ihm sein in sich gekehrtes Wesen und seine Sarcasmen auf die weibliche Geschwätzigkeit, die ihr sonst immer ein Anstoß waren. Wie diese selbst aber mir in diesen Wochen beygestanden und Alles erleichtert hat, ist kaum zu sagen.

Von meinem trefflichen Odo hab' ich Dir' schon geschrieben, wie sehr seine Thätigkeit in Anspruch genommen worden ist. In den ersten Tagen, nachdem das Unglück geschehen war, sah ich ihn kaum, und immer nur auf wenige Augenblicke. Auch dankt ihm hier Jedermann die schnelle Wiederherstellung der Ordnung und die wirksamen Anstalten, die für das Unterbringen und die Erhaltung der armen Leute getroffen worden sind. Am Sylvester-Abend hatt' ich ihn endlich einmal, wie es mir denn auch nach Weiberrechte gebührte, ganz wieder, und wir saßen recht froh und heimlich zusammen, und gedachten, wie in vori-

ger Zeit, des Jahres, das uns eben den Rücken kehren wollte. Dankbar ließen wir alles Gute vor unsern Augen vorüberziehen, was es uns gebracht und erhalten hatte, und immer fiel bald diesem bald jenem etwas Neues ein, dessen wir uns zu freuen hatten. Es war ein recht seliger Abend. Immer ging es bey mir nicht ohne Thränen ab; aber es waren die erquickenden Thränen der Freude, die wie ein frischer Thau auf das Herz fallen, und so recht in Gott, vergnügt machen. Meine Kinder lagen in ihren Betten in der Ecke des Zimmers; die Zeit glitt über sie hinweg, ohne daß ihre Schwingen sie berührten; sie schliefen so leise aus der Gegenwart in die Zukunft hinüber! Als es Mitternacht schlug, stand ich mit Odo vor ihnen. Ihre Wangen glühten; Karl zog einigemal die Augenbraunen zusammen, als ob er zürnte; Ida lächelte. Wir sahen sie lange an; dann uns, dann sie wieder. Die Freude der Ge-

genwart und die Hoffnung der Zukunft mischte sich in unseren Herzen. Es war ein Vorgefühl des Himmels; solche Fülle der Freude; Alles so nah' um uns, in uns; so eng beschränkt, und doch so reich, so unendlich reich!

Wir sprachen noch lange über das, was den Menschen glücklich macht, und waren ganz einig, daß wir jetzt, ob schon in weit beschränktern Verhältnissen, doch nicht minder glücklich wären als ehedem. „Es ist ein gar gemeiner und thörigter Wahn, sagte Odo unter andern, daß der Mensch glaubt, sein Glück nach dem Umfange der Gegenstände messen zu müssen, die er als die seinigen umfaßt, ob er schon täglich gewahr werden kann, daß nichts sein ist, als was er im Herzen trägt. Ich träumte sonst auch, fuhr er fort, von solcher Größe, und um den an sich gemeinen Gedanken zu veredeln, knüpfte ich Plane von politischer Wirksamkeit und Weltverbesserung an, die,

so meint' ich, auf einen hohen Standpunkte von Reichthum und Ansehen unfehlbar gelingen müßten. Der erfahrungslosen Jugend erscheint Alles, was in der Ferne liegt, groß, und weil sie von der Höhe ihrer Hoffnungen über alle Unebenheiten des Weges hinwegsieht, leicht auszuführen. So ging es mir auch. Und als mich Erfahrung und Weltkenntniß allmählig von jener Hoffnung herabzog und auf den rauhen Boden der Wirklichkeit stellte, ward ich zuerst ganz schwermüthig, als ob mir etwas Wesentliches entrissen wäre, und ich klagte die Welt und die Menschen an, die keinen Sinn für das Große hätten, und die Gelegenheit es zu thun muthwillig verabsäumten. Diese Klagen sind vielleicht nicht ganz ungerecht! aber es ist thörigt, über die Unthätigkeit Anderer zu trauern, während man selbst die Hände in den Schooß legt. Ein jeder, wie hoch er auch stehe, kann doch nur das recht thun, was ihm zunächst liegt;

und es ist nie der Umfang dessen, was einer treibt, sondern die fromme Gewissenhaftigkeit, mit der er es treibt, was ihn zufrieden und glücklich macht. Die Ereignisse der Zeit stellen mich immer mehr auf diesen Weg, und ich erkenne immer deutlicher, daß die meisten umfassenden Unternehmungen, wie gut sie auch gemeint und berechnet seyn mögen, anders erfolgen müssen, als sie gemeint waren, und oft, für die Beschränktheit unsers Blickes wenigstens, mehr Uebel als Gutes hervorbringen. Ist es nicht also frömmer und gewissenhafter, uns an unsere nächsten Umgebungen zu halten, die wir allenfalls noch überschauen können, und hier, wo wir unsers Erfolges gewisser seyn dürfen, unsere Kräfte mit redlichem Eifer anzuwenden? Was ist denn groß oder klein vor Gott? Gewiß nicht das, was nach unserm elenden Maasstabe dafür gilt. —

Indem Odo so sprach, rief Karl im

Schlafe mit ängstlicher Stimme: „Ach! Vater, Vater! das böse Pferd!“ und schlug dabey mit den Armen um sich. Ich stand auf, deckte ihn zu, und er schlief wieder so ruhig als vorher. — „Glücklicher Kindersinn! sagte Odo. Ist aber der erwachsene Mensch nicht auch so, nur daß seine Zustände etwas weiter von einander liegen? Was ihn jetzt ängstigt, wovor er flieht, was ihn vielleicht niederwirft — wie lange währt es, und er hat es vergessen, und schläft auf dem Pfühle seiner Sorglosigkeit fort, als ob nichts geschehen wäre. Und wenn es einmal zum rechten Erwachen kömmt, werden wir nicht dann die schweren Träume belächeln, die uns in dem, was wir Leben nennen, geängstigt haben?“

Alles, was Odo sagte, war mir wie aus dem Herzen genommen. Ich habe oft über das Loos der Frauen nachgedacht, das so eng und beschränkt ist. Stolze Männer belächeln es oft; auch hab' ich große Gei-

ſter unter den Weibern gekannt, die über Mangel an Raum in der Anwendung ihrer Kräfte klagten. Mir iſt mein Loos immer recht glücklich vorgekommen. Wenn man ſein Haus eingerichtet, Mann und Kinder beſorgt hat, und nun ſo ganz einſam und ſtill bey einem armſeligen Geſchäft ſitzt, das aber auch geſchehen muß, und das armſelige Geſchäft nun ſeiner Vollendung naht, und ſo immer eines nach dem andern, ſo kann man doch wahrlich recht ſelig in ſich ſeyn, ſo daß man nichts anders wünſcht, als daß es nur eben fortdauern möchte. Du kennſt das, Henriette, und fühlſt es, wie ich. Wenn ich am Schluſſe des Tages meine Arbeit noch einmal mit zufriedenem Blicke durchgemuſtert und in mein Körbchen gelegt, wenn ich dann noch einmal nach meinen Kindern geſehen und ſie der Obhut Gottes empfohlen habe, dann geh' ich ſo ruhig zu Bett, als ob die Welt mein wäre, und ſteh' am Morgen eben ſo ruhig

wieder auf, um denſelben Kreis zu durchlaufen, und ſo immer fort. — Ob wohl der Held, der jetzt die Erde mit ſeinem Namen und ſeinen Siegen erfüllt, einen Theil dieſer Ruhe fühlt? — Was meinſt Du? Es mag herrlich ſeyn, bis zum Schwindeln, ſo ſiegbekrönt einher zu gehen. Aber iſt man glücklich dabey? Macht man glücklich? Und ſind wohl die Siegesgeſänge auf blutigen Schlachtfeldern die Abendlieder und Opfer, die Gott wohlgefallen? Sieh' da kannt' ich eine Pfarrwittwe in unſerer Gegend, eine hochbejahrte Frau, die uns bisweilen in dem mütterlichen Hauſe beſuchte, die ſchien mir glücklicher, als alle Helden der Zeit und der Vorzeit, von denen ich je gehört und geleſen habe. Sie hatte ihren Mann, nachdem ſie ihm das zehnte Kind geboren, nach einer muſterhaften Ehe, an den Folgen einer anſteckenden Krankheit verloren, der ihn ſein Beruf ausgeſetzt hatte. Ihr Vermögen war

sehr beschränkt, und das älteste ihrer Kinder erst funfzehn Jahre alt; aber sie verlor den Muth nicht. Da sie selbst eine gute Erziehung genossen hatte, so erzog und unterrichtete sie auch ihre Töchter selbst, und als ihre Söhne die Schule besuchten, wachte sie über ihren Fleiß, und brachte sie bald so weit, daß sie wieder andern Kindern Unterricht ertheilen konnten. Eben so unterrichteten die ältesten Töchter ihre jüngern Geschwister, und auch, mit Hülfe der Mutter, andere Kinder aus der Stadt; und es war in diesem Hause, so wenig als in einem Bienenstaate, irgend Jemand, von früher Tageszeit bis spät in die Nacht, unbeschäftigt. Alle Hände mußten sich regen, und doch waren alle Gesichter heiter und blühend. Die rastlose Mutter waltete über Allem, und war allen ein Beyspiel unverdrossener Thätigkeit. Oft war sie in großer Bedrängniß, wie sie zu erzählen pflegte, aber ihr Vertrauen auf Gott hielt sie aufrecht, und in-

dem sie mit gewissenhafter Treue ihrem mütterlichen Berufe oblag, sah sie ihr Bemühen in ihren Kindern gesegnet. Ich bin jung gewesen, sagte sie oft, wenn sie von ihren Schicksalen erzählte, und bin alt worden, und nimmer sah ich den Rechtschaffenen verlassen noch seine Kinder um Brod betteln. — Ihre fünf Söhne studirten und genießen noch jetzt, in und außer dem Vaterlande, Ansehen und Ehre; ihre fünf Töchter sind an rechtschaffene Männer verheirathet, und sind eben so musterhafte Frauen geworden, als ihre Mutter war. Diese, obgleich oft von ihren Kindern eingeladen, bey ihnen zu wohnen, verließ doch nur selten, und immer nur auf kurze Zeit, ihren Geburtsort, wo sie großer Achtung genoß, ihrer Haushaltung vorstand, und sich bis in ihre spätesten Jahre mit der Erziehung und dem Unterrichte ihrer Enkelinnen beschäftigte. In ihrem achtzigsten Jahre starb sie nach einer leichten Krankheit in den Armen von zweyen dieser

Enkelinnen, die ihr mit rührender Zärtlichkeit anhingen. Nur selten war sie während ihres langen Lebens krank gewesen, hatte keines ihrer Kinder durch den Todt verloren, und wurde von mehr als funfzig Söhnen, Enkeln und Urenkeln zu Grabe begleitet. War diese Frau nicht glücklich zu nennen? oder war ihr Verdienst kleiner vor Gott, als das Verdienst eines großen Staatsmannes, der ja auch nicht viel mehr thun kann, als das Leben und Treiben der Menschen in dem Gleise der Ordnung zu halten? Gewiß nicht. Es ist ja doch immer nur der Sinn, mit dem jeder das Seine thut, worin das Gute liegt; und das Scherflein der Wittwe war Gott angenehmer als der Reichen Ueberfluß. Wahrhaftig das Loos der Frauen ist nicht zu verachten! —

Ich muß aber wohl endlich meiner Plauderey ein Ziel setzen. Aussprechen kann ich mich doch nicht mit Dir — also für das nächstemal. Lebe wohl, Du Gute, und

küsse Deine Kinder von mir; Julchen aber zweymal. — Mit mir ist es jetzt nicht ganz recht. Ich fühle oft gegen Abend eine flüchtige Hitze, wie Fieber, bisweilen stärker, bisweilen schwächer, wie meine Mutter in dem letzten Jahre ihres Lebens. Doch bin ich munter dabey, und auch der Arzt scheint nicht besorgt zu seyn. — Noch einmal, lebe wohl. Alle die Meinigen grüßen herzlich.

Den 16. April 1801.

Ganz verlassen und einsam sitze ich hier neben dem Bette meines armen kranken Karl, um mich durch schreiben zu zerstreuen oder zu sammeln, wie Du es nennen willst. Mein Mann ist vor acht Tagen in Angelegenheiten der Stadt nach der Residenz gereist, und ich bin hier mit meiner Justine ganz allein, und ängstige mich um den lieben Knaben, vielleicht mehr als recht und vernünftig ist. Gleich am zweyten Tage nach Odo's Abreise klagte er sich, und war — wie es bey leb-

haften Kindern zu seyn pflegt, gleich sehr hinfällig. Ich fürchtete ein Scharlachfieber; und so war es auch. Nun ist der Friesel noch nicht recht heraus, und das Fieber stark. Er schläft viel, und bisweilen, wenn er die Augen aufschlägt, sieht er mich so fremd an, daß ich glaube, er kennt mich nicht. — Wie mich das Alles ängstigt! Und die Abwesenheit meines Mannes dazu! Und daß ich auch Dich, Du Gute, und Deinen Trost entbehren muß!

Ida ist noch ganz wohl auf, aber ich fürchte, sie wird der Ansteckung nicht entgehen. Wäre nur Odo hier! Ich wage noch nicht, ihm etwas zu schreiben, um ihn nicht vergeblich zu beunruhigen und seine Geschäfte zu stören. Sein Herz hängt an den Kindern, wie das meinige.

Ich rechne etwas auf ihre kräftige Gesundheit — aber ach, was sind solche Rechnungen? Hab' ich sie nicht so oft bey Andern getäuscht gesehen? — Der Arzt ist geschickt

und sorgsam; er ist unser Freund; er liebt die Kinder. Ich darf also keine Vernachlässigung fürchten. — Und doch — Dir darf ich es wohl vertrauen, wie ich in meinem Innersten bebe, wenn sich mir der schreckliche Gedanke aufdrängt, und immer wieder aufdrängt. Ich weiß, daß ich Gott vertrauen, daß ich Alles in die Hände der ewigen Liebe legen sollte. Ach ich bitte Gott, mir dieses Vertrauen zu geben; aber ich habe nicht den Muth, ihm mein Schicksal anheim zu stellen. Ich kann nicht sagen „Vater, Dein Wille geschehe!" das Wort erstirbt auf meinen Lippen, und wandelt sich in Bitten um die Erhaltung des Theuersten, was wir haben.

Könnte das Herz der ewigen Liebe zürnen über die Angst einer Mutter? Doch such' ich mich aufzurichten, und so lang' ich am Tage um den armen Kranken beschäftigt bin, und Ida mir zu thun gibt, vergeß ich mich wohl. Aber wenn Alles im Hause schläft,

und ich ſo allein in dem dunkeln Zimmer bey der Lampe ſitze, und jeden haſtigen Athemzug des fieberglühenden Kranken höre, und nur einzelne verworrene Laute des Träumenden die tiefe Stille unterbrechen, ach, da bin ich meines Kummers nicht Herr, und ich kann ſtundenlang über ſeinem Geſichte hängen und ſpähen und zittern.

Den 17. April.

Ich mußte vorige Nacht die Feder weglegen; der Knabe wurde ſo unruhig. Ich gab ihm einigemal ein und ſetzte mich an ſein Bett, um ihn zu beobachten. Einmal ſchlug er die trüben Augen auf, fragte nach ſeinem Vater, ſchlang dann ſeine heißen Arme um meinen Nacken und drückte mich an ſein glühendes Geſicht. Gleich darauf ſchlief er wieder ein, und ſeitdem hat er ſich nicht wieder ermuntert. Ach und denke Dir meinen Schrecken — ſeit einer Stunde iſt aller Frieſel verſchwunden. —

Und nun zeigt sich auch bey Ida der Anfang des Fiebers, und sehr heftig.

Ich habe Mühe mich aufrecht zu halten; meine Knie sinken unter mir ein. Bete für mich, für die Rettung meiner Geliebten, und für meinen Mann.

Den 18. Nachts.

Ach, meine geliebte, meine einzige Freundin. Gott hat mein Gebet nicht erhört. — Hart, hart bin ich darnieder geworfen. — Eine kinderlose Mutter — und noch kaum so glücklich. — Kein Trost — überall Todt. Ach und Odo ist fern! Mein armer, armer Mann! — Ich kann nicht mehr schreiben. Gott erhalte Dich und die Deinigen.

Amande an Odo.

Den 19. April.

Lies, mein geliebter Mann, dieses Blatt, das mir an einem dieser Tage unter dem

schriftlichen Nachlasse meiner Mutter in die Hände fiel: *)

„Als einst Assa am Sabbath in der Schule lehrte, geschah es, daß seine beyden Söhne, die vom Felde kamen und auch nach der Schule eilten, in einem angeschwollenen Strome ertranken. Sie waren jung und schön und des Gesetzes kundig, und bey Gott und Menschen beliebt. Die Knaben wurden gefunden und der Mutter gebracht. Da weinte die Mutter über ihnen und trug sie auf den Söller, legte sie auf ein Bett, und deckte ein weißes Tuch über sie und betete bey ihnen, bis es Abend ward. Und als die Sonne unterging, kam Assa heim und sein Weib ging ihm entgegen, und als er sie gegrüßt hatte, sprach er: wo sind meine Knaben, daß ich sie segne? Und das Weib antwortete: Sie sind zur Schule gegangen, um das Wort des Herrn zu

*) Die folgende Erzählung war von der Hand der Mutter Amandens geschrieben.

vernehmen. Er aber sagte: Wie sagst Du, daß sie zur Schule gegangen, da meine Augen sie doch nicht gesehen haben? Da schwieg das Weib, und reichte ihm einen Becher Weines, daß er tränke und den Herrn lobe. Und als er getrunken und gelobet hatte, sprach er wiederum: Wo sind meine Knaben, daß sie auch von dem Weine trinken, und Gott ihren Schöpfer preisen? Da sagte das Weib: Sie werden nicht weit seyn; aber iß und trink und sey wohlgemuth.

Und als Assa gegessen hatte, und fröhlich war in seinem Gott, trat sein Weib vor ihn und sprach: Rabbi, gib mir Antwort auf meine Frage. Jüngst kam ein Mann zu mir und gab mir zwey Perlen, daß ich sie ihm aufhübe, und heut kömmt er wieder und verlangt sie zurück. Soll ich sie ihm geben? — Da sah der Rabbi sie zürnend an und sagte: Will Assa's Weib sich bedenken, ob es wiedergebe, was es

empfangen? Denke an das Gebot des Herrn, nicht zu begehren, was nicht Dein ist. Und das Weib antwortete: Ich weiß das Gebot, aber aus Deinem Munde wollt' ich's hören, und nicht wieder geben ohne Dein Wissen."

„Und als sie so gesprochen hatte, führte sie ihn hinauf zu dem Söller, und weinte bitterlich. Und da Assa sie um die Ursache fragte, zog sie das Tuch von den todten Knaben hinweg. Da weinte auch Assa laut, und jammerte und zerriß seine Kleider. Das Weib aber wendete sein Antlitz weg, und ergriff die Hand des Mannes und sprach: Hast Du nicht gesagt, daß man wiedergeben müsse, was man empfangen? Sieh, der Herr hat sie gegeben, der Herr hat sie zurückgefordert. Sollen wir murren. — Da fiel Assa ein, und hob seine Hände zum Himmel, und sprach: Der Name des Herrn sey gelobt! Und beyde gingen und lobten Gott!"

Was Du hier geleſen, geliebter Mann, laß es Dich nicht wundern. Laß uns vielmehr auch, wenn ein Unglück uns treffen ſollte, ſagen: Der Name des Herrn ſey gelobt! Haben wir Gutes empfangen, ſollten wir nicht auch das Böſe annehmen? Wir wollen es annehmen mit ſtiller Ergebung — wenn es auch das Schmerzlichſte wäre.

Das Schmerzlichſte! — Ahndet Dir, guter Odo, was uns geſchah? Soll ich es ausſprechen? Hab' ich nöthig, es auszuſprechen? Oder ſagt Dir Dein bebendes Herz, was wir verloren? — Ach es ſagt Dir nicht Alles. Muß ich es Dir ſagen? muß ich zum Boten dieſes Unglücks erkohren ſeyn?

Du verließeſt eine ſo glückliche Mutter — ſelbſt ſo glücklich durch Deine Kinder! — Mit frohen Herzen ſchiedeſt Du, auf kurze Zeit nur, und mit frohen Hoffnungen.

Ach! wie ſchrecklich ſind dieſe Hoffnungen zerſtört!

Sie ſtarben an meiner Bruſt, glühend von Fieber. Meine Gebete konnten ſie nicht erhalten; meine Thränen konnten ſie nicht erwecken. Ach dieſe ſüßen Blumen verwelkten an meiner Bruſt. Lächelnd ſchlummern ſie nun neben einander und harren des Tages, der ſie zu einem neuen Leben erwecken wird. Ach warum darf ich nicht neben ihnen ſchlummern, und in meine Arme ſie nehmen und ſo vor Gott treten?

Ich kann Dir nicht mehr ſchreiben. Unſer Freund, unſer Arzt übernimmt das Uebrige. Er wird Dich tröſten — wenn hier etwas tröſten kann — ſeine Fürſorge und den Antheil zu ſehen, den er an unſerm großen Unglücke nimmt. — Ich bin wohl — wenn man in ſo tiefer Betrübniß es ſeyn kann. Ach ich will Alles in mir zuſammen ſuchen, was mir Kraft geben kann — wenn Du nur erſt bey mir biſt.

— O mein Odo — o Du mein Alles, jetzt mehr als jemals mein — da ich außer Dir nichts, nichts mehr habe.

Amande an Henrietten.

Den 12. May 1801.

Dein Brief, meine innig geliebte Freundin, hat mich unaussprechlich erquickt. Er hat die Quellen meiner Thränen von neuem eröffnet, und diese Thränen haben mir wohlgethan. Deine Liebe hat sich mit der Herbigkeit meines Schmerzes gemischt, und die tiefe, brennende Wunde gekühlt, die mir der Todt gerissen hat; und so oft ich jetzt meines Verlustes gedenke, steht Dein Bild vor mir, wie ein tröstender Engel, und deutet mir hinauf zu dem, von dessen Liebe das Leiden, wie das Gute kömmt. Ich kann jetzt wieder mit mir selbst sprechen; ich kann beten; und wenn auch Thränen meine Worte ersticken, so fühl' ich doch jedesmal das drückende Band des tiefen, stummen

Schmerzes gelüftet, das um meine Bruſt gelegt iſt. Habe Dank auch für dieſe Wohlthat, Du Gute! Gott vergelte Dir in dem frohen Gedeihen Deiner Kinder die Fülle der Liebe, die Du mir, der Kinderloſen, erzeigſt. — Auch Odo hat Deinen lieben Brief geleſen. Als er mir ihn wiedergab, zog er mich ſchweigend an ſeine Bruſt, und lag lange in meinen Armen, ſein Geſicht an meine Schultern gedrückt. Dann ſah er auf, die Augen voll Thränen, faßte meine Hand, und ſagte mit wankender Stimme: Sollen wir gegen Gott ſtreiten, Amande?

Seitdem gewinnt der kräftigere Wille ſichtbar in ihm die Oberhand. Er iſt wieder zu den gewohnten Geſchäften zurückgekehrt; er lieſt mir wieder vor, wie ehedem; er ſpricht mehr, und wenn auch unſere Unterhaltung oft die ſchwermüthige Farbe der Trauer hat, oder durch die ſchmerzlichen Erinnerungen, die ſich freylich oft auch bey

der leiſeſten Veranlaſſung vordrängen, unterbrochen wird, ſo löſt doch das Wort die Wurzeln des Schmerzes allmählig los, die ſich bey dem dumpfen Schweigen immer tiefer und tiefer ſenkten. Ich will Dir gern geſtehen, daß ich mir bis dahin noch allzu wenig Gewalt angethan, daß ich mich der Heftigkeit meines Jammers vielleicht allzuſehr überlaſſen hatte. Wie ſchwach iſt ein Weib! aber ach wie grenzenlos unglücklich iſt auch eine Mutter, die — ach! ich kann es nicht ausſchreiben. Jetzt richtet mich doch Odo's Beyſpiel ein wenig auf, und ich ſuche alle Reſte zertrümmerter Kraft in mir zuſammen, um nicht durch mein Trauern das Seinige immer von neuem aufzuwecken. Die Aufmerkſamkeit, die ich auf ihn richte, mein Spähen nach ſeiner Miene und ſeinem leiſeſten Lächeln trennt mich von mir ſelbſt, und verſchleyert die blaſſen Todtesbilder wenigſtens von Zeit zu Zeit. Bannen kann ich ſie nicht. Würd' ich es wollen, wenn

ich es könnte? Ach es ist ja der einzige Trost, der mir übrig geblieben, das Bild dieser holden Engel in meinem Innern zu beschauen, und jede Freude, jede Hoffnung, die mir ihr kurzes Daseyn gab, in meinem Herzen aufzuheben.

Wie ich die Tage hingebracht, in denen mich mein bitteres Schicksal getroffen, will ich nicht sagen. Kaum weiß ich es selbst. Die wenigen Zeilen, die ich, mit möglichster Fassung an meinen Mann schrieb, hatten meine ganze Kraft erschöpft. Ich konnte nichts sprechen noch denken. Ein ungeheurer Abgrund lag vor mir offen; ich mußte unabläßig hinabschauen; alle meine Gedanken gingen in Einem Worte zusammen. Auch weinen konnt' ich nicht, bis der Sarg geschlossen war, der beyde umfaßte; — aber dann versiegten meine Thränen wieder, und ich sah nur das Grab, das sie aufgenommen, und den Hügel, der die Lust meines Lebens und alle meine Hoffnungen in sich

barg, vor meinen ſtarren Blicken. So vergingen acht Tage, die ſchrecklichſten Tage, furchtbarer als Todt. — Da kam Odo zurück. Es war ſpät am Abend. Als der Wagen an der Thüre hielt, erſchrack ich ſo heftig, als wär' ich mir eines ſchweren Verbrechens bewußt, daß jetzt aufgedeckt und beſtraft werden ſollte. Meine Füße zitterten; meine Knie brachen unter mir zuſammen; ich vermochte nicht ihm entgegen zu gehen. So fand er mich neben meinem Bette niedergeſunken. Nur die Arme konnte ich nach ihm ausſtrecken, und er ſtürzte an meine Bruſt. Lange vermochte keines das andere anzuſehen. Da aber Odo meine Hülfloſigkeit ſah, faßte er mich mit ſeinen Armen, und ſetzte mich nieder; lag dann lange vor mir auf den Knieen und verhüllte ſein Geſicht. Es waren ſchreckliche Augenblicke. Endlich ermannte er ſich, ſetzte ſich neben mich, faßte meine Hände und ſprach mit bebender Stimme von unſerm Verluſt. Ich

hatte nur wenige Worte. Unsere Herzen waren zerrissen.

So ging ein großer Theil der Nacht hin; an Schlaf war nicht zu denken. Ach der Anbruch des Tages war nicht minder schrecklich. Immer pflegte mein Mann den Knaben zu wecken, ihn aus dem Bette zu nehmen, und zu mir zu führen; oft auch erwachte Ida um dieselbe Zeit; dann nahm er auch diese auf den Arm, und brachte beyde, und an seiner Hand und von seinem Arm herab riefen sie mir ihr „Guten Morgen" zu. — Ach es war kein Augenblick, der uns nicht an unsere Verlassenheit mahnte! — Und ist nicht noch jetzt die tiefe Stille um mich her eine immer erneuerte Erinnerung an die Stille des Grabes? Ist mir nicht jedes Ueberbleibsel meiner Lieben, ihr Spielwerk, ihre Kleider, wie ein entseelter Leib, über den ich Thränen vergießen muß? Alles, alles umher erscheint mir wie ein großer Gottesacker, auf dem wir armen Eltern die Schatten un-

ferer Kinder ſuchen, und die Ruheſtätte beſtellen, die uns neben ſie betten ſoll. Ach, ein geliebtes Kind nimmt durch ſeinen Todt nicht bloß die Freuden hinweg, die es uns gab, ſondern auch die, welche es von uns empfing. Das mütterliche Herz unterſcheidet ſie nicht. Immer iſt es mir jetzt, als ob mein Tagewerk vollendet wäre, ſeitdem dieſe Engel nicht mehr erwachen, und als ob mir nichts mehr übrig wäre, als mit meinem Schmerz und meinen Thränen auf immer zur Ruhe zu gehen.

Doch will ich fortfahren, mir Gewalt anzuthun; ich will nicht nachlaſſen; ich verſprech' es Dir auf das heiligſte. Was wäre denn unſer Glaube, wenn wir bey jeder Prüfung an Gott und uns ſelbſt verzweifelten? Nicht im Sonnenſchein nur und bey heiterem Himmel erſcheint er uns ja: auch im Ungewitter und Sturm; und ſeine Hand, auch wenn ſie ſchwer auf uns laſtet, hebt uns hinauf. Zeigen uns nicht die, welche

vor uns ſterben, den Weg zu ihm? Gehen nicht meine Kinder wie lichte Engel vor mir her? Soll ich mich vielleicht nicht freuen — da mein Ziel wohl nicht fern geſteckt ſeyn dürfte — daß dieſe Lieblinge meiner Seele in ihrer blühenden Unſchuld hinweggenommen worden, ehe die gefahrvollen Prüfungen des Lebens ſie erreichen konnten. Dorthin, wo ſie ſo früh hingerufen worden, will ich meine Blicke richten, und von dem, der mir ſo große Leiden ſendete, wird mir auch Troſt kommen. Iſt mir nicht ſchon die Liebe meines Odo ein großer Troſt? Gott wird helfen, daß ich mich ſeiner würdig beweiſe. —

Lebe wohl, liebe, theure, einzige Freundin. Ach Du glaubſt nicht, wie ich mich nach Deinen milden Worten ſehne, wie weich und labend ſie ſich an mein wundes Herz legen! Laß mich nicht lange auf ſolche Tröſtungen harren. Erzähle mir viel, viel von Deinen Kindern. Glückliche Mutter!

Gott erhalte Dir dieses unaussprechliche Glück lange, lange!

Amande an Henrietten.

Den 16. April 1805.

Gottlob, meine theure Freundin, die peinlichen, qualvollen Tage sind vorbey, die in diesen drey Monaten auf uns gelastet haben; aber noch immer sind wir wund von dieser Bürde, und die Ereignisse der Zeit haben einen bittern Nachgeschmack zurückgelassen, der sich vielleicht nie wieder ganz verlieren wird. Von dem Verlaufe der Sache schreib' ich Dir nichts weiter; Du weißt Alles. Wäre Dein Albert vom Anfange an hier gewesen, so hätte die gräßliche Cabale ihr Haupt nie so erhoben; wie er denn in den wenigen Tagen seines Hierseyns ihr den giftigen Schädel wohl auf immer zertreten haben mag. Ohne ihn wäre vielleicht der edelste und unschuldigste Mann ihr Opfer geworden, und hätte die größten Anstrengungen

und den uneigennützigsten Eifer mit dem Verluste seiner Ehre belohnt gesehen. Daß dieses nicht geschehen, daß Odo nach so heftigen Angriffen noch aufrecht steht, daß seine Ehre rein und unbefleckt aus dieser Feuer-Probe hervorgegangen, das danken wir größtentheils der Freundschaft und Kaltblütigkeit Deines trefflichen Mannes. Möge ihm Gott dafür lohnen. Wir können es nur durch unsere herzliche Dankbarkeit, und durch die immer erneute Erinnerung an den glücklichen Erfolg seiner Bemühungen.

Wenn ich in dem Laufe dieser Ereignisse oft mit Schrecken und Angst wahrgenommen habe, wie mächtig die Lüge ist, und wie schnell sie emporschießt, wenn sie einmal Wurzel gefaßt hat, und unter ihrem Schatten Alles vergiftet, so daß ich oft ganz verzagte, so hat denn doch der Ausgang die alte und ewige Kraft der Wahrheit bewährt, und Ein Mann, der muthig in das Netz der Lüge zu greifen wagte, hat gezeigt,

daß es eben nur eitel Spinngewebe sind, die aus der Ferne so gefährlich aussehen. So rankt sich doch der Glaube an die Wahrheit wieder auf, und das Beyspiel eines edeln Mannes bekräftigt ihn mehr, als ihn die übelwollende oder feige Menge hat erschüttern können. Auch mitten in dieser peinlichen Zeit hat es nicht immer an lichten, ja, an recht glücklichen Stunden gefehlt, wo wir uns eng und innig an einander schlossen, und, unter dem Schutze der Unschuld, über die Anklagen und das Urtheil der charakterlosen Menge erhuben. Viele von denen, die uns damals auffallend vermieden und sich bey Seite drückten, nähern sich jetzt wieder, und möchten gern ihren Zweifel an uns vergessen machen, was ihnen auch bey Odo etwas besser als bey mir gelingt. Wer verachten kann, dem wird auch das Vergessen leichter; aber mich dünkt, daß eben dieses Verachten eine Kälte in ihm zurücklässt, die ihm sonst fremd war. Er ver-

ſchließt ſich jetzt mehr in ſich ſelbſt, und die Wolken des Unmuthes ſind noch nicht von ſeiner Stirn weggezogen. So viele Mühe ich mir auch gebe, den ganzen Handel zu vergeſſen, und die Aufmerkſamkeit meines Mannes auf andere Gegenſtände zu lenken, ſo kehrt doch immer die Verwunderung über die Dreiſtigkeit ſo ſchamloſer Lügen zurück, und an dieſe Verwunderung hängen ſich leicht wieder Gefühle an, die man gern verbannen möchte. Das hämiſche, tückiſche Weſen mancher Menſchen ſetzt ſich doch gar zu tief; und Odo mag wohl recht haben, daß, wenn jeder andere Schmerz in der Erinnerung ſeine Dornen verliert, die Kränkung der Ehre und des guten Namens, wenn auch die Wunde gänzlich vernarbt iſt, doch immer nach langer Zeit eben ſo empfindlich wie im Anfang ſchmerzt.

Meine Geſundheit beunruhigt mich jetzt bisweilen. Die abendlichen Fieberanfälle, die einige Jahre hindurch faſt ausgeblieben

waren, haben sich heftiger wieder eingestellt; meine Hände sind fast immer heiß, und Odo erschrack neulich recht, da er mich unvermuthet bey der Hand faßte. Doch wußt' ich es ihm auszureden. Auch meine Nächte sind oft schlaflos, und ich fühle mich dann den Tag über so matt und hinfällig, daß ich mich ordentlich auf das Abendfieber freuen kann. Dann fliegt mich bisweilen eine gewisse Heiterkeit an, und ich meine stärker zu seyn. Wenn dieß so fortdauert, so fürcht' ich, daß es meine Kräfte allmählig aufreibt, wie es auch bey meiner guten Mutter geschah. Meine vormalige Lust am Leben hat sich sehr vermindert. Freylich wünsche ich auch noch jetzt, länger mit meinem Manne zusammen zu seyn. Seine treue, innige Liebe macht mich ja so glücklich; und sie bleibt sich in allen Verhältnissen gleich; ja, es ist, als ob das mannichfaltige Unglück, das wir zusammen erfahren, ihn noch enger an mich gebunden hätte. Darum wird

es mir schwer, den Gedanken zu fassen, daß ich mich von ihm trennen, daß ich ihn hinter mir zurücklassen soll. Aber ist nicht unser Leben in Gottes Hand? Ist nicht auch das Ziel, das er uns setzt, ein Beschluß seiner Weisheit, und gewiß dem Heile eines Jeden das Beste?

Die beyden Waisen, die mir seit dem Brande geblieben sind, machen mir viele Freude. Sie sind gesund und kräftig geworden, seit sie bey uns sind, und jetzt recht brav. Im Anfange kostete es Mühe, sie von manchen schlechten Gewohnheiten abzubringen und zur Arbeit zu gewöhnen; jetzt ist dieses gewonnen, und da wird alles Uebrige leicht. Auch diese Kinder haben Stoff zu schändlichen Verläumdungen geben müssen, und es hat nicht an dem guten Willen der Lügner gelegen, wenn ich jetzt nicht mit meinem Manne in Zwiespalt lebe. Was ist nur das für eine Verkehrtheit in den Menschen, die sie so geneigt macht, ohne den

geringsten eigenen Vortheil, Andere herabzuwürdigen und ihren guten Namen zu beflecken? Ist es denn so erfreulich, unter Lasterhaften und Entehrten zu leben? oder ist es der Haß gegen Heucheley und Schein, was die Menschen geneigt macht, auch guten oder gleichgültigen Handlungen schlimme Beweggründe unterzuschieben? Sollte es das seyn, Henriette? und könnte ein reiner Quell solches Gift ausschütten? — —

Wird es Dir nicht möglich seyn, diesen Herbst zu uns zu kommen? Dein Besuch vor zwey Jahren war allzu kurz; und — es war vor zwey Jahren! Dein jetziger könnte Dein letzter seyn. Nimm das zu Herzen und gönne mir, wenn es möglich ist, die Erquickung Deiner Nähe noch einmal. Bringe von Deinen Kindern so viele mit, als der Wagen faßt. Sie sollen bey mir alle untergebracht werden. Gott gebe Dir und den Deinigen Gesundheit und Freude.

Den 21. Februar 1806.

In der Stille, die mich umgibt, in dieſer Einſamkeit, in welcher ich die Uhr meines Lebens ablaufen ſehe, den Augenblick erwartend, wo mir die letzte Stunde ſchlägt, wende ich mich ſo gern zu Dir, meine geliebte Freundin, und flechte die Erinnerungen an die heitern Tage unſers Zuſammenſeyns und der ſchönſten Zeiten meiner Ehe, und an die geliebten Todten, die jene Tage verſchönerten, zu Einem Kranze zuſammen, den ich Blume für Blume, Blatt für Blatt, mit den Thränen der Wehmuth benetze. Auch die ſchönen Tage des vorigen Herbſtes liegen vor mir, wie ein anmuthiges und freundliches Land, das die Sonne noch einmal mit liebenden Augen beſchaut, ehe der Schleyer der Nacht ſie einhüllt. Wie wir da jeden Platz, den uns in früheren und beſſeren Zeiten die gegenſeitige Liebe verſchönert hatte, emſig aufſuchten, und jedes Andenken froher Vergangenheit erneuerten — eine lange

Reihe von Festen der heitersten und unschuldigsten Art — so geh' ich jetzt mit der Seele die eben so reiche als einfache Geschichte jener Tage durch, beschaue in ihrem Spiegel die ältere Zeit, und vervielfältige mir so die letzten Freuden unserer so innigen, so lang und treu genährten Liebe. Auch meinen Odo stelle ich oft an die Pforten dieser Aussicht, und er liebt Dich so sehr, daß, wo ich Dich ihm zeige, er mir mit freudiger Seele folgt. In Mainau weilen wir dann am öftersten und liebsten. Dieses freundliche Oertchen, mit seinen Gärten und Wäldchen, in denen es wie ein stilles Kind im mütterlichen Schoße liegt, ist auch ihm von den Zeiten meines Brautstandes lieb, und wir schmücken es wetteifernd mit den Idyllen unserer glücklichsten Tage aus. Wenn Du uns dann hörtest, Du würdest kaum glauben, daß es die kranke, sterbende Freundin sey, die so viel und so heiter spricht: wie denn auch Odo gestern noch mitten im Ge-

spräche wie verwundert inne hielt, und mich mit Lächeln betrachtend sagte: wie hell Dein Aug' ist, Amande! wie blühend Deine Farben! Die Erinnerung an Deinen Brautstand hat Dich wieder mit allen bräutlichen Reizen geschmückt. Und dabey drückte er mich mit froher Rührung an sein Herz. Ach er täuscht sich; aber ich lasse ihm gern den Wahn, daß der Frühling und eine Brunnen-Cur in Mainau mir Gesundheit bringen werde. Dieser Wahn macht ihn so glücklich, und ich helfe ihm selbst die Bilder der heitern Tage ausmalen, die er dort mit mir zu leben hofft. Wollte Gott, diese Hoffnungen könnten in Erfüllung gehen! Wie gern blieb' ich noch unter den Lebenden, an der Seite des geliebten Mannes, der mein Freund, mein Lehrer, mein Trost, der der Vater meiner Kinder ist, den ich liebe wie mich selbst, der mich liebt wie sich selbst, und den ich nicht ansehen, an dessen Verwaisung ich nicht denken kann, ohne

daß mein Herz in Zähren schwimmt. Aber ich kann mich nicht selbst hintergehen; und wenn ich es auch wollte, so steht mir das Bild meiner Mutter vor Augen, und der Gang der Krankheit, an der sie in meinen Armen verschied. Alle Mittel, die ich bis jetzt habe anwenden müssen, diese verzehrende Fieber-Gluth zu dämpfen, haben sie nur angefacht; und stärker als alle Gründe spricht ein inneres Gefühl in mir, das mir jede irdische Hoffnung abschneidet, und mich über sie erhebt. Ich ergebe mich auch in den Willen Gottes, und es ist kein Unmuth, kein Murren in mir, wenn gleich Trauer. Bisweilen gelingt es mir, selbst den Gedanken an die schmerzlichste der Trennungen zu besiegen, und dann sehe ich in das Leben hinein als in etwas Fremdes, das mich nichts mehr angeht, und woran ich nichts mehr zu fordern habe. Dann wird mir Alles zum Bilde darin, und was ich vom Glück und Unglück erfahren, erscheint mir

wie einzelne Auftritte, oder wie Licht und Schatten in einem Gemälde, das wir, ohne Beziehung auf uns, nur um sein selbst willen, mit Vergnügen beschauen, aber auch ohne Verdruß verlassen, um uns zu einem andern zu wenden. Dieses andere ist noch verhüllt; aber durch den Schleyer leuchtet mir eine höhere Klarheit entgegen, und ich sehe meine Kinder in ihr wandeln und andere Geliebten, nach denen mein Herz sich sehnt. Wenn mich Gott in solchen Augenblicken von hinnen nähme, wer wäre glücklicher als ich! Doch bin ich auch schon so glücklich genug, da ich mit Heiterkeit an meine letzte Stunde denken, und mit ruhiger Fassung auf mein einfaches und stilles Leben zurückblicken darf. Das war mein Wunsch von Jugend auf, und ich habe mich oft in der Blüthe meiner Jahre an den Rand meines Grabes gestellt, mit dem Gedanken, wie ich einst wirklich daran zu stehen wünschte. So hatte mich meine Mutter gelehrt; so würde ich

meine Kinder gelehrt haben, wenn Gott sie mir erhalten hätte. Lehre auch Du, meine geliebte Freundin, Deine Kinder so; dieser Gedanke des Todtes wird ihre Unschuld bewahren, und eine reine und glückliche Heiterkeit, über ihr Leben, wie über ihre letzte Stunde, verbreiten. Ich hoffe, mein Kampf soll nicht lang seyn. Aber was auch Gott in seinem Rathe beschlossen hat, wenn ich nur in den Armen meines Odo sterbe, so werd' ich auch das letzte schmerzliche Zerreißen der Lebens-Banden mit unerschüttertem Muthe ertragen. Ihn wird es trösten, meinen ruhigen Todt zu sehen; und wenn er mir die Augen zugedrückt hat, wird er sich freuen, daß meiner Leiden ein Ende ist. Lebe wohl, geliebte Freundin, und nimm noch einmal den Dank meines gerührten Herzens für Deine Liebe, Deinen Rath, Dein Beyspiel, für alles Gute, was ich von Dir und durch Dich empfangen habe. Mit unaustilgbarer Schrift steht es in meinem Innern geschrie-

ben, die auch jenseits des Grabes nicht erlöschen wird. Grüße Deinen edeln Mann. Alle Deine lieben theuern Kinder küsse von mir. Wenn ich es vermag, schreibe ich Dir noch. Deine Dich bis in den Todt

treu und dankbar liebende
Amande.

Einzelne Blätter von Amandens Hand *).

Umsonst suchst Du Gott außer Dir, hast Du ihn nicht in Dir selbst erkannt. Aus Deinem Herzen spricht er zu Dir, und wenn sein Wort Deinen Geist erleuchtet, dann erscheint Dir auch in der Sonne sein Ebenbild, und Du hörst seine Stimme im Sturm und in dem Brausen des Waldes. Aber denen, die nicht in ihre eigene Tiefe hinab-

*) Diese Blätter waren, der Handschrift zufolge, zu sehr verschiedenen Zeiten geschrieben. Der Herausgeber hat sie in der Ordnung gelassen, in der er sie vorfand.

steigen, und die sich selbst zu erforschen scheuen, wird auch der nicht kund, der über der Welt thront. „Wärest Du, o Gott, nur ein Körper ohne Leben und der Schatten eines Wesens, so würde Deine nichtige Natur die Eitelkeit der Menschen beschäftigen. Aber weil Du so tief in ihnen selbst wohnst, wo sie nie einsprechen, so bist Du ihnen ein verborgener Gott.“

* * *

Wenn ich an meine Nichtigkeit denke, an die Hinfälligkeit dieses sterblichen Leibes, an die Beschränktheit meines Geistes, dem durch die Dunkelheit rings umher nirgends ein lichter Pfad erscheint, an die Schwäche meines Geistes, an alle die eiteln Dinge, denen so oft die ernstesten Betrachtungen weichen müssen, und dann emporsteige zu dem Ewigen, aus dessen Worte dieses grenzenlose, unermeßliche All entsprang, zu ihm, dem Allmächtigen, dem Gerechten, dem Heiligen, so erbeb' ich in meinem Innersten; ein unend-

licher, bodenloser Abgrund scheint sich vor mir aufzuthun, und ich stehe wie verloren an seinem schroffen Rande. Wenn ich aber dann zittere vor Furcht, und meine Knie unter mir brechen wollen, und mein Herz sich in Demuth vor dem Heiligsten beugt, da geht mir der Stern der ewigen Liebe jenseits des Abgrundes auf, und es ist mir, als ob ihre Strahlen ihn ausfüllten, und eine Brücke über ihn webten, die mich zu ihr hinüber leiten soll. Ach dann schwillt in meiner Brust eine unendliche Sehnsucht nach dem, der diesem All nicht nur zu seyn gebot, sondern es auch an seinem liebenden Herzen trägt; der auch mich an seinem Herzen trägt, und mich seiner Gemeinschaft würdigt, wenn ich ihn mit Ernst und Eifer suche. In diesem Gefühle verhallt die Stimme der Furcht, und ich ahnde, daß die Seligkeit des Himmels schon disseits des Grabes ihren Anfang nimmt.

* * *

Für wen schmückte sich die Erde mit einem so wunderbaren Reiz, wenn es kein fühlendes Herz gäbe, das sie gleichsam an sich drücken und durch seine eigene Wärme beleben könnte? Ach sie selbst ist kalt und stumm; nur durch Deine Liebe erwarmt sie; nur Deine Worte wiederholt sie, dem Echo gleich. Aber indem sie uns wiedergibt, was sie von uns empfing, wird sie uns eben dadurch theuer, wie der Hülfsbedürftige durch das Gute, das wir ihm thun. Dann glauben wir sie besser zu verstehen, indem wir uns selbst hören, aber mit einer unschuldigen Täuschung und von Selbstsucht rein.

* * *

Die Stimme der äußern Natur, die so mild sich an unser Herz legt, kömmt sie nicht eben aus unserm Herzen hervor, in welchem das Bild der Harmonie in wechselnden Gestalten, die Idee der ewigen Schönheit und Vollkommenheit ruht? Und jenes Bild und jene Ideen, was sind sie anders als der Ab-

glanz des Unendlichen, die Offenbarung seines heiligen und unerforschlichen Wesens?

* * *

Alle Gegenstände, die zwischen Gott und dem Herzen des Menschen liegen, ohne mit Gott oder dem Herzen verknüpft werden zu können, sind klein, schlecht oder gleichgültig.

* * *

Kann man wohl genug kämpfen gegen die eitle Freude an Dingen, die keinen Werth in sich tragen? Was ist hinfälliger als die Blüthe der Jugend, und die zufällige Gabe der Wohlgestalt? Soll ich mich dieser Gabe überheben? soll ich nach ihrer Bewunderung geizen? soll ich mich höher achten deshalb? Mein Gewissen sagt nein, und ich erkenne die Gefahr, die ein eitles Schönthun mit einem so hinfälligen Gute bringt. Ist nicht die Scham, die ich fühle, wenn ich mich auf solcher Eitelkeit überrasche, eine gültige Zeugin meines Unrechtes, und eine Ermahnerin zur Demuth? — Was kann der Baum

werth seyn, dessen Früchte Scham und Reue sind?

* * *

Die Gewalt der Eitelkeit ist so groß, daß, wenn ihr einmal ein Platz im Herzen eingeräumt worden, sie bald alles umstrickt und allein zu herrschen begehrt. Wie ein Unkraut, das sich anfangs nur scheu und einzeln auf dem Acker zeigt, aber, wenn es nicht schnell vertilgt wird, bald die gesunden Früchte überwältigt; oder wie der faule Schwamm, der aus feuchten Gebälk hervorbricht, und oft den Einsturz des festesten Hauses nach sich zieht, so besiegt das selbstsüchtige Wohlgefallen an dem eigenen flüchtigen Reize, das eitle Beschauen der eigenen, oft nur eingebildeten Vorzüge, bald jeden Keim des guten Saamens, und löscht in dem Herzen die Funken wahrhafter und edler Liebe aus. Dann flieht die Wahrheit und macht der Lüge Raum, die dem hohlen übertünchten Götzen des vergötterten Ichs

ihren widrigen Weihrauch bringt. Aber nicht im Innern nur, auch von Außen umringt Einſamkeit und Oede ein ſolches, in ſich ſelbſt verliebtes Geſchöpf. Wer Niemanden liebt, Niemanden achtet als ſich ſelbſt, den liebt und achtet Niemand; und wenn er den Menſchen goldene Feſſeln anlegte, ſie zerbrechen ſie, und fliehen mit dem Golde davon. Ein ſolches Weſen erſcheint ſeinen Umgebungen wie ein unheilbarer Kranke, der doch nicht für krank gehalten ſeyn will, und ſelbſt das Mitleiden wie ein herbes Arzneimittel flieht. Es verlangt keine andere Stimme zu hören, als die Stimme der Schmeicheley, und ſo ſtirbt es phyſiſch und ſittlich mit dem Wahne der Geſundheit und Unverbeſſerlichkeit dahin, ſo lang es lebt, von keinem geliebt, und iſt es geſtorben, von Niemand beklagt.

* * *

Wenn es ſich um Recht und Unrecht handelt, ſo frage Dich nicht: Warum ſoll ich das thun? warum ſoll ich das laſſen? Sol-

che Fragen verrathen die Neigung zum Unrecht, die Hülfe von Gründen hofft und verlangt. Was die böse Neigung ſucht, das findet ſie auch leicht, und ſo treibt ſie Dich mit ſcheinbaren Gründen dahin, wo Du nicht hin ſollteſt. Die Reue kömmt dann zu ſpät, um Dir die Richtigkeit jener Gründe zu zeigen, die den beſſern Willen zum Weichen gebracht haben. Hat einmal Dein Gewiſſen für das Recht oder Unrecht einer Handlung entſchieden, ſo bleibe dabey, und ſieh ſeinen Ausſpruch für unwiderruflich an. Wenn Dir aber dieß ſchwer wird, ſo nimm Gott zu Hülfe, der immer auf der Seite des Rechtes iſt. Durch ihn biſt Du ſtark. Er wird Deine Kraft aufrichten, wenn ſie zu ſinken droht, und die Irrlichter der trügeriſchen Klugheit, die ſich gegen den gewiſſen Geiſt in Dir empören will, auslöſchen.

* * *

Warum zürnen wir auf die, welche von unſern Fehlern ſprechen, und ſuchen ihnen

wohl, wenn wir können, Uebels zu thun? Macht uns das unserer Fehler ledig? oder werden sie sich in Tugenden wandeln, wenn wir sie auf eine solche Weise in Schutz nehmen? — Aber der Tadel schmerzt. — Allerdings. — Er erbittert uns. — Gegen den, welcher unsere Fehler erkannt hat? Warum in aller Welt? Was soll einen Menschen verpflichten sich gegen unsere Mängel zu verblenden, oder da Schönheit zu sehen, wo Häßlichkeit ist? Wäre es nicht besser diese Erbitterung gegen uns selbst zu kehren, und den schmerzenden Tadel als eine herbe Arznei zu unserer Besserung zu brauchen?

* * *

Eine reiche Quelle großen Elendes in der Welt ist das Bemühen, den Schein von dem erzwingen zu wollen, was man nicht ist, und das, was man ist, verbergen zu wollen. Es ist kein Ruhm, reich, und keine Schande, arm zu seyn; deshalb ist es thörigt, nach dem Scheine des Reichthums zu

ſtreben, wenn man arm iſt, und ſich der Armuth zu ſchämen, die man nicht verſchuldet hat. Dieſe Thorheit legt den Menſchen auf Dornen, und noch dazu meiſt umſonſt. Eine Frau der großen Welt ſagte einmal: „Ich habe mir feſt vorgenommen, nie zu lügen, weil ich bemerkt habe, daß man doch Niemanden überzeugt.“ Der Grund iſt ſchlecht; aber an ſich iſt die Bemerkung vollkommen wahr. Alſo außer der peinlichen Mühe, die jene Art von Eitelkeit fordert, macht ſie auch noch lächerlich. Daß ſie ſogar die Quelle ſehr ſtrafbarer Handlungen werden kann, will ich gar nicht berühren. Aber was iſt achtungswerther, als eine arme Familie, die ſich ihrer Armuth gemäß einrichtet, auf die Genüſſe der Wohlhabenden Verzicht thut, in treuer Arbeitſamkeit ihr Auskommen ſucht, nicht klagt und nicht prahlt, und in ihrer Beſchränkung ihr Glück in gegenſeitiger Liebe und in Erfüllung aller chriſtlichen Pflichten ſucht?

* * *

Was wir recht innig ehren und lieben, wird für uns durch den Todt nicht zerstört. Es bekömmt durch ihn neues Daseyn, indem es aus der Tiefe unsers Herzens von neuem geboren wird; und aus der zerfallenden Asche selbst dringen die Flammen unserer Liebe reiner empor. Hat mir schon der Todt die sichtbare Gegenwart meiner Mutter entrissen, so kehrt doch ihr Andenken täglich bey mir ein, und täglich bekränze ich ihr verklärtes Bild mit den Blüthen meiner Dankbarkeit und Liebe. Dieses freundliche Bild, das mir aus den Gefilden einer andern Welt herüberstrahlt, tröstet mich, wenn ich traure; belehrt mich, wenn ich zweifle; warnt mich, wenn ich wanke. Sie geht mir, wie ein schützender Engel zur Seite. Der Todt hat sie mir entnommen; die Liebe hat sie mir verklärt wiedergegeben.

* * *

Das Buch der Weisheit sagt: „Es gibt rohe Leute, die sagen, es ist eben ein kurz

und mühselig Ding um unser Leben, und wenn ein Mensch dahin ist, so ist's gar aus mit ihm. Von Ohngefähr sind wir geboren und fahren wieder dahin, als wären wir nie gewesen; denn unser Athem ist ein Rauch und unsere Rede ein Funke, der aus unserm Herzen sich regt. Wann der verloschen ist, so ist der Leib dahin, wie Loderasche, und der Geist zerflattert, wie dünne Luft. Unsere Zeit fährt dahin, wie ein Schatten, und wenn wir weg sind, so ist keine Wiederkehr. So lasset uns wohl leben, weil es da ist; und unsers Leibes gebrauchen, weil er jung ist. Lasset uns erfüllen mit dem besten Weine, und mit Salben bestreichen. Lasset uns nicht versäumen die Blumen des Mays. Lasset uns Kränze tragen von jungen Rosen, ehe sie welk werden. Unser keiner lasse es fehlen am Prangen, auf daß man allenthalben spüren möge, wie fröhlich wir gewesen sind. Wir haben doch nicht mehr davon, denn das."

Dieß war die Rede roher Leute in uralter Zeit! Es iſt die Rede der feinen und gebildeten Welt in der unſrigen.

* * *

Mit Freude und froher Aneignung hab' ich geleſen, was eine edle Frau von ihrem Krankenbette an einen Freund ſchreibt: „Ich leide ſehr, aber ich bin nicht unglücklich. Ich bin zufrieden an der Stelle, wo ich bin. Trotz einiger Unbequemlichkeit will ich doch, wenn es ſeyn muß, mit Dankbarkeit noch länger hier bleiben; ſoll ich aber meinen Weg beſchleunigen, ſo werde ich mich freuen in meine Heimath zu kommen; denn Sie werden mir zugeben, daß man die Ewigkeit ſo nennen kann. Ich hoffe dort das Glück zu finden; Belohnung wage ich nicht zu ſagen. Hat man ein Recht auf Belohnung, weil man Tugend geliebt und gefühlt hat?"

* * *

Selten vergeht eine Nacht, wo ich nicht meine Kinder im Traume ſehe. Hand in

Hand gehen sie vor mir her, wie in den frohen Tagen ihres kurzen Lebens; aber schöner noch und blühender und leichtern Schrittes. Sie zeigen mir den Weg, den auch ich gehen soll. Da, wo sich ihre Gestalten mit dem Abendrothe mischen, da ist die Pforte des Lebens.

Wie mich diese holden Erscheinungen trösten! wie sie mich nach sich ziehen! wie sie mir das Scheiden vom Leben durch frohe Hoffnung erleichtern! Ich werde euch wieder mit meinen Armen umfassen, ihr reinen und unschuldigen Seelen, ich werde euch an dieß Herz drücken, das voll unauslöschlicher Sehnsucht nach euch schlägt, und in Thränen des Jammers schwimmt. Dann wird mein Schmerz in Freude verwandelt werden.

Mein Ziel wird nicht lang seyn; der Engel des Todtes kömmt bald. Ich fühle sein Nahen und zage nicht. Steht nicht der Todt schon an der Wiege des Menschen? und ist wo ein Weg, den er nicht mit uns ginge?

Immer warnt er ja, und mahnt an ſein Kommen, und oft mitten in der Freude läßt er uns die dunkeln Blumen ſeiner Heimath ſehen. Nie habe ich ſeine Nähe verkannt; nie hab' ich mein Ohr ſeiner Warnung verſchloſſen. Warum ſollt' ich denn jetzt beben, da er mir freundlich die Hand reicht, um mich zu denen zu führen, die vor mir über den dunkeln Weg zur Seligkeit eingegangen ſind?

* * *

Daß Odo meinen nahen Todt nicht ahndet, daß ihn der falſche Schein einer Lebenskraft täuſcht, die das Fieber in meine Nerven gießt, ſoll ich mich darüber freuen? Wenn am Morgen ſeine Hoffnungen ſinken, ſo ſteigen ſie am Abend wieder auf, und er zweifelt nicht, daß der Frühling mit ſeinen Blumen mir Geneſung bringt. Ja — Geneſung zum Todte. Aber wie vermöcht' ich es doch, ihm dieſen Wahn zu entreißen? ihm ſchonungslos die Zerſtörung in meinem

Innern und das nahe Grab aufzudecken? Wird sein Schmerz geringer seyn, wenn er mich eine lange Reihe von Tagen hindurch hat sterben sehen, als wenn ihm mit einemmal von dem Baume der Hoffnung die herbe Frucht des Todtes in den Schooß fällt? Gewiß nicht. Es wäre ein zwiefaches Sterben für ihn und mich. Lieber will ich zugleich mit ihm diese Hoffnung pflegen, und, indem ich still in mich hinein weine, mich an seiner vergänglichen Freude erwärmen.

* * *

Meine Kraft verwelkt und schwindet dahin; meine Tage verfliegen, wie ein Rauch. Nur schwach noch hängt die Flamme meines Lebens an dem verglimmenden Docht. Die Hand des Todtes hat mich ergriffen, und ich stehe am Grabe mit wankendem Fuß. Warum soll ich beben? Hab' ich nicht einen gütigen Vater, der mich in seinen Schooß aufnimmt? und hat nicht Christus den Todt überwunden? Der, welcher mich lehrt, daß

wir Kinder eines Vaters ſind, der Barmherzigkeit übt, und den Schwachen, den Strauchelnden nicht zürnend ſtraft, der hat dem Todte ſeinen Stachel genommen. An dieſer tröſtlichen Lehre hält mein Herz. Sie ſoll mir die Stunde des Abſchieds erleichtern, wenn ich mit zitternder Hand noch nach dem Leben greife, und mich alle Liebe meines brechenden Herzens zu dem geliebten Manne hinreißen will, der hinter mir zurückbleibt, und jammernd mir nach in das dunkle Grab ſchaut. Aus ſeinen Armen will ich in die Arme des ewigen Vaters übergehen; von ſeiner edeln Liebe durchglüht, will ich an die Bruſt der ewigen Liebe fallen, dort die zu finden, die vor mir ſtarben, und die zu erwarten, die hier in dem Reiche des Todtes der Ewigkeit harren. Mein Geiſt ſieht heiter über das Grab hinaus, und ich bitte Gott, mir die Kraft zu verleihen, wenn der Schleyer der irdiſchen Täuſchung zerreißt, den Mann meiner Liebe zu tröſten,

und ihm die Freudigkeit zum Erbtheil zu lassen, die ich jetzt bey der Annäherung meines Todtes fühle. Wenn er aber unter der Last der Prüfungen sinken will, die du, o Gott, ihm auferlegst, so richte Du ihn selbst wieder auf, und umgib und erfülle ihn mit Deiner Kraft. Und vielleicht, wann ich von ihm geschieden bin, ist es mir doch noch verstattet, in seiner Nähe zu weilen, ihm unsichtbar zur Seite zu gehen, und seinem sehnenden Herzen Trost einzuhauchen, bis auch ihm der irdische Nebel zerrinnt, und er mir in die Arme fällt, und wir in ewiger ungetrübter Liebe uns nie mehr trennen.

* * *

Von Odos Hand.

Im May des Jahres 1805 ward mir, nach einem langwierigen Siechthume, dessen Natur mich täuschte, das theuerste, was ich hatte, die liebenswürdigste und geliebteste

Gattin, die Freude und der Troſt meines Lebens entriſſen.

Sie ſtarb in meinen Armen. Ihre Lippen ruhten noch auf den Meinigen, als der Engel des Todtes ihr mit leiſer Hand die Augen ſchloß. Ihr Herz hatte an dem Meinigen ausgeſchlagen. Still, wie ihr Leben geweſen, war auch ihr Sterben. Lächelnd hatte ſie den Todt begrüßt, und ſie lächelte fort in ihrem letzten Schlummer.

Ich hatte jetzt Alles verloren. Nichts war gerettet, als das Andenken an die Geliebteſte, und die Erinnerung an eine Zeit, die mir für immer untergegangen, und einen unermeßlichen, furchtbaren Abgrund hinter ſich gelaſſen hatte.

Meine geſchwächte, tief erſchütterte Kraft widerſtand dem Andrange des Schmerzes nicht. Lang hielt mich eine tödtliche Krankheit ſchwebend zwiſchen dem Leben und dem Grab. Das Leben ſiegte für jetzt; oder vielmehr, ich fuhr fort zu ſeyn, ohne zu leben.

In diesem hülflosen Zustande, mit dem Keime des Todtes in der Brust, sah ich oft in schlaflosen Nächten das Bild der Vergangenheit vor meine Augen treten; aber nicht heiter, sondern düster und schrecklich bot sie mir Dornen dar. Umsonst bemüht sie zu entfernen, griff ich erbittert hinein, und die Wunden, die ich mir schlug, erquickten mich. Immer und immer drängte sich jetzt der Gedanke zu, ich sey zum Unglück bestimmt, ich hätte wider den Willen des Himmels die Herrliche in die Wirbel meines Schicksals gerissen, und sie sey ein Opfer der Leiden geworden, die ich erbarmungslos auf sie gewälzt. Furchtbar quälte mich das, wie eine Anklage aus der Tiefe meines Gewissens, oder wie eine Stimme aus der andern Welt. Auch das quälte mich, daß ich in trüben Stunden nicht immer meines Unmuthes Herr gewesen war. Bitter warf ich mir jetzt selbst die himmlische Freundlichkeit vor, mit der mir die Gute zu allen Zeiten

entgegen gekommen, und die Sanftmuth, die ſie meinem heftigen Weſen entgegengeſetzt. Was mich hätte tröſten ſollen, ward meine Pein. Jede ihrer Thränen, die ich nicht getrocknet, oder die ſie mir verborgen geweint haben mochte, brannte auf meinem Gewiſſen, das mich der Undankbarkeit und ſtrafbaren Härte anklagte. So lag ich auf der Folter unbeſchreiblicher Angſt, und wenn der Morgen kam, fiel doch kein Thau des Troſtes auf meine glühende, von den Bildern der Nacht geängſtete Bruſt.

Lange dauerte das. Wie über ſchroffe Klippen und verwundendes Geſtein trieb mich ohn' Unterlaß der quälende Gedanke, Amande müſſe mir zürnen, und dieſer Zorn ſtöre die Ruhe ihres ſeligen Lebens.

Da geſchah es auch wohl, daß ich im Schlafe ihr Bild vor mir vorüberrauſchen ſah, und meine Arme nach der fliehenden Geſtalt ausſtreckte, die ſich nicht nach mir umwenden wollte. Oder ich ſuchte ſie ängſt-

lich mit beklommener Bruſt in labyrinthiſchen Gängen, wo ich täuſchende Stimmen hörte, die der ihrigen glichen, aber dumpf durch Wände und Thüren tönten. Und wenn ich dann ungeſtüm und immer ungeſtümer mich nachdrängte, und immer kein Ende fand, und es immer enger um mich wurde und dunkler, dann erwacht ich mitten in meiner Angſt und von Fieber glühend. In dieſem Zuſtande hatte ich bald nur einen Wunſch, der mich nicht mehr verließ, daß das geliebte Weib mir nur einmal verſöhnt erſcheinen, nur mit Einem ihrer liebenden Worte, mit Einem ihrer freundlichen Blicke nur den Sturm beſchwören möchte, der mein ganzes Weſen zerſtörte.

Mein Wunſch blieb ohne Erhörung.

Die ſchönen Tage des Frühlinges kamen, und ſeine weichen Schwingen legten ſich kühlend an meine wunde Bruſt. Sein milder Athem, der über Blumen und Blüthen ging, wehte mich erquickend an; ich badete

mich wieder in den Strömen des Lebens, die er aus seinen unerschöpflichen Urnen goß. Meine Kräfte kehrten langsam zurück. Der dichte schwarze Schleyer, der über meinem innern Auge gehangen hatte, schien zu zerrinnen, und lößte sich in Thränen auf. Ich genoß etwas Schlaf und mein Schmerz wurde milder. Aber noch immer hörte die Selbstpeinigung nicht auf, und es gab Stunden, wo mir jene innern Anklagen das Herz gewaltsam zerrissen.

Endlich kam mir Beruhigung durch die Erfüllung meines heißen Wunsches.

Ich hatte mich spät niedergelegt; meine Seele war voll von Bildern der Vergangenheit und die Erinnerung färbte das düstere Gewölk meiner Trauer mit ihren milden Farben. Mit größerer Heftigkeit drückte ich das Andenken der geliebten Todten an mein Herz, das voll des alten Wunsches sich in dringenden innigen Bitten ergoß.

Sie blieben nicht unerhört. Heitere Träu-

me mannichfaltiger Art zogen durch meine Seele, und warfen aus ihrem Füllhorne Blumen und Sterne in meinen ruhigen Schlaf.

Ich erkannte mich in den Blüthen-Gärten von Mainau, die nun paradiesischer geworden waren, und reicher an Blumen, und Alles glänzender als sonst. Mit großer Sehnsucht und erwartungsvoll schaute ich umher, und meine ungeduldigen Blicke drangen tiefer und tiefer zwischen die weißen Stämme der Birken ein, die sich leicht in die blaue Luft emporschwangen und vor Lust zu beben schienen. Alles war still. Und indem ich mit zurückgehaltenem Athem spähte, zog in weiter Ferne eine zarte Gestalt durch das Gebüsch hin, und ein langes weißes Gewand schwebte ihr nach. Die Gestalt verschwand, aber das Wehen ihres Schleyers dauerte fort, und kühlte mich, wie ein leiser Athemzug der Luft, und aus der wehenden Kühle hört' ich ein Flüstern, wie „Weile nicht." Jetzt drang ich ein in den Wald, und öffnete

das Gebüsch mit den Händen vor mir, und wieder sah ich Amanden langsam und sinnig gehen, und ich eilte rascher nach ihr hin, als plötzlich aus blauer Luft ein Blüthen-Regen herabwirbelte, weiß und rosenroth, und so dicht wie Schneeflocken, und die Wandelnde verhüllten. Ich wollte rufen, aber keine Stimme folgte der Anstrengung; und ich war, ich weiß nicht wie, eingepreßt zwischen wildem Gesträuch, das sich immer fester und fester zusammendrängte und an schroffen Felsen hinaufstieg. Immer enger wurde der Pfad; immer tiefer drückten die Felsen herab; nur gebückt wand ich mich hindurch, und mit den Händen über mir, macht' ich mir Bahn. Meine Brust war ängstlich beklommen; die Füße zitterten unter mir; Sehnsucht, Erwartung, Zweifel hemmten meinen Athem. Jetzt griff ich noch einmal mit angestrengter Kraft in das verschlungene Geäst; und ich stand vor einem Felsen-Thor, hochgebaut, tief und vielfach geschichtet, und

eine unermeßliche Grotte éffnete ſich, von glänzenden Felſen gewölbt. Ich athmete wieder, und ſah hinein in den wunderbaren Bau, wo dem Kryſtalle hoch herab ſpringender Bäche aufſchießende Waſſerſtrahlen begegneten, während von allen Seiten Ströme von Licht durch die Spalten drangen, die ein neues Gewölbe von Regenbogen aufbauten, einen weiten und tiefen Gang wogender Farben, in deren letzter Tiefe ich die vorige Geſtalt wieder ſah. Wie das Bild einer Heiligen ſtand ſie in der wunderbaren Blende, ihre Arme eng in ihren Schleyer verhüllt, mit geſenkten Blicken und ſinnvoll trauernd. Mit geöffneten Armen eilt' ich nach ihr hin; aber meine Augen ſchloſſen ſich, wie zu einem tiefen Schlafe, und wie Roſen aus Roſen, ſo ſprießte aus dem erſten Traume ein zweyter auf. Alles war verſchwunden, was ich vor mir geſehen hatte, und ich fand mich in dem Garten meines väterlichen Hauſes wieder. Es war Alles wie

ſonſt, und Amande ſaß, wie gewöhnlich, im Morgenkleide in der Laube, ein himmelblauer Shawl hing von ihren Schultern herab, ihr Geſicht war auf ihre Kinder gebückt, die an ihre Knie gelehnt zu ihr hinauf ſahen. Sie hielt ſie mit beyden Händen umfaßt. Ich trat zu ihr hin; ſie blickte auf, und alle Liebe, alle Freundlichkeit ihrer glücklichſten Tage war in ihren Augen. Sie ſchien nicht verwundert mich zu ſehen, auch nicht, daß helle Thränen von meinen Augen floſſen; und da ich mit beyden Armen nach ihr reichte, wand ſie den langen Shawl um ſich, ihre Kinder und mich, und ſagte, als wir ſo feſt verſchlungen waren, leiſe und liebend: „Nun haſt Du uns wieder, mein Odo.“ Und ich mußte laut vor inniger Freude weinen, und über dem Weinen erwachte ich, und mein Geſicht war mit Thränen bedeckt.

Mit großer Freudigkeit dankte ich Gott für dieſen Traum, der mir zugleich wie ein Unterpfand der Verſöhnung, und wie eine Vorbe-

deutung meines nahen Todtes erſchien. Hoffend ſah ich jetzt in die Zukunft, und heiterer in die Vergangenheit. Oft hab' ich ſeitdem die geliebte Geſtalt in meinen Träumen geſehen, und immer hat ihre Erſcheinung, wie ein Lichtſtrahl aus einer höhern Welt, die düſtern Zweifel zerſtreut, die mich nur noch ſelten befeinden, und indem ſie mir den Troſt des Himmels brachte, mich in die ſüße Schwermuth gewiegt, die aus der Ahndung eines überſchwenglichen Glücks, für das die ſterbliche Bruſt zu eng iſt, quillt. Das ſind die Freuden, die mir jetzt allein noch übrig ſind; auch Blüthen jener heiligen Liebe, mit denen Amande mein Leben geſchmückt hat, und die ich unaufhörlich an mein tödtlich verwundetes Herz drücke. Meine Kraft iſt gebrochen. Ich habe nur noch Einen Wunſch, und ich darf hoffen, daß auch dieſer bald in Erfüllung gehen wird.

Anhang.

Sophicus Papiere.

(S. oben zu S. 21.)

1.

Wie ſchwül war der Tag! Der glühende Himmel lag dumpf über der Erde; die Blumen ſenkten ihre Kelche, die Bäume ihr Haar; langſam und halb verſiegt ſchlich der Bach. Nun hat das Gewitter Alles erfriſcht, und die Vögel ſingen und ſchweben in der abgekühlten Luft. Ich kann nicht fröhlich ſeyn; es iſt noch immer ſchwül um mich her. Du biſt von hinnen gezogen, mein Julius; und was wird unſer Schickſal ſeyn? Ich ſehe, daß meine gute Mutter bebt, und kaum für mich zu hoffen wagt. Wäre nur mein Vater erſt zurück! Er liebt mich ja; und Dich achtet er. Nannte er Dich nicht oft ſeinen Sohn?

Welche Willkühr hat nur die Menſchen ſo feindlich getrennt? War es nicht an ih-

rem Hasse genug? Müssen auch die sich zurückstoßen, die sich lieben? — Und mein Vater liebt Dich ja!

In Deiner Nähe war ich stark; fern von Dir sinkt meine Kraft. Wie dumpf war es in meinem Herzen, eh' ich Dich kannte! wie leer und arm! Da fing mein Frühling an, als ich Dich sah, und alle Blüthen des Lebens schlossen sich auf, als der Quell der Liebe sich durch mein Herz ergoß.

Aber ach! der Bach, der die Blumen tränkt und erfrischt, kann auch über sie hinbrausen, und sie entwurzeln, und ihre Kronen zerstören.

2.

Morgen kömmt mein Vater. Warum beb' ich denn so? Hab' ich Böses gethan? Statt mich zu freuen, wie sonst, fürchte ich mich. Hat mich also eine fremde Liebe von dem getrennt, dem ich, nach Gott, Alles danke, an den mich die göttliche Liebe selbst durch unauflösliche Banden geknüpft hat? —

Ich habe mich ängstlich geprüft; ich habe mein Innerstes durchforscht; die Liebe zu dem verehrten Vater steht unerschüttert. Möge Gott sie schützen, und mich nie so fallen lassen, daß ich der Ehrfurcht vergäße, die mir als Pflicht geboten, und von Kindheit an mit allen meinen Gefühlen verwachsen ist!

Und doch beb' ich so!

Ich bin aufgewachsen im Glück. Was Menschen erfreuen kann, hat Gott mir gegeben, von meiner Geburt an bis jetzt. Eines hab' ich mir selbst gewählt. Ach und dieses Eine ist mir theurer geworden, als Alles, was ich außerdem habe, und als mein Leben selbst.

Gewählt hätt' ich es mir? — So ist es nicht. Auch dieses Eine, dieses Herrlichste, ward mir gegeben. Und er, der es mir gegeben hat, Er, der mein Innerstes durchschaut, Er, den ich in allem meinen Thun zum Führer erkohr, er möge es mir erhalten,

und diese Eine Freude nicht gewaltsam aus meinem Herzen reißen.

3.

Ich habe heute viel mehr Muth. Bekümmert hatt' ich mich niedergelegt, aber ich fiel doch bald in Schlaf, und in einen so tiefen Schlaf ohne Träume, ohne Bewußtseyn, wie im Grabe. Beym Erwachen war meine Brust frey, und eh' ich noch die Augen öffnete, sagt' ich mir mit recht frohem Herzen: Heute wirst Du Deinen Vater sehn!

Der Morgen sah freundlich zu den Fenstern herein; die Nachtigallen sangen auf allen Zweigen. Ich sah in Allem gute Vorbedeutungen. Und als ich nach dem Aufstehen meine Bibel aufschlug, war das Erste, was mir in die Augen fiel, der schöne Spruch: „Die in Thränen säen, werden in Freuden ernten."

Meine gute Mutter war nicht so heiter. Wie es auch gehen mag, so fürchtet sie den Tadel des Vaters. Das macht mich nun

freylich bekümmert, wenn ſie für ihre Güte leiden müßte. Wir haben viel über die Sache geſprochen, und ich habe mir Alles zuſammengefaßt, was Hoffnung gewähren kann. Doch immer noch ſchüttelt die Mutter bedenklich den Kopf. Sie iſt auch wohl allzu unglaubig.

4.

Noch zittert mir Herz und Hand — kaum daß ich die Feder halten kann. Iſt es Freude? Iſt es Beſorgniß? Ahndung des Guten oder Furcht vor Unglück?

Der Ernſt des Vaters machte mich ſo ſchüchtern; es war mir als ob er Alles wüßte. Ich fühlte, daß ich bey ſeinem Blicke erröthete. Und als ich ihm die Hand küßte, und meine Thränen darauf fielen, und er mich verwundert fragte: was iſt Dir, Sophie? — da war es mir, als ſäh er in mein Herz. Ich fuhr zuſammen, als ob er das Geſtändniß eines Verbrechens verlangte.

Auch die gute Mutter war ſo verlegen.

Ach wenn ihr nur nicht in dem entscheidenden Augenblicke der Muth gebricht, meine Sache so zu führen, wie sie sich vorgesetzt hat! Gott mag helfen.

Ich kann an gar nichts anders denken, und bete immer still in mich hinein. Meine Unruhe steigt mit jedem Augenblick. Wie unglücklich kann ich in wenigen Tagen seyn! Hab' ich auch mein Herz nicht zu sehr an diese Liebe gehängt? Hätt' ich nicht Widerstand thun sollen im Anfang? Gab ich nicht zu sehr der schmeichelnden Hoffnung Raum? Und war das, was ich für die Stimme Gottes hielt, nicht etwa blos der Widerhall meiner eignen Wünsche? — Diese Zweifel ängstigen mich unaussprechlich. Und doch hab' ich Niemanden, dem ich mich vertrauen, bey dem ich Trost suchen könnte. Auch die Mutter kann ich nur im Fluge sprechen.

Ich will sie bitten, meine Angst nicht zu verlängern. — Gott wird mir Kraft ge-

ben, mich der Entſcheidung zu unterwerfen, wie ſie auch ausfalle.

5.

Heute alſo ſoll mein Schickſal entſchieden werden! — Ich habe die ganze Nacht kein Aug' geſchloſſen — nur geweint und gebetet. Alle meine Pulſe klopften hörbar. Wie langſam zog mir die Nacht über die Erde hin, und doch wie erſchrack ich bey dem erſten leiſen Nahen der Dämmerung! Ach mein Gott, mein Vater, laß dieſes zagende Herz nicht zerdrücken von einer theuern Hand, von der Hand, die mich ſo oft geſegnet hat; der ich ſo oft gelobt habe, immer gehorſam zu ſeyn. Ich habe dieſen Schwur gehalten bis jetzt; ich werde ihn auch ferner halten. — Doch laß, o ewiger Vater, meine Prüfung nicht allzu hart ſeyn!

Ach wie ernſt war geſtern mein Vater! Ich hatte ihm gegenüber gar keinen Muth. Und wie heftig brach er am Abend aus ge-

gen das, was er die neuen Grundsätze nannte, durch die jede alte Ordnung erschüttert, die Grundfesten der Staaten wankend gemacht, alles Glück der Familien zerstört würde. — Jedes seiner Worte ging mir schneidend durch's Herz. Und als er mit lauterer Stimme sagte: „Es gilt die Sache der Ehre. Fest muß jetzt der Edelmann stehen, und wie eingewurzelt in seinen Grundsätzen. Einer muß dem Andern die Hand geben, daß sich eine unerschütterliche Mauer bilde gegen die jacobinische Rotte.“ — Da sah mich die gute Mutter erblassend an. — Ich glaube, ich war auch erblaßt.

Aber ist es denn gegen die Ehre, das Große und Edle zu lieben, wenn es der Zufall mit einem bürgerlichen Namen vermählt hat? Ist Julius nicht groß und gut? Ist er nicht geadelt durch die Weihe der Natur und sein Herz? Ist er nicht mehr unsers Gleichen, als so viele, die durch unedle Sitten das Vorrecht der Geburt Lügen stra-

fen, und durch ihren niedrigen Sinn der Verachtung Preis geben? Wo wäre denn in ihm, was der Vater jacobiniſche Verruchtheit nennt? Iſt er nicht eben ſo mild als muthig, und eben ſo fromm als hochgeſinnt und durch Wiſſenſchaft gebildet? Wenn es noch keinen Adel gäbe, müßte er nicht anfangen mit einem ſolchen Manne? — —

Ach, ich fühle wohl, daß meine Wünſche dieß ſprechen und immer lauter ſprechen, je leiſer und ſchüchterner die Stimme der Hoffnung wird. — —

Der Tag kömmt klar und hell herauf; alle Lüfte halten ihren Athem an; kein Blatt regt ſich vor meinem Fenſter. — Ich höre die Stimme meines Vaters und — zittre. Heute Morgen! — Ach was wird die Entſcheidung ſeyn? Ich hoffe gar nichts, gar nichts mehr.

6.

Ich habe ſo viel geweint, geſtern und heute und die ganze Nacht, daß meine Au-

gen wie verfinstert sind, und ich nur auf gut Glück hin schreibe, wie in der Dunkelheit. Ach in meinem Innern ist es noch finsterer. Ich suche nach einem Funken, der in der Asche glimme. Umsonst. Es ist Alles erloschen.

An der Größe meiner Wunde fühle ich, wie groß meine Liebe war; an dem schneidenden, nachhaltenden, vernichtenden Schmerz fühle ich, wie groß meine Seligkeit war. Nun ist Alles dahin — Liebe, Seligkeit, selbst das Irrlicht der Hoffnung. Alles. Nur die klaffende Wunde ist mir geblieben, und das in Blut und Thränen schwimmende, krampfhaft zuckende Herz.

In diesen Schmerz, in diese Wunde hat sich all der Rest meines Lebens zusammengezogen. Ich kann nicht rückwärts schauen, nicht vorwärts. Meine Blicke haften an dem Augenblicke und an der Betrachtung meines tiefen Jammers.

Ob ich an Julius denken darf ohne Sünde

weiß ich nicht. Aber ich ſoll ihm ja ſchreiben — um dann nie mehr an ihn zu denken. — Ich ſoll ihm ſchreiben, was mir auch nur zu denken unmöglich iſt. — Dir entſagen, Julius? Dir? und mir ſelbſt mit Dir?

Die Mutter geht ſtill an mir vorüber mit naſſen Blicken. Sie fühlt meinen Jammer in ihrer mütterlichen Bruſt; aber ſie wagt nicht, ihn auszuſprechen, noch mir ein tröſtendes Wort zu ſagen. — Ach wie iſt mein Vater ſo hart! Wie hat er den Bitten der geliebten Mutter Hohn geſprochen! Wie ihre Betheurungen verachtet; ihre Gründe niedergetreten! Wie tief hat er ſie gekränkt, die gütige, milde Mutter, mit bittern und ſchneidenden Worten!

Wär' es denn wahr, daß mich die Mutter verkuppelt, daß Julius mich verführt, daß er meine Einſamkeit und die Schwäche der Mutter ſchändlich gemißbraucht, daß er ſich frech erkühnt, die

Augen zu mir zu erheben? Wär' es wahr? — O wie sich mein Herz empört! — Aber darf ich zürnen? darf ich dem Zorne eines Vaters zürnen, auch wenn er ungerecht ist?

7.

Warum ergrimmte doch mein Vater so, als ich auf den Knien vor ihm lag, und ihn weinend bat, wenn ich gesündigt hätte, mich büßen zu lassen, nicht aber den Gegenstand einer unschuldigen Liebe zu schmähen? — Sein Zorn war furchtbar. Ach wie mißhandelte er diese Liebe! wie stieß er seine Tochter unter die niedrigsten ihres Geschlechtes herab!

Mein Herz ist rein. Ich stehe vor Gott, dem gerechten Richter, und schwöre, mein Herz ist rein, und meine Liebe war unschuldig. Hab' ich gefehlt nach menschlicher Weise aus Irrthum und Schwachheit, so wird mir die ewige Güte verzeihen. Aber ich habe nicht gesündigt mit bösem Willen, weder in Thaten, noch Worten.

Es ist keine Sünde zu sagen, daß man unschuldig ist.

Aber gehorsam will ich seyn — bis in den Todt. Ich will die Gebote meines Vaters thun, weil es die Gebote meines Vaters sind, und weil geschrieben steht: Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß es dir wohl gehe. — Wohl gehe — — wenn auch nicht hier, doch dort, wo kein Ansehen der Person gilt, und treue Liebe kein Verbrechen mehr ist.

8.

Und nun soll ich ihm selbst den Dolch in die Brust stoßen, mit der Hand, die er zum erstenmal küßte, als er von mir schied. Sein Auge war trübe, als er schied, und schlimme Zweifel schwebten um seine hohe Stirn. „Werden wir uns wieder sehen?“ sagte er mit banger Stimme. Ich aber antwortete mit recht frohem Vertrauen: „Gewiß, Julius, und bald.“

Und nun soll ich ihm schreiben, daß wir fern und fremd von einander stehen sollen, bis uns der Todt vereint? Ich soll Dich so tödtlich betrüben? Dich, der mich so oft und so herrlich erfreute? Zu Dir, dessen großes und reines Herz so offen vor mir lag, zu Dir soll ich sagen, daß sich Sophiens Herz vor Dir verschließt? Ich soll gegen Dich eine Liebe verdammen, die mich näher zu Gott gebracht hat, und Dir den Schwur zurückgeben, den ich vor Gottes Angesicht, und unter den Sternen von Dir empfing, die so mild und freundlich auf unser kurzes Glück herniederschauten?

Dennoch muß es seyn. Schon heute fragte der Vater halb zornig, ob ich geschrieben. Und da ich es mit zitternder Stimme verneinte, und meine Mutter ihn bittend anblickte, sah ich, daß er die Farbe wechselte, und sich auf die Lippen biß; und nun wagte ich nicht mehr, seinen Blicken zu begegnen.

9.

Ich muß ſchon ſchreiben, wie der Vater gebietet. Was ſoll ich anders thun? Auf der Rechten ſteht mir die Pflicht, das alte ewige Geſetz, Vater und Mutter zu ehren, und die Gewohnheit des Gehorſams; auf der andern Seite, die Liebe zu dem Edelſten ſeines Geſchlechts. Still und ſchweigend will ich das Opfer meines Gehorſams bringen. Aber mein inneres Auge ſoll ſich zu Dir wenden, Geliebter, und meine Thränen ſollen den Scheidungsbrief austilgen, den meine Hand zu ſchreiben gezwungen wird. Kann ich auch meine Schwüre nicht erfüllen, ſo ſoll doch meine Treue nicht wanken. Ich will Dir mein Herz auch jetzt nicht verhüllen; und die Seufzer, die der beklommenen Bruſt entquellen, ſollen meine Rechtfertigung ſeyn. — Wäre das auch Sünde? — Nein, nein! Mein Gewiſſen antwortet mit lauter Stimme: Nein, nein!

10.

Heute früh bracht' ich meinem Vater den Brief. Er nahm ihn haſtig aus meiner bebenden Hand, überlief ihn ſchnell, und warf ihn mir zerriſſen wieder hin. — Mit verhaltenen Thränen las ich die einzelnen Stücke zuſammen. „Nicht ſo!" ſagte er. „Was ſoll das Du? das Bitten um Verzeihung, und dergleichen Niederträchtigkeiten?"

Nun mußte ich ſchreiben, wie er mir gebot. Ach welche harte Worte! Bitten und Thränen waren umſonſt. Die Hand verſagte mir den Dienſt. Meine Mutter, ach meine gütige Mutter, ſah meinen Zuſtand, faßte Muth und flehte für mich. „Du tödteſt unſer Kind," ſagte ſie, vom Schmerz übermannt. „Beſſer todt als ehrlos," ſagte mein Vater.

Mir ſchauderte. — Ich ſchrieb jetzt, was ich mußte, ohne zu verſtehen, ohne zu wiſſen, was ich ſchrieb. Meine Hand zit-

terte über das Papier hinweg. — Aber da mein Vater es faltete, siegelte und wegzutragen gab, — da kehrte meine Besinnung und mein Jammer zurück. Eine Fluth von Thränen kam dem erstickenden, brechenden Herz zu Hülfe. Mein Vater aber ging auf und ab, und sagte für sich: „Das wird seinen Hochmuth demüthigen. Das wird ihn lehren, wer er ist, und was ihm geziemt!“

11.

Julius an Sophien *).

Ein Brief mit Deinem Namen — wie ein Leichenstein, der auf dem Moder des Grabes einen geliebten Namen nennt — mit zitternder Schrift, der Deinigen ähnlich, aber eines Inhaltes, der mich vernichtet hätte vor Schmerz, hätte er mir nicht zugleich das aufrichtende und erquickende Gegengift des Zor-

*) Dieser Brief kam, wie aus dem Folgenden erhellt, in die Hände von Sophiens Vater. Sie selbst erhielt ihn erst wenige Tage vor ihrem Todte.

nes geboten — ein solcher Brief, den ich nimmer den Deinen nennen werde, wenn sich auch Dein Mund aus Schwäche dazu bekennen wollte — verbietet und fordert meine Antwort. Ich habe lange geschwankt, ob ich den vergifteten Dolch, den Deine zitternde Hand mir reicht, von mir schleudern sollte gegen den, der ihn Dir aufdrang, oder ob ich ihn mir still in die Brust stieße. Aber da ich noch einmal auf die wankenden Züge sah, da brach mein Stolz; ich sah Dich am Altar zittern, wie ein blutendes Lamm; ich sah Deine bebende Hand, Dein blasses Angesicht, Dein überströmendes Aug', und den Kampf Deines schönen und demüthigen Herzens. Da konnt' ich nicht mehr von Dir scheiden mit dem Verdachte des Zorns — ich konnte mich nicht wegwenden von Dir der Weggewendeten — nicht die Liebe verstummen lassen in zürnendem Stolz. Wenn Dich mir ein fremder Wille entführt, so hör' ich doch Dein Seufzen, und sehe die

Thränen herber Schmerzen Deinen Weg benetzen — denn ich weiß, daß Du mich liebst, wie ich Dich, so gewiß ich weiß, daß ein Gott ist, der unsere Liebe billigt — und ich darf doch in meinem öden Schmerz die Arme nach Dir ausstrecken, und Dir nachrufen, damit meine Trauer sich an Dein verwundetes Herz lege, und die gähnende Wunde zusammendrücke, und Du noch einmal nach mir umschaucst, mein überströmendes Aug' zu sehen, aus dem nur Liebe quillt und herber, heißer Jammer.

Als ich die höhnenden Worte las, die Dich Dein Vater zu schreiben zwang — er zwang Dich, ich weiß es; denn ich kenne Dein Herz, und den harten, erbarmungslosen Stolz seiner Classe — da fuhr ich grimmig mit der Faust in mein eignes Fleisch, und fragte mich, so hart wie er, nach meiner Verschuldung: und mein Gewissen sprach mich mit tausend Zungen frey. Frey hast Du mich geliebt: vor Gott haben sich unsere

Herzen gefunden; Deine fromme Mutter hat unsern Bund gesegnet. Da ist kein Tropfen in meinem Blute, der mich anklagte. Aber daß ich thörigt auf Vernunft rechnete, wo nur Vorurtheil herrscht; daß ich auf die Liebe eines Vaterherzens baute, dessen Blut auch in Deinem Herzen, meine Sophie, fließt; daß ich groß von dem Manne dachte, der Dein Vater ist — das war mein Vergehen. Und daß ich den Plunder, den das Glück träumend umherwirft, gegen Tugend wog, und die Tugend für schwerer hielt; daß ich meiner Nichtschätzung unverdienstlicher Würden auch den bejahrten, in seinem Wahne ergrauten und verhärteten Krieger fähig glaubte; daß ich das Rechte höher als Verrechte achtete — darum büße ich jetzt, und Du, frommer Engel, und ohne Zweifel auch Deine wahrhaft edle Mutter.

Ich will keine harten Worte sagen, um Deine Frömmigkeit nicht zu verwunden: ich

will ja mit Segen von Dir scheiden und mit so reinen und heiligen Wünschen, wie von meiner Mutter, von meinem Vaterlande, von den liebenden Freunden. Denn ich will Vergessenheit suchen in der Ferne und in blutiger Thätigkeit, und wo noch sonst ein Lethe für zerrissene Herzen fließt. Jammere nicht um mich; gehorche Deinem harten Vater, auch wenn er Dich zwingt, die Rechte, die mir Treue geschworen, in eine fremde zu legen. — Wie lange dauert der Jammer denn? Wohl führt die Hoffnung mit leichter Hand einen Bau des Glückes auf, und die buntbeschwingten Wünsche heben uns zu dem schimmernden Dome empor, so daß wir wähnen Götter zu seyn. Das dauert so lang als ein Morgentraum. Die kalte, harte Hand des Geschicks rührt an den Wunderbau, und er zerrinnt in Luft, und läßt uns nur den Thau der Thränen auf den Wangen zurück. Und auch die trocknet die Zeit; und wenn nicht diese, der Todt; und wohl dem,

der auf dem Pfühle eines guten Gewiſſens unter der Erde ſchlummert.

Schonungslos hat Dich die Hand des Ewigen ergriffen, meine Sophie, um Dein Herz zu prüfen. Beſtehe den Kampf und frage nicht nach mir. Wie heftig auch meine Wunden glühen mögen, ſie werden ſich ſchlieſſen — früher oder ſpäter, gleich viel. Vergiß, wenn Du kannſt, den, den Du nicht mehr lieben darfſt. Drücke ſein Bild in Deiner Bruſt zuſammen, oder wenn es Dir doch in Träumen entgegen tritt, ſo denke, daß es auch ein Traum war, wo wir uns Liebe ſchwuren. Du wirſt weinen, wenn Du dieſen letzten Abſchied von mir empfängſt; aber laß das Deine letzten Thränen um mich ſeyn. Dann ſey froh, Du Gute, und freue Dich Deines jungen Lebens und Deiner frommen Opfer. Gott ſey mit Dir. Bete für Die, ſo Dich wahr und innig lieben; dann beteſt Du auch für mich. Aber nenne meinen Namen nicht. So ſcheiden wir alſo

auf immer, und die trüben Ahndungen, die bey unſerer Trennung mein Herz erfüllten, ſind ſchnell in Erfüllung gegangen. Lebe wohl, Du reines und frommes Herz. Bewahre Dich wie Du biſt. Vor dem Throne des Ewigen finden wir uns wieder.

J.

12.

Wie es mich ängſtigt, den Brief geſchrieben zu haben! Er laſtet auf meinem Gewiſſen, wie ein ſchweres Verbrechen. Konnte mein Vater auch das fordern? That ich recht, hier zu gehorchen? War dem Gebote der Pflicht nicht durch die Entſagung Genüge gethan? War es nicht genug, meinen Eid zu brechen: mußte auch das Herz gebrochen werden, das mich ſo zärtlich liebte — und mein eigenes mit ihm?

Es war Feigheit von mir, es zu thun. Unmenſchliche Grauſamkeit war es, aus Feigheit geübt. Ach Gott, wie iſt meine Bruſt

zusammengezogen. Ich habe keinen Trost mehr; nicht einmal Thränen.

Der Liebe wär' ich vielleicht Meister geworden; aber dieser Angst, dieser fürchterlichen Vorwürfe — nimmer mehr. Es liegt mir wie Nacht vor der Stirn und ich kenne den Schlaf nicht mehr. Mir schaudert vor der Nacht, und der Tag bringt mir keinen Trost. Ich bin in meinem Elend verloren.

13.

Ach die gute, die geliebte Mutter! Heut' kam sie an mein Bett und küßte mich, und beschwor mich mit Thränen meinem Schmerze Gewalt anzuthun, und nicht durch mein Trauern den Zorn des Vaters immer von neuem zu reizen. „Du weißt nicht Kind, was ich leiden muß, um Deinetwillen," sagte die gute Mutter mit heißen Thränen.

Ich schlang meine Arme um ihren Nacken und drückte sie an mein klopfendes Herz. Sprechen konnt' ich nicht. Aber die trauernde Liebe der Mutter hatte meine Thränen

losgebunden — sie konnten frey strömen, und mein gespanntes, krampfhaft gepreßtes Herz erleichtern.

Ich versprach Alles.

Ach um ihrentwillen will ich ja gern dulden — auch heucheln will ich um ihrentwillen, wenn es seyn muß, und einen heitern Sinn auf der Stirn tragen, während mein Herz in Jammer zerrinnt.

14.

Der Vater war heiterer — scherzend sogar. Die gute Mutter war so voll Freundlichkeit; und da ich es über mich gewann, von gleichgültigen Dingen zu sprechen, sah sie mich so dankbar an. Ach es war nur mein Mund, der sprach. Was ich gesprochen, weiß ich nicht mehr. —

Aber welch' ein peinlicher Mittag! Die laute Lustigkeit der Männer ging mir durch die Seele; ihre leere Höflichkeit empörte mich. — Und doch mußte ich heiter seyn. Und

da nun die Zeitungen kamen mit Siegesnachrichten von den Feinden angefüllt — und mein Vater so heftig entbrannte, und wieder auf die neuen, gottlosen Grundsätze schalt, und alle mit ihm zusammenstimmten, und die Schlaffheit und das Selbstvergessen des Adels in solchen Zeiten heftig tadelten — da rissen alle meine Wunden von neuem auf, und es war mir, als würde mein Urtheil noch einmal gesprochen. Alles Leben drängte sich ungestüm zu meinem Herzen. Ich glaubte zu Boden zu sinken; aber da die ängstliche Mutter mein Erblassen bemerkte, und mir zu Hülfe eilte, sah mich der Vater mit einem so furchtbaren Blicke an, daß mich die Erschütterung des Schreckens wieder zu mir brachte.

Nun sitz' ich hier wie verloren, und meine Lebensgeister eben so schwach, daß ich die Feder nur noch mit Mühe halte. Ach wenn mich der Schmerz nicht tödtet, so thut es diese Verstellung gewiß.

15.

Der Mond ſtand geſtern trübe am Himmel, wie ein weinendes, umwölktes Auge. Um Mitternacht erhob ſich der Sturm, und nun liegt Alles mit Blättern und Zweigen bedeckt.

Wie hab' ich mich gequält! welche traurige, jammernde Stimmen ächzten in dem Sturm!

Ach wo iſt der ſtille Friede hin, der mich ſonſt zudeckte in meinem Lager, und mir heitere Träume brachte, und mich anlächelte durch die tiefe Finſterniß, wie ein Abendſtern? Sind denn alle Engel von mir gewichen, und ſchwebt nur der über mir, der die Schale des Zornes ausgießt?

Die Stürme haben auch mich zerſchlagen; ich bin wie ein zerſtoßenes Rohr. Wie lang iſt's, daß es Frühling war? — Und nun ſchon Winter! Wie iſt das?

Es war im Frühlinge, denk' ich, da hauchte die Liebe mich an, wie der Hauch

des Westwinds leise an den Büschen hinzieht, und sie mit Knospen und Blüthen bewirft. Es kam ein neues Leben in mich. Ich hatte früher auch gesehen und auch gehört; aber jetzt war der Himmel blauer geworden; die Sterne glänzten reiner und sahen freundlicher in die Welt; von allen Zweigen sangen Liebesstimmen, und alle Blumen und Blätter schauerten von Leben und Lust. Auch in mir war ein doppeltes Leben; meine Pulse jubelten und hüpften. — Nun ist Alles so kalt und düster um mich her. Haben die Stürme denn alle Blüthen abgerissen? Oder warum sind meine Augen so dunkel?

16.

Eine alte Geschichte sagt: In einer weiten, weiten Einöde voll glühenden Sandes, ging ein armer Vertriebener, von Hitze und Hunger gequält, und pflückte die welken Blätter der sparsamen Sträuche, um damit sein Leben zu fristen. Und wie ihm das doch

nur wenig half, hatte er Mitleiden mit ſich ſelbſt und rief aus: Hat wohl irgend Jemand etwas armſeligeres geſehen, als das Leben, das ich Einſamer führe? Und als er ſo rief, hörte er hinter ſich ein Geräuſch, und ein anderer kroch hinter ihm, ein Bild des Elends und Hungers, und ſuchte die nackten Reiſer zuſammen, die jener weggeworfen, um ſich damit zu nähren.

Die Einöde liegt auch um mich her. Mühſam wind' ich mich durch den glühenden Sand, und verſchmachte vor Durſt. Aber auch das Reis iſt mir nicht übrig geblieben, mein elendes Daſeyn zu friſten.

Aber wer iſt das, der vor mir hergeht? — Wenn er ſein Geſicht nach mir wendete, würd' ich ihn erkennen..... Kenn' ich ſeine braunen Locken nicht?

17.

Ich kann nicht ſagen, wie mir iſt; ich bin nicht krank; aber wie mir iſt, ſo iſt es auch nicht recht. Ich wache jetzt wohl, aber

dieſes Wachen iſt auch ein Schlafen, und mein Schlafen ein Wachen. Der Tag iſt mir eine helle Nacht, die Nacht ein dunkler Tag. Es fließt Alles durch einander, wie Licht und Dunkel, Wahrheit und Lüge, Liebe und Haß. Und da ſoll ich hindurch! Durch dieſes Gewirr. Da zieht mir auch ein Getümmel von nebligen Geſtalten durch den Kopf — zerfließt und bildet ſich und miſcht ſich wieder ſo Grau in Grau, und wenn ich recht hinſehe, ſo iſt es ein todtes Nebel-Meer. — Iſt dieſe Dämmerung der Durchgang des Lebens zum Leben? oder ſchwimmt man ſo zu den Ufern des Todtes, aus einer düſtern Bucht in eine noch düſterere, bis die müde Seele endlich ausruht in der tiefen, tiefen Nacht? — Warum kömmt denn die Nacht nicht, wenn die Sonne untergeht? Ich ſehne mich nach einer tiefen Nacht ohne Geſpenſter.

18.

Meine arme, gute Mutter iſt ſo ängſtlich

um mich. Sie glaubt wohl, ich sey krank. Freylich fehlt mir Alles, aber krank bin ich nicht. Gestern saß sie sorgsam die halbe Nacht bei mir auf. Da mußt' ich mich wohl stellen, als ob ich schliefe; und da sah ich, daß sie sich immer über mich beugte, und hörte, daß sie leise betete. Dann ging sie weg, kam wieder — ich aber hatte immer die Augen zu — dann ging sie ganz weg. Nun konnt' ich auch recht ungestört wachen.

O es wird mir jetzt recht leicht zu heucheln und mich zu verstellen. Ich kann heiter aussehen und plaudern; und gestern — war es gestern? ich weiß jetzt gar die Zeiten nicht mehr recht — oder vorgestern, oder sonst einmal, mußt' ich in mich hineinlachen, weil sie alle glaubten, ich sey recht lustig. — Warum sollt' ich denn lustig seyn, da ich gar nicht mehr vor Freude weinen kann?

Meine Mutter ist wohl sehr gut, aber ich fürchte mich vor ihrem Manne.

19.

Ich träumte einmal, einen Bruder zu haben, der mich von ganzer Seele liebte. Ich könnte wohl einen Bruder haben — warum nicht? — Er liebte mich auch von ganzer Seele. Es mag aber lang her seyn. Wir lebten wie die Engel. Aber es war nur ein Sommernachtstraum. Er küßte mir die Hand, und dann war er weg. Warum küßte er mir nur die Hand? — Und als ich aufwachte, rief ich wie ein Kind nach ihm, und wollte den Traum haben, und dann weinte ich sehr. Noch schwindelt und wirbelt mir der Kopf; aber ich weine nicht mehr. — Ich war wohl recht kindisch, Julius?

20.

Wer hat denn gesagt — ich hörte es einmal — Lieben bestehe aus Einbildung und Wahrheit, aus Wünschen und Sehnen, aus Ergeben und Gehorchen, aus Geduld und Ungeduld, aus Glauben und Anbeten?

Wenn das so ist, so lieb' ich ja noch — Oder wär es nicht wahr? -- O es ist gewiß wahr, und ich will mir ein Herz fassen, und den recht herzhaft lieben, dem ich so häßlich das Wort gebrochen. — Pfuy über die Meineidige, die Feigherzige! — —

Ich will ihm doch noch einmal schreiben, und ihm Alles abbitten. — Warum schreibt er mir denn nicht mehr? — Bist Du todt, Julius? — O schade; Du hättest nicht mit dem Hasse gegen mich sterben sollen, Julius! Oder hättest Du mir doch vergeben, Du Guter? —

Da habe ich den ganzen Schooß voll Blumen. Die Armen! Heute Morgen schlugen sie die hellen Augen gegen die Sonne auf; nun haben sie sie abgebrochen, und wenn die Sonne untergeht, werden sie weggeworfen. Ich erwachte auch einmal am Morgen und wurde zur Blume. Ist es schon so früh Nacht geworden?

21.

Sie glauben gewiß, ich wäre krank — daß sie mir den Arzt schicken, und mich so quälen mit allerley Mitteln. — O sie sollen mich doch nicht um den Todt bringen! — Aber haben sie mich nicht auch um die Liebe gebracht?

Ich bin wohl manchmal recht traurig, und denke zu viel in mich hinein. Die gute Mutter will, daß ich sprechen soll; und doch weint sie auch wieder, wenn ich spreche. Red' ich nicht recht, wie ich soll, Du gute Mutter? Ach ich will ja gern recht aufrichtige und unschuldige Worte sagen, und Dir mein ganzes, armes Herz aufdecken. Wenn Du aber dennoch weinst, so will ich den Worten gram werden und nur durch Schweigen reden.

Heut machte ich allerhand lustige Musik. Ich dachte, es sollte mir wohl thun. Aber da jammerten alle Mißtöne aus meiner Brust dazu, und es war mir eben, als ob ein

Gefangener zu dem Klirren ſeiner Kette tanze.

22.

Ich wollte Dich vergeſſen, mein Julius, und ſuchte nach dem Meere, in das ich mein treues Lieben verſenken möchte. Durch lange heiße Wüſten bin ich gegangen, und habe geſucht, und der Sand wurde immer tiefer, und nur mühſam hob ich meine Füße noch; und doch kam das Meer nicht. Es gibt alſo wohl keinen Lethe mehr? — Auch im Todte nicht? — O gewiß im Todte nicht.

Dich vergeſſen, Julius? Nicht blos entſagen? — Vergeſſen? Dich? Mich ſelbſt? Meine Schwüre, und Gott, der meine Schwüre gehört hat? — Bin ich denn wahnſinnig?

23.

Wenn ich Dich am Tage in meinem Herzen verſteckt gehalten habe, dann harre ich der ſtillen, dunkeln Nacht, und Du trittſt hervor aus dem Kerker in aller Deiner Herr-

lichkeit. Sah ich Dich nicht neulich in der Finsterniß auf- und abgehen, und wahrlich das feurigste Morgenroth hätte eine solche Nacht beneiden mögen. Und als Du an den Rand der Erde kamst, hob die Sonne ihr Angesicht empor und sah nach Dir auf, und ihre Strahlen wehten Dir wie ein goldenes Haargewebe entgegen, als ob sie Dich umschleyern wollten, und trockneten die Thränen auf, die die Nacht über Dein Weggehen auf die Blumen geweint hatte. — —

Dann sah ich ihn wieder über eine Wiese gehen, und die zarten Frühlingskinder schlugen ihre Augen auf, um ihn zu sehen. Aber es erhob sich ein scharfer Wind, der ihn vorwärts trieb, und versank in einem Felde voll purpurner Blumen. Neugierig trat ich hinzu, ihn zu suchen. Da war es ein Schlachtfeld voll Leichen und Blut, und das Blut ging in Wellen, wie ein Meer, und die Wellen schäumten und kochten. Aber rund umher standen weiße Lilien, wie leidtragende

Jungfrauen, und ſpiegelten ſich in der purpurnen Fluth. Recht unſchuldig ſpiegelten ſie ſich und ſchauten wieder ſo klar heraus, als ob ſie ſich ihres reinen Gewandes erfreuten. Haben ſie Dich auch geſehen, Du armer Freund?

24.

Wie die Wolken über den Himmel ziehen, ſo zieht es auch aufwärts und abwärts durch meinen Kopf, wie Raubvögel, ſchnell und kreiſchend, wie ein wirbelndes Rad, das nicht ſtill ſteht, und Sterne um ſich wirft, die in der Dunkelheit erlöſchen, ich weiß nicht wie. Und wenn ich all dem bunten Krame nachſehe, und mir etwas herausgreifen will, da geht das Rad immer ſchneller und ſchneller um, und ich halte mich kaum aufrecht über mir. — —

Könnte das nicht auch Wahnſinn ſeyn? — O Gott behüte mich vor Wahnſinn!

Ich will an ihn denken, und immer an ihn — ihm ſollen meine Gedanken nachziehen,

und ihn fest halten — damit ich nicht wahnsinnig werde.

Ach, Julius, ein Wort, nur ein Wort von Dir, daß Du nicht auf mich zürnest. — Kannst Du so lange zürnen, Du Guter? — Oder denkst Du meiner gar nicht mehr? — — Haben sie Dir auch das Herz aus der Brust genommen?

25.

Sie haben mir die Liebe genommen — warum nehmen sie mir nicht auch den Schmerz — und die Erinnerung — und den Meineid — und meine Träume bey Tag und Nacht?

Ach könnt' ich nur mein Gewissen zum Schweigen bringen!

Ich habe geliebt und gemordet; ich habe geschworen, und den Eid gebrochen! — Bete Kind, sagte die Mutter, suche Zuflucht bey Gott. Du warst ja ein so frommes Kind! — Ja wohl war ich es.

Warum öffnet sich denn ein so wei-

ter, schwarzer, gähnender Abgrund neben mir? —

Mit eisernen Fesseln hält mich die Erinnerung — das Gewissen baut mir einen feuchten, dunkeln Kerker; meine Gedanken stehen mir als Peiniger zur Seite.

26.

Es mag lange her seyn, daß ich nicht geschrieben habe. Als ich einschlief, warfen die Bäume ihre Blätter zur Erde; jetzt keimen die Blätter; auch Schnee liegt noch hier und da. Es mag wohl Winter gewesen seyn.

Ich bin so matt; die Feder zittert in meiner Hand. Das ist eine Schrift, wie in jenem Briefe..... Ach ich will nicht mehr daran denken; es hat mich wahnsinnig gemacht; und mein Kopf ist noch schwach. Gott sey gedankt, daß ich doch wieder denken kann.

Ach wie schwer hat seine Hand auf mir gelegen! — —

Ich erwachte heut mit der Dämmerung aus einem tiefen, tiefen Schlaf; die Nachtlampe brannte noch. Da fing ich an zu beten und Gott zu danken für die ruhige Nacht. Aber da ich meine Hände erheben wollte, konnt' ich es nicht. Ich sah hin, und sie waren gebunden.

Da weinte ich bitterlich, und meine Mutter kam herein, und fragte, warum ich so weinte. Ich zeigte ihr die gebundenen Hände. Warum haben sie mich gebunden? fragt' ich. Was hab' ich denn so böses gethan?

Die gute Mutter weinte sehr, und erzählte mir endlich, ich hätte mich in meiner Krankheit immer verletzt; da hätten sie mich binden müssen. — Hab' ich geraf't? fragte ich. — Die Mutter nickte weinend, aber da sie mich so ruhig sah, lößte sie meine Banden und machte mich frey.

Und nun dankte ich ihr mit heißen Thränen, und zog sie an mein Herz, und es

that mir wohl, daß auch die Thränen der guten Mutter meine Wangen benetzten.

27.

Der Arzt fand mich viel beſſer; er hoffe, daß das Schlimmſte vorüber ſey; aber meine Schwäche ſey groß. — Unſer armes Kind, ſetzte er hinzu, hat in dieſen 4 Monaten viel gelitten. — — Wie erſchrack ich über die Länge der Zeit, in der ich nichts von mir wußte.

Der Vater iſt ſchon ſeit einigen Monaten wieder bey ſeinem Regiment.

Als ich mit der theuern Mutter allein war, hab' ich ihr Alles abgebeten, was ich in der traurigen Zeit bewußtlos gefehlt haben möchte, auch das Frühere. — Sie wollte mich nicht ſprechen laſſen, die gute ängſtliche Mutter; aber ich bat und beſchwor ſie ſo lange. Ach es erleichterte mein Herz ſo ſehr ihr Alles vertrauen zu dürfen; und es war ja eben der Zwang der Verſtellung geweſen, der mich ſo krank gemacht hatte. —

Endlich durfte ich von Allem sprechen, und ich hatte seit langer Zeit wieder eine recht wehmüthige, heitere Stunde.

28.

Ich habe meiner guten Mutter von selbst versprochen, allen Gedanken an meine vorige Liebe zu entsagen; recht frey hab' ich es ihr versprochen, und von ganzem Herzen. Ist nicht Gehorsam das erste Gesetz? War ich nicht das Kind meiner Eltern, eh' ich Julius Braut ward? Und kann ich sagen, gethan zu haben, was Kindespflicht heischt, wenn ich nicht freywillig das Opfer meiner Neigung bringe? — Ist das Opfer schon schmerzlich, so ist es mir doch nicht verstattet zu wägen und zu messen, und meinen Schmerz gegen Gottes Gebot in Anschlag zu bringen. Das mag eine leichte Tugend seyn, die auf Rosen ruht und den Dornen feigherzig ausweicht.

Gott wird mir Stärke geben. Hat er sich nicht schon mächtig in mir bewiesen und

unendlich gütig? Ist nicht mein Verstand wieder zurück gekehrt und das Band meiner Zunge gelöst?

29.

Mit großer Angst bin ich heut' wieder erwacht, und noch ist meine Brust schmerzlich beklommen und der Athem gehemmt. Wild zogen die Träume durch meine Seele. Es war mir, als ob ich über einen See ginge, und als führen Blitze aus ihm in die Höh', wie starrende Saaten, und indem sie sich durchkreuzten, webten sie feurige Netze über mir. Zitternd stand ich unter den flammenden Lauben, die von allen Seiten her feurige Zungen nach mir schossen; da warfen die weichen Hügel des Ufers ihre Sammthüllen ab, und fuhren himmelhoch zu starren Klippen auf, und die Bäche, die wie silberschuppige Schlangen von den Hügeln herabgeglitten, schwollen zu Strömen empor, und stürzten donnernd von Fels zu Fels. Wimmernder Jammer, wie von Verwunde-

ten und Sterbenden schrillte herzzerreißend aus den Schluchten hervor. Eine Schlacht wüthete hinter der Felsenwand; und indem ich ängstlich horchte; sonderte sich aus dem wirren Jammer eine bekannte Stimme. Ich wollte zu Hülfe, aber immer sanken mir die Füße in dem Wasser ein, und da ich mich vergebens ängstigte, schoben sich mir die Felsen mit nickenden Scheiteln immer näher, und ich sah den Augenblick, wo sie mich mit ihren harten Armen umschlingen und zerdrücken würden. Alles Licht war erloschen; aber das Jammern und Wimmern tönte immer fort; und während dem Vorwärtsdringen und dem Kämpfen gegen die Felsen, und dem Toben der Blitze über mir, erwacht' ich mit ängstlich klopfender Brust und bebenden Gliedern.

Nun kann ich gar nicht aufhören zu weinen. Immer noch höre ich die bekannte Stimme, und das Rufen um Hülfe tönt mir immer in den Ohren wieder, und läßt mir

keine Ruhe. Zürnend ſteht er mir vor Augen und feindlich abgewendet. Ach wenn ich ihm nur noch einmal ſchreiben dürfte, um ihm mein Herz aufzudecken, freundlichen Abſchied von ihm zu nehmen, und im Frieden zu ſcheiden.

30.

Meine gute Mutter iſt ſehr bekümmert um mich; auch der Arzt ſieht ſehr ernſt aus. Ich konnte vor großer Schwäche nicht aufſtehen.

Heute hab' ich die gute Mutter gefragt, ob ich Julius im Traume mit gutem Gewiſſen ſehen und mit ihm ſprechen dürfte. Auch, ob ich ihm wohl noch einmal, nur einmal noch ſchreiben dürfte. — Ach es quält mich ſo, bey Tag und bey Nacht, daß er auf mich zürnen muß. Wenn er ſähe, daß ich es redlich meine, daß ich nicht treulos, nicht meineidig bin, ſondern nur gehorſam dem höheren Willen, ſo würde er gewiß aufhören auf mich zu zürnen, und ich könnte ruhig — — leben. — Ich wollte ſterben

sagen; aber konnte ich die bekümmerte Mutter noch mehr betrüben?

Sie zögerte mir zu antworten; ich sah, daß ihr etwas auf dem Herzen lastete. Endlich sagte sie, Julius zürne mir nicht, er zürne sicherlich nicht.

Mit leiser Stimme erwähnte ich, mich vor mir selbst scheuend, des abgezwungenen Briefes. „Er weiß ja nicht....“ sagte ich. Die Mutter wiederholte ihre Betheurung von neuem, und mit noch größerer Zuversicht, als beym erstenmale.

Da fuhr mir der Gedanke durch den Sinn, er könne geschrieben haben; und ich faßte beyde Hände meiner Mutter und sah ihr fest in die Augen: Hat Julius geschrieben? fragte ich hastig.

Die Mutter bejahte es nach einigem Zögern.

Nun flehte ich inständig und dringend um den Brief.

Da hörte ich, daß ihn der Vater zu sich

genommen und in ſeinem Verſchluſſe bewahre. Doch verſprach ſie mir, wenn ich recht ruhig ſeyn wollte, darum zu ſchreiben, und ſie zweifelte nicht, daß meine Bitte erfüllt werden würde.

Ich fragte noch einmal, ob es auch gewiß ſey, daß mir Julius nicht zürne. Sie betheuerte es von neuem mit der Hand auf dem Herzen.

Nun zähle ich die Tage, bis die Antwort kommen kann. — Sollte mir dieſe Eine Bitte verſagt werden? — Ich will ruhig ſeyn, wie ich verſprach. Ach wie ſehr iſt doch mein Herz ſchon jetzt erleichtert, da ich weiß, daß Julius, obgleich ſo hart und bitter gekränkt, nicht auf mich zürnt.

31.

Heute konnt' ich recht ruhig an Julius denken. Ich bat die Mutter mir von ihm zu erzählen, und was wohl aus ihm in der langen Zeit geworden ſey.

Sie wußte nur, daß er nicht mehr in

M. sey, doch versprach sie mir, Nachfrage thun zu lassen, wenn es mich beruhigen könnte. — Ich fragte wieder nach dem Briefe. Ich könnte ja sterben, eh' er käme.

Die Mutter weinte. Ich hätte das nicht sagen sollen. — Aber es ist mir, als ob ich bald sterben würde. Meine Augen sind oft so trübe. Gestern frug ich, ob es schon Abend sey; und es war doch erst Mittag. In diesem Augenblicke schlägt mein Herz so ungestüm, und vorhin schien es still zu stehen. — Die Mutter wird immer bekümmerter, immer sorglicher. Sie verbirgt mir ihre Thränen, so viel sie kann; aber ich sehe doch, daß sie geweint hat. Heut bat ich sie, mich in den Spiegel sehen zu lassen. Sie lehnte es ab. Ich mag wohl sehr verfallen seyn.

32.

Welche stille Nacht hab' ich gehabt, welchen leichten Schlummer, was für heitere Träume! Gott sey gedankt dafür.

Wie meine Kräfte schwinden, nehmen

auch meine Leiden ab. Oft bin ich frey von allem Schmerz, und fühle nur mich und die Schwäche in mir. Mit Dankbarkeit will ich dieſe ſchmerzloſen Augenblicke ergreifen, um, was die gütige Natur beginnt, durch die Kraft meines Willens zu vollbringen.

Soll ich Gott um Erhaltung meines Lebens bitten? um Wiederherſtellung meiner Geſundheit? Er weiß, was mir frommt. So will ich ihn denn bitten, mir Kraft und Muth zu geben, daß ich freudig ertrage, was ſein heiliger Wille über mich beſchloſſen hat.

Sonſt hatt' ich Wünſche; recht heiße und feurige Wünſche. Wie Sterne ſtiegen ſie zum Himmel auf, ſo zahlreich und hell; nun ſind ſie alle herabgefallen, Schneeflocken gleich, und ſchmelzen auf meinem verglühenden Herzen. — Ich will nichts mehr wünſchen.

33.

In der ſtillen Fiebergluth, die mich verzehrt, brennt das irdiſche Leben aus, bis ſich der ewige, unvergängliche Funke aus

der Asche löst. Sind diese Krämpfe nicht eben so wohl Boten des Lebens, als des Todtes? Oder kann diese sterbliche Hülle ihrer unvergänglichen Genossin den Weg öffnen, ohne Gewaltsamkeit, ohne eine Zerstörung, die nicht schmerzlos seyn kann?

In meinen seligsten Augenblicken fühlte ich nichts, als das tiefste Leben meines innersten Ichs. Das Gefühl irdischer Banden war nicht mehr; ich hätte aufzuschweben gemeint, wie eine Feuerflamme; die Schwere des Lebens schien von mir genommen. Noch wenige Augenblicke der Leiden, und jenes selige Gefühl der Freyheit ist dann nicht mehr auf einzelne Momente beschränkt.

34.

Nun ist doch dieser lang und heiß ersehnte Brief angekommen *); so lange mir vorenthalten! und auch jetzt noch der allzu-

*) Ohne Zweifel derselbe, den wir oben (No. 11) gegeben haben.

ſorgſamen Mutter erſt durch Bitten entriſſen! — Nun ruht er an meiner Bruſt, von meinen Küſſen bedeckt, und von meinen Thränen durchnäßt.

Mein edler, mein geliebter Freund! — O Du mein Bruder, Du mein Geliebter, bis in den Todt.

Ich konnte Dir entſagen, aber nicht der Liebe zu Dir. Die Erde öffnet mir ihre Arme, und ich nehme meine Liebe mit in das Grab. Wie ein ſchützender, freundlicher Engel ſoll ſie mit mir vor den Thron des ewigen Richters treten, und ſein Spruch — ich weiß es — wird mich entbinden von Schuld.

35.

Meine Stunde iſt nah.

Schon als Kind einmal ergriff mich die kalte Hand des Todtes, und drückte hart mein Herz zuſammen — aber ich war Deiner Liebe aufgeſpart, mein Julius; ich ſollte den Abglanz der Seligkeit ſchon hienieden ſchauen; ich ſollte Gott näher gebracht werden

an der Hand Deiner Liebe. — Gott sey gedankt dafür. Auch für die Bitterkeit sey ihm gedankt, die sein unerforschlicher Wille in den Kelch meiner Freuden gemischt hat.

Unablässig zehrt der Hauch des Todtes an der Kerze meines Lebens. Noch ein starker Athemzug, und die matte Flamme löst sich zitternd ab.

36.

Still und leise scheidet das Leben von mir, und ich aus dem Leben. Sanft streift die Zeit an seiner Blüthe hin, und sie fällt ihr Blatt für Blatt in die Hand, bis nur der vertrocknete Kelch noch übrig ist. Ich fühle nicht, daß ich sterbe, aber ich weiß es. O wie danke ich für dieses Wissen der Güte des Ewigen! Wie dank' ich ihr für die Ruhe dieser stillen Tage; für die Rückkehr meines Bewußtseyns; für die Gegenwart meiner zärtlichen Mutter; für alle Freuden und Leiden meines Lebens; auch für die letzten Schmerzen des zornlosen Abschiedes von meinem edeln Freunde.

Bald wird Alles vollbracht seyn. — Das Leben lag öde vor mir; nun breitet die Ewigkeit ihre strahlenden Gefilde vor mir aus. Die Fackel des Todtes zündet die Sterne wieder an, die mir erloschen schienen. Die Blumen, die mir hier verwelkten, blühen jenseits des Grabes herrlicher auf.

37.

Ach wie schmerzt mich der unterdrückte Jammer der zärtlichen Mutter, ihr kummervolles Schweigen, ihr inneres Weinen, die Blässe des lieben, milden Angesichtes, ihr vergebliches Kämpfen gegen die Gewißheit meines Todtes.

Warum trauerst Du so, Du gute Mutter um eine zerknickte Blume? Ging ich denn nicht immer auf meinem Grabe, und waren nicht alle Blumen der Erde die früh verwelkenden Kränze dieses Grabes?

Wir werden nicht auf lange scheiden; auch Du wirst bald bey Deinem Kinde schlummern.

Als ich zum irdischen Leben geboren war, legtest Du mich in die Wiege, und hülltest mich ein, und machtest Stille um mich her, damit nichts den ersten dumpfen Schlaf des Kindes störte. Wenn ich nun zum himmlischen Leben werde geboren seyn, werden sie mich auch in eine Wiege legen, und das ausgeglühte Herz mit kühler Erde bedecken, und in tiefer Stille werde ich hinüberschlummern zu dem ewigen Tage. Dann werden wir uns finden, und ich werde Deine lieben Hände nicht mehr los lassen, und Deine Thränen werden getrocknet seyn von der ewigen Liebe.

38.

Der Vater wird kommen auf meine Bitten. Er wird mich noch einmal an sein Herz drücken, und ich werde mit der Gewißheit seiner Verzeihung vor Gott treten. —

Wie ruhig kann ich ihn jetzt erwarten — hier an dem Scheidewege!

Wie ruhig und innig kann ich auch beten jetzt! Ach die gute Mutter betet auch so

herzlich mit mir. Gott hat mir die Kraft gegeben, sie zu trösten.

39.

Diese Nacht war es mir, als läge die Erde weit, weit von mir, einem Garten gleich, und die Menschen waren wie die Blumen darin, und der Engel des Todtes schlug ein Buch auf und las ihre Namen; und wenn er einen aussprach, senkte die Blume ihr Haupt, und verbarg sich unter der Erde. Ich bebte in Erwartung des Meinigen, und dann freute ich mich wieder — und in der Freude erwachte ich.

40.

Nun ist Alles vollbracht — auch der schwere, schwere Abschied vom Vater. Gott heile sein zerrissenes Herz. Ach er glaubte es gut mit mir zu meinen. Es war der Wille der Vorsehung. Sie wollte mich den Gefahren der Welt entziehen, und meinen Glauben prüfen. — —

Ich sterbe, mit meinem Vater innig ver-

söhnt. Seine Thränen fielen heiß auf mein Herz — die Thränen eines Mannes — eines Vaters!

Auch mit Dir bin ich versöhnt, mein edler Freund. Wenn Du noch auf der Erde wandelst, so will ich, wenn es Gott mir vergönnt, mit der Fackel des Glaubens vor Dir einhergehen, und Deine dunkeln Wege erleuchten, wie Du vormals die Meinigen.

41.

Morgen, glaube ich, werde ich sterben, eh' es Abend wird. — Gott, mein Vater, Gott, mein Heiland, stehe mir bey in meiner letzten Stunde, wie Du mir beystandest in den Leiden meiner Krankheit. Vergieb mir jegliche Schuld. Führe mich ein, als Dein Kind in die Gemeinschaft der Seligen. Deine Güte, Dein Leben ist in mir; und voll Vertrauens zu Dir, o ewige Liebe, betrete ich den Rand der Kluft, die mich noch von Dir trennt, und harre unverzagt, daß Deine Hand mich zu Dir hinüberführt.

Lehrer-Bibliothek
des Städtischen
BRANDENBURG a/H.

Die

Schule der Frauen

oder

Schriften zur Belehrung und Bildung

des

weiblichen Geschlechts

von

Friedrich Jacobs.

Fünfter Theil.

Ode und Anmerkungen nebst einem Anhange zerstreuter Blätter von Ode's Hand, 2ter Theil.

Leipzig, bei Carl Knobloch.
1827.

Odo und Amande.

Zerstreute Blätter

von

Odo's Hand.

Von

Friedrich Jacobs.

Lehrer-Bibliothek der Seminar Brandenburg a/H.
Unbekannt

Zweiter Theil.

Zweite verbesserte Auflage.

Leipzig, bei Carl Cnobloch.
1827.

Inhalt.

1. Die Gegend von Bern.

Geſchichte des Junkers von Heriſo und Walpurgs von Luſſi.

2. Reiſe im Oberland.

Das Erhabene der Natur.

Geſchichte eines Lootſen.

3. Die Hochzeit; eine Eheſtandsgeſchichte.

4. Beſchluß der Eheſtandsgeſchichte.

5. Beſchreibung des Schloſſes von Mes délices.

Geſchichte einer verarmten Familie.

6. Beſuch der Salzburger Alpen.

Geſchichte eines Alpenjägers.

7. Vermiſchte Gedanken.

8. Ambras.

9. Der Namenstag, eine Novelle.

Zerstreute Blätter

von

Odos Hand.

Unter der Aufſchrift Zerſtreute Blätter laſſen wir hier eine Auswahl von Aufſätzen und einzelnen Gedanken folgen, die von Odos Hand, aber, wie der Augenſchein lehrte, zu ſehr verſchiedenen Zeiten geſchrieben waren. Das Meiſte und Aelteſte beſtand aus Erinnerungen an Odos erſten Aufenthalt in der Schweiz vor ſeiner Verbindung mit Amanden; und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß dasjenige, was darunter mit einiger Sorgfalt ausgeführt iſt, wozu auch die angehängten Erzählungen gehören, für dieſe beſtimmt geweſen iſt. Nur dieſes iſt hier von uns aufgenommen, flüchtige

Andeutungen aber, deren sich viele auf einzelnen Zetteln fanden, zurückgelegt worden. Ein Tagebuch der Reise, das über persönliche Verhältnisse hätte aufklären können, fand sich nicht.

1.

Ob es wohl eine anmuthigere Gegend geben mag, als das Land um Bern? Wie oft hab' ich hier die Sonne auf- und untergehen sehen, und doch bin ich immer mit neuer Lust dahin zurückgekehrt. Diese goldnen Saatfelder, wenn der milde Himmel des Herbstes über ihnen ruht; dieser liebliche Wechsel von Auen und Wiesen, von schwellenden Hügeln und buntem Gebüsch, die der leise Duft des Abends wie ein weiches, durchsichtiges Gewand umfließt, alle diese jungfräuliche Anmuth mit ihren reinlichen Dörfern, von hohen Bäumen umschirmt; die einzelnen Höfe, um die her auf üppigen Wiesen das schwere Hornvieh wandelt; die herrlichen Landhäu-

ser, wo aus hohen, hellen Fenstern und von zierlichen Balconen herab Reichthum und Wohlleben schaut — man kann die Blicke, wenn sie so nach Abend und Norden gerichtet sind, nicht davon abziehn; und ich habe nie hier geruht, ohne daß mich die heitersten Bilder eines wohlgeordneten Lebens, tiefen Friedens und erquickender Ruhe besucht hätten. — Aber welch' ein Contrast, wenn Du Dich nach Süden wendest zu jenen uralten Vesten der Erde, den hellgeschliffenen ewigen Eismauern mit ihren schroffen Zinnen. den erstarrten Wellen der Erde, an denen die Sonne seit Jahrtausenden die Kraft ihrer Strahlen, und der Sommer seine Gluthen verschwendet! Wie stolz und kalt schauen diese crystallnen Riesen in das sanfte Gefild, das sich zu ihren Füßen gelagert hat, und dem sie die unversieglichen Ströme wie ein Almosen spenden, das der Reiche aus unerschöpflicher Fülle dem Dürftigen

zuwirft, ohne ſich ſelbſt etwas zu entziehn, und ohne Bewußtſeyn! Mit welchem Entzücken hab' ich hier oft von der Höhe eines Hügels herab, im Schatten herrlicher Bäume gelagert, den Abſchied eines ſonnigen Tages gefeiert, wenn er noch Einmal ſeine Liebesaugen auf die ſanfte Landſchaft warf, jedes zitternde Blatt vergoldete, ſich in funkelnden Bächen und in blanken Fenſtern beſchaute, und zuletzt mit der ganzen Fülle ſeines Glanzes an der ſtarren Wand der Eisberge ruhte! Still glitt hier das goldne Licht an dem ſchroffen Spiegel hinauf; die Tiefe verſank in Dämmerung; aber während ſich die Füße der Rieſen mit Nacht umhüllten, ſtrahlten ihre Häupter von Rubinen-Diademen und goldnen Kronen. Längſt war die Sonne in Weſten hinabgeſunken; aus dem tiefen Blau brachen die Sterne, wie Augen des Himmels hervor; der Mantel der Nacht hatte das Land umher bedeckt — aber noch waren die Zinnen

des Gebirgs von dem zögernden Licht wie mit Rosen gekrönt. Erst wenn der letzte Schimmer erloſch, und das erhabene Gebäude der Natur ſich nur noch durch die Erinnerung an dem Himmel zeichnete, ging ich mit ſtiller Bewundrung nach Hauſe und in Gedanken verſenkt. Ich dachte an Dich, meine Amande; Dein holdes Bild ſtand in meiner Seele über all' den herrlichen Erſcheinungen; heller ſtrahlte es mich aus der Tiefe des bewegten Gemüthes an. An der Bruſt der Natur träumte ich am ſüßeſten von Dir. Dein Andenken gab ihrer Schönheit Leben und Seele. Wie treu mich doch dieſes Andenken überall begleitet! wie es mir jeden Genuß erhöht, und in der Sehnſucht ſelbſt, die es erzeugt, die Freuden der Vergangenheit und die frohen Erwartungen der Zukunft verſchmilzt! — —

Eines Tages hatte ich mich ziemlich weit von der Stadt entfernt; die Nacht hatte mich überraſcht, und ich war zu er-

müdet, um zurückzukehren. Alſo kehrte ich im nächſten Dorfe ein. Hier fand ich im Wirthshauſe Alles ungewöhnlich aufgeregt. Denn vor wenigen Stunden war von den Gerichten ein junger Einwohner des Ortes abgeholt worden, der einen Bewohner des nächſten Dorfes erſchlagen hatte. Die Urſache des Mordes war Eiferſucht. Das Verbrechen war klar; die Strafe beſtimmt und unvermeidlich; aber jeder beklagte den unglücklichen Mörder und alle Stimmen ſprachen für ihn. Er ſey der rechtlichſte Menſch, hieß es, aber immer etwas in ſich gekehrt geweſen und ſtill. Seit einiger Zeit ſey er ganz ſchwermüthig geworden. Das Mädchen, das er geliebt, habe ſich ohne Urſache von ihm abgewendet, und die Beſuche eines andern Liebhabers angenommen, der nicht einmal aus demſelben Orte geweſen ſey. Auf dieſen letzten Umſtand legten Alle ein großes Gewicht, und die jungen Leute insbeſondere ſchalten auf die Dirne, und be-

haupteten, es ſtreite gegen alle Zucht, ſo aus bloſſer Leichtfertigkeit mit den Kiltgängern zu wechſeln, und die nächſten um eines Fremden willen hintanzuſetzen.

Nachdem dieſes Geſpräch eine Zeitlang mit heftiger Theilnahme geführt worden, indem Einige, wie geſagt, den Verfall der Sitten beklagten, Andere der Bejahrten hingegen ſich an ähnliche Geſchichten erinnerten, die ſich zu ihrer und der Väter Zeiten zugetragen, ſagte endlich einer: „Laßt das nun gut ſeyn; wir haben genug davon gehört. Ich meine, es hat zu allen Zeiten brave Mädchen und ſchlechte gegeben, ſo wie jetzt auch, und die Altvordern haben auch über den Verfall der Zucht geklagt, wie wir jetzt thun. Wäre das nun wirklich ſo in Wahrheit begründet geweſen, ſo müßten die Menſchen vor einigen hundert Jahren Engel geweſen ſeyn, oder wir wären ſammt und ſonders Teufel, und die ganze Eidgenoſſenſchaft ein Höllenpfuhl. So iſt's aber

nicht. Es mag wohl damit seyn, wie mit der Witterung. Wenn einmal der Sommer kälter ist, als wir's gewohnt sind, oder der Winter ungewöhnlich warm — gleich heißt es: „die Welt hat sich umgekehrt; so war's sonst nicht. Wenn man aber die alten Chroniken mit Verstand liest, so sieht man, daß es immer so gewesen ist, und daß es kalte und schlechte Jahre, Räuber und Mörder, Buhler und Ehebrecher gegeben hat, wie noch jetzt." — Dann wendete sich der Redende an einen alten Mann, welcher an dem mittelsten Tische den Ehrenplatz einnahm, und bis jetzt keinen Antheil an dem Gespräche genommen hatte, als in sofern seine Mienen Mißbilligung oder Beyfall zu erkennen gaben. Diese Zeichen blieben auch nicht unbeachtet, und immer schienen die Sprechenden mehr oder weniger ihre Rede an den Greis zu richten, dessen alterthümliche Tracht, langer Bart und graues Haar Ehrfurcht gebot. —

„Nun, Vater Rudi, sagte der, welcher zuletzt gesprochen hatte, Ihr sagt nichts zu dem Allen. Was meint Ihr davon? Man hört doch gern, was Ihr über eine Sache denkt und sinnt.“

Bey dieser Aufforderung legte der Alte die Hände flach vor sich auf den Tisch und sagte: „Ich kann Euch nicht Unrecht geben, Heini, wegen der alten und neuen Zeit; denn ob es mir schon auch manchmal dünkt, als sey es vordem besser gewesen, so merk' ich doch bald, daß der Unterschied nur darin liegt, daß ich jetzt alt bin und vormals jung. Nun ist aber auch genug über den wüsten Handel gesprochen worden, und damit Euch die Gedanken daran vergehen, will ich Euch eine Geschichte erzählen, die sich vor dreyhundert Jahren und länger zugetragen hat, und aus der Ihr abnehmen könnt, wie es damals mit Liebessachen hier in diesem Lande hergegangen ist.“

Dieser Vorschlag kam Allen sehr erwünscht. Ein dumpfes Murmeln kündigte die Beystimmung an. Die näher Sitzenden nickten sich zu; die Entfernteren rückten heran; und nachdem der Alte noch einen Schoppen Wein verlangt hatte, hub er seine Erzählung folgendermaßen an:

„Es mögen wohl wenige unter Euch seyn, die auf der Straße von Almatingen, rechts nach Kunitz hin nicht das alte Gemäuer gesehen haben, das so grau und düster aus dem Gebüsch hervorragt; ein verfallnes Thürmlein ist es und einige Fenster, die mit Fliederbüschen zugewachsen sind; wenn man aber hinaufsteigt, sieht man, daß es ein großes Gebäude gewesen; denn es liegt vieles Gestein in einer weiten Strecke umher, und der Hof, wo jetzt der Schwarzdorn wuchert, und Nesseln und Disteln stehn, ist geräumig und weit. Mancherley Reden gehen von dem Steinhaufen umher, und Niemand geht gern zur Nacht-

zeit daran hin; denn Manche wollen ein Wimmern darin vernommen haben, und rauhe Stimmen dazwiſchen. Ich habe dergleichen nie gehört, ob es ſchon eben kein Wunder wäre nach Allen dem, was ſich vor Zeiten da begeben hat.“

Da der Alte hier inne hielt um zu trinken, beſtätigten Viele das, was er von dem alten Schloſſe geſagt hatte. Die Trümmern kannten ſie Alle; auch hatten ſie von Wanderern gehört, die in ſpäter Nacht des Wegs gekommen, und weiße Geſtalten in den Fenſtern geſehen hatten, die ſich vorwärts und rückwärts neigten, dann ſchnell verſchwanden, oder ſich wunderbar verwirrten. Und ſo waren denn Alle deſto begieriger auf die Geſchichte, die der Alte aus alten Büchern wußte; und dieſer, nachdem er getrunken hatte, fuhr alſo fort:

„Der letzte Beſitzer des Schloſſes war alſo der Graf Ulrich von Bollingen, ein tapfrer Degen, aber von rauhem und wil-

dem Sinn, ein Bedrücker ſeiner Unterthanen, und hart gegen Jedermann. Nachdem er bis in ſein fünf und funfzigſtes Jahr ehelos gelebt hatte, meint' er, es ſey Zeit, auf Erben ſeiner Habe zu denken, und warb deshalb um die Hand des ſchönſten Fräuleins zwiſchen der Aar und Sane, Walpurg von Luſſi genannt, die aber arm und eine Waiſe war. Hätte die nun ſchon an ſich wenig Freude an dem alten rauhen Rittersmanne gehabt, ſo war ſie noch überdieß in Liebe zu einem Junker entbrannt, der edel und mannhaft, und nur wenige Jahre älter als das Fräulein war. Der hieß Werner von Heriſo. Er hatte ihr von Kindheit auf wohlgewollt, und ſie ihm, und es war auch der Eltern Wille geweſen, daß ſie ſich ehelichen ſollten, wenn die Zeit käme. Nun ſtarb aber dem Fräulein von Luſſi Vater und Mutter binnen kurzer Friſt, und ſie war in die Hände eines hartherzigen Oheims gekommen, der Humbert von

Arburg hieß; und da dieser ein alter Waffenfreund des Grafen von Bollingen war, wollte er seine Nichte zwingen, seiner Bewerbung Gehör zu geben. Diese aber hatte ihrer Gesinnung kein Hehl, sondern sagte, daß sie den Junker Werner liebe und nicht von ihm lassen könne; was ja auch ihrer Eltern Wille gewesen; und bat ihren Oheim, sie nicht zu zwingen. Diese Bitten rührten ihn nicht; sondern er schwur in seinem Zorn, daß, so lange er lebe, sie nie diesen Habenichts ohne Land und Leute ehelichen solle. Der Ulrich habe sein Wort, und dabey müsse es sein Bewenden haben."

„Da war nun wohl großer Jammer bey dem Fräulein, und auch der Junker war tief betrübt, wie sich von selbst versteht. Denn hatte sein Herz schon früher an ihr gehangen, so entbrannte es jetzt noch mehr, da sie ihn in seiner Armuth mit so standhafter Treue dem reichen Grafen von Bollingen vorzog. Und da sie sich jetzt

nicht mehr ſehen konnten, und auch ſonſt nur wenig von einander vernahmen — ſo ſtreng ließ der Humbert das Fräulein bewachen — ertrug der Junker ſeinen Unmuth nicht, ſondern ſchnallte den blanken Harniſch um, und beſtieg ſein gutes Roß, und zog nach Africa, wo eben der Cardinal Ximenes mit dem ſpaniſchen Heere vor Oran lag, und Krieg mit den Mohren führte. Als nun hiervon die Nachricht dem Grafen zu Ohren kam, berathſchlagte er ſich mit dem Oheim des Fräuleins, und ſie dangen falſche Boten, welche verkündigen mußten, der Heriſo ſey von den Mohren gefangen, und da er habe entfliehen wollen, von ihnen erſchlagen worden. Auch wurde dieſe Geſchichte mit ſo vielen Umſtänden verbrämt, daß Niemand daran zweifeln konnte. So glaubte denn auch Walpurg den Betrug; und da der Bollingen nicht abließ zu werben, und der Oheim früh und ſpät, bald mit freundlichen Worten

und bald mit Drohungen und Schelten, in sie drang, so entschloß sie sich endlich nach Verlauf eines Jahres mit Jammer im Herzen zu dem schweren Schritt."

„Wer nun bey dem Hochzeitmahle gegenwärtig war, und das zarte Fräulein mit dem Myrtenkranze in den blonden Locken neben dem finstern Grafen sah, dessen schwarzes Haar schon reichlich mit weißen Stoppeln gemischt war, der konnte wohl sehn, daß dieses Paar nicht sonderlich schicklich zusammengefügt war, und die Knappen und Diener stießen sich, als der Hochzeitpokal herumging, lächelnd an, und scherzten im Vorgemach über die Vermählung des Freyherrn von Wintergrün mit der Rosenbraut. Dem Ulrich gingen nach der Hochzeit auch die Augen über seine Thorheit auf, und da er sah, daß sein Weib oft traurig war, wenn sie im Stillen an ihren Werner dachte, und sich vorbildete, wie glücklich sie mit diesem würde gewesen seyn, da

entbrannte eine Eiferſucht in ſeinem Herzen, die noch heftiger war, als vorher ſeine Liebe; und des Auflauerns und Bewachens, des Forſchens und Quälens war jetzt kein Ende. Zu entdecken war freylich nichts; denn Walpurg war dem Grafen als ihrem Ehegemahl treu, weil ſie Zucht und Ehrbarkeit achtete und Gottes Gebot fürchtete; aber der alte Herr war darum nicht weniger voll von ſchlimmen Verdacht, und meinte, nach der Weiſe der Eiferſüchtigen, daß, je weniger er gewahr würde, deſto mehr verborgen ſeyn möchte. So war wohl ein ganzes Jahr vergangen mit wenig Freude, und das Leben wurde immer trüber in dem Schloß, als eines Tages der Bollingen auf die Jagd ritt, und Walpurg am Fenſter ſaß, und nach der Straße hin ſchaute, auf welcher ihr Gemahl zurückkehren ſollte. Und wie ſie hinabblickt, wird ſie einen Pilger gewahr, der unterhalb der Mauer an einem Baume ſitzt, das Geſicht tief herab-

gesenkt, so daß der Rand des breiten Hutes ihm die Brust berührt, wie Einer, der sehr krank ist, und das Haupt nicht mehr erheben kann. Da hatte sie Mitleiden mit dem Manne, und rief ihrer Magd, und schickte sie hinab, um nach dem Kranken zu sehn, und ihm Erquickung anzubieten, wenn er deren bedürfe. Die Magd ging also hinab, um den Befehl ihrer Herrin auszuführen; aber sie hatte kaum den Pilger begrüßt, da kam Ulrich herangeritten, und als er die Magd bey dem Pilger sah, fragte er, was es gäbe. Diese verschwieg nun, daß sie von ihrer Herrin abgeschickt sey, obgleich in guter und christlicher Absicht, und gab einen andern Gang vor, auf dem sie den kranken Mann hier getroffen habe. Nun wendete sich der Graf an den Pilger selbst, und fragte ihn, woher er käme, und was das Ziel seiner Wallfahrt sey. Dieser antwortete, wie es der Wahrheit gemäß war, er sey mit dem spanischen

Heere in Africa gewesen und habe Oran erobern helfen; dann sey er, um ein Gelübde zu erfüllen, nach Compostella gewallfahrtet, und wenn er noch seine Andacht zu Marie-Einstedeln verrichtet habe, wolle er nach dem heiligen Grabe ziehn. Wie nun der Graf von Africa und Oran hörte, schlug es ihm gewaltig an das Herz; denn er gedachte der Lüge, mit der er sein Weib berückt hatte, und fürchtete die Rückkehr des Junkers von Heriso; deshalb nahm er riligst den Pilger mit sich in das Schloß, und fragte ihn aus; erst von Weiten nach dem Kriege überhaupt, und wer sich darin hervorgethan; dann was für Völker außer den Spaniern dabey gewesen, und endlich auch, woran ihm das Meiste lag, nach dem Junker Werner von Heriso. Da sagte der Pilger, er kenne den Junker gar wohl, und wisse, daß er sich gut gehalten, aber wie Einer, dem das Leben zur Last ist, und der den Todt sucht. Da sey er denn

auch einstmals von den Mohren, die einen Ausfall gethan, umringt und gefangen worden, habe sich aber wieder befreyt, und sey endlich siegreich mit dem übrigen Heere in die Festung eingezogen. Jetzt sey er, so viel ihm bekannt, auf dem Rückzug begriffen. — Diese Worte machten den Grafen noch bestürzter; doch verbarg er seine Unruhe, und sagte dem Pilger, er solle die Nacht in seinem Schlosse bleiben, und sich gütlich thun; den folgenden Morgen wolle er ihn von seinen Reisigen nach Einsiedeln geleiten lassen. Dieß that er aber deswegen, damit der Pilger Niemanden etwas von der bevorstehenden Rückkehr des Herrn erzählen könnte, wodurch seine Lüge kund würde, eh' er Vorkehrungen getroffen hätte. Und da ihm die Eifersucht keine Ruhe ließ, beschloß er alsbald mit Walpurgs Oheim Rath zu pflegen, wie sie den Rückkehrenden fangen, niederwerfen oder sonst in Sicherheit bringen wollten. Nach-

dem er also wegen des Pilgers Befehl gegeben, und ihm zwey Knechte beygesellt hatte, die ihn bewachen sollten, damit er mit Niemanden spräche, sagte er zu seiner Frau, er wolle zum Oheim reiten, und eine große Jagd mit ihm besprechen. Dann setzte er sich zu Pferde, und jagte, von zwey Knappen begleitet, ohne Rast, nach dem Schlosse des Junkers von Arburg hin."

„Wie nun der Graf seiner Burg den Rücken gewendet, und die Gräfin allein war, erzählte ihr die Magd von dem Pilger, wie blaß und abgehärmt er aussehe, und daß er weit herkomme — sie hatte die Mohren und den Namen Oran gemerkt — und nach dem heiligen Grabe zu wallfahrten vorhabe. Bey dem Namen von Oran schlug der Gräfin das Herz nicht weniger, als es ihrem Manne geschlagen hatte, nur aus einem andern Grunde, und sie wurde voll Verlangens den Pilger selbst zu befragen, ob er etwas von ihrem Geliebten

wüßte, der ja dort, wie die falschen Boten berichtet hatten, begraben war. Sie sagte auch der Magd von ihrem Verlangen; aber den Geliebten nannte sie nicht aus Züchtigkeit; sondern sagte nur, sie möchte wohl einen frommen Mann sprechen, der an dem Grabe des heiligen Jacob seine Andacht verrichtet habe, und möchte ihm auch einen Auftrag nach dem heiligen Lande geben. Da meinte die Magd, ein so frommes Verlangen zu fördern sey selbst eine fromme Pflicht, und nahm es daher auf sich, den Pilger in aller Stille zu ihrer Herrin zu bringen. Als sie aber die Stiegen hinabgegangen, erfuhr sie an der Thür des untern Gemachs, was der Graf befohlen hatte, und daß der Pilger so gut als in Haft sey. Da sie sich aber einmal vorgenommen hatte, ihrer Herrin Wunsch zu erfüllen, ließ sie sich, als eine entschlossene Dirne, nicht abschrecken, sondern ging zu dem Kellner, der nach ihrer Liebe trachtete,

und ſagte zu ihm: Deine Herrin hat vernommen, daß die Knechte morgen in der Frühe einen frommen Pilger nach Einſiedeln geleiten ſollen, und befiehlt ihnen zur Stärkung auf den Weg einen Krug guten Weins zu geben. Der Kellner ſaß nun eben mit andern Dienern bey den Würfeln, und hatte nicht Luſt aufzuſtehn, ſondern gab der Magd die Schlüſſel und ſagte: Geh Du ſelbſt; Du weißt Beſcheid, und hole einen Krug vom vorjährigen herauf. — Dieß war der Magd eben recht. Sie ſtieg alſo in den Keller hinab, und nahm zwey der größten Krüge von einem Weine, welcher funfzehn Jahre alt war, und von gutem Gewächs; die brachte ſie den Knechten und ſagte: Das trinkt; Eure Herrin ſchickt es Euch. — Dazu ließen ſich nun, wie leicht zu erachten, die Knechte nicht groß nöthigen, ſondern zechten ſo tapfer, daß, eh' ſie noch dem zweyten Krug auf den Boden gekommen waren, ſie ſchon ſelbſt trunken

auf der Erde lagen. — Als nun die Magd gegen Mitternacht hörte, daß es still geworden in dem Gemache, öffnete sie leise die Thür, schritt über die Schlafenden weg, und faßte den Pilger bey der Hand, der traurig in der Ecke saß, und nur Wasser aus seiner Kürbisflasche trank, und auch die Speisen nicht berührt hatte, die ihm vorgesetzt worden, außer das Brod, und sagte leise zu ihm: Die Herrin gebietet Euch zu sich. Kommt jetzt, da Alles schläft in der Burg. — Bey diesen Worten ergoß sich ein glühendes Roth auf die blassen Wangen des Pilgers; und dann erblaßte er wieder noch mehr als zuvor, und als er die Stiegen hinauf schritt, versagten ihm fast seine Füße den Dienst. Die Magd aber ging wohlgemuth mit der Leuchte voraus, und öffnete die Thür des Gemachs, wo Walpurg bey der Lampe saß, und stellte den Pilger, der die Kappe seines Gewandes über die Stirn gezogen, vor sie hin. Da fragte

ihn denn die Gräfin, wie sie sich vorgenommen hatte, nach den Gnadenorten die er besucht hatte, kam dann auch auf Oran zu reden, und fragte ihn endlich mit wankender Stimme nach den Landsleuten, die dem Kriege beygewohnt hätten. Den Junker von Heriso aber nannte sie nicht. Der Pilger aber, nachdem er andre Eidsgenossen erwähnt, die den Spaniern ihren Arm geliehen, nannte zuletzt auch den Junker, und daß er noch lebe, und in sein Vaterland zurückgekehrt sey, um es noch Einmal zu begrüßen, und dann auf ewig davon zu scheiden. Und indem er dieses sagte, warf er die Kappe zurück, und sah die Gräfin mit Blicken der Liebe an. Und an diesen Blicken erkannte sie den Geliebten ihrer Jugend, den sie für todt gehalten, und erschrack so, daß sie blaß und sprachlos auf ihren Sitz zurücksank. Da warf sich der Pilger vor ihr auf die Knie, faßte ihre Hand, und beschwor sie mit rührenden Worten nur noch

Einmal die Augen aufzuschlagen, und ihm das letzte Lebewohl zu sagen. Dann wolle er unverzüglich nach Osten wandern, und sich der Wache des heiligen Grabes weihen, und nie zurückkehren. Bey diesen Worten schlug Walpurg die Augen auf, und ein Strom von Thränen ergoß sich daraus, und ihre Stirn senkte sich gegen die seinige; und der Junker umfaßte die Geliebte, und drückte den ersten und letzten Kuß auf die Lippen der ihm so freventlicher Weise gestohlnen Braut." —

Nachdem der Alte so weit in seiner Erzählung gekommen war, hielt er inne, sah die um ihn versammelten Zuhörer rund herum mit fragenden Blicken an und sagte: „Was meint Ihr nun, ob eine Frau zu verdammen sey, die man durch Lug und Trug von ihrem Geliebten gerissen, dann durch Gewalt und List in den Ehestand gebracht, und sie darin ohne Grund und Ursache mit Eifersucht gepeinigt hat, wenn sie nun

den ganzen schändlichen Betrug mit Einemmale erkennt, und nach so langer Frist des Geliebten auf kurze Augenblicke froh wird: ob ein Weib, frage ich, groß zu verdammen wäre, wenn es seiner Pflicht vergessen hätte?"

Nein, nein, riefen die jungen Leute, wie aus Einem Munde.

Man müßt' es ihr verzeihen, sagten die Männer, wenn's auch schon nicht recht wäre.

Der Junker, sagte Einer, hätte sie nur gleich unter den Arm nehmen, und mit ihr davon gehen sollen, damit der Graf bey der Heimkehr das Nest leer gefunden hätte.

Er hätte sie ihm im Kampfe abgewinnen sollen, sagte ein Andrer.

Es soll uns verlangen, wie es ausgegangen ist, sagten die Meisten.

Der Alte fuhr fort: „Der Vollingen war, wie gesagt, spornstreichs zum Oheim geritten, und gegen Abend angekommen, und

wie er eben in das Gemach trat, und die erſten Grüße gewechſelt waren, ſagte der Humbert: Weißt Du, Uhli, daß der Werner heimgekehrt iſt? — Daß er bald heimkehren wird, erwiederte der Graf, hab' ich eben vernommen, und es iſt deshalb, daß ich zu Euch komme, um Rath mit Euch zu pflegen. Denn Ihr könnt glauben, daß der Bube der Walpurg noch immer im Herzen ſitzt, und daß, wenn ſie trauert, es ihm und ſeiner Buhlſchaft gilt. — Da verſetzte der Humbert halb zürnend: Wie ſagſt Du nur, er wird heimkehren, da er ja ſchon im Lande iſt, und wahrhafte Leute ihn geſehen haben, und er nach Euch und Euerm Weibe gefragt hat. Im Pilgerrocke zieht er in der Gegend umher, wie der Wolf im Schaafpelz, und Du wirſt wohl thun, ein Aug auf Dein Lamm zu haben, und es mit beyden Augen zu hüten."

„Wie der Graf dieſe Worte hörte, war es ihm eben, als würde ihm das Herz durch-

bohrt, und er ſah, wie unverſtändig er ſich ſelbſt mitgeſpielt hatte. Darum lief er auch wie wahnſinnig in dem Gemache umher, ſchlug ſich vor die Stirn und rief einmal über das andremal: O ich Dummkopf! was ich das denken ſollen! — Dann, nachdem er wieder ein wenig zu ſich gekommen war, befahl er die Roſſe augenblicklich wieder aufzuzäumen, und erzählte dem Oheim, daß er eben einen Pilger bey ſeinem Schloſſe gefunden, und was er von dieſem gehört und mit ihm gethan habe, und wie er nun gar nicht zweifle, daß dieſer eben der Zauberer ſelbſt geweſen, zumal er die Magd der Gräfin mit ihm im Geſpräch gefunden. — „Und ſo hab' ich denn, fuhr er fort, wie ein rechter Tropf und unverſtändiger Narr, den Wolf in den Schafſtall geſperrt, und damit er recht nach Luſt ſchalten könne, bin ich gar auf und davon geritten.“ Dann, als ob er ſich beſänne, ſagte er ganz wohlgemuth: „Ich ſollte ja wohl eigentlich ganz

[illegible] daß mir der Bube, so wie ein [illegible], in das Netz gelaufen ist, woraus [illegible] nicht entrinnen soll. Hab' ich [illegible] eine gute Wache bestellt, und wenn [illegible] kommt, will ich ihn in noch [illegible] Gewahrsam bringen. Damit nahm er Abschied von dem Oheim, schwang sich [illegible] auf das Roß, setzte ihm die scharfen [illegible] in den Leib, und jagte wie be- [illegible]

Gegen Mitternacht kam er an bey der Burg, ritt aber nicht hinein, sondern ließ sein Roß sammt den Knappen draußen, gab dann dem Thorwärter ein Zeichen ihm zu öffnen, und schlich unbemerkt durch die Pforte in das Haus. Ob nun gleich das Lämpchen der Gräfin noch brannte, ging er doch zuerst nach dem Gemache, in welches er den Pilger gewiesen, und da er hier seine Knechte trunken auf dem Boden liegen, und die Weinkrüge auf dem Tische fand, den Pilger aber nirgends, da errieth er schnell, wie

ſich die Sache begeben, meinte aber, es käme Alles von der Gräfin her, die im Einverſtändniß mit dem Junker ihn hieher gelockt habe. Und ſo ſtieg er denn, mit blutiger Wuth im Herzen, aber auch im Grimme ſeiner Herr, leiſe die Treppe hinauf. An der Thür blieb er ſtehn, aber nicht lange; denn da ihm war, als ob er Flüſtern hörte, riß er haſtig die Thür auf, und fand den Pilger, wie ich vorhin beſchrieben, zu den Füßen der Gräfin liegend, und ihre Hände haltend, und ihre Stirn nach der ſeinigen geſenkt.

„Wie groß nun bey dieſem Anblicke der Zorn des Grafen geweſen, iſt leichter zu denken, als zu beſchreiben. Wie er aber hereinſtürmte, und ſeine wüthenden Worte noch vor ihm voraus, ſank die Gräfin, die ja kaum eben von dem freudigen Schrecken zu ſich ſelbſt gekommen war, leblos zu Boden; dem Pilger wurden von den herbeygerufenen Dienern Hände und Füße gebun-

den; die Magd aber, welche entschlüpfen wollte, festgehalten. Hierauf befahl der Graf starke Nägel herbeyzubringen und diese in einen der Balken des Gemaches einzuschlagen, und nachdem dieses geschehen war, versuchte er, die Gräfin aus ihrem Todtesschlummer zu erwecken. Da dieses aber vergebens war, gebot er der Magd, was er seinem armen Weibe zuzumuthen Willens gewesen, mit den allergräulichsten Drohungen, den ehebrecherischen Buben, dem sie den Weg in sein Ehebett gezeigt, mit eigenen Händen aufzuhängen. Die Magd warf sich nun zwar vor ihm nieder, und beschwor ihn bey seiner Seele und allen Heiligen, nicht einen solchen Mord zu begehn, indem sie mit den heiligsten Eiden die Unschuld ihrer Herrin und des Junkers von Heriso betheuerte. Aber umsonst. Denn mit entsetzlicher Wuth und flammenden Blicken schwur ihr der Graf, daß er sie lebendig würde verbrennen lassen und den Jun-

ker zugleich mit ihr, wenn sie nicht seinen Befehl vollzöge."

„Wie nun der Junker diese wilden Worte hörte, indem er gebunden auf dem Boden lag, und die Magd nun gezwungener Weise und unter tausend Thränen Hand an ihn legte, und die Diener ihn zu dem Balken hinaufhoben, sprach er folgendermaaßen: Da mich mein Unstern, und nicht meine Schuld in Deine ungerechte Gewalt gebracht hat, Graf von Bollingen, so weiß ich wohl, daß Du nicht ablassen wirst, bis Du Dein Bubenstück vollbracht und Deiner ruchlosen Wuth Genüge gethan hast. Darum darfst Du nicht fürchten, daß ich Dich, wie ein Feigling, um mein Leben bitte, das mir zur Last ist, seitdem Du mir durch schändliche Lügen die verlobte Braut gestohlen, und die, welche mein war vor Gott, durch Betrug entrissen hast. In Deiner Lüge beharrend schiltst Du mich einen Ehebrecher; aber wisse, der Ehebrecher bist Du,

und in kurzer Frist klag' ich Dich an vor Gott, wie Dein Weib wohl jetzt schon in ihrer reinen Unschuld vor seinem Throne thut. Vollbringe nur den Mord, den Du beschlossen hast; aber der Tag der Rache kömmt bald, wo mein Blut gegen Dich schreyen wird; dann werden die Trümmern dieses Hauses über Dir zusammenbrechen, so daß kein Stein auf dem andern bleibt, und mit Deinem Fleische werden sich die Vögel des Himmels sättigen."

„Während der Junker so sprach, hatten sie dem Unglücklichen die Schlinge um den Hals gelegt, und zogen ihn an den Balken hinauf, und als sie die Hände von ihm ließen und er nun da hing, schrie ihm der Graf mit gräßlichem Hohngelächter zu: Jetzt, Bube, weissage noch! — Dann ging er hinaus, verriegelte das Gemach, und befahl es augenblicklich zuzumauern. Dieß war bald vollbracht; denn unablässig trieb der Graf die Maurer an, und spottete da-

zwischen des Jammergeschreys der Magd, die neben ihrer Herrin kniete, und Gott zum Zeugen ihrer Unschuld nahm. Und als die Mauer vollendet war, wurden auch die Fenster von aussen mit Brettern zugeschlagen. Und jetzt züchtigte der Graf die trunkenen Knechte, und liess den Kellner geißeln, und stieß ihn dann zum Hause hinaus. Denn Alle, meint er, wären mit der Gräfin gegen seine Ehre verschworen gewesen."

„Am folgenden Morgen erscholl die gräuliche Kunde von dem Morde des Junkers von Heriso durch das Land, und daß die Gemahlin des Grafen zum schmählichen Hungertodte neben dem Leichname des Ermordeten sammt der Magd verurtheilt wäre; und als der Oheim solches vernahm, entsetzte er sich, und schickte Boten an den Grafen mit dem Begehren, sein Weib der Haft zu entlassen und ihm zurückzusenden. Der Graf aber gab zur Antwort: Die Strafe der Ehebrecherin läge in seiner Hand. Da

machte sich denn der Humbert von Aarburg stille auf, so alt und kraftlos er auch war — denn sein Gewissen schlug ihm wegen der Theilnahme an dem ersten Betrug, und wiederholte sein Begehren in eigner Person. Aber der Graf gab ihm schnöde Antwort, führte ihn vor die zugemauerte Thür und sagte, sein Herz werde sich seinem Verlangen öffnen, wenn sich diese Steine öffneten. Und dabey legte er das Ohr an die Wand und glaubte das Jammern seiner Frau zu hören. — Während der Zeit aber, und als Jene noch mit einander stritten, kam ein Eilbote mit der Nachricht, Walter von Lussi, der Gräfin Vetter, rufe seine Mannen zusammen, um gegen Bollingen zu ziehn; und kurz darauf ein zweyter, der Walter komme mit einem Fähnlein Reiter und Fußknechte gerade nach dem Schlosse zu. Diesem zweyten Boten folgte ein Herold des Walter auf dem Fuße nach, und begehrte im Namen seines Herrn,

was auch der Oheim gefordert hatte. Hierüber brach der Graf in wilden Zorn aus, schalt den Oheim einen Verräther und Feind, und warf den alten und kraftlosen Mann in das Verließ; dann schloß er die Thore der Burg und waffnete sein Volk. Der Kampf war ungleich und kurz. Nachdem die Belagerten sich verschossen hatten, that der Graf mit seiner muthlosen und verdrossenen Schaar einen Ausfall und stieß auf seinen Feind. Dieser ergriff ihn mit gewaltiger Faust, rang eine Zeitlang mit ihm, und stürzte ihn den schroffen Abhang in die Tiefe hinab. Ulrichs Knechte ergriffen die Flucht, die Burg ward eingenommen, und die Mauer niedergerissen, die Walpurgs Gemach verschloß. Diese war von der treuen Magd auf ihr Lager gehoben worden, und schien zu schlummern; zum Leben war sie nicht zurückgekehrt. Die Magd aber lag vor ihr auf der Erde mit aufgelößtem Haar und gefalteten Händen, der Kopf auf die

[illegible] sunken, mehr todt als lebend. [illegible] wurde neben dem Junker von He[illegible] zur Erde bestattet. Der Leichnam des Grafen wurde den Thieren Preis gegeben, und sein Schloß zerstört. So ging des Junkers Weissagung aus. Humbert aber beschloß kurze Zeit darauf seine Tage im Kloster.“ —

Jetzt schwieg der Alte, und sah sinnend vor sich hin, als ob er noch Einmal in seiner Seele die alte Zeit vorübergehen ließe. Die ihm zugehört hatten, waren lange still. Endlich sagten Einige die Köpfe schüttelnd: So etwas hört man heut zu Tage nicht mehr. — Da aber ein Anderer sagte: Das war wohl der wüsteste Kiltgang, den je ein Mensch gemacht hat! — da fiel das Gespräch wieder, wie vorher, in den alten Ton, und manche Geschichte von fremden Kiltgängern und ihren Züchtigungen wurde vorgebracht. Und als Einer erzählte, wie man einstmals einen solchen

ausgezogen, in ein Fischnetz gesteckt, einigemal in den See gesenkt und dann so bis zum andern Morgen in dem Netze an einem Baume aufgehenkt habe, war keiner, der nicht über den sonderbaren Fisch gelacht hätte; worauf die ganze Versammlung, da es schon spät geworden, sich auflößte, und Jeder mit seinen Gedanken nach Hause zurückkehrte.

2.

Ich durchzog einmal mit einer Gesellschaft, wie sie sich in der Reisezeit leicht zusammenfindet, das Oberland. Die Witterung war vortrefflich, und mehrere Tage nach einander, was dort nicht häufig ist, gleichförmig gut. Da wir nun so in dem herrlichen Lande alle unsre Pläne ausführen konnten, jeder Tag in dem ergötzlichsten Wechsel von Bergwanderungen zu Fuß und zu Pferd, in Lustgängen und Wasserfahrten, und mannichfaltigen kleinen Abentheuern

verstrich, und fast jeder Schritt etwas Neues und Schönes zeigte, so waren wir alle in der besten Laune, und konnten nicht müde werden, die Schönheit des Landes und zugleich das Glück zu preisen, das uns den Genuß so vieler Herrlichkeit so ungestört und auf die bequemste Weise gestattete. So wurde denn auch eines Abends, wo wir nach einer ziemlich langen Wanderung der Ruhe bedürftig in einem Bauernhause eingekehrt waren, nachdem wir uns in dem engen Raum unter Scherz und Lachen nach Möglichkeit eingerichtet hatten, jener unerschöpfliche Gegenstand von neuem vorgenommen, und eine unserer Begleiterinnen, eine Frau von großer Lebhaftigkeit, bemerkte, daß nach dem Genusse der großen und weiten Natur, die den Blick in's Unendliche risse, und das Gemüth unbegreiflich erweiterte, die Beschränkung auf ein enges Obdach etwas unendlich Süßes habe. Ach, rief sie mit gesteigerter Begeisterung aus, indem sie sich

an unſern Wirth wendete, der mit ausgeſpreizten Beinen, die Daumen unter den Armen eingehenkt, und mit gedankenloſem Blicke in der Stubenthür ſtand — Ach, ihr glücklichen Menſchen! ihr auserwählten Kinder der Natur! Ihr habt das Paradies hier auf Erden, und alle Glückſeligkeit, die ſich ein unſchuldiges Herz nur wünſchen mag! — Iſt es nicht wahr, fuhr ſie zudringlicher fort, daß dieſes Land ein Paradies, und das Leben darin ein Himmel iſt? — „Ja, ja, antwortete der Bauer, für eine vornehme Frau, wie Sie da, iſt die in der Stadt dergleichen nicht zu ſehen bekömmt, und nun auf ein Paar Tage, wenn eben die Sonne ſcheint, in der Kutſche herausfährt, mit guter Küche im Kutſchkaſten und ſchwerem Gelde im Beutel! Das wäre uns Bauern auch ſchon recht.“ — Und nun ergoß ſich der Mann in eine weitläuftige Schilderung der mannichfaltigen Noth, mit der die Bewohner

dieſes Bergländer zu kämpfen haben, der langen und harten Winter, der Ueberſchwemmungen im Herbſt und Frühling, der Schlaglawinen und was dergleichen mehr iſt. „Und dabey, ſchloß er endlich, hat der Bauer zu dreſchen, Miſt zu fahren, die Erde umzuwühlen, bey Sonnenſchein und Regen, bey vielem Schweiß und magrer Koſt. Zum Herumgaffen in dem Paradies, wie Sie's nennt, hat unſer einer da keine Zeit.“

Bey dieſen derben Worten erröthete die Sprecherin vor Unwillen; die jungen Herren der Geſellſchaft aber, die vornehmlich bey der Tafel und mit dem Glaſe in der Hand nicht aufhören konnten, die hohe Einfalt der Natur und ihre göttliche Schönheit zu beſprechen, entrüſteten ſich faſt über die Aeuſſerungen unſers unſentimentalen Wirthes, und warfen die Frage auf, wie nur in aller Welt in einem Lande voll ſo hoher poetiſcher Schönheit ein ſo unausſprechlich ge-

meiner und prosaischer Sinn aufkommen könne? — Es ist die Folge des schnöden Eigennutzes, sagten die Einen, den die Freunde der schönen Natur, die dieses himmlische Land mit freygebiger Hand bereisen, den Herzen seiner Kinder allmählig eingeimpfet haben. — Es mag die leidige Folge der Gewohnheit seyn, sagte ein Anderer. — Oder eines unglücklichen Gegensatzes — Oder einer abgeschmackten Affectation, wie man ja wohl überall auf Menschen stößt, die ein unseliges Vergnügen daran finden, das zu verachten, was Andere bewundern, und selbst gegen das Schönste Gleichgültigkeit zu erkünsteln.

Nachdem nun diese Untersuchung einige Zeit mit geringem Erfolge fortgetrieben worden war, sagte eine junge Frau von großer Bescheidenheit und sanftem Wesen, die, fast immer mit ihrem Manne beschäftigt, nur selten an dem Gespräche der Uebrigen Antheil nahm: Wenn ich die Wahrheit ge-

stehen darf, — und warum sollt' ich ein Gefühl verbergen, das mir natürlich ist? — das Anblick dieser ungeheuern Felsen, das Schauen in die unermeßlichen finstern Schluchten, das Brausen der Ströme in diesen geheimnißvollen Tiefen, und das Donnern der Wasserfälle — das Alles erschreckt mich, ja, ich kann sagen, es macht mir Entsetzen und Grausen. Wenn ich nur daran denke, erscheint es mir freylich anders, und ich freue mich schon jetzt auf die Zeit, wo ich mich mit meinem Manne im Stillen an diese Reise erinnern werde. Aber der Gedanke hier wohnen zu müssen, könnte mich krank machen.

Dieses Geständniß, das mit den begeisterten Ausrufungen der ersten Rednerin, und mit den wiederholten Versicherungen der Uebrigen einen schneidenden Gegensatz bildete, machte einen unerwarteten Eindruck. Die jungen Philosophen unsrer Gesellschaft sahen sich befremdet unter einander an; Ei-

nige hatten Luſt zu lachen; andre zuckten leiſe die Achſeln; die Frauen aber erklärten ihrer paradoxen Gefährtin geradezu den Krieg. Dieſe aber, ohne ſich irren zu laſſen, ſetzte hinzu: Andre mögen anders fühlen; ich habe nichts dagegen; ich aber, die ich keinen Anſpruch auf Heldenmuth mache, ſchäme mich meines Gefühls oder meiner Schwachheit nicht; und ich will noch überdieß bekennen, daß mich das erſte Lächeln meiner Kinder, ihr erſtes verſtändiges Lallen und ihre zutraulichen herzlichen Reden mehr entzückt haben, als alle Gletſcher und Waſſerfälle in der Welt thun können, und daß ich mich auf kein neues Wunder der Natur ſo freue, wie auf die Rückkehr zu dieſen geliebten Weſen. —

Dieſer Zuſatz brachte die Mütter der Geſellſchaft etwas mehr auf die Seite der jungen Frau; die Männer aber fingen wiederum an nach ihrer Weiſe über die Erſcheinungen der Natur und ihre Wirkungen

zu vernünfteln. Sie kamen bald überein, daß in der Paradoxie der jungen Frau doch viel Wahres sey; daß allerdings in diesen Schluchten und Klüften, an diesen schroffen Felsen und Abgründen, auf diesen engen und schwindelnden Stegen recht eigentlich das Grausen wohne, so daß Einem oft der Schrecken in den Füßen zittre, und in den Haaren sich sträube — und daß es doch in der That wunderbar genug sey, von dem, was seiner Natur nach zurückstößt, so unbeschreiblich angezogen und begeistert zu werden.

Auch hierüber wurde gar Manches hin und her gesprochen. Einige meinten, das Entzücken entspränge aus dem Contraste des Gefahrvollen und Todtdrohenden, mit dem Anmuthigen, das die Natur meist auch ihren grausenden Erscheinungen beygesellt habe. Das paßte nun allerdings auf Einiges, wie auf die Wasserfälle, wenn sie im Sonnenglanze ihre schäumenden Strahlen mit

Regenbogen umziehen; oder auf das ewige Eis, an das ſich Blumen und Pflanzen drängen; aber das Meiſte wollte doch dieſe Erklärung durchaus nicht zulaſſen. — Daher meinten Andre, das Bewußtſeyn der Sicherheit, das ja auch ſchon ein alter Dichter zur Erklärung des erhebenden Gefühls beym Anſchaun des Gefahrvollen zu Hülfe gerufen habe, möchte doch wohl das Räthſel noch am Beſten löſen. Denn die rechte Freude an dieſen Gegenſtänden trete ja eben dann ein, wenn man ſie wirklich aus einem ſichern Standpunkt beſchaue, oder wenn man die Gefahr beſiegt habe, wo denn noch die Freude als Verſtärkung hinzukomme. Dieſe Erklärung fand im Anfange den meiſten Beyfall, weil faſt Alle ſie mit ihren Erfahrungen übereinſtimmend fanden; doch zeigte ſich auch hier bald genug, daß die ſelbſtſüchtige Freude, die man bey vermiedner Gefahr fühlt, nichts gemein habe mit dem Entzücken, deſſen Quellen wir

aufsuchten; daß eine gewisse Sicherheit freylich eine unerläßliche Bedingung bey dem Genusse sey, indem das über dem Scheitel hängende Schwerd die Schaugerichte der Natur wie die Mahlzeiten der Könige verderbe; daß aber schlechterdings keiner von uns beym Beschauen jener großen und furchtbaren Erscheinungen sich des Gefühls der Sicherheit mit besonderer Lust, oder gar mit Begeisterung bewußt sey. Man mußte also andre Erklärungen aufsuchen — das Ungewöhnliche — die Mannichfaltigkeit der Erscheinungen — und ich weiß nicht mehr was Alles. Es hielt aber nichts Stich. —

Ein etwas bejahrter Mann, der bey unserer Gesellschaft war, und weil er schwer hörte, nicht oft an dem Gespräche Antheil nahm, trat jetzt näher und sagte: Sie haben sich vorhin, denk' ich, auf einen alten Dichter berufen, der die streitige Frage nicht recht gelöst hat; ein andrer möchte vielleicht eher auf den rechten Weg führen,

wenn er ſagt, daß den gerechten und ſelbſtſtändigen Mann auch der Einſturz des Himmels unerſchreckt läßt. Gewiß hat Niemand unter uns die herrlichen Worte unſers Freundes Flaccus geleſen, ohne bey dem Gedanken des Mannes, den er ſchildert, ſich begeiſtert zu fühlen; und wenn wir die Quelle dieſes Gefühls entdeckt hätten — was nicht ſehr ſchwer ſcheint — ſo möchte dadurch auch wohl die vorliegende Frage beantwortet ſeyn. —

Der Redende ſchwieg hier, als ob er die Beantwortung ſelbſt von uns erwartete. Geben Sie uns die Auflöſung, ſagte Einer; wir haben uns ſchon durch unnützes Suchen ermüdet.

Erlauben Sie mir alſo, fuhr Jener fort, Ihnen einen Vorfall zu erzählen, von dem ich Augenzeuge geweſen bin, und der eine Art von Commentar zu den Worten des römiſchen Dichters iſt. Zu der Zeit, wo ich mich in Norwegen aufhielt, — einem

Lande, das, beyläufig gesagt, noch außerordentlichere Erscheinungen darbietet als die Schweiz — geschah es einmal, daß ein fremdes Schiff, welches in den Hafen von Christiansand einlaufen wollte, zwischen den Inseln und Klippen jener Küste in Gefahr gerieth. Wiederholte Nothschüsse kündigten dem Lande seine schlimme Lage an; aber die See war so stürmisch, daß kein Lootse es für möglich hielt, sich dem Schiffe zu nähern und es herein zu führen. Unterdessen füllte sich die Küste mit Menschen an, die jede Bewegung des Schiffes beobachteten, und sie mit ihren eignen theilnehmenden Bewegungen begleiteten. Die Zeichen der Noth wurden wiederholt; und da der Sturm etwas nachzulassen schien, warf sich ein bejahrter Lootse, der schon geraume Zeit mit scharfen Blicken in das stürmische Meer hinausgesehen hatte, in seinen Nachen, und stieß vom Lande ab. Die Theilnahme der versammelten Menge wendete sich jetzt

von dem Schiffe auf den nähern Gegenſtand, und ſie wurde noch vermehrt, als der Sohn des alten Lootſen herbeyeilte, und durch das Wagſtück ſeines Vaters erſchreckt, dieſen beſchwor, ihm ſeinen Platz einzuräumen. Aber der Alte wieß ihn mit den Worten zurück: Geduld! Die Reihe kann auch noch an Dich kommen! — und ſteuerte mit feſter Hand vorwärts durch die empörte Fluth. Der leichte Nachen ging auf und ab — alle Blicke hingen an dem kühnen Greis, und ſchon ſchien das Schwerſte beſiegt, ſchon näherte er ſich dem bedrängten Schiffe, da erhob der Sohn, der mit unverwandten Blicken jede Wendung des Nachens verfolgte, beyde Arme, beugte ſich mit dem Leibe nach der Rechten, ſtieß einen Schrey des Entſetzens aus — Der Nachen hatte eine verborgene Klippe berührt, ſchlug um und begrub ſeinen Führer in der tobenden Fluth. Alle Zuſchauer waren ergriffen, und man konnte von fern bemerken,

wie groß die Bestürzung auf dem Schiffe war, dessen Mannschaft hoffend und zagend auf dem Verdecke stand. Aber in dem Augenblicke der Verwirrung, wo wir Alle das Fahrzeug verloren glaubten, löste der junge Loutse die Kette von seinem Kahn, und sprang hinein, indem er ausrief: Es ist zu retten! also mit Gott! —

Ich würde etwas Vergebliches unternehmen, wenn ich das Gefühl aussprechen wollte, das sich bey diesem Anblicke aller Gemüther bemächtigte. Jede andere Rücksicht schwand jetzt vor der Bewunderung so herrlicher Kühnheit, die sich ohne Furcht durch das ungestüme Meer, das eben jetzt das Grab des Vaters geworden war, schwang. Die fremdesten Menschen hielten sich umfaßt; einige beteten laut, andre weinten; fast Alle, indem ihre Blicke auf den herrlichen Schiffer geheftet waren, begleiteten die Bewegungen seines Nachens mit den ihrigen. Jetzt näherte er sich der

Stelle, die seinen Vater verschlungen hat. Hier vermied sie mit sicherer Lenkung und erreichte das Schiff. Der Sturm legte sich; die schäumenden Wellen streckten sich länger aus, und noch vor Abend wurde das Schiff in den Hafen bugsirt. Die Freude, der Jubel war unbeschreiblich. Niemand war von der Stelle gewichen; jedermann wollte noch Einmal den kühnen Lootsen sehen, ihm die Hand drücken oder ein preisendes Wort sagen. Während aber Alle seine That bis zum Himmel erhoben, blieb er selbst kalt. Es ist mein Beruf, sagte er, Vater und Großvater hat die See verschlungen; die Reihe kann auch mich bald treffen. Bis dahin thu' ich was meines Amtes ist. — Einige fragten ihn, ob er sich nichts aus dem Leben mache. — Das Leben ist mir wohl so lieb wie einem andern, antwortete er; hab' ich nicht ein junges Weib und zwey Kinder? und jetzt nun noch die Sorge für eine alte Mutter, die ich zu

wissen habe über meines wackern Vaters Tode. — Bey diesen Worten stiegen ihm die Thränen in die Augen; er sah noch Einmal in die See; seine Blicke suchten die Stelle, wo seinen Vater begraben hatte. — Um zwey Striche, sagte er, kam er zu weit links. Gott sey ihm gnädig! Er war der liebevollste Vater und der beste Lootse im ganzen Königreich!

Hier endigte unser Begleiter seine Erzählung. Sie hatte uns Alle ergriffen; aber indem man, wie es zu geschehen pflegt, sie wieder vornahm, und sie von dieser und jener Seite betrachtete, nahm das Gespräch eine andre Richtung. Aber, mein Herr, sagte endlich eine der Frauen, Sie sind uns die Anwendung Ihrer Geschichte schuldig geblieben. — Sie macht sich von selbst, antwortete er. Was war die Ursache der Begeistrung, mit der wir den unerschrocknen Lootsen den Abgrund befahren sahen, in den keiner von uns ohne Entsetzen blicken

konnte, und von dem ihn eben in dieſem Augenblicke das Schickſal ſeines Vaters wegzuſchrecken ſchien? Was war es anders als die Freude an der ſittlichen Kraft des Menſchen, die eben durch die Gefahr aufgerufen, und durch ſie bewährt wird; dieſe Kraft, die bey dem Einſturze der Welt aufrecht und unerſchüttert bleibt; die Furcht und den Todt, die Natur und die Welt beſiegt? — Was iſt der ſtärkſte Menſch der gewaltigen Natur gegenüber? oder wer könnte ſich nur einfallen laſſen — wenn er nicht wahnſinnig iſt — ſeine Körperkraft einer Macht entgegenzuſetzen, die ihn mit der geringſten ihrer Bewegungen zermalmt? Oder iſt etwa das, was uns den Todt bringt, in den meiſten Fällen etwas mehr, als ein leiſer Hauch der Natur, oder einer ihrer Pulsſchläge, der feindlich mit dem Pulsſchlage unſers Herzens zuſammentrifft? Und dennoch darf ſich der Menſch dieſer überſchwenglichen Macht entgegenſtellen; und

ob sie schon seiner Ohnmacht spottet, wenn sie sich starr in Riesengebirgen erhebt, oder im Sturm zerstörend wüthet, oder in Wasserfällen herabdonnert, so darf er ihr doch dreist die Brust voll Freyheit, das ist, voll des Bewußtseyns seiner höhern Abkunft, bieten. Zu dem Blitze darf er sagen: Du kannst mich zerschmettern; aber ich überlebe dich. Zu dem tobenden Meere: Du kannst mich in deinen Tiefen begraben; aber du kannst mich nicht hindern einem Berufe zu folgen, der mir von oben gegeben ist, und Pflichten zu erfüllen, die mir heiliger als mein Leben seyn müssen. — Und daß wir dieses sagen können, daß wir von einer solchen Kraft in uns wissen, daß wir sie in herrlichen und kühnen Thaten zu erkennen vermögen — das erhebt uns über die Natur, wie gewaltig sie immer seyn mag. In dieses Gefühl strömen alle Quellen unserer höhern Natur ein, und es ist demnach, wie mich dünkt, kein Wunder, wenn uns

der Anblick von Erscheinungen, in denen die Natur ihre überschwengliche Macht offenbart, eben indem sie uns erschrecken, doch anzieht, ja entzückt und begeistert. Dieß ist denn ganz etwas anders als das Bewußtseyn der Sicherheit, das nur bey jenem Entzücken vorausgesetzt wird, während seine eigentlichen Quellen weit höher oder, wenn man will, weit tiefer liegen.

Diese Erklärung stellte uns sehr zufrieden, und Jeder wußte noch das Eine und das Andre hinzuzufügen, bald als Bestätigung, bald als nähere Bestimmung. Der jungen Frau, die zu diesem Gespräche Veranlassung gegeben hatte, strahlte die Freude aus den Augen; denn sie glaubte ihr Gefühl durch die Bemerkung unsers bejahrten Begleiters bestätigt und erklärt zu sehen. Nachdem Jener geschwiegen hatte, sagte sie mit leisem Erröthen: Ich bin von Natur furchtsam, und die Vorstellung von allen den furchtbaren Kräften, die in dem Schooße

der Erde und den weiten Räumen des Himmels schlummern, kann mich ordentlich ängstigen. Dann ist es mir wohl bisweilen, als ob ich an dem Rande eines der Abgründe stände, die wir gestern und heute zu unsern Füßen gesehen haben, und als ob ich eine unsichtbare Hand hinter mir fühlte, die mich mit der geringsten Bewegung hinabstoßen könnte. Aber wenn ich dann an die stärkere Hand denke, die den schwachen Menschen auf seiner ganzen Wallfahrt hält und trägt, da schwindet mir alle Furcht, und ich fühle eine Freudigkeit in mir, die ich nicht aussprechen kann. Und das kömmt ja wohl mit dem, was uns dieser Herr so eben gesagt hat, auf Eines hinaus. Denn die sittliche Kraft, die Alles besiegt und überdauert, ist ja doch wohl nur das in dem Menschen, was ihm von Gott kömmt, und an Gott bindet. Woher könnte auch sonst die Begeisterung kommen? Das Irdische mag ergötzen; entzücken, begeistern

kann nur das Ueberirdiſche und Göttliche. —

Der alte Mann nickte dieſer Erläuterung Beyfall zu; meine Gedanken aber flogen zu Amanden, die wohl auch ſo geſprochen hätte. Ich hielt mich ſeitdem näher an die junge Frau. Aber nur noch zwey Tage ging unſer Weg gemeinſchaftlich. Mich riefen frühere Verabredungen nach Zürich; ein Theil der Geſellſchaft begab ſich nach Solothurn; das junge Paar aber kehrte über Baſel in die Heimath zurück. Keinen von Allen hab' ich je wieder geſehen.

3.

Was giebt es denn nur in aller Welt da drüben in Ihrer Nachbarſchaft? fragte ich die Wirthin zum Falken. Das Fahren nimmt ja kein Ende, und man kann allenfalls ſchon aus der Erleuchtung abnehmen, daß kein alltägliches Feſt im Gange iſt. — Allerdings kein alltägliches, ant-

wortete die Wirthin. Wenigstens kömmt es nicht gar zu oft vor, daß ein kaum vierzigjähriger Mann seine vierte Hochzeit begeht. — Die vierte? fragte ich verwundert. Wie ist denn das zugegangen? Hat er seine Frauen so schnell nach einander verloren? und hat er sich so wenig aus ihnen gemacht, daß er ihnen so geschwind wieder Nachfolgerinnen gegeben hat? — Die Wirthin lächelte: Es war ziemlich beydes, sagte sie. Wenn ich nicht fürchten müßte, Ihnen lange Weile zu machen, so könnte ich Ihnen hier einen Ausschnitt aus dem menschlichen Leben aufstellen, der freylich nicht ganz so glänzend ist, wie das heutige Fest unsers Nachbars, aber doch vielleicht als ein Gegenstück der Ehestandsgeschichten eines Englischen Königs, von dem ich als Kind in der Kostschule habe erzählen hören, der Aufbewahrung nicht unwerth seyn dürfte.

Die Wirthin zum Falken ist eine freund-

liche und gebildete Frau. Sie bleibt an der Wirthstafel niemandem eine Antwort schuldig, und unterhält die Gesellschaft oft mit kleinen Geschichten, die sie beym Vorlegen recht geschickt zwischen ihr Geschäfte einschiebt, und mit Laune erzählt. Ich nahm daher ihren Vorschlag mit desto größerem Vergnügen an, da ich hoffen konnte, während ihrer Erzählung einige Ruhe vor der Musik zu haben, die jetzt aus dem Nachbarhause herüberzuschallen anfing.

Der König des heutigen Festes, hub die Wirthin an, ist der Sohn eines Krämers, welcher vormals einen kleinen, düstern Laden auf der Riedeck besaß, und nachdem er sich durch große Sparsamkeit einiges Vermögen erworben hatte, aus seinem einzigen Sohne, wie wohl die meisten Väter wünschen mögen, etwas Besseres machen wollte, als er selbst war. Die Absicht war gut, aber die Ausführung miß-

lang aus mehr als einem Grunde. Der junge Auguſtin — dieß war der Name des jungen Menſchen — hatte von der Natur nichts als eine feine Geſtalt bekommen; Geiſt wenig genug, und wo möglich, noch weniger Gemüth; und unglücklicher Weiſe begnügten ſich auch die Lehrer, denen er in die Hände gefallen war, ſein Aeußeres abzuſchleifen, und, unbekümmert um ſeinen innern Gehalt, ihm den Anſtrich einer feinen Bildung zu geben. Die erſte Folge dieſer Erziehung war, daß er ſich ſeines Vaters ſchämte, ihn ſeinen Kram aufzugeben nöthigte, und ſelbſt, theils mit dem väterlichen Vermögen, theils mit dem Gelde, das er mit ſeiner erſten Frau erheirathete, in der Mattgaſſe einen Großhandel einrichtete.

Auguſtin war vier und zwanzig Jahre alt, da er zum erſtenmal heirathete. Seine Wahl ſchien vollkommen paſſend zu ſeyn. Die Frau war gleicher Abkunft wie er,

reich, wohlgestaltet, und von dem besten Herzen, aber ohne die Bildung der vornehmen Welt. Während sie sich in dem Besitze eines so feinen Mannes, wie Augustin war, überaus glücklich fühlte, sah er mit Geringschätzung auf eine Person herab, die er nur um des Geldes wegen geheirathet hatte, übrigens aber weit unter sich glaubte, weil sie mit ihren bürgerlichen Sitten, in der Art von Gesellschaft, die er jetzt allein seiner würdig hielt, keinen passenden Platz fand. Seine Eitelkeit ertrug dieses nicht. Er schalt die arme Frau im Hause, verspottete sie in Gesellschaft, und behandelte sie durchaus mit solcher Geringschätzung, daß sie immer mehr und mehr verschüchtert, sich dem Anblicke der Welt entzog. Stumm und in sich gekehrt, ging sie als ein Bild des Grames umher — keine Klage kam über ihre Lippen, und während ihr Mann sich nicht um sie bekümmerte, bewahrte sie doch die Liebe zu ihm

und die Hoffnung. Ihr Herz brach nach kurzer Zeit. Eine alte Mutter überlebte sie. Sie hinterließ ein Kind, das der Pflege seiner Großmutter anheim fiel.

Augustin hatte die Trauerkleider noch nicht abgelegt, als er seine Augen auf ein Fräulein warf, das alle Eigenschaften besaß, die er an der verstorbenen Frau vermißt hatte. Mit einem gefälligen Aeußern verband sie den Anstand einer vornehmen Frau; hatte Talente, machte sogar Verse, und sprach über Kunst und Geschmack mit großer Geläufigkeit. Vermögen besaß sie nicht; aber man glaubte, daß ihr die Erbschaft einer reichen, sehr devoten Tante nicht entgehen könne. Sie selbst folgte bey dieser Verbindung mehr den Wünschen der Ihrigen, als ihrer eignen Neigung, obschon auch diese durch die Aussicht auf eine glänzendere Lage bestochen wurde. Das erste, was Augustin jetzt that, war, daß er seine hochbejahrte Schwiegermutter aus dem

Hause trieb, das er mit ihrem Gelde gekauft hatte, und ihr die einzige Freude, an der sie noch hing, die Erziehung ihrer Enkelin, nahm, damit diese nicht auch von dem kleinstädtischen Wesen der alten Krämerfrau angesteckt würde. Diese arme alte Frau, die jetzt ihres letzten Trostes beraubt, und durch den Undank ihres Schwiegersohnes tief verwundet war, starb, noch ehe sie sein Haus räumen konnte; das Kind wurde in der französischen Kostschule, in die es sein Vater gethan, verwahrlost, wuchs aus, und starb nach wenigen Jahren, ohne von seinem Vater beklagt zu werden. Uebrigens sah sich Augustin durch diese zweyte Verbindung bald von einem Glanze umgeben, der ihn schwindeln machte, und indem er seine Eitelkeit vermehrte, sein Herz noch mehr verhärtete. Die gesellschaftlichen Annehmlichkeiten seiner Frau zogen den jungen Adel in sein Haus und an seinen Tisch, welcher bald der Mittelpunkt der feinen und

vornehmen Welt wurde, die hier in Concerten und Bällen, in Vorlesungen und Schauspielen reiche Unterhaltung und Zeitvertreib fand. Augustin selbst kam dabey freylich nicht sehr in Betracht, aber er bemerkte es nicht, oder fühlte sich noch sonderbar geehrt, wenn ihm einer seiner vornehmen Hausfreunde, oder ein Fremder von Rang im Spiele sein Geld abnahm. Seine Schwäche dabey war, daß er seine Geschäfte über den Zerstreuungen vernachlässigte, und mehr ausgab, als seine Einnahme trug. Auch die reiche Tante wurde in dem Gedränge der Ergötzungen ziemlich vernachlässigt, und vermachte im Unmuthe ihr ganzes Vermögen dem Hospitale mit der Erklärung, daß sie es gerathner fände, ihr Geld des Weges zu schicken, auf dem Augustin und seine Frau ihm ohne allen Zweifel nachfolgen würden. Es währte auch gar nicht lange, so traten Verlegenheiten ein; diese zogen Einschränkungen nach sich —

und die vornehmen Gäſte blieben, wie es ſich von ſelbſt verſteht, einer nach dem andern aus. An die Stelle der geiſtreichen Ergötzungen zog Langeweile, Verdruß und Unmuth in das Haus. Die Frau kränkelte, der Mann murrte; und da ſich ſein Credit nicht wieder heben wollte, war er grauſam genug, der Unglücklichen ihre Armuth und Verſchwendung vorzuwerfen. Jedermann beklagte ſie; denn ihre Eitelkeit abgerechnet, die man entſchuldigen konnte, war ſie gutmüthig und treu. Auch ertrug ſie die Unbilden ihres Mannes mit Geduld, und ſetzte ſeinem Schelten nur Thränen und ſanfte, verſöhnende Worte entgegen.

Niemand weiß wohl, wie groß die Leiden einer Frau ſind, die an einen rohen und gefühlloſen Mann gebunden iſt, und zu gleicher Zeit von den Launen ihres Mannes, ihren traurigen Gedanken und einer ſchwachen Geſundheit beſtürmt wird. Auguſtins Frau war in dieſem unglücklichen

Fall. Eine leichte Neigung zur Hektik ward schnell durch den Gram zur Reife gebracht. Auf einen heftigen Auftritt mit Auguſtin folgte ein Bluthuſten, der ſich mehrmals auf dieſelbe Veranlaſſung wiederholte, und ſie bald in das Grab warf. Ihr Tod war voll Jammer, wie ihr Leben geweſen war. Zwar das Abſcheiden von dem Leben fürchtete ſie nicht; aber was ſollte aus den Kindern werden, die ſie zurückließ? dieſen Kindern, an denen ihre Seele hing, und denen ihr Vater ſo gar nichts war?

Als Auguſtins Frau begraben wurde, lag er ſelbſt an einem heftigen Fieber nieder; und mehr als Einmal gaben ihn die Aerzte auf. Dennoch kam er zum Leben zurück. Die Gewalt des Fiebers hatte ſeine ſtarre Natur geſchwächt, und da man ihm erzählte, wie nah er dem Grabe geſtanden, fühlte er ein großes und inniges Mitleiden mit ſich ſelbſt. Das mochte ihn wohl weicher geſtimmt haben, ſo daß er auch an ſeine

eignen Sünden dachte, und an die Leiden, die er ſeiner Frau bereitet hatte. Einige Tage war er ganz ſtill, freundlich und ſanftmüthig, und endlich, als er ſein Zimmer wieder verlaſſen konnte, führte er einen Entſchluß aus, den Niemand von ihm erwartet hatte.

Die Sache war ſo. Auguſtins Frau hatte eine Jugendfreundin, Agathe genannt, mit welcher ſie aufgewachſen war. Beyde liebten ſich aufrichtig; und wenn jene auch bisweilen — wie in den Zeiten des Glanzes und Wohllebens wohl geſchah — Agathen vernachläſſigte, ſo führte ſie doch die alte Liebe immer wieder in die Arme ihrer Freundin zurück. Hatte das Glück ſie bisweilen getrennt, ſo knüpfte das Unglück ein deſto feſteres Band; und als die Freundin erkrankte, wich Agathe nicht mehr von ihr. Wer ſie an dieſem Krankenbette geſehen hatte, ſprach mit Bewundrung von ihrer Beſonnenheit und Ausdauer; von der

zärtlichen Sorgfalt, mit der sie die Kranke, von der milden Liebe, mit der sie die Kinder pflegte. Von diesen Kindern war oft die Rede zwischen ihr und der bekümmerten Mutter; sie theilte ihre Sorge, sie versprach ihr, für die Verlassenen nach ihren Kräften zu sorgen. Aber so oft sie auch dieses Versprechen wiederholen mochte, immer kehrte die Unruhe der armen Kranken zurück. An deinem Willen, sagte sie oft, zweifl' ich nicht. Aber ach — — Und dann schwieg sie und seufzte, und die Besorgnisse, die ihr Herz belasteten, schienen sie immer heftiger zu quälen.

Nach dem Tode der Freundin fuhr Agathe fort, täglich bey den Kindern einzusprechen, ihre kleinen Angelegenheiten zu ordnen, und sie durch Unterricht und Spiel zu beschäftigen. Auch liebten sie die Kinder wie ihre Mutter. Da trat nun Augustin eines Tages in die Kinderstube, als Agathe eben auf ihre Weise beschäftigt war,

ſchickte die Kinder hinaus und trug Agathen ſeine Hand an. Und da ſie über das Unerwartete des Antrags betroffen ſchwieg, drang er unabläſſig in ſie, machte die groſſen Verpflichtungen geltend, die er ihr ſchon jetzt habe, die Wünſche ſeiner Frau und das Wohl ſeiner Kinder, denen ſie bisher eine zweyte Mutter geweſen ſey. Dieſe Gründe ſiegten. Die Heiligkeit des Verſprechens, das ſie der ſterbenden Freundin gegeben hatte, und die Ueberzeugung, daß ſie nun auf dieſe Weiſe den ſtillen Wunſch der geliebten Abgeſchiedenen erfüllen könne, überwanden ihre Bedenklichkeiten; und je unerwarteter ihr Auguſtins Antrag gekommen war, deſto mehr glaubte ſie darinne eine Fügung des Himmels zu ſehen. An ſich ſelbſt dachte ſie nicht. So erklärte ſie auch dem Oheim, in deſſen Hauſe ſie als Waiſe lebte, wie ſie ſich in ihrem Gewiſſen verpflichtet glaube dieſe Verbindung einzugehen. Der Oheim, ein rechtlicher und

frommer Mann, unterließ nicht, ihr seine Bedenklichkeiten auseinanderzusetzen; den gesunkenen Credit des Hauses, den nachtheiligen Ruf des Freyers, ihren eignen milden Sinn, der dem Kampfe mit einem solchen Manne schwerlich gewachsen sey; da sie aber ihre Liebe zu den Kindern, die Pflicht sich der Verlassenen anzunehmen, den Wunsch der Verstorbenen und den Wink des Himmels anführte — auch die Vermuthung endlich, daß Augustin vielleicht durch eine höhere Lenkung zur Einsicht seines Unrechts gekommen sey, willigte endlich der Greis mit innerm Widerstreben ein, indem er hinzufügte: Gott gebe, Kind, daß Dich Dein Entschluß nie gereut, den Du in so frommer Gesinnung gefaßt hast. Geht aber die Sache, wie ich fürchte, gegen Dein Erwarten aus, so komme bey Zeiten zu mir, damit ich Rath schaffe, und Du nicht auch ein Opfer Deines guten Willens wirst.

Nach wenigen Wochen wurde die Hoch-

zeit vollzogen. Agathe weinte sehr; der Oheim sah ernst; aus den Mienen des Bräutigams konnte man nicht recht klug werden. So viel war indeß ziemlich klar, daß er nicht eben in einer Festtagslaune war. Die Dienstleute waren ohne Ursache an demselben Morgen ausgescholten, die Kinderfrau wegen geringen Widerspruchs fortgeschickt, die Kinder selbst, man wußte nicht warum, in die dunkle Kammer gesperrt worden. Verweinte Augen und niedergeschlagene Gesichter empfingen die Braut; schlimme Vorbedeutungen eines Ehestandes, der, wie Sie bald hören werden, einen noch schlechtern Ausgang als die vorigen Verbindungen nahm.

So wie sich nehmlich Augustins Gesundheit wieder befestigt, und die Erinnerung an seine Todtesgefahr wieder verdrängt hatte, waren die mildern Gefühle und der flüchtige Anhauch guter Vorsätze seinem natürlichen Starrsinn und der nie besiegten

Roheit seiner innern Natur gewichen. Obgleich seine Geschäfte jetzt einen bessern Fortgang gewannen, auch sein Haus durch die verständige Obhut seiner Frau in eine bequeme und sichre Ordnung kam, so betrieb er doch Alles mit Unmuth, und wer mit ihm in Berührung kam, fand Ursache über seine Launen zu klagen. Die Quelle dieser Stimmung kannte man nicht. Nur die unglückliche Agathe bemerkte allzubald, daß er der Liebe zu seinen Kindern, oder dem menschlichen Gefühle, das ihm jetzt eine Schwachheit schien, ein allzugroßes Opfer gebracht zu haben glaubte, und daß die Reue darüber immer mehr und mehr jede andere Rücksicht überwuchs. Diese Entdeckung war schrecklich. Sie hätte sich gern beredet, daß sie irre; aber das Benehmen ihres Mannes, die harten Aeußerungen, die ihm im Unmuth entfielen, entrissen ihr selbst den Trost der Täuschung. Was nur ein armes Weib in einem solchen

Verhältniſſe thun kann, nichts blieb unverſucht. Liebe, Theilnahme, freundliches Zuvorkommen, Aufmerkſamkeit auf Alles, raſtloſe Thätigkeit — in Allem war ſie das Muſter einer trefflichen Frau. Wer ſich ihr näherte, liebte ſie; die Kinder hingen an ihr; die Dienſtleute kamen jeden ihrer Winke zuvor; Allen war ſie ein Engel der Milde und Güte. Nur über den finſtern Sinn ihres Mannes hatte ſie keine Gewalt.

So war eine geraume Zeit traurig genug vergangen, als Auguſtin durch eine Handlungsſpeculation nach Paris geführt wurde. Er verweilte hier länger, als man geglaubt hatte; aber man meinte, dieſes Verweilen auf die erweiterten Geſchäfte ſetzen zu müſſen, von denen die günſtigſten Nachrichten einliefen. Agathe ſchien in dieſer Zeit aufzuleben. Nie ſah man ſie anders als in der Geſellſchaft ihrer Kinder, die immer an ihren Händen und an ihren Augen hingen, und keinen andern Wunſch

hatten, als mit ihr zusammen zu seyn. Sie wären Alle glücklich gewesen, hätten sie keinen Vater gehabt. —

Mitten in dieses stille Glück fiel, wie ein Donnerschlag aus heiterer Luft, ein Brief Augustins mit der Nachricht, daß er in Paris für seine Kinder ein Unterkommen gefunden habe, wo sie eine ihrer künftigen Bestimmung angemessene Erziehung bekommen würden. Die weibliche Aufsicht sey für ihr jetziges Alter nicht mehr passend, zumal Agathe nicht Französisch spräche, was bey einer guten Erziehung das erste Erforderniß sey. Dieser Brief, welcher Agathen und das ganze Haus in die größte Bestürzung setzte, wurde von einem Reisenden überbracht, welcher den Auftrag hatte, bey seiner Rückkehr von einer Handelsreise, die er noch in einige andre Gegenden der Schweiz zu machen hatte, die Kinder mit sich nach Frankreich zu nehmen. Diesen kurzen Aufschub ließ Agathe nicht unbenutzt.

Sie beſchwor ihren Mann bey Allem, was ihm heilig ſey, bey dem Andenken an die Mutter ſeiner Kinder, bey den Pflichten, die er gegen dieſe Kinder ſelbſt habe, ſeinen Entſchluß, wo nicht ganz aufzugeben, doch noch einige Jahre hinauszuſetzen, bis dieſe Kinder, die ſich ſo erfreulich entwickelten, den Einflüſſen der Fremdartigkeit etwas mehr widerſtehen könnten. Auch das Schickſal ſeiner älteſten Tochter und ihren frühen Todt berührte ſie mit leiſer Andeutung, und machte zuletzt auch den Schmerz geltend, den eine ſolche gewaltſame Trennung ihr ſelbſt und ihren geliebten Zöglingen verurſachen würde.

Alle dieſe Gründe, die auf ein väterliches Herz und ein menſchliches Gemüth berechnet waren, fanden keinen Eingang bey dem entarteten Vater, deſſen Entſchluß durch ganz andere Rückſichten als das Wohl ſeiner Kinder beſtimmt worden war. Die Antwort kam ſchnell. Auguſtin ſchrieb kurz

und trocken und ohne sich auf Erörterungen einzulassen, daß es bey seiner ersten Bestimmung bliebe, und daß ihm die Kinder ohne weitere Widerrede überschickt werden müßten. Fast zu gleicher Zeit mit diesem Briefe kam auch der Reisende wieder an und nahm die Kinder in Empfang. Die Trennung zerriß jedes Herz. Der armen Agathe, die den wahren Zusammenhang der Sache nicht ahndete, obgleich schon Manches davon in der Stadt umherging, blieb nur noch die leise Hoffnung, einst durch freundliche Worte die Kinder zurückzuschmeicheln, und solche Vorschläge wegen ihrer Erziehung zu machen, die, ohne die Nothwendigkeit einer Trennung, alle Wünsche eines vernünftigen Vaters befriedigen konnten.

Als die Wirthin in ihrer Erzählung so weit gekommen war, hielt sie inne. Ihre Blicke fielen auf die erleuchteten Fenster, hinter denen die Tanzenden wie Schat-

ten ſchwebten, während einzelne Takte der Muſik gellend herübertönten. — Die arme Agathe! ſeufzte ſie. Iſt es doch, als ob Geſpenſter auf ihrem Grabe einen Reigen aufführten! —

Sie iſt todt, die Arme? fragte ich. — Freylich iſt ſie todt, antwortete die Wirthin, und, wenn man auf ihre irdiſchen Verhältniſſe ſieht, ſo war der Todt das Beſte, was ihr zu Theil werden konnte. Aber freylich — Nun Gott wird ihr gnädig ſeyn; denn ſie war ein Engel an Güte, Demuth und Frömmigkeit. Aber das iſt eben das Unglück, wenn ein ſo weiches Herz in eine rohe und unbarmherzige Fauſt fällt. Glauben Sie mir, mein Herr, nur wenige Männer ſind im Stande zu erkennen, was für einen Schatz ſie an einer ſolchen Frau beſitzen; ja, oft iſt es eben die Milde der Frau und ihre Sanftmuth, die die Männer recht hart und grauſam macht. So ein Mann quält

dann eine Frau todt, wie das Kind einen bunten Wurm, zum Zeitvertreib. —

Ich konnte nicht widersprechen.

Gewiß ist es so, fuhr die Wirthin fort. Ich habe Manches dergleichen gesehen, und alle meine Erfahrungen stimmen darin zusammen, daß, wenn dem reinen Silber einer weiblichen Natur nicht ein härteres Metall beygemischt ist, es durch die rauhen Hände der Männer allzuschnell zu Grunde gerichtet wird. — Verzeihen Sie! aber ich rede, wie ich denke, und nicht alle Männer sind von so schlimmer Art. — Ein gutes Herz ist eine gute Sache; aber ohne einen festen Willen, der zur rechten Zeit Widerstand thun kann, ist es eine Quelle von unsäglicher Noth. Man hat uns Frauen oft mit den Bienen verglichen; es giebt kein arbeitsameres und nützlicheres Geschöpf — und ich kann hinzusetzen, auch kein folgsameres und gefügigeres in seiner Haushaltung — aber die Biene hat einen Stachel. Wohl

mag manche von dieser Wehr keinen Gebrauch machen; aber sie hat sie doch, und ihre Gegner wissen es. Das ist genug. —

Ich muß hier beyläufig der Wirthin zum Falken das Zeugniß geben — das man bey weitem nicht allen Lehrern der Wahrheit und Weisheit ertheilen kann — daß ihr Leben mit ihrer Lehre zusammenstimmte. Bey meinen mannichfaltigen Ausflügen nach Osten und Westen, war immer der Falk der Mittelpunkt, von dem ich ausging und zu dem ich zurückkehrte, und immer fand ich hier die erfreuliche Bequemlichkeit, die aus einer wohlgeordneten, feststehenden Haushaltung entspringt. Die Wirthin war die Seele des Ganzen. Alles hing von ihrem Winke ab. Nie hab' ich sie schmälen hören, aber ihre Befehle waren bestimmt und unwiderruflich, und da sie sich der Kraft bewußt war, ihre Worte geltend zu machen, so bewegte sich Alles nach Ihrem Willen mit der größten Stille und Sicherheit. Ich

habe oft gesehen, daß sie mit einem ernsten Blicke die gestörte Ordnung herstellte; und wenn sie ganz still auf die Schwelle der Küche trat, regte sich jede Hand schneller, das müßige Geschwätz verstummte, und Jeder stand an seinem Platz. Ihr Mann, der seine Thätigkeit auf die Schreibstube beschränkte, wußte, was er an ihr hatte, und ehrte sie nach Verdienst. Dabey war sie die Gutmüthigkeit selbst, und wie sie in ihrem Hause Alles mit Besonnenheit lenkte, so sorgte sie auch für die, welche ihrer Hülfe bedurften, mit verständigem Rath und zweckmäßigem Beystand. So war die Wirthin im Falken, und ich denke, daß wer so wie sie die Sphäre seines Berufes ausfüllt, auch vor Fürstinnen und gekrönten Häuptern aufrecht stehen darf. —

Fast dürfte es mich gereuen, fuhr die Wirthin jetzt fort, indem sie ihre Blicke langsam von den erleuchteten Zimmern ihres Nachbars abzog, Ihnen die Erzählung ei-

ner Geſchichte verſprochen zu haben, die mir immer mehr an das Herz greift, je mehr ich mir ſie vergegenwärtige. Das arme Weib ſelbſt hab' ich nur wenig gekannt; aber Alles, was ich von ihr gehört habe, und — unſer eines hört Vieles von mancherley Leuten — ſtimmte zu ihrem Lobe zuſammen. Von ihrem Manne klang es ganz anders. Ich mag ihn nicht anſehen, und ſeine Nachbarſchaft könnte mir faſt meine Wirthſchaft verleiden, wenn ich Zeit hätte viel am Fenſter zu ſtehen. Ein ſolcher Nachbar, meint ich, bringt einem keine Freude.

Doch ich muß zu meiner Erzählung zurückkehren, damit Sie ſehen, daß ich nicht Unrecht habe. Auguſtin war in Paris durch ſeine Geſchäfte mit einem Manne in Verbindung gekommen, der ihm bey einigen gewagten Unternehmungen ſeine Einſichten lieh, und ſie dadurch zu einem erwünſchten Ziele führte. In dem Hauſe dieſes Mannes lernte er eine Verwandte deſſelben ken-

nen, die nicht mehr in der ersten Blüthe ihrer Jahre stand, aber noch immer recht artig war, und noch mehr durch ihr Betragen und ihre Unterhaltung, als durch ihre Reize anzuziehen verstand. Mehr als Einmal war sie versprochen gewesen; aber nie war es, ich weiß nicht warum, zum Abschluß der Heirath gekommen. Der alte Herr, bey dem sie lebte, wünschte sie versorgt zu sehen, und da das Wesen des deutschen Kaufmanns nach ihrem Sinne war, spannte sie alle ihre Netze auf. Das Unternehmen gelang. Augustins Eitelkeit fühlte sich durch das Entgegenkommen einer Pariserin, eines witzigen, gebildeten und liebenswürdigen Mädchens geschmeichelt; die Verpflichtungen gegen den alten Herrn kamen dazu, und was der Sache den Ausschlag gab, war die Aussicht auf die Erbschaft des Oheims. So war der Handel schnell abgeschlossen. Nichts stand im Wege als Augustins Frau, und die Kinder der

vorigen Ehe. Die Kinder zu entfernen war jetzt der erste Gedanke. Ach, der Hartherzige kannte das Gemüth seiner Frau. Er wußte, daß, wenn er ihr die Kinder genommen hätte, die Scheidung keine Schwierigkeiten haben würde.

Die arme Agathe, die von diesen verrätherischen Plänen keine Ahndung hatte, — denn die dunkeln, durch Reisende verbreiteten Gerüchte kamen ihr nicht zu Ohren — erwartete die Rückkehr ihres Mannes mit gemischter Bangigkeit und Hoffnung. Er kam. Sie empfing ihn mit gewohnter Freundlichkeit; sein Benehmen war gezwungen und kalt. Man konnte sehen, daß ihm etwas auf dem Herzen lag, und daß er ein Geheimniß verbarg, das ihn beunruhigte. Auf der Schreibstube war er mehr als gewöhnlich thätig. Seine Geschäfte hatten sich nach allen Seiten erweitert, und da sein Haus, wie er sagte, nicht mehr Raum genug hatte, kaufte er

das größere Haus hier gegenüber, und richtete es auf das zierlichste ein. Seine Frau bekam ihn in dieser Zeit nur selten zu Gesicht. Daß er sie über etwas befragt, ihr etwas gezeigt hätte, daran war nicht zu denken; es war eben, als ob das neue Haus und seine Einrichtung gar keine Beziehung auf sie haben sollte. Und während Jedermann davon sprach, und es besah, das schöne Geräth, die kostbaren Tapeten und Teppiche bewunderte, die zu seinem Schmucke aus Paris ankamen, saß Agathe, unbekannt mit Allem, in ihrer einsamen Kammer und dachte an ihre entfernten Pfleglinge. Man sah ihren Kummer, aber sie selbst sprach nicht davon. Selbst gegen ihren Oheim hatte sie geschwiegen. Sie hatte seine Warnungen nicht gehört; so wollte sie auch jetzt sein väterliches Herz nicht mit Klagen kränken, denen er nicht abzuhelfen im Stande war.

In dem neuen Hause war nun Alles so weit eingerichtet, daß es bezogen werden

konnte. Man bemerkte, daß ſich Auguſtin zum Einzuge rüſtete, und ſeine Hausgenoſſen erwarteten mit Neugierde, was er über ſeine Frau beſchloſſen haben möchte. Einige hofften, er werde ſie überraſchen; Andre, die ihn beſſer durchſchauten, fürchteten Nachtheiliges. Im Allgemeinen hatten ſie die Sache getroffen; was er aber wirklich that, hatte Niemand erwartet.

Als nehmlich alle Anſtalten zum Auszuge gemacht waren, trat er gegen Abend in das Zimmer ſeiner Frau, die ihn ſchon ſeit einigen Wochen nicht geſehen hatte. Sie ſtand auf, und ging ihm entgegen, ſchweigend und ernſt, wie es der Vernachläſſigten ziemte. Er bat ſie niederzuſitzen, weil er mit ihr zu ſprechen habe; nahm dann ihr gegenüber Platz, und vor ſich hinſehend, mit übereinandergeſchlagenen Füßen, die goldne Doſe in beyden Händen haltend, fing er folgendermaaßen an:

Das, was ich Ihnen heute zu ſagen

habe — ich habe es vielleicht ſchon allzulange aufgeſchoben — iſt Etwas, das Sie ſich ſelbſt ſchon längſt geſagt haben können, und Sie alſo auf keine Weiſe überraſchen darf. Ich weiß, daß ich Ihnen Verpflichtungen habe — ich bin nicht undankbar, nicht unerkenntlich dagegen — Sie haben nach Ihren Kräften für meine Kinder geſorgt, und ſo lange dieſe Sorge hinreichend war, hab' ich mich gefreut, ſie in Ihren Händen zu wiſſen. Dieſer Rückſicht hab' ich jede andre nachgeſetzt. —

Nach einer kurzen Pauſe fuhr er mit geſenkter Stimme fort: Sie müſſen längſt, Sie müſſen ſeit den erſten Tagen unſrer Verbindung — die mehr ein Werk der Todten als der Lebenden war — die Bemerkung gemacht haben, daß wir nicht für einander geſchaffen ſind. Der Menſch iſt nicht Herr über ſeine Gefühle; er kann ſich eine Liebe nicht einreden, die er nicht hat; die Zuſammenſtimmung der Neigungen, ſo wie

das Gegentheil davon, iſt ein Geheimniß der Natur, über das wir bey dem beſten Willen nicht gebieten können. Ich habe mir nie verhehlt, was ich nur zu deutlich ſah, daß dieſe Stimmung gegenſeitig war; ob Sie gleich, beſſer als ich, die Kunſt beſitzen, Ihre innern Geſinnungen unter einem freundlichen Aeußern zu bergen. Der Mann giebt ſich, wie er iſt, und ich habe am allerwenigſten das Talent ein Gaukelſpiel zu treiben, das im Grunde Niemanden täuſcht, und in jedem Falle ſich über lang oder kurz ſelbſt zerſtört. Ich habe Ihnen vielleicht durch dieſen Mangel an Verſtellungskunſt trübe Stunden gemacht. Ich beklage dieß; aber es iſt Zeit, daß dieſer geſpannte Zuſtand endige. Mein Beſuch und der Vorſchlag, den ich Ihnen zu thun habe, hat keine andre Abſicht. —

Hier hielt Auguſtin wiederum inne. Agathe wollte ſprechen; aber die Stimme verſagte ihr den Dienſt. Ihr Mann fuhr fort:

Das Mittel, das uns beyden unsre Zufriedenheit wiedergeben kann, ist — Sie sehen es selbst ein — kein anderes als die Trennung; und da Sie sich in meiner Nähe so wenig glücklich fühlen, so kann ich nicht zweifeln, daß Sie meinen Vorschlag mit Bereitwilligkeit ergreifen werden. Das, was Sie bewogen hat, sich mit mir zu verbinden, war doch zuletzt nur der Wunsch, Ihre Sorge den Kindern Ihrer Freundin widmen zu können, und ich habe nie die Eitelkeit haben können, Etwas von diesem Entschlusse auf meine Rechnung zu setzen. Ich selbst war, als ich diese Verbindung schloß, krank, nervenschwach, von Phantasien und Träumen heimgesucht. Ich hatte nicht die Kraft eine Sache zu bedenken, die sehr reiflich bedacht seyn will; und so will ich denn nicht leugnen, daß ich nach vollendeter Genesung von meinem eignen Entschlusse überrascht war. Was ich Ihnen jetzt vorschlage, ist mit mehr Beson-

nenheit berathen worden. Sie können Ihre Einwilligung einem Entschlusse nicht versagen, an dem mein Glück, und ich darf sagen auch das Ihrige hängt. —

Jetzt schwieg Augustin zum drittenmal, faßte seine Frau mit scharfen Blicken, und erwartete ihre Antwort. Sie antwortete nicht. Ihr Herz war empört und kämpfte umsonst. Wen hätte auch dieses Gemisch von Wahrheit und Lüge, diese tiefe, hartherzige, hochmüthige Falschheit nicht empören sollen? —

Da nun wiederum keine Antwort erfolgte, sondern Agathe still vor sich hin sah, und ihre Thränen auf ihren Schooß fallen ließ, fuhr Augustin nicht ohne Bitterkeit fort: Es wird Ihren Entschluß vielleicht fördern, wenn ich Ihnen erkläre, daß, wenn Sie mich aller Verpflichtungen entlassen, ich Ihnen — wie sich von selbst versteht — einen anständigen Gehalt aussetze, und überhaupt kein Opfer scheue, um

eine Sache zu endigen, die — ich wiederhole es — nothwendig geendigt werden muß. Ich beziehe in diesen Tagen ein neues Haus; dieses hier wird, sogleich nach meinem Auszuge, von einem andern Eigenthümer in Besitz genommen. Es würde unpassend und eine unnütze Mühe für Sie seyn, wenn Sie jetzt mit mir die neue Besitzung beziehen wollten, um sich vielleicht nach kurzer Frist wieder von mir zu trennen. Weit schicklicher wird es seyn, wenn Sie sich gleich jetzt zu Ihrem Oheim begeben, der Sie ohne alle Unbequemlichkeit bey sich aufnehmen kann, da sich seit Ihrer Verheirathung nichts in seinem Hause verändert hat. In diesem Falle könnten Sie morgen schon von den bestellten Trägern Gebrauch machen, um das, was Ihr Eigenthum ist, dorthin bringen zu lassen." —

In diesem letzten Abschnitte von Augustins Rede fand Agathe die Kraft zur Ant-

wort. Sie hatte vorher geweint; jetzt waren ihre Augen plötzlich trocken, und mit der tiefsten Verachtung sagte sie: Ich sehe, Sie haben Alles so wohl überlegt, daß es das größte Unrecht seyn würde, einem so gut durchdachten Plan den geringsten Zweifel entgegenzusetzen. Nie hab' ich meinen Willen gegen den Ihrigen geltend gemacht. Es soll auch jetzt nicht geschehen, und da Sie die Rückkehr Ihres Glücks und Ihrer Zufriedenheit nur von unsrer Trennung erwarten, da Sie mit gerechter Ungeduld schon die nächsten Tage dafür festgesetzt haben, so bin ich bereit, Sie ohne Aufschub in den Besitz dieses Glücks zu setzen. Ich spreche Sie hiermit von allen Verbindlichkeiten frey, die Sie je gegen mich gehabt haben, oder gehabt zu haben glauben, und ich habe jetzt keinen Wunsch mehr, als daß nie eine Zeit kommen möge, wo Sie mit Reue an diese Stunde denken müssen — So zufrieden nun auch Augustin mit

dem Inhalte dieſer Erklärung war, ſo fühlte er ſich doch durch die unerwartete Kälte betroffen, mit der ſie gegeben wurde. Er ſtammelte einige verwirrte Worte von Achtung und ewiger Dankbarkeit, wünſchte ihr dann wohl zu ſchlafen, und verließ das Zimmer. Agathe aber raffte unverzüglich einiges Linnen für die Nacht zuſammen, gab es dem Dienſtmädchen, das im Nebenzimmer Alles mit angehört hatte, ſchickte dieſes damit zu ihrem Oheim, und befahl ihm zu ſagen, daß ſie bald ſelbſt nachkommen würde, ihn um ein Nachtlager anzuſprechen. Dann nahm ſie ihren Mantel um, band den Hut feſt, und verließ das Haus, ohne weiter mit Jemand geſprochen zu haben.

Das Mädchen hatte den Auftrag ausgerichtet, und dem beſtürzten Oheim aus dem, was ſie ſelbſt gehört hatte, die Erklärung ihrer Botſchaft mit Thränen gegeben. Der Oheim ging von Abſcheu und Zorn hin

und her gerissen im Zimmer auf und ab, und bedachte, was er zu thun habe. Das Mädchen erwartete seine Herrin. Aber die Nacht brach an und Agathe kam nicht. Voll von ängstlichen Ahndungen eilt das Mädchen nach Hause zurück, und hört mit Bestürzung, daß die Frau schon längst das Haus verlassen habe. Wohin sie gegangen, wußte Niemand. Die Nacht verstrich unter fruchtlosem Suchen. —

Am folgenden Morgen trieb die Aar einen weiblichen Leichnam an das Land. Man erkannte Augustins unglückliche Frau, und trug sie in das alte Haus. Hier war Alles in größter Verwirrung des Auszugs; für einen Todten war kein Platz mehr da, und so mußte sie nach dem neuen Hause gebracht werden. Das war ihr Einzug; und der kalte Leib der gemordeten Frau war der erste Gegenstand, der dem neuen Besitzer bey seinem Eintritt in die Augen fiel. Nie werd' ich den Eindruck vergessen

die diese Begebenheit auf die Nachbarschaft machte, den Jammer des Mädchens, die Schauer der Diener, Augustins starres Staunen, die Verwirrung im ganzen Hause. Es war schrecklich und herzzerreissend.

Ob sich nun das arme Weib absichtlich in den Fluß gestürzt, oder ob sie durch Zufall hineingerathen — Niemand weiß es. Nach der Erzählung des Mädchens war das Erstere nur allzuwahrscheinlich; die Meisten glaubten es, und Augustin konnte sich nicht sehen lassen, ohne das Murren des Volkes zu hören und Zeichen des Unwillens zu sehen. Auch wär es wohl kein Wunder, wenn ein braves und rechtschaffenes Weib durch solche Mißhandlung in Verzweiflung geriethe. Gott kann es ihr nicht zurechnen, wie unrecht es auch ist. Aber was dürfen die erwarten, die sie mit hartherziger Kälte zu einem solchen Schritte getrieben haben? —

Und was that der Mann? fragte ich.

Der Mann steckte sich in tiefe Trauer, stellte ein feyerliches Leichenbegängniß an, und holte nach Verlauf von drey Monaten die Pariser Braut. Vor acht Tagen sind sie angekommen; einige Tage haben sie ausgeruht; dann sind sie Besuch gefahren und haben Besuche angenommen, und heute geben sie der Stadt einen Ball — —

Der mich mit Hülfe Ihrer Geschichte eine Nacht Schlaf kosten wird, fiel ich ein. — Die Wirthin entschuldigte sich. Ich aber stellte sie durch die Versicherung zufrieden, daß ich ihre Geschichte sehr lehrreich gefunden, und daß, wenn ich jemals heirathete, ich bey jeder Anwandlung von männlicher Härte an Augustin und Agathen denken würde.

Meine Besorgniß traf übrigens nur allzugut ein. Die einförmige, ewig sich wiederholende, gellende, zerstückelte Tanzmu-

UNIVERSITÄTS BERLIN

ist, die so von Fern gehört wohl Jedem zuwider ist, kam mir jetzt wie ein Gelächter der Hölle vor, das dem Sünder, über den es erhoben wird, zum Hohn ordentlich Takt hält, und, um die Höllenhunde seines Gewissens immer wach zu erhalten, sich bald unmäßig verstärkt, bald tief herabsinkt, jetzt nur lispelt, dann wieder anschwellend schreyt, sich durch einander wirrt und wieder auflöst, und dann von neuem verwirrt, und wie es selbst nicht ermüdet, auch Andern keine Ruhe gönnt. Wenn ich nun aber auch einen Augenblick einschlummerte, war es mir eben, als ob ich für Augustins Sünden mit büßen müßte, oder als ob ich mit helfen sollte, ihn in dem Don Juans Tanze in die Flammen der Hölle hinabzureißen; und da es mir unmöglich war, dieses fantastische Treiben länger auszuhalten, warf ich meinen Mantel um, und ging hinaus in die Nacht. Es war mir schon recht, daß sie nicht zu ruhig war.

Das Brauſen des Sturms, dem ich entgegenging, vertrieb die Töne der widrigen Muſik aus meinen Ohren, und die Flucht der zerriſſenen Wolken über den Himmel hin, und die ſtille Leuchte des Mondes, die ihnen entgegenzog, beruhigte mein Gemüth. Als aber die Aar zu meinen Füßen ſchäumte, und bald ihre blinkenden Wellen im Mondlichte wirbelte, bald ſich in tiefes Dunkel verbarg, da trat mir Agathens Bild vor die Seele, die vielleicht eben hier, vielleicht auch in einer ſolchen Nacht aus dem Leben ſchied. Ach, die tobende Fluth war ihr freundlicher als die Menſchen; und der Todtesengel, der ſie in die ſchäumenden Wogen tauchte, war barmherziger, als der Mann, der ihr Herz mit ſchonungsloſer Fauſt zerdrückt hatte.

4.

Nach Verlauf von zwanzig Jahren kam ich wieder nach Bern mit andern Erfah-

rungen und andern Gefühlen. Der Falk genoß noch seines alten Ruhms, aber meine gute Wirthin war längst begraben, und ihr bejahrter Mann hatte sich zur Ruhe gesetzt. Kein einziges Gesicht war mehr da aus der vorigen Zeit. Augustins Haus hatte sich in eine Fabrik verwandelt. Ich fragte den Kellner nach dem vormaligen Besitzer. Der Kellner wußte nichts von ihm, und fragte den Oberkellner; der Oberkellner fragte die Köchin — Niemand wußte etwas. Endlich, da der Name Augustin mehrmals genannt worden, erhob sich aus der Ecke des Speisezimmers ein bejahrter Mann in grauem, unscheinbarem Ueberrocke, legte die Zeitungen bey Seite, nahm die Brille ab, und sagte: Der Augustin, nach dem der fremde Herr fragt, ist ein verdorbener Kaufmann, und logirt gegenwärtig draußen im Hospital. Er hat mir gute Erinnerungen hinterlassen, stattliche Wechsel auf die Ewigkeit gestellt. Hat der Herr

vielleicht auch dergleichen? Es nimmt sie ihm Niemand ab, nicht mit fünf und neunzig Procent Verlust. —

Ich kam jetzt mit dem Manne, der ein Jude war, in's Gespräch, und sagte ihm, ich hätte nichts durch den Kaufmann Augustin verloren, als eine Nacht Schlaf durch seinen Hochzeitball. — Da sind Sie besser weggekommen, als ich, antwortete der Jude. Mich hat es mehr gekostet als Eine Nacht, und das Geld obendrein. Er war ein eben so schlechter Handelsfreund, als er ein schlechter Hausvater war. Aber die Heirath mit der Pariserin — man hätte meinen sollen, sie wäre eine Prinzessin, so groß ging es bey ihr her, die hat ihn zu Grunde gerichtet. Nun, er hat es an seinen ersten Frauen verdient. Wäre das nicht gewesen, man hätte Mitleiden mit ihm haben müssen — so arg spielte ihm die französische Xantippe mit. Auch war er bisweilen ordentlich wie verrückt,

und machte Alles verkehrt. So kam es am Ende zum Bruch. —

Mit der Frau? fragte ich.

Mit der Frau und mit dem Hause, und mit beidem fast zu gleicher Zeit.

Und was wurde aus der Frau?

Die hatte sich vorgesehen. Nach dem Tode ihres Großoheims in Paris erbte sie ein kleines Vermögen, womit sie ihrem Manne hätte helfen können. Aber sie behielt es lieber für sich, und half sich damit zu einem neuen Manne, einem französischen Officier, mit dem sie an einem schönen Morgen auf und davon fuhr. Sie hatte vergessen von ihrem Manne Abschied zu nehmen, aber die kostbaren Geschenke, die sie von ihm hatte, und was sie noch sonst etwa in der Nähe fand, vergaß sie nicht. Nun kam Eines zum Andern. Die Gläubiger fielen über den Mann her; die Einen bekamen wenig, die Andern nichts — und Er wanderte in das Hospital. Ein

Anderer hätte ſich lieber in's Waſſer geſtürzt — ſeine dritte Frau hatt' es gethan.

Und was iſt aus Auguſtins Kindern geworden?

Für die hat Gott geſorgt, beſſer als ihr Vater. Der älteſte Sohn iſt bey Hoheulinden geblieben, der zweyte jüngſt bey Auſterlitz. Ihnen iſt wohl.

Ich ſagte ſtill bey mir Amen! und betete in meinem Herzen die göttliche Vergeltung an.

5.

Ich war an einem heitern Nachmittage mit La Barte nach dem Luſthauſe des Prinzen von ** gefahren, das er Mes delices nennt, und im Sommer mit einer Geliebten bewohnt. Ich benutzte die Zeit, wo beyde auf einer Luſtreiſe begriffen waren, um dieſen Aufenthalt verbotener Freuden zu beſehen, den man mir als ein Feenſchloß geprieſen hatte. Der Ruf hatte nicht zu

viel zusagt. Die Lage des Hauses auf einer sanften Höhe in der anmuthigsten Gegend voll mannichfaltiger Aussichten; die blühenden Umgebungen, von fremden Bäumen und Pflanzen gebildet; die schäumenden Bäche, die sich durch den Schatten duftender Büsche drängen, dann einen Absturz herab über Felsen rauschen, durch sammtgleiche Wiesen wirbeln, und sich entweder in spiegelhellen Seen sammeln, oder in metallene Röhren gedrängt, zum Himmel emporstrahlen; der Park mit seiner üppigen Blumenflor, seinen goldnen Vogelhäusern voll von der Farbenpracht des ausländischen Gefieders; seinen zierlichen und reichgeschmückten Rinken; und endlich das Schloß selbst von einem marmornen Peristyl getragen, über dem sich ein vergoldeter Balcon erhebt, oben mit einem Kranze von Standbildern umgeben, die von dem Geländer des flachen Daches wie Lilien in den blauen Aether treten; die breiten beque-

men Stiegen von farbigem Marmor, das den Wänden eingefügte allegoriſche Bildwerk, die hohen ehernen Candelaber auf den Podeſten; dann die langen Reihen heiterer Zimmer, an deren Decken reizende Genien Blumen herabſtreuen, während die Wände blühende Lauben, oder Tempel und Pagoden zu bilden ſcheinen; Alles mit Divans von den koſtbarſten Stoffen, mit Hausgeräth von den ſeltenſten Hölzern, reichen Kronleuchtern, goldnen Lampen und prachtvollen Gefäßen geſchmückt; und alle dieſe zierliche Pracht verſchmolzen durch das roſenfarbene Licht, das von ſeidenen, reichgefalteten Vorhängen ausfließt; die harmoniſchen Concerte der Flötenuhren; die rieſenartigen Sträußer von ſeltenen Blumen, die ſich auf vergoldeten Geſtellen in den Ecken der Zimmer erheben, und die mit dem Glanze dieſer Blumen wetteifernden Lorys in ihren goldnen Ringen; die üppigen Gemälde endlich, die in den geheimſten Zim-

meln die Wände bedecken, und sich in dem Krystalle mächtiger Spiegel vervielfältigen — Alles das, und noch vieles Andre, was sich Arabeskenartig durch die größern Gegenstände schlingt, erinnert an die Zaubergärten der Armiden und Alcinen, wie sie Ariosts und Tassos glühender Pinsel geschildert hat.

Lo Barte, der nach Künstlerweise einen guten Theil seiner Seele in den Augen hat, konnte sich gar nicht satt sehen an aller der Herrlichkeit, zog mich bald zu diesem bald zu jenem Gegenstande, kehrte mit neuer Bewunderung zu dem zurück, was er eben erst bewundert hatte, und hörte nicht auf zu betheuern, daß es ganz unmöglich sey, den Reichthum auf eine geschmackvollere und würdigere Weise anzuwenden. Ich war andrer Meinung und früher gesättigt. Die Menge aller dieser Werkzeuge der Ueppigkeit ermüdete mich, und bey dem ersten Erscheinen der Langenweile, konnte ich, nach

meiner Weise, nicht umhin auch dem Unwillen über die Bestimmung aller dieser Anstalten Gehör zu geben. Ich sah die rechtmäßige Gemahlin des Prinzen in ihrem einsamen Hause traurig und unmuthvoll des ungetreuen Gatten denken, der sie auch einmal geliebt und ihr Treue geschworen hatte; den Unwillen seiner Söhne über diese verschwenderischen Ausschweifungen, die sie dereinst vielleicht nachahmen werden; die Vernachlässigung der heiligsten Pflichten; die Gleichgültigkeit gegen das Elend, das sich aus dem Beyspiele schlimmer Sitten ergießt — Alles das wurde so lebendig in meiner Seele, daß ich von Zeit zu Zeit an das Fenster treten mußte, um Luft zu schöpfen, und meine Blicke auf der anmuthigen, unschuldigen Gegend auszuruhen.

Wir hatten diesem Wohnsitze der Wollust schon längst den Rücken zugekehrt, als mein Begleiter mit seinen Gedanken noch immer darinne verweilte, das Schönste, was er

gesehen; wiederholte, es mit Begeisterung und Kennerschaft beurtheilte, ohne in seinem Entzücken zu bemerken, wie wenig ich seine Stimmung theilte. Ich fand es nicht nöthig, ihm die meinige aufzudecken. Es ist dem Künstler nicht zu verargen, daß er sich an Werken der Kunst erfreut, ohne sich um ihre Anwendung zu kümmern; daß er die freygebige Kunstliebe auch unabhängig von ihrem sittlichen Werthe schätzt, und nicht darnach fragt, mit wie vielem Schweiße des Elends diese Farbenpracht aufgetragen sey; wie viele Seufzer sich mit diesen süßen Düften mischen, oder wie viele Thränen an dem funkelnden Prunkgeräthe zittern. — Vor der Stadt stiegen wir aus; ich, um den Abend noch im Freyen zu genießen; La Barte, um mit einigen Freunden in der Vorstadt zu essen, aufgeräumten Leuten, wie er sagte, bey denen auch mir die Zeit nicht lang werden würde. Mir lag nichts an lustigem Zeitvertreib. Ernste Ge-

danken verfolgten mich; und je länger ich so mit mir allein auf und abging, desto heftiger ergrimmte mein Inneres gegen die, welche in trägem Müßiggange das Mark der Länder verschwelgen.

Es war Nacht geworden, als ich in die Stadt zurückkehrte. Während ich nun, in meine Gedanken versenkt, langsam unter den Arcaden weg nach Hause ging, vernahm ich zu gleicher Zeit ein inneres Weinen, und streifte an ein menschliches Wesen, das sich in einen Winkel an die Wand gedrückt hatte. Ich blieb stehen. Was giebt es hier? fragte ich. — Da erhob sich bey dem schwachen Scheine der Laterne, die an einem gegenüberliegenden Hause brannte, ein blasses Kind, in schlechte Lumpen gekleidet, und sagte, die Hände nach mir ausstreckend: Haben Sie Erbarmen, gnädiger Herr! — Was fehlt Dir? was machst Du hier? — Ich suche Hülfe, antwortete das Kind, und finde keine. —

Für wen? fragte ich. — Für Mutter und Vater, die zu Hause Hungers sterben, und ich auch. — Aber warum sitzest Du hier in der einsamen Ecke, statt Hülfe bey Menschen zu suchen? — „Ich kann mich bei Tage nicht sehen lassen, antwortete das Kind, und wenn ich zur Nachtzeit in ein Haus käme, würde man Arges denken. Da ich nun Niemanden gefunden habe, den ich um Hülfe hätte bitten können, hab' ich mich hier in den Winkel gesetzt." — Und dabey weinte es bitterlich.

Die Rede des Kindes, der Ton seiner Stimme, auch seine ganze Gestalt, so viel ich davon erkennen konnte, beglaubigte seine Klagen. Ich that noch einige Fragen, und wurde überzeugt, daß sich hier ein tiefes Elend verberge, dem durch ein dargereichtes Almosen nicht geholfen werden könnte. Führe mich zu Deinen Eltern, sagte ich. — Das Kind raffte sich zusammen, that einige Schritte vorwärts, zauderte dann, und

blieb unentschlossen stehen. — Warum bedenkst Du Dich? fragte ich. Da brach das Mädchen wieder in Thränen aus und sagte: Ach, unser Elend ist gar zu groß; wie könnt' ich Sie da hineinführen? — Armes Kind, dachte ich bey mir selbst, auf Dir lastet nicht blos Hunger und Armuth; auch die Schaam der Armuth quält Dich, und der Anblick derer, die, wie Du meinst, zu glücklich sind, um Zeugen Deines Elends zu seyn! — Dann faßte ich ihre abgezehrte Hand, und sprach ihr Muth ein. Sie sah mich zweifelnd an — Der Trost des Mitleids mochte ihr fremd seyn — dann ging sie wieder einige Schritte vorwärts, blieb wieder stehen, und sagte mit niedergeschlagenen Blicken: Vater und Mutter haben den ganzen Tag nichts gegessen, und gestern auch wenig. — Du hast recht, sagte ich, armes Kind. Fast wäre das Erste und Wichtigste vergessen worden. — Dann kaufte ich einige Brode, und gab dem Mäd-

chen etwas davon. Sie verschlang es mit Heißhunger, und ging nun schneller voraus; auch eine Flasche Wein nahm ich im Vorübergehen aus einem Wirthshause mit. Der Weg ging durch schmutzige und enge Winkel in eine Gegend der Stadt, die ich noch nie betreten hatte. Nah am Thor war das Ziel. Meine Führerin that einige schnellere Schritte, schlüpfte durch die Thür eines baufälligen Hauses, blieb auf der Schwelle stehen, und sagte, indem sie mir die Hand zutraulich reichte: Hier gehen Stufen hinab; nehmen Sie sich in Acht. — Eine feuchte Kellerluft umgab mich jetzt; die Stufen waren schlüpfrig; kein Schimmer von Licht erleuchtete den Weg; wir kamen an eine zweyte Thür. Hier sind die Eltern, sagte das Kind, indem es die Thür aufstieß. Alles war dunkel. Nur eine Laterne der Straße warf einen Streifen blassen Lichtes in einen Winkel der Stube, in welchem sich zwey Leichenähnliche Gestalten

regten. Kömmst Du endlich, Thereſe, ſagte eine ſchwache weibliche Stimme. Ich bin faſt vergangen aus Angſt. Aber mit wem ſprichſt Du denn? — Ach, Mutter, antwortete das Kind, da iſt ein guter Herr; der will uns helfen. Er bringt auch Brod mit, und ich habe ſchon davon gegeſſen. Wenn wir nur erſt Licht hätten! — Nun ſuchte ſie tappend in dem Winkel eines Fenſters, fand ein Stümpfchen, zündete es an der Laterne auf der Straße an, und kam zurück, um die düſtre Scene des Jammers zu beleuchten. Eine Stube im Unterbau des Hauſes, mehr einem Kerker ähnlich; in dem Winkel ein Lager von Stroh mit einigen dürftigen Kiſſen, auf die ſich zwey Kranke ſtützten, Bilder des Hungers und Elends. Die Frau richtete ſich ein wenig auf; ihre groſſen ſchwarzen Augen ſtarrten mich wie eine fremde Erſcheinung an; mich anzureden hatte ſie nicht den Muth. Thereſe lief emſig hin und her; eine irdne Schüſſel wurde herbey-

geschafft, und das mitgebrachte Brod in den Wein geweicht. Alle griffen zu, und die Gier, mit der diese armen Menschen ihren Hunger stillten, preßte mir Thränen aus. Therese weinte vor Freuden. Jetzt reckte der Mann, der noch kein Wort gesprochen, sondern nur geseufzt hatte, seine linke abgezehrte Hand in die Höh, und sagte: Gott vergelt es Ihnen, mein Herr. Sie sehen hier eine sehr elende Familie! — Ich fragte, wie ihnen zu helfen wäre. — Das wird nicht leicht seyn, antwortete der Kranke; wir sind allzu tief in Armuth versunken; obgleich, Gott weiß es, nicht durch unsre Schuld. Ich bin ein armer Invalid, fuhr er fort, indem er zugleich den Stummel des rechten Armes emporhob; dieses Weib theilt mein Elend, und hat es bis jetzt nach Kräften gemildert; aber sie ist selbst krank geworden, und wir haben keinen Verdienst, so gern wir auch arbeiten möchten. Alle unsre Habe ist verkauft oder im

Leihhaus; selbst der nothwendigsten Kleidungsstücke haben wir uns begeben müssen, nur um dieses elende Leben zu fristen. —

Wenn ich gestorben wäre, setzte die Frau hinzu, so wäre mir wohl; aber wer hätte dann für diesen armen Mann Sorge getragen? Darum wünschte ich mir Gesundheit; aber nun hat die Krankheit Alles aufgezehrt, und wir sind zu Bettlern geworden, ohne Hülfe, ohne Kleider und ohne Verdienst. — Bey diesen Worten rang sie die Hände und weinte bitterlich. Ich suchte ihr Muth zu machen, versprach das Möglichste für ihre Rettung zu thun, und nachdem ich ihnen noch einiges Geld zurückgelassen hatte, entzog ich mich den Danksagungen dieser Unglücklichen. Therese geleitete mich wieder die dunkeln Stufen hinauf, bedeckte meine Hände mit Küssen und Thränen, und sah mir nach, bis mich die Ecke der Straße ihren Augen entzog.

Schon am folgenden Morgen gelang es

mir mit Hülfe einiger Beamten der Stadt, mit denen ich in Verbindung ſtand, dieſen Verlaſſenen die nothdürftigen Kleider wieder zu ſchaffen, ſie aus ihrer ungeſunden Wohnung in eine beſſere zu bringen, und, als der arme Invalid wieder von ſeiner Krankheit geneſen war, ſeinen Unterhalt auch für die Zukunft durch eine Anſtellung beym Zollamt zu ſichern. Wie unbedeutend war doch der Aufwand, deſſen es bedurfte, um drey Menſchen zu retten, die im Begriffe waren zu verſchmachten! Verzehrt nicht in Mesdelices Ein Tag, was für ein Jahr und länger den Wohlſtand einer ganzen Familie ſichert? und fordern nicht die Affen und Lorys des Prinzen mehr Nahrung, Aufwand und Pflege, als eben ſo viele Menſchen, die keinen Wunſch haben, als nur genügende Arbeit, um ihr beſchränktes Leben ehrlich zu friſten? —

Nach kurzer Zeit waren meine Schützlinge wieder auf einen rechtlichen Fuß ge-

ſetzt, und mit ihren Sorgen wich auch der Reſt ihrer Krankheit. Der Invalid, der mich jetzt bisweilen beſuchte, war ein verſtändiger und wohlgeſinnter Mann, der, obgleich nur einarmig, doch ſeinem Geſchäfte mit emſiger Gewiſſenhaftigkeit oblag. Seine Frau aber war die Emſigkeit ſelbſt, und Thereſe ſah gar heiter und zierlich aus, nachdem ſie wieder in ganze und reinliche Kleider gekommen war. Wie glücklich waren jetzt dieſe Menſchen, und wie wenig bedurften ſie zu ihrem Glücke! Ihre Liebe zu einander konnte man nicht ohne Rührung ſehen.

Das frühere Unglück dieſes Paares hing an dem Fehltritte der Mutter des Weibes, die als ein unerfahrnes Kind von einem jungen Wüſtling verführt, eine Tochter zur Welt gebracht, kurz darauf aber vor Gram geſtorben war. Der Vater, ein geſchickter Tiſchler, und ein Ehrenmann in ſeiner Zunft, auch wohl etwas hochfahrend im Gefühle

seiner Geschicklichkeit und ausgebreiteten Kundschaft, insbesondre aber voll Stolz auf seine mit großer Schönheit begabte Tochter, sah durch einen Fehltritt, welcher damals weniger noch als jetzt verziehen wurde, seine bürgerliche Ehre befleckt und seinen Stolz gedemüthigt. Die Freudigkeit, mit welcher er sonst sein Handwerk getrieben hatte, war dahin; der Friede des Hauses gestört; die Frau wurde, als eine unachtsame Mutter, mit Vorwürfen überhäuft; und das Kind, das man doch nicht verstoßen konnte, ging als ein lebender Vorwurf umher, der jede Freude verbitterte. Der wackre Sohn, in seiner Kunst ebenfalls vorzüglich geschickt, durch den Fall seiner einzigen Schwester, die er auf das zärtlichste liebte, tief gekränkt, wurde theils durch seinen Gram, theils durch den Unmuth des Vaters und die Thränen der Mutter aus dem Hause getrieben, und ging zum zweytenmale in die Fremde, um nie

wieder in die Heimath zurückzukehren. Da sich nun der Meister mit schlechten Gesellen behelfen mußte — denn die guten verließen den grämlichen Mann immer gar schnell — kam er in seinem Wohlstande zurück, und starb, von Kummer und Unmuth aufgerieben in seinen besten Jahren. Nach nicht langer Zeit folgte ihm auch seine Frau unter die Erde nach. Jetzt war das Kind, das nie seine Eltern gekannt hatte, allein noch übrig. Sie war jung und schwach, und kaum zum Dienste geschickt; doch mußte sie dienen, um ihr Leben zu fristen, meist für geringen Lohn bey schwerer Arbeit, und oft, wegen des Fleckens ihrer Geburt, mit unverdienter Verachtung behandelt. In diesem harten Druck hielt ihre Unschuld sie aufrecht, und sie blühte schön und anmuthig auf. Demüthig ertrug sie die unverschuldete Schmach, mühte sich rastlos in ihrem Dienste und widerstand entschlossen jeder Versuchung, mit der die Lüste der

reichen und vornehmen Jugend ihrer Armuth und Unschuld nachstellten. Ein junger Maurergesell, der in ihrer Nachbarschaft wohnte, und da er sie täglich sah, auch Zeuge ihrer Tugenden war, warf die Augen auf das schöne und züchtige Kind, und faßte allmählig eine so große Liebe zu ihr, daß ohne sie zu leben ihm unmöglich schien. Lange trug er seine Liebe in stillem Herzen mit sich umher; denn er hatte nicht den Muth es ihr zu sagen, und ob er sie schon täglich grüßte, konnte er doch nie mit der Arbeitsamen in ein Gespräch kommen. Endlich geschah es einmal, daß sie Wäsche an einem Brunnen wusch, an dessen Mauerwerke er etwas auszubessern hatte; da faßte er sich ein Herz, half ihr den schweren Wäschkorb vom Rücken nehmen, goß Wasser in den Zuber, und leistete auf alle Weise hülfreiche Hand; endlich sprach er auch von seiner Liebe, und fragte Mariannen, ob sie ihn wohl leiden könnte? Nun war der Mau-

rergeſell der feinſte Burſch in der Stadt, wohlgewachſen und groß, von männlicher Bildung, und dabey beſcheiden und ſittſam; ſo daß es ſchwer war, ihm nicht geneigt zu ſeyn. Auch war ihm Marianne von ganzem Herzen geneigt, und ſie hatte längſt merken können, wenn er immer die Gelegenheit ſuchte ihr zu begegnen, und ſie dann mit beſondrer Freundlichkeit grüßte, daß er ihr gut ſey. Als er aber jetzt am Brunnen von ſeiner Liebe zu ſprechen anfing, erſchrack ſie ſo heftig, als ob ſie etwas ganz Unerwartetes vernähme, und antwortete lange nicht, ſondern wuſch immer emſiger an ihrem Zeuge fort, bis er endlich ganz betrübt und hoffnungslos ſagte: Sie kann mich alſo wohl gar nicht leiden? — Da ſchlug das arme Mädchen die großen ſchwarzen Augen verſchämt nach ihm auf und ſagte: Wie kann Er ſo reden, Thomas? Was kann es Ihm denn helfen, wenn ich Ihm auch noch ſo gut bin? Weiß

Er denn nicht — —? — Sie konnte nicht ausreden. Denn das, was sie sagen wollte, trieb eine glühende Röthe auf ihre Wangen, und Thränen perlten von ihren Augen herab. Ach das, was sie nicht aussprechen konnte, war die Schande ihrer Mutter und der Flecken ihrer unglücklichen Geburt. Thomas wußte das nicht; aber er erfuhr es nur allzubald. Sein Schrecken war nicht zu beschreiben. Er hatte sich angeschickt das Meisterrecht zu erlangen, und hatte sich darauf gefreut, um dann Mariannen zu heirathen. Nun war diese Freude dahin. Durch ein strenges Gesetz der Zunft war die Heirath mit einem unehelichen Kinde durchaus untersagt. Dieses Gesetz zu umgehen, gab es kein Mittel; seiner Liebe zu entsagen, vermochte er eben so wenig. Sein Zustand war traurig. Was früher seine größte Freude gewesen, Mariannen zu sehen und sie zu grüßen, war ihm jetzt eine Quelle des Schmerzes, der

ihn faſt zur Verzweiflung trieb. Und doch konnte er nicht umhin, nach ihr auszuſehen. Es war auch ſein einziger Troſt.

Während er ſich nun auf dieſe Weiſe quälte, brachen die Unruhen in Frankreich aus. Eine neue Ordnung der Dinge begann; die alten Sitten machten neuen Platz, und der Vorfahren mühſamer Bau brach zuſammen. Dieſe unerwarteten, dieſe ungeheuren Ereigniſſe beſchäftigten die ganze Welt. Es gab keine gleichgültigen Zuſchauer mehr. Jedermann nahm Partey, die Einen jubelnd und von frohen Hoffnungen beſeelt, die Andern zweifelnd und mißbilligend. In allen dieſem Getöſe vernahm Thomas nur Eines: die Aufhebung des Zunftzwangs und aller Geſetze, und Gebräuche, die an dem Zunftzwange hingen. Wenn doch Gott gäbe, daß das hier auch ſo wäre! dachte er erſt. Dann: Ach, wer doch ſo glücklich wäre in Frankreich zu ſeyn! da könnt' ich ſie ja gleich zur Frau

nehmen! — Und endlich: Je, was hindert mich denn nach Frankreich zu wandern? Sie reißen dort viel ein, so werden sie auch viel zu bauen haben. Einem tüchtigen Maurer kann es nimmer an Brod und Arbeit fehlen.

Der Tag, fuhr Thomas in seiner Erzählung fort, wo mir dieser Gedanke klar geworden war, war mir nach langer Zeit wieder ein hoher Festtag. Ich sagte Niemandem etwas von meinem Vorhaben, sondern, nachdem ich meine Vorbereitungen gemacht hatte, schnürte ich mein Bündel in der Stille, und stellte mich in die Hausthür, um die Zeit abzupassen, wo Marianne an den Brunnen ging. Ich hatte lange nicht mit ihr gesprochen; aber so scheu ich früher immer gegen sie gewesen war, so redet' ich sie jetzt ganz dreist und wohlgemuth an. Ich sagte ihr nochmals, daß ich keine andre Liebe fassen könnte, als zu ihr, und daß ich jetzt mein Glück in einem

Lande versuchen wolle, wo man nicht nach Geburt und Abkunft frage, sondern Jeden für ehrlich hielte, der ehrlich wäre. Wenn es mir nun dort gelingt, fuhr ich fort, wie gar nicht zu zweifeln steht, so komm' ich zurück, und hole Sie mir als meine Frau ab, wenn ich nur weiß, daß Sie mir gut ist, und mir Ihr Wort darauf giebt. — Auf diese meine Reden schlug Marianne die Augen nieder, und sagte verschämt: Warum sollt' ich Ihm denn nicht gut seyn; ist Er doch ein braver Mann, und ich hoffe, daß Er immer rechtschaffen gegen mich seyn wird. Macht Er dann in der Welt sein Glück, wie er sagt, und darf mich heirathen, ohne daß es ihn um Ehre und Reputation bringt, wie hier zu Lande, so will ich Ihm in Gottes Namen folgen. — Da sie nun so sprach, schlug mir das Herz vor unsäglicher Lust, und ich küßte sie und sagte: Bleibst Du mir treu, wie ich Dir, so finden wir uns, nach kurzer

Frist, hier wieder, und alle Freude ist unser.

Das war unser Verlöbniß.

Am folgenden Morgen, so früh der Tag graute, nahm ich mein Bündel auf die Schultern, freute mich des heitern Morgens, und trat auf die Straße heraus. Da stand Marianne schon an der Hausthür, und nickte mir zu, und reichte mir die Hand. Wir konnten aber nichts zu einander sagen, als Gott erhalte Dich, und Gott geleite Dich — das Uebrige, was wir auf dem Herzen hatten, blieb auch darin. Ich sah mich noch so lange um, als die Straße dauerte, und ging dann mit schwerem Herzen zum Thore hinaus. Im Freyen aber wurde mir wieder leicht, und da Mariannens Bild immer mit mir ging, so ergötzte ich mich an den Luftschlössern, die ich recht nach Herzenslust für mich und meine Marianne baute. Ich schritt dabey immer rasch zu, so daß, wer mich gehen

sah, glauben mußte, ich sagte irgend einem nach; und so kam ich denn bald genug in das gelobte Land, wo ich Ströme von Milch und Honig zu finden hoffte. Diese fand ich nun zwar nicht, aber doch Arbeit die Fülle, und das war mir fürs Erste genug. Das Leben war ziemlich wohlfeil, und da ich sparsam wirthschaftete, so konnte ich bald Etwas zurücklegen, womit ich mir ein Patent lösen wollte. Darauf allein waren meine Gedanken gerichtet. Von dem, was sie ihre Freyheit und Gleichheit nannten, ihren rothen Mützen, ihrem [illegible], und was weiter damals unter ihnen Mode war, verstand ich wenig, oder machte mir doch nicht viel daraus; ob ich schon auch, guten Anstands halber, an den republicanischen Festtagen die Carmagnole mit tanzte, und ein Glas Wein auf das Wohl der Republik leerte. Freude war indeß bey dem republicanischen Lärm und Treiben nicht gar zu viel; weshalb ich denn auch lieber,

[illegible] gehen wollte, zu Hause blieb, an [illegible] dachte, und mich mit Plänen von Einrichtung meines künftigen Haushalts beschäftigte.

Es war ungefähr ein Jahr und etwas darüber vergangen; ich hatte mein Geld zusammen, und berechnete schon die Zeit, wo ich wieder in meiner Heimath seyn, und alle meine Wünsche erfüllt sehen könnte. Meine Ungeduld war groß. Aber ach, als ich schon den Tag meiner Abreise bestimmt hatte, brach der Krieg aus. Ganz Frankreich schien sich in ein Lager, jede Werkstatt in eine Waffenschmiede umzuwandeln, und weit entfernt, daß ich an die Rückkehr nach Hause hätte denken können, wurde ich vielmehr zum Kriegsdienste gezwungen, und mit dem Heere an die Gränze geschickt. Meine Verzweiflung will ich nicht schildern. Es war aber nichts zu thun, als mich wohlgemuth zu stellen; denn an das Fortlaufen, wozu ich die größte Lust hatte,

war nicht zu denken. Die französische Sache ging indeß gut vorwärts, nur nicht für mich; denn bey einer geringen Affäre, bey welcher fast niemand von unsern Leuten blieb, bekam ich einen Schuß in den Unterleib, der mir das Gehen noch jetzt erschwert, und zu gleicher Zeit zerschmetterte mir eine Kartätschenkugel den rechten Arm. Ich kam in das Lazareth, und wurde nach einem Jahre daraus entlassen, aber so wie Sie sehen. Da ich nun auf nichts mehr hoffen konnte, auch die Sachen in Frankreich sich immer mehr verwirrten und verschlimmerten, kam ich nach mancherley Zufällen, mit denen ich Sie nicht ermüden will, ohne es recht zu wissen und zu wollen, hier an. Der Ort gefiel mir, und da ich mich mit meinem Handwerke nicht mehr nähren konnte, beschloß ich meinen Unterhalt auf eine andre Weise zu suchen. Mein Christenthum hatte ich immer rechtschaffen getrieben; des Rechnens war ich

auch kündigt und da man aus der Noth eine Tugend machen muß, hatte ich auch gelernt mit der linken Hand zu schreiben. Ich errichtete also eine Winkelschule, und erwarb mir, wenn ich den ganzen Tag Unterricht gab, nothdürftig so viel, als ich zu Nahrung und Kleidung brauchte. Von Mannern hatte ich seit einigen Jahren nichts mehr gehört. Ich dachte ohn' Unterlaß an sie, und dieser Gedanke betrübte mich; aber was ich auch immer thun mochte, mich seiner zu entschlagen, es war Alles umsonst. Ich war in die Welt gegangen, um ihr ein Glück zu bereiten, und es mit ihr zu theilen; statt dessen hatte ich einen verstümmelten Körper, Armuth und Elend zurückgebracht. Die alte Liebe war noch wie sonst da, aber die alten Wünsche wurden durch meine elende Lage und die Schaam erstickt.

An einem Feiertage, der für mich meist ein Fasttag war — denn meine Schüler be-

zahlten mich Stundenweiß — ging ich zur Abendzeit vor die Stadt, und da mich das Gehen schnell ermüdete, und ich gerade heftige Schmerzen an meinen alten Wunden fühlte, setzte ich mich in den Schatten der Bäume an dem Gerberbrunnen nieder, und dachte an den Abend, wo ich auch an einem Brunnen zum Erstenmale mit Mariannen von meiner Liebe gesprochen hatte. Diese Erinnerung machte mir das Herz weich, und da ich zugleich an alles das Unglück denken mußte, das mich seitdem betroffen hatte, an die Vereitelung aller meiner Hoffnungen, und daß es jetzt so ganz nichts mit mir sey, und ich dabey in den tiefen dunkeln Brunnen sah, wandelte mich eine Versuchung an, mich hinabzustürzen, und so mit Einemmale dem elenden Leben ein Ende zu machen. Mit halbem Leibe stand ich über die Lehne gebeugt, und ich glaube, ich hätte der Versuchung nicht widerstanden, hätte mich nicht mit Einemmal

aus der Tiefe des Wassers eine weibliche Gestalt angeschaut, die sich meinem abgezehrten bleichen Gesichte gegenüber erhob. Ich sah in die Höh, und an der andern Seite des Brunnens stand, eben im Begriff den Eimer herabzulassen, ein Mädchen, das ich auf den ersten Blick für Mariannen erkannte. Bey meiner raschen Bewegung erhob sie ihre Augen auf mich, wendete sich aber, ohne mich erkannt zu haben, sogleich wieder zu ihrem Geschäfte, so daß ich unentschlossen war, ob ich sie anreden sollte. Auch war ich so bestürzt und verwirrt über diese unverhoffte Erscheinung, gerade in diesem Augenblicke und bey solchen Vorsätzen, daß ich lange keine Worte finden konnte. Endlich, da sie den schweren Eimer mühsam heraufwand, wurden meine innersten Gedanken laut, und ich sagte, ohne recht zu wissen, daß ich sprach: Ehedem, Kind, konnt' ich Dir bey solcher Arbeit helfen, aber jetzt! — und dabey hob

ich den Stummel meines rechten Arms in die Höh, indem ich zugleich die Linke nach ihr ausstreckte: Du mußt diese schon für beyde nehmen, sagte ich; auch kömmt sie vom Herzen. Bey diesen Worten faßte mich das Mädchen mit scharfen Blicken, der Eimer entglitt ihrer Hand, und stürzte mit seiner Last in die Tiefe hinab; sie aber ergriff die dargebotene Hand mit ihren beyden, und sagte: Ist das möglich, Thomas? — Und dann sah sie mich wieder an, und die Thränen stürzten aus ihren Augen, und sie verhüllte sich das Gesicht. — Das ist das Glück, das ich Dir versprach, sagte ich, und Alles, was ich mitgebracht habe. Mich selbst nur halb, und sonst Nichts. Aber wie steht es mit Dir, Kind?

Marianne erzählte mir nun mit eiligen Worten — denn langes Verweilen erlaubte ihr Dienst nicht — wie es auch ihr schlimm ergangen, zumal seitdem sie nichts mehr von mir gehört habe, denn vorher hätte sie

daß, wenn eine frohe Hoffnung in mir aufkeimen wollte, ein einziger Blick auf mich selbst mich wieder in die tiefste Schwermuth zurückwarf. Eine Woche lang hatte ich mich mit diesen Gedanken umhergetragen, als wir uns wieder zusammenfanden, und Marianne mir erzählte, sie habe einen neuen Sturm aus zuhalten gehabt, und nun mit Einemmale der Sache durch die Erklärung ein Ende gemacht, daß ihr Verlobter zurückgekehrt sey. Hierauf hätten sie ihr den Dienst aufgesagt, und so freundlich diese Leute sonst gegen sie gewesen, so hart wären sie jetzt in ihrem Unwillen gegen sie. In einigen Wochen müßte sie abziehen.

Bey dieser Nachricht, fuhr der Invalid fort, stand ich so bestürzt, wie ein kranker kraftloser Bettler, dem das Glück einen großen Schatz zuwirft, und da er ihn weder fortschaffen, noch irgendwo bergen kann, ihn auf der Landstraße zurücklassen muß. So unaussprechlich ich Mariannen liebte,

oder eben, weil ich sie so heftig liebte, konnte ich den Gedanken nicht ertragen, sie zur Theilnehmerin meines Elends zu machen; und ich glaubte mich vor Gott verpflichtet, um ihres Unglücks willen den großen Schmerz, sie an einen andern zu verlieren, ertragen zu müssen. Auch hatte ich in Erfahrung gebracht, daß der Gesell, welcher sich um sie bewarb, ein wackrer Mensch war von guten Gesinnungen und sehr leidlichem Wesen, und noch überdieß mit der Aussicht auf ein anständiges Vermögen, so daß eine Verbindung mit ihm von dieser gewünscht, für ein so armes Mädchen aber, wie Marianne war, ein seltnes Glück zu seyn schien. Ich sagte ihr das Alles mit redlichem Gemüthe, und indem ich ihr die Vortheile schilderte, die sie um meinetwillen ausschlüge, stellte ich diesen mein ganzes Elend gegenüber, von dem ich selbst der wesentlichste Theil war. Nachdem ich nun Alles erschöpft hatte, um

ihren Sinn umzulenken, sagte sie: Ich erkenne auch in dem, was Du sagst, Dein rechtschaffenes Gemüth, und ich liebe Dich darum nur noch mehr; und eben weil Du jetzt Hülfe bedarfst, weich' ich nicht von Dir. Wolltest Du auch Dein Versprechen zurücknehmen und eidbrüchig werden, so bleib ich doch bey dem meinigen fest.

Da ich sie nun so festen Sinnes sah, drang ich mit Vorstellungen nicht weiter in sie, sondern sagte: Morgen Abend wollen wir weiter einen Rath fassen. Und so trennte ich mich von ihr, und ging wieder nach Hause, bekümmerter als je. Hatte ich Mariannen je geliebt, so war es jetzt, wo sie eine so schwere Prüfung bestand; aber ich konnte den Gedanken nicht ertragen, diese große Treue zu ihrem Verderben, wie es mir schien, zu mißbrauchen, und sie der größten Vortheile zu berauben, um sie in meine Armseligkeit hineinzuziehen. Nachdem ich mich also die ganze Nacht mit mir

berathen und schmerzlich gekämpft hatte, faßte ich einen herzhaften Entschluß, verkaufte meine geringe Habe an einen Trödler, schrieb dann einen Brief an Marianen, worin ich sie beschwor mich zu vergessen, und dem Winke der Vorsehung zu folgen, die ja ihr Glück augenscheinlich auf einem andern Wege begründen wollte. Zugleich nahm ich auf immer Abschied von ihr, und nachdem ich den Brief einem meiner Rechenschüler zur Bestellung gegeben hatte, ergriff ich meine Krücke und ging mit dem Vorsatze, in meine Vaterstadt zurückzukehren, zum Thore hinaus. Nicht leicht hatte wohl ein Mann diesen Weg mit betrübterem Herzen betreten, und Wenigen ist es wohl schwerer geworden, die Thränen zurückzuhalten, die ihn überwältigen wollten. Indeß mochte wohl diese große Traurigkeit und der heftige Kampf, den ich überstanden hatte, Schuld daran seyn, daß ich im ersten Nachtquartiere — es waren nur we-

nige Stunden Wegs und ich hatte mich anstrengen müssen, es zu erreichen — daß ich [illegible] krank wurde, und am folgenden Morgen meinen Weg nicht fortsetzen konnte. Ein heftiges Fieber brach aus; ich [illegible] auf [illegible] Tode auch gaben mich Alle verlohren, die mich sahen. Dennoch siegte die Natur, und als ich wieder zum Bewußtseyn [illegible], saß der Engel der Treue und Liebe, meine himmlische Mariane, an meinem Lager, und trocknete den Schweiß von meiner Stirn. Ich meinte zuerst, es sey ein Traum oder ein Fieberwahn; und da ich sie mit starren und ungläubigen Augen ansah, sagte sie mit unendlicher Freundlichkeit: Wenn Du auch noch so weit von mir fliehst, ich finde Dich doch. — Hast Du nicht einen Brief von mir bekommen? fragte ich. — Wohl, antwortete sie; aber ich habe Deine Liebe daraus gelesen, und nichts Anders; denn das Andre war aus Deinem Kopfe und nicht aus dem Herzen

geſchrieben. Darum hab' ich nicht Deinen Worten gefolgt, ſondern meinem Sinn. — Und nun erzählte ſie mir, wie ſie unabläſſig geforſcht habe, wo ich hingegangen, und endlich durch Zufall von meiner Krankheit hier gehört habe. Ihre Erſcheinung hatte die Gewalt des Fiebers gebrochen. Ich kehrte zum Leben zurück, und da ich ſah, daß ihre Treue jede Prüfung beſtand, faßte ich, im Vertrauen auf Gott, einen ruhigen Entſchluß, und nahm, als ich vom Krankenlager aufgeſtanden war, die, welche mir lieber als mein Leben war, zur Genoſſin meines Elends. —

Jetzt kehrten wir wieder hierher zurück. Ich ſetzte meine Schule mit gutem Erfolge fort; meine Frau half mir, wo ſie konnte, und arbeitete mit unermüdlicher Emſigkeit Tag und Nacht. Wir lebten wie die Engel im Himmel; Ein Herz, Eine Seele, Ein Sinn war in uns beyden, und da wir mit Wenigem zufrieden waren, hatten wir

immer genug. Der Himmel ſchenkte uns ein Kind; und dieß war ein neuer Zuwachs zu unſrer Glückſeligkeit. So hatten wir neun Jahre zuſammen gelebt, ohne daß etwas unſre Zufriedenheit ſtörte; als eine ſcheinbare Verbeſſerung unſerer Lage uns in das grenzenloſe Elend ſtürzte, aus dem Sie uns, durch Gottes Fügung, wie durch ein Wunder gerettet haben.

Die Sache verhielt ſich ſo. Ein großer Theil des Verdienſtes meiner Frau beſtand in Muſſelinſtickerey für eine hieſige Fabrik, deren Inhaber ein Mann von Einfluß iſt. Da ſie ihre Arbeit wöchentlich dort ablieferte, kam ſie dem Fabrikherrn zu Geſicht. Ihre Geſtalt mochte ihm gefallen, und ſo ſuchte er ſich durch freundliches Benehmen gegen ſie, und durch die guten Preiſe, die er ihrer Arbeit machte, bey ihr in Gunſt zu ſetzen. Von böſen Abſichten ließ er nichts merken; vielmehr ſchien Alles, was er that, reines Wohlwollen zu ſeyn; ſo daß,

als er mir durch meine Frau unter vortheilhaften Bedingungen die Stelle eines Hausmeisters in seiner Fabrik anbieten ließ, wir diesen Antrag mit Freuden annahmen. Im Anfange hatten wir auch alle Ursache, uns einer Veränderung zu erfreuen, die unsre Lage wesentlich verbessert hatte, und wir arbeiteten mit größerer Lust, weil es für einen so guten und wohlthätigen Herrn geschah. Aber leider dauerte dieser glückliche Wahn nur kurze Zeit. Die geheimen Absichten unsers Herrn traten nur allzubald an das Licht, erst in scherzhaften Anspielungen, dann in Anträgen, die zu deutlich waren, um einen Zweifel übrig zu lassen. Meine Frau verschwieg mir nichts. Sie war die Erste, die mir rieth, lieber meine Stelle mit allen ihren Vortheilen aufzugeben, als in einem Verhältnisse auszudauern, das doch über lang oder kurz in offenbare Feindseligkeit ausarten müßte. Ihr Rath stimmte mit meinen Ansichten überein, und

ich verschob seine Ausführung nur so lange, bis wir einen tauglichen Vorwand der Trennung gefunden hätten.

Während wir mit diesen Gedanken beschäftigt waren, und Pläne für die Zukunft machten, verhängte die Vorsehung eine harte Prüfung über uns. Zu dem Haushalte unsers Herrn gehörte eine Person, mit der er eine Reihe von Jahren hindurch in unziemlichen Verhältnissen gelebt, und die jetzt ihre Reize, aber noch nicht ihre Ansprüche verloren hatte. Meine Anstellung in dem Hause war nicht nach ihrem Sinne; als sie aber anfing, die Neigung ihres Herrn zu meiner Frau zu bemerken, kannte sie ihrer Eifersucht kein Maaß, und beschloß unsern Untergang. Der Verstellung gewohnt, bedeckte sie ihre Gesinnungen mit Freundlichkeit, süßen Worten, und Freundschaftsversicherungen, die so übertrieben waren, daß sie bey minder arglo-

fen Menſchen Verdacht hätten erregen müſſen. Immer machte ſie ſich bald dieſes bald jenes bey uns zu ſchaffen, lud meine Frau zu ſich ein, machte ihr kleine Geſchenke, und zeigte ihr bey jeder Gelegenheit die Koſtbarkeiten ihres Herrn, die ſie unter Beſchluß hatte. In welcher Abſicht dieß geſchah, ahndeten wir nicht; und ſo fiel es uns auch nicht ein, irgend eine Vorſicht dabey anzuwenden. Nun war ich am Sanct Johannis Tage mit meiner Frau und dem Kinde vor das Thor gegangen; und wir hatten, wie immer in dieſer Zeit geſchah, über unſre Lage geſprochen, und da die Zudringlichkeit des Herrn von Tag zu Tag heftiger wurde, den Entſchluß gefaßt, unſer Vorhaben nicht länger aufzuſchieben, ſondern noch in derſelben Woche unſern Abſchied zu fordern. Wie groß aber war unſre Beſtürzung, als wir bey der Rückkehr nach Hauſe unſre Wohnung geöffnet, und eine Amtsperſon darinne fan-

den, die uns Verhaftung ankündigte. Auf mein Befragen nach der Ursache hieß es, der Herr hätte, seitdem wir im Hause wären, bald Dieses bald Jenes vermißt; erst Kleinigkeiten, dann bedeutendere Dinge, endlich eine kostbare Nadel und einen Ring. Der Verdacht habe auf Niemanden fallen können, als auf uns; und habe sich nun auch, da man zu einer Nachsuchung geschritten, so vollkommen bestätigt, daß alle vermißten Gegenstände in den Winkeln unsrer Wohnung versteckt gefunden worden wären. Es half nichts, daß wir unsre Unschuld betheuerten; auch nicht, daß ich mich gegen ein Verfahren erklärte, welches aller Ordnung zuwider lief. Der Beamte zuckte die Achseln, berief sich auf höhern Befehl, und ließ uns einsperren. Unglücklicher Weise für uns waren gerade in dieser Zeit mehrere bedeutende Diebstähle in der Stadt verübt worden, deren Urhebern bisher ohne allen Erfolg nachgespürt

worden war; und da man jetzt einen Faden zu haben glaubte, welcher wohl zu weitern Entdeckungen führen könnte, wurde die Untersuchung mit großer Strenge vorgenommen. Zwar erklärte unser ehemaliger Herr bey den Gerichten, er sey mit der Wiedererlangung seines Eigenthums zufrieden, und verlange nicht die Sache auf das Aeußerste getrieben zu sehen; aber diese Erklärung hatte keinen Erfolg. Man wollte unser Eingeständniß, um uns strafen zu können; und so vergingen acht peinliche Monate, in denen wir mit fruchtlosen Verhören gequält, und bald mit Drohungen geschreckt, bald mit Versprechungen gelockt wurden. Da ich nun sah, daß die Sache kein Ende hätte, wenn ich mit dem zurückhielt, was mich allein retten konnte; so deckte ich dem Richter ins Geheim unser ganzes Verhältniß auf, und so gelang es mir denn, ihm unsre Unschuld so klar vor die Augen zu stellen, daß kein Zweifel mehr

dagegen erhoben werden konnte. Unsre Sache endigte nun schnell; wir waren frey, aber brodlos; und was uns mehr als der Mangel drückte, war der unbestimmte Verdacht, der bey den meisten Menschen gegen Beschuldigte zurückbleibt, auch wenn ihre Unschuld erkannt worden ist. Die Folgen hievon zeigten sich bald. Alle frühern Quellen unsers spärlichen Unterhaltes waren versiegt; wir hatten keine Arbeit, weil uns das Vertrauen der Menschen fehlte, und die Ahndung dieser Ursache machte uns Menschenscheu. So sahen wir uns bald genöthigt, um dieses armselige Leben zu erhalten, zuerst unsre entbehrliche Habe zu veräußern, bis es allmählig auch an das Unentbehrlichste kam. Der Gram warf mich auf das Krankenlager; auch meine Frau fing an zu siechen; nur die Sorge um mich hielt sie aufrecht, und ein schwacher Schimmer von Hoffnung, daß Gott den Unschuldigen doch nicht ganz verlassen

werde. Was sie in dieser Zeit für mich gethan, das kann nur ein Engel thun; es ihr zu vergelten, geht weit über meine Gedanken hinaus. So kläglich unser Zustand war — Sie haben selbst unser Elend gesehen, — so ging doch keine Klage über ihre Lippen; vielmehr tröstete sie mich, sprach mir Muth ein, und verwieß mich auf Gott. Endlich, da uns gar nichts mehr übrig war, und sie selbst die Kraft sich aufrecht zu halten verloren hatte, ergab sie sich in den Todt, ermahnte auch mich zur Ergebung, und lag betend und weinend still vor sich hin. So wären wir auch wohl dahin gestorben, wenn nicht der Jammer unsers Kindes gewesen wäre. Dieser brach das mütterliche Herz. Sie schickte sie aus auf die Straße, um das Mitleiden der Vorübergehenden anzuflehen. Ach, sie hatte nicht betteln gelernt, und wäre ohne Hülfe zurückgekehrt, um mit uns zu verschmachten, wenn sich der Him-

mel unſer nicht eben in dem ſchrecklichſten Augenblicke erbarmt hätte. — —

Dieſes iſt die Geſchichte des wackern Thomas und ſeiner trefflichen Frau. Wie rauh ſind doch oft die Wege des Himmels; aber wie tröſtlich iſt auch die Erſcheinung einer treuen, tiefen und reinen Liebe mitten in dem Jammer ſo unausſprechlichen Elends! Wo bewährt ſich die unvergängliche Kraft der Liebe als im Leiden? und iſt nicht eben eine ſolche Bewährung auch ſchmerzlicher Leiden werth? Was iſt alle irdiſche Luſt, was ſind alle Erinnerungen an üppige Feſte voll Rauſch und Sinnenluſt gegen das Wort, das den Grabſtein eines treuen Paares ſchmückt: Wir haben unausſprechlich gelitten und uns unausſprechlich geliebt; aber die Liebe hat die Leiden beſiegt.

6.

Auf der rechten Seite des Bartholomäus-

sees, unfern der Eiskapelle, zieht sich ein Weg tief in das Gebirg hinein. Auf der einen Seite steigen die Felsen, behauenen Wänden gleich, nackt und schroff zum Himmel empor; auf der andern lagern sich abgerissene Wacken, wie Stufen für ein Titanenvolk, über einander, zwischen denen mageres Nadelholz wurzelt. Auch über diese hinaus starren kahle Felsenspitzen in das Gewölk, die Wohnung der Adler und Lämmergeyer, die oft mit ihrem Raube belastet über den See hin schweben, und den harrenden Jungen im Nest ihre ersehnte Ankunft durch lautes Kreischen verkündigen. Ein schmaler Fußsteig führt an der Waldseite dieser Schlucht immer tiefer in den Schooß des Gebirgs, über den hier und da dünne Wasserfäden im Bogen springen, und den Wanderer mit zartem Wasserstaube netzen, bis er zu einer Stelle gelangt, wo sich ungeheure Marmorwürfel über seinem Haupte wölben, und ein Thor bilden, in welchem sich Fel-

sen an Felsen wie die Wände einer Bühne reihen. Von allen Seiten hängt hier üppiges Geniſt herab; Ranken von Epheu, auf und ab wie Kränze ſich ſchlingend, flattern umher, und umziehen das hohe Gewölbe, das an einigen Stellen den Weg finſter überbaut, an andern wieder ſich in breiten Spalten dem gaukelnden, zitternden Himmelslicht öffnet; ein wunderbarer Tempel der Natur, in welchem die tiefe Stille nur durch das Klatſchen einzelner Tropfen geſtört wird, die in langen Pauſen von der Höhe herabfallen, oder durch das Aufflattern eines Schneehuhns von ſeinem Neſte in den Felſenſpalt. Am Ende des unermeßlichen Doms ſenkt ſich der Fußſteig wieder herab einer ſteilen Felſenwand zu, die den Ausgang zu ſchließen ſcheint. Das Gewölbe öffnet ſich über dem Haupte des Wanderers, und indem er heraustritt und ſich von der Felſenwand nach der Linken wendet, wird er durch den Anblick eines

offnen Thals überrascht. Ein grüner Teppich bunter Wiesen, wie in einen weiten Schooß des Gebirgs eingesenkt, breitet sich vor ihm aus, von zitternden, hüpfenden Silberfäden eines Baches gestickt, der sich nach allen Seiten zieht, und nachdem er die duftende Menthe und die bunten Wasserlilien an seinem Rande getränkt hat, sich zur Rechten über eine Reihe schwarzer Marmorstufen breitet, und unter üppigem Dornengebüsch schäumend und brausend verliert. Am Rande der weiten Wiese schwillt der Boden zur Linken und Rechten zu sanften Hügeln auf, die sich von Büschen gekrönt über einander bauen, und an die Felsen lehnen, die nackt und bunt hinter ihnen aufsteigen; und zwischen diesen Hügeln schlingen sich neue Thäler hin, einer Reihe von Gemächern gleich, die von den mächtigen Bollwerken der Natur geschützt, ein anmuthiges Bild der Sicherheit, des Friedens und der Ruhe geben.

In der Tiefe eines dieser Seitenthäler lachte mich ein rothes Dach aus einem grünen Strauße von Castanien und Nußbäumen an, die es mit einem zweyten Dache ihrer Zweige überbaut hatten. Lange offne Gänge liefen an dem Hause weg, auf denen große Büschel von Kräutern an Fäden trockneten; eine Tenne öffnete sich in der Mitte, und zu beyden Seiten luden helle Fensterscheiben das Tageslicht freundlich ein. Vor dem Hause aber lag ein reinlicher Hof, von buntem Staketenwerk eingefaßt. Ermüdet wie ich war und der Erquickung bedürftig, näherte ich mich dem kleinen Feenschloß, vor dem einige rothbäckige, schwarzäugige Kinder sich mit zwey jungen Geisen neckten. Vor der Thür des Hauses, unter einer Laube von Geisblatt, saß ein schlankes, blühendes Weib die Spindel drehend, mit einem kleinen schlummernden Kinde neben sich in einem Korbe, den sie von Zeit zu Zeit mit dem

Fuße bewegte. Ich näherte mich ihr, und fragte an, ob ich hier ausruhen dürfte. Warum denn nicht? antwortete ſie mir mit dem gutmüthigſten Tone, machte mir dann neben ſich Platz, und nachdem ſie die Wiege ihres Säuglings noch Einmal angeſtoßen hatte, ging ſie mir Brod und Milch vorzuſetzen. Langt in Gottes Namen zu, ſagte ſie, und laßt es Euch ſchmecken. Ich habe jetzt im Hauſe zu ſchaffen; aber mein Mann wird gleich kommen und Euch Geſellſchaft leiſten. Mit dieſen Worten nahm ſie die Wiege unter den Arm, und verſchwand in das Haus, aus Scheu, wie ich glaube, mit einem fremden Manne allein zu ſeyn. Die Kinder ſpielten unbekümmert fort, bis die jungen Geiſen, durch den Geruch des Brodes gelockt, ſich mir näherten, und an meiner Mahlzeit Antheil nahmen. Da kamen denn die Kinder auch hinterdrein, und ſahen mich mit ihren groſſen heitern Augen an, und antworteten

auf jede meiner Fragen so unbefangen, als ob sie mich schon von lange her kennten.

Ich hatte eben meine wohlschmeckende Mahlzeit geendigt, als ein großer stattlicher Mann in den Hof trat, mit kurzer Jacke und grünem Hute, nach der Weise des Landes. Seine Farbe war braun, wie die eines kerngesunden Mannes, sein Haar schwarz und kraus. Eine Büchse hing ihm über den breiten Schultern, und auf beyden Seiten war Geflügel und kleines Wild an eine Schnur gebunden, das er auf der Jagd erlegt hatte. Ein Knabe von etwa zwölf Jahren folgte ihm, ebenfalls mit einem Gewehr und einiger Beute beladen. Sobald er in den Hofraum trat, verließen die Kinder ihr Spiel, liefen auf ihn zu, und hingen sich an ihn; er aber nahm eines nach dem andern in die Höh, herzte es, und nachdem er einige Fragen gethan, setzte er es wieder auf den Boden ab. Dann begrüßte er mich mit einem einfachen „Will-

kommen“ und „Woher des Landes?“ aber so freundlich und wohlmeinend, wie man mit einem Bekannten thun könnte. Nun ging er in das Haus, mit den Kindern an beyden Händen, und kehrte nach kurzer Frist, seiner Bürde entladen, zu mir zurück. Nach wenigem Hin- und Her-Reden lud er mich ein, ihm zu folgen, und da es nun doch zu spät sey, nach Berchtesgaden zurück zu kehren, die Nacht mit seinem Obdach und seiner Bewirthung vorlieb zu nehmen.

Wenn mich auch der sinkende Abend nicht bewogen hätte, diese Einladung anzunehmen, so hätte es das gefällige Wesen des Mannes gethan. Es hat mich nicht gereut. Ich brachte einen frohen Abend und einen Theil des folgenden Tages bey diesen heitern und verständigen Menschen zu, die in ihrem stillen und herzlichen Verkehr unter einander das Bild eines patriarchalischen Hauswesens gaben; und als ich mich von ihnen trennte, hatte mein Wirth die Gefäl-

ligkeit, mich auf einen andern Weg zu begeben, der minder beschwerlich, einen angenehmen Wechsel von Bergen, Thälern und Wasserfällen bot. Seine Gespräche verkürzten mir die Zeit. Von einem unbesieglichen Verlangen die Welt zu sehen — einem Verlangen, das, wie er sagte, in seiner Familie einheimisch war — war er kaum aus den Kinderjahren getreten, als er mit einem kleinen Kram Berchtesgadner Waaren auf dem Rücken in die Fremde zog. Er durchwanderte Städte und Länder, beachtete die Sitten der Menschen und ihre Lebensart, weniger aufmerksam auf Gewinn, als auf Erfahrung und Kenntnisse. Da er aber mit offnen Augen reiste, und mäßig und nüchtern war, so konnt' er auch auf seinen Vortheil merken; und sein Handel ging im ersten Jahr so gut von Statten, daß er seinen Kram auf ein Maulthier, und etwas weiter hin auf einen Karren laden konnte. So kam er bis an das Ufer des Meeres;

und da er eines Abends, nach vollbrachtem Geschäfte, die Sonne in den Wellen untertauchen sah, und der lange goldne Streif über die unermeßliche Ebene bis zu seinen Füßen schoß, und die kleinen leisen Wellen so süß flüsternd den Sand bespülten, und immer wieder zurückglitten und wiederkamen, da war es ihm, als ob ihn Etwas von Jenseits riefe, und er konnte der Sehnsucht nicht widerstehen, zu sehen, wie es dort drüben in der Ferne wäre. So fuhr er denn mit der Sonne über das Meer, hatte mit vielen Menschen Verkehr, und erfuhr immer von neuem, wie er sagte, daß Ehrlichkeit weiter hilft als Glück. Mehr als Einmal, fuhr er in seiner Erzählung fort, war ich versucht, mich in fernen Gegenden unter vortheilhaften Verhältnissen niederzulassen; aber so lockend auch oft die Aussichten waren, und so geneigt ich den Anerbietungen seyn mochte, die mir gemacht wurden, so traten mir doch im-

mer, wenn es zum Entschlusse kommen sollte, die Berge meiner Heimath vor die Seele, und der Hof, wo ich als Knabe gespielt, der Bach, in welchem ich gefischt, und der stille Heerd, wo ich so oft bey der Lampe auf die Geschichten meines Vaters und Großvaters gehorcht hatte, die eben so wie ich in der Fremde umhergezogen, und doch zuletzt wieder in den Hafen der einsamen Heimath zurückgekehrt waren. Und so groß meine Begierde nach neuen Dingen war, so lag doch immer unser einsames Thal als das Ziel aller meiner Wanderungen im Hintergrunde, und jede Freude, die ich über die Herrlichkeit prächtiger Städte und schöner Länder hatte, wurde doch immer erst dann recht groß, wenn ich dachte, wie ich mir das Alles in der Heimath wieder vorstellen und Andern beschreiben wollte. Darum hab' ich auch nie meine Landestracht abgelegt, noch mich sonst der väterlichen Sitten begeben; und wenn sie gleich

den Menschen zuerst sonderbar vorkamen, so hab ich doch oft wahrnehmen können, daß sie mich eben darum lieber hatten, weil ich so treu an meinem Berglande hing. Denn es giebt wenige Menschen, die, was das Vaterland betrifft, nicht im Herzen gesinnt wären, wie wir, wenn sie es sich auch nicht immer so merken lassen. So war ich nun bis in das sechste Jahr umhergezogen, hatte Glück und Unglück gehabt — doch des Glückes immer mehr — als ich nach London kam, eben als die dem Prinzen von England verschriebene Braut anlangte. Ich verkaufte wenig von meinen Waaren, sah aber viel, und hörte noch mehr, so daß mir am Abend immer der Kopf um und um ging von allem dem unbändigen Getös und dem wilden Jubel, der mir, wenn ich die Braut gewesen wäre, sicher mehr Angst als Freude gemacht hätte. Wie ich aber von der Trauung in meine Herberge zurückkam — denn ich hatte keine

Ruhe, wenn ich nicht Alles sah — da zog mir die ganze Nacht die Braut mit ihrem funkelnden Juwelenschmuck, und alle die Prinzen und andern großen Herren mit den breiten Bändern und blitzenden Sternen durch den Kopf; und ich dachte bey mir: Auf meiner Hochzeit geht es natürlich so prächtig nicht her, wenn es auch schon nicht an Bändern und Flittern fehlen darf, aber schöner und lustiger soll es sicherlich seyn. Und über den Gedanken konnt' ich die ganze Nacht nicht schlafen, so groß wurde mein Verlangen, wieder zu Hause zu seyn, eine Frau zu nehmen, der Jagd obzuliegen und der Herde zu warten. Ich blieb noch einige Tage in London; aber die ungeheure Stadt kam mir unbeschreiblich langweilig vor; denn ich hatte nichts im Sinne, als die Braut, die ich mir aussuchen, und die Berge, die ich künftig wieder mit meiner Büchse durchwandern würde. Sobald ich also eine Ge-

legenheit fand, schiffte ich mich ein, und eilte, ohne mich aufzuhalten, durch die Niederlande der geliebten Heimath zu. Ich will niemandem sagen, wie mir zu Muthe war, als ich bey München vom Gasteig aus unsere Alpen zum erstenmale wieder sah, und das ganze lange schroffe Gebirge mit seinen Zacken und Hörnern, wie eine blaue Krone der Erde, an dem hellen Himmel gemahlt sah. Ich mußte niederknien, und die Arme nach dem Lande ausstrecken, das mich ausgesendet hatte, und nun wieder zu sich rief; nicht anders als ob hinter mir Alles versunken, und nur dieser einzige Ausschnitt der Erde voll Herrlichkeit, Glück und Hoffnung übrig geblieben wäre. Und noch war die Sonne am andern Morgen nicht aufgegangen, als ich schon auf dem Wege nach Wasserburg war, und den Bergen zueilte. Nach einigen Tagen, in denen ich mir nur die allernothwendigste Rast zum Ausruhen gönnte, kam ich glücklich in

unser Thal zurück; nicht viel reicher, als ich ausgegangen war, aber etwas klüger, und von meiner unendlichen Wander- und Schau-Lust geheilt. Ich fand Vater und Mutter noch am Leben; auch den hochbejahrten Großvater, dem ich aber wenige Wochen nach meiner Rückkehr die müden Augen zudrückte, nachdem ich seinen Segen empfangen hatte.

Meine Reiseabenteuer hatten mich nicht verlassen; vielmehr wurden sie in dem väterlichen Hause durch die lebhafte Erinnerung an die Kinderjahre, und den Anblick der elterlichen Liebe recht lebendig und immer von neuem aufgefrischt. Nun hatte ich einst als Knabe, und nicht lange vor dem Antritte meiner Wanderung, im Pusterthale, als ich sehr durstig an das Wirthshaus kam, von der Tochter des Wirthes ein Glas Wein bekommen. Ich war damals etwa funfzehn Jahre alt, das Mädchen kaum eilf; aber sie war schlank

und über ihre Jahre groß, und es kam mir vor, als hätt' ich nie ein anmuthigeres Gesicht, schönere Augen und einen feinern Wuchs gesehen. Ich sprach damals nicht weiter mit dem Kinde, sondern ging, nachdem ich meinen Wein getrunken und bezahlt hatte, meines Wegs. Kurz darauf trat ich meine Wanderung an. Da waren nun Jahre hingegangen, ohne daß ich wieder an das liebliche Kind gedacht hatte; aber als mir in London die Heirathsgedanken aufstiegen, war ich auch mit Einemmale wieder im Pusterthale vor dem Wirthshause, und Nanny reichte mir wieder das Glas, und es war mir, als ob ich auf allen meinen Reisen nichts Schöneres gesehen hätte, und auf der Welt niemand anders lieben dürfte. Von diesem Augenblicke an und auf meiner ganzen Rückreise hatte ich nichts in Gedanken als meine Tyroler Braut; und es kam mir nicht in den Sinn, daß sie in der langen Zeit einen andern gehei-

rathet haben, oder wohl gar gestorben seyn könnte. Ich war meiner Sache gewiß, und die Zweifel überliefen mich erst, als ich wieder zu Hause saß, und mir meine künftige Wirthschaft recht ausmahlen wollte. Sobald also der Großvater zur Ruhe gebracht war, hatte ich selbst keine Ruhe mehr, sondern trat an einem hellen Morgen meine Wanderung nach dem Pusterthale an. Ich ging und ging fast ohne zu rasten; aber so wie ich mich meinem Ziele näherte, wurden mir die Füße schwerer, und als ich gar gegen Abend von fern die Nußbäume erblickte, die das Wirthshaus beschatteten, und den Rauch über dem Dache aufsteigen sah, da klopfte mir das Herz so gewaltig, daß ich keinen Schritt weiter thun konnte, sondern mich auf einen Stein setzen mußte. Das Haus, das von der Sonne beschienen wurde, behielt ich mit seinen schimmernden Fenstern und seinen röthlichen Rauchsäulen immer im Ge-

ſicht, und es ging in meinem Kopf und Herzen ſo wunderbar durch einander, daß ich es niemandem zu beſchreiben wüßte. Es half nichts, daß ich mich wegen meiner Feigheit ſchalt, und mir Muth zu machen ſuchte; denn da die Sonne plötzlich hinter den Berg trat, und ein tiefer Schatten das Haus überdeckte, war es mir mit Einemmale, als ob alle meine Hoffnungen vereitelt wären, und ich gerieth in eine ſolche Verwirrung, daß ich meinen Kopf auf beyde Hände ſtützen und bitterlich weinen mußte. Indem ich nun ſo da ſaß in meiner Armſeligkeit, und nicht wußte, ob ich vorwärts oder zurückgehen ſollte, hörte ich hinter mir das Klimpern einer Mandoline, und ein mir wohlbekanntes Italieniſches Liebesliedchen, und in Kurzem waren die Sänger ſelbſt hinter mir und grüßten mich. Da ſchämte ich mich denn vor den fremden Männern meiner Schwachheit, nahm mich zuſammen, ſo gut ich konnte, und

fragte: Wohin des Wegs, ihr muntern Herren? — Nicht weit hin, antwortete der Musikant, und zeigte mit seinem Werkzeuge nach dem Wirthshause. — Da können wir ja Gesellschaft machen, sagte ich froh und bang zugleich; denn ich hoffte etwas von dem zu hören, was mir am Herzen lag. Die Sänger hatten jetzt ihre Musik eingestellt, und ich frug von weitem her, wie es denn in dem Hause bestellt sey, ob die Leute freundlich und ihre Wirthschaft gut sey. — „Das Haus, sagte der Jüngere meiner Begleiter, ein schwarzäugiger munterer Gesell, ist leicht das beste im ganzen Tyrolerland, und die Wirthschaft reinlich und nett, obschon der Wirth seit ein Paar Jahren schon gestorben ist. Aber die Wittwe mit ihrer Tochter hält die ganze Wirthschaft zusammen.“ — Das Herz schlug mir; die Hoffnung regte sich wieder. Der Sänger fuhr fort: „Aber die Alte — das ist ein Satan! Seit ich hier im Lande

herumziehe und Prospecte mahle, komme ich wenigstens alle vierzehn Tage einmal hierher; und jedesmal denk' ich, daß es mir nun mit dem Mädel glücken soll. Aber das hat gute Wege. Kaum das man sie zu sehen bekömmt, und will man eben anfangen ein vernünftiges oder unvernünftiges Wort mit ihr zu sprechen, gleich ist die Alte mit ihren Falkenaugen bey der Hand, und schickt sie auf den Boden und in den Keller. — Hat sie denn eine hübsche Tochter? fragt' ich ganz schüchtern. — Ey so fragt, antwortete der Mahler. Wo kommt Ihr denn her in aller Welt, daß Ihr noch nichts von dem Nannerl im Pusterthale gehört habt, die mir und noch vernünftigern Leuten als mir den Kopf verrückt? — Ich bin lange vom Hause weg in der Fremde gewesen, antwortete ich, und weiß von nichts, Sagt mir doch etwas von dem Wunder, wenn es Euch beliebt. — Ihr werdet's gleich sehen, sagte

der Aeltere meiner Begleiter. Zwar bin ich nicht in das Mädchen vernarrt, wie dieser arme Bursche hier; aber, wenn ich nicht mein Theil hätte, ich glaube, es ginge mir auch wie ihm. Ihr mögt noch so viel in der Welt herumgewesen seyn, aber dergleichen Schönheit habt Ihr schwerlich schon gesehen. — Und nun schilderte mir der beredte Gesell das siebzehnjährige Kind, wie schön und anmuthig es sey, und wie sittsam und verständig zugleich. Ich verlor kein Wort. Das ist sie, dacht' ich, nur größer, schöner, blühender — und meine Gedanken trieben mich jetzt so rasch vorwärts, daß mein Begleiter sagte: Seht doch, kaum habt Ihr von dem schönen Kinde gehört, so kömmt Euch auch schon die Ungeduld in die Füße. Aber zum Laufen hilft nicht schnell seyn. Noch hat von Allen, die ihr zu Gefallen gehen, reiten und fahren, kein Einziger sich eines Vortheils vor dem Andern zu rühmen gehabt. —

Dieſer letzte Zuſatz ergänzte, was mir noch zu der Erzählung meines Begleiters gefehlt hatte. Ich war wieder voll froher Hoffnung, und da der Mahler jetzt in der Nähe des Hauſes ſeine Mandoline wieder in den Arm nahm, und ein neues Lied anſtimmte, fiel ich wohlgemuth ein, und ſang vorzüglich den rückkehrenden Vers, der einer langen Treue Belohnung verhieß, als eine Weiſſagung guten Erfolgs, mit ganz vorzüglicher Erbauung und lauter Stimme mit.

Das Lied war zu Ende, als wir eben bey dem Hauſe ankamen, und da ſtand auch ſchon die Wirthin in der Thür — eine ſtattliche Frau, die vormals ſchön geweſen ſeyn mußte. Sie grüßte die Sänger als alte Bekannte, und kaum waren die erſten Reden gewechſelt, ſo war ein Geſpräch im Gang, in welchem ſich die Neckereyen und Einfälle wie Schneeflocken jagten. Der Nanny wurde auch gedacht. — Ihr ſperrt

so uns doch nicht wieder ein! sagte der Eine. Wenn sie schon ein Juwel ist, so sind wir doch keine Diebe. Ihr könnt sie immer herauskommen lassen. — Wenn Ihr auch eben keine Diebe seyd, antwortete die Wirthin, so seht Ihr doch aus Euern schwarzen Augen nicht gar zu ehrlich aus, und ich habe immer gehört, daß Gelegenheit Diebe macht. Die Nanny ist gut da, wo sie ist, und Euch wird der Wein auch ohne sie gut schmecken. — Die Sänger schüttelten den Kopf, und nachdem sie sich im Hause vergebens umgesehen hatten, beliebte es ihnen, da der Abend warm und heiter war, vor dem Hause unter den Nußbäumen Tafel zu halten. Die Musik wurde auch wieder angestimmt, und manches beziehungsreiche Lied gesungen. Ich konnte jetzt nicht mitsingen. Die Unruhe war wieder zu groß in mir, und das lustige Geschwätz meiner Begleiter hatte mich eben ganz traurig gemacht.

Der Gesang war im besten Gange, als ein ängstliches Rufen nach Hülfe von oben her aus dem Hause erscholl, und in demselben Augenblicke eine helle Flamme aus dem Schornstein empor schlug. Ich saß der Thür zunächst — und da ich keinen Augenblick zweifelte, daß die um Hülfe Rufende, Nanny sey, stürzte ich in das Haus, fest entschlossen, sie, wenn es seyn müßte, auch aus einem glühenden Ofen zu retten. Die Flamme fuhr aus der offnen Thür der Rauchkammer oberhalb der Stiegen, und drohte die Treppe zu ergreifen, an welcher der brennenden Kammer gegenüber, auf der Schwelle der Schlafkammer, ein Mädchen stand mit aufgehobenen Händen, von Schrecken wie erstarrt, und von der Flamme, die ihr entgegenschoß, wie ein Muttergottesbild von einer Glorie umringt. Ich war mit zwey Sprüngen hinauf, faßte sie um den Leib, und riß sie durch das Feuer, das mir Haare und Jacke versenkte, setzte

sie vor dem Hause ab, und kehrte dann zurück, um nach der Alten zu sehen. Diese hatte sich aus der Küche durch die Hinterthür gerettet. Unterdessen war der Mahler und sein Freund auch nicht müßig gewesen, und da es an Wasser nicht fehlte, gelang es unserm gemeinsamen Bemühen, die Flamme in kurzer Zeit zu überwältigen. Für mich war das ein glückliches Ereigniß. Nanny — denn ich hatte ganz recht geahndet, betrachtete mich von diesem Augenblicke an wie einen Freund, dem sie die Rettung ihres Lebens verdanke, und da ich ihr am folgenden Tage erzählte, wie lange ich sie im Herzen getragen, und all mein Glück auf ihren Besitz gebaut hätte, gewann ich ihre Liebe ganz und gar. Nachdem wir nun unter uns des Handels eins waren, gab auch die Mutter ihren Segen dazu; und nach Verlauf von sechs Monaten folgte mir Nanny als mein Weib, in die einsame Heimath, wo Sie sie unter ihren Kindern

gesehen haben. Von da machen wir jährlich eine Wanderung in das Pusterthal — alle wie wir sind, auch die kleinsten Kinder, um die alte Mutter zu besuchen, die noch immer in der Wirthschaft hilft. Außerdem aber verlassen wir das Haus nur an Festtagen, um in die Kirche zu gehen; ja bisweilen hält uns der Winter Monate lang gefangen; aber doch leben wir in unsrer Einsamkeit so still und glücklich, als ob sie ein Paradies, und wir die Könige der Welt wären. Unsere Kinder sind unsre Gesellschaft und unsre Erheiterung. Schon regt sich in dem Aeltesten auch die angeborene Wanderlust, und ich halte ihn nur noch einige Jahre zurück, bis er stärker und tüchtiger geworden ist. Dann mag er sich auch versuchen. Aber ich weiß seinen Lebenslauf schon zum voraus, und daß er, wenn er die Welt lang genug durchzogen und sich lang genug umgesehen hat, in seine Heimath zurückkehren, ein Weib nehmen, und

sein Leben als Hirt und Jäger beschließen wird. —

So lautete die einfache Geschichte dieses verständigen Aelplers!

Wie oft hat sie mir zu denken gegeben! wie oft bin ich träumend und wachend mit meinen Gedanken in diese Oasis zurückgekehrt, zu diesen glücklichen Menschen, die nichts zu ihrer Zufriedenheit bedurften, als die einfachsten Gaben der Natur, den stillen Verkehr der Liebe unter einander, und die Erinnerung an ihre freye Jugend. —

Fürwahr, es ist ein seltsamer Gegensatz in der Natur des Menschen! Unzählige Erfahrungen — fremde und eigne — lehren ihn, daß seine Wohlfahrt und Ruhe an Beschränkung geknüpft ist — an Beschränkung der Begierden, des Genusses, des Besitzes, der Bestrebungen — und doch hat er kaum sein Haupt über die nächste Gegenwart erhoben, als sich auch der Haß gegen Beschränkung in seinem Innern

erhebt. Er ſtürmt, ſo bald er es vermag, aus der engen Heimath hinaus in die Welt; beflügelt ſeine Schritte mit Roſſen und Wagen, und bald dünkt ihm ſelbſt das leicht beſchwingte Schiff zu träg. Er möchte mit dem Adler über die Wolken hinaus; ja, mit den Wolken ſelbſt möchte er ziehen, und von Stern zu Stern ſchreiten können. Mit der Erkenntniß iſt es eben ſo. Kaum hat er angefangen in ſich und in die Natur zu ſchauen, als er ſich von Finſterniſſen umfangen ſieht; und wenn er ſich auch noch ſo kühn in die Wellen wirft, und noch ſo raſtlos kämpft, muß er endlich doch erkennen, daß das Meer des Wiſſens Schranken und Ufer hat, die den unerſchrockenſten Schwimmer zurückwerfen; daß er auch hier, um nur Etwas zu ergründen, ſein Streben beſchränken, und ſich darein ergeben muß, bey Vielem, was ſeinen Forſchungstrieb reizt, vor dem verſchleyerten Heiligthume der Wahrheit ſtehen zu bleiben.

Glücklich noch, wenn er durch seine Anstrengung diese Ueberzeugung gewinnt! — Mit größerer Sehnsucht kehrt der Weltumsegler in die früher verachtete Heimath zurück, führt ein Weib in die enge warme Hütte, und findet in dem Austausche gegenseitiger Liebe, in der Erziehung seiner Kinder, in der Erfüllung der Pflichten des Bürgers und Freundes, in freygewählter Beschäftigung, das Glück, das sich seinem unruhvollen Jagen über Land und Meer entzog. Auch das redliche Streben nach Erkenntniß rastet wohl an einem ähnlichen Ziel. Wohl dem, der es findet, eh' er im Irrthum verschmachtet! der nach langem Bemühen zu der Kenntniß seiner Schranken gelangt, und die unendliche Weisheit auch in dem Dunkel verehren lernt, das sie umhüllt.

7.

Es ist ein großer Unterschied zwischen der Beruhigung, die aus der Ueberzeugung

entſpringt, und der Ruhe des Trägen, der ſich nicht um Wahrheit kümmert — zwiſchen der Gewißheit, etwas nicht wiſſen zu können, und der Gleichgültigkeit gegen das Wiſſen überhaupt. Ein Epiktet unterwirft ſich der Nothwendigkeit, die ihn aus einem Freyen zum Sclaven macht, und bleibt frey; ſein phrygiſcher Mitſclav, zu ſeinem Stande geboren, iſt gleichgültig dagegen, und wird, auch wenn ihn ſein Herr entläßt, ein Knecht bleiben. Jener iſt ein Weiſer; dieſer kaum ein Menſch. —

Der trägen Armuth folgt die Verachtung nach. Jenes, der ſich freywillig ſeiner Güter begiebt, um als ein Weiſer zu leben, iſt faſt ein Gott.

* * *

Wie die Natur um uns her nach Ausbreitung ſtrebt, ſo auch die Natur in uns. Wie aber dort eine Kraft die andre hemmt und beſchränkt, ſo ſteht der Begierde des Menſchen nach dem Unbekränzten die Be-

schaffenheit der Dinge selbst entgegen, die sein Streben wechselseitig anziehen und abstoßen, woraus ein endloses Kämpfen entsteht, das zur Verzweiflung führen müßte, wenn nicht in der Mitte der kämpfenden Kräfte eine Vermittlerin aufträte, mit Maaß und Gesetz in der Hand, die den wilden Strom des Triebes in Ufer faßt, und indem sie den Widerstreit der Kräfte benutzt, das heftige Streben mit Sicherheit zu einem beruhigenden Ziele führt. Ein solches Ziel ist jedem Menschen gesteckt. Die gesunden Augen einer Frau finden es am leichtesten in der Mitte ihres Hauswesens und in der Liebe zu Mann und Kindern; der Mann in der Erfüllung der Pflichten, die sich an seine Verhältnisse reihen. Alle Prüfungen führen zu diesem Ziel. Bey ihm wohnt Ruhe in erfreulicher Thätigkeit, und in der Mitte der Sorgen heitre Genüge. Ein Mensch, der sich auf dem Wege zu diesem Ziele weiß, kann nicht un-

glücklich seyn; wer es erreicht hat, ist schon hienieden so selig, als ein sterblicher Mensch auf Erden werden kann.

* * *

Die meisten Menschen schnitzen sich, meist ungeschickt genug, ein hölzernes Bild, setzen es auf ihren Altar, und beten es unter dem Namen der Wahrheit an. Vielen ist auch der roheste Klotz als Fetisch gut genug. Mögen sie doch! Wenn sie aber den anfeinden, der ihrem Götzendienste den Rücken kehrt, wenn sie ihn zwingen wollen, mit ihren Augen zu sehen, und da Achtung zu fühlen, wo sie verachten müssen; wenn sie wohl Gewalt brauchen, um den Andersgesinnten zu den Füßen ihres Fetisches zu treiben — dann fordern sie jedes rechtschaffene Herz zum Widerstande auf, damit der Menschheit nicht das heiligste Recht, das Recht freyer Prüfung und freyer Wahl, entrissen werde.

* * *

Mancher klagt in unsern Zeiten die Philosophie als eine Verführerin an, und verdammt den Sokrates zum Giftbecher, der es in der Weisheit nicht einmal so weit gebracht hätte, als Simon der Schuster. Man kann ihm den Ruhm gönnen, Mitgenosse eines Anytus und Meletus zu seyn. Schwer zu erringen ist dieser Ruhm nicht. Und welcher Mensch von gesundem Gefühl wollte nicht lieber Savanarola als Alexander der sechste, nicht lieber Huß, als der meineidige Kaiser seyn, der ihn verbrennen ließ?

* * *

Die Grundlage aller Religion ist der Deismus, d. h. der Glaube an einen, durch die Vernunft dem Menschen geoffenbarten Gott. Dieser Glaube, ohne den es gar keine positive Religion geben könnte, geht nothwendiger Weise vor jeder voraus, und enthält das Schema, nach welchem die größere oder geringere Vortrefflichkeit

jeder von außen gegebenen oder gebotenen Religion beurtheilt werden muß. Eine Religion, die sich von jener Grundlage ablößt, verirrt sich unfehlbar in Aberglauben, oft in Fanatismus und nicht selten in Wahnsinn.

* * *

Der Gott, welcher dem Menschen einen lebendigen Odem in die Nase bließ, schrieb ihm auch das ewige Gesetz der Gottesfurcht, und den Glauben an die Tugend in das Herz. Die geschriebenen Offenbarungen sind die klare Wiederholung dieses Gesetzes, sie sind das in Wort und Schrift ausgesprochene Gesetz selbst, und werden mit Recht Offenbarungen Gottes genannt, ohne doch etwas zu lehren, das nicht schon in dem Geiste des Menschen lag. Nur auf diese Weise wird die göttliche Weisheit und Güte gerechtfertigt, und Gott erscheint als der Vater des ganzen Menschengeschlechts. Ist die Offenbarung nur Einem

Volke, ist sie nur in Einer Sprache gegeben und an Eine Zeit geknüpft, und ist dennoch durch sie die Seligkeit derer bedingt, denen sie nicht zugänglich ist, dann erscheint Gott als ein Despot, welcher einige seiner Kinder unendlich begünstigt, andre unendlich zurückgesetzt hat, und die unverschuldete Unwissenheit der zurückgesetzten mit den härtesten Strafen belegt. Er würde dann einem Könige gleichen, welcher seine Gesetze nur einigen Günstlingen vertraute, vor allen Uebrigen aber in seiner Brust verschlösse, und doch ihre Verletzung mit grausamen und endlosen Strafen belegte.

* * *

Ist denn der Farbenreiz, der auf der Oberfläche des Körpers spielt, so viel werth, daß ihr ihn sogar durch einen ekelhaften Anstrich erlügt?

Nur die Seele ist der Anmuth Quell. Was man auch an ihre Stelle setzt, seine Wirkung ist nur auf Augenblicke beschränkt,

und das Lügenhafte dieser Wirkung stößt das gesunde Gefühl noch mehr zurück, als der Reiz die Sinne anziehen mag.

Wie eine gleichgültige Gestalt durch gesuchten Putz widrig wird, so das Betragen durch einen falschen Anstrich von Anmuth. Die wahre Anmuth aber, die aus der Seele quillt, kann, wie durch Zauber, die Gestalt verklären, indem sie die Blicke auf das Innre zieht. Selbst das Häßliche kann sie verschönern.

Die Liebestränke sind aus der Mode gekommen; die Circen und Armiden spuken nur noch in den Liedern der Vorzeit; kein Weib wird mehr einen Ulyß oder Rinaldo auf jene Weise gewinnen wollen. Aber ist es denn schlimmer und schändlicher durch Gaukeley und Liebeszauber mit einem trügerischen Scheine von Schönheit zu umgeben, als die frische Blüthe der Jugend durch einen falschen Anstrich zu erheucheln, oder

durch andre Mittel Reize zu lügen, die die Natur oder das Alter versagt?

* * *

In einer wahrhaften Liebe glaubt Jedes leicht, daß es zu wenig liebe, und dann auch wieder, daß das Andre nicht genug liebe. Die Ursache ist, weil man zu dem Unendlichen vergebens einen Maasstab sucht.

* * *

Was kann man zum Lobe der weiblichen Natur Schöneres sagen, als daß sich die mütterliche Liebe durch ihre Schmerzen und Leiden nährt?

* * *

Es ist eine artige Lehre vernünftiger Leute, daß man sich einander recht kennen lernen soll, ehe man sich zur Liebe entschließt. Wer diese Lehre befolgt, wird mit der Liebe wenig Noth haben. Das Leben geht dann über dem Kennenlernen hin, und man kömmt nie zum Schluß. Aber nicht

aus dem Kennen kömmt die Liebe, sondern aus der Liebe das Kennen. Es ist das auch eines der Wunder unsrer innern Natur, und eines ihrer genialischsten.

* * *

Wer in der Liebe nur den Zweck der Natur erkennt, das menschliche Geschlecht zu erhalten und fortzupflanzen, der mag auch in einem Mozartischen Requiem nur eine Veranlassung sehen, Orgeln zu bauen, Geigen und Flöten zu machen, und dergleichen.

* * *

Es mag wohl wenige Freundschaften geben, die sich nicht zuerst, wie die Häckchen des Weinstocks, an irgend eine Stütze des Bedürfnisses hängen, ehe sie auf die rechte Weise erstarken, um das zu werden, was sie seyn sollen. Die Rebe ist darum nicht schlechter, weil ihr die Ulme zur Stütze dient; aber ihr köstlicher Wein würde ohne diesen Verband nicht gedeihen. Ach, oft

vertrocknet das Alter den Baum, an dem sie sich emporgewunden hat, und doch schmücken ihn noch dankbar die fremden Blätter, und schmiegen sich liebend an seine starren Arme, wie ein treues Weib den Mann, der einst ihr Stolz und ihre Stütze war, auch wenn er ihr keinen Schutz mehr gewähren kann, doch noch so innig liebt, und so liebend für ihn sorgt, wie zu der Zeit, da er in der Blüthe seiner Kraft und seines Ruhmes stand.

* * *

Ich träumte einstmals, und dieser Traum hat sich mit wenigen Veränderungen öfters bey mir eingefunden, als ging ich längst einer Felsenwand, auf einem schmalen Fußsteige, der immer höher und höher hinauf zu dem schwindelnden Gipfel führte. Tiefe Dämmerung oder ein dichter Nebel lag um mich her. Nur das konnt' ich erkennen, was mir ganz nah war, und auch das nicht deutlich. Aber ich wußte, daß

zu meiner Rechten der Fels schroff empor-stieg, und zu meiner Linken sich eben so schroff in die unermeßliche Tiefe senkte. Für mich war nur eben ein Fußbreit Raum. Indem ich nun hier bang und zagend vorwärtsschritt, fühlte ich mit meinem Stabe schroffe Felsenspitzen, die in den Weg hineinragten, und an die ich nur Einmal anzustoßen brauchte, um auf der andern Seite in den bodenlosen Abgrund zu stürzen, über dem mein linker Fuß schwebend hing. Noch zittern mir die Knie, wenn ich an diesen angstvollen Traum denke, aus dem mich nur eine noch größere Angst rettete, indem ich wankend nach der Felsenwand griff, um mich an einen hervorragenden Stein zu stützen, die Stütze meiner Hand folgte, und ich mit ihm in den Abgrund hinabrollte. — —

Lange hat mich die Erinnerung an diesen Traum verfolgt, und es war eine Zeit, wo ich immer vor dem Einschlafen zu mir sagte:

Nur um Gotteswillen den schrecklichen Traum nicht! — Und doch was war am Ende dieser Traum, als das Bild des Lebens und des ängstlichen Wegs, der mit Dunkel umbaut, auf der einen Seite den Tod, und auf der andern eine Stütze hat, die wenige Sicherheit und große Gefahr beut? Keine Geschicklichkeit, Uebung und Fertigkeit reicht hier hin, das Gleichgewicht zu halten, und wenn man sich wund gegangen und blutrünstig gestoßen hat, wirft uns bald ein roherer, bald ein leiserer Stoß, zusammen mit andern Opfern in die Tiefe hinab.

Die Grundsätze der Selbstsucht, des Eigennutzes und der Genußgier, welche in der Nacht des Lebens die Leitsterne unzähliger Menschen sind, gleichen den tückischen Sinen, die dem verirrten Wanderer Hülfe bieten, ihn auf den Rücken nehmen, und endlich in einer Sandwüste abwerfen, wo

er vor Durst und fern von menschlichem Troste verschmachtet.

* * *

Es giebt Menschen, die zur Liebe weder der Augen, noch des Herzens bedürfen; die Einbildungskraft thut Alles. Sie lieben das Phantom, das sie selbst geschaffen haben, und in diesem Phantome sich selbst. Man kann nicht eigentlich sagen, daß sie auf Betrug ausgehen; denn, ohne es zu ahnden, betrügen sie sich selbst um das Beste, was der Mensch erlangen kann. Oft bewundert dann die Welt eine Leidenschaft, die so weit über ihren Gegenstand hinausgeht, bis die Wahrheit endlich doch ihre Rechte behauptet, und der neue Pygmalion den irdnen Götzen zertrümmert, vor dem er so eben gekniet hatte.

* * *

Der Geist ist einem glühenden Funken gleich, der, wenn man ihn ruhen läßt, immer in Gefahr ist, von den Schlacken und

der Asche, die das Leben absetzt, erstickt zu werden. Man muß ihn also ohn' Unterlaß in Bewegung erhalten; in der Jugend, damit seine Gluth zur Flamme werde; im Alter, damit sie nicht absterbe. Die Einförmigkeit, die dem alternden Körper so zuträglich ist, ist für den Geist durchaus ödtlich.

* * *

Neue, kühne, begeisternde Ideen erzeugt nur ein heller Kopf, der über einem glühenden Herzen steht. Der köstlichste Wein gedeiht auf Vulcanen.

* * *

Der schöpferische Geist strömt, wie der Nil, aus unbekannten und geheimen Quellen hervor, bricht sich Bahnen durch Felsen und über Gebirge hin, befruchtet die Gegenden, die er durchzieht, mit wunderbarem Reichthum, und vermehrt endlich, wenn er sich aus zahllosen Mündungen er-

gießt, das Meer der allgemeinen Wissenschaft.

* * *

In dem Geiste der meisten Menschen liegt eine schöpferische Kraft, die nur des rechten Augenblicks bedarf, um Funken zu geben. Aber die äußere Gewalt, die unablässige Einwirkung dessen, was man Civilisation nennt, die Mechanik der Staats-Einrichtungen, das ewige Lehren und Predigen bey dem Mangel der Gelegenheit zum Handeln — alle die Pressen, die dem Menschen von Klein auf angelegt werden, um alle in ein Format zu bringen, und sie dann bequemer neben einander zu stellen; alle das endlose Reiben und Schleifen, wodurch man gebildete Menschen zu machen meint — dieses und jenes und vieles andre noch erstickt die lebendige Kraft des Menschen; und so wie dieser Verstümmelungs-Proceß fortgesetzt wird, wird auch die Anzahl der Menschen wachsen, die, in der Trägheit

ihres entmannten Geistes, um doch etwas zu haben, nach fremden Geboten, fremdem Ansehen und fremden Gedanken schmachten. Wenn diese Art der Bildung ihr höchstes Ziel erreicht haben wird, dann wird die Welt in der gepriesenen Ruhe eines allgemeinen Paraguai schlummern; es wird nur Eine Kirche und nur Eine Lehre geben, und es wird gleichgültig seyn, ob ein vernünftiges Geschöpf, oder ein Kempelisches Automat den Staat und die Kirche verwaltet.

* * *

Wer sich nur in dem Urtheile andrer erkennt, der beschaut sich in verfälschten Spiegeln, und wird bald an sich irr werden. Wer aber, ohne auf andre zu achten, immer nur in sich selbst schaut, ist auf dem Wege, zum Narciß zu werden. Die Mittelstraße ist auch hier zu finden schwer. Die Hauptsache aber ist, die Wahrheit über Alles zu lieben, und der Täu-

schung, unabläſſig und ohne weichliche Selbſtſchonung den Krieg zu machen.

* * *

Selten kann die Erfahrung dem etwas helfen, der ſie nicht auch entbehren kann. Nichts iſt unwahrer, als das Sprichwort, das den Narren durch Schaden klug machen will. Der Narr fühlt nur den Schaden; aber von der Urſache des Schadens, von ſeiner Narrheit, wird er dadurch noch nicht geheilt. Um die Gaben der Erfahrung recht zu benutzen, bedarf es eines wahrſagenden Geiſtes, der Dir das Geſchöpf der Erfahrung ſchon vor ſeinem Erſcheinen zeigt, ſo daß Du es, wenn es in die Wirklichkeit tritt, auf den erſten Blick erkennen, und beym Schopfe faſſen kannſt.

* * *

Die Mißgunſt der Menſchen findet beym Anblicke eines großen und leuchtenden Verdienſtes nicht eher Ruhe, als bis ſie es getheilt, und den Koloß in mehrere Stücke

von gewöhnlicher Menschengröße zerschlagen hat.

* * *

Das Leben ist eine Seifenblase, die aus dem dunkeln Schlunde des Nichts aufsteigt, eine Zeitlang an dem Rande des Abgrundes flattert, und vor dem Hauche des Todtes zerstiebt.

Die Hoffnung der Seligkeit ist eine Brücke aus Sonnenstrahlen und Regenbogen-Farben gewebt, die uns über die furchtbare Kluft des Todtes hinwegführt.

* * *

Gefühle ohne Grundsätze kämpfen gegen das Böse, wie ein Heer, das keinen Führer hat, und weit öftrer Niederlagen erfährt, als Siege gewinnt.

* * *

Es giebt Menschen genug, die von den herrlichsten Eigenschaften, mit denen sie begabt sind, doch keinen rechten Gebrauch machen können, weil Alles nur glänzende

Einzelheiten sind, denen der Zusammenhang fehlt. Wie in einem Gewölbe, wenn es sich halten soll, alle Theile nach dem Schlußsteine streben müssen, so muß auch in dem Menschen ein Mittelpunkt seyn, der jedes Einzelne in ihm gleichsam an sich zieht. Wo dieser fehlt, da ist weder im Glück, noch im Unglück ein Halt. Alles zerflattert und zerstiebt. Und so geschieht es nicht selten, daß Menschen, die in dem gewöhnlichen Laufe der Dinge etwas Rechtes zu seyn schienen, mit allen ihren glänzenden Gaben, bey der geringsten Prüfung ganz nichtig erscheinen, die Hoffnung der Welt täuschen, und zu ihrer eignen Verwunderung in der Unbedeutenheit untergehen.

* * *

Ein Mädchen, dem eine gesunde und einfache Erziehung zu Theil geworden ist, die ihren Anlagen eine natürliche Entfaltung verstattete, und das Störende weg-

UNIVERSITÄTS BERLIN

räumte, ohne selbst etwas zu stören, oder unberufener Weise anzubilden, entwickelt meist seinen Character, zugleich mit dem Körper, in vollkommener Uebereinstimmung nach allen Richtungen, wie ein Gewächs, aus gesundem Saamen erzeugt, auf einem freyen Raume, in gesunder Luft, seine Blätter und Blüthen entwickelt. Diese freye Entfaltung, diese natürliche innere Harmonie der Gefühle und Grundsätze, der Empfindungen und Gedanken giebt einem solchen Weibe die wunderbare Festigkeit, mit der es dem Andrange der Täuschung, der Verführungen, der Widerwärtigkeiten meist so herrlichen Widerstand thut. So sieht man oft kleine, aber kunstreich gebaute Fahrzeuge, die auf glattem Meere leicht und behende dahin schweben, im Sturm auf den schäumenden Gipfeln der Wellen tanzen, und selbst durch starrende Riffe und wilde Brandung den Weg in den Hafen finden. Bey den Männern ist diese Har-

monie der Entwickelung aus vielen Gründen ungleich schwieriger, und darum auch seltner. Sie segeln überall mühsamer, weil sie schwerer, und nur gar zu oft ungleich beladen sind, und Manchen reißt ein einziger Windstoß in den Grund, weil er, um schnell zu gehen, seine Segel zu hoch gespannt hatte. Bey dem Einem fehlt es an dem Ballast, bey dem Andern an dem Takelwerk; und oft, wenn das prächtige Fahrzeug im Sonnenglanze prunkt, und seine bunten Wimpel lustig flattern läßt, fehlt ihm ein tüchtiger Pilot am Steuer, und kräftige Hände, seinen Lauf zu richten und zu sichern.

* * *

La L....., der ein gelehrter Mann und trefflicher Mathematiker war, aber durch und durch ein Geck, sagte mit der heitersten Miene von der Welt: „Ich bin Atheist. Ich glaube nichts.“ — und dabey war er so guter Dinge, wie Einer, der sagen darf:

Ich habe Alles, was mein Herz wünscht; Friede mit Gott, meinem Herzen und der Welt. — Dieser Ungläubige, dieser Dechant der Atheisten, wie er sich in seiner Thorheit zu nennen liebte, war übrigens ein sehr rechtschaffener, zuverlässiger und wohlthätiger Mann. In der Schreckenszeit der französischen Revolution schützte und verbarg er mehr als einen Geächteten mit Gefahr seines eignen Lebens, und machte sich kein besonderes Verdienst daraus. Sein sittlicher Instinkt leitete ihn richtiger als seine verworrene Philosophie; und hätte er nicht geglaubt, diese aus Eitelkeit fest halten zu müssen, so würde ihm eben dann, wenn er um einer rechtschaffenen That willen sein Leben auf's Spiel setzte, der Glaube an Gott in die Hände gegangen seyn.

* * *

Misanthropie und Philanthropie scheinen so fest an einander gewachsen, wie jenes Zwillingspaar, das man nicht trennen

konnte, ohne beyde zu tödten. Von beyden giebt es der Arten und Farben mehr als Eine. Welch' ein Unterschied zwischen der Misanthropie eines Pascal und eines Chamfort, und zwischen der Philanthropie eines Fenelon und Basedow!

* * *

Wer die Vernunft nur in dem Augenblicke der Noth zu Hülfe ruft, wird wenigen Trost von ihr haben. Mit der Religion ist es eben das. Nicht das Werkzeug macht den Künstler, sondern die Uebung. Was hilft dem ein Arsenal, der nie einen Bogen gespannt, nie eine Flinte abgeschossen hat. Die Feinde fallen über ihn her, eh' er sein Werkzeug in Stand gesetzt hat, und richten es gegen ihn. Kann doch wohl selbst der, welcher Religion und Weisheit zum täglichen Geschäfte seines Lebens gemacht hat, in so feindselige Verhältnisse gerathen, daß er sich von diesen Trösterinnen wie vergessen glaubt; so daß selbst ein Christus am

Kreuze ruft: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?

* * *

Jedes große und edle Gefühl, das wir uns aneignen, jede tugendhafte Handlung, die wir vollbringen, ist eine Sprosse an der Leiter, welche zu Gott führt. Alle Erkenntniß Gottes geht von der Tugend aus. Die Tugend aber ist eine Gabe Gottes. Ohne Gott giebt es weder Weisheit, noch Heiligkeit; und Gott ist der Weisheit und Heiligkeit Mittelpunkt.

* * *

Das Glück ist ein Usurpator, das Verdienst ein legitimer Besitzer. Man muß sich frühzeitig gewöhnen, den legitimen Besitz in den Händen des Usurpators zu sehen, wenn man zufrieden leben will.

Das Verdienst liegt meist, wie die edelsten Metalle, in der Tiefe, und es bedarf einer eigenthümlichen Gabe, um sein Daseyn zu ahnden. Wer Großes ausführen

will, muß die Wünschelruthe der Menschenkenntniß zu führen verstehen. Alexander der Große, Julius Cäsar, Friedrich der Zweyte und Napoleon haben sie besser geführt, als die meisten andern ihres Standes, und ein guter Theil des Großen, das sie ausgeführt haben, kömmt auf die Rechnung dieser unschätzbaren Gabe.

* * *

Wenn die Astronomie die erhabenste aller Wissenschaften ist, so ist wohl die Wappenkunde die allerarmseligste. Und doch was ist auf der Rangliste der Welt ein Wappenherold für ein ganz andrer Mann als Copernicus und Kepler, Herschel und Frauenhofer!

* * *

Das reichste menschliche Glück ist doch nur eine Blume, die auf Dornen wächst. Oft ist es so hinfälliger Natur, daß es sich kaum gezeigt hat, als es schon hinwelkt. Und doch müht man sich auch um diesen

kurzen Genuß! Aber nur das Glück hat einen Werth, das, wenn es vergeht, einen Saamen zurückläßt, welcher Früchte für die Ewigkeit trägt.

* * *

Die wahre Bescheidenheit ist darum so schön, weil sie die Herrschaft der Idee des Vollkommenen im Gemüthe verkündigt, und zugleich der Aufrichtigkeit und Wahrheit den Sieg über die Macht der Eitelkeit giebt.

Stolz, Dünkel und Anmaaßung ist eben darum gemein, weil er die Abwesenheit der Idee des Vollkommenen verräth, ohne die es nichts Großes und Edles giebt.

* * *

Wenn die Undankbarkeit die Wohlthätigkeit vernichten dürfte, so müßte die Welt täglich Einmal in einer Sündfluth oder in Flammen untergehen.

Gemeine Seelen verhärtet der Undank, den sie erfahren; zarten Gemüthern ist er eine Aufforderung zu neuer Wohlthätigkeit.

Wohlthätigkeit, die der Undank auslöschen kann, ist keine Tugend, sondern wie ein schlechter und lockrer Zunder, auf den die Eitelkeit einen Funken geworfen hat, der eben so schnell erlischt, als er gezündet hat.

* * *

Die wahre Herzensgüte nährt sich an dem Guten, das sie an andern thut. Der Gute liebt den, welchem er Gutes erweißt, wie der Böse den haßt, dem er ein Unrecht zugefügt hat.

* * *

Man kömmt nicht weit auf seinem Wege, wenn man, wie die Kinder, jeder Blume und jedem Schmetterlinge nachjagt. Die Eitelkeit, die, von dem Reize des Augenblicks beherrscht, bald zu diesem, bald zu jenem Ziele flattert, richtet die besten Kräfte zu Grunde. Niemand hat es in irgend einer Sache zu etwas Bedeutendem gebracht, der nicht früh Ein Ziel in das Aug gefaßt,

und die gewählte Richtung mit Beharrlichkeit verfolgt hat.

* * *

Wie mancher haßt seinen Nachbar aus keinem andern Grunde, als weil er sich bewußt ist, den Haß seines Nachbars zu verdienen!

* * *

Das tiefste Wesen der Menschheit tritt in der Liebe hervor. Wahre Liebe ist die Mutter wahrer Tugend. Nichts Schlechtes kann neben ihr bestehen. Sie ist ein Kind des Himmels, und führt zum Himmel. Während alle Eroberungen des Verstandes nur ein unbefriedigtes Verlangen nach Erweiterung entzünden, giebt die Liebe in ihrer reichen Fülle jene Befriedigung, die der Seligkeit entspricht. Selbst eine unglückliche Liebe hat davon so viel, daß, um dieses Restes willen, selbst ihre Schmerzen uns theuer sind.

* * *

Für ein Herz, das sich der Dankbarkeit nicht entschlagen kann, ist es das größte Mißgeschick Menschen verpflichtet zu seyn, die es verachten muß.

* * *

Wer sich fürchtet, Andre nöthigenfalls zu beleidigen, wird nie der Erfüllung seiner Pflicht gewiß seyn. Wer ohne Noth beleidigt, wird die Hülfe Andrer oft entbehren müssen, wo er ihrer bedarf. Wer oft ohne Grund beleidigt, beladet sich, um eines schlechten Vergnügens willen, wenn er die Beleidigung nicht gut macht, mit Haß; wenn er sie gut macht, mit Geringschätzung.

* * *

Da alle menschliche Wissenschaft, wie umfassend sie auch seyn mag, es niemals weiter bringen kann, als zu einer gründlichen Erkenntniß der menschlichen Unwissenheit, so kann das Streben nach dem Wissen nicht das Höchste und Letzte seyn. Das

letzte Ziel dieses Strebens ist und bleibt die Furcht Gottes, dessen Erkenntniß in dem Schooße jener unbesieglichen Unwissenheit, wie das Licht in dem Schooße der Nacht geboren wird.

* * *

Die Kluft zwischen Gott und dem Menschen ist so groß, daß der Mensch verzweifeln müßte, je zu dem Anschaun des Höchsten zu gelangen, wenn ihm Gott nicht entgegenkäme. Dieses geschieht, indem er sich in großen, frommen und reinen Seelen offenbart. Eine solche Offenbarung ist Christus gewesen. Mit Recht sagte dieser, und eben in diesem Sinne: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kömmt zum Vater als durch mich.

* * *

Wie durch den Ungehorsam die Sünde in die Welt und in das Herz des Menschen kömmt, so kömmt die Seligkeit aus dem Gehorsam. Das Gesetz, dem Du Dich

unterworfen haſt, iſt in Dein Herz geſchrieben; es iſt in göttlichen und heiligen Worten ausgeſprochen, und wenn Du es nur vernehmen willſt, kömmt es Dir von allen Seiten entgegen. In Dir und außer Dir ſind die Gebote Gottes aufgeſtellt. Aber was könnte es helfen, wenn auch die Steine predigten, wenn die wilde Begierde, die kein Geſetz ehrt, wenn die Leidenſchaft, die es mit Füßen tritt, Dein Ohr umbrauſt; wenn Dein Stolz den Gehorſam eine Knechtſchaft ſchilt, und Dein Zorn die Tafeln des Geſetzes ſchonungslos zerſtört? Darum muß die Erziehung des Menſchen von der Zucht ausgehen, damit der Gehorſam möglich werde. Aus dem Gehorſam aber erwächſt die Liebe, und Liebe reinigt jede Begierde und Leidenſchaft, ſo daß, was ohne Liebe zerſtörend wüthete, nun mit ihr dem Geſetze dient. Denn was iſt Begeiſterung anders, als die Leidenſchaft des Guten? Und wie kann Begeiſterung

möglich werden, außer durch den mit heiliger Liebe vereinten Glauben an das Rechte, an die Stimme Gottes in uns, und den Wiederschein einer höhern und heiligern Welt; die wir, bis wir in sie zurückkehren, wenn auch nur mangelhaft, doch nach unsrer Kraft, in uns und außer uns herzustellen suchen müssen.

Die Seligkeit des Menschen besteht in dem vollkommenen Zusammenklange seiner Gefühle und Gedanken, seines Wollens und Thuns. Jedes von diesen einzeln genommen gleicht dem einzelnen Tone, der, wie rein er auch sey, doch nur ein geringes Vergnügen gewährt, während das Zusammenschmelzen mehrerer solcher Töne uns in Entzücken setzt. Wie aber die mannichfaltigsten Töne der verschiedenartigsten Werkzeuge durch die Einheit einer Idee, nach deren Darstellung sie gemeinschaftlich streben, in Zusammenklang gebracht wer-

den, so ist auch in dem Innern des Menschen ein idealer Mittelpunkt, nach welchem sich die ganze Mannichfaltigkeit seiner Gedanken und Neigungen, seiner Bestrebungen und Wünsche hinneigen muß. Dieser Mittelpunkt ist die Idee der göttlichen Heiligkeit, durch die sich der Mensch auf Gott bezieht, welcher die Quelle aller Seligkeit ist.

* * *

Ich habe irgendwo gelesen, es sey ein heroischer Gehorsam die Gesetze Gottes zu beobachten, bloß weil es Gottes Gesetze sind, ohne einer zeitlichen Belohnung gewiß zu seyn, oder auf eine künftige mit Sicherheit zu hoffen. Es scheint in der That, daß dieser Heroismus bey einer reinen Tugend vorausgesetzt wird, und daß jede andre, indem sie auf Belohnung zählt, zu einem wucherlichen Handel wird, bey dem man für einige Anstrengungen und Opfer unendlichen Gewinn hoffte. Soll darum

die Hoffnung der Seligkeit und der Glaube an ein Verhältniß des künftigen Zustandes mit dem gegenwärtigen, unsers Thun und Lassens mit einer Vergeltung die Tugend aufheben? Keineswegs. Wie Dein Mund singt, wenn Dein Herz fröhlich ist, so wirst Du auch tugendhaft seyn, wenn Du fromm bist. Du thust es nicht um Lohn, aber der Lohn ist in dem Thun selbst. Wie Du nun weißt, daß es auch hienieden kein Glück ohne Tugend giebt, so erwarteſt Du auch in einem höhern Leben eine erhöhtere Seligkeit, als unmittelbare Folge einer vollkommeneren Heiligkeit. Dieß ist ganz etwas Anderes, als fromm und tugendhaft seyn, um des Lohnes willen, so wie es etwas Anderes ist nach Wissenschaft und Bildung streben, um irgend eines äußern Vortheils willen; und etwas Anderes, weil es schön und erfreulich ist, durch Kenntnisse gebildet zu seyn. Das wahre Christenthum weißt auch hier auf das Rechte

hin, indem ihm die guten Werke, als solche, und ohne einen frommen und heiligen Sinn, zur Seligkeit unzulänglich sind. Das falsche kehrt die Sache um.

* * *

Da die Furcht vor dem Uebel heftiger wirkt und länger anhält, als die Freude an dem Guten, so ist es kein Wunder, daß es mehr Aberglauben als Glauben giebt. Denn es ist das Eigenthümliche des Aberglaubens, daß er sich, um wirkliche oder erträumte Uebel abzuwehren, um seiner Sicherheit willen unbedenklich sogar an das böse Princip wendet, oder von dem guten Princip durch jedes, auch das unsittlichste Mittel Schutz gegen irdische Uebel zu gewinnen sucht.

* * *

Man kann sich gar wohl denken, daß in einer künstlich geordneten Despotie — einer byzantinischen etwa — der Autokrat gestorben ist, ohne daß das Volk das ge-

einzige davon inne wird. Die zahlreiche Dienerschaft drängt sich nach wie vor in den Räumen des Pallastes; die Wachen wechseln nach wie vor, die Speisen werden bereitet wie sonst und in das Heiligthum seines innern Gemaches getragen; auch das Räderwerk der gewöhnlichen Regierungsgeschäfte kann geraume Zeit noch fortgehen, nachdem die anregende Federkraft zu wirken aufgehört hat. Ein Stern erlischt; aber die Boten seines Daseyns, die Strahlen seines Glanzes wandern noch tausende von Jahren hindurch zu unsern Augen, und wir sind alle auf das Daseyn des erloschenen Sterns zu schwören bereit. Dasselbe kann auch mit den Geschöpfen des Aberglaubens geschehen. Umringt ein Götzenbild, wie fratzenhaft es auch sey, mit Altären und Tempeln; ordnet ihm lange Reihen von Dienern in mannichfaltigen Abstufungen zu; schreibt diesen Dienern ein strenges Gesetz von Casteyungen, Unterwürfigkeit und

seltsamen Gebräuchen vor; häuft Festtage auf Festtage, und lasset diese mit eben so vielem blendenden Prunke als geheimnißvollen Ernste begehen — und ihr werdet für den unförmlichen Götzen gläubige Anhänger und fanatische Verehrer haben, die auf die Göttlichkeit ihres Unholdes schwören und jeden Zweifler zu erwürgen bereit sind. Durch die Macht dieser Aeußerlichkeiten dauerte das Heidenthum eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch, und wich erst der Zerstörung seiner Tempel und der Auflösung seiner Priesterschaft. Da erst starb der Glaube an das Alte ab, und machte dem bessern Glauben Platz, welcher schüchtern in stiller Verborgenheit erwachsen für strafbare Gotteslästerung galt, weil er dem todten Götzen, der im Besitz war, den wahren und lebendigen, aber durch keinen Prunkdienst gefeyerten Gott vorzuziehen wagte.

* * *

Die Abergläubischen, welche Gott nach ihren Leidenschaften modeln, und diesem Gebilde — dem Götzen ihrer Verkehrtheit und Selbstsucht — nicht nur selbst die Ehrfurcht zollen, die dem Heiligsten gebührt, sondern auch andern gleiche Ehrfurcht aufzwingen wollen, diese Scheinfrommen sind die wahren Prediger des Atheismus.

Prediger des Atheismus sind auch die, welche das Aeußere des Cultus mit unnachlaßlicher Strenge beobachten, und auch wohl andere zu beobachten zwingen, während sie das Innere der Gottesfurcht durch Falschheit, Frevel, Betrug, Habsucht und böse Lüste verleugnen.

Der theoretische Atheismus verträgt sich mit strenger Tugend. Er ist ein Irrthum des Verstandes, den bey wohlgearteten Menschen das Herz täglich und stündlich Lügen straft. Er befolgt das Gesetz und leugnet den Gesetzgeber. Er bringt ohne Murren den Tribut seiner Opfer, und

weißt die Huld des Empfängers von ſich. Er will lieber in troſtloſer Nacht wandeln, als dem Lichte folgen, das ihm die ewige Güte anbietet. Er iſt ein Wahnſinn, aber kein Verbrechen.

* * *

Es iſt dem Menſchen eigenthümlich nach Urſachen zu fragen, und in dieſem Forſchen nicht ruhen zu können. Wozu? Glücklicher wird er durch dieſes Forſchen nicht, wohl aber oft unzufriedner. Kinder und ſinnliche Menſchen, denen die Erſcheinung genügt, befinden ſich ohne Zweifel in einem behaglichern Zuſtande als derjenige, der ſein ganzes Leben hindurch in den Tiefen der Wiſſenſchaft wühlt, um zuletzt, nach unendlicher Anſtrengung, wahrzunehmen, wie wenig er weiß. Da es nun aber dieſer unbezwingliche Hang iſt, der uns auf der Leiter der Urſachen endlich auf den abſoluten Grund aller Erſcheinung und alles Daſeyns führt, ſo muß ſich wohl in ihm auch

die Bestimmung des Menschen kund thun, der er ohne weitere Rücksichten folgen muß. Diese Bestimmung aber ist nichts anders als das Aufsteigen von dem Irdischen zu dem Ewigen, von der Welt zu dem Schöpfer der Welt.

* * *

Wie die Wahrheit in Gott ist, so ist auch das Streben nach Wahrheit, ohne alle weitere Rücksicht auf Gebrauch und Vortheil — ein Streben, das gemeinen Menschen eine Thorheit scheint — göttlich, dämonisch und ein sichres Unterpfand einer höhern Bestimmung.

* * *

Es ist ein großer Unterschied, ob man an einer Sache nicht zweifelt, oder ob man ihrer gewiß ist. Wem eine heilige Inquisition das Zweifeln verbietet, und bey jeder Annäherung des Zweifels Ketten und Martern, Kerker und Scheiterhaufen, Aechtung und Beraubung, und im Hintergrunde von

Allem die ewigen Flammen der Hölle zeigt, der kann doch keinen Augenblick ſicher ſeyn, daß ihm ſein anbefohluer und eingeſchreckter Glaube nicht wie Schnee in der Hand zerrinne.

* * *

Es iſt gar nicht ungereimt anzunehmen, daß Gott dem Weltall eine Seele gegeben, welche die nächſte Urſache aller Formen und Erſcheinungen ſey. Der ganze Mechanismus der Natur kann ihr Werk ſeyn; was aber außerhalb dieſes Mechanismus in dem Gebiete der Freyheit liegt, iſt unmittelbare Wirkung eines Weſens, das über die Weltſeele unendlich erhaben, welches Gott iſt. Jene Seele der Welt, die wir auch Natur nennen, ſchafft das Leben in ſeinen mannichfaltigſten Formen, und ihr Streben iſt eben auf Mannichfaltigkeit und Wechſel, und auf Erhaltung durch Zerſtörung gerichtet. Sie kann Alles ſchaffen, nur Tugend nicht. Daß aber die Tugend, d. h. die ſittliche Freyheit, einer höhern Abkunft iſt,

und höhern Gesetzen gehorcht, erhellt schon daraus, daß sie die Macht der Natur überwinden kann, und um ihre Heiligkeit zu behaupten, die Form des physischen Daseyns, an das sie gebunden ist, aufopfern muß.

* * *

Wenn die Natur mit ihrem rastlosen Schaffen und Wirken uns nicht von Kindheit auf und ohn' Unterlaß umgäbe, wir würden in Bewundrung und Staunen untergehen. Erregt doch schon menschliche Kunst ein so gewaltiges Staunen; und was ist alle menschliche Kunst gegen die der Natur? Der Künstler wählt einen ihm bequemen Stoff, in welchem er eine Form darstellen will, die er meist auch selbst wählt, und diese Darstellung muß sich begnügen mit Verähnlichung der Oberfläche. Das Innere bleibt roh, formlos, ungestaltet. Dahingegen drückt die Natur jedem Stoffe nach Gutdünken eine beliebige Form auf, bildet ihn aber zugleich in seinem Innern

durch und durch bis auf den erſten, ſterblichen Augen verborgenen Keim. Und jedem ihrer Werke, das ſie organiſch bildete, giebt ſie einen Antheil ihres Lebens, das ſich mit wunderbarer Kraft immer von neuem erzeugt, endlos vermehrt, und bey dem mannichfaltigſten Wandel dennoch beſtändig erhält. Das kleinſte, wie das größte Geſchöpf, auch nur als Maſchine betrachtet, zeigt eine Tiefe des Verſtandes der Natur, dem auch nur nachzuſpüren wenigen, durch Geiſt, Scharfſinn und Raſtloſigkeit ausgezeichneten Forſchern gelingt. Wenn ich mich in dieſen Betrachtungen verliere, wenn ich von der unendlichen Mannichfaltigkeit der Geſchöpfe, die dieſe kleine Erde füllen, zu dem grenzenloſen Weltgebäude emporſteige, von der Sonne zu dem Sirius und bis in die Nebelſterne der Milchſtraße hinaus, da erſcheint mir alle menſchliche Kunſt — wie herrlich ich ſie auch denken mag — ſo arm und klein, und die Erfor-

schung der Natur dünkt in ihren kleinsten, wie in ihren größten Erscheinungen mir das einzige, des Menschen würdige Geschäft zu seyn.

* * *

Ich möchte tausendmal lieber todt seyn, als mich in den Wahn hineinaltern, daß es nichts Großes und Reines auf Erden gäbe. Darum ist es auch wahrlich kein Unglück früh zu sterben, wenn noch die ganze Kraft des Geistes das Höchste umfaßt; wenn der Mensch noch nicht so fest an der Erde hängt, und sich noch nicht so gemein gemacht hat mit dem Gemeinen, daß er die Ideale seiner Jugend vergäße oder wohl gar verlachte.

* * *

Die Tugend ist nicht das letzte Ziel des Menschen, sondern die Vereinigung mit Gott durch die Tugend. Auf diesem Wege trifft Moral und Religion zusammen. Wahre Religion will nur durch Tugend und Hei-

ligung zu Gott bringen; die falsche will die Vortheile der Seligkeit durch Hofdienst, Werkheiligkeit und kleine Opfer für großen Lohn erobern.

Die, welche Tugend üben, nur um der Tugend willen, ohne Beziehung auf Gott, sind hoch zu achten, aber sie bleiben auf halbem Wege stehen, und verschließen die Augen vor dem Glanze des Ziels, das am Ende ihrer Laufbahn strahlt.

* * *

Durch die ganze Natur, von Gottes Thron aus, geht ein Strom der Harmonie, der das, was irdisch geschieden ist, geistig eint. Wo wir in dem Mannichfaltigen der Erscheinungen diese Harmonie finden, da scheint sich unserm Geiste eine unendliche Tiefe zu öffnen, in welcher wir mit Entzücken die Gottheit ahnden, welche die Quelle aller Eintracht ist.

* * *

Fast durch alle Jahrhunderte des Christenthums geht der Wahnsinn, daß ein gewisser Glaube, nachdem er sich der Herrschaft bemächtigt, das Recht habe zu verfolgen und zu quälen, um sich allein geltend zu machen. Neben dem Baume der Liebe, welcher Mittel gegen alle Uebel trägt, ist der Giftbaum des grimmigsten Hasses, und auf ihm die Giftfrucht aller nur denkbaren Gräuel gewachsen.

Das sittliche Wesen des Menschen und seine Tugenden sind zunächst an die menschliche Gesellschaft geknüpft, und es giebt keine Liebe zu Gott, die nicht mit der Liebe der Menschen zusammen hinge; wie denn auch diese des Christenthums erstes Gesetz ist. Eine Religion also, die nicht aus dieser Wurzel erwächst, mag alles andere seyn, nur Christenthum ist sie nicht. Die Wurzel des Fanatismus aber ist Haß, ein recht bittrer, eigenliebischer und hochmüthiger Haß, der keinen Widerspruch, ja, keinen

Zweifel duldet; was ihm nicht anſteht, mit Gewalt bekämpft; lieber mordet als belehrt, und in dem Wahnſinne ſeiner Mordluſt mit blutbefleckten Händen von dem Gotte der Liebe Belohnungen fordert. Wenn ihm aber zu ſolchen Glaubensthaten die Gelegenheit mangelt, trennt er ſich von den Menſchen, ſeinen Brüdern, die er verachtet; brütet in der Einſamkeit ſeinen Hochmuth groß, und wähnt ein Heiliger zu ſeyn, weil er nichts für Andre thut, keine Pflichten erfüllt, ja, die ſchönſten und heiligſten Gefühle der Menſchheit aus ſeinem Herzen geriſſen hat.

* * *

Wo man des Glaubens iſt, daß die Seligkeit durch Meinungen bedingt werde, da ſind die Troquemadas und das Arſenal ihres entſetzlichen Gerichtes unentbehrlich. Dann iſt Einheit in dieſen Meinungen — wie ſie auch immer entſtanden ſeyn mögen — das Erſte; und es iſt in der Ordnung, Je-

den, der diese Einheit stört, durch alle Mittel auf den schmalen Weg der übrigen Heerde zurückzuzwingen. Dann ist Mord, an Andersgesinnten verübt, ein Gott gefälliges Opfer, und es ist recht mit Ziska zu sagen: „Fluch dem, der nicht seine Hände in dem Blute der Sünder gewaschen, und sich geheiligt hat in dem Blute der Unheiligen!“

Das Christenthum ist seiner ganzen Entstehung nach die Religion der leidenden Menschheit. Die Alten hatten keine Hospitäler; in christlichen Ländern ist die Besorgung der Kranken ein Hauptgegenstand der öffentlichen und Privatsorge geworden. Wie oft haben Fürstentöchter aus Demuth und christlicher Liebe ihren Schmuck abgelegt, um Wunden zu heilen, Schmerzen zu lindern, und den Bettler auf seinem Dornenlager zu pflegen, zu erquicken, zu trösten! So hat die Religion, die zunächst nur den

Himmel in den Augen zu haben scheint, auch das Leben hienieden erleichtert.

* * *

Vergebens trauerst Du über das Gute, das, wie Du wähnest, untergegangen und vernichtet ist. Es geht nichts unter und es wird nichts vernichtet, das werth ist zu leben. Stoße die Wahrheit bis in den Grund des Meeres hinab; sie arbeitet sich doch wieder herauf, und erscheint dann meist geläuterter und schöner. Wie arg sie auch der Blödsinn verkennen, oder wie tief er sie in die Erde vergraben mag, immer entgeht ihm ihre göttliche Kraft, und immer bietet sie der Menschheit, die sie mit unerschütterlicher Treue liebt, von neuem ihre Blüthen und Früchte dar. Geht man die Geschichte des menschlichen Geistes, das heißt seiner Meinungen und Ueberzeugungen, durch, so sollte man fast meinen, daß der Gottheit die zufällige Verbreitung des Wahren angenehmer sey, als die metho-

diſche; oder, um beſſer zu ſagen, ſie will, daß ſie ſich den Menſchen frey und ohne Zwang anbiete, und von ihnen in freyer Liebe umfaßt werde. Es hat nie an Menſchen gefehlt, die der Wahrheit, oder dem, was ihnen Wahrheit ſchien, ihren Arm und ihr Schwerd anboten; ſie erzwangen auch wohl eine Art von Ehe mit ihr, aber dieſe Ehe trug keine Frucht. Es war eben, als ob ſie einen Wald pflanzten, wo jeder Baum von dem Pfahle der Gewalt gehalten wurde; aber keine Wurzel trieb in den Boden, und da ſich der Sturm erhob, lag Alles danieder. Auch Früchte waren daran gebunden, glänzend und lieblich anzuſehen; aber ſie fielen faul herab, und dann erſt flieg vielleicht aus dieſem und jenem frey gewordenen Saamenkorne, wo man es nicht vermuthend war, ein friſcher, kräftiger Schoß empor. Wie oft iſt ein flüchtiges Wort, zur guten Stunde geſprochen, in die Tiefen eines Herzens gedrungen, das

früher keiner Lehre zugänglich war; wie oft hat ein anderes eine Welt von Gedanken erzeugt, und den hellen Tag der Erkenntniß in der Finsterniß angezündet? Du thust besser und frömmer, diesen Zufall, welchen die göttliche Weisheit regiert, in Demuth anzubeten, als Deine Wahrheit den Menschen aufzudringen. Jede Gewalt ist hier sündhaft, ja, die größte der Sünden gegen den freyen Geist. Nur was sich frey gestaltet, erfreut sich der Dauer. Darum sind diejenigen die grausamsten Feinde der Wahrheit, die ihren Acker mit dem Schwerde pflügen, und sie selbst an das Joch der Gewalt fesseln; und mit welchen Titeln und Würden sie sich auch schmücken mögen, sie sind jenem Tyrannen gleich zu setzen, der in seinem ehernen Stier jede wehklagende Stimme in einen Lobgesang umzuwandeln verstand.

Verlaß einmal den Wust Deiner Bücher, und tritt unter die Menschen, damit das todte Wort lebendig und Dein Glaube geprüft werde. Diese Wuth zu lesen, die sich der Menschen in unserm Jahrhundert bemächtigt hat, kömmt mir oft wie die Wuth des wilden Jägers, wie eine wahre Verdammniß vor. Immer vorwärts nach einem Ziele, das, wie der Horizont, nimmer erjagt wird; immer nach Außen getrieben, nie in das Innere schauend, ein Spielwerk der Meinungen, jedem festen Glauben entfremdet — das ist der Zustand dieser mit der Lesewuth behafteten Kranken. Viel Trägheit ist dabey, und auch des Hochmuths nicht wenig. Es ist ergötzlich zu wähnen, man denke das selbst, was man ließt, und die Verantwortung doch auf den zu schieben, der es uns zu denken giebt. Auch bequem ist es nur in sich aufzunehmen, wie ein Gefäß; aber auch nur bequem. Denn, wie das Gefäß, so

erweitert auch der Geiſt ſich nicht, der nur aufnimmt, und nährt ſich nicht, und erhebt ſich nicht. Auch füllt er ſich nimmer an, und was er aus ſeinem Vorrathe ſpendet, weiß ihm niemand recht Dank. Das Weſen des Geiſtes iſt der Flamme gleich; was Du ihm zuführſt, ſoll die Flamme nähren; aber wer die lebendige Kraft durch unabläſſiges Zugießen erſtickt, wird bald im Dunkeln ſitzen. Auch dem Saamenkorne gleicht der Geiſt, das von Wärme und Feuchtigkeit genährt, Keime treibt, in die Luft aufwärts ſtrebt und Blätter und Blüthen entfaltet, aus denen neuer Saame zur Erde fällt. Im Uebermaaße des Regens aber fault es dahin, oder es verdorrt im Uebermaaße der Hitze. Darum, wenn Dir um Bildung zu thun iſt, mäßige Deine Luſt nach fremden Gut, und verſäume nicht im Schweiße Deines Angeſichtes den eignen Acker zu pflügen, ſtatt die Ernte der Nachbarn in Deine Scheune

zu führen. Denn nicht nach dem, was der Mensch hat, sondern nach dem, was er mit seiner Habe thut und schafft, wird sein Werth geschätzt.

* * *

Ich halte nicht viel von der Wahrheitsliebe eines Menschen, der über das, was er denkt und glaubt, die mündliche Mittheilung scheut. Freylich beunruhigt der Widerspruch, und auf dem Pfühle des Wahnes liegst Du in Deinen vier Wänden ruhiger. Es mag Dir freylich oft begegnen, daß Du recht gewiß, recht stolz aus Deinem Studirzimmer wie aus einem Tempel untrüglicher Wissenschaft trittst, und wenn Du Deine Offenbarungen kund gethan hast, mit gesenktem Haupte und mit Zweifeln belastet nach Hause zurückkehrst. Aber so soll es eben seyn. Zerstöre den Bau der Ameise und das Gewebe der Spinne, so oft Du willst; rastlos baut und webt sie es wieder; ja, sie setzt ihr Leben daran. So das

Thier, das Du unvernünftig nennst. Und der vernünftige Mensch, er, der ein Zweig der göttlichen Natur zu seyn sich rühmt, er, dessen innerstes Wesen auf Wahrheit und Erkenntniß ruht, er sollte aus ruchloser Trägheit das Unhaltbare fest halten, das Zerstörte nur bejammern, und lieber die Andersgesinnten fliehen und verketzern, als alle seine Kraft, und, wenn es seyn muß, sein Leben an den Bau der Wahrheit zu setzen?

* * *

Seitdem ich mich aus der Welt zurückgezogen habe, und nur mit wenigen lebe, genieße ich sie besser und reiner als vorher. Die Freuden und Genüsse, die sie mir geboten, die Erfahrungen, die ich in ihr gesammelt habe, Alles, was ich sah und hörte, ist mir geblieben, und hat sich durch die Zeit und die Ferne gereinigt. Was sich ehedem zu hart an mich drängte, mich

gleichsam umschlang und gefangen nahm, ist jetzt, da es weiter von mir zu stehen scheint, zum bequemen Stoffe geworden, den meine Einbildungskraft nach Gutdünken bearbeitet, mein Verstand ruhig zerlegt, und mein Herz, ohne Verletzung, mit Freude und Wehmuth genießt. Es ist mir, als liebte ich die Menschen mehr, seitdem ich sie mehr im Ganzen und aus der Ferne beschaue, wo ihre einzelnen Gebrechen und Mängel verschwinden; und das ganze Treiben der Welt, in dem mir oft bis zur Uebelkeit schwindelte, erscheint mir jetzt wie eine lustige Parodie, von Harlekin und Columbine auf den Bretern aufgeführt. Ich sehe ihre Thorheiten ohne Aerger, ihre Schlechtigkeiten ohne Bitterkeit, und dagegen das Gute und Große, da es sich reiner von der Masse absondert, mit einer größern und innigern Theilnahme. Die Verwirrung der Verhältnisse hört auf feindselig auf mein Inneres zu wirken; die Wage

des Guten und Böſen liegt feſter in meiner Hand, und die ſittlichen Erſcheinungen ſtehen in ſchärfern und reinern Umriſſen vor meiner Seele. Die Nebel der Eitelkeit zerrinnen immer mehr; ich habe kein Intereſſe mehr mich oder Andre zu täuſchen; ich ertrage die unverbeſſerlichen Mängel meiner Natur mit geringerem Verdruß, und ändere, was ſich ändern läßt, mit geringerer Mühe. Muthiger als ſonſt trete ich jetzt meinen Vorurtheilen entgegen, und ſcheue die Anſichten weniger, die den Meinigen entgegengeſetzt ſind. Der Kampf gilt jetzt der Wahrheit allein. Ich bin nicht beſchämt, mich beſiegt zu ſehen; ich triumphire nicht, wenn ich obſiege; aber ich freue mich in meiner Stille, wenn ich einen alten Wahn in mir gründlich zerſtört, einen alten Glauben von neuem befeſtigt habe. In dieſem Streben meiner Einſamkeit bin ich oft ſo glücklich, als ob ich ſchon geſtorben wäre, und die Erde mir

wie ein leuchtender Hesperus, ohne schmutzigen Dunstkreis, als ein Gegenstand der Freude, der Bewunderung und der Wehmuth erschiene.

* * *

Nichts ist ehrwürdiger als ein Greis, der die Prüfungen der Eitelkeit, der Wollust, des Hochmuthes, der Rangsucht, des Geldgeizes rüstig überstanden, und seine Argo durch all diese Klippen ohne Leck geführt hat. Die Anzahl solcher Greise ist sehr gering. Die meisten Menschen, die nicht an ein Ruder angeschmiedet, sondern freye Herren ihres Fahrzeugs sind, bleiben gleich beym Ausfahren an einem jener Riffe hängen; arbeiten sich dann zum andern und dritten hin, und so fort, bis sie endlich auf der wüsten Insel des Geizes sitzen bleiben.

* * *

Um mit der größten Strenge wahr und rechtschaffen zu seyn, muß man das Maaß seiner Kräfte genau kennen, und nichts un-

ternehmen, was dieſem Maaße nicht angemeſſen iſt. Das Gegentheil führt mehr oder weniger zur Prahlerey, die allmählig das Urtheil wie den Character verfälſcht.

* * *

Für einen Menſchen, welcher weiß, was er will, und ein beſtimmtes Ziel vor Augen hat, das ihn wie ein untrüglicher Polarſtern durch alle Syrten des Lebens leitet, giebt es immer hundert, die, wie ſchlaftrunken in der Finſterniß umher tappen, bald von einem Geſpenſte der Hoffnung vorwärts gezogen, bald von dem des Verzagens zurückgehalten; und ohne Unterlaß das Haupt bald dahin bald dorthin werfend, wo neckende Stimmen lockend durch einander ſchreyen. Der weiſe Mann ſchreitet rüſtig durch den Spuk, nur auf die Eine Stimme in ſeinem Innern hörend, und gelangt zum Ziel. Die Andern verlaufen ſich, nach unſäglicher Mühe und vielem vergeblichen Schweiß, in die ſchmutzigen Untie-

fen des Lebens, wo sie ihr Mißgeschick anklagen, oder auf den Jammer des Lebens schelten, und, wenn sie es könnten, Gott wegen ihres Blödsinns zur Rechenschaft fordern möchten.

* * *

Die Gültigkeit der Gebote unsrer Vernunft anerkennen, ohne einen Gott über ihr, dessen Organ die Vernunft ist, heißt einen Frieden auf die härtesten Bedingungen mit einem Gesandten abschließen, der kein Creditiv aufzuweisen hat.

* * *

Der Himmel mit allen seinen Sternen und seinem ewigen Gesetz, alle diese Welten, die sich in regelmäßigen Kreisen um und durch einander drehen, diese Weltgebäude ohne Ende, neben- über- unter und hinter einander gebaut — dieß Alles hat gar nichts erhabenes an sich, als in so fern es an dem Herzen Gottes liegt, und ein sichtbares Zeichen seiner Unendlichkeit ist.

Dieſe Idee des unendlichen Gottes, der die Unermeßlichkeit der Welt umſpannt hält, wird nicht durch Betrachtung des Himmels gefunden, ſondern zu ihr hingebracht, und iſt eben die Vermittlerin des entzückenden und begeiſternden Gefühls, in das wir bey der Betrachtung des Himmels verſinken.

* * *

Für das, was den Menſchen zunächſt umgiebt, iſt er blind; ſelbſt das, was ihm der nächſte Augenblick verheißt oder droht, kennt er nicht, und wühlt ſich daher mühſam, dem Maulwurfe gleich, durch die Erſcheinungen hin, die ihm das rechte Licht entziehen. Nur für das iſt ſein Auge hell, was jenſeits der Erſcheinungen liegt. So geht der blinde Oedipus an der Hand ſeiner Tochter bettelnd durch das Land; nachdem er aber den Scheideweg des Lebens betreten hat, geht der Blinde, vom innern Lichte erleuchtet, vor den Sehenden her,

und findet ohne Irrthum den Weg zu den Göttern.

* * *

Wer für eine Meinung sein Leben aufopfert, beweißt nur, daß diese Meinung mit seiner ganzen Persönlichkeit auf das Innigste verwachsen ist. Uebrigens kann sie grundfalsch und ein grober Irrthum seyn. Das Führwahrhalten einer Meinung hängt oft an den zufälligsten Verknüpfungen.

* * *

Eine Religion, die sich mit Ceremonien umgiebt, diese mit hoher Wichtigkeit behandelt, und sie vermehrt und erweitert, stirbt eben an diesen Aeußerlichkeiten ab, wie die Korkeiche, wenn sie nicht ihrer Rinde entledigt wird.

Das, was die Annäherung des tausendjährigen Reiches am gewissesten erwarten läßt, ist das rasche Fortschreiten, die mächtige Erweiterung der Wissenschaften nach allen Seiten hin. Nie hat es in die-

ser Rücksicht eine so rege, so fruchtbare Zeit gegeben. Jeder Tag deutet neue Wege in unbekannte Gegenden an; immer weiter dringt das Licht, immer tiefer zieht sich die Nacht zurück. Die Säulen des Herkules sind längst durchschifft, und was die Grenze der Welt schien, ist zu ihrer Mitte geworden. Unverdrossen schreitet der wißbegierige Geist von Insel zu Insel rund um die Kugel der Wissenschaft, und jede Umschiffung deckt neue Länder auf. Dieß ist erfreulich, wie irgend etwas; und der Geist, den dieses lebendige Treiben nicht mit ergreift, und in seine Wirbel reißt, muß aus dem Schooße der Trägheit geboren seyn. Und doch spielt am Ende alles dieß Forschen nur auf der Oberfläche der Natur. Immer ist es nur eine andre Gestalt des unerforschlichen Proteus, den unser Scharfsinn zu fesseln hofft; er selbst entschlüpft unsern Banden und weissagt uns nicht. Ist aber darum dieses ganze Seyn

nur ein eitler Trug der alten Gauklerin, der Natur? Keineswegs. Es ist wohl ein Wesen, eine Wahrheit in ihren Gestaltungen, und eben diesem Wesen trachtet der forschende Geist nach; aber immer verschwindet es ihm unter der Hand, wie dem Messer des Zergliederers an den Spitzen der Nerven die Quelle des Lebens entflieht. Du hörst das Rauschen dieser Quelle, Du fühlst die Kühlung, die sie giebt, Du siehst die Blumen, die ihr Naß nährt und tränkt: aber indem Du ihr nachgräbst, weicht sie der Forschung aus, und zieht sich in eine unerreichbare Tiefe zurück. — Was mein' ich also, wenn ich in dem endlosen Fortschreiten der Wissenschaft die Annäherung des tausendjährigen Reiches ahnde? — Diese labyrinthischen Hallen, diese sich immer weiter und weiter fortbauenden Tempel der Wissenschaft führen sie nicht alle zuletzt zu den Mysterien der Unwissenheit, aber einer Unwissenheit, die sich selbst mit

vollkommener Klarheit erkennt? Dieſes Erkennen iſt das letzte Ziel alles Forſchens in den Erſcheinungen; das Jenſeits deſſelben liegt nicht in der Menſchen Hand. Wenn ſich aber bey dieſem Ziele die Menſchheit verſammelt haben, wenn in allen Herzen die Ueberzeugung gegründet ſeyn wird, daß das emſige Forſchen in der Erſcheinung das ewig Wahre nie entſchleyert, und alle ein tieferes unauslöſchliches Verlangen nach dieſem ewig Wahren ergriffen haben wird, dann wird der Vorhang aufrollen, und der Herr wird erſcheinen in ſeiner Herrlichkeit, die Wahrheit an ſeiner Hand. Dann wird jener glühende Durſt an der unverſieglichen Quelle lebendigen Wiſſens geſtillt werden; es wird Eine Heerde und Ein Hirte ſeyn, und wie jetzt alle edeln Gemüther Eins ſind im Streben, ſo werden ſie es dann im Erkennen des Einen ſeyn.

* * *

Es giebt ein Genie der Wahrheit, das

instinctartig wirkt, und dem Urtheile weit vorauseilt. Gleich der Wünschelruthe zeigt es mit Bestimmtheit das edle Metall in der Tiefe an, das dann Logik und Dialectik mühsam zu Tage fördern mag. Keine weitgreifende Entdeckung ist je durch methodisches Nachdenken gemacht worden. Der Genius ergreift sie, wie der Tiger seine Beute, im Sprung.

Das, was die edlern Kräfte des Menschen in beständiger Spannung erhält, sind jene erhabenen Räthsel der Natur, die sich hinter jeder Erscheinung verstecken, ihn wachend und schlafend verfolgen und um Erlösung flehen. Aber nicht anders, wie in Ariosts bezaubertem Schlosse, wo der Gegenstand des Verlangens bald hier bald da sich zeigt und flehende Hände ausstreckt, gehst Du rastlos auf und ab, und wenn Du alle die labyrinthischen Gänge der Metaphysik durchirrt hast, öffnet sich doch

der Tempel nicht, in welchem Du die Geliebte zu finden und Dir zu vermählen hoffest.

Wer kann zweifeln, daß bey weitem die meisten Menschen den Purpur am Könige, und überhaupt an Jedem den Rock höher achten, als das vernünftige Wesen, das darinne steckt? So ist es auch mit dem Ceremonienwerk. Immerhin mag ein hoher Sinn darein gebannt seyn; gar wenige bekümmern sich um diesen Sinn; der größern Anzahl ist die Ceremonie selbst der letzte Zweck und Alles in Allem. So ist es an Höfen, so in der Kirche. Und es sind eben die, welche das Geheimniß am besten kennen sollten, die mit ihrem Beyspiel am meisten vorangehen. Der Ceremonienmeister rollt sein Faß gedankenlos und mit leerem Gepolter fort, und nur von denen, die am entferntesten stehen, ahndet hier und da Einer in dem dumpfen Poltern den mystischen Sinn.

Die empörende Erscheinung der Feindseligkeit, mit welcher sich die christlichen Secten einander am heiligen Grabe behandeln, so daß nur die Peitschenhiebe der Janitscharen Mord und Gewalt abwehren können, ist über die ganze christliche Erde verbreitet. Das Kreuz, das die Völker vereinigen sollte, spaltet sie, und sie verfolgen und hassen sich um dessentwillen, der zu ihnen sprach: Liebet euch unter einander, das ist das erste Gebot. Und wiederum: Daran will ich euch erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, wenn ihr Liebe zu einander habt. — Soll man nun daraus nichts abnehmen, als die Verkehrtheit der Menschen, oder wohl gar dem Christenthum aufbürden, was die Schuld seiner Bekenner ist? Schwerlich mit Recht. Sollte nicht vielmehr jener gegenseitigen Feindseligkeit die allgemeine Mißbilligung des Willkührlichen zum Grunde liegen, das die wahre Religion überall mehr oder weniger

verunſtaltet hat? Dieſes Willkührliche haßt Jeder in den Meinungen des Andern, während er es ſich ſelbſt durch einen ſehr natürlichen Selbſtbetrug verzeiht. Mit ſeinem Verſchwinden würde der Friede zurückkehren. Es iſt daher die erſte Pflicht eines wahren und aufrichtigen Chriſten das rechte Chriſtenthum aus den Banden der Willkühr zu retten und es auf das zurückzuführen, was ſein göttlicher Urheber gelehrt und geboten hat.

* * *

Ohne Gott iſt die Erde ein Kothklumpen, die Staaten Nothſtälle für die unbändige Menſchheit, der Krieg eine ſchändliche Schlächterey, die Wiſſenſchaften ein kindiſcher Zeitverderb, die Poeſie ein abgeſchmacktes Spiel mit Sylben und die Liebe ein ſchmutziges Bedürfniß.

* * *

Die Religion vereinigt die Geſinnungen, die Theologie ſpaltet ſie, der Glau-

heuszwang fesselt sie. Die Religion gleicht der stillen und milden Opferflamme; die Theologie dem Blitze in der Nacht; der Glaubenszwang einer sternlosen Winternacht. Die erste erleuchtet und erwärmt; die andre verwirrt; der Glaubenszwang tödtet.

Daß mein Geist das Unendliche denkt, daß er in diesem Gedanken eine Seligkeit fühlt, die weit über alle sinnlichen Genüsse hinausgeht, ja mit diesen gar nicht verglichen werden kann, daß eben diese Seligkeit, wenn ich ihren Quellen nachspüre, mit der Trauer über das Verschwinden des Sinnlich-Großen so eng zusammenhängt; Alles das beweist, daß nicht diese engbegrenzte Welt die Heimath meines Geistes ist. Die besten Freuden, die sie ihm giebt, sind doch nur der Schein einer höhern Freude; so wie alles Gute, was sie bietet, nur ein trüber Abglanz des höchsten Gutes ist. Das höchste Gut aber ist nirgends als in Gott und

außer den Grenzen des Endlichen; auch iſt die Sehnſucht darnach, ſo wie die Idee der Heiligkeit, ja, der Tugend ſelbſt, nicht aus der endlichen Welt der Erſcheinungen, ſondern aus dem Reiche der ewigen Wahrheit gefloſſen.

* * *

Von Irrthum umringt, der Schwachheit Preis gegeben, wie kann ſich der Menſch zu Gott erheben? Wie kann er die Finſterniß durchdringen, die ihn von allen Seiten umgiebt, und den Schleyer zerreißen, der ihm das Licht der ewigen Wahrheit verhüllt?

Meine Augen ſehen Gott nicht; meine Arme erreichen ihn nicht; aber in der Tiefe meines Herzens iſt Sehnſucht nach ihm. Es verlangt mich Gott zu nahen; aber an die Erde gefeſſelt, ſteh' ich ihm allzufern.

Soll ich darum vergehen in Hoffnungsloſigkeit? Soll die Stimme meines Sehnens

keine Erhörung finden? Ist die Liebe, die mich zu Gott zieht, nur ein eitler Traum?

* * *

Die Wandelbarkeit der Dinge um uns her, die Täuschungen, denen wir nicht entgehen können, die Ergötzung, die uns viele dieser Täuschungen gewähren, machen den Menschen oft gegen die Wahrheit gleichgültig. Leicht wähnt er dann, es sey Alles ein eitles Spiel, oder das Gold der Wahrheit liege in unergründlichen Schachten, ihm unzugänglich, verborgen.

So hart ist das Loos des Menschen auf Erden nicht. In der Tiefe seines eignen Herzens wohnt die Wahrheit, unverletzlich und heilig, aber oft unerkannt. Recht und Unrecht ist kein Betrug. Blicke nur in Dich selbst hinein, und leihe Dein Ohr der Stimme, die aus der Tiefe Dich warnt. Gott ist die Wahrheit. In Deinem innersten Heiligthume wohnt Gott, und spricht mit Dir noch jetzt, wie er in den Tagen der

Unschuld mit den Menschen sprach. Laß nur Stille um Dich her seyn; laß nur die Wellen der Begierden sich legen, und die Stürme der Leidenschaft schweigen, und Du wirst den Tröster vernehmen, der in Ewigkeit unveränderlich ist.

Aber rein sey Dein Herz. In den Wohnungen der Lüge und des Truges wohnt der Heilige nicht. Wahr sey Dein Wesen, ohne Falsch und ungeschwinkt, wie Deine Gestalt. Wen möchtest Du auch betrügen durch Heucheley? Die Welt? die Dir doch endlich die Larve vom Gesichte zieht. Dich selbst? Kann auch der Mensch sich selbst entfliehen? Oder den Allwissenden?

Was rührt uns mehr, als die offene Unschuld der Kinder, die für uns ein Spiegel ist? Ein offenes Gesicht und eine freye Stirn, auf der jeder Gedanke sich mahlt? Die reine Heiterkeit des Gemüthes, wo die ganze Seele in die Gestalt tritt, und unschuldig aus dem Auge spricht? Ist es

uns nicht, als sähen wir durch das helle Aug' hinab in das Heiligthum Gottes? und hat jenes Entzücken, das sich oft in Thränen ergießt, eine andere Quelle, als die Freude über die Erscheinung des Göttlichen in der Mitte der menschlichen Natur?

Wer möchte nicht wünschen, das Innere seines Herzens zu jeder Zeit und vor jedem Auge enthüllen zu können, und sich der Welt zu zeigen, wie er ist? Wer erschrickt nicht vor dem Gedanken, daß einst doch Alles kund wird, was er jetzt so mühsam verbirgt? oder daß hienieden schon der täuschende Schleyer zerreissen könne, der seine Häßlichkeit umhüllt? Ist Betrug nicht schimpflich? oder ist es ein schlimmerer Betrug, falsche Münze für ächte zu geben, als glänzende Worte ohne Wahrheit, Schein ohne Gehalt, und falsche Schminke statt aufrichtiger Farbe?

So schwach ich bin, so arm an Kraft, so hülflos in mir, und doch so bedürftig der Hülfe, seh' ich zu Gott hinauf, und an dem Vertrauen zu ihm schlingt sich das schwache Reis empor, und darf wagen, auf den Staub herabzuschauen, aus dem es entsprang. Eine Welt ohne Gott, der Mensch einsam irrend in seiner Verworrenheit, die schwachen Arme ausstreckend vor sich hin, aufwärts und hinab, ohne etwas zu fassen, das ihm Hülfe verhieße gegen die raubgierige, ewig hungrige, gottleere Natur! — Was bliebe ihm übrig in solcher Verlassenheit, als sich verzweifelnd mit eigner Hand ein Grab zu wühlen, und, um der Angst der Vernichtung zu entgehen, sich selbst in den Rachen des zerstörenden Ungeheuers hinabzustürzen?

* * *

Wenn der Mensch allein auf der Erde steht, und alle Herzen, die ihn liebten, in ihr und unter ihr ausgeschlagen haben, und

in dem Gewühle der Menge, die ohne Rast nach ihrem Ziele drängt, keiner bey ihm verweilen will; wenn sein Schmerz einsam auf dem harten Lager stöhnt, und keine Stimme ihm antwortet, als der herzlose Wiederhall; sein thränenloses, glühendes Aug' umsonst ein andres sucht, und seine starre Hand umsonst nach einer andern greift, und die Kälte der Menschen ihn noch empfindlicher quält, als die Kälte des Winters in seiner düstern Kammer — in diesem Jammer, den so viele jammern, ist doch Eines, was den Verlassenen nicht verläßt, was die Dornen des Schmerzes zerdrückt; Ein Auge ist, das liebend auf ihm ruht, und Eine Hand, die ihn von seinem Strohlager aufrichtet. An dem liebenden Herzen des Vaters der Menschen ruht er denn doch, wie ein krankes Kind an der Brust der Mutter, und vergißt seinen Jammer an dieser Quelle nie versiegender Liebe.

* * *

Tempel und Kirchen dem Höchſten zu bauen, ſie auszuſchmücken mit mancherley Prunk, und unter ihren wunderbaren Gewölben, an ihren geſchmückten und erleuchteten Altären die Menſchen zu verſammeln — alles das kann eben ſo gut Eitelkeit als Frömmigkeit ſeyn.

Ein Anderes iſt es, in demuthvoller Stille einen Altar zu bauen in der Tiefe des eignen Herzens; dieſes zu heiligen zu einem Tempel des Heiligſten; hier ſeine Begierden, ſeinen Stolz, ſeine Mißgunſt zu opfern; ein Brandopfer der Liebe hier anzuzünden, und in Eintracht mit ſich ſelbſt und den Geboten Gottes Kraft zum Rechtthun zu ſammeln, im feſten Glauben an Gottes Gerechtigkeit. Auf dieſem prunkloſen Bau ruht das Auge des Ewigen mit liebendem Wohlgefallen; in dieſer unſichtbaren Kirche will er wohnen; in ihr thut er ſich durch fromme Thaten kund, und ſeine Kraft geht von hier aus, und

ruft zur Heiligung und zur Gerechtigkeit auf.

Die Tempel werden einfallen, aber die Frömmigkeit wird nicht vergehen. Die rechte Frömmigkeit aber wird in Thaten erkannt.

In diesem Glauben sind alle guten Menschen Eins. Auch die Bösen erkennen ihn in ihrem Gewissen, wenn sie ihn schon durch die That verläugnen.

Ein jeder Baum wird an seiner Frucht erkannt.

Wer Gott fürchtet, und seinen Nächsten liebt, und die Sünde mehr fürchtet, als den Todt, der hat den rechten Glauben.

Recht thun ist des rechten Glaubens Frucht; durch recht thun aber wird auch der Glaube gestärkt. Wenn Du mit dem Munde sagest, ich glaube an Gott, und thust doch Böses, so ist keine Wahrheit in Dir. Wer an Gott glaubt, der liebt ihn, und wer

Gott liebt, thut den Willen Gottes; und wer ſeinen Willen thut, der erkennet ihn. So ſagt Chriſtus: „Meine Lehre iſt nicht mein, ſondern deſſen, der mich geſandt hat. So Jemand den Willen deſſen thut, der wird inne werden, ob dieſe Lehre von Gott ſey, oder ob ich von mir ſelber rede.“

* * *

Edle Worte, aus der Tiefe des Herzens geſprochen, gehen zum Herzen und treiben edle Thaten hervor. Edle Thaten werden dann wieder in edler Rede geprieſen, und ſo erzeugt ſich fort und fort Gutes, aus Gutem und Großes aus Großem.

Die Rede ſoll der Dollmetſcher des Gemüthes ſeyn; dem Dollmetſcher ſteht Treue an. So ſoll Wort und Glaube zuſammenſtimmen. Zeugniß der Uebereinſtimmung giebt die That.

Der Gedanke iſt der Herr; das Wort iſt der Diener des Herrn. Es iſt übel im

Hause bestellt, wenn der Diener den Herrn spielt.

So wenig der Rock der Mann ist, so wenig ist das Wort die That. Wo aber Worte für Thaten gelten, da gilt auch der falsche Schwur für Wahrheit, und das Unrecht wird Recht durch den Schein, und die Lüge erhebt frech ihr Haupt.

Es ist schwerer Gutes zu thun als Gutes verkündigen. Aber wer es thut, der ist auch sein Verkündiger durch die That, und eine Zunge Gottes, wenn schon sein Mund stumm ist.

Du aber lehrst: Kleide den Nackten, speise den Hungrigen, sey ein Vater dem Waisen! — und verschließest doch Dein Haus dem Armen, und jagest den Waisen mit Scheltworten von Deiner Thür. Wie kann da aus Deinen Reden Glauben kommen?

Desgleichen lehrest Du: „Du sollst Deinen Nächsten lieben als Dich selbst;" und Du verfolgst Deinen Nächsten; — „Du

sollst den bösen Willen bändigen;“ und Du treibst Ueppigkeit und unkeusche Werke. — Wie soll da Glaube seyn in der Gemeinde? Du rufest den Glauben auf durch das Wort, und durch die That tödtest Du ihn. Du führest Christum im Munde; aber Deine Thaten verleugnen ihn, nicht dreymal, sondern tausendmal.

* * *

Die christliche Lehre war noch nicht lange verkündigt, als sich der geistige Glaube verkörperte. Das Wort ward höher geachtet, als der Sinn; der Körper höher als der Geist; das Gefäß höher als sein Inhalt.

Wie sich dieselbe Rede in jedem Munde anders gestaltet, so auch die Lehre in jedem Gemüthe, nach Verschiedenheit der Bildung und des ganzen innern Wesens. So bey dem Einzelnen, so bey ganzen Völkern. Derselbe Glaube erschien in der verschiedensten Tracht, und kleidete sich in die verschiedensten Formen.

Hierbey war nichts, was den Menschen entehrt hätte. So wie der Mensch selbst in den verschiedensten Gestalten Achtung gebietet, weil in ihm Vernunft und Tugend ist, so verkündigen auch die mannichfaltigsten Formen des Glaubens, wenn sie von Demuth und Liebe durchdrungen sind, wenn sie das Herz reinigen und zu guten Werken führen, den hohen Geist des Christenthums. Ein Gott spricht aus allen; Ein Gesetz; Ein heiliger Wille. Und wie die Sonne und der Mond und die Sterne des Himmels, wie das Meer und die Berge, wie das Thier auf dem Felde und in dem Walde der Baum Gottes Weisheit verkündigen, jedes nach seiner Art; so ehrt der vernünftige Mensch den Glauben der ewigen Liebe in sich, jeder auf seine Weise.

Dem Stolze und der Beschränktheit scheint das Frevel. Der Sinn ist ihm nicht genug; er hängt an der Form. Nur Eine Rede soll Gott verkündigen; mit denselben

Worten, ja, wo möglich, auch in Einer Sprache nur soll der Glaube sich kund thun. Dunkle und mühsam gespaltene Begriffe sollen sich in jedem Kopfe auf die nehmliche Weise bilden. Auf dieselbe Frage sollen tausend und aber tausend Lippen dieselbe Antwort wiederhallen, alle mit derselben Deutung, ohne Wanken und Zweifel. Jeder Abweichung wird das Urtheil der Verdammniß gesprochen.

In diesem Geiste sammeln sich Kirchen, die sich von Christo nennen; und eine verflucht die andere. Sie preisen Gott und Christum mit dem Munde; aus den Herzen hat ihn Stolz und Haß getrieben. In den Köpfen spukt theologisches Schulgezänk. Sie wollen das Reich des Herrn ausbreiten mit menschlicher Rechthaberey; und die Botschaft der Versöhnung lehren mit Haß und Groll.

In welche ungestalte Form sie das einfache Christenthum verhüllt haben, weiß

jeder, der es wiſſen will. Und nachdem ſie in wüſter Thorheit wetteifernd, Schicht auf Schicht gehäuft hatten, wie ein tiefes Grab, das die Seele des Glaubens verdeckte, verlangten ſie Anbetung für den Schutt des Grabes, und nannten das Religion, wenn der Glaube ſich an Erde und Moder hielt.

Sie vergaßen, daß Gott ein Geiſt iſt, und daß wir ihn im Geiſt und in der Wahrheit ehren ſollen — nicht durch Bilder und ein Babel von Symbolen, das, wie hoch man es auch immer aufthürmen mag, doch nie den Himmel erreicht.

Aber ſie halten die Wolken und den Nebel der Erde für den Himmel.

* * *

Ich glaube an Gott; ich weiß, daß er iſt; ich weiß es mit derſelben Gewißheit, mit der ich mein eignes Daſeyn und das Daſeyn einer Welt außer mir weiß; aber ſein Weſen zu erforſchen vermag ich nicht. Iſt der Menſch ein Funke der Gottheit aus

ihrer unendlichen Fülle auf die Erde geworfen, so mag er in seiner ihm selbst unerklärlichen Natur die Natur jener ewigen Flamme ahnden, die ihm das Daseyn gab; er hat Kraft sie anzubeten, zu begreifen vermag er sie nicht. Aber in jener Anbetung quillt ihm eine unversiegbare Quelle von Seligkeit. Sie dehnt die Schranken seines Wesens aus; sie erhebt ihn über sich selbst; sie macht ihn der Tugend würdig; sie ist die Quelle der Weisheit. Alle Weisheit ist Streben nach Gott. Aus Gottes Hand wird ihr Saame auf die Erde geworfen, und wurzelt in der Erde; ihre Zweige aber streben aufwärts und strecken sehnende Arme nach der Quelle ihres Daseyns aus. Diese Richtung der Wissenschaft ist ewig und unveränderlich, und sie allein reicht hin, den Menschen Lügen zu strafen, der in seinem Hochmuthe sagen wollte: „was ich weiß, weiß ich aus mir. Alles das, was mein Geist umfaßt, ist Fleisch von meinem Fleisch,

und Bein von meinem Bein. Es giebt keinen Gott."

* * *

All unser Wissen ist Stückwerk. Ein Tag lehrt den andern, und was heute Weisheit scheint, kann morgen Thorheit seyn. Willst Du auf diesen Triebsand bauen? Die Wellen gehen hin und her, und keine bleibt, ob sie schon die Wurzeln des Felsen durchwühlen. Darum ist auch immer Streit gewesen um Wahrheit und Irrthum, und es wird immer Streit seyn, bis die Welt untergeht.

Die Räthsel der Welt sind eine Aufgabe, zu deren Auflösung einige Data fehlen. Diese fehlenden Data sucht der menschliche Geist, der nach Wahrheit strebt, mit unermüdlichem Eifer. Werden sie je gefunden werden, oder liegen sie menschlicher Einsicht zu fern? Ihr Daseyn ist gewiß, aber nicht der Ort, wo sie zu suchen sind. Dieser mag gemuthmaaßt werden; aber was dem einen zu muthmaaßen vergönnt ist, ist dem andern

erlaubt zu bezweifeln. Hier das eigne Meinen für das alleingültige, das Maaß des eignen Geistes für das Aeußerste jeder möglichen Einsicht zu halten, ist frevelnder Hochmuth.

Was mir zu wissen frommt, woran ich ohne Gefahr meiner Seele nicht zweifeln darf, das ist mit leserlicher Schrift in mein Gewissen eingegraben. Ich erkenne den Finger Gottes in seinen Geboten. Ich fühle sein Daseyn in dem Innersten meines Herzens, und daß ich von ihm weiß, das erhebt mein Wesen über den Staub. In dieser Erhebung schau' ich über das Grab hinaus in eine andere Zeit, in ein anderes Seyn, von dem ich ahnde, daß es reiner, heiliger, göttlicher seyn wird, als mein irdisches Seyn. Ich unterscheide Gutes und Böses deutlich in mir, und die Gewißheit, mit der ich diesen Unterschied erkenne, überzeugt mich, daß diese Kenntniß eines höhern Ursprunges ist, daß sich mir Gott durch

meine Vernunft kund thut, und daß das Gebot meiner Vernunft eben deshalb mir ein unverletzliches Gesetz seyn muß. Wie mir aber die Kenntniß des Guten von Gott kömmt, so kömmt mir auch die Liebe des Guten von ihm. Ein doppelter Weg breitet sich vor mir aus; die Wahl ist mein. Zu dem einen ruft mich die Stimme Gottes, die wilde Begier zu dem andern. Diese Begier muß ich bekämpfen, um Gott zu gefallen. Aber auch die Kraft zu dem Kampfe und der Sieg darin kömmt von Gott, und ist der Preis eines frommen und gottergebenen Wollens.

Dieß ist der Glaube, an welchem ich fest halte, der mich beruhigt, der aus der Tiefe meines Herzens quillt, und durch die Schriften gottbegeisterter Männer bekräftigt wird. Was mir in meinem eignen Wesen räthselhaft ist, diese Verbindung eines vernünftigen Geistes, welcher von Gott weiß und nach dem Unvergänglichen trachtet, mit

einem thierischen und vergänglichen Leibe, der mich durch seine täglich erneuten Bedürfnisse demüthigt und an die Erde kettet; diese Freyheit des Willens, die mich zu Gott erheben und auch abwärts zum Bösen führen kann; diese Mischung kämpfender Richtungen in mir — alle diese dunkeln Zeilen in dem Buche meiner Natur ziehen zwar meine Aufmerksamkeit an sich, aber sie beunruhigen mich nicht. In Demuth erkenne ich mein Nichtwissen, und ohne mich in die Irrgänge einer trügerischen Weltweisheit zu verlieren, erwarte ich die Erklärung jener Räthsel vertrauensvoll von der Zeit, wo die Strahlen der ewigen Weisheit, nicht mehr durch trügende Sinnen gebrochen, meinen Geist erleuchten werden.

* * *

Der Spruch: „Thue Recht und scheue Niemand;" enthält mehr Weisheit, als alle Werke über den Umgang mit Menschen lehren können. „Thue Recht und scheue Nie-

mand" das iſt der einzige, ſichere Compaß auf dem Meere des Lebens.

* * *

Was würde es wohl groß ſchaden, wenn wir jede Uhr für eine Todten-Uhr nähmen, und dabey an das dächten, was ſie eben bezeichnet, an die Flucht der Zeit? Leuchten nicht helle Farben noch ſchöner und heller auf dunkelm Grund? Laß nur Deine Freude einen reinen Diamant von recht hellem Waſſer ſeyn, und Du wirſt bald ſehen, wie ſehr ſie ſich durch die untergeſchobene Folie eines tiefen Ernſtes erhöht.

* * *

Die Kräfte des Menſchen werden von der Zeit an, wo er in ſich zum Bewußtſeyn erwacht, auf eine ſo mannichfaltige Weiſe durch das Leben in Anſpruch genommen, daß er von ſelbſt nur ſelten veranlaßt wird, mit ſeinen Gedanken über die Schranken der ſichtbaren Welt hinauszugehen, und ſie nach der Heimath zu richten, aus der er auf

dieſes Eiland der Verbannung geſendet worden, und in die er zurückkehren ſoll. Die Befriedigung ſeiner natürlichen, wie ſeiner erkünſtelten Bedürfniſſe; die Forderungen des ungeſtümen Gefährten, an den er gekettet iſt; ſeine ſinnlichen Triebe, ſeine Wißbegierde, ſeine Eitelkeit endlich und ſein Ehrgeiz — Alles das hält ihn unabläſſig feſt, und indem es ihn immer mehr und mehr an ſein irdiſches Ruder bindet, vergißt er den Hafen, wo ihm die Freyheit zu Theil werden ſoll. Erſt wann die harte Hand des Schickſals ihn aufrüttelt, oder das Gewebe zerreißt, an das er ſeine beſte Kraft geſetzt hat, und das ihm die Welt geworden iſt; oder wenn ein verwandtes und heiß geliebtes Herz von ihm getrennt und unter die Erde gelegt wird; dann ſcheint unter ſeinen Füßen der Boden zu weichen, an den ihn die Zauberkraft des Lebens gefeſſelt hat, und er ſtreckt die Arme ſeiner Sehnſucht nach einer Hülfe aus, die

ihm das Leben nicht bieten kann. So führt das, was das Leben zerstört, zum Leben; die Vernichtung der gegenwärtigen Freude gebiert eine Seligkeit, welche jene so weit übertrifft, wie die Unendlichkeit jegliches Maaß; und das, was wir am meisten fliehen, das, was aller unsrer Furcht, unsern Abscheu und Gram zum Grunde liegt, der Tod, wird uns Wohlthäter und Freund. Wer ertrüge den Gedanken, daß das innig geliebte Herz, das die Hand des Todes-Engels in den Schooß der Erde gelegt hat, muthwillig von ihm zerdrückt worden sey, um es zu vernichten, und nicht vielmehr, um den unsterblichen Funken zu befreyen, der in seinen blutigen Wogen oft zu erlöschen drohte? Wer suchte und fände nicht Trost in dem Glauben, daß dieser Funke der regen Liebe endlos fortglüht, heller und reiner als vor dem, und aus dem unbekannten Jenseits herüberleuchte, wie ein Stern, und daß der Strahl, den er in die Nacht

der Traurigkeit ſendet, den Pfad bezeichne, den wir zur Vereinigung mit ihm zu wandeln haben! So wird der Tod für den im Irdiſchen befangenen ein Vermittler des himmliſchen Lebens; die Nacht des Grabes wird ein Durchgang zum Lichte, wie die Höhle des Pauſilipo zu ſonnigen Paradieſen führt; und die Fackel, die den letzten Holzſtoß angezündet hat, wird zur Leuchte, die mit Liebe und Sehnſucht getränkt, zu dem Throne der ewigen Liebe führt.

* * *

Die Todten ſtrecken vom Himmel ihre Arme nach den Lebenden aus, um ſie zu ſich empor zu heben.

* * *

Jener griechiſche Held, der auch in der Unterwelt noch den Groll über erfahrne Kränkung nährt, und ohne auf die Begrüßung ſeines Gegners zu achten, kalt und ſtumm an ihm vorüberſchreitet, iſt mir eine furchtbarere Erſcheinung, als alle die Bilder von

Qualen, mit denen die Erfindungskraft der Dichter die Wohnungen des Todtes erfüllt hat. Wenn es möglich wäre, daß Amande beym Zusammentreffen in dem ersehnten Jenseits sich so mit Unwillen von mir wendete; oder der Freund meiner Jugend, mein Adolph; oder irgend ein andres verehrtes und geliebtes Haupt; warlich, das wäre mir, nicht der Anfang, sondern die Fülle einer Verdammniß, für die ich keine Vergleichung kenne!

* * *

Ein junger Mensch, der in dem Schooße des väterlichen Hauses und in dem Schatten der Schule sich wohl bewahrt, und aus den Quellen der Weisheit alter und neuer Zeit die Begeisterung edler Gesinnungen geschöpft hat, tritt in die Welt mit dem Vorsatze, nie an andern Altären als an dem Altar der Wahrheit zu opfern, alles Schlechte zu hassen, alle Niederträchtigkeit zu verabscheuen, und dieses Abscheus und Hasses

keinen Hehl zu haben. Wie könnt' ich denn anders? sagt er zu sich selbst. Ich müßte mich ja verachten, wenn ich mein Knie vor dem Laster beugte! — Aber nur allzubald wird er gewahr, daß er in dem Verkehr mit der Welt wenigstens einen Theil dieses Vorsatzes aufgeben, daß er den Haß zur Mißbilligung herabstimmen, daß er die Mißbilligung selbst verbergen muß; ja, er kann in die Nothwendigkeit gerathen, mit dem Hassenswürdigen in einen Verkehr zu treten, der wie Billigung erscheint. Er lernt schweigen, weil er nicht reden darf; oder weil es nicht frommen würde zu reden; und die Liebe der Wahrheit, zu deren Priester er sich selbst geweiht hatte, zieht sich in das innerste Heiligthum seines Herzens zurück. Er hat gelernt, daß die Aufrichtigkeit, welche die Grundlage aller Tugenden ist, sich nicht in der Welt zeigen kann, ohne im besten Falle den Spott zu reizen, gewöhnlich aber dem Haß und der Verfol-

gung Preiß gegeben zu seyn. Jetzt lautet seine Sprache anders: um der guten Sache willen, muß ich mich freylich verstellen. Wie könnt' ich anders, ohne mich selbst zu Grunde zu richten, und ohne das Gute zu zerstören, das ich bey einiger Nachgiebigkeit gegen den Lauf der Welt fördern kann? — So steigt er von Stufe zu Stufe herab, bis er auf einer Linie mit denen zu stehen kömmt, die er bey seinem Eintritte in die Welt verachtete und haßte. Jetzt lernt er auch da schweigen, wo er um der guten Sache willen sprechen sollte; und sagt zuletzt, einstimmend in die furchtbare Lehre eines berühmten und berüchtigten Politikers: Die Gabe der Rede ist dem Menschen verliehen, um seine Gedanken zu verbergen.

* * *

Ein großer Theil dessen, was man in der Welt Liebenswürdigkeit nennt, besteht in der Kunst eines Scheines, der Nieman-

den täuſcht, und durch den Jeder getäuſcht zu werden wünſcht.

* * *

Als ich eines Tages mit der Gräfin Julie über den Gehalt des Lebens ſprach, ſagte ſie zu mir: Ich betrachte das Leben als ein Spiel, und befinde mich wohl dabey, es dieſer Anſicht gemäß zu behandeln. Wenn ich mich an den Spieltiſch niederſetze, ſteht die Hoffnung des Gewinnes und die Furcht des Verlierens im Gleichgewicht; weder das eine noch das andre beſchäftigt mich in dieſem Augenblicke; und der einzige Gedanke, deſſen ich mir mit einiger Deutlichkeit bewußt bin, iſt, daß ich mit Verſtand und Aufmerkſamkeit ſpielen muß, ſowohl um für mich die Vortheile des Zufalls zu benutzen, als auch um meine Mitſpieler, die Freunde wie die Gegner mit mir zufrieden zu ſtellen. Daher iſt es denn auch mein erſtes Geſchäft, den Charakter der Mitſpieler, ihre Stimmung und

Laune, so wie die Eigenthümlichkeit ihres Spiels — denn jeder Mensch hat hierin seine eigne Art — kennen zu lernen, wozu oft schon die erste Partie hinreicht; und meinen Bemerkungen und Ahndungen gemäß, entwerfe ich eine Art von Operations-Plan, den ich im Laufe der Sitzung vielleicht mehr als einmal verändern muß, der mir aber immer den ganz unschätzbaren Vortheil gewährt, meine Aufmerksamkeit in beständiger Spannung zu halten. Das aber ist unstreitig beym Spiel und im Leben das Erste: in den Wechselfällen des Glücks und Unglücks die Klarheit des Geistes zu bewahren, die eben auch durch die Aufmerksamkeit auf das, was man in jedem Falle zu thun und zu lassen hat, geschärft wird. Zum Theil mögen diese Eigenschaften, ohne die man es weder am Spieltische noch auf dem Schauplatz des Lebens zu etwas bringt, eine Gabe der Natur seyn; aber man würde sie zuverlässig weit häufiger finden, wenn

ſich nicht die meiſten Menſchen, die Männer wie die Frauen, die Frauen aber ganz vorzüglich, ſo gern der einſchläfernden Bequemlichkeit hingäben. Dieſer Hang iſt die Schooßſünde der Menſchen und eine Quelle unzähliger andern Sünden, und wird leider durch die einſchläfernde Beſchaffenheit des alltäglichen Lebens nur allzuſehr genährt. Ich weiß nicht, fuhr ſie fort, ob es ſo große und göttliche Geiſter giebt, deren Uhrwerk nie abläuft, oder die ſich, wie gewiſſe mechaniſche Kunſtſtücke, immer von ſelbſt aufziehen, ohne dazu einer äußern Anregung zu bedürfen; ſelten ſind ſie gewiß; wo nicht, bey der ſonderbaren centauriſchen Zuſammenſetzung des Herrn der Erde, in welchem der Erdenklos den göttlichen Odem, der durch ſeine Naſe eingedrungen iſt, oft bis zum gänzlichen Erſticken umbaut, bey dieſer Vereinigung des Niedrigſten und des Höchſten, die ich ohn' Unterlaß bewundere und betraure, ganz un-

möglich. Aber wie dem auch sey, das, was die geistige Thätigkeit, wenn sie einschlummern will, anregt, und das innerste Leben zum Bewußtseyn weckt, ist die Furcht und die Hoffnung; und — es mag so paradox klingen als es will — kein Mensch kann sich unglücklich fühlen, um dessen Besitz sich diese beyden Dämonen — auch ein sonderbares, auf das engste vereinigte Gespann feindlicher Wesen — streiten. Ich meine dieß ganz im Ernst, ob ich schon weiß, daß die Furcht und die Hoffnung, die mich beym Spiel im Athem erhält, und die dem Spiel seinen Reiz giebt, eben auch nur ein Spiel in Vergleichung mit dem ist, was wir im Laufe des Lebens so nennen. Aber ich kann mir in der That gar nicht vorstellen, wie eine recht innige Freude am Leben in einen Menschen kommen kann, der nicht bisweilen von der schwindelnden Höhe irgend einer großen Gefahr, etwa vom Krankenbette aus, in den dunkeln Ab-

grund des Todtes geblickt hat; so wenig als ein Mensch recht lieben kann, der nicht auch den Haß kennt. Nur wer das Gefühl des Genesens gehabt hat, hat auch einen Maaßstab für das Glück der Gesundheit; so wie man sich — um das Größere mit dem Kleinern zu vergleichen — eines guten und sichern Weges erst dann recht freut, wenn man auf dem schlechtesten und gefährlichsten recht zerstoßen worden ist. Ich weiß nicht, ob ich mich ohne Noth zu einer Seereise entschließen würde; das Schwerd umzugürten und in den Krieg zu ziehen, verbietet mir ohnedieß mein Geschlecht; aber nichts ist mir begreiflicher, als die unüberwindliche Liebe der Seeleute zu dem wilden Meere, und der Soldaten zu dem mißlichen Geschäfte des Kriegs. Das was diese Kinder der Gefahr aus dem schläfrigen Einerley des alltäglichen Lebens mit unwiderstehlicher Gewalt hinaustreibt, wo sie auf der Schärfe des Schermessers oder

dem schwankenden Seile zwischen zwey Abgründen schweben, ist eben das Verlangen, das uns aus einem trägen und geistlosen Gespräche zu den Wechselfällen des Spieltisches treibt. Es liegt ein ganz unbeschreiblicher Reiz darin, über den Zufall — ich nenne jetzt Alles so, was dem Menschen von Außen kömmt — eine Art von Herrschaft auszuüben, das Verwickelte zu entwirren und das Einfache zu verwickeln; den gelegten Schlingen zu entgehen und den Gegner Fallen zu stellen; und wenn auch zuletzt das Unternehmen fehlschlägt, und wir das ganze Gewebe sinnreicher Combinationen zerstört, unsre wohl entworfnen Plane vernichtet, und den gehofften Sieg vereitelt sehen, doch den Kampfplatz mit der Ueberzeugung zu verlassen, daß man das mögliche gethan habe, und also, indem man nur der Uebermacht des Glückes weiche, mit Ehren unterliege. Das alte schöne Wort des vielerfahrnen Piloten — ich denke es war ein

Rhodenſer — „Wenn ich auch mein Schiff nicht gegen Sturm und Wetter retten kann, ſo ſoll es doch aufrecht und ungebeugt verſinken;“ dieſes herrliche Wort leidet überall Anwendung, ſelbſt am Spieltiſche, wo Jeder ſein Glück lieber mit dem entſchloſſenen, als mit dem zaghaften Spieler verſuchen wird. Sehen Sie wohl, mein weiſer Freund, der Sie die K..rten verachten, daß nicht bloß der unſterbliche Tanzkünſtler Marcel Recht hatte, auszurufen: Mein Gott! wie viel doch in einer Menuet liegt! ſondern daß eine geſcheite Frau, die darum noch keine Diotima zu ſeyn braucht, auch in einer Handvoll Karten eine Fülle von Weisheit finden kann? und daß das Geſchäft, was wir hier treiben, und wozu mich Ihr Freund, der Herr Rittmeiſter, eben auffordert, gar nicht ſo eitel und gedankenleer iſt, als der Tiefſinn großer Gelehrten der Welt weiß machen will.“ — Bey dieſen Worten reichte mir Julie die Hand zum Kuſſe, und

eilte an dem Arme des Rittmeisters zu dem Spieltische, wo sie mit Ungeduld erwartet wurde. Ich aber sah ihr nicht ohne Unmuth nach; denn in der ganzen, jetzt an die Karten gefesselten Gesellschaft war sie die einzige Person, die mich darin zurückgehalten hatte. Jetzt blieb mir nichts übrig, als mich zu entfernen. Ich ging in das Freye hinaus, fast unzufrieden mit mir und meinem alten Entschlusse, mich nie durch die Reize des Spiels verführen zu lassen; aber ich war noch nicht lange gegangen, als ich durch eine Zusammenrottung von Menschen aufgehalten wurde, welche die Thür eines Wirthshauses belagert hielten. In dem Hause selbst war Getümmel; wilde Stimmen schallten verworren durch einander; Weiber riefen um Hülfe; Kinder schrien. Aus den hin- und herfahrenden Schatten konnte man wahrnehmen, daß ein Theil im Kampfe begriffen war; ein anderer Theil die Kämpfenden zu trennen

oder sich ihrer zu bemächtigen suchte. Ich fragte einige der Umstehenden nach der Ursache dieser Scene, und erfuhr, daß hier ein berüchtigtes Spielhaus wäre, wo es oft Streit und im Streit blutige Köpfe setzte; mit einem Worte, daß hier auch entschlossene Leute beym Glücksspiel dem Genusse der Furcht und Hoffnung nachjagten. In diesem Augenblicke kam die Wache herbey, und machte dem Lärm ein Ende, indem sie die gesperrte Thür mit Gewalt öffnete, die Kämpfenden trennte, die Meisten verjagte, und einige festnahm. Unter den letztern erkannte ich einige junge Leute, die ich sonst wohl in guter Gesellschaft angetroffen hatte, und die jetzt, durch den Reiz hohen Spieles verführt, ohne Zweifel zu ihrer großen Beschämung, in diesen Handel verwickelt worden waren.

* * *

Die Eitelkeit, die den Menschen, den sie beherrscht, keinen Augenblick Ruhe läßt,

weil er in sich selbst nichts (ein Ensenada), nur in der Meinung Andrer lebt, und sich seines Daseyns eben dann erst mit Freuden bewußt wird, wenn seine aufgeschmückte Gestalt, sein Flitterstaat, seine guten Manieren, sein sophistischer Witz oder sein Scheinwissen die Augen Andrer auf sich zieht; diese Eitelkeit, die uns auf die Bühne der großen Welt oder auf den Markt der Schriftstellerey treibt, wo die Dornen weit reichlicher gestreut sind als die Rosen, erscheint recht jammervoll und verdammlich, wenn man sich mit dieser unheilbringenden Sphinx einem stillen weisen Gemüthe gegenüber denkt, das, wie die Lilie in der Wüste, unbekannt und unbemerkt, nichts begehrt und auf nichts Anspruch macht, sondern, zufrieden in Gott, alle Schönheit, Güte, Anmuth und Tugend, als Gaben des Himmels, hinwiederum dem Himmel zum Opfer bringt.

* * *

Wie kann man in der Beurtheilung seiner selbst der Täuschung entgehen? Wenn das Gewissen der Ankläger ist, so ist die Selbstliebe der Anwald meiner Schuld, und dieser Anwald hat eine so bezaubernde Beredtsamkeit, daß der Verstand, der zu Gericht sitzt, ihm Recht giebt, eh' er noch ausgesprochen hat. Ein seltsamer Gerichtshof, der immer nur aus und in einer Person besteht! Wie darf man sich also wundern, wenn bey weitem die meisten Menschen, bey aller Schlechtigkeit und Zerrüttung ihres Innern, sich dennoch für gut, vielleicht für vortrefflich, und auf jeden Fall für weit besser halten, als ihre Feinde und Gegner, ihre Nachbarn und Bekannte, ja als ihre Freunde selbst?

Ohne das Licht einer besondern göttlichen Gnade und ihren heilbringenden Einfluß scheint es unmöglich, den Abgrund unsers eignen Herzens und die in ihm wohnende Finsterniß zu erforschen. Aber

die Hülfe dieſes Lichtes iſt nicht eine Sache des Zufalls, ſondern unſers Willens. Eine Ahndung von dem, was nicht recht in ihm iſt, hat jeder; und wenn er dieſer nicht entflieht, ſondern Gott entgegenkömmt, von dem ja auch dieſe Ahndung entſpringt, ſo wird ihm dieſer auch den hellen Tag der Erkenntniß aufgehen laſſen, ohne den kein Heil zu finden iſt.

* * *

Als ich einſtmals in einer der glücklichen Stunden, die ich mit F. H. J....i, dem edelſten und weiſeſten Manne, dem ich auf meinem Lebens-Pfade begegnet bin, das Problem der Unſterblichkeit berührte, und ihm die Bangigkeit geſtand, die mich anwandelte, wenn ich mich in den Gedanken vertiefte, daß dieſes, mit der hinfälligen, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde ſich aufzehrenden und zerfallenden Materie ſo eng verbundene, verwachſene und

vermiſchte Ich aus der Zerſtörung alles deſſen, woran es hier hängt oder zu hängen ſcheint, gerettet, und ohne irgend einen denkbaren Träger in ein ebenfalls undenkbares, unbekanntes und unbegrenztes Hinüber, mit dem vollen Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt, und der Erinnerung an den verlaſſenen Wohnplatz, getragen werden ſolle; und da vieles über dieſen Gegenſtand geſprochen wurde, zeigte er mir die Stelle eines Briefes, worinne dieſelben Zweifel berührt waren, und wo es unter andern etwa ſo hieß: „Auch mich wandelte einſt wohl der Zweifel an, wie denn der Waſſertropfen über ein Weltmeer von Todt und Verwandlung hin gerettet werden ſolle? Aber da erwachten in mir Gedanken und Gefühle, die aus den Tiefen der Seele, wie aus der Wurzel der Ewigkeit in ihr, hervorblitzten; Strahlen in finſtrer Nacht, eine Ahndung des Mondenlichtes, das noch unter dem Horizonte verborgen, ſeine Ankunft in weiten Kreiſen

verkündigt. Unser Leben ist ein Traum, das erkennen wir alle; aber folgt denn nicht aus eben dieser Erkenntniß, daß auch ein Wachen seyn wird? So wenig die Zeit der Schooß und die Mutter der Ewigkeit seyn kann, so wenig kann Vergänglichkeit der Anfang und das Ende der Wesen seyn. Athem Gottes ist unser Leben; das Leben selbst — ein Bild Gottes in uns — ein Bild des Schaffenden nicht des Tödtenden."

* * *

Zwey Blumen wuchsen zwischen mir und Amanden auf; sie blühten in unbeschreiblicher Anmuth neben einander, und jeder Tag verschönerte sie. - Wir pflegten sie Tag und Nacht, und alle unsre Freude war das Mühen um sie. Da erhob sich ein sengender Wind, und ging zerstörend über die Erde, und die Blumen sanken in den Staub. Mein Schmerz war unendlich; Amande ertrug den ihrigen nicht. Seitdem

hat sich mein Leben mit Finsterniß umhüllt, und meine Seele ist traurig. Doch könnt' ich nicht wünschen kinderlos gewesen zu seyn. Ich will nicht die Freude an ihrem Daseyn gegen den Schmerz abwägen — denn wo gäb' es Maaß und Gewicht gegen das Unendliche? — aber der Todt dieser geliebten Kinder, von denen sich ihre Mutter nicht trennen wollte, hat mir das Jenseits theurer gemacht als das Diesseits, und hat mich mit dem Todte befreundet? Ist das nicht auch viel werth? Seit jenem schmerzlichen Ereignisse zieht sich ein lichtheller Pfad durch das Dunkel, das mich umgiebt, und deutet auf den Hafen der Heimath hin, wo das Licht der Erkenntniß und die Freude des Wiedersehens und die Seligkeit der Vereinigung auf uns harrt. Wenn ich diesen Gedanken nachhänge, so will mir fast die Fahrt zu lange dauern, und ich wünsche mir einen frischen Wind, und sehe unablässig nach dem Farus aus,

hinter welchem die Dunkelheit zum Tage wird.

* * *

Die Zusammenstimmung liebender Herzen, und die Seligkeit, die aus ihrem harmonischen Einklange quillt, ist eines der grossen Geheimnisse, durch die sich Gott den Menschen offenbart. Daß sich bey aller Verschiedenheit der Neigungen, der Wünsche und Ansichten in tausend Dingen dennoch zwey Menschen so lieben können, als ob in beyden nur Ein Sinn wohnte, nur Ein Herz schlüge, ist mir ein größeres Wunder als Alles, was die Geschichte der Heiligen erzählt. An diesem Wunder ist mein Glaube an Gott erst recht lebendig geworden; in Amandens Liebe ist er genährt worden, und der Gedanke daran ist der erfrischenden Luft gleich, in der sich die Flamme des Glaubens reinigt, und zum Himmel emporsteigt.

* * *

Die Alten ſagen: Gott in leibhafter Geſtalt zu ſehen, iſt den Menſchen verſagt; und wenn es geſchähe, würde es ihnen Verderben bringen. Niemand kann Gott begreifen, niemand ihn auch nur denken, wie er iſt. Gott, ſagt ein altes Wort, zeigt ſich uns nicht, und verbirgt ſich auch nicht. Aber er deutet ſich an. Dieſe Andeutungen mit Andacht aufzufaſſen, die leiſen Spuren zu verfolgen, die das Wehen des Geiſtes hinterläßt, und da wo ſie ſich im Dunkel verlieren, in Demuth vor dem Allerheiligſten anzubeten, das iſt Religion. Wer den Vorhang aufheben, in das verſchloſſene Heiligthum eindringen, und Gott gleichſam zwingen will, ſich ihm zu zeigen, wie er iſt, der frevelt durch übermüthige Vermeſſenheit; Gott verbirgt ſich ihm nur noch mehr; ja, es geſchieht wohl, daß während er die lichten Höhen zu erklimmen wähnt, die nur ſeligen Geiſtern erreichbar ſind, er rettungs-

los in den Abgrund des Wahnsinns versinkt.

* * *

Ich hege die feste Ueberzeugung, daß Gott das Gemüth des Menschen, der sich ihm mit kindlicher Liebe hingiebt, zum Guten lenkt, und von den Syrten des Bösen entfernt. Wer gelernt hat, auf sein Thun und Lassen zu achten, und auf das, was seine Handlungen bestimmt und lenkt, der muß mehr als einmal erfahren haben, daß, wenn er den Fuß schon aufgehoben hatte, um den unrechten Weg zu betreten, ihm ganz unerwartet irgend etwas in den Weg trat, das ihm Zufall schien, ihn zum Zurückweichen nöthigte, und Zeit zur Besinnung gab. Wohl dem, der hierinne den Finger Gottes erkennt, und in sich geht; wer aber in seinem Uebermuthe dem störenden Zufalle zürnt und trotzt, der hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn er aus einem Irrsaal in das andre geräth. Auch deshalb hat, wer nach

Heiligung ſtrebt, Gott um Demuth zu bitten; und wenn ihn Demüthigungen treffen, auch dieſe als ein Mittel anzuſehen, durch das die Liebe Gottes den Saamen des Böſen, der auf dem Boden des Uebermuthes üppig aufſchießt, erſtickt, und den Irrenden zu ſich zurück ruft.

* * *

Wie ſich die Seele durch das Leben, ſo offenbart ſich Gott durch die Seele.

* * *

Das Thier in dem Menſchen fürchtet den Tod; der Gott in ihm überwindet den Tod, ohne beydes gäbe es nichts Erhabenes.

* * *

Der Menſch, den Mangel und Noth ſo ganz zu Boden drückt, daß er an nichts anders als an die Friſtung ſeines armſeligen Lebens denken kann, vergißt Gott, weil er ſich von Gott vergeſſen glaubt; auch der, welcher in der Fülle des Glückes ſchwelgt,

vergißt ihn, weil er meint ſeiner nicht zu bedürfen. Darum, glaub' ich, lehrt Chriſtus um das tägliche Brod zu bitten, d. h. um das Nothwendige und was für das nächſte Bedürfniß hinreicht. In einem andern Sinne um zeitliche Güter zu bitten, ſcheint mir Frevel zu ſeyn. Nur um die Kraft haben wir zu beten, unſer Loos, was es auch ſey, fromm und weiſe anzuwenden; vornehmlich das Loos des Glücks. Das Glück iſt eine ſchwere Bürde, unter der mehrere erliegen, als unter der Laſt des Unglücks; eine Verſuchung, die nur durch Gottes Beyſtand überwunden werden kann.

* * *

Die Schwingen des Todesengels rauſchten heute vernehmlicher um mich, als ſeit langer Zeit. Als ich vom Spaziergange zurückkam, ſchlugen meine Pulſe ſo gewaltſam, das Blut drängte ſich mit ſo ungleicher Heftigkeit dem Herzen zu, daß ich

kaum noch athmen konnte. In freyer Luft ertrage ich dieſen Zuſtand leichter, und ich bitte Gott, wenn die Stunde meiner Auflöſung kommen ſoll, ſie mir draußen zu ſenden unter ſeinem Himmel, unter den Liebesaugen der Sterne, an denen meine Blicke ſo oft dankbar und andächtig gehangen haben, wenn ich zu Amanden ging. Und möge der Engel des Todes, wenn er zum letztenmale zu mir kömmt, um das Kiſſen der Erde, auf dem ich ruhe, unter meinem Haupte weg zu ziehen, in Amandens Geſtalt zu mir treten, und die Kinder an ſeinen Händen führen, nach denen ich mich ſo unausſprechlich ſehne. Dieſe Bitte kann Gott nicht mißfallen. Er hat meine Liebe geheiligt, er hat ſie von allem Irdiſchen durch den Tod gereinigt; er wird ſie durch das Wiederſehen vor ſeinem Throne, in dem Reiche ſeiner Herrlichkeit krönen.

8.

Ambras.

Mein erster Gang in Inspruck war nach der Kirche zum heiligen Kreuz. Ich sah hier die ehernen Standbilder der Kaiser, die wie eine Riesenwache die Gebeine eines andern Kaisers umstehn; und das Grabmal dieses Kaisers mit dem reichen Schmucke seines Bildwerkes, der Arbeit eines fleißigen kunstgeübten Meisels.

Am meisten verlangte mich nach der Capelle, die das Grabmal des Erzherzogs

und seiner Gemahlin umschließt. Ich hatte die Geschichte dieses Paares Amanden in jenen glücklichen Tagen erzählt, wo ein unerwartetes Zusammentreffen günstiger Umstände meinem Vater die Einwilligung zu unserer Verbindung abgewann. Damals erwachte in uns der Wunsch, dieses Grab zu besuchen; die Zeit der Reise war einmal schon bestimmt; da kamen Unfälle über Unfälle; an Ausführung des Plans war nicht mehr zu denken; und wenn auch etwa eins von uns daran dachte, so wurde der Gedanke doch nicht, mehr laut, um dem andern nicht weh zu thun. Amande starb, ohne Inspruck, und ohne das Grab Philippinens gesehen zu haben. Mich aber trieb die Schwermuth aus der Heimath fort zu den starrenden Felsen hin, und den brausenden Strömen der Alpen und ihren schäumenden Wasserfällen, um, wo die Natur am wildesten war, das Bild

der ſtillen und heitern Anmuth, das jetzt die Erde verbarg, immer von neuem in lebendigen Erinnerungen in meinem Herzen aufzurichten. So kam ich nach Inſpruck. Der Gedanke an Amanden verließ mich hier nicht einen Augenblick. Ich konnte nicht anders glauben, als daß ſie in meiner Nähe ſey.

Während ich an dem Grabe verweilte, und die Geſtalten des liebenden Paares, die darauf ruhen, in die Augen faßte, und mich nun verlangte, vor Allem ihren Wohnſitz zu beſuchen, zog ein Gewitter auf. Der Regen ergoß ſich in Strömen, und ich mußte für dieſen Tag mein Vorhaben aufgeben. Erſt den dritten Tag zur Mittagszeit hellte ſich der Himmel wieder auf. Ich machte mich ohne Verzug auf den Weg nach Ambras.

Das Jagdschloß Ambras, eine Stunde und mehr von der Stadt entfernt, auf einer der ersten Höhen des immer steigenden Gebirgs, beherrscht das herrliche Thal. Einige sagen, es sey von dem Erzherzog Ferdinand erbaut; es scheint aber ältern Ursprungs, und nur von ihm erweitert zu seyn. Daß er hier mit den Seinigen die Sommerzeit zubrachte, ist gewiß. Ich hatte in meiner Kindheit ein Bild von diesem Schlosse gesehen, und es mir wohl eingeprägt. Da waren die Thore geöffnet, und auf dem weiten Hofe war ein Getümmel von Menschen. Diener liefen hin und her; Reiter sprengten ab und zu oder tummelten ihre Rosse; in der Mitte standen Jäger mit Hunden am Leitseil, und Knechte mit schön geschmückten Rennern an der Hand; Alle, wie es schien, den Erzherzog und sein Gefolg erwartend, wenn

er aufsitzen würde zur Jagd. An den Fenstern des Hauptgebäudes lagen Frauen und Jungfrauen, unter denen man die holde Philippine erkennen konnte, an dem Platze, den sie einnahm, und an der zahlreichen Umgebung von Hofjungfern, die sie in ehrfurchtsvoller Stellung umgaben, oder hinter ihr standen. Vor dem Schlosse war mancherley Volk versammelt, und alle Blicke nach dem Thore gerichtet, aus dem der fürstliche Zug hervortreten sollte. Mit diesem Bilde vor meiner Seele stieg ich den Berg hinauf. Das Thor stand offen; ein weiter Hof, von schlecht erhaltnen Gebäuden umgeben, breitete sich aus; kein lebendiges Wesen regte sich; und das Gras, das überall zwischen den Steinen hervordrang, und die Nesseln, die in allen Winkeln wucherten, legten Zeugniß von der Verlassenheit des Ortes ab, dessen weite

Räume nur selten von menschlichen Füßen betreten wurden. Ich verweilte einige Zeit, um Alles in die Augen zu fassen, und da Niemand erschien, und ich umsonst einige Thüren des Hauptgebäudes versucht hatte, wollte ich meine Gegenwart durch Rufen bemerklich machen. Da erschien an einer kleinen Pforte zur Seite ein gebückter Mann mit eisgrauem Haar, fragte nach meinem Begehren, und erschien dann wieder an der Thür des Hauptgebäudes, die sich langsam und knarrend in ihren verrosteten Angeln bewegte. Nun ging es, wie gewöhnlich, aus einem Gang in den andern; mein Führer war sehr wortkarg; ich mußte glauben, daß ich ihm zur unrechten Zeit gekommen sey. Nachdem ich nun mehreres besehen hatte, sagte ich: Es ist mir viel von der Herrlichkeit dieses Schlosses erzählt worden, und von den

Schätzen, die es enthält. Laſſen Sie mich dieſe ſehen. — Da antwortete der Alte mit einem faſt ſchmerzlichen Lächeln: „Die unvergängliche Herrlichkeit, die ihm niemand entziehen kann, will ich Ihnen zeigen. Aber die andern Schätze, die Sie wahrſcheinlich meinen, die Seltenheiten der Natur und Kunſt, ſind vorlängſt nach Wien gewandert. Es iſt freylich das Eigenthum unſers gnädigſten Herrn.“ — Unter dieſen Reden ſtieg er die Treppe hinauf, und wir ſtanden auf dem Dache, und das wunderbare romantiſche Land lag in aller ſeiner Herrlichkeit unter mir und um mich her. Gegenüber die Stadt mit ihren Palläſten und Thürmen an den Fuß des himmelhohen Gebirges gelagert; der majeſtätiſche Inn, der ſein blaugrünes Waſſer durch ſie hin wälzt, und die kleinere cryſtallhelle Sill, die ſich ihm eilig entgegenſtürzt, um mit ihm zugleich aus dem verſchloſſenen Alpenlande in die frucht-

baren Ebenen von Baiern zu treten. Zur Rechten hin das weite Thal, das sich in die nebelnde Ferne verliert; zur andern Seite das Gedränge der Gebirge, die sich mit ihren schroffen Spitzen überragen, hier und da mit ewigem Eise bekrönt, überall wunderbar, gewaltig und riesenhaft. Die Sonne, die sich in diesen Alpenmauern früher zum Untergange neigt, zitterte an den ausgezackten Rändern der Felsen, die sie mit einem Strome von Gold und Purpur übergoß, auch den Spiegel der Flüsse mit ihrem Wiederscheine vergoldend, bis sie sich ganz hinter den Zinnen des Gebirges verbarg, und aus dem breiten Schatten, der sich über das Thal ergoß, nur noch einzelne goldene Kronen dieser ewigen Beherrscher des Landes glänzten." Dieß ist allerdings eine unvergängliche Herrlichkeit, sagte ich zu meinem Führer, den mein bewunderndes Anschaun erheiterte, indem er selbst voll Andacht mit seinen Blicken der unter-

gehenden Sonne folgte; und ich glaube, daß man ganze Tage hier zubringen kann, ohne bey dem Wechsel der mannichfaltigen Beleuchtung zu ermüden, oder auch nur alles einzelne recht in's Auge zu fassen.

Der Alte lächelte bejahend.

Sollte nicht der Erzherzog, fuhr ich fort, mit seiner Gemahlin oft hier zugebracht und die herrliche Aussicht genossen haben?

So hat er allerdings, erwiederte der Alte, wie man hier im Lande erzählt. An schönen Tagen, wenn er nicht auf die Jagd ging, nahm er seine Gemahlin an der Hand, und stieg mit ihr nach der Vesper auf diesen Altan, und verweilte manchmal bis die Sterne aufgegangen waren. Man erzählt viel von ihrem Ehestande, der wohl seines Gleichen im ganzen Tirol nicht hatte.

So sagt man, versetzte ich: auch wird ihre Schönheit sehr gerühmt.

Sie muß wohl ein schönes Gebild ge-

wesen seyn, antwortete der Greis; würde sonst wohl ein Erzherzog und der Sohn eines Kaisers die Bürgerstochter an seine Seite genommen haben? und noch dazu gegen des Vaters Willen. Aber wie der alte Reim sagt: Schönheit vergeht, Tugend besteht. Und das traf bey ihr zu. Denn ihre Frömmigkeit und Tugend wird noch höher gerühmt, als ihre schöne Gestalt.

Sind keine Ueberbleibsel von ihr vorhanden? fragte ich; keine Kleidungsstücke und dergleichen?

Nicht daß ich wüßte, erwiederte er; die einzige sichtbare Erinnerung an ihr Hierseyn ist wohl ihr Wohnstübchen; und das ist nicht viel; ob es schon in gewisser Rücksicht auch wieder viel ist. Aber zu sehen, mein' ich, ist nichts darin.

Ich bat den Alten, mich dennoch hineinzuführen. Lächelnd öffnete er mir die Thür. Ich trat in ein kleines Zimmerchen, das einer Klosterzelle, nicht aber der Wohnung

einer Fürstin glich; kaum vier Schritte lang, und eben nicht breiter; Wände und Decke mit braunem Holze getäfelt; Alles von einem einzigen schmalen Fenster erleuchtet, in dessen Vertiefung eine hölzerne Bank befestigt war, so wie eine andre, rechter Hand an der Seitenwand. Zur Linken stieß ein eben so kleines Stübchen daran, mit einer Vertiefung im Boden, die als Badewanne diente, und kaum Raum genug zum An- und Auskleiden ließ. Das war die ganze Wohnung der Frau eines Erzherzoges! Mir aber kam dieser enge Raum bewundernswürdiger vor, als die langen Reihen vergoldeter Zimmer, die sich in andern Palläſten der Bewunderung aufdringen, und in denen man, bey allem Glanz und Schimmer, immer etwas von dem verödeten Gemüthe der Eigenthümer zu fühlen glaubt. In einem solchen Raume, sagte ich zu mir selbst, so eng, so alles Schmuckes und aller Bequemlichkeit be-

raubt, kann ſich freywillig nur ein ſtilles, in ſich ſelbſt zufriedenes und beſcheidenes Herz zurückziehen; und ich denke, man kann ſchon aus dieſer Wohnung erkennen, daß ihre Bewohnerin nur dem Zuge der Liebe folgte, als ſie dem ſtürmiſchen Fürſtenſohn ihre Hand gab, und daß ſie nachher, als ſie die Verzeihung des Kaiſers ſuchte, nicht Rang und Würde, ſondern die Zufriedenheit ihres Gemahls, und die Beruhigung ihres eignen Gewiſſens in den Augen hatte. Ich hatte Platz auf der Bank genommen, und die Blicke auf die Erde geheftet, die Hände gefaltet, verlor ich mich in meinen Gedanken, und feyerte mit ſtiller Trauer das Glück einer frommen, in ihrer Beſchränkung ſeligen Liebe. Eine unwillkührliche Bewegung meines Führers rief mich zu mir ſelbſt zurück. Er hatte mich nicht ſtören wollen, weil er glaubte, ich betete; und er hatte darin ſo unrecht nicht. Als ich aufgeſtanden war, und er bemerkte,

daß meine Augen feucht von Thränen waren, sagte er: Sie scheinen an der Bewohnerin dieses Zimmerchens Antheil zu nehmen. Sie hatte es verdient. Aber ich habe wohl viele Reisende hereingeführt, die mir wenigen Dank dafür wußten. Die meisten begnügten sich einige Blicke herein zu thun, und gingen schnell wieder weg; einige meinten auch, es sey das gar ein schlechter Aufenthalt für eine Fürstin, und kaum für eine Magd gut genug; ja, ich hörte auch wohl sagen, ihr Gemahl möchte sie doch nicht sehr geehrt haben, da er sie in eine so geringe Wohnung verwiesen hätte. Ich dachte dabey in meinem Herzen: Andre Zeiten, andre Sitten! Uebrigens schwieg ich. Aber gewiß war in dem Stalle zu Bethlehem, wo unser Heiland zur Welt kam, mehr Herrlichkeit und eine größere Liebe zu finden, als in dem Pallaste des großen Herodes.

Diese Betrachtung des alten Castellans

war zu sehr im Einklang mit meinen eignen Gedanken, als daß sie mich nicht für ihn hätte gewinnen sollen. Ich fragte nach seinem Hauswesen, ob er verheirathet sey und dergleichen. Ich war es, sagte er; seit einigen Jahren bin ich Wittwer. Und tragen Sie, sagte ich, diese Trauer noch für Ihre verstorbne Frau, oder für einen andern Verwandten? — Für meine Walpurg, antwortete er. Sie war eine so gute Frau! und ich werde die Trauer um sie so wenig ablegen, als ihr Andenken und meine Betrübniß jemals aus meinem Herzen weichen wird.

Da mich diese Reden des alten Mannes weicher machten, als ich scheinen mochte, suchte ich das Gespräch anders zu wenden, indem ich sagte: Das mag wohl ein seltener Fall seyn, daß Ein Haus, und gar ein fürstliches, zwey glückliche Ehen unter seinem Dache beherbergt hat.

Das kann wohl so seyn, erwiederte der

Greis; aber gute Beyſpiele ſind auch nicht verloren; und ob es ſchon lächerlich klingen mag von einem gemeinen Manne, wie ich bin, aber das, was man hier von der Ehe des Erzherzogs und ſeiner Philippine erzählt, hat auch dazu beygetragen, den Frieden in meinem Hauſe zu erhalten und zu befeſtigen.

Ich begreife das wohl, ſagte ich, und es iſt das ein Segen, den ein guter Menſch auf den Andern vererbt.

Das iſt gewiß wahr, ſagte der Alte, und ich habe manchmal Urſache gehabt, Gott zu danken dafür. Wenn, wie es wohl in jedem Eheſtande geſchieht, etwas zwiſchen uns kam, und den Frieden ſtörte, — es war meiſt nicht groß der Rede werth — und wir uns doch nicht ſo geradezu mit einander vertragen wollten, wie denn der Menſch immer ſeinen Hochmuth hat, und uns denn doch der Hader zur Laſt war, gingen wir meiſt ganz ſtill in dieſes Stüb-

chen, und jedes ſetzte ſich auf eine von den Bänken, und ſah nach dem andern hin. Dann währte es gar nicht lange, ſo lachten wir uns an, und reichten uns die Hände, und Alles war wieder gut. Darum nannten wir auch dieſes Stübchen unſre Friedenscapelle, und ſie iſt mir nicht weniger heilig, als ein geweihter Platz.

Fürwahr mit Recht, ſagte ich. Denn wo kann ein Ort geweihter ſeyn, als da wo Friede Gottes und Liebe wohnt? Hat Ihr Eheſtand lange gedauert?

Ohngefähr noch zweymal ſo lange als meine Bewerbung. Länger als Jacob und Rahel warb ich um Walpurgs Hand. Und es wäre doch beynahe nichts aus der Sache geworden.

Was erſchwerte ſie denn?

Das Zeitliche, wie es ſo gewöhnlich iſt. Das Mädchen wollte mir wohl; aber ihr Vater hatte viel mehr als ich, und da Walpurg ſein einziges Kind war, wollte er

höher hinaus. Sie ſollte durchaus einen reichen Mann haben, und ob ſich gleich mehrere fanden, die um ſie warben, ſo war ihm doch keiner recht. Mir aber half das auch nichts; und da ich mit meiner Sache nicht zu Ende kommen konnte, und doch den Jammer nicht haben wollte, das Mädchen wider ſeinen Willen verheirathet zu ſehen, faßte ich in meinem Unmuthe einen kurzen Entſchluß, übergab meinem Bruder die Verwaltung meines Anweſens, und zog eines Morgens mit meiner Büchſe auf dem Rücken nach Wien, wo ich Soldat wurde. Da ging es mir nun gut und ſchlimm, je nachdem die Zeiten waren. Manche Kugel iſt an mir vorübergegangen; mancher Säbel über meinem Haupte geſchwungen worden; und lange war ich gut durch gekommen; endlich aber bekam ich eine Wunde in das linke Knie, wovon ich noch jetzt lahm bin; und nachdem ich halbweg geheilt aus dem Lazarethe entlaſſen

war, erhielt ich meinen Abschied, und kam mit meiner Büchse auf dem Rücken wieder nach Hause, so wie ich ausgegangen war, nur beträchtlich älter und invalid. Von Walpurg hatte ich in der langen Zeit nichts gehört; aber mein Herz hing noch immer an ihr, und ob ich gleich schönere Mädchen gesehen hatte, die mir auch wohl wollten, konnte ich mich doch zu keiner andern Liebe entschließen. Als ich nun in die Heimath zurück kam, und nach ihr fragte, hörte ich, ihr Vater sey durch mancherley Unfälle von seinem Hochmuth ganz herab gekommen, und in Dürftigkeit gestorben; Walpurg aber diene als Magd, und habe ihren Vater, so lange er gelebt, mit ihrem spärlichen Lohn unterstützt. Da sich nun mein eignes Erbtheil durch des Bruders treue und kluge Bewirthschaftung um die Hälfte vermehrt hatte, war es mir eben, als wär' ich recht durch Gottes Fügung wieder nach Hause getrieben worden, und

dankte ihm jetzt für die erhaltene Wunde, die, so lästig sie mir war, mir nun eben zum Glücke gereichen sollte. Auch ging Alles nach Wunsch; und was in Jahren nicht hatte gelingen wollen, wurde jetzt in einer Stunde richtig.

Haben Sie Kinder?

Einen Sohn und zwey Töchter. Dem Sohne hab' ich mein Anwesen übergeben, nachdem ich hier auf dem Schlosse angestellt worden bin; die älteste Tochter hält mir nach dem Tode ihres Mannes Haus; die andre kömmt von Zeit zu Zeit mit ihren Kindern hier her; und das sind dann meine großen Festtage, wenn ich von allen den Meinigen umgeben, mit ihnen das Andenken der vergangenen Zeiten feyre. Lebte meine Walpurg noch, so wüßte ich nicht, was ich mir in der Welt noch wünschen könnte Aber dann wäre mir die Erde wohl allzulieb.

* * *

Die Nacht lag schon längst über dem

Thale, als ich von dem guten Alten Abschied nahm, und den Rückweg antrat. Alles war in Finsterniß gehüllt, nur das Schloß von Ambras glänzte feenartig im Mondenlicht; und der Schimmer zitterte und schwankte an den hellen Fenstern, als bewegten sich Menschen darinne hin und her, wie es in den Tagen seiner Herrlichkeit gewesen seyn mag. Da zogen Wolken auf und verschleyerten den Mond. Alle Lichter waren plötzlich ausgelöscht; nur die Umrisse des mächtigen Hauses, zeichneten sich, wie ein Riesen-Sarg entschwundenen Lebens, an dem dunkeln Hintergrunde. In diesem Augenblicke tönte der milde Gesang zweyer Flöten aus einem Garten über den Weg her. Es war die Melodie: Wie sie so sanft ruhn. — lange begleitete sie mich; und als sie erloschen war, tönte sie mir fort in der Brust. Ich kam mit vollem Herzen und nassen Augen nach Hause.

* * *

Ich machte von Inſpruck aus, meiner Gewohnheit nach, zu Fuß mehrere Wanderungen in die benachbarten Thäler, meiſt an den Ufern der Flüſſe hin; und wo mich ein heimiſches Plätzchen anzog, da verweilte ich. Nach mehrern Wochen, die ich ſo umhergeirrt war, kam ich noch zum letztenmal in die Stadt zurück, um mich dann nach dem Coſtnitzer See zu wenden, zu dem mich immer die alte Liebe zieht. Als ich nun meinen Namen in das Fremdenbuch des goldnen Adlers einſchrieb, fand ich, zu meiner Ueberraſchung, unter den neu Angekommenen Renaud von Iſoard, nebſt Frau. — Iſt dieſer Herr noch hier? fragte ich. — Ja wohl, war die Antwort. Er iſt vor einigen Stunden nach Ambras gegangen.

Ich machte mich ſogleich auf den Weg, um dem alten Freunde entgegen zu gehen, Nicht weit von der Stadt ſtieß ich auf ihn. Er erkannte mich nicht; ſo verändert iſt meine Geſtalt. Als ich ihm aber meinen

Namen genannt hatte, war die Freude auch von seiner Seite groß; und nach kurzem Gespräch konnte keiner von uns zweifeln, daß zwanzig Jahre von Trennung in unsern Gesinnungen und der gegenseitigen Liebe nichts verändert hatten.

Nach den ersten Begrüßungen stellte er mich seiner Frau als den vieljährigen Freund vor, den er in der Geschichte seiner Jugend öfters gegen sie erwähnt habe. So war auch mit ihr die Bekanntschaft schnell zu Stande gebracht. Dann folgten die gewöhnlichen Fragen von woher? und wohin? dann Verabredungen über die Verwendung unsrer Zeit, und der Beschluß uns so wenig als möglich zu trennen. So geschah es auch. Wir brachten mehrere Tage mit einander zu, besahen Alles gemeinschaftlich, aßen mit einander, und trennten uns selten vor Mitternacht. Viele Geschichten der vergangenen Jahre wurden aufgerollt; Schmerz und Freude, Lust und Trauer zo-

gen abwechſelnd durch unſre Bruſt; und Renaud wußte, mit der angebornen Leichtigkeit ſeiner Nation den Ton der Unterhaltung auf die angenehmſte Weiſe zu wechſeln, wenn ſie auf ſchmerzlichen Gegenſtänden allzu lange verweilen wollte. Die Geſchichte unſerer Schickſale hatte im Gegenſchein geſtanden. Als mir das Geſtirn des Glückes aufgegangen war, hatte ſich das ſeinige mit Finſterniß bedeckt; als es mir erloſch, war es ihm aufgegangen. Auch ſeiner Verbindung mit Eugenien hatten ſich ähnliche Hinderniſſe entgegengeſtellt, wie der meinigen mit Amanden; und auch bey ihm war das, was unüberwindlich ſchien, nach vielem, faſt zerſtörenden Schmerz, durch die Fügung des Himmels überwunden worden. Jetzt erfreute er ſich des ruhigen Beſitzes eines wünſchenswürdigen Looſes. Sie liebten ſich unausſprechlich; und die Gefahr, die über ihrem Haupte geſchwebt, das Dunkel, das ſie umgeben hatte, ſetzte

der Heiterkeit ihres Glücks die anmuthigſten Farben zu. Es war der Bogen der Iris auf dem dunkeln in Regen zerfließenden Gewölk. — Ich wäre vielleicht verloren geweſen, ſagte Renaud eines Tages zu mir, als er mir einige Bruchſtücke ſeines Lebens vor Augen gelegt hatte, ich wäre verloren geweſen, ohne die herben Lehren meines Schickſals. Du biſt ſelbſt einigemal Zeuge der ungebändigten Leidenſchaftlichkeit geweſen, die mich, wie ein wildes Roß, oft bis an den Rand des Abgrundes riß, in den ich, wenn die Beſinnung zurückkehrte, mit Grauſen hinabſehen mußte. Wäre Eugenie mein geworden, ohne den Widerſtand, den ich erfuhr, würde mich meine Liebe zu ihr, würde mich ihre engelgleiche Sanftmuth vor ſolchen Anfällen leidenſchaftlichen Wahnſinns geſchützt haben, wo ich gegen Freunde und Feinde, und am meiſten gegen mich ſelbſt wüthete? würde dieſes milde Weſen nicht in immerwährender Angſt ver-

gangen ſeyn auf dieſem unbändigen, immer drohendem Vulcan? Ich hätte vielleicht täglich geſündigt, und täglich bereut, und meine Reue wäre immer wieder eine neue Sünde geworden durch den Mangel an Maaß. Sie hat auch wohl jetzt noch genug von den Unarten ihres Mannes zu dulden; aber nachdem das Unglück dieſes ſpröde Erz etwas erweicht hat, nimmt es doch leichter die Eindrücke ihrer bildſamen Kunſt an. Iſt es nicht ſo, Eugenie? und hab' ich mich nicht gebeſſert durch Dich?

Bey dieſen Worten reichte er ſeiner Frau lächelnd die Hand; ſie ſchmiegte ſich mit der liebenswürdigſten Anmuth an ihn an, und ſagte zu mir: Unſer Freund klagt ſich wohl härter an als er verdient, damit ich ihm widerſprechen ſoll. Aber dieſen Gefallen will ich ihm nicht thun. Allerdings war er ſonſt noch wilder als jetzt. That der Himmel nicht, wie er wollte, ſo wollte er den Himmel ſtürmen, und ſchleuderte Fel-

fenstücke über sich empor, die dann auf sein Haupt zurückrollten. Wie oft hab' ich für ihn gebebt, und doch konnt' ich ihm nicht zürnen, da es, so lange ich ihn kenne, immer nur das Uebermaaß seiner Liebe zu mir war, was ihn über die Schranken hinaustrieb. Wenn er sich seiner Besserung rühmt, so hat er Recht; ob ich mir aber, wie er sagt, das Verdienst davon zuschreiben darf, ist zweifelhaft. Auf jeden Fall hat seine Liebe mehr Antheil daran als meine Bildungskunst. Gewiß ist, daß die Stürme sich bey meinem guten und theuern Renaud immer seltner erheben, so daß ich hoffen darf, sie werden sich allmählig ganz in einen milden Zephyr umwandeln, gerade lebhaft genug, um auf dem ebnen Meere unsers Lebens — möge es Gott immer so still und eben erhalten! — unsre Barke munter vorwärts zu bringen.

* * *

Renaud hatte mir bald dieſes bald jenes Ereigniß ſeines Lebens, ſo wie es eben die Gelegenheit gab, mitgetheilt; das aber, wornach mich am meiſten verlangte, die Geſchichte ſeiner Verbindung mit Eugenien, der Hinderniſſe, die ſie gefunden, und der Ereigniſſe, wodurch ſie zu Stande gebracht worden, hielt er mir bis zum letzten Abend unſers Zuſammenſeyns vor, wo ſich Eugenie, von einem langen Spaziergang ermüdet, früher als gewöhnlich zur Ruhe begeben hatte. Mein Verlangen darnach war an dieſem Tage von neuem gereizt worden, als Eugenie bey einem wiederholten Beſuche der Kreuzkirche an dem Grabmale des Erzherzoges und ſeiner Gemahlin leiſe zu mir ſagte: Wenn Sie wüßten, wie viel wir dieſem Paare ſchuldig ſind! Renaud muß Ihnen dieß ausführlich erzählen; ſetzte ſie erröthend hinzu.

Als wir uns nun am Abend allein befanden, wiederholte ich ihm was ſeine Frau

mir zugeflüstert hatte, und verlangte die Erfüllung ihres Versprechens von ihm. Es ist wahr, antwortete Renaud, der Knoten unsers Schicksals wurde auf eine unerwartete Weise durch jenes fürstliche Paar gelößt, und wenn die seligen Geister von dem wissen, was sich hienieden ereignet, wie ich glaube, so wird es sich der Wohlthat erfreuen, die durch den Segen seiner schönen und edeln Liebe über uns gekommen ist. Darum verehren wir sie auch als unsre Schutzheiligen, und es ist jetzt das zweytemal, daß wir hierher wallfahrten, und an ihrem Grabe, und in dem engen Stübchen zu Ambras, das auch Dir so wohl gefallen hat, das Opfer unsrer Dankbarkeit darbringen. Eugenie meint, daß uns dieß Segen bringe; daß sich ihre Liebe an diesem Grabe reinige, und nicht nur fromme Vorsätze lebendiger hier aufkeimten, sondern auch größere Stärke zur Ausführung sie von hinnen in die Heimath be-

gleitete. Ich lasse ihr gern diesen Glauben; aber auch ohne diese Wallfahrten ist sie die trefflichste Frau, die wohl je die Erde getragen hat, und mein Schutzengel; und ihr schönes Herz ist wie ein Tempel voll von Heiligen. Doch so darf ich nicht fortfahren; sonst verfließt die Nacht und die Morgensonne geht auf, und ich habe immer nur von ihr gesprochen, ohne daß Du etwas von der Geschichte gehört hast, die Du verlangst.

Also zur Sache.

Eugenie ist die einzige Tochter des Baron Saint-Hilaire, eines Gutbesitzers im Elsaß. Der größere Theil seiner Ländereyen liegt in dieser Provinz jenseit des Rheins, der sie von einem der Güter meines Vaters trennte, der zu gleicher Zeit französischer Bürger und Unterthan des deutschen Reiches war. Beyde Männer lebten in nachbarlichen Verhältnissen, besuchten sich gegenseitig, so oft es die

Umſtände erlaubten, und leiſteten ſich Hülfe, wo es nöthig und möglich war. Das war vor dem Ausbruche der Revolution. Wie oft hat mir mein Vater von dieſem angenehmen Verhältniſſe erzählt, von den gemeinſamen Familienfeſten, den Jagden, den Waſſerfahrten, und wiewohl bisweilen in dem einen oder dem andern der Gedanke erwacht ſey, das freundſchaftliche Band dereinſt vielleicht durch die Kinder noch feſter zu ziehen, oder doch gewiß das heitere nachbarliche Wohlwollen auf ſie fortzupflanzen. Was iſt aber aus dieſen Träumen geworden? fuhr dann mein Vater bey ſolchen Erzählungen fort. Die Revolution brach herein, wie eine furchtbare Fluth. Die ſchöne Pflanzung unſrer Hoffnungen und Wünſche, unſer ganzes frohes und heitres Leben wurde zerſtört, wie freylich ſo vieles andre, was die Zeit mühſam gebaut hatte. Im Anfange zwar ſchien alles gut zu gehen. Ich war thörigt genug,

mich mit meinem Nachbar der Tage zu freuen, die — so sagte man — wie ein schöneres Morgenroth über Frankreich aufgingen, dem unverzüglich die Wiedergeburt des gebrechlichen Staates folgen würde; und den menschenfreundlichen König für ein Unternehmen zu segnen, das glorreich für ihn, und für sein Volk heilsam zu werden versprach. Diese Täuschung, fuhr dann mein Vater fort, dauerte nicht lange bey mir. Der Himmel von Frankreich trübte sich allzu schnell; Aufruhr und Wuth befleckte den Boden, der nur Saaten der Weisheit und des Wohlwollens verheißen hatte. Alles, was für groß und edel gegolten hatte, wurde mit Füßen getreten. Da wendete sich mein Herz von dem Unheil bringenden Beginnen ab. Ich liebte das Land, wo mir zuerst die Sonne aufgegangen war, und wo die Asche meiner Eltern ruhte. Sein Wohl war mir theuer, und ich hätte gern der Freyheit jedes Opfer gebracht,

wenn ſie dazu geführt hätte. Da ich aber wahrnahm, daß das, was eine fanatiſche Partey Freyheit nannte, nicht blos ein eitles, ſondern ein feindliches Phantom war; und nicht blos ein unfruchtbares Gewächs, wie der Baum, der ſie bezeichnen ſollte, und dem all das Blut, das ihn begoſſen hat, keine Wurzeln ſchaffen konnte; ſondern ein Giftbaum, der über den Boden des ſchönen Landes Schwindel und Wahnſinn, Unglauben, Uebermuth und Mordluſt ausathmete; da wendete ſich mein Herz um deſto entſchiedner von jener Sache ab, je heitrer bey ihrem erſten Beginnen meine Hoffnungen geweſen waren.

Dieſes waren die Geſinnungen meines Vaters bey einer Sache, die in ganz Europa, ja auch jenſeit des Meeres eine Spaltung verurſachte, wie vielleicht nie, vielleicht ſelbſt nicht zu der Zeit der Kirchenverbeſſerung, auf Erden geweſen iſt. Saint-Hilaire nahm ſie anders auf. Zwar

tadelte er Vieles; aber er entschuldigte auch Vieles; und nachdem er sich einmal überredet hatte, daß der guten Sache — was ihm die Umschaffung des alten Frankreichs war — eine überaus thätige Rotte heimlicher, von mißgünstigen Feinden erkaufter Ränkeschmiede entgegenarbeite, so war er nur allzu geneigt, jedes Uebermaaß auf die Rechnung dieser Feinde zu setzen, und selbst die blutigen Beschlüsse der Demagogen einer beklagenswürdigen, aber unvermeidlichen Nothwendigkeit zuzuschreiben. So wie nun die Ereignisse in ihrer Lawinenartigen Bewegung immer unaufhaltsamer und immer zerstörender wurden, so entflammten sich auch die Leidenschaften der Zuschauer immer heftiger; der Widerspruch der Gesinnungen erweiterte sich zur Kluft; Uneinigkeit ward zum Haß, und oft führte der Haß blutige Thaten herbey. So trennten sich auch die beyden Freunde nach vielem und endlosem Streite, häufigen Entzweyun-

gen und unnützen Versöhnungen. Sie hatten angefangen sich seltner zu besuchen; dann immer seltner; und schon hatten sie seit geraumer Zeit alle Verbindung abgebrochen, als die Heere der Jacobiner beyde Ufer des Rheins bedeckten, und auch die deutschen Länder mit ihren Freyheitsbäumen, ihren rothen Mützen und ihren Carmagnolen beglückten.

Diese Erscheinungen waren meinem Vater allzu verhaßt, als daß er über seinen Entschluß lange hätte in Ungewißheit bleiben können. Er traf seine Einrichtungen, so gut es in der Eile gehen wollte, und mit der Hoffnung einer baldigen Rückkehr, verließ er das Land. Diese Hoffnung, der Tod meiner Mutter, die kurz vorher in ein besseres Leben eingegangen war, vielleicht auch der leidenschaftliche Haß der Sache, vor der er floh, erleichterte ihm die Trennung von dem schönen und geliebten Eigenthum. Die Sache ging anders als er und

viele andre geglaubt hatten. Von Ort zu Ort drängte ihn die Fluth der Ereigniſſe fort, bis er endlich in Eutin eine ſichre Freyſtatt zu finden glaubte.

Ich übergehe Alles, was ſich in jener Zeit ereignete, und mich zu weit von meinem Ziele entfernen würde. Mein Vater widmete ſich jetzt, da er ganz geſchäftlos war, mit großem Eifer meiner Erziehung, und wachte über meinen Unterricht; und da ich ihm tüchtig und gereift dazu ſchien, ſchickte er mich auf die Univerſität. Da war es, wo mich ein günſtiges Geſtirn in Deine Nähe brachte. Du biſt bisweilen der Zeuge meiner Thorheiten, Du biſt oft mein Schutzgeiſt geweſen; und wenn ich meine Laufbahn dort, trotz der Stürme, die ſie bedrohten, und die ich meiſt ſelber aufgeregt hatte, nicht ohne Nutzen zurückgelegt habe, ſo dank' ich es Dir, und der milden, oft unſichtbaren Leitung Deiner wachſamen Freundſchaft.

Während dieser Zeit war das Schicksal dem Baron Saint-Hilaire in dem sturmbewegten Lande überaus feindlich gewesen. Bey dem Kampfe der Parteyen, die sich wie die Wellen des empörten Meeres folgten, und sich gegenseitig zerschellten, hatte er, trotz seiner aufrichtigen Anhänglichkeit an die Sache der Revolution, den Verfolgungen nicht entgehen können. Mehr als einmal schon war er vor Gericht gestellt worden; er hatte die Falschheit der Anklagen erwiesen, und war frey gesprochen; da aber das unauslöschliche Brandmal der adlichen Geburt an ihm haftete, so würden ihn, bey einer dritten Verfolgung, weder seine patriotischen Opfer noch seine häuslichen Tugenden gerettet haben, wenn ihm nicht Eugenie in das Gefängniß nach Straßburg gefolgt wäre. Sie war fast noch ein Kind, aber über ihr Alter verständig und durch das Unglück selbst gereift. Die Frau des Kerkermeisters, ein gutmüthiges Weib,

das eben in jener Zeit eine Tochter verloren hatte, faßte eine große Liebe zu ihr, und hörte nicht auf das Schicksal des armen Kindes zu beklagen, wenn ihm, wie es nur allzu wahrscheinlich war, sein Vater durch den Ausspruch des Blutgerichtes entrissen würde. Bey solchen Aeußerungen vergoß Eugenie heiße Thränen, und beschwor die gute Frau, bey allem was ihr heilig war, vorzüglich aber bey dem Andenken ihrer verstorbenen Tochter, doch auf Mittel zur Rettung für ihren armen Vater zu denken. Bedenklich schüttelte jene den Kopf, sah mißtrauisch um sich her, blickte zum Himmel und zuckte die Achseln. Die Gefahr war groß; aber was überwindet die Liebe nicht? Durch einige Taglöhner, die durch das Geld des Barons und die guten Worte der Frau Marton gewonnen wurden, ließ diese in der Nacht ein falsches Feuergeschrey erheben, und in der Verwirrung, die dadurch entstand, den Baron mit

ſeiner Tochter entfliehen. In ſchlechte Lumpen gehüllt, von Gefahren umringt, entkam er den Schergen der republicaniſchen Freyheit, und nahm, nach mannichfaltigem Umherirren; zuletzt zufälliger Weiſe ſeinen Aufenthalt an eben dem Orte, den auch mein Vater gewählt hatte, und an dem ſich damals Ausgewanderte von allen Farben verſammelten.

Auf meinen Vater machte dieſes Zuſammentreffen einen ſehr gemiſchten Eindruck. Gewiß beklagte er das Schickſal des Mannes recht aufrichtig, wie er denn auch nicht zögerte, ihm, wenn er ſich vielleicht in Verlegenheit finden ſollte, ſeine Dienſte anzubieten; aber auf der andern Seite — wie das menſchliche Herz immer ein Schalk iſt — konnte er ſich einer kleinen Freude nicht entſchlagen, daß ſeinem vormaligen Nachbar das Böſe, das er litt, gerade von der Partey zugefügt worden, der er ſich mit einem ſo unbedachtſamen Vertrauen in die

Arme geworfen hatte. Zugleich hoffte er, daß Saint-Hilaire, durch die eigne Erfahrung belehrt, und von seinen Irrthümern zurückgebracht, jetzt besser mit ihm zusammenstimmen, und daß sich das alte nachbarliche Verhältniß, wenn gleich in einer andern Gestalt, wieder herstellen würde. Diese Hoffnung schlug fehl. Saint-Hilaire hatte sich in seiner republicanischen Denkungsart so fest gesetzt, daß er alles Unglück seines Vaterlandes und sein eignes den Ränken der Aristokratie zur Last legte, die nicht einen Augenblick raste, und, um zu ihrem verderblichen Ziele zu gelangen, wie ein zweyter Proteus, alle Gestalten, Formen und Farben annehme; und es war nichts weniger als unerwartet, daß er jetzt, wo die verhaßte Partey ihm so nah stand, einen Ehrenpunkt daraus machte, sich nicht durch Unglück gebeugt, oder in den einmal behaupteten Grundsätzen erschüttert zu zeigen. Auf der andern Seite

war in dem Herzen meines Vaters der Haß des Republicanismus durch das, was in Frankreich im Namen der Republik und zu ihrer Erhaltung geschah, täglich fester gewurzelt, so daß er sich in seiner damaligen Stimmung sogar die Mißbräuche der alten Monarchie hätte gefallen lassen, wenn nur der rechtmäßige Monarch selbst zurückgeführt würde. Für solche Gegensätze gab es keine Vermittelung. So sehr also auch beyde, bey ihrem ersten Zusammentreffen, die wunde Stelle zu berühren vermieden, und so sehr sie, wenn es nicht möglich war die Erinnerung an die Zeit zu umgehen, den Ausdruck ihrer Gesinnungen mäßigten, so war es doch, bey so leidenschaftlichen Männern, wie beyde waren, durchaus unmöglich, alle Ausbrüche von dem zurückzuhalten, was in dem Vulcane ihres Herzens kochte. Die Flamme schlug also sehr bald mit verstärkter Heftigkeit aus, und da in der kleinen Stadt ein öfteres Zusammen-

treffen nicht zu vermeiden war, räumte Saint-Hilaire nach kurzer Zeit das Feld und ließ ſich in Hamburg nieder.

Hier war es, wo ich Eugenien nach einem Zwiſchenraume von zwölf Jahren zum erſtenmale wieder ſah. Ich wußte nicht, wer ſie war. Der Freund, der ſie mir als eine der ſchönſten Blüthen der Stadt zeigte, kannte den Namen ihres Vaters nicht, und als ich dieſen erfuhr, konnt' ich den Eindruck, den ſie auf mich gemacht hatte, nicht mehr auslöſchen. Ich ſuchte Gelegenheit, ſie zu ſprechen, und was ihre Geſtalt begonnen hatte, vollendete der Ton ihrer Stimme, die natürliche Anmuth ihres Geſprächs und die Grazie, die über ihr ganzes Weſen verbreitet war. Nach dieſer Bekanntſchaft war ich wie umgewandelt, und der Blindgeborne, dem ſich die Herrlichkeit der Welt und ihrer Farben zum erſtenmale entſchleyert, kann nicht berauſchter ſeyn, als ich es jetzt war, da mir der Tag

der Liebe aufgegangen und mein inneres Auge geöffnet war. Ich hatte nur Einen Gedanken, nur Einen Wunsch, den, sie zu sehen, an ihren Blicken zu hängen, und, wenn es möglich wäre, ihre Gunst zu gewinnen. Die Gelegenheit hierzu bot sich nicht häufig an. Nur selten erschien sie an einem öffentlichen Orte, und die Förmlichkeit, mit der mich ihr Vater begrüßte, als ich mich ihm bey einem zufälligen Zusammentreffen vorstellen ließ, hielt mich zu sehr in der Ferne, als daß ich es hätte wagen dürfen sein Haus zu betreten. Schon rückte die Zeit meiner Abreise heran, und meine Unruhe wurde von Tag zu Tag größer, wenn ich dachte, sie verlassen zu müssen, ohne ihr meine Liebe bekannt, und ohne ein Zeichen ihrer Gesinnung gegen mich erhalten zu haben. Das Glück schien mich begünstigen zu wollen. Am Abend vor meiner Abreise gab die Wittwe eines unsrer ausgewanderten Landsleute, eine gute Harfen-

ſpielerin, ein Concert. Ich durfte hoffen, Eugenien hier zu finden; und dieſe Hoffnung ſchlug nicht fehl. Ich benutzte die Pauſe, um mich ihr zu nähern, um ihr zu ſagen, daß ich am folgenden Morgen Hamburg verlaſſen müßte, und daß ich untröſtlich ſeyn würde, wenn ich mir nicht mit der Hoffnung ſchmeicheln dürfte, ſie in Kurzem wieder zu ſehen. Ich ſetzte hinzu, daß, wenn mich irgend etwas die Unfälle unſers gemeinſamen Vaterlandes vergeſſen machen könnte, es der Zufall wäre, der mir das Glück ihrer Bekanntſchaft verſchafft hätte. — Ohne dieſe Unfälle, antwortete ſie mit einem leiſen, faſt ſchmerzlichen Lächeln, hätte es keines Zufalls bedurft; unſre Familien waren Nachbarn, wie mir mein Vater ſagt. — So iſt es, antwortete ich mit einer freudigen Bewegung, und es würde mich glücklich machen, wenn ich hoffen dürfte, daß die Rückkehr eines Landsmannes, dem die Erinnerung an die glück-

lichen Tage, auf die sie deuten, unendlich theuer sind, Ihnen nicht unangenehm seyn würde. — Es wird mir immer erfreulich seyn, antwortete sie erröthend, dem ersten Bekannten meiner Kindheit zu begegnen; am erfreulichsten, in unserm gemeinsamen Vaterlande.

In dem Augenblicke, wo sie dieses sagte, ging die Pause zu Ende. Jedermann kehrte auf seinen Platz zurück; ich wählte den meinigen so, daß ich Eugenien in den Augen hatte, und ich glaubte zu bemerken, daß mich ihre Blicke nicht vermieden. Beym Schlusse des Concertes, suchte ich mich ihr von neuem zu nähern; aber umsonst. Das Gedränge der Menschen riß mich fort, und als ich mich daraus losgemacht hatte, war Eugenie verschwunden.

Dieser Abend entschied mein Loos. Die wenigen Worte, die sie zu mir gesprochen hatte, und jeder Ton, mit dem sie gesprochen worden waren, tönte ohn' Unterlaß

in meinem Innern fort, und es war mir wohl zu verzeihen, wenn ich in der Erinnerung an das frühere freundliche Verhältniß unſrer Kinderjahre, und in der Art ihrer Aeußerung einen Schimmer der Hoffnung für mich aufgehen ſah. Ich hatte mit Anbruch des Tages abreiſen wollen; aber unter abſichtlichem Zögern und zufälligen Hinderniſſen war Mittag heran gekommen, als ich vor ihren Fenſtern vorüber ritt. Sie ſaß dahinter über einer weiblichen Arbeit gebückt. Mein Glücksſtern wollte, daß ſie aufſah; unſre Blicke begegneten ſich, und ein ſchönes Erröthen ergoß ſich über ihre Stirn und Wangen, als ſie meinen Gruß erwiederte.

Ich legte jetzt meine Reiſe wie im Traum zurück. Eugeniens Bild zog vor mir her, und ich hatte keinen andern Gedanken, als daß dieſes der Stern wäre, dem ich folgen müßte, wohin er mich auch immer führen möchte. Je näher ich aber dem Ziele der

Reiſe kam, deſto heftiger drängten ſich mir beſorgliche Gedanken, wie Geſpenſter, zu; ob ich mich nicht mit eiteln Hoffnungen täuſchte; ob Eugenie noch frey über ihr Herz ſchalten könne; ob ich nicht ihren Worten mehr Bedeutung gegeben, als ſie enthielten; und endlich, ob ich nicht, auch im günſtigſten Falle, in den Geſinnungen meines Vaters auf Hinderniſſe ſtoßen würde, die das ganze Gebäude meiner Wünſche und Hoffnungen zerſtörten. Dieſe Beſorgniß wuchs mit jedem Schritt, und die Gründe, die ich zuſammentrieb, um ſie zu mindern, verloren in dem nehmlichen Verhältniß an Kraft; ſo daß mir zuletzt nichts weiter übrig blieb, als das unhaltbarſte von Allem, das Vertrauen auf die Glut meiner Leidenſchaft, die ja, ſo meinte ich, alle Hinderniſſe beſiegen und auch das kälteſte Herz entzünden müßte.

Ich hatte ſchlecht gerechnet. Als ich ankam, war mein Vater durch Nachrichten

aus Frankreich auf das Höchste verstimmt, so daß ich kaum Saint-Hilaires Namen genannt hatte, als sein Unwille mit Heftigkeit ausbrach. Mehrere Tage vergingen unter ängstlichem Erwarten; und sobald ich ihn etwas heitrer gestimmt sah, spann ich ein Gespräch von Weitem an, erzählte von den Bekanntschaften, die ich in Hamburg gemacht, und vorzüglich von den Familien der Ausgewanderten, die ich dort angetroffen. Zuletzt endlich nannte ich Eugenien. Ich weiß nicht, wie es kam; ob sich in meinem Gespräche mehr Absichtlichkeit verrieth, als ich hatte zeigen wollen; oder ob ich den Ton meiner Stimme und meine Mienen nicht genug beherrscht hatte — genug, ich hatte kaum den holden Namen genannt, als mich mein Vater scharf in die Augen faßte, und durch ein ironisches Lächeln, das um seine Lippen spielte, in eine solche Verwirrung brachte, daß ich plötzlich verstummte. Ich war in diesem Augenblicke

meiner nicht mehr Herr. Das Herz ſchwoll mir in der Bruſt als ob es brechen wollte; Thränen ſtürzten über meine Wangen; ich warf mich meinem Vater zu Füßen, und ſeine Knie umfaſſend, geſtand ich ihm meine Liebe. Er hörte mich mit großer Kälte an, befahl mir aufzuſtehen, und nachdem er einigemal ſchweigend im Zimmer auf und abgegangen war, verbot er mir, einem Wunſche nachzuhängen, der, ſo lange er lebte, nicht in Erfüllung gehen könnte. — Ich war wie vernichtet. Ich wollte Einwendungen machen; er legte mir Stillſchweigen auf. Ich ſprach von meiner Verzweiflung; er lächelte dazu. Ich erwähnte Eugeniens Tugenden. Sie iſt ſchön, antwortete er, und mag der Liebe nicht unwerth ſeyn, ob ſchon eine Leidenſchaft, wie die Deinige hierüber zu urtheilen unfähig iſt; aber ſie iſt in Grundſätzen auferzogen, die nie in meinem Hauſe eingeimpft werden ſollen. —

Die Gesinnungen meines Vaters und die Festigkeit seines Willens in Allem, was mit seinen politischen Grundsätzen zusammenhing, war mir zu gut bekannt, als daß ich mir irgend eine Wirkung von den Gründen, die ich noch im Herzen trug oder von irgend einem Widerspruche hätte versprechen dürfen. Ich schwieg jetzt; aber nach einiger Zeit, als er ruhiger schien, und ich selbst eine größere Gewalt über mich gewonnen hatte, versuchte ich neue Bitten. Sie hatten keinen bessern Erfolg. Bey einem dritten Versuche gerieth er in Zorn, und verbot mir unter den strengsten Drohungen, eine Sache noch einmal zu berühren, die schlechterdings unausführbar wäre.

Es war wohl sehr natürlich, daß diese Unbeugsamkeit des Willens mir in dem Zustande, in welchem ich mich befand, unväterlich und tyrannisch erschien, und ich mich den Gründen nicht hingeben konnte, die

mein Vater meinen Wünschen entgegensetzte. Meine Leidenschaft wuchs sogar durch den Widerstand; und wenn sonst Hoffnung die Liebe nährt, so stieg die meinige in dem Maaße, in dem jene abnahm. Ich entwarf eine Menge thörigter Plane, die ich eben so schnell wieder verwerfen mußte, und die nur dazu dienten, meine Verzweiflung zu nähren. Meine Natur unterlag der Heftigkeit dieser Kämpfe. Ich wurde krank; mein Leben schwebte in Gefahr. Während dieser Zeit wich mein Vater nicht von meinem Lager; in Allem sorgte er mit der größten Zärtlichkeit für mich; aber seinen Ausspruch zurückzunehmen, und mir den Wunsch zuzugestehen, an dem bey mir Leben und Wohlfahrt hing, das würde er für eine unverzeihliche unmännliche Schwachheit gehalten haben.

Um jene Zeit erfolgte in Frankreich jene große Veränderung der Dinge, welche die Welt in Erstaunen setzte, und dem erschüt-

terten Europa Ruhe zu gewähren schien. Durch eine lange Reihe von Siegen, die nur durch wenige Unfälle unterbrochen waren, war die Schmach in Vergessenheit gebracht worden, mit der der Wahnsinn einer frevelnden Partey die Nation befleckt hatte; und dem Triumphwagen des Retters, den ihr die Vorsehung gesendet hatte, folgte die Gesetzmäßigkeit mit allen ihren Genien nach. Die zerstörten Altäre erhoben sich aus ihrem Schutte; die entweihten Tempel wurden gereinigt und dem Gottesdienste wiedergegeben; die geängstigten Gewissen beruhigt; den Vertriebnen die Rückkehr gestattet; der Gewaltthätigkeit gewehrt; die Ordnung in alle Theile der Verwaltung zurückgeführt, und, was vielleicht von Allem das Schwerste war, der Haß der Parteyen, die das Land zerrissen hatten, wurde gemildert und oft versöhnt. Viele Ausgewanderte kehrten jetzt in ihre Heimath, manche auch in den Besitz ihrer vormaligen

Güter zurück. Saint-Hilaire war unter den letztern; und dieß war eine der ersten Nachrichten, die mir nach meiner Genesung zu Ohren kamen.

Die Schwäche, die meine langwierige Krankheit in mir zurückgelassen hatte, wurde von meinem Vater irriger Weise für Beruhigung gehalten. Er glaubte mich von meiner Leidenschaft geheilt, die ihm auch nur wie ein Anfall von Krankheit erschien, und da ich nun, wie er voraussetzen mochte, empfänglicher für Gründe war, bemühte er sich in jedem Gespräche, wozu die Geschichte des Tages Veranlassung gab, sein Widerstreben auf eine indirecte Weise zu rechtfertigen. Es ist unglaublich, sagte er dann wohl, welche Erfahrungen wir in dieser unseligen Zeit haben machen müssen! Es war nicht anders, als ob die Luft mit einemmale durch Ansteckung verpestet wäre, so daß Schwindel und Wahnwitz die ganze Welt ergriff. Auch vernünftige Leute un-

terlagen dem Uebel. So war mein Nachbar Saint-Hilaire ein verständiger und wohlwollender Mann, bis er von der Belladonna der Revolution gekostet hatte. Hat er nicht die zerstörenden Grundsätze von Menschen gebilligt, mit denen kein rechtlicher Mann unter einem Dache wohnen möchte? Hat er nicht die Gräuel, die aus diesen Grundsätzen folgten, mit mancherley sophistischen Gründen beschönigt, und sich dadurch, so viel an ihm lag, des Königsmordes und der blutigen Tyrannei der Schreckensmänner schuldig gemacht? Und wie verhärtet muß er in seiner Verkehrtheit seyn, da er noch jetzt eine Sache in Schutz nimmt, die ihn auf das Blutgerüst gebracht hätte, hätte nicht ein heilsamer Betrug den Tyrannen wenigstens dieses Verbrechen erspart. Indeß so verabscheuungswürdig mir seine Grundsätze waren, so war doch in der Standhaftigkeit, mit der er sie behauptete, etwas, das mir eine

Art von Achtung einflößte. Aber jetzt — was soll ich jetzt von ihm sagen, wo er sich auch um diesen Anspruch gebracht hat. Dieser strenge und unerschütterliche Republicaner, der ohne Zweifel, so wie die Andern, Haß dem Königthume und Treue der Republik geschworen hat, unterwirft sich nun der Willkühr eines Soldaten, der auf den Leichen der Vertheidiger und Feinde des alten Throns, einen neuen aufrichtet, und das Schwerd in ein Zepter umwandelt, und durch diese einzige That alle die schönen Reden verhöhnt, die in den Tagen der sogenannten Wiedergeburt Europa entzückten. Wir werden vielleicht noch sehen, daß er sich an den untersten Stufen dieses neuen schwindelnden Thrones in den Staub wirft, und um einen Blick des Mannes buhlt, den er, wenn auch aus keinem andern Grunde, doch als den Feind und Zerstörer seiner Grundsätze hassen müßte."

Solche Aeußerungen, die sich, bey jeder

Veranlaſſung, auf die mannichfaltigſte Weiſe und oft mit noch größerer Bitterkeit wiederholten, und in denen ich immer nur das Verdammungsurtheil meiner Liebe hörte, verwundeten mich auf das ſchmerzlichſte; und da ich nun einmal meiner Liebe nicht entſagen konnte, und mir doch jedes Mittel zu meinem Ziele zu gelangen, fehlſchlug; ja, da ich, ſo wie die Sache lag, nicht einmal die Hoffnung hatte, Eugenien wiederzuſehen, verſank ich von Tag zu Tag in eine tiefere Schwermuth, die mich zum Zweytenmale, auf einem langſamern Wege, dem Grabe zuzuführen drohte. Mein Vater, der dieſen Zuſtand mit Beſorgniß ſah, ſich aber gern überredete, daß er eine natürliche Folge meiner Krankheit ſey, und wohl am Beſten durch die Zerſtreuung einer Reiſe gehoben werden könnte, machte ſich mit mir auf den Weg nach England, wohin ihn freundſchaftliche Verbindungen riefen. Die Reiſe ging über Hamburg,

und Du kannſt leicht glauben, daß dieſer Ort nicht geeignet war zu meiner Heilung beyzutragen. In der That wurde mein Zuſtand hier ſo unerträglich, daß ich, nach einer lebhaften Unterredung mit meinem Vater, die mir den letzten Schimmer der Hoffnung entzog, einen verzweifelten Entſchluß faßte. Ich ergriff die Flucht, indem ich einen Brief an meinen Vater zurückließ, der dieſen Schritt rechtfertigen ſollte. Dieſer Brief war mit glühenden Zügen geſchrieben. Ich hatte mein ganzes Herz darin enthüllt, meine unbeſiegliche Leidenſchaft geſchildert, und zuletzt erklärt, daß ich, um mich von dieſem unerträglichen Zuſtande zu befreyen, kein Mittel ſähe, als mich in die Gefahren des Krieges zu ſtürzen. Ich beſchwor meinen Vater, mir den Kummer zu verzeihen, den ich ihm wider meinen Willen machen müßte, indem ich ihm zugleich die heiligſte Verſicherung gab, mich ſeiner würdig zu zeigen, und nicht das

Unrecht, das ich jetzt beginge, durch neues Unrecht zu vergrößern. Im unglücklichsten Falle, setzte ich hinzu, könnte ihn der Verlust eines Sohnes nicht schmerzen, der sich außer Stand sähe, in seinem gegenwärtigen hülflosen Zustande die Pflichten eines Sohnes so wie er wünschte zu erfüllen.

Die Hast, mit der ich die Einrichtung zu meiner Flucht traf, und die Besorgniß, daß mein Plan verrathen und ich in der Ausführung gehemmt werden möchte, hatte mich an nichts weiter denken lassen; aber ich war noch nicht weit entfernt, als ich mein Unrecht fühlte. Mein Schritt schien mir jetzt übereilt; es war vielleicht unnütz, daß ich meinen Vater auf diese Weise kränkte; er hätte mir vielleicht selbst zugestanden, was ich jetzt auf meine eigne Hand und wider seinen Willen unternahm. Aber jetzt kamen diese Betrachtungen zu spät; ich konnte nicht umkehren, ohne mich selbst in den Augen meines Vaters verächtlich

zu machen. Ich setzte also meine Reise mit gröſster Eile fort, und da eben in jenen Tagen das österreichische Heer durch Baiern und Schwaben nach dem Rheine hin vordrang, nahm ich Dienste unter den Fahnen von Oesterreich, mehr in der Hoffnung eines ehrenvollen Todes als eines Sieges, welcher mir, der ich nie aufgehört hatte, Franzos zu seyn, immer schmerzlich und demüthigend gewesen wäre. Das Heer hatte sich der festen Plätze von Schwaben bemächtigt, und eine der ersten Unternehmungen, zu der ich gebraucht wurde, war eine Recognoscirung gegen Rotweil hin. Das Unternehmen fiel unglücklich aus. Unser Trupp gerieth in einen Hinterhalt, der sich in dem Gebüsche heran geschlichen hatte. Ein Theil wurde getödtet, ein anderer gefangen genommen. Ich war unter den letztern. Einige Hiebe über den Kopf hatten mich zu Boden geworfen, wo ich noch einen Stich mit dem Bajonett bekam; und

da ich für einen Franzoſen erkannt ward, wurde ich in großem Triumph nach dem Bivouak getragen, um hier über den Zuſtand des Feindes und ſeine Stellungen Rechenſchaft zu geben. Meine Wunden bluteten heftig, und in dem Augenblick, wo das Verhör begann, ſank ich bewußtlos nieder. Was ſich dann weiter mit mir zugetragen, weiß ich nicht; aber als ich wieder zur Beſinnung kam, fand ich mich unter einer Anzahl verwundeter Franzoſen und Deutſchen in einem fliegenden Lazareth, das einige Tage nachher, um der Sicherheit willen, auf das linke Rheinufer verlegt wurde.

Nach den entſcheidenden Schlägen bey Memmingen und Ulm eilte der Krieg ſchnell ſeinem Ende zu. Meine Wunden aber heilten langſam; ja, meine Kräfte ſchwanden ſo ſichtbar dahin, daß der verſtändige und ſorgſame Arzt auf den Gedanken kam, daß wohl weniger die Beſchaffenheit meiner

Wunde, als eine tiefer liegende moraliſche Urſache an der Verſchlimmerung meines Zuſtandes Schuld haben möchte. Dieſer nur allzu wohl begründeten Vorausſetzung gemäß behandelte er mich mit der freundſchaftlichſten Zartheit, ohne doch dadurch weiter zu kommen; denn ihm mein Geheimniß anzuvertrauen, konnte ich nicht über mich gewinnen. Das Lazareth war jetzt geleert; ich allein war noch übrig, und nach der Schlacht bey Auſterlitz wurde die Gegenwart des wohlwollenden Arztes an andern Orten nothwendiger. Als er mir dieſe Nachricht mittheilte, ſagte er: Mein Dienſt ruft mich zu der großen Armee. Ich verlaſſe Sie mit wahrer Bekümmerniß. Ihr Zuſtand flößt mir die lebhafteſte Theilnahme ein, ob ich gleich, bey der gänzlichen Unwiſſenheit Ihrer Lage, wenig zu Ihrer Erleichterung habe beytragen können. Jetzt hab' ich Sie einem Freunde empfohlen, der Sie bis zu Ihrer Geneſung, die ich hoffe,

wenn Sie nur ſelbſt wollen, in ſeinem Hauſe mit aller Sorgfalt, die Ihre Jugend fordert, verpflegen laſſen wird.

Dieſes Benehmen des wackern Mannes rührte mich tief. Ich dankte ihm ſo gut ich konnte für Alles, was er an mir gethan hatte, und bat ihn, einen Unglücklichen zu vergeſſen, dem das Leben zur Laſt wäre. In der That ſah ich dem Tode mit Sehnſucht entgegen, da mich, außer meinen übrigen Leiden, auch meine bürgerliche Stellung zwiſchen meinen vorigen angeſtammten Grundſätzen und der Bewunderung des außerordentlichen Mannes quälte, der eine Welt von Feinden überwand, und, während er Frankreichs Ruhm zum höchſten Gipfel erhob, ſeine Wohlfahrt im Innern durch alle Mittel einer weiſen und kräftigen Verwaltung förderte. Am meiſten aber beunruhigte mich das Verhältniß zu meinem Vater, und der Gedanke, unverſöhnt mit ihm von dem Leben zu ſchei-

den. Ich fing an ihm zu schreiben, zerriß einen Brief nach dem andern, und konnte mit keinem zu Ende kommen. Die Schwachheit meiner Kräfte hatte auch meine Gedanken verwirrt.

Während ich so beschäftigt war, kam der Arzt, um Abschied von mir zu nehmen, begleitet von dem Freunde, dem er mich empfohlen hatte. Wie groß war mein Erstaunen, als ich in diesem Eugeniens Vater erkannte. Er erkannte mich nicht. Gram und Krankheit hatte meine Gestalt verändert; auch die Binden, die ich noch immer um meine Wunden trug, mochten mich unkenntlich machen. Ich aber gerieth bey seinem Anblick in eine solche Bestürzung, daß mir die Zunge wie gebunden war, und ich ihm für seine Begrüßung, und für die Sorge, die er trug, mich in sein Haus bringen zu lassen, nur durch ein schmerzliches Lächeln danken konnte.

Dieses unerwartete Ereigniß, in wel-

chem ich nicht umhin konnte, eine Fügung des Himmels zu ſehen, der doch meine Liebe begünſtigen müſſe, war nach langer Zeit für mich die erſte erfreuliche Begebenheit. Ich wurde in ein bequemes Zimmer gebracht, wo für Alles mit einer Aufmerkſamkeit geſorgt war, als ob ich ein Glied der Familie wäre. Saint-Hilaire ſah nach Allem, fragte nach Allem, und befahl ſeinem Diener, Alles, was ich bedürfen könnte, herbey zu ſchaffen, ohne erſt auf das Verlangen und den Befehl des Kranken zu warten. Ich verſuchte zu ſprechen; ich wollte dem edelmüthigen Manne wenigſtens ein Wort des Dankes ſagen. Er geſtattete es nicht. „Warten Sie, ſagte er, mit Allem, was nicht Ihr eignes Bedürfniß fordert, bis Sie beſſer bey Kräften ſind. Ich hoffe es ſollen noch gute Tage für Sie kommen, wo wir uns ausſprechen können.“

Dieſe Worte klangen mir wie eine Weiſſagung, die, ohne Abſicht ausgeſprochen,

die Zukunft nur desto gewisser verkündigt. Ich brachte diesen Tag und die ganze Nacht im Fieber zu; alle meine Pulse schlugen; an Schlaf war nicht zu denken. Der Gedanke, unter einem Dache mit Eugenien zu seyn, zitterte in jeder meiner Nerven, und ich bebte eben so sehr vor Verlangen, etwas von ihr zu sehen, wenn es auch nur ihr vorüberfliegender Schatten wäre, oder den Ton ihrer Stimme zu hören, als ich die Erfüllung dieses Wunsches fürchtete. Ich horchte auf jedes ferne Geräusch, und jeder Laut, den ich zu vernehmen glaubte, vermehrte mein Fieber. Hätte ich nur gewußt, in welcher Gegend des Hauses sie wohnte; ob nah oder fern! ob sie gesund, ob sie vielleicht gar abwesend wäre! Jede Nachricht dieser Art wäre mir unschätzbar gewesen; aber wie hätte ich wagen können, auch nur von weitem darnach zu forschen?

Am folgenden Morgen besuchte mich der Baron. Als er in das Zimmer trat, streckte

ich die Hände nach ihm aus. Er glaubte, ich hätte eine Bitte an ihn zu thun, trat ſchnell herzu, und ergriff meine Hand. Sie glühen, ſagte er. Haben Sie geſchlafen? — Ich verneinte es. — Wünſchen ſie etwas? fragte er weiter. — Nichts in der Welt, antwortete ich; Ihre Güte und die Fürſorge Ihres aufmerkſamen Dieners läßt mich nichts vermiſſen. Ich habe keinen Wunſch, als daß Sie mir geſtatten, Ihnen für die Großmuth zu danken, mit der Sie mich behandeln. Ich habe in keiner Rückſicht einen Anſpruch auf dieſe Güte, wenn ich Ihnen auch nicht fremd bin.

Ich hatte bey dieſen Worten meine Augen auf die ſeinigen geheftet, ohne ſeine Hand loszulaſſen. — Er ſah mir ſcharf in's Geſicht. Mein Gott, rief er dann nach einigen Augenblicken ſchweigenden Zweifels aus, ſind Sie nicht Renaud? der Sohn meines vormaligen Nachbars Iſoard? Welch' ein ſonderbarer Zufall!

Der Baron ſprach dieſe Worte mit einem Tone aus, der keinen Zweifel über ſeine Geſinnungen ließ. Nach einer kurzen Pauſe, während der er mich mit Blicken betrachtete, in denen ſich Mitleiden und Verwunderung miſchte, ſetzte er hinzu: Seyn Sie mir tauſendmal willkommen. Ich habe in beſſern Zeiten meine froheſten Tage in dem Hauſe und der Geſellſchaft Ihres Vaters gelebt. Ereigniſſe der Zeit, Meinungen, Anſichten, Vorurtheile vielleicht haben uns getrennt; aber meine Achtung gegen ihn, ja, ich darf ſagen, meine Freundſchaft iſt unverändert geblieben. Wo iſt er jetzt? wird er nicht in ſein Vaterland zurückkehren? jetzt, wo ſich die Stürme gelegt haben, Ordnung und Ruhe zurückgekehrt iſt. Den Zufall, der ſie in mein Haus geführt hat, und mir die angenehme Gelegenheit verſchafft, ſo viele freundliche Dienſte vergangener Zeit zu erwiedern, ſehe ich für eine glückliche Vorbedeutung an, daß durch

Sie das alte Band der Freundschaft wieder angeknüpft werden soll.

Die frohen Aussichten, die mir diese freundlichen Worte eröffneten, die nun eine zweyte Weissagung waren, wurden jetzt durch die lebendigere Erinnerung an mein Vergehen mit einem dunkeln Schatten bedeckt. Ich wollte sprechen; aber ich vermochte es nicht; nur die Hand des edelmüthigen Mannes konnte ich dankbar küssen. Er sah die Heftigkeit meiner innern Bewegung; drückte mir die Hand, und eilte hinweg, indem er beym Hinausgehen leise für sich murmelte: was wird Eugenie hierzu sagen?

Dieses war das Erstemal, daß Eugeniens Name genannt wurde; und ich konnte daraus wenigstens so viel abnehmen, daß sie nicht fern war. Mehreres erfuhr ich weder an diesem, noch an einem der folgenden Tage. Mein gütiger Wirth besuchte mich oft, und seine Aufmerksamkeit

auf Alles, was mir nützlich und angenehm seyn konnte, blieb sich gleich. Er vergaß nicht, daß ich auf der Seite der Feinde gestanden hatte; aber er schien sich nur deswegen daran zu erinnern, um meine Gefühle zu schonen, und das, was mich hätte verletzen können, entweder zu verbergen oder zu mildern. Von dem innern Zustande des Landes aber sprach er oft. Er erzählte mir mit Wohlgefallen und mit dem gerechten Stolze eines guten Franzosen von den Schritten, die die Wohlfarth des Landes mache; von der Kraft der Regierung, von ihrer unermüdlichen Thätigkeit in allen Theilen der Verwaltung; von der Ordnung der Finanzen; von der Begünstigung des innern Verkehrs durch große Unternehmungen; von der Blüthe der Wissenschaften und Künste; und diesem glänzenden Bilde stellte er die Zerrüttung gegenüber, in der vorher das getheilte, zerrissene, schlechtregierte Land seinem Untergange entgegenge-

gangen war. Er ſchonte dabey die Partey nicht, die er bisweilen vertheidigt hatte, ohne ihr doch eigentlich anzugehören; er entſchuldigte nichts von dem Böſen, das ſie in ihrem Wahnſinne verübt hatte; noch weniger ſuchte er die Menſchen zu rechtfertigen, die ihre Hände mit dem Blute ihrer Mitbürger befleckt hatten; aber der demokratiſche Fanatismus erſchien ihm aus einem höhern Geſichtspunkte, als ein Mittel, deſſen ſich die Vorſehung bedient habe, um durch eine nothwendige Operation die tiefgewurzelten Schäden des Landes auszurotten. Indem mir der Baron dieſe Anſichten mit eben ſo viel Ruhe als Klarheit vor Augen legte, gewann er meine Zuſtimmung, ohne eine Abſicht dieſer Art zu zeigen, und weckte dadurch in mir die Hoffnung, meinen Vater vielleicht auch dereinſt ſo gewonnen, und mit ſeinem Vaterlande ausgeſöhnt zu ſehen. Auch Saint-Hilaire hegte ſolche Hoffnungen. Das wa-

ren gute Zeiten, sagte er, wo wir so, wie Eine Familie zusammen lebten! Sie können auf diese Weise nicht wieder kommen; aber schon der Schatten davon, und mehr kann das Alter nicht geben, würde erfreulich seyn.

Mein Zustand war, bey aller der Pflege, die ich genoß, nicht besser geworden. Ein heftiges Fieber, das keinem Mittel weichen wollte, zehrte mich auf; ich hatte Schlaf und Eßlust verloren, und meine Wunden verschlimmerten sich. Der Arzt zuckte die Achseln; der Baron zeigte die größte Besorgniß; ich selbst verbarg mir die Gefahr nicht, in der mein Leben schwebte. Der Tod stand mir vor Augen, und da ich in diesem Zustande nichts weiter zu fürchten hatte, faßte ich eines Abends — es war am sechsten Tage meines Einzuges in dieses Haus — als Saint-Hilaire mit wahrhaft väterlicher Liebe zu mir gesprochen hatte, Muth, ihm mein Herz aufzu-

decken. Ich erzählte ihm Alles von dem Tage an, wo ich Eugenien in Hamburg wiedergefunden, von dem Verbote meines Vaters, von meiner Verzweiflung und meiner Flucht. Ein Strom von Thränen folgte meinem Bekenntniß. Mein Herz war erleichtert; ich fühlte mich beſſer als ſeit langer Zeit.

Der Baron hatte mich mit Ruhe angehört. Er ſchwieg einige Augenblicke. Dann ſagte er: Sie ſollen Ihr Vertrauen nicht verſchwendet haben. Unter andern Umſtänden würde ich, trotz der Zärtlichkeit und Liebe, die ich gegen Sie hege, zurückhaltender ſeyn müſſen. Nicht Alles, was Sie mir jetzt geſagt haben, war mir neu. Einen Theil Ihres Geheimniſſes haben Sie während ihres unruhigen Schlummers im Fieber verrathen; und, warum ſoll ich es Ihnen verſchweigen? — ſeit Eugenie weiß, daß Sie hier im Hauſe ſind, iſt Etwas in ihr, was ich ſonſt nie bemerkt habe. Daß

Sie daran Antheil haben, ist mir nicht zweifelhaft.

Wie mir bey diesen Worten war, kann ich nicht beschreiben. Ich hätte mich vor diesem Boten des Glücks nieder geworfen, wär' ich nicht an mein Lager gefesselt gewesen; aber ich faßte seine Hände mit Ungestüm, und bedeckte sie mit Küssen und Thränen. Gemach, mein junger Freund, sagte er, indem er sich der Heftigkeit meiner Freude entzog. Dieses Ungestüm verträgt sich mit Ihrem Zustande nicht. Wenn Sie Eugenien lieben, so sorgen Sie für Ihre Gesundheit. Das Uebrige findet sich dann vielleicht; obschon —

Der Baron unterbrach sich hier; aber die mangelnde Rede zu ergänzen, war nicht schwer. Ich dachte jetzt an Nichts mit größerem Ernst, als mich mit meinem Vater auszusöhnen, ihm Nachricht von meinem Schicksal zu geben, und durch eine klare, ruhige und bescheidene Darlegung des-

ſen, was ich aus dem Munde des Barons gehört hatte, das unglückliche Vorurtheil zu zerſtören, in welchem mein Vater gegen ſeinen ehemaligen Freund befangen war. Dieſer Gedanke beſchäftigte mich die ganze Nacht, und am folgenden Morgen fing ich den Brief an, den ich während der Nacht in Gedanken entworfen hatte. Oft verſagte mir dabey die Hand den Dienſt; meine Augen verdunkelten ſich oft, und meine Schrift wankte. Nach vielen Unterbrechungen war endlich das mühſame Werk vollbracht, und einem jungen Manne, einem Bekannten des Barons, La Rouelle, anvertraut, welcher eben nach Hamburg reiſte, und mit dem Handelshauſe, das die Geſchäfte meines Vaters beſorgte, in Verbindung ſtand.

Ich weiß nicht, ob es die Anſtrengung war, die mich die Abfaſſung dieſes Briefes gekoſtet hatte, oder die heftige Bewegung meines Gemüths bey jeder Zeile, oder die Bangigkeit wegen des ungewiſſen Erfol-

ges, oder die Ungeduld der Erwartung, oder vielleicht Alles zusammen — genug, mein Fieber vermehrte sich, und nach wenigen Tagen war ich so weit zurückgeworfen, daß alle Hoffnung des Genesens schwand. Ich sah den Engel des Todes an meinem Lager, und in der fieberhaften Verwirrung meiner Sinne, stand nur der eine quälende Gedanke fest, daß ich aus dem Leben scheiden sollte, ohne ein tröstliches Wort von Eugeniens Lippen gehört, ja, ohne sie wieder gesehen zu haben. Diese Qual stieg bis zur Verzweiflung in mir, und in einem Augenblicke, wo ich das offne Grab neben meinem Lager sah, beschwor ich Eugeniens Vater, mir ihren Anblick nicht länger zu versagen. „Ich will ihr ja nur sagen, wie sehr ich sie liebe; und mit diesem Worte auf den Lippen, will ich dem Tode in die Arme fallen.“

Saint-Hilaire besann sich einen Augenblick; dann ging er hinaus, und kam

mit Eugenien zurück. Sie war blaß, wie eine Lilje; ihr Schritt ſchwankend, und als ſie ſich meinem Lager näherte, verhüllte ſie ihr Geſicht. Ich wollte mich aufrichten, ſank aber ſogleich kraftlos zurück; ich wollte ſprechen; aber die Töne ſchwanden auf meinen Lippen. Sie verſtand dieſe ſtumme Sprache, und ließ es geſchehen, daß ich ihre Hand ergriff und an meinen Mund drückte. — Darf ich Dich lieben? ſagte ich endlich mit erſtickter Stimme. — Sie bedeckte ihre Augen mit der Hand, und ſagte erröthend: Ich habe Dich ſchon lange geliebt. — In den Armen des Todes denn, und bis zum Tode. — Bis zum Tode, ſagte ſie.

Saint-Hilaire, welcher Zeuge dieſer gegenſeitigen Erklärung war, wurde auf das heftigſte ergriffen. Er faßte unſre Hände, legte ſie in einander, und ſagte: Mein Segen ſoll eure Liebe heiligen. In dieſer meiner Tochter gebe ich Dir den größten

und einzigen Schatz, den ich besitze, und, nehme dadurch Dich zu meinem Sohne an. Möchte doch Gott geben, daß Du meine Tochter nicht zur Wittwe machst, ehe sie Dein Weib ist!

Eugenie kniete nieder dankend und weinend. Ihr Vater hob sie auf, umarmte sie, und dann mich. Unser aller Thränen mischten sich. Vielleicht ist nie ein Bund geschlossen worden, wo sich Schmerz und Freude so innig durchdrangen, daß man nicht sagen konnte, ob der Schmerz oder die Freude größer sey.

Von diesem Tage an wich Eugenie nur selten von mir. Ihre Nähe wirkte wie die Nähe eines schützenden Engels. Die bösen Geister der Angst flohen vor ihrer Gegenwart; der Schlaf besuchte mich wieder, und wie der Balsam ihrer freundlichen Worte mein Herz beruhigte, so wirkte er auch wohlthätig auf meine Gesundheit. Die Liebe zum Leben kehrte allmählig zurück; ich konnte

mit größerer Ruhe an meinen Vater denken; denn es ſchien mir unmöglich, daß er meinen Tod wünſchen könnte; und ſo gab ich mich der frohen Hoffnung hin, daß mir in kurzer Zeit das Einzige, was noch zu meinem Glücke fehlte, die Einwilligung meines Vaters zu Theil werden würde.

Während ich mich aber in dieſer Hoffnung wiegte, und meine Geneſung auf die erwünſchteſte Weiſe vorſchritt, bereitete mir das Schickſal durch einen unerwarteten und niedrigen Verrath neue Leiden. Ich habe Dir geſagt, daß der Baron den Brief an meinen Vater, von dem ich mir ſo viele Wirkung verſprach, einem jungen Manne ſeiner Bekanntſchaft anvertraut hatte. Dieſer Reiſende war der Sohn eines Lieferanten, der den Krieg zu ſeinem Vortheil benutzt hatte, und jetzt mit dem erworbenen Reichthume und im Beſitz großer Güter durch ein prunkendes Leben die vormaligen, jetzt vertriebnen oder verarmten Eigenthü-

mer zu überbieten bemüht war. Nichts schien ihm zu fehlen, und doch fehlte ihm Alles, so lange nicht sein Ehrgeiz befriedigt war. Mit unruhiger Geschäftigkeit drängte er sich an die Ueberbleibsel des alten Adels an, und suchte vorzüglich den Umgang der Zurückgekehrten, als die eben durch ihre Auswandrung und ihr Mißgeschick ihre ächte Geburt bewährt und ihre Adelsprobe bestanden hätten. Auch Saint-Hilaire hatte diesen Vorzug, und wurde von ihm mit desto größerm Eifer aufgesucht, da sich dieser Türcaret mit der Hoffnung schmeichelte, die Hand Eugeniens, die mehr Reize als Schätze besaß, für seinen Sohn zu gewinnen. Saint-Hilaire konnte seiner Zudringlichkeit nicht ganz entgehen; aber er erwiederte seine Besuche nur selten, und den Einladungen zu den prahlerischen Festen, die La Rouelle bey allen öffentlichen Gelegenheiten gab, entzog er sich, so oft es nur möglich war. Dennoch

verließ den eiteln Mann die Hoffnung nicht, das Eis des aristokratischen Stolzes durch Beharrlichkeit zu schmelzen, wobey er vorzüglich auf die liebenswürdigen Talente seines Sohnes rechnete, der sich in Paris zum gentleman gebildet hatte. Dieser junge Mann hatte von meinem Aufenthalte in dem Hause des Barons Kenntniß bekommen; er hatte Einiges von den frühern Verhältnissen unsrer Familie gehört; Anderes hatte er aus einzelnen Andeutungen zusammengesetzt, und da es ihm vorkam, als ob sich Eugeniens Zurückhaltung seit meiner Anwesenheit vermehrt hätte, war er überzeugt, einen Nebenbuhler an mir zu haben. Da kam ihm nun der Auftrag des Barons höchst erwünscht. Er war nichtswürdig genug, den ihm anvertrauten Brief zu öffnen; und da ihm daraus der Stand der Sache und mein ganzes Verhältniß vollkommen klar geworden war, wagte er es, ihn zurück zu behalten, und meinen Vater

mit der Nachricht zu täuschen, daß ich mich sogleich nach meiner Entweichung, ohne Zweifel in Folge getroffner Verabredungen, dem Baron Saint-Hilaire in die Arme geworfen, und, so viel er wisse, seine Tochter zur Frau genommen hätte. Von meinen Wunden, meiner Krankheit und allem Uebrigen geschah keine Erwähnung.

Während ich also, wie gesagt, von nichts als frohen Hoffnungen träumte, und die Stunden zählte, wo ich eine Antwort erhalten konnte, kam ein Brief von meinem Vater an, wenn ich anders einige in der Hitze des Zorns hingeworfene Zeilen einen Brief nennen kann. Ich war darin mit der äußersten Verachtung als ein Undankbarer und Pflichtvergessener behandelt, der ihn mit der nichtswürdigsten Falschheit betrogen habe, und nicht mehr auf die Liebe eines Vaters rechnen dürfte, dem nach so schmerzlichen Erfahrungen nichts übrig bliebe, als mit Schmerzen zur Grube zu fah-

ren. „Du wirst, schrieb er zuletzt, nicht über den Tod eines Vaters trauern, dem Du wie einen Feind behandelt hast; und der Mann, den Du Dir an meiner Stelle zum Vater genommen hast, und der Dich, zu meiner Kränkung allein, mit heilloser Tücke in seine Netze gelockt hat, wird über meiner Asche republicanische Hymnen jubeln.“

Ich war bey diesem Briefe wie vernichtet. So etwas hatte ich mir in meinen schwärzesten Fantasien nicht gedacht; und so schuldbeladen ich mich wußte, so sagte mir doch mein Gewissen, daß ich diese Vorwürfe nicht verdiente. Meine Verzweiflung, Eugeniens Bestürzung, ihres Vaters Zorn sagst Du Dir selbst; schildern läßt sich das nicht. Unbegreiflich wie uns allen die Sache war, wußten wir keinen Rath zu fassen; sondern wie auf den Trümmern eines gescheiterten Schiffes flutheten wir ohne Halt und Richtung auf den Wogen unsers em-

pörten Gefühls. Endlich griff Saint-Hilaire mit einem Entschlusse durch. „Was kann es helfen, sagte er, hier mit Phantomen zu fechten und eitle Streiche in die Luft zu thun? Meine Ehre, Eugeniens Ehre ist auf das empfindlichste gekränkt; sie ist unheilbar verwundet, wenn sich das Räthsel nicht löst, und Deinem Vater die Augen geöffnet werden. Wie groß auch seine Vorurtheile seyn mögen, unmöglich kann er in einem Wahne beharren, der seinem einzigen Sohne das Leben kosten würde. Deine Sache ist es, seinen Zorn zu versöhnen. Du kennst Deine Pflicht. Deine Genesung ist Gottlob so weit vorgerückt, daß, wenn Du Dir noch einige Tage Ruhe gönnst, Du es wagen kannst, Dich in kleinen Tagereisen zu Deinem Vater zu begeben. Ich werde für das Uebrige sorgen. Bis Du zurückkömmst, bringe ich Deine Verlobte in Sicherheit. Schon längst riefen mich Geschäfte nach Lyon. Ich kenne eine acht-

bare Wittwe, die Frau eines vormaligen Offiziers, die am Bieler See auf dem Lande lebt. Sie ist meine Freundin, und wird Eugenien gern bey sich aufnehmen. Der Anstand, unser aller Ehre, und Deine Ruhe, Renaud, fordert, daß Ihr Euch augenblicklich trennt; und wie lange diese Trennung dauern soll, wird von dem Eifer abhängen, mit dem Du die Versöhnung mit Deinem Vater betreiben wirst. Ich hatte meine Reise auf den nächsten Monat angesetzt; jetzt tret ich sie morgen an. Geh' also, Eugenie, und triff die nöthigen Anstalten dazu. Dann komme hierher zurück, um von Deinem Verlobten Abschied zu nehmen. Die morgende Sonne darf Euch nicht mehr zusammen finden."

Dieser Befehl war ein neuer Donnerschlag für mich; aber er war mit einer solchen Bestimmtheit ausgesprochen, daß an keine Einwendung zu denken war. Unser Abschied war wie ein Abschied vom Le-

ben. Wir hätten uns nicht aus den Armen gelassen, hätte uns Saint-Hilaire nicht mit Gewalt getrennt.

Als die Sonne am folgenden Morgen aufging, war ich allein. Ich wollte meine Reise ohne Verzug antreten; aber Saint-Hilaire hatte gemessenen Befehl hinterlassen, mir nichts ohne ausdrückliche Bewilligung des Arztes zu gestatten. Es half mir auch nichts, mich stärker zu stellen als ich war; und so mußte ich fast zwey Wochen harren, eh' ich die ersehnte Einwilligung erhielt. Und auch dann nicht ohne mannichfaltige Beschränkungen. Beschleunigung der Reise war nicht gestattet, und der Diener, der mir zum Begleiter mitgegeben war, derselbe, dessen treue Wachsamkeit ich während meiner Krankheit erprobt hatte, wich von den Vorschriften des Arztes nicht ein Haar breit ab. So brachte ich mit kleinen Tagereisen, die durch häufige Rasttage unterbrochen wurden, auf dieser unbedeutenden

Reiſe drey Wochen zu, die meiner Ungeduld wie eben ſo viele Monate vorkamen.

Endlich kam ich in Hamburg an. Mein erſter Gang war in das Haus, von dem mein Vater ſeine Gelder bezog, und wo ich ſeinen jetzigen Aufenthalt erfahren konnte. Er hatte ſeit meiner Flucht Hamburg faſt nicht verlaſſen; aber wie groß war meine Beſtürzung, als ich hörte, er habe auf den Rath ſeines Arztes vor wenigen Wochen eine Reiſe angetreten, und Creditbriefe nach der Schweiz mitgenommen. — War Herr Iſoard krank? fragte ich. — Nicht eigentlich krank, war die Antwort, aber niedergeſchlagen und ſchwermüthig. Er hatte Zerſtreuung nöthig, und der Arzt verſprach ſich die beſten Folgen von einer Molkenkur in Gais und der reinen Luft der Alpengebirge.

So war alſo meine Erwartung von neuem getäuſcht, und die Erfüllung meines heißeſten, ja meines einzigen Wun-

ſches auf unbeſtimmte Zeit hinausgeſchoben. Es blieb mir jetzt nichts übrig, als auf meinem Wege zurückzukehren, und meinen Vater in der Schweiz aufzuſuchen. Ich war unglaublich niedergeſchlagen. Auf der Hinreiſe hatte die Begierde mein Ziel zu erreichen und die Erwartung meine Kräfte gehoben; jetzt wirkte die betrogne Hoffnung auf die entgegengeſetzte Weiſe. Nur der unermüdlichen Sorgfalt meines Begleiters hatte ich es zu danken, daß ich mich aufrecht erhielt. Durch ſeine Hülfe gelangte ich nach Rheineck, wo ich zu verweilen beſchloß, bis ich Nachricht von meinem Vater eingezogen hätte.

Während meiner Reiſe hatte ich öfters Briefe von Eugenien erhalten. Sie war bey Madame Maſon — dieß war der Name der Wittwe — auf das freundlichſte aufgenommen worden, und brachte ihre Zeit abwechſelnd bey dieſer würdigen Frau und ihrer Nichte zu, die nicht weit davon im

Gebirg an einen Pfarrer verheirathet war. Der Baron hatte seine Reise nach Lyon fortgesetzt, und dort seine Geschäfte schwieriger gefunden als er geglaubt hatte. Die Zeit seiner Rückkehr war unbestimmt. Um dieselbe Zeit meldete mir der Bote, den ich nach Gais geschickt hatte, daß mein Vater diesen Ort seit acht Tagen verlassen, und sich in das Innere der Schweiz begeben hätte. Wohin eigentlich wußte man nicht. So schien sich Alles gegen mich verschworen zu haben.

Aber es war nicht so. Eben da ich die Täuschung aller meiner Hoffnungen fürchtete und mich ganz verlassen und rathlos fühlte, ging meine Prüfung zu Ende, und Alles entwickelte sich auf eine eben so unerwartete als erfreuliche Weise.

Mein Vater war durch die vorgeschriebene Cur körperlich gestärkt; aber seine Schwermuth hatte ihn nicht verlassen; ja, er war niedergeschlagner als je. Ungewiß,

wohin er sich wenden sollte — denn der Aufenthalt in dem Norden von Deutschland hatte keinen Reiz mehr für ihn, da fast alle ausgewanderten Familien nach ihrem Vaterlande zurückgekehrt waren — beschloß er für's erste die Schweiz zu durchwandern, und überall zu verweilen, wo er es nach seinem Sinne fände. Der Frühling war ungewöhnlich schön; die Witterung beständig; Alles lud zum Wandern ein; und so verließ mein Vater, indem er sich gänzlich dem Zufall anheim gab, öfters die Landstraße, um zu Fuß, von einem Diener begleitet, die Gebirge und Thäler des romantischen Landes zu durchziehen. Wo ihn die Nacht überfiel, verweilte er dann. Solche umherirrende Reisende zu sehen, ist in diesem Lande nicht ungewöhnlich, und je einsamer die Gegend ist, desto freundlicher werden sie aufgenommen.

Auf diese Weise gelangte mein Vater auf seinen Wanderungen zu einem Dörf-

chen, das mitten im Gebirg höchſt anmuthig um einen Teich herum lag, und da ſich die Sonne zum Untergange neigte, klopfte er an dem Pfarrhauſe an und bat um ein Nachtlager. Der Eigenthümer des Hauſes war abweſend; aber ſeine junge treuherzige Frau und ſein hochbejahrter Vater, der auch vordem hier Pfarrer geweſen war, empfingen den Wandrer mit der wohlwollenden Biederkeit, die in dieſen Thälern einheimiſch iſt. Sie baten ihn, es ſich in ihrer Wohnſtube gefallen zu laſſen, da in der anſtoßenden Gaſtſtube ein krankes Fräulein ruhe, weßhalb eben auch der Mann in die Stadt gegangen ſey, um einen Arzt zu befragen und Arzney zu holen. Nachdem hierauf die junge Frau dem Angekommenen die erforderlichen Bequemlichkeiten gemacht, und Erfriſchungen vorgeſetzt hatte, beurlaubte ſie ſich, um, wie ſie ſagte, ihre Freundin nicht zu lange allein zu laſſen.

Der alte Pfarrer, der ſeinem Gaſte

zur Gesellschaft blieb, hatte einen Folianten vor sich aufgeschlagen, auf den er von Zeit zu Zeit Blicke warf, die das Verlangen weiter zu lesen, anzuzeigen schienen. Mein Vater, dem dieses nicht unbemerkt blieb, und keine große Lust hatte, mit einem unbekannten Manne ein mühsames Gespräch anzuspinnen, kam den Wünschen des Greises zuvor, indem er ihn bat, sich in seiner Lectüre nicht stören zu lassen; und da dieser Bedenken trug, seinen Gast ohne Unterhaltung zu lassen, sagte mein Vater: Wenn ich nicht irre, so hab' ich Sie bey meinem Eintritte in ihr Haus laut lesen gehört. Ist es etwas, das auch einen Andern unterhalten kann, — so bitte ich mir von Ihnen aus, daß sie mir auch die Zeit mit Vorlesen vertreiben, wie dem jungen Frauenzimmer, daß ihre Tochter zu seyn schien.

Meine Schnur, antwortete der Greis, aber mir so lieb, als ob sie meine leibliche Tochter wäre. Mir zu Liebe, denk' ich,

mehr als aus eigner Luſt, hört ſie mir zu, wenn ich zu meiner Ergötzung und auch Geſundheit halber — weil ich wegen Alterſchwäche nicht mehr predigen kann, was eine ſehr geſunde Sache iſt, hier die alten Geſchichten von dem Lande in der Schweiz und Tirol und anderem Alpenlande mit lauter Stimme leſe, die mein Aeltervater aus geſchriebenen Chroniken, vieles auch aus mündlichen Erzählungen wohlunterrichteter Leute auf ſeinen Reiſen geſammelt, und in den langen Winterabenden zu ſeiner Ergötzung und zur Belehrung ſeiner Nachkommen zuſammengeſchrieben hat.

Das mag recht leſenswerth ſeyn, ſagte mein Vater.

Und erbaulich zugleich, ſetzte der Pfarrer hinzu. Da kann man aus vielen Geſchichten ſehen, wie Gott die Herzen ſo wunderbarlich herum führt, bis er ſie an die rechte Stelle gebracht hat, ohne daß ſie es wahrgenommen haben; und wie ſie ihm

dann danken, wenn sie sehen, wie gut er es mit ihnen gemeint hat, wenn er ihnen weh zu thun schien, um ihren störrigen Sinn zu brechen. Da bin ich eben bey einer solchen Geschichte, die mich schon mehr als einmal so erbaut hat; und weil Sie es so verlangen, will ich sie von vorn anfangen. Ich war noch nicht weit hinein.

Ich werde Ihnen dafür verbunden seyn, sagte mein Vater.

Da las nun der Pfarrer die berühmte Geschichte von der Philippine Welserin, von der großen Liebe des Erzherzogs zu ihr, von seiner heimlichen Heirath und der treuen Liebe beyder gegen einander; dann von dem Zorne des Kaisers, wie groß dieser gewesen, und wie er lange nichts habe von Vergebung wissen wollen, bis sich die Philippine ihm ganz unerwartet zu Füßen geworfen, und wie er sie dann nicht anders als eine Tochter geliebt habe. Alles das war mit vieler Ausführlichkeit und nach

allen Umständen erzählt. Mein Vater hörte mit der größten Aufmerksamkeit zu, und bey dem Fortgange der Erzählung gerieth er in eine Bewegung, die selbst der Bemerkung des Pfarrers, so eifrig dieser auch las, nicht entging. — Er nahm seine Brille ab, legte sie auf das Buch und sagte: Fühlen Sie sich unwohl, mein Herr? — Ach, antwortete mein Vater, Sie ahnden nicht, wie sehr mir diese Geschichte an das Herz gegriffen hat. Auch ich hatte einen Sohn — o Renaud, Renaud, warum hast Du mich so tief gekränkt? — auch er liebte, und verband sich mit dem Gegenstande seiner Liebe wider meinen Willen. In meinem Zorne hab' ich ihn verstoßen, und bin nun kinderlos; und mein Zorn lastet schwerer auf mir selbst, als vielleicht auf ihm, ob er gleich vor dem unbesonnenen Schritte ein guter Sohn war. Ach ich fühle, daß ich nicht mehr glücklich seyn kann in dieser Verlassenheit. Wenn er zurückkehrte und meine Verzeihung suchte,

ich glaube, ich würde sie ihm auch zugestehen, und dann meine Tage in Frieden beschließen.

Und was könnte Sie hindern, fragte der Greis, diesen Wunsch zu erfüllen? Wo ist Ihr Sohn?

Ohne Zweifel, erwiederte mein Vater, in dem Hause eines Mannes, der mich haßt; der ihn, um mir weh zu thun, verlockt hat, und ihn — —

Mein Vater konnte die angefangene Rede nicht vollenden. Die Seitenthür öffnete sich, und als er den Blick erhob lag Eugenie zu seinen Füßen.

Was hab' ich nöthig, mehr zu sagen? Mein Vater war bestürzt; er wollte aufspringen; aber Eugenie hielt mit zitternden Händen seine Knie umfaßt. Alles sprach für sie; ihre blasse Gestalt, ihre leidende Miene, ihre Thränen, und die flehenden Worte, die sie stammelte. Er konnte nicht widerstehen. Alles wurde genügend auf-

geklärt. Mein Vater ſchloß die holde Büßerin in ſeine Arme. Ihr hatte er nichts zu verzeihen. Sie hatte keine Schuld als ihre Schönheit und ihre Tugenden. — Ach, wäre doch auch Renaud hier! rief mein Vater aus. Aber er irrt nach mir umher, und ahnet nicht, daß ich ihm ſchon vergeben habe.

Während er noch ſo ſprach, und immer etwas Neues von mir hörte, das ſein Mitleiden weckte, kam der Pfarrer aus der Stadt zurück, und erfuhr nach den erſten Begrüßungen den Verlauf der Sache. — Ich habe, ſagte er, im Vorübergehen bey unſrer guten alten Mama eingeſprochen, und bringe hier, nebſt ihren mütterlichen Grüßen, zwei Briefe an unſre liebe Eugenie mit, von denen ich wünſche und hoffe, daß ſie recht viel Gutes enthalten; das würde für die liebe Kranke erſprießlicher ſeyn, als die Recepte des Arztes und ſeine Arzneien, die ich auch mitbringe.

Und ſo war es in der That. In dem einen, der von Lyon kam, meldete Saint-

Hilaire die nahe Beendigung seiner Geschäfte und baldige Rückkehr; der andere war von mir. Ich fragte an, ob es mir denn durchaus verwehrt seyn sollte, jetzt, da ich ihr so nah wäre — ich hatte Rheineck seit acht Tagen verlassen, um ihr näher zu seyn — sie zu sehen, und in meiner Trostlosigkeit bei ihr Hülfe zu suchen. Der Brief war aus Solothurn geschrieben. So ist er ja, rief die Pfarrin, als sie dieß hörte, nur wenige Stunden von hier; und wir dürfen wohl unter diesen Umständen einen Boten an ihn schicken, der ihn hieher einladet. — Allerdings, sagte mein Vater, aber, wo möglich, einen beflügelten. Ich bin voll Ungeduld, diese Sache zu endigen.

Der Bote wurde noch desselben Abends abgeschickt, und als der Tag über die Berge herüber sah, hatte ich ein Briefchen von Eugeniens, Hand. „Eile, schrieb sie, eile, mein Renaud, hierher dem Boten nach. Es haben sich Wunder zugetragen. Dein gütiger Vater ist versöhnt. Alle Arme sind Dir geöffnet!

Brauch' ich hier zu ſagen, daß ich dieſem Rufe auf das ſchleunigſte folgte? Ich war wie berauſcht, und meine Sinne vergingen mir faſt, als ich bei der Annäherung an mein Ziel, Eugenien an der Hand meines Vaters auf einer Höhe am Wege nach mir ausſchauen ſah. Sie ſtürzte mir entgegen, faßte mich bei der Hand, und führte mich zu meinem Vater, der mir ſchon von Fern die Arme entgegenſtreckte. Nach wenigen Augenblicken drückte er mich an ſein verſöhntes Herz. Während dem waren auch die übrigen Bewohner des Pfarrhauſes herangekommen. Wir umarmten uns alle gegenſeitig im freudigſten Rauſche. Der alte Pfarrer war auch nicht zurückgeblieben, und war wohl von allen Zeugen meines Glückes der theilnehmendſte. Gott ſegne Euch Alle, ſagte er; er hat Euch Leiden aufgelegt, aber Euch auch nach ſeiner Vaterliebe daraus errettet. Und ſo iſt das wiederum eine der Geſchichten, wo Gott auf ungewöhnlichen Wegen die Menſchen zum Ziele geführt hat.

Wie wir den frommen Greis ehrten, wie wir ihm als dem Vermittler unsrer Zufriedenheit dankten, brauche ich nicht zu sagen. Damals beschlossen wir, sobald es geschehen könnte, zu Philippinens Grabe zu wallfahrten. Dieser Beschluß wurde im nächsten Jahre ausgeführt; und in jenem engen und traulichen Zimmer, das sie bewohnt hat, gelobten wir uns, dem frommen Paare, dem unsre Schicksale in mehrerer Beziehung glichen, an Tugend, Liebe und Eintracht nachzueifern.

Nach einigen Tagen, die wir in jener Seligkeit der Freude zugebracht hatten, die ein ununterbrochnes, wenn schon stummes Dankgebet ist, kam die Nachricht, Eugeniens Vater sey bey Madame Mason eingetroffen. Diese wohlwollende, theilnehmende Freundin hatte ihn von Allem unterrichtet, und was ihrer Erzählung mangelte, hatte ein Brief von Eugenien ergänzt. So war Alles vorbereitet, und die aufrichtigste Versöhnung der beyden Väter war bey der ersten Zusammenkunft augenblicklich be-

werkſtelligt. Mein Vater that, in dem lebendigen Gefühl, einem rechtſchaffenen und großmüthigen Manne Unrecht gethan zu haben, den erſten Schritt. Von politiſchen Anſichten und Verſchiedenheit der Meinungen war nicht die Rede. Nur das Glück ihrer Kinder beſchäftigte ſie; und wenn irgend etwas Anders ihre Gedanken auf ſich zog, ſo war es die Erinnerung an die alte Zeit, und der Wunſch, ſie in einem ſolchen nachbarlichen Zuſammenſeyn zu erneuern.

Auch dieſer Wunſch fand Befriedigung. Mein Vater kehrte an den Rhein zurück, und kaufte ſich ein Haus und einen Garten, weniger groß als ſeine frühere Beſitzung, aber genügend für ſeine Bedürfniſſe. Mir hat mein Schwiegervater einen Theil ſeines Gutes abgetreten, und ich bin ein zufriedner Landwirth geworden, und wünſche mir kein glücklicheres Loos. Bis jetzt hat kein Unfall von Bedeutung meine Zufriedenheit geſtört. Mein Vater liebt Eugenien mit einer rührenden Zärtlichkeit; ſie liebt und ehrt ihn nicht weniger als ihren eig-

Wie wir den frommen Greis ehrten, wie wir ihm als dem Vermittler unsrer Zufriedenheit dankten, brauche ich nicht zu sagen. Damals beschlossen wir, sobald es geschehen könnte, zu Philippinens Grabe zu wallfahrten. Dieser Beschluß wurde im nächsten Jahre ausgeführt; und in jenem engen und traulichen Zimmer, das sie bewohnt hat, gelobten wir uns, dem frommen Paare, dem unsre Schicksale in mehrerer Beziehung glichen, an Tugend, Liebe und Eintracht nachzueifern.

Nach einigen Tagen, die wir in jener Seligkeit der Freude zugebracht hatten, die ein ununterbrochnes, wenn schon stummes Dankgebet ist, kam die Nachricht, Eugeniens Vater sey bey Madame Mason eingetroffen. Diese wohlwollende, theilnehmende Freundin hatte ihn von Allem unterrichtet, und was ihrer Erzählung mangelte, hatte ein Brief von Eugenien ergänzt. So war Alles vorbereitet, und die aufrichtigste Versöhnung der beyden Väter war bey der ersten Zusammenkunft augenblicklich be-

werkſtelligt. Mein Vater that, in dem lebendigen Gefühl, einem rechtſchaffenen und großmüthigen Manne Unrecht gethan zu haben, den erſten Schritt. Von politiſchen Anſichten und Verſchiedenheit der Meinungen war nicht die Rede. Nur das Glück ihrer Kinder beſchäftigte ſie; und wenn irgend etwas Anders ihre Gedanken auf ſich zog, ſo war es die Erinnerung an die alte Zeit, und der Wunſch, ſie in einem ſolchen nachbarlichen Zuſammenſeyn zu erneuern.

Auch dieſer Wunſch fand Befriedigung. Mein Vater kehrte an den Rhein zurück, und kaufte ſich ein Haus und einen Garten, weniger groß als ſeine frühere Beſitzung, aber genügend für ſeine Bedürfniſſe. Mir hat mein Schwiegervater einen Theil ſeines Gutes abgetreten, und ich bin ein zufriedner Landwirth geworden, und wünſche mir kein glücklicheres Loos. Bis jetzt hat kein Unfall von Bedeutung meine Zufriedenheit geſtört. Mein Vater liebt Eugenien mit einer rührenden Zärtlichkeit; ſie liebt und ehrt ihn nicht weniger als ihren eig-

nen Vater; und da ſich beyde Männer in Rückſicht auf ihre Meinungen um Vieles genähert haben, und die Verſchiedenheiten, die noch übrig geblieben ſind, keinen Zwiſt unter ihnen erregen, ſo iſt ihr die Erfüllung ihrer Pflichten erleichtert. Wir kommen oft zuſammen; jede Zuſammenkunft iſt ein Feſttag, der größte aber die Wiederkehr des Tages der Verſöhnung, an dem das Andenken der edlen Philippine nie vergeſſen wird.

So endigte mein Freund ſeine Erzählung. Den folgenden Morgen trennten wir uns. Er drang in mich, ihn zu beſuchen, und Theil zu nehmen an ſeinem häuslichen Glück. Auch Eugenie vereinigte ihr Bitten. Gern erfüllte ich dieſen Wunſch. Aber Vieles ſteht entgegen; und ich glaube — ich darf nicht ſagen, ich fürchte — daß mir eine weitere Reiſe nah bevorſteht nach dem unbekannten Lande, das alle mein Glück in ſich faßt.

9.

Der Namenstag.

Der Namenstag.

In den gesegneten Fluren Campaniens wohnte Antonio Barbutolo, ein schöner und rüstiger Mann, von mittelmäßigem Vermögen, wovon ein Weinberg das Vornehmste war. Diesen zu bearbeiten, hatte er von seinem Vater gelernt; aber auch außerdem war er in mancher Kunst erfahren. In Schnitzarbeit that es ihm keiner zuvor; auch Gefäße verstand er zierlich aus Thon zu drehen und nach alter Weise mit Farben zu malen. Wenn er

aber von der Arbeit raſtete, und im Schatten der Weinlaube ſaß, die er vor ſeinem Hauſe gezogen hatte, dann ſang er zur Cither Lieder ab, die er oft ſelber verfertigte, ſo wie die Weiſen, nach denen er ſie ſang. Dabey war er voll Kurzweil und neckte gern; aber ſein Scherzen war unſchuldig und forderte Andere zur Fröhlichkeit heraus. Deshalb war er auch von Allen geliebt und geſucht, und die Nachbarn verſammelten ſich gern um ihn, wenn er den Abendſtern mit ſeinen Liedern begrüßte, oder kurzweilige Geſchichten erzählte; und auch die Weiber lauſchten von Fern, und ergötzten ſich noch mehr an ihm ſelbſt, als an dem, was er ſprach. Gar oft, wenn er früh aus der Thür trat, fand er die Pfoſten mit Kränzen von Epheu und Blumen umhangen, und auch im Getümmel des Tanzes flog oft von Fern ihm ein Strauß zu, ohne daß er wußte woher; und wenn er dann ſtill ſtand und

in dem Kreiſe der Weiber umher ſah und rief: Wer iſt die Neckende, daß ich ſie ſtrafe! — da kicherten Alle, und er drohte ſie Alle zu küſſen, ſo daß ſie von einander ſtoben und ſich hinter den Büſchen und Zäunen verſteckten.

Weil nun Antonio immer ſo frohen Muthes war und mit Allen auf gleiche Weiſe ſcherzte, meinten Viele, es läge ihm nichts an der Liebe. Aber ſie irrten. Seine Fröhlichkeit verhüllte nur die Liebe, die er im Verborgenen zu einem Mädchen eines benachbarten Dorfes fühlte, das, mit der Pflege einer kranken Mutter beſchäftigt, von den Verſammlungen der Landleute und ihrem muntern Feſte fern blieb. Antonio, lang ſchon ihres Hauſes Freund, hatte ſie in der Verborgenheit aufwachſen ſehen, und ihre jungfräuliche Schüchternheit, und ein herber Stolz, der auf den Augenbraunen des Kindes und ſeinen Lippen ſaß, hatte ihn faſt noch mehr

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK BERLIN

gereizt, als die zierliche Anmuth ihrer Gestalt. Irene hatte daher kaum das funfzehnte Jahr zurückgelegt, der aufbrechenden Rosenknospe gleich, aber über ihr Alter groß und schlank, als er im Stillen um die jetzt Verwaißte warb, und sie den Nachbarn unerwartet als sein Weib zuführte. Da waren nun wohl Viele, die ihr den schönen Barbutolo mißgönnten; aber wer hätte seine Wahl tadeln mögen, wenn sie mit gesenkten Blicken neben ihm ging, die braunen Locken um ihren weißen Nacken spielten, oder den zarten Purpur ihrer Wangen beschatteten? oder wenn sie sich schüchternd und liebend an seine Seite schmiegte, und mit großen hellen Augen unter den seidenen Wimpern hervor, wie um Schutz und Liebe bittend, zu ihm hinauf sah? Er selbst schien noch schöner in ihrer Nähe als zuvor; die Lieder, die er an ihrer Seite sang, klangen begeisterter, und seine Töne schienen sich gefälliger und weicher an die Worte anzu-

ſchmiegen. Dem Scherz aber blieb er auch jetzt noch hold, wie zuvor, und da geſchah es wohl zuweilen, daß er Irenens noch kindiſchen Sinn neckend verletzte, oder ſie durch Muthwillen erzürnte. Aber dieſe Zwiſte flogen ſchnell vorüber, wie im Mai zartes Gewölk über die Sonne fliegt, oder ein flüchtiger Regenſchauer, der den Glanz des Tages erhöht und das Azur des Himmels reinigt.

Als Irenens Namenstag zum Erſtenmal nach ihrer Trauung nahte, wollte ihr Antonio eine Freude bereiten. In dem Weinberge ragte ein kahler Felſen über die Hügel empor; wenn man ihn mit Mühe erklimmt hatte, ſah man weit in das Meer hin, und das grüne, von Weinbergen ſchwellende Land, mit Dörfern und Villen durchwebt, breitete ſich wie ein bunter Teppich rund umher aus. Irene hatte dieſe Höhe einmal mit ihrem Manne erſtiegen, und er hatte ſich ihres Entzückens gefreut.

Nun sollt' es ihr leichter werden. Er versuchte also, Stufen in den Felsen zu hauen, die von Absatz zu Absatz bis auf den Gipfel führen sollten; und als er einiges lockere Gestein ausgebrochen, kam er auf Stiegen, die schon bereitet, aber mit dickem Erdreich und Schutte verborgen lagen. Freudig reinigte er sie, und grub sie auf; und eines Tages, da er schon bis zur dritten Terrasse empor gedrungen war, klang es ihm hohl unter dem Eisen und hallte wieder wie ein gemauertes Gewölbe. Da grub er noch emsiger, aber vorsichtig; und als er einigen Schutt bey Seite geworfen, trat ein zierlicher Knauf einer Säule hervor, und dann ihr Schaft mit hohlen Rinnen umgeben; dann Stufen und rechts eine zweyte Säule. Hoch erfreut setzt' er die Arbeit in den folgenden Tagen mit Emsigkeit fort, und bald stand der vordere Theil eines kleinen Tempels aufgedeckt, oben mit einem zierlichen Gebälke und

Dreyschlitzen; unten drey Stufen, breit und bequem, und in dem Schooße der Erde wohl erhalten. Nun befreyte er auch die Thür von dem Schutte, der sich hineingedrängt hatte; und als er im Innern den Boden entblößte, glänzte ihn ein buntes Gestein an; erst zierliche Mäander und Blumengewinde; dann Lauben von Geißblatt und reißende Thiere darin; auch ein Schiff, das im Meere ruderte, und, als ob ihm das Schönste seine Freude zu krönen aufgespart wäre, ein Jüngling von göttlicher Gestalt mit dem Thyrsus in der Hand, vor einer Jungfrau stehend, die auf dem Boden saß, und die er zu trösten schien. Da dachte Antonio bey sich: „Sieh, wie mir das zu statten kömmt! Ich wollte für Irenen einen bequemen Aufgang bauen und einen Sitz zur Aussicht in die Ferne, und da haben ihr die alten Heiden einen Tempel gebaut, recht wie ein Putzzimmer. Oder gleicht nicht dieses Weib hier Irenen?

Ihr weih ich dieſes Gemach, das auch für eine Fürſtin nicht verächtlich wäre.“ — Geſagt hatte er ihr von ſeiner Entdeckung nichts; erſt an ihrem Namenstage, wenn er Alles aufgeſchmückt und geſäubert hätte, wollte er ſie hierherführen, und ſie ſollte ſich gleich des vollendeten Werkes freuen. Daher ging er auf Umwegen zur Arbeit, und kam bisweilen erſt ſpät nach Hauſe; denn die Arbeit wuchs ihm unter den Händen, weil ihm immer etwas neues einfiel, neuer Schmuck und neue Verzierungen, die er anbringen könnte. Wenn ihn dann Irene fragte, wo er ſo lange weile, gab er bald dieſes, bald jenes vor, oder umging auch wohl die Antwort mit Scherz; ſo daß ſie bisweilen zweifelnd den Kopf ſchüttelte und nicht wußte, was ſie denken ſollte.

So war endlich der Vorabend des Feſtes gekommen, und Antonio wollte noch einmal nach dem Weinberge gehen, um das

Letzte zu ordnen. Da sagte Irene zu ihm: „Bleibe mir nur nicht wieder so lange aus, wie neulich; denn mir wird bang so allein. Auch sagtest Du ja, Du gingest nach Gragnano; und doch, da ich dorthin nach Dir ausſah, kamst Du nicht auf dem Wege von Gragnano her. Neulich sagtest Du auch, Du gingest zum Schmid nach St. Nicolo, um das Geräth umschmieden zu lassen; und doch hab ich heut das Geräth unangerührt unter dem Dache gefunden. Was soll ich dazu sagen, Antonio? Warum berichtest Du mich mit Unwahrheit, und giebst dieses und jenes vor, was nachher nicht so ist? Bist Du etwa auch, wie andere Männer, die dem Spiele nachgehen, oder gar fremden Weibern, und die ihrigen betrügen? Ich möchte das nicht von Dir glauben; aber Deine heimlichen Gänge machen mir das Herz schwer.“ — Indem sie so sprach und ihre Wangen sich höher färbten, glich sie der Ariadne in dem Tempelbilde noch

mehr; und Antonio, der ein gutes Gewiſſen hatte, und nur an ſein Feſt dachte, lachte und ſagte: „Haſt Du gemeint, Irene, ich ſey der einzige Mann auf der Welt, der nur Ein Weib liebt, und Du hätteſt dieſen Phönix im Käfich?“ und dabey wollt' er ſie küſſen; aber Irene ſchmollte, wand ſich ſchnell und unmuthig los, und ſetzte ſich mit untergeſchlagenen Armen und vor ſich hinſehend in den entfernteſten Winkel. Da nahm Antonio den Hut und ging. Unter der Laube vor der Hausthür blieb er ſtehen und dachte: „Sagſt du's ihr wohl?“ Sie aber öffnete in dem Augenblicke das Fenſter, um ihm nachzuſehen, und da ſie ihn weilen ſah, ſchlug ſie es ſchnell wieder zu. Da ging er ſeines Wegs weiter und dachte: Morgen ſag ich ihr Alles; und wenn ſie auch heut noch ſchmollt, ſo iſt morgen die Freude deſto größer.

Und nun ging er wie gewöhnlich um das Dorf herum nach dem Weinberge. Al-

les war jetzt aufgeräumt, der Boden gewaschen, das Schadhafte nothdürftig ausgebessert. Beseelt und lebendig stand das Bacchanal vor Augen; und an den Wänden umher waren auch zierliche Gestalten sichtbar geworden, die mit Frucht- und Blumen-Körben auf den Häuptern einherschritten, oder tanzend das Tamburin schlugen, während andre an Altären flöteten. In der Tiefe der Celle aber hatte Antonio einen wirklichen Altar aufgebaut und mit bunten Gefäßen geschmückt, aus denen Blumen hervorquollen, und sechzehn dichte Kränze waren rund umher aufgehangen nach der Zahl von Irenens Jahren. Auch eben so viele Kerzen standen auf zierlichen Gestellen dazwischen. Vor der Thüre hatte er eine Laub-Pforte erbaut, und eine unten beym Anfange der Stiegen, und auf jedem Absatze eine. Durch diese sollte Irene in das Heiligthum eingehen. Mit Zufriedenheit beschaute er jetzt sein Werk bald näher, bald

ferner; und nachdem er noch dieſes und jenes gebeſſert hatte, ſtellte er ſich unter die Thür, und ſah in die Gegend hinaus, die ſich in die Strahlen der untergehenden Sonne kleidete, und dann wieder in den Tempel zurück, und genoß ſchon zum Voraus das Entzücken ſeines Weibes, wenn ſie hinaus in das Meer ſchaue, wie das holde Weib hier auf dem muſiviſchen Boden.

Aber indem er ſo zum Voraus den morgenden Feſttag in ſeinem Herzen feyerte, hatte ſich etwas zugetragen, das nicht blos ſeine nächſte Freude, ſondern das Glück ſeines Lebens bedrohte. So bald er nehmlich das Haus verlaſſen hatte, hatte ſich Irene wieder in ihren Winkel geworfen. Antonios Scherz hatte ſie verwundet; ſie zürnte auf ihn und die Eiferſucht ſchlug in ihrem Herzen Wurzel. Je heftiger ſie ſelbſt ihn liebte, und je ſchöner und liebenswerther er ihr ſchien, deſto mehr glaubte ſie an die Lockungen andrer Weiber, die ihr wohl ei-

nen solchen Besitz nicht gönnen möchten; und je mehr sie sann und sann, und je weniger rechten Grund sie zum Verdacht finden konnte, desto peinlicher ward ihre Unruhe. Sie wünschte Gewißheit, von welcher Art sie auch seyn möchte. „Bonaviso ist Antonios bester Freund, dachte sie; ich will zu seiner Frau gehen; gewiß weiß diese etwas. Und wenn sie nichts weiß, und auch Andre nichts wissen — nun, so hab' ich den Trost mich geirrt zu haben." Mit diesen Gedanken stand sie auf, trocknete ihre Thränen, schlug ein Tuch um Kopf und Nacken, und ging zu Bonavisos Frau, die ihre Wohnung nah am Ufer hatte. Sie fand sie bey der Arbeit und fragte sie zum Vorwand nach irgend einem häuslichen Geschäft; von dem aber zu sprechen, weshalb sie eigentlich gekommen war, scheute sie sich. Endlich sagte sie: „Ist Dein Mann nicht zu Haus?" und jene erwiederte: Er ist nach Salerno gegangen, um buntes Garn einzuhandeln für die We-

berey; und auch für Antonio bringt er etwas mit; aber ich darf es nicht verrathen; es ist, denk' ich, für Dich. Aber weißt Du wohl, setzte sie hinzu, daß Du die Perle aller Männer hast?" Und nun ergoß sich das gesprächige Weib in Antonios Lob, und pries Irenens seltenes Glück, einen solchen Mann zu besitzen. „Und glaubst Du auch, daß ich ihn ganz allein besitze?" fragte Irene erröthend. — „Maria und Joseph, rief die Andere, wie Du fragen kannst? Das ist eben das Außerordentlichste an ihm, daß er auf keine Lockung achtet; und ob er gleich mit allen Frauen scherzt, doch für keine Augen hat, als für Dich." — Gottlob, dachte Irene, und erröthete noch mehr vor innerer Freude; und dann dachte sie doch wieder: wo er aber nur hingehen mag? Aber Unruhe machte ihr dieser Gedanke nicht mehr. Argwohn und Groll waren verschwunden, und sie sehnte sich nach Antonios Rückkehr, um Alles wieder gut zu machen.

Indem sie nun nach Hause eilte und Floriane — so hieß Bonavisos Frau — ihr das Geleit gab, und sie sich da trennen wollten, wo der Pfad um einen mit Aloe und Myrten und wildem Geniſt bewachsenen Hügel bog, ward ihnen plötzlich von drey fremd gekleideten Männern der Weg vertreten. Irene ging ihnen zunächſt; dieſe ergriffen ſie; Floriane aber entſchlüpfte, und lief, von Furcht beflügelt, nach der Gegend zu, wo Barbutolo wohnte. Umſonſt ſchrie Irene um Hülfe; niemand hörte ſie; umſonſt fiel ſie auf ihre Knie und flehte die bärtigen Räuber um Barmherzigkeit an; ſie wurde von ihnen aufgerafft, und, trotz ihres Geſchreys und Widerſtrebens, im vollen Laufe nach einem Kahne getragen, der in der nächſten Bucht hinter einer Klippe befeſtigt war. Zwey der Räuber ruderten; der dritte hielt die Gefangene in ſeinen Armen feſt, die immer nach Antonio rief und ſich loszuwinden bemüht war, um ſich in

das Meer zu stürzen. Schnell kamen sie so zu einem Vorgebirge, hinter dem eine leichte Schebecke verborgen lag, die mit tunesischen Corsaren bemannt war. Sie hatten nur die Rückkehr der drey Männer erwartet, die nach Lebensmitteln ausgesendet waren, um nach einer der benachbarten Inseln überzusetzen, wo sie gewöhnlich ihren Raub in Sicherheit brachten. Jene waren daher kaum eingestiegen und hatten Irenen, mehr todt als lebendig, an den Bord des Schiffes gehoben, als jeder seinen Platz am Ruder nahm, und so viel an ihm lag, die gemachte Beute zu sichern eilte.

Antonio war unterdeß nach vollendeter Arbeit frohen Herzens zurückgekehrt, und hatte sich nach der Straße von Salerno gewendet, um Bonaviso zu begegnen, der ein bestelltes Festgewand Irenen mitbringen sollte. Nicht weit von dem Orte traf er den rückkehrenden Freund, und nahm das wohlverwahrte Kleid unter den Mantel; und in-

dem sie eine Strecke zusammengingen, erzählt er ihm von seinen festlichen Anstalten, und von Irenens Eifersucht, und wie er sie diesen Abend noch zur Strafe dafür mit allerley kleiner Schalkheit zu necken gedenke. Indem sie nun so unter Scherz und Lachen an der Ecke weilten, wo sich die Wege trennten, kam von der andern Seite Floriane athemlos herbey, und mit dem blassen Schrecken auf ihrem Angesicht, warf sie ihre Arme um den Nacken ihres Mannes, ängstlich umschauend, als ob die Verfolgenden noch hinter ihr wären. Zu sprechen vermochte sie nicht, und da beyde Männer, über diese Erscheinung bestürzt und irgend ein großes Unglück ahndend, sie mit Fragen bestürmten, deutete sie mit der Hand nach dem Meere, und stieß aus keuchender Brust die Worte heraus — „Deine Frau — Räuber" — ! Antonio bedurfte nicht mehr. Sogleich warf er seinen Mantel von den Schultern weg, und

was er sonst bey sich hatte, und flog dem Ufer zu, wohin Floriane ihm deutete, und da er in der Ferne ein Schiff rudern sah, das er der Bauart nach für ein Raubschiff erkannte, warf er sich, von keiner Bedenklichkeit zurückgehalten, in das Meer, und schwamm auf das Fahrzeug zu, das schnell rudernd vor ihm zu fliehen schien. Mehr als einmal fing ihm die Kraft an zu schwinden; aber immer spornte ihn die Verzweiflung von neuem, und er kam endlich nah genug, daß ihn die Räuber erblickten. „Laßt uns anhalten, sagten sie, hier schwimmt uns ein Fisch in's Netz.“ Und so ließen sie die Ruder ruhen und warfen ein Tau hinaus, das der Entkräftete kaum noch zu fassen im Stande war, und zogen ihn an Bord. Wie aber seine zitternden Füße das Verdeck berührten, brachen ihm die Knie zusammen; er sank zu Boden; seine Augen verfinsterten sich. Doch ermannte er sich wieder, und noch auf den Knien lie-

gend, rief er so laut, als er es vermochte, Irenens Namen.

Diese lag unter dem Verdeck, fast sinnlos, in einer finstern Kammer, mit dem Gesicht nach der Erde gekehrt, mit ausgebreiteten Armen, und vergoß Ströme von Thränen. Ihr Unglück erschien ihr als eine göttliche Strafe wegen des ungerechten Verdachtes, den sie auf ihren Mann geworfen, und wenn sie an seine Rückkehr nach Hause dachte, ergriff sie solche Verzweiflung, daß sie wild ihre braunen Locken zerriß, und nach dem Tod rief. An das, was ihr zunächst lag, an ihr bevorstehendes Schicksal dachte sie nicht. Nur an Antonio dachte sie und an seinen Schmerz und an ihre eigne Schuld.

Indem sie nun so jammert, glaubt sie ihren Namen zu hören; sie erhebt ihr Haupt ein wenig vom Boden, horcht, und hört sich noch einmal rufen; zugleich erkennt sie Antonio's, obschon veränderte und heisere

Stimme. Schnell rafft sie sich auf, stößt die Thür ein, eilt die Leiter hinauf, und eh noch jemand ihr Kommen gewahr wird, stürzt sie mit einem Schrey nach Antonio hin, der noch kniet, und kaum die Augen zu öffnen vermag. Er erkennt sie, schlingt seine Hände um ihre Knie, nennt ihren Namen noch einmal, und indem seine Arme schlaff an ihr herabgleiten, sinkt er todtenbleich und bewußtlos neben ihr nieder.

Irene, die ihn jetzt für todt hielt, warf sich einer Wahnsinnigen gleich auf den geliebten Mann, indem sie die kläglichsten Töne ausstieß und sich als seine Mörderin anklagte. Ihre Wangen ruhten an den seinigen, ihre Thränen badeten sein Gesicht; aber seine Augen öffneten sich nicht, um in die ihrigen zu schauen, und die Todtenblässe wich ihren Küssen nicht. Nachdem sie oft seinen Namen gerufen und ihn mit den rührendsten Bitten beschworen hatte, in das Leben und zu ihr zurückzukehren, und ihre

Stimme nur in die Luft verhallte, erhob sie sich endlich, so wie sie neben ihm lag, ein wenig, sah ihn starr und schweigend an, als ob sie sein Bild noch einmal tief in ihre Seele drücken wollte; sprang dann auf mit den Worten: „Ich folge Dir, wie Du mir gefolgt bist" und schritt rasch nach dem Borde hin, um sich mit ausgebreiteten Armen in die Fluthen zu stürzen. Die Räuber hatten dem traurigen Schauspiele stumm und nicht ohne Theilnahme zugesehen; auch die, welche die Worte nicht verstanden, errieth doch ihren Sinn. Ihr rohes Geschäft hatte sie dem Gefühle nicht so ganz entfremdet, daß nicht die meisten von der Verzweiflung des unglücklichen Weibes gerührt wurden; und die übrigen bewunderten doch die Entschlossenheit des Mannes, der sich um seines Weibes willen in die Fluthen gewagt und der Freyheit freywillig begeben hatte. Als nun Irene nach dem Rande des Schiffes eilte, faßte sie einer

der Männer behend um den Leib, zog sie mit starker Hand zurück, und setzte die Widerstrebende neben Antonio nieder. „Die Wellen haben Dich verschont, sagte sie jetzt, aber der Himmel hat sich Deiner und meiner nicht erbarmt; und nun hält mich ein grausames Mitleiden zurück, mich mit Dir zu vereinigen.“ Dabey drückte sie ihre Stirn gegen die seinige, schlang ihre Arme um seinen Nacken und sagte: Sie sollen mich doch nicht hindern, vor Schmerz mit Dir zu sterben. — In diesem Augenblick regten sich seine Lippen; ein leiser Athemzug hob seine Brust; dann ein stärkerer; seine Augen öffneten sich, das Leben kehrte zurück, und das ebbende Blut fluthete wieder in seinen Adern. Irene jubelte; nahm ihn in ihre Arme, strich die nassen Locken von seiner Stirn zurück, koßte und dankte und beklagte ihn abwechselnd, und vergaß alles Leiden so, als ob sie mit ihm nicht auf dem Verdeck eines Raubschiffes, son-

dern vor ihrem Hause in dem Schatten der Weinlaube säße.

Während dem hatte das Schiff sich dem Ufer der Insel genähert. Die Rudernden gaben ein Zeichen, das mit einem Freudenrufe beantwortet wurde, und sogleich traten hinter einem Felsen, der die Bucht beschützte, mehrere Männer hervor, von denen der Eine vornehmer als die Andern schien. Das Schiff wurde am Ufer befestigt, die Beute ausgeladen und in die Hütten geborgen, die von Zweigen geflochten, unter den überhängenden Felsen lagen. Nachdem der Hauptmann Alles besehen hatte, nicht unzufrieden, wie es schien, mit dem eroberten Raub, sagte er: „Aber wer sind die dort auf dem Verdeck, die sich um nichts zu kümmern scheinen?" — „Diese," antwortete der Botsmann „sind der beste Theil unserer Beute; zur Hälfte erobert, zur Hälfte durch Glück gewonnen. Es sind die schönsten Sclaven, die wir Dir je zugeführt haben; ein Weib, das

den Harem eines Paschas zieren würde, und ein Mann, wie der Wackerste unter den Glaubigen.“ — Und nun erzählte er, wie Alles gegangen, wie sie das Weib entführt, und er ihr nachgeschwommen; auch seine lange Ohnmacht, ihre Verzweiflung, und, als er zum Leben zurückgekehrt, ihren Jubel, erzählten sie ihm. Nachdem der Hauptmann Alles mit Ernst vernommen hatte, befahl er die Gefangenen vor ihn zu bringen. Antonio betrat das Ufer zuerst; und ob ihm gleich der Gedanke der Sclaverey die Brust beklemmte, stand er doch unter den Räubern so stolz und groß, daß man hätte meinen sollen, Er sey der Gebieter, den seine Knechte umringten. Irene folgte ihm auf dem Fuße nach, schüchtern und die Augen nicht aufschlagend, und ließ seinen Arm nicht los. Der Hauptmann besah beyde lange mit Aufmerksamkeit und Wohlgefallen, befahl dann, dem Antonio trockne Kleider zu geben, und ihm nebst seinem

Weibe in einer der Hütten ein gutes Lager zu zubereiten. Dann befahl er ihnen, gutes Muths zu seyn, und auszuruhen; sie hätten von ihm nichts Böses zu fürchten. Und nachdem er dieses mehr als einmal mit so milder Stimme und so freundlichen Geberden als er nur aufbringen konnte wiederholt hatte, entließ er sie mit einem Gruße, und begab sich in seine Hütte zur Ruhe.

Die Räuber befolgten die Befehle ihres Hauptmanns mit Pünktlichkeit. Antonio bekam trockene Kleider; ein buntes Tuch ward um seine nassen Haare gewunden, und er sah in der morgenländischen Tracht noch schöner und würdiger aus. In der Hütte aber waren Felle zum Lager auf einander gelegt, und ein weicher Teppich darüber gebreitet. Auch Speisen wurden ihnen gebracht; aber diese berührten sie nicht; denn ihr Herz war beklommen, und der ersten Freude war tiefe Trauer gefolgt. Schweigend saßen sie neben einander auf

ihrem Lager, und sahen sich lange gleichsam forschend an; denn Alles, was sie umgab, rief ihnen ihr Unglück zu; und ungewisse, vielleicht schreckliche und grausame Ereignisse drohten von Fern. Als sie nun allein gelassen waren, und die Wächter vor der Hütte schliefen, sank Irene an Antonio's Brust, weinte bitterlich, und indem sie ihm Alles bekannte, was sie gedacht und gethan hatte, klagte sie sich mit herzdurchschneidenden Worten über ihr gemeinsames Unglück an. „Aber wenn ich die Strafe des Himmels verdiente, fuhr sie fort, wie ich sie gewiß verdient habe, warum mußtest Du mit mir büßen und Deiner Freyheit verlustig werden? Kommen denn die Sünden der Frauen auch auf des Mannes Haupt? und erntet er von süßer Liebe so bittere Frucht? Und dennoch — setzte sie noch heftiger weinend hinzu — dennoch ist es mir, als müßt' ich Gott auch für dieses Unglück danken, weil mir durch dasselbe

eine ſo groſse und unermeſsliche Liebe in Dir kund geworden iſt, wie ich ſonſt nimmer hätte begreifen oder glauben können. Wäre es möglich, daſs uns Gott aus dieſer Noth und aus den Händen der Räuber rettete, ſo ſollte der Reſt meines Lebens nur Ein Hauch des Dankes und der Liebe ſeyn. Aber ach, wo iſt ein Retter in dieſer Einſamkeit? oder wer könnte ein Löſegeld für uns zahlen, das dieſen erbarmungsloſen Corſaren genügte? Sie werden uns mit ſich fortſchleppen und an fernen Küſten verkaufen, und Du, den das Meer nicht von mir trennen konnte, wirſt dann vielleicht durch die gefühlloſe Grauſamkeit der Menſchen von mir getrennt werden. Ich werde dann nicht mehr zu Deinen Füſsen ſitzen und Dir mein Unrecht abbitten, noch werd' ich den Schweiſs von Deiner Stirn trocknen können." — Bey dieſen Gedanken wurden ihre Thränen ſo heftig, daſs ſie den Fortgang der Rede erſtickten

und sie sich schluchzend an der Brust ihres Mannes verbarg. Dieser aber beugte sich über sie, und indem er die Jammernde sanft an sich drückte, sagte er: Mit Unrecht klagst Du Dich an, da ich es war, der neckend mit Deiner Liebe und Deiner Eifersucht spielte. Das war auch nicht recht, wie ich nun wohl erkenne, und wenn hier Strafe des Himmels ist, so trifft sie mich wohl noch gerechter als Dich. Aber ich verzage noch nicht. Hat mich doch das Meer in so weiterer Ferne zu Dir getragen, als ein Zeichen, daß Gott unsre Trennung nicht will. Und hat er nicht auch das Herz des Hauptmanns erweicht, daß er uns mit milden Worten empfing und Gutes zu hoffen gebot? Vielleicht nimmt er ein geringes Lösegeld von uns an, wie wir es ihm geben können; und wenn nicht, so ist doch schon mancher Christ aus der Knechtschaft der Unglaubigen durch eigne Kühnheit gerettet worden. Wenn es aber Dich und die Frey-

heit gilt, ſo iſt keine Gefahr ſo groß, daß ich ihr nicht trotzen könnte. Darum verzage nur nicht, und weine nicht. Der Himmel kann uns noch ſo gute Tage geben, als ich uns auf morgen zu bereiten gedachte."

Bey dieſen Worten fühlte ſich Antonio von ſeinem Gefühl übermannt. Der Kopf ſank ihm auf die bewegte Bruſt, und er ſaß lange ſchweigend und ſtumm vor ſich hinſehend. Denn er dachte der Zubereitungen, die er ſo emſig betrieben, der Freude, die er ſich verſprochen, die er zu geben und zu genießen gehofft hatte, und der tiefe Schmerz über die Gegenwart, und die Beſorgniß einer noch ſchlimmern Zukunft zog ſich wie ein dunkler Schatten über das heitere Bild, das für den Augenblick in ſeiner Seele aufgeſtiegen war. Irene ahndete wohl, daß ſein Herz nicht ſo voll von Vertrauen war, wie ſeine Worte, und daß er ſelbſt des Troſtes bedürfe, den er ihr geben wollte. Doch hatten ſeine letzten Worte einen Strahl in

das Dunkel ihrer Brust gesenkt; ihre Seele wendete sich nach der Heimath hin; leise regte sich die Hoffnung, und von ihr gehoben stieg sie zu der Quelle alles Vertrauens und aller Liebe auf. Still betete sie in sich hinein; dann leise, dann lauter. Bald war auch Antonio von gleicher Rührung ergriffen, und beyde beteten, dankten, flehten und hofften, wie aus Einem Munde und aus Einem Herzen.

So ging die Nacht vorüber und neigte sich dem Morgen zu; die Sterne wurden bläſſer, und die Fluthen des Meers zerſchellten mit lauterem Geräuſch an dem glatten Fels. Noch ſchlummerten die Wächter an der Thür der Hütte; aber Antonio wachte mit ſeinem Weibe, und ſie vernahmen von Fern den Fußtritt eines Kommenden. Da trat ein Bote des Hauptmanns an die Thür, rief die Wächter bey Namen, und befahl den Gefangenen ihm nachzufolgen. Hier ſind wir ſchon, ſagte Antonio, und indem

er Irenen an der Hand faßte, ging er furchtlos dem Boten nach. Sie sahen sich lächelnd an, indem sie gingen; Hoffnung war in ihren Blicken, und in ihren Herzen Ergebung in jedes mögliche Geschick. So traten sie Hand in Hand in die Hütte des Hauptmanns ein, der das Haupt auf seine Rechte gestützt, wie in tiefen Gedanken, unbeweglich auf seinem Polster saß. Wie er das Geräusch der Eintretenden vernahm, sah er zögernd und gleichsam wie unwillig zu ihnen hinauf, sah sie mit ernsten Blicken an, und sagte endlich mit rauhem Tone und gerunzelter Stirn: „Wer ihr auch seyn mögt, ich habe nichts mit euch zu schaffen." — Und dann nach einigem Stillschweigen mit gemäßigtem Tone: „Der Himmel wacht über euch. Eure Treue ist durch die Wolken gedrungen, und der Einige Gott hat mir Träume gesendet und Anzeichen, daß ich euch nach eurer Heimath zurückschicken soll. So geht denn in Gottes Namen. Ein Kahn soll euch zurückbringen, und wenn ihr euch der Freyheit und eures Vaterlandes erfreut, so betet für Ahubal und

denket, daß ihr die Ersten seyd, die er auf diese Weise aus seinen Händen entläßt."

Wie bey diesen Worten jenen zu Muthe war, hätten sie selbst nicht zu sagen vermocht; doch waren sie nicht eben überrascht wie von einem unerwarteten Ereignisse, sondern als ob das Erwartete nur schneller erschienen wäre. Als der Hauptmann geendigt hatte, traten sie zu ihm hin, faßten und küßten die hingebotene Hand, und von Irenens Augen fielen Thränen darauf. Der Nachen stand schon am Ufer bereit. Die nämlichen Männer, die sie entführt hatten, saßen am Ruder darin. Irene zitterte bey ihrem Anblicke; ihre Füße versagten ihr den Dienst. Da faßte sie Antonio um den zarten Leib und stieg zugleich mit ihr ein, und sie sank, von seinen Armen gehalten, zwischen Antonios Füßen auf den Boden nieder. Ihre Blicke hingen an seinen Augen; aber die seinigen gingen unverwandt nach dem Ufer der Heimath hin; er hielt es mit dem Augen wie mit dem Herzen fest. Schon erschienen die Pappeln, die über Bonavisos Haus empor-

ragten und ihre Wipfel in dem frischen Morgenwind wiegten; auch der wildbewachsene Hügel, wo der Raub geschehen war, dämmerte von Fern; und weiter hin und über ihn hinaus der Felsen, der in Antonios Weingärten nach dem Meere schaute. Stumm vollbrachten sie die Fahrt; die Freude lag noch gefesselt an der Furcht vor einem möglichen Entschwinden des ungehofften Glücks; sie athmeten kaum. Jetzt stieß der Nachen an das Ufer; sie sprangen auf, und den Ruderern dankend, die ihren Dank gleichgültig erwiederten, eilten sie an das Land. Und als jene sich abwärts gewendet, sanken sie, wo ihre Füße zuerst den heimischen Sand berührt hatten, auf die Knie nieder, drückten die Stirn gegen den Boden, und hoben die gefalteten Hände mit stillem Gebete zum Himmel auf. Zu sprechen vermochten sie nicht. Als aber Antonio zuerst aufgestanden war, umfaßte Irene seine Knie, bat ihm noch einmal ihre Schuld ab, und lag dann entsühnt, ihrem Glücke kaum trauend, lange an seiner Brust. In diesem Augenblicke glit-

ten die ersten Strahlen der noch verborgenen Sonne über die Weinhügel, und vergoldeten die Gipfel der Pinien, und weckten die Vögel auf, die in ihren Zweigen geschlummert hatten. Jetzt stand Antonio mit Irenen an der Thür der Freunde. Leise klopften sie an; scheu und nur halb wurde das Fenster geöffnet. Es war Floriane. Mit einem Schrey der Freude fuhr sie zurück, und stürzte gleich darauf zur Thür hinaus in die Arme der Geretteten. Ihr Mann folgte ihr auf dem Fuße nach. Die Freude von beyden Seiten, das Zusammenlaufen der Nachbarn, die gegenseitigen Begrüßungen, der Jubel, das Glückwünschen, das Fragen und Erzählen ist mit Worten nicht zu beschreiben. Alte und Junge, Männer und Weiber, Knaben und Jungfrauen standen und jauchzten und tanzten um die Geretteten her, und Eines erzählte dem Andern, was es eben vernahm. Da sich nun jene nach ihrem Hause wendeten, blieb niemand zurück, sondern das ganze frohe Getümmel begleitete sie. Unter der Weinlaube vor seiner Thür blieb An-

tonio ſtehen, wendete ſich nach ſeinen Begleitern um und ſagte: „Theure Nachbarn und Freunde, wie ihr mich aus gutem Herzen hieher begleitet habt, ſo helft mir nun auch aus Liebe das heutige Feſt begehen. Es iſt heute, wie ihr wißt, der Tag der H. Irene und meines Weibes Namenstag; laſſet uns alſo zuvörderſt in die Kirche gehen und Gott danken, daß er auf die Fürbitte dieſer Beſchützerin mich und mein Weib ſo wunderbar aus großer Noth gerettet und wieder mit euch, theure Nachbarn, vereinigt hat; dann aber geleitet mich auch in meinen Weingarten, wo ich geſtern ein Feſt bereitet habe, das ich nun heute, gegen alles Erwarten und Hoffen, durch Gottes Fügung, doch noch begehen kann.“ Da nun alle einſtimmten, faßte er Irenen bey der Hand, und ging voraus, und Paar und Paar folgten die Andern zur Kirche nach. Und nachdem ſie hier ihre Andacht verrichtet und inbrünſtig gedankt und gebetet hatten, wendeten ſie ſich nach dem Weinberge hin. Bonaviſo aber, der allein von Allen um Antonios Geheimniß

wußte, war auf den Wink seines Freundes voraus geeilt, und hatte Alles, was nöthig war, bereitet; und auch das bunte Gewand nicht vergessen, was er für Irenen von Salerno gebracht hatte. Wie sie nun an den Fuß des Felsen gelangten, wo die erste Laubpforte an dem Eingang zur Treppe war, kniete Antonio auf der untersten Stufe nieder, und sagte: „Laß mich nie vergessen, o Gott, welche Wunder Du an mir gethan hast, und segne mein Weib.“ Dann stand er auf und geleitete Irenen, der dieß Alles ein unbegreifliches Zauberwerk schien, die alten bequemen Marmorstufen hinauf, durch einen Laubbogen um den andern, bis zu dem Eingange des Tempels, dessen Vorplatz mit Blumen bestreut und in Wolken von Weihrauch gehüllt war, die aus umhergestellten Gefäßen dampften. Die Thür des Tempels war offen; in der Tiefe erhob sich der Altar; sechzehn Kerzen brannten darauf vor einem Bilde der H. Irene, das ihm ein Freund nach der Aehnlichkeit seines Weibes gemahlt hatte. Aber an den Wänden hinauf erhoben

ſich Gefäße über Gefäße, zierlich und bunt, mit prunkenden Blumen angefüllt, ſo daß die Gemälde der Wand auf den Blumen zu ſchweben und zu tanzen ſchienen. Sprachlos ſtand Irene vor aller der Herrlichkeit, und unter dem Laubbogen, der ſich vor der Thür erhob, wie zum ſchmückenden Bilde geworden, ſahen alle Begleitenden nur auf ſie. Da legte ſie ſich tief gerührt an die Bruſt ihres Mannes und ſagte: „O Antonio, wie hoch erhebſt Du und wie demüthigſt Du mich!“ — Dann ſchritt ſie feyerlich über die Schwelle, demüthigte ſich vor dem Bilde der Heiligen, und erſt nachdem ſie ſtill zu ihr gebetet hatte, beſchaute ſie mit Muße den Wunderbau und das köſtliche Bildwerk des Fußbodens, das ihr wie ihre eigne Geſchichte vorkam, und allen den Aufputz von Antonios Erfindung, und zuletzt auch das ihr beſtimmte Gewand. Alle Begleiter aber freuten ſich dieſer neuen Zierde der Gegend, die ſie nie ſchöner geſehen hatten, als von dieſer Felſenhöhe herab und von den Stufen des Tempels her; und einer, der ein Jäger

war, und scharf in die Ferne sah, erblickte am Rande des Meers die Schebecke, welche gestern Irenen entführt hatte, und jetzt mit ihrem aufgespannten Seegel wie ein Schwan an dem Azur des Himmels vorüberflog.

Der ganze Tag verstrich in festlicher Freude. Die Alten tranken den Wein, den Antonio gab; die Jugend tanzte, und Männer und Weiber waren an diesem Tage freundlicher gegen einander und zuvorkommender als je. Antonio aber hielt Irenen im Arm und sah in stiller Seligkeit dem Jubel der Andern zu, und so glich er dem Gotte auf dem Boden seines Tempels, wie Irene der Ariadne glich. Das Gewand aber, das er von den Corsaren erhalten, hing er zum ewigen Gedächtniß neben dem Altare der Heiligen auf.

Druckfehler.

S. 38. 2. Z. ſt. Todt l. Tod, und ſo an mehreren Stellen.
— 107. 14. — ſt. delices l. délices.
— 145. 11. — ſt. ruhigen l. muthigen.
— 152. 13. — ſt. Menſchenſcheu l. menſchenſcheu.
— 177. letzte Z. ſt. verſenkte l. verſengte.
— 183. letzte Z. ſt. Unbekränzten l. Unbegränzten.
— 189. 17. Z. ſt. durch l. ſich durch.
— 255. 10. — ſt. ungeſchwinkt l. ungeſchminkt.
— 285. 12. — ſt. ſondern das l. daß.
— 328. 7. — ſt. wiewohl l. wie wohl.
— 336. 5. — ſt. des ; nach umherirren ein Comma.
— 346. vorl. Z. ſt. nie in meinem l. nie meinem.
— 388. 6. Z. ſt. und keine l. und der keine.
— — 19. — ſt. daß Ihre l. das Ihre.

Lehrer-Bibliothek ... BRANDENBURG a.

Die

Schule der Frauen

oder

Schriften zur Belehrung und Bildung

des

weiblichen Geschlechts

von

Friedrich Jacobs.

Sechster Theil.

Renate an ihre Tochter.

Leipzig, bei Carl Cnobloch.
1828.

Renate an ihre Tochter.

Mitgabe und Wiegengeſchenk.

Herausgegeben

von

Friedrich Jacobs.

Zweite verbeſſerte Auflage.

Leipzig, bei Carl Enobloch.
1826.

Bibliothek

Inhalt.

1. Die Mitgabe.

Lehren einer Mutter für ihre Tochter bey ihrer Verheirathung.

2. Das Wiegengeſchenk.

Bemerkungen über Erziehung.

3. Trug in der Liebe, oder die Frauen, wie ſie waren und nicht mehr ſind.

4. Bruchſtücke aus Lothars Leben.

Die Mitgabe.

Erſte Abtheilung.

Durch weiſe Weiber wird das Haus erbaut; eine Närrin aber zerbricht's mit ihrem Thun.

Da ich im Begriff bin, meine geliebte Tochter, Dich aus meinen Armen zu entlaſſen, und da eine Verbindung anderer Art, die Deinem Leben eine neue Richtung geben wird, das glückliche Zuſammenſeyn trennt, das eine Reihe von Jahren hindurch meine Freude und mein Troſt war, hab' ich mir vorgenommen, eine Sammlung der Gedanken anzufangen, die mich bei Deiner Erziehung geleitet haben, und die Bemerkungen niederzuſchreiben, die ich über unſer Geſchlecht, vornemlich in Beziehung auf den Eheſtand, zu machen Gelegenheit gehabt habe. Da es mein eifriges Beſtreben geweſen iſt, jene Grundſätze nicht ſowohl Deinem Gedächtniſſe einzuprägen, als ſie von ſelbſt in Deinem Gemüthe aufkeimen

zu lassen, so gebe ich Dir jetzt diese Blätter als ein Vermächtniß mit, durch das Du an den zurückgelegten Weg erinnert und zu einer wiederholten Betrachtung desselben aufgefordert werdest. Auch ist es in Deinem Alter und auf dem Scheidewege, auf den Dich die Vorsehung jetzo gestellt hat, nützlich, das, was Du mehr fühlst als weißt, deutlich zu erkennen. Nur das, was man deutlich erkennt, kann man auf die beste und kürzeste Weise, und mit der Besonnenheit vollbringen, ohne welche alles Gelingen nur ein Zufall ist.

Niemand darf hoffen, für jeden einzelnen Fall seines Handelns irgendwo eine bestimmte und untrügliche Vorschrift zu finden; Jeder muß sie aus der Anwendung gewisser allgemeiner Grundsätze selbst entdekken; und auch die allgemeinen Grundsätze, wenn sie wahrhaft förderlich seyn sollen, muß man nicht eingelernt, sondern gefunden haben. Was bey dem Leibe ohne wei-

teres erkannt und zugeſtanden wird, daß jeder Theil ſich aus der organiſchen Kraft ſeiner Natur frey entwickelt haben muß, wenn er zu dem Ganzen paſſen, mit ſeinen Nachbarn zuſammenſtimmen, und ſeinen Zweck erfüllen ſoll, das iſt in der Bildung des Geiſtes zwar weniger ſichtbar, aber nicht weniger gewiß. Es iſt eine Eigenthümlichkeit unſers Geſchlechtes, ſich auch das, was ihm von außen gegeben wird, auf eine leichte Weiſe anzueignen, das Fremde mit dem Eignen ſo zu verſchmelzen, daß das eine von dem andern nicht mehr unterſchieden werden kann, und den Saamen einer jeden Idee ſo zu entwickeln, daß er, wenn ich ſo ſagen darf, für unſern Boden und unſer Clima geſchaffen ſcheint. Es iſt alſo gar nicht gleichgültig, welchen Saamen man ergreift, oder welches Senkreis man ſich einpflanzt: obſchon das Meiſte auf die erſte Richtung ankömmt, welche Geiſt und Charakter empfangen hat. Der Boden

muß gut, die Luft muß gesund seyn, wenn eine Pflanze mit frischer Kraft aufwachsen soll. Um verständig zu handeln, muß man einen geübten Verstand haben; und ein harmonisches, in sich selbst zusammenstimmendes Betragen setzt innere Harmonie des Gemüthes voraus. Ein Stamm, der sich einmal schief gezogen hat, ist durch keine Gewalt und Kunst gerade zu ziehen; und ein Weiberkopf, der einmal verkehrt steht, ist nicht wohl zurecht zu setzen. Wie es Frauen gibt, die, bey vielem Aufwande, immer ihren Anzug auf dem Trödel zusammengekauft zu haben scheinen, während andere, ohne Kosten und sichtbare Mühe, immer ein geputztes Ansehen haben; so gibt es auch manche, die immer mit einem Krame von fremden Gedanken erscheinen, der, wie die Ziergärten der Kinder; über Nacht verwelkt, ohne Früchte zu bringen, ja selbst ohne Wohlgefallen zu erregen, indeß andere mit einem geringern Vorrathe, der aber als ihr

Eigenthum erſcheint, gefallen und erfreuen. Ich habe auch wohl einige gekannt, die mit eigenthümlicher Schiefheit, mühſam auflaſen, was andere weggeworfen hatten, und indem ſie nur dem Auffallenden und Sonderbaren nachjagten, ſich mit dem Nimbus einer höchſt lächerlichen Originalität umgaben; noch mehrere aber, die zwar das Rechte gelernt hatten, aber es auch bloß in ihrem Gedächtniſſe, wie in einem Buche, aufbewahrten. Alles das iſt überaus widrig und unweiblich, wie alles Unzuſammenhängende, Geſuchte, in ſich Widerſprechende. Keine Art der Pedanterey ſteht den Frauen gut, und jede Prahlerey mit Gedanken mißfällt, auch wenn ſie unter einander und mit dem Leben zuſammenſtimmen. Und wenn hier gar nur Diſſonanzen ſind? Wenn der Mund von Weisheit, das Herz von Thorheit überfließt? Wenn die Rede eine Kritik und Verurtheilung des eigenen Lebens iſt?

Die Grundſätze ſind dem Gerüſte eines

Pallastes gleich zu stellen, oder dem Kerne einer Bildsäule, oder dem Entwurfe einer Rede und eines Gedichts. Nie sollen sie sich breit machen um ihrer selbst willen; es ist genug, daß sie dem Kunstwerke unserer Bildung zum Grunde liegen; aber diese selbst soll sich zeigen als ein freyes Werk. Achtung und Liebe sind das Ziel aller weiblichen Bestrebungen in den gesellschaftlichen Verhältnissen. Jene ist die Wirkung der Strenge, mit der wir unsere Grundsätze befolgen; diese das Werk der Freiheit, mit der wir sie vergessen machen. Die weibliche Tugend ist wie ein Werk der schönen Kunst, bey dem man nicht an den Meister denken darf. Wie die Schönheit, so soll auch die Tugend durch ihr Daseyn erfreuen. Sie wird verdächtig, sobald sie sich selbst erklärt; ihr Zauber verschwindet, sobald sie sich ihrer selbst sichtbar bewußt ist. Keine Gottheit opfert und huldigt sich selbst.

Grundsätze ohne Thaten sind wie der

viel verſprechende Titel eines Buches, auf den nur leere Blätter folgen; eine Thür, welche ſich nicht öffnet; eine große Anweiſung, welche nicht honorirt wird. Die Kenntniß des Rechten und der Pflicht für ſich allein iſt einem Capitale gleich zu ſetzen, das, unter Schlöſſern und Riegeln verwahrt, keine Zinſen trägt; oder wie die koſtbaren Werkzeuge einer Kunſt, die Du nicht auszuüben verſtehſt. Nicht Alles, was Du Dir anſchaffen magſt, iſt darum auch Dein; es wird Dein nur durch den Gebrauch. Wie Niemand eine Kunſt lernt, ohne Uebung der Regeln, ſo iſt es auch mit der Tugend. Um der Ausführung gewiß zu ſeyn, mußt Du ihre Grundſätze gegenwärtig haben. Rufe Dir alſo Deine Pflichten oft im Stillen zurück, und erneuere täglich den Vorſatz, ſie keiner Sache nachzuſetzen. Dieſer Vorſatz bedarf zum Gedeihen eines höhern Beyſtandes. Richte daher täglich und vor allen Dingen Dein Herz zu Gott; und wenn

Du ihm jeden Deiner Tage weihst, so wie Du jeden von ihm empfängst, so wird er Dir Kraft verleihen, ihm Deine Neigungen und Deinen Willen zu opfern, wenn er mit Deiner Pflicht in Widerspruch geräth. Wie kein Werk ohne Anstrengung und Aufmerksamkeit gelingt, so am wenigsten das Werk des Lebens. Gib es also nicht aus sündhafter Trägheit dem Zufalle Preis. Waffne Dich zum Voraus gegen mögliche Niederlagen, indem Du Dir Deine Schwächen nicht verhehlst, und die schlüpfrigen Stellen Deines Weges vermeidest, oder, wo dieses nicht möglich ist, die Mittel bereitest, die Dich aufrecht erhalten können. Wer sich am Morgen rüstet, und auch am Tage Wache hält über sich selbst, den wird selten am Abend Unmuth und Reue auf dem Felde der Niederlage finden.

Vergiß nie, daß die Quellen des Glücks in Dir selbst fließen, und daß, wenn der Schatz der Zufriedenheit nicht in Dir liegt,

Du vergebens Geiſter beſchwörſt, um ihn auf fremdem Grund und Boden zu heben. Ein geſunder Menſch ſchläft auch auf einem harten Lager aus; einem kranken Gemüthe quillt auch aus dem Füllhorn des Glücks kein Genuß. Nur ein unſchuldiges Herz iſt geſund; nur ein geſundes iſt froh. Wer an den Augen leidet, dem machen die ſchönſten Farben Schmerz; dem Gelbſüchtigen erſcheinen ſie ſchmutzig, und dem Fieberkranken ekeln die beſten Speiſen an. Iſt es nicht ſtrafbar, die Einrichtung der Welt, die Menſchen um Dich her, ja, die Vorſehung ſelbſt anzuklagen, wenn Du bey der Verwirrung Deines Gemüths, bey den Fieberſchauern Deiner Begierden, bey der Zerſtörung Deiner innern Harmonie überall Verwirrung, Leerheit und Misklang ſiehſt? Schlägt nicht der edelſte Wein in einem unreinen Gefäße um? Und warum tadelſt Du an der Welt, was Du ſelbſt verſchuldet haſt? Auf einem verſtimmten Inſtru-

menke wird die beſte Muſik entſtellt, und wenn Du zu träge biſt oder zu ungeſchickt, um die Saiten zu ſtimmen, ſo mußt Du nicht über die ſchlechte Muſik klagen, die Du darauf hervorbringſt. Wenn Dir die Farbe der Welt misfällt und Du Luſt zum Verbeſſern fühlſt, ſo kehre Dich zuerſt gegen Dich ſelbſt, und ſey feſt überzeugt, daß der Himmel heiterer werden wird, wenn Du die Wolken aus Deinem Herzen vertrieben haſt. Es ſteht nicht in Deiner Gewalt, reicher zu ſeyn, als Du biſt: aber Dir Einiges zu verſagen, das ſteht in Deiner Gewalt. Die Menſchen zu ändern, mit denen Du in Berührung ſtehſt, iſt in vielen Fällen unmöglich, und auf keine Weiſe leicht; aber Dich ſelbſt zu größerer Duldſamkeit zu gewöhnen, iſt nicht unmöglich. Verlange nicht von Andern, was Du Dir ſelbſt nicht zumutheſt; oder muthe Dir vielmehr zuerſt zu, was Du von Andern verlangen willſt. Gewöhne Dich an Nachgie-

bigkeit, ſo wirſt Du ſelten den Starrſinn Anderer anzuklagen haben, noch werden Dich, wenn Du wahrhaft beſcheiden biſt, die Anſprüche Anderer kränken. Es iſt leichter, die, welche Dich eines Fehlers zeihen, vor ihre eigene Thüre zu ſchicken; aber es iſt beſſer, Dich von dem gerügten Fehler frey zu machen. Wer ſich auf dieſe Weiſe mit ſich ſelbſt zu ſchaffen macht, wird wenige Zeit übrig haben, den Mängeln Anderer nachzuſpüren. Sich Ehren-Pforten aufzubauen von fremden Fehlern, iſt eine eitle Luſt unſers Geſchlechts, die oft hart gebüßt wird. Du wirſt dieſe Luſt beſiegen, wenn Du Dich ſelbſt fragſt, ob Du nicht an demſelben Fehler krank liegſt, oder an ſchlimmern? und ob Du Dir nicht Dein eignes Urtheil ſprichſt, indem Du Andere verdammſt? — Es iſt viel für das Glück gewonnen, wenn man aufhört, unzufrieden mit Andern zu ſeyn. Haſt Du es ſo weit gebracht, daß Du mit Dir ſelbſt zufrieden

seyn darfſt, ſo fängt Dein Himmel ſchon hienieden an, und wie eng auch immer Deine Hütte ſey, es wohnt ein gröſseres Glück darinn, als in irgend einer Königsburg Platz hat. Heilige alſo den Tempel in Dir, ſo wirſt Du auf geweihtem Boden wohnen, den keiner der Feinde des Lebens betreten darf. Dann werden auch ſeine Dornen ihre Spitzen verlieren, und Du wirſt leicht und leiſe — wenn auch unbemerkt und unbekannt — aus Deinem irdiſchen Himmel in einen andern noch herrlichern eingehen.

* * *

Die Fehler, die wir in uns einwurzeln laſſen, machen uns nicht bloſs Andern zuwider, ſondern uns ſelbſt. Wer mag ſich gern im Spiegel betrachten, wenn ihm daraus nur eine Ungeſtalt angrinzt? Und wie geſchäftig auch immer die Eitelkeit ſeyn mag, Dir ihre bunten Gläſer vorzuhalten, ſo wird ſie Dir doch, wenn Du einmal Deine Blicke

auf Dich richteſt, Deine Fehler nicht verbergen. Darum fliehen ſich Viele ärger, als ihre Feinde ſie fliehen, und hoffen, ſich ſelbſt und dem Ankläger in ſich zu entgehen, wenn ſie ihre Zeit in nichtiger Zerſtreuung verlieren. Niemand wird ſich Wahnſinn und Verrücktheit wünſchen; aber was iſt die Furcht vor dem eignen Ich anders, als ein willkührlich ergriffener Wahnſinn, der uns, wie die Bewohner eines Irrenhauſes, zu den nichtigſten Dingen verdammt? Indem wir jene Unglücklichen bemitleiden, ſprechen wir unſer eigenes Urtheil aus, ohne es inne zu werden. Wir beklagen diejenigen unter ihnen am meiſten, die bisweilen in hellen Augenblicken ihr Schickſal erkennen. Aber was ſchützt uns gegen ſolche helle Augenblicke, in denen wir, trotz allem Gegenſtreben, die Augen auf uns kehren und die heilloſe Zerrüttung unſers Innern betrachten müſſen? Ein offener Krieg wird überall für wünſchenswerther gehalten, als

ein heimlicher; so ist es auch dem Menschen heilsamer, den Krieg ausbrechen zu lassen, und nicht zu rasten, bis er einen sichern und dauernden Frieden mit sich schließen kann. Dieser kann auch nicht ausbleiben, wenn man nur die Ursachen der Zwietracht deutlich erkennen und jene verrätherischen Lieblinge verbannen will, die uns mit uns selbst verfeinden, und einen ehrlichen Frieden aus Eigennutz hassen. Wie Mancher eine Krankheit nur aus Trägheit nährt, ob er sie schon gern los wäre; so geht es uns auch mit vielen unserer Fehler. Wir ertragen das lang fortgehende Ungemach, weil wir nicht zu einigen Augenblicken des Schmerzes Muth haben. Aber wenn Du nur willst, so wird Gott Dir helfen. Willst Du nicht, wer wird Dir dann helfen, wenn die Zeit der Besserung verflossen ist?

* * *

Bei allen menschlichen Handlungen ist nur die Absicht gewiß. Hast Du gethan,

was Du für recht hielteſt, haſt Du es mit Aufmerkſamkeit und Beſonnenheit gethan, ſo kannſt Du über den Erfolg ruhig ſeyn. Ueber das Rechte waltet ſelten ein Zweifel ob; nur das Nützliche iſt ungewiß, und die Ausſprüche der Klugheit ſind, wie die alten Götterſprüche, oft doppelſinnig. Das Erſte, worauf Du zu achten haſt, iſt der Beyfall des Himmels, der Dir durch die Ausſprüche Deines Gewiſſens kund gethan wird. Gegen dieſe Rückſicht verſchwindet jede andere zu nichts. Was Du auf einem andern Wege gewinnen könnteſt, es iſt immer nur ein Gewinn bis zum Grabe hin; und dieſes kann ſich Dir morgen öffnen. Es ſteht Dir ſchon jetzt offen; und die Irrlichter der Eitelkeit, der Habſucht, des Ehrgeizes, der Luſt, indem ſie Dir den Abgrund verdecken, ziehen Dich näher an ſeinen Rand, und die Erde bricht unter Dir ein, indem Du eben den Schatz zu ergreifen denkſt, über dem die lockende Flamme

leuchtet. So trittſt Du dann, mit dem ungerechten Gewinn in der Hand, vor Gottes Thron, und der Schatz, an dem Dein Herz hing, zeugt gegen Dich. Wer nur an Gutes denkt und Gutes will, darf ein ſolches Geſchick nicht fürchten. Sein Gewiſſen gibt ihm Vertrauen und Troſt. Durch das Gewiſſen ſpricht Gott, und die Stimme des Richters wird vernommen, eh' noch der Tag des Gerichts erſcheint.

* * *

Fliehe die Einſamkeit nicht, ſie befreundet Dich mit Dir ſelbſt; fliehe die Geſellſchaft nicht, ſie befreundet Dich mit der Welt. Wenn Du die Einſamkeit nicht ertragen kannſt, ſo glaube nur, daß Dein Gemüth leer und nichtig iſt, und daß irgend ein unerkanntes Geſchwür an Deinem Herzen nagt, das zu berühren Du Dich ſcheuſt. Wenn Du die Welt meideſt, ſo magſt Du fürchten, daß die Selbſtſucht in Dir allzu mächtig geworden iſt. Ich habe Männer

und Frauen gekannt, die die Welt nur darum flohen, weil ſie ihre übermäßigen Forderungen nicht befriedigt ſahen, weil ſie die Mitbewerber ihres Anſehens nicht ertragen konnten, oder weil ſie ſich von jedem Widerſpruche verletzt fühlten. Sie ſuchten die Einſamkeit, und wurden in ihr immer übermüthiger, ſelbſtſüchtiger, menſchenfeindlicher und verſtockter. Dieſer Fall iſt nicht ſelten. Mehrere flohen indeß die Einſamkeit, weil ihnen ihre eigene Geſellſchaft unerträglich war, und ſie in dem Geräuſche Rettung vor ſich ſelbſt ſuchten.

* * *

Die Veränderlichkeit der Weiber in ihren Neigungen und Wünſchen iſt zum Sprichwort geworden. Daß ein Mädchenkopf ohne Erfahrung, in welchem eine leichtbewegliche Einbildungskraft ſpukt, immer in der nächſten Veränderung ein Glück erwartet, das kein früherer Zuſtand gewährt hat, iſt nicht eben zu verwundern; aber es iſt

kindiſch, dieſen Täuſchungen nachzuhängen, und ſich mit einer krankhaften Unruhe aus einem Zuſtande in den andern zu werfen. Willſt Du wiſſen, was Dir die Zukunft bieten kann, ſo frage die Vergangenheit; und wenn hier Deinem Gedächtniſſe eine Nebelwelt voll Phantome entgegentritt, welche die Hoffnung geſchaffen und die Wirklichkeit vernichtet hatte, ſo entſage dem eiteln Spiel, oder treibe es nur als ein Spiel, ohne ihm auf Deine Handlungen den geringſten Einfluß zu gönnen. Sage Dir ohn' Unterlaß, daß Dinge, die Du am heftigſten wünſchteſt, Dir, wenn ſie in Deiner Gewalt waren, nur geringe Freude gewährten; daß ſie Dir oft in demſelben Augenblicke gleichgültig wurden, wo Du ſie erhielteſt, daß folglich eine ſo kurze und täuſchende Luſt kein ernſtes Streben verdienen kann. — Ich erſchrecke, wenn ich denke, wie viel dieſer Wechſelluſt geopfert wird! wie viele Pflichten ſie verletzt! welche Zer-

rüttung des Vermögens und des häuslichen Friedens ſie oft nach ſich zieht! Welche ſchreckliche Folgen das Allernichtigſte hat! Iſt es nicht Wahnſinn, mit ſolcher Gefahr immer von der Zukunft zu erwarten, was Dir weder Vergangenheit noch Gegenwart beut; ja, Beydes mit dem raſchen, eilenden Fuße zurückzuſtoßen, um Dich in die nächſte Zukunft zu ſtürzen, und doch nie an die Zukunft zu denken, die Dich — je nachdem Du willſt — mit ihren Schreckniſſen oder ihrer Seligkeit ganz unfehlbar erwartet?

* * *

Die Weiber erkennen ſelten die Wohlthat, die ihnen die Natur durch die Einfachheit ihrer Verhältniſſe erzeigt hat. Die Welt, für die ſie geboren ſind, iſt ihr Haus; ihr Staat ſind die Hausgenoſſen. Wenn der Mann das Haupt dieſes Staates iſt, ſo iſt die Frau wenigſtens ſein erſter Miniſter, und es iſt ihr Geſchäft, den Willen des Hauptes zum Beſten ihres Staa-

tes zu lenken und ihn auf die gefälligste Weise zur Ausübung zu bringen. So wie sie als Mädchen in dem elterlichen Hause nur die natürlichen Verhältnisse der Tochter und etwa der Schwester zu ehren hat, so ist sie als Frau von der Natur an ihren Mann und ihre Kinder gewiesen. Ihre Pflichten bewegen sich daher in einem sehr engen Kreise. Diesen kennen zu lernen, ist nicht schwer. Der Finger der Natur zeichnet ihn vor, und ihre Stimme ruft ein gutgeartetes Gemüth ohn' Unterlaß darein zurück. Bedarf es vieler Worte, um eine Tochter zu überzeugen, daß sie ihre Eltern ehren müsse, oder um eine Mutter die Liebe ihrer Kinder zu lehren? Ist es aber nicht für das größte Glück zu achten, nur an solche Pflichten gebunden zu seyn, von denen die Natur selbst die Hälfte der Erfüllung auf sich nimmt?

Freylich zerstört die Eitelkeit nur allzu oft diesen Kreis. Wie der Mann oft die

unscheinbare Pflicht verabsäumt, um sich außerhalb ihres Gebietes mit größerem Glanze geltend zu machen, so hat auch die Eitelkeit der Weiber nur allzu oft die Grenzsteine ihrer Bestimmung verrückt. Der häufige Verkehr, in welchen die Frauen durch die Ausbreitung der gesellschaftlichen Verhältnisse mit Männern aller Art versetzt worden sind, hat sie aus den Schranken der Häuslichkeit in eine Art von öffentlichem Leben geführt, in welchem sie sich mit usurpatorischen Mitteln zu behaupten suchen. Ich will hier schreiben, was mich die Erfahrung gelehrt hat, ohne etwas zu verhehlen oder zu übertreiben oder zu beschönigen: denn ich schreibe für Dich, meine Tochter, und nicht für die Welt. — Da die Frauen, als der schwächere Theil, oder doch, was hier auf Eines hinauskömmt, für den schwächern Theil geachtet, einen ungewöhnlichen Scharfblick für die Schwächen der Männer haben, so mißlingt es

ihnen selten, wenn sie wollen, sich in eine Art von Theilnahme an der Macht einzudrängen, die ihnen durch die bürgerlichen Einrichtungen versagt ist. Ihre natürliche Geschmeidigkeit, die Beharrlichkeit ihres Willens, die Macht, welche ihre Reize ausüben, alles das kömmt ihnen zu statten, um die Sinnlichkeit und Unbehülflichkeit der Männer zu unterjochen, und sich auf dem Schauplatze der Welt eine Rolle zu verschaffen, die sie meist mit mehr Ansprüchen als Erfolg zu spielen pflegen. Auch für den Mann ist Berühmtheit (Celebrität) öfterer eine Bürde, als ein Genuß; den Standpunkt der Frau aber verrückt sie gänzlich und zerstört die Grundlagen, auf denen das Gebäude ihres Glückes ruhen soll. Unvermeidlich rächt die Natur jede Verletzung ihrer eigenthümlichen Gebote, und eine ehrgeizige Frau stürzt sich muthwillig in einen Strom, wo sie weder ihres Glücks, noch ihrer Tugenden Meister ist. Der Weg der

Eitelkeit ist schlüpfrig, und wer ihn betritt, kann nicht sagen, wohin ihn der zweyte und dritte Schritt führen wird. Zwar ist jeder Erfolg ungewiß; aber wer das Gesetz der Natur befolgt, wer sich in den Schranken seiner Pflicht hält, und diese mit Gewissenhaftigkeit auszufüllen sucht, dem darf, wenn auch der Erfolg seinen Absichten nicht entspricht, doch nie um Trost bange seyn. Aber woher soll ein eitles Weib Trost nehmen, wenn es sich zurückgewiesen oder überboten sieht? Woher? Es hat sein bestes Gut, wie der leidenschaftliche Spieler, nur auf den ungewissen Erfolg gesetzt.

Wähne also nicht, daß die Männer glücklicher zu preisen sind, weil sie Gelegenheit zu großen Thaten haben, die ihren Namen verherrlichen, und der Welt nützen, indem sie ihr glänzende Beyspiele geben. Auch den Männern kömmt diese Gelegenheit nicht oft. Der Lorbeerkranz ist wohl ein schöner Schmuck für die Stirn des Helden

und der Bewunderung werth; aber oft ist es nur eine einzelne und einseitige Anstrengung, die ihn erwirbt; oft ist es nur das Glück, das ihn flicht, und Niemand darf zweifeln, daß der Lorbeer auf dem Boden der Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit nicht minder, als in dem Schooße des Rechts gedeiht. Die Früchte des Unrechts zu beneiden, steht wohl den Frauen am wenigsten an; auch das, was das Glück bringt, ist ihrer Bewunderung wenig werth; und was durch einzelne Anstrengungen errungen wird, gibt für den Werth des Menschen nur ein unsicheres Maaß. Du wirst mich vielleicht auf den Staatsmann hinweisen, und es ist wahr, daß dieser der Gerechtigkeit, der Ausdauer, der Liebe zur Pflicht, des Wohlwollens bedarf, um mit Recht auf seinem Platze zu stehen. Aber liegen nicht alle diese Tugenden auch in dem Gebiete der Frau? Darf sie klagen, in Rücksicht auf ihre Ausübung durch die Natur

oder die darauf gebauten gesellschaftlichen Verhältnisse bevortheilt zu seyn? Oder hat eine rechtschaffene Frau nicht täglich und stündlich Pflichten zu erfüllen, die nicht die Wirkung einzelner Aufwallungen seyn können, sondern einen festen Willen und ein gediegenes Wohlwollen fordern? — Wenn ein Feldherr vielleicht nur einmal in seinem Leben einen Triumph feyern kann, und dem Staatsmanne der Eichenkranz kaum eher als an dem Ziele seiner Laufbahn gewunden wird, so hat eine Frau in ihrem kleinen Staate — was ist aber auf der Erde groß oder klein? — täglich Gelegenheit, sich einen Verdienst-Orden zu erwerben, den ihr ein gültiger Richter, ihr Mann, oder doch ihr eigenes Bewußtseyn umhängt. Ist nicht auch das für etwas zu rechnen — und in den Augen eines höhern Richters, als menschliche sind, gewiß für etwas sehr Großes — daß ihr Verdienst durch die unreinen Einflüsse der Ruhmsucht nicht be-

fleckt und geschmälert wird? Die Welt weiß nicht, welche Opfer sie bringt; wie sie den eignen Willen bekämpft, um einen fremden Willen zu erfüllen; wie sie mühsam ihre oft sinkenden Kräfte sammelt, früh aufsteht und spät sich niederlegt; für Alle sorgt und sich selbst vergißt; leidet, damit Andere sich freuen; arbeitet, damit Andere ruhen können. Die Welt weiß es nicht, daß ihr Verdienst oft schnöde verkannt, ihre Ordnung oft muthwillig gestört, und wenn sie schon mehr thut, als ihre Schultern tragen können, doch noch mehr von ihr gefordert wird. Die Welt weiß es nicht, aber Gott weiß es, und wenn sich ihr Auge schließt, das oft bey der Härte ihres Mannes, oder den Verunglimpfungen übelwollender Verwandten, oder an dem Krankenbette ihrer Kinder von heißen Thränen überfloß, so wird ihr Engel für sie an dem Throne des Ewigen zeugen, wo der Feldherr vielleicht zittert, und die Fürsten mit ihren mächti-

gen Dienern — wenn ſchon mit irdiſchem Ruhme bekrönt — das Urtheil der Gerechtigkeit zagend erwarten müſſen.

* * *

Der ſchlimmſte Feind, vor dem eine Frau ſich zu hüten hat, iſt die Eitelkeit, viel gekannt und bewundert zu ſeyn. Ein alter Schriftſteller hat geſagt, und viele haben es wiederholt, die beſte Frau ſey die, von der man nicht ſpreche, und gewiß hat die Natur den Frauen nicht umſonſt eine ſo große Empfindlichkeit gegen fremdes Urtheil gegeben. Wenn aber unſer Geſchlecht die Fehler der Frauen überhaupt ohne Schonung rügt, ſo iſt es doch am unerbittlichſten gegen die, welche über Gebühr nach dem Beyfall der Welt geizen. Eine Frau, welche die erſte in der Mode iſt, erſcheint uns nicht viel beſſer, als ein öffentliches Weib. Man ahmt ihr nach, und läſtert ſie. Einer Schriftſtellerin geht es nicht beſſer; und das Unſchuldigſte, was man noch von

ihr ſagen kann, iſt, daß ſie ſich männlicher Hülfe bedient. Anderes denkt man hinzu, ohne es zu ſagen; aber etwas Rühmliches iſt es ſicherlich nicht. Auf gleiche Weiſe wird jede Art der Eitelkeit gerügt; und die Welt ermüdet nicht, Dornenkronen für Frauen zu flechten, welche die Schranken ihrer Natur durchbrechen wollen. Doch das iſt das geringere Uebel, wenn ſchon empfindlich genug. Das größere iſt die Erkältung des Herzens, die der Eitelkeit folgt. Die angenehmſte Muſik, hat man geſagt, iſt die Schmeicheley; es iſt die einzige, welche die Eitelkeit hören will, und ſie ſaugt, wie die Sirenen, ihrer Beute das Mark aus. Das Paradies ging verloren durch die Eitelkeit eines Weibes, das ſich ſchmeicheln ließ; und trotz der alten Erfahrung, wird dieſelbe Erſcheinung Tag für Tag wiederholt. Es ſteht mißlich um die Selbſt-Achtung bey denen, die ihr Glück in fremder Bewunderung ſuchen, und das Gewiſſen wird

leicht zum Schweigen gebracht, wo die Eitelkeit ſpricht. Dann erſtirbt das friſche und frohe Gefühl des Herzens, das ſich ſeiner Unſchuld erfreut; die Pforten des häuslichen Edens ſind hinter Dir geſchloſſen, und Du biſt auf einen dürren Acker hinausgetrieben, wo Du im Schweiße Deines Angeſichtes die ſchnell verwelkenden Blüthen fremden Lobes ernteſt, die keine Früchte hinter ſich laſſen, aber oftmals Dornen. Wenn aber der Aeltermutter des weiblichen Geſchlechtes doch das Bild der verſcherzten Heimath blieb, und die Sehnſucht nach ihr, ſo ſtirbt auch dieſe in dem Herzen ihrer eiteln Töchter dahin. Die eitle Frau wird ihrem Hauſe fremd, wie ſie ſich ſelbſt fremd geworden, und wohnt als Miethling da, wo ſie nicht einheimiſch iſt. Ihr Mann, den ſie zu Grunde richtet, erſcheint ihr als ein Tyrann; ihr Haus als ein Gefängniß; ihre Kinder als eine läſtige Zugabe zu den andern Uebeln des Eheſtandes. Ihr Leben

vergeht wie ein Geschwätz, und sie hat, am Ziele ihrer Laufbahn, ihre vergessenen Schriften etwa ausgenommen, keine Thaten aufzuzeigen, die sie am Tage der Rechenschaft vor Gott vertreten könnten.

Gegenseitige Ergänzung ist offenbar der Zweck der göttlichen Vorsehung in der Einrichtung des männlichen und des weiblichen Geschlechts. Ob schon beyde alle sittliche Eigenschaften mit einander gemein haben, so besitzt doch jedes einige derselben in einem vorzüglichern Grad. Die gegenseitige freye Achtung, die aus der Anerkennung dieser Vorzüge entspringt, und die nichts von Mißgunst und Eifersucht weiß, ist das natürlichste, wie das festeste Band, das den Mann an das Weib, das Weib an den Mann knüpft. Dieses Band wird in dem Augenblicke geschwächt, und das ganze Verhältniß verwirrt, wenn das Weib seine Ansprüche auf männliche Geisteskraft und die damit verbundene Geschäftsthätigkeit,

der Mann auf weibliche Liebenswürdigkeit und weibliche Reize ausdehnt. Daß der Mann in diesem Falle herabsteige, wird auch von Weibern anerkannt, die keinen Mann tiefer verachten, als der sich ihnen am ähnlichsten macht; ein Weib aber, das sich den Männern gleichstellt, ist nicht nur den Weibern verhaßt, sondern auch die Männer gehen mit kalter Verwunderung und lächelnd an ihm vorbey. Es wird zu einem Räthsel, das Jeder nach seiner Weise und selten mit Wohlwollen löset, und auf jeden Fall verliert es an anziehender Kraft wenigstens eben so viel, als es an Merkwürdigkeit gewinnt.

Wenn aber ein Mann seiner Frau alle männlichen Eigenschaften gern erläßt, und die Mitgabe von Kenntnissen, die er als Minister, als Finanzmann, als Soldat oder Professor gebraucht, als einen unnützen Ballast wenig achtet, so verlangt er desto gewisser einen offenen und lebendigen Sinn

für das Schöne und Gute. Durch diesen Sinn, der bey den Frauen schneller als bey den Männern anspricht, erringen sie eine Würde, die jeder männlichen gleich zu stellen ist, die Würde von Erzieherinnen des menschlichen Geschlechts; daher sie durch diesen Sinn mehr in der sittlichen Welt aufgebaut haben, als die rohe Gewalt der Männer zerstören konnte. Nicht nur in dem Schooße und an der Brust edler und frommer Mütter sind edle und große Menschen erzogen worden, sondern der gebildete und gereifte Mann selbst holt sich von dem Beyfall der wohlwollenden Zeugin seiner Bestrebungen Kraft. Die Zufriedenheit über ein vollendetes Werk verbirgt sich nicht vor dem Auge der Gattin, wie sie sich vor den Augen der Welt verbergen muß; und die Frau ist nicht nur die aufrichtigste Theilnehmerin an dem Ruhme ihres Mannes, sondern entzündet ihn auch dafür, und, wenn sie den rechten Sinn für das Gute hat,

gibt sie ihm die Richtung nach dem besten und edelsten Ziel. Manches vortreffliche Werk würde, ohne die Theilnahme der Frauen, weder entstanden noch vollendet worden seyn; und die Freude der Welt daran, wenn es erscheint, ist eine Ehrenkrone, die ihrem stillen Verdienste geflochten wird. Und ist denn nicht auch schon das ein Verdienst, wenn sie den für den Staat oder die Welt arbeitenden Gatten bey Laune erhält, und durch ihre Heiterkeit die Harmonie in ihm herstellt, die durch die Stöße und Reibungen des Weltlaufs und der bürgerlichen Verhältnisse nur allzuleicht aufgehoben wird? Auch im gesellschaftlichen Leben ist jener offene Sinn, die Empfänglichkeit für Ideen, und ein leichtes Auffassen dessen, was das Gespräch unterrichteter Männer bietet, von allen gesellschaftlichen Eigenschaften der Frauen die, welche am höchsten geachtet wird. Sie bindet vermischte Gesellschaften auf die unschuldigste

Weiſe, und nährt den Trieb nach Unterricht und Bildung, ohne die Eitelkeit auf Koſten der Beſcheidenheit zu nähren und groß zu ziehen.

* * *

Für eine ſchöne und eitle Frau gibt es nichts Furchtbareres, als das Alter; und die Periode des Ueberganges aus dem Spätſommer in den eigentlichen Herbſt iſt eine Zeit der härteſten Prüfungen für ſie. In dieſer kritiſchen Zeit, wo Alles auf dem Spiele ſteht, worein ſie ihr Glück und ihren Werth ſetzt, wo tauſend demüthigende Vorbedeutungen den unvermeidlichen Verluſt ankündigen, wo er ſich endlich entſcheidet, — in dieſer Zeit wird es ihr ſchwer ſeyn, dem ſchadenfrohen Auge der Welt keine Blöße zu geben. Jeder Anſpruch aber, der mit ihren verblühenden Reizen im Widerſpruch ſteht, iſt eine Blöße, die, nach Beſchaffenheit der Umſtände, erſt Lächeln, dann Spott, dann Verachtung erzeugt.

Iſt es auch wohl ein Wunder, wenn er zurückgewieſen wird, da die Titel, auf die er ſich gründete, erloſchen, oder vielmehr, auf Andere übergegangen ſind? Die immer nachwachſende Jugend mit ihrer friſchen Anmuth, wird durch die Zeit ſelbſt vorgeſchoben, und bemächtigt ſich bald aller Plätze, auf denen ſich die, welche kurz vorher das Verdienſt der Jugend genoſſen, breit zu machen pflegten. Es hilft hierbey nichts, eine jugendliche Maske vorzunehmen; die Welt kennt auf ein Haar das Geſicht, das dahinter verborgen iſt; und was iſt widerlicher, als jugendliches Thun bey einer überjährigen Geſtalt? Eine vernünftige Frau iſt weder einer ſolchen Verſuchung, noch jenen Prüfungen ausgeſetzt. Kein ſolides Handelshaus fällt wegen Eines Verluſtes, und gewiß um deſto weniger, wenn er zum Voraus zu ſehen war. Wer im Frühling nicht an den Winter denkt, wird unfehlbar in den Fall der Grille gerathen; die Ameiſe

iſt nicht in Verlegenheit. Bey der Unterhaltung mit einer gebildeten Frau vergißt man ohnehin ihre Schönheit leicht, und bey einem blühenden Geiſte wird die Flucht der Jugend kaum wahrgenommen. Ohne Kummer und ohne die Achtung der Welt vermindert zu ſehen, ſinkt ſie von ihrer Mittagshöhe dem Abendhimmel zu, und wenn ſie endlich im Abendroth erliſcht, ſo wird ihr Grab noch von dem Sternenkranze der Freundſchaft und Liebe geſchmückt. Sie hat nie den Beyfall der Welt höher geachtet, als die Stimme ihres eignen Herzens; und die friedliche Ruhe ihres Hauſes iſt ihr, auch in den Tagen ihrer Blüthe, erfreulicher geweſen, als das Geräuſch der Welt. So bedarf auch im Alter ihr Leben nur einer geringen Abänderung. Es fällt ihr nicht ſchwer, Anſprüche aufzugeben, die ſie nicht gemacht, Huldigungen zu entbehren, die ſie nicht geſucht, eine Einſamkeit zu ertragen, die ſie nie geflohen hat. Sie wird,

wo ſie erſcheinet, nicht mißfallen, weil ſie nicht nach Beyfall geizt; ſie wird nicht verdrängt werden, weil ſie ſich nicht vordrängt; und da ſie die Anſprüche Anderer gelten läßt, ihre Talente mit freudiger Anerkennung hervorzieht, auch wohl, mit Hülfe ihrer Erfahrung und Ruhe, Takt, Ordnung und Harmonie unter der jüngern Welt zu erhalten verſteht, ſo kann ſie, ſelbſt in hohem Alter, einen ehrenvollen Platz in gebildeter Geſellſchaft behaupten. Doch iſt Zurückgezogenheit dem Alter am angemeſſenſten; nicht nur, weil es ehrenvoller iſt, vermißt zu werden, als durch zu langes Verweilen auf demſelben Platze vielleicht läſtig zu ſeyn; ſondern weil das Leben durch die Annäherung an das große, entſcheidende Ziel immer ernſter wird, weil uns die Betrachtung dieſes Zieles immer mehr beſchäftigen muß, und wir eben dadurch gleichgültiger gegen die Welt und weniger geſchickt werden, die Pflichten gegen die Geſellſchaft, welche Auf-

merkſamkeit und ein freyes Gemüth fordern, ſo wie es ſeyn ſoll, zu erfüllen.

* * *

Die Frauen ſind nicht in der Nothwendigkeit, über welche die Männer oft Klage führen, Vieles leſen zu müſſen, was ihnen wenig frommt; ſie haben nicht nöthig, nach Vollſtändigkeit im Wiſſen zu trachten; ſie dürfen Alles, was ſie leſen, auf ihre Bildung beziehen. Hierzu iſt es nicht genug, viel zu leſen, ohne Ordnung, Nachdenken und Wahl. Leſen ohne Nutzen für Geiſt und Gemüth heißt ſäen, ohne ernten zu wollen; man könnte eben ſo gut den Meeresſand pflügen, oder das Meer ſelbſt; und unter allen Mitteln, die Zeit zu verlieren, iſt dieſes eines der ſchlechteſten. Sage nicht: es bleibt doch Etwas zurück. Das, was zurückbleibt, vermehrt nur die Unordnung in Deinem Kopfe und Herzen, wie bey einem Umzuge das, was aus den Wannen und Körben verzettelt wird. Was eine Frau

lieſt, das ſoll ſie zu ihrem geiſtigen Eigenthum machen; wie kann ſie aber das auch nur wollen, wenn ungewählte Leſerey ihr Schlechtes und Gutes ohne Unterſchied beut? Bilden heißt geſtalten; und welche Frau möchte in ſich etwas Häßliches und Gemeines geſtalten? Oder bedarf der Geiſt weniger Rückſicht, als der Leib? und drängt ſich denn nicht die innere Gemeinheit unvermeidlich auch in die äußere Erſcheinung ein, und gibt ſich nicht nur in den Worten kund, ſondern auch in den Zügen und dem ganzen Weſen einer Frau? Auch da geſtaltet ſich nichts, wo ein Eindruck den andern vertilgt. Das Gemüth einer Frau, die Alles lieſt, was der Zufall herbeyweht, gleicht dem Himmel an einem ſtürmiſchen Tage, wo wechſelndes, hin und her ziehendes Gewölk dem Lichte nur ſelten einen Durchblick vergönnt. Nicht Vieles, aber recht, iſt eine treffliche Lehre in tauſend Dingen, und auch beym Leſen. Setze noch

hinzu: aber das Beste, das Gehaltreichste, das Würdigste, das, was Mühe kostet, und das Alles nicht Einmal, sondern oft. Fragst Du aber nach dem zweyten Theile der Lehre, so wisse, daß recht lesen heißt, mit Aufmerksamkeit und Verstand lesen. Ein Buch, bey dem Du nichts denken kannst, nimm lieber gar nicht zur Hand; ein gedankenvolles aber laß Deinen Freund seyn, mit dem Du Dich lange besprichst, bis Du seiner Gedanken mächtig bist und sie mit den Deinen verwebt hast. Wenn Du selbst schon ein eignes Grundstück und geistiges Besitzthum hast, so schlage getrost von dem Eigenthume Deines Autors so viel dazu, als sich zu jenem paßt, und Du hast nicht zu fürchten, daß Du wegen Verrückung der Grenzsteine in Anspruch genommen werdest. Alles, was Du auf diese Weise erwirbst, ist ein guter und ehrlicher Erwerb, und die Früchte, die Du auf solchem Grund und Boden ziehst, ge-

hören nach allen Rechten Dein. Die Traube bedarf aller Elemente zu ihrem Gedeihen, wie der Geiſt vielfältiger Nahrung, wenn ſich etwas Gutes bereiten ſoll. Die größte Kraft der Natur aber macht doch die Arbeit nicht entbehrlich, und der Geiſt bedarf der verſtändigen Pflege ſo gut wie die Traube, um bey dieſem Gleichniſſe zu bleiben, wenn es einen tüchtigen Wein geben ſoll. Du magſt ihn auch mit einer Harfe vergleichen, die im Luftzuge einzelne Töne gibt, bisweilen auch einen ganzen Accord, aber nie eine rechte Muſik. So iſt überall der Zufall nie ein ſicherer Meiſter, ſondern der Verſtand. Durch Verſtand wirſt Du auch Deinem Geiſte die rechte Stimmung geben, und erfreuliche Melodien aus ihm hervorlocken. Jede Kunſt erfordert Uebung und Nachdenken. Wie ſollte die ſchwerſte von allen, die Bildung unſeres Geiſtes, ohne Verſtand und Mühe vollbracht werden können?

Die ſchlimmſte Feindin der Bildung, wie des Guten überhaupt, iſt die Trägheit; wer ſich ihr hingibt, iſt des geiſtigen Todes Raub. Hinter ihr her geht die Unaufmerkſamkeit, die von den ſparſamen Körnern, die aus der Hand der Trägheit fallen, keines in den Boden eindringen läßt. Willſt Du dieſe Feindinnen bannen, ſo nimm mit dem Buche auch die Feder zur Hand. Wenn Du damit anfängſt, Dir das anzumerken, was Dich in einem Buche vorzüglich anſpricht, ſo wirſt Du Dich bald im Stande ſehen, mit dem Buche ſelbſt zu ſprechen, dem Autor vor oder nach zu denken, ihn zu beſtreiten oder zu vertheidigen. Es kann ſeyn, daß Du oft irrſt; aber nur auf dieſem Wege wirſt Du lernen, Deine eignen Irrthümer zu berichtigen, die bey dem trägen Leſen wenig Gefahr laufen, in ihrem Beſitze geſtört zu werden, ja nur allzuleicht dieſen uſurpirten Beſitzſtand erweitern, indem ſie mit der Wahrheit in Ein wüſtes Chaos

zuſammenfließen. Der Kopf einer trägen Leſerin iſt wie die Büchſe des bettelnden Blinden, die jede Art von Münze ohne Unterſchied aufnimmt, und ſich eben ſo leicht mit dem Falſchen und Untauglichen, als mit dem Brauchbaren füllt. Auch der lebhafteſte Geiſt iſt bisweilen träge, und der fruchtbarſte Boden erſcheint oft todt, wenn er nicht zum Erzeugen aufgefordert wird. Es iſt aber wohl ſchwerlich irgend ein Kopf, in welchem nicht eigne Gedanken ruhten, ſo wie es keinen Körper gibt, der nicht einige Wärme und electriſchen Stoff enthält. Reibe ihn nur auf die rechte Weiſe, und Du wirſt ihm ſchon Wärme abgewinnen und Funken ziehen. Ein gedankenreiches Buch iſt das beſte Reibzeug, und die Feder der beſte Conductor. Haben die Gedanken einmal den Weg gefunden, ſo folgen ſie ſich ſchnell, und Du haſt die ſtille Freude der Autorſchaft ohne ihre Kümmerniſſe. Der erſte Erfolg ſtärkt den Muth und die Kraft, und

Du wirſt Dein Capital unter den Augen wachſen ſehen. Es ſteht in Deiner Gewalt, es jeden Tag zu vermehren, und Du wirſt Dir dabey keinen Geiz vorwerfen dürfen. Was Du davon ausgibſt, kömmt Dir mit Zins zurück, und die beſten Köpfe arbeiten für Dich. Je früher Du anfängſt, deſto beſſer. Spare in der Zeit, ſo haſt Du in der Noth. Bleibt die Noth aus, ſo haſt Du für Dein Vergnügen; aber ſie kömmt ſicher, wenn Du die Hand in den Schooß legſt. Die Jugend meint den geiſtigen Erwerb entbehren zu können; und mancher jungen Frau ſcheint die Unwiſſenheit, ſo wie die Unbeſonnenheit, ſogar liebenswürdig. Streite nicht mit ihr, noch viel weniger aber wetteifere mit ihr. Gewiß iſt es, daß dieſe Art der Liebenswürdigkeit überaus wohlfeilen Kaufes zu haben iſt. Aber die Zeit kömmt ſchnell, wo ſie ihren Werth ganz verliert; denn wie jedes Alter ſeinen eigenen Verſtand hat, ſo hat auch

jedes seine eigene Thorheit; und wehe der, welche eine Thorheit, die im sechszehnten Jahre nicht mißfällt, mit in das sechs und zwanzigste nimmt! Etwas Witz, ein wenig Einbildungskraft und viele Dreistigkeit geben der Jugend oft einen Schein von Geist; auch eine Albernheit kann durch schöne Lippe einen flüchtigen Schimmer bekommen, wie der unschmackhafte Regentropfen durch die Blume, an die er sich hängt; aber dieser Schimmer verschwindet schnell, und nur die lästige Keckheit bleibt zurück. Vernunft schmückt jedes Alter, und wächst mit den Jahren, wenn sie einmal angebaut worden. Kann ihrer wohl eine Hausfrau, kann eine Mutter ihrer zu viel haben?

Sage nicht: ich bin versäumt worden, als ich jung war; jetzt bin ich zu alt. Diese Ausrede ist auch eine Eingebung der Trägheit, die, in der Jugend genährt, freilich im Alter nicht abnimmt. Für den, der recht anfängt, ist es nie zu spät. Auch sollst Du nicht sa-

gen: Ich habe in meiner Jugend um Bildung gearbeitet; nun ist's genug an dem, was ich mir damals erworben habe. — Hättest Du recht darum gearbeitet, so würdest Du Dir ein weiteres Ziel gesteckt haben, und nicht so selbstgenügsam am Wege sitzen. Arbeitest Du nicht an Dir fort, so arbeitet die Zeit gegen Dich. Das Werkzeug, das Du nicht brauchst, frißt der Rost, und ein Schacht, der nicht befahren wird, verfällt. Reichthum wächst durch Verkehr; lässest Du ihn liegen, so vermindert er sich, wie ein Papiergeld, das im Curse sinkt. Wenn Du im Laufe stille stehst, so kömmst Du zurück; denn Zeit und Welt schreitet unaufhaltsam vor. Wenn Du also einen Grund gelegt hast, so baue darauf fort, bis Du unter Dach bist; aber Du kannst sicher glauben, daß es erst jenseits des Grabes so weit kommen wird. Laß Dich demnach nie träge finden. Was Dich in Deiner Jugend gefördert hat, wird Dich auch

im Alter fördern, und was Dir die Zeit an warmem Leben entzieht, das ſetze Du ſelbſt durch vermehrte Bewegung und erhöhte Thätigkeit zu. In einem Acker, den der Froſt des Winters durchkältet hat, muß der Pflug tiefer gehen; und eine Krankheit im Alter verlangt eine kräftigere Nachkur. Uebrigens gibt es ja wohl überhaupt keine Zeit, wo Du ein Recht hätteſt, die Kräfte, welche Dir Gott verliehen, ungenutzt zu laſſen.

* * *

Den Trieb zu gefallen hat die Natur ſelbſt in die Bruſt des Menſchen gelegt; in dem weiblichen Herzen iſt er einer der mächtigſten. Eine ſchöne und angenehme Geſtalt iſt gewiß ein herrliches Geſchenk Gottes; aber es iſt eine Gunſt, und eine der vergänglichſten. Ein Mädchen muß zufrieden ſeyn, wie es die Natur gebildet hat; zu dieſer äußern Bildung läßt ſich wenig thun, und eine geſchmückte Häßlichkeit iſt doppelt widrig, wenigſtens lächerlich. Deſto mehr

kann es ihn sich thun; und wenn es damit auch nichts weiter erlangte, so erlangt es Zufriedenheit mit sich selbst — was viel, und die Achtung der Welt, was nicht wenig ist. Es ist nichts gewöhnlicher, als daß schöne Frauen sich von der Natur der Mühe überhoben glauben, etwas für sich zu thun. Sie vertrauen ihrer Schönheit, wie ein despotischer Staat seiner Kriegsmacht vertraut. Aber wie oft ein Zufall das Heer zersplittert, und mit ihm den Thron, so wird die Schönheit eine Beute der Krankheit oder des Alters, und es ist um ihre Herrschaft gethan. Es ist aber überhaupt ein schlechtes Lob für eine Frau, wenn sie ein schönes Bild heißt; und doch hat das Bild vor der ungebildeten Frau, außer dem Vorzuge der Dauer, noch den, daß es schweigt, und daß man ihm so viel Geist leihen kann, als man selbst aufzubringen vermag.

Wie alle Gaben des Glücks, so empfängt

auch die Schönheit ihren Werth nur durch den Gebrauch, oder durch den Sinn, mit dem man ſie beſitzt. Ein verkehrter Sinn wandelt ſie in Unheil um. „Lieblich und ſchön ſeyn iſt nichts, ſagt Salomo; ein Weib, das den Herrn fürchtet, ſoll man loben.“ Wie Viele ſagen dagegen, oder denken es doch: „Schönheit iſt Alles.“ Aber Anmuth iſt mehr als Schönheit, und es gibt keine Anmuth ohne Güte und Wohlwollen. Darum überlebt Anmuth die Schönheit, und gefällt überall; und wenn dieſe bewundert wird, ſo wird jene geliebt. Alter beſiegt die Schönheit; Güte und Anmuth gehen mit in das Grab; und eine Schönheit ohne innern Werth iſt wie ein falſcher Edelſtein, den der Kenner mit deſto größerm Unwillen verwirft, je künſtlicher der Betrug iſt. Die Schönheit für ſich allein hat eine große Richtung zur Thorheit. Der Putztiſch iſt der Altar, an welchem die Eigenliebe ihr Bild im Spiegel verehrt,

vor dem ſie es wie das Bild einer Schutzheiligen ſchmückt, ohn' Unterlaß bemüht, jeden Reiz zu erhöhen, oder jede Beſchädigung der Zeit auszubeſſern. Mit dieſer Bewunderung des Scheins geht die Neigung zum falſchen Schein Hand in Hand. Das Alter kömmt; warum ſollte man ſeiner Gewalt nachgeben wollen? Sollte ſie nicht beſiegt werden, ſollte man nicht die Jugend feſſeln können durch Zierden und Schmuck? Wo die Wahrheit weicht, da nimmt der Trug Platz. Die Hand der Zeit ſtreift die Blüthe der Farbe ab, die Hand der Kunſt ſchminkt ſie wieder auf, und die ſchaamloſe Dreiſtigkeit geht in den Farben der Unſchuld einher. Nicht bloß dem Herrn iſt, wie die Schrift ſagt, ein geſchminktes Angeſicht ein Greuel, ſondern Jedem, der geſunde Sinne hat und Falſchheit haßt. Was in dem Reiche der Täuſchung, auf der Bühne, gefällt, iſt in der wirklichen Welt verächtlich oder lächerlich; und Jedermann weiß, wie man

den nennt, der, vor oder nach der Faſtnacht, mit einer Maske umhergeht. Das Nämliche gilt von jedem übertriebenen und prahleriſchen Putz. Ich will nichts von dem ganzen Modeweſen ſagen, das mehr als irgend Etwas uns einer Barbarey anklagt, der wir mit Unrecht uns entwachſen glauben. Die Alten kleideten ſich Jahrhunderte lang auf die nämliche Weiſe, und noch jetzt muß die Kunſt von dieſen Einförmigen leihen, wenn ſie der häßlichen Karrikatur entgehen will. Möchte es uns doch auch einmal gelingen, nach ſo zahlloſen Verſuchen das Rechte zu finden, um dieſer Knechtſchaft des ewigen Wechſels zu entfliehen, die an ſich unwürdig, die Quelle unendlicher Zerrüttung iſt.

* * *

Es iſt keinem Menſchen möglich, am wenigſten einer Frau, der Beſchäftigung mit Kleinigkeiten zu entgehen. Kein Haus wird ganz aus Werkſtücken gebaut, und kein

Hauswesen kann bestehen, in welchem das Geringe allzu gering gilt. Aber auch nicht allzu hoch soll es geachtet werden. Die rechte Schätzung kann nur ein gesundes Urtheil lehren.

Wer das Große über dem Kleinen verabsäumt, heißt mit Recht einfältig und kindisch. Wer das Kleine als groß behandelt, ist ein Geck. Jene Einfalt und diese Thorheit grenzen nah an Laster und gehen oft in Laster über.

Eine Frau, die einen großen Werth auf Zierrathen legt, Tage lang daran wählt, Nachts davon träumt, nie deren genug haben kann, sich auf ihren Besitz etwas einbildet, Andere um die ihrigen beneidet, ist sicher eine schlechte Gattin, eine schlechte Hausfrau. Dasselbe gilt von allem Modetand.

Ein Mann, der so thäte, wäre nicht zu ertragen.

Wer kleinen Gegenständen ei-

nen fantaſtiſchen Werth beylegt und mit ihnen ſeine Seele beſchäftigt, der wird auch eben ſo gewiß die größten nach dem Maaße ſeines Charakters herabwürdigen.

Wie dieſe eiteln Kleinigkeiten das Gemüth von ernſten Dingen abziehen und es kindiſch machen, ſo erhebt ein ernſter Eifer in der Pflicht, die Liebe zu den Unſrigen, und ich darf hinzuſetzen, die Betrachtung göttlicher Dinge, weit über die Hochſchäzzung dieſer und ähnlicher glänzenden Thorheiten. Unſchuld des Herzens erzeugt einfache Sitten; Eitelkeit iſt die Tochter und die Mutter der Heucheley. Ein großes Gemüth freut ſich am Großen und Edeln; Kinder und Thoren verlangen koſtbares Puppenſpiel. Das Leben, kaum lang genug, das Rechte zu bedenken, geht ihnen tändelnd hin, und indem ſie die Faſſung eines Kleinodes, eine glänzende Stickerey, die Farbe und den Schnitt eines Gewandes

Bedenken, überraſcht ſie der Tod, und gibt ſie, im ungeſchmückten Leichentuche, dem Sarge und der Verweſung hin.

* * *

Die ſanguiniſchen Hoffnungen, die ſich junge Mädchen in der Begeiſterung der Liebe von dem Eheſtande machen, ſind oft eine Quelle großen Unmuthes und großer Verſtimmung, die, nach Beſchaffenheit der gröſſern oder geringern Reizbarkeit, der gröſſern oder geringern Macht über ſich ſelbſt, die erſten Jahre des Eheſtandes, bisweilen auch ein ganzes Leben verbittert. Daß der Eheſtand kein Eden ſey, wurde den Stamm-Eltern des Menſchen-Geſchlechts im Paradieſe geſagt; und er fing eben an, als ihr Fuß die Dornen des Lebens betrat. Die Stürme bleiben zur Tag- und Nacht-Gleiche nur ſelten aus; und wie jeder Sommer wenigſtens ſchwüle Stunden hat, ſo hat auch jede Ehe ihre Nebel- und Sturm-Tage noch gewiſſer, als ſie einen Honigmond hat. Auf

jedem Wege des Lebens drängt ſich Uebles, wie Unkraut auf jedem Acker, vor; und wenn Dir auch der Himmel keines ſeiner Ungewitter zuſendete, ſo iſt doch kein Mann ein Engel, wenn ihn ſchon ſeine Frau in guter Abſicht ſo nennt. Stelle Dir immer die möglichen Uebel vorher vor Augen, ſo wird Dir manche Täuſchung erſpart, ohne daß Du doch zurückgeſchreckt würdeſt. Wer denkt nicht mit Luſt an eine Sommerreiſe? Man hofft dabey auf ſchöne und heitere Tage, aber die trüben werden auch mit eingerechnet, und ein Gewitter verdirbt die Freude noch nicht, ſo wenig als einmal ein ſchlechtes Nachtquartier oder ein elender Weg. Das iſt das Bild des Eheſtandes. Erwarte daher nicht Alles von Deinem Manne, wie vortrefflich er auch ſeyn mag. Denke vielmehr, daß er wohl Fehler haben könne, die Du jetzt nicht bemerkſt oder doch nicht fühlſt, und waffne Dich früh mit dem Entſchluſſe, ihnen Deine beſcheidenen Tu-

genden, und vor Allem Geduld entgegenzusetzen. — Es ist aber eben so Unrecht, sich den Ehestand nur als einen Wehestand vorzustellen. Auch der schlimmste Mann ist nicht immer böse, und wenn er seine gute Stunde hat, kann eine Frau viel für den künftigen Frieden thun. Ein zutes Wort findet eine gute Statt; aber freylich bittere Klagen und Vorwürfe gehören zu den guten Worten nicht. Nichts vertreibt einen Mann sicherer aus seinem Hause und auf unrechte Wege, als eine immer klagende, oder gar eine scheltende Frau; auch ein zur Schau getragener stummer Schmerz ist ein peinlicher Hausgenosse, und erbittert oft mehr, als das laute Wort. Aber nicht dem Manne allein, auch Andern wird eine solche Frau bald zur Last. Man beklagt sie vielleicht Einmal; dann weicht man ihr aus und sucht ein heitres Gesicht auf, das ein frisches und frohes Herz verspricht.

Die Phantasie ist eine herrliche und gött-

liche Gabe, um das Leben zu veredeln und zu ſchmücken; aber nur eine Thörin kann trauern, wenn ſich die Geſtaltungen ihrer Einbildungskraft nicht im Leben verwirklichen wollen. Die Blüthe iſt jedesmal ſchöner als die Frucht; und ein reifes Aehrenfeld kann mit dem Sammt der blühenden Wieſe gar nicht verglichen werden. Aber es kann nicht immer Frühling ſeyn. Die Liebe iſt ein freyes Zuſammenſtimmen zweyer Herzen, die Ehe ein geſetzliches; jenes iſt ſchöner und ergötzlicher, dieſes dauerhafter und würdiger. Auch in dem Duo der Ehe ſoll Liebe der Grund-Ton ſeyn; aber die freyen Gänge und die mannichfaltigen Verflechtungen der in und aus einander ſpielenden und gaukelnden Töne fallen hier weg, und es iſt vollkommen genug, wenn in der ernſten Melodie die männliche und weibliche Stimme harmoniſch neben einander gehen. Die jugendliche Liebe iſt ein Feſttag, den man unter freyem Himmel vertanzt; in der

Ehe gibt es faſt nur Werktage; denn auch am Sonntage ſchon muß für den Montag und die kommende Woche geſorgt werden. Kann aber nicht das freundliche Geſicht des Mannes, womit er aus der Laſt ſeiner Arbeit über Bücher und Acten nach der leiſe vorbeyſchlüpfenden Frau aufſieht; kann nicht das Gedeihen der geſunden Kinder, ihre fröhlichen Spiele, ihr fleißiges Lernen, das Lob, das ihnen der Lehrer ertheilt, jeden Werktag zu einem Sonntage machen? Durch ſolche Freuden, wobey die Geburtstage, die Jahresfeſte und Weihnachten noch nicht einmal in Anſchlag gebracht ſind, wird der Himmel auf die Erde gezogen und eine Blumenflor ausgeſtreut, die länger hält, als die poetiſchen Roſen einer nur ſentimentalen Liebe. Nichts iſt anſtößiger, als ein jugendliches Verliebtſeyn in alten Jahren, aber nichts auch rührender, als das Zuſammenhalten zweyer vom Alter vertrockneten Hände, die ſich in den Jahren der Blüthe vor dem

Altare fügten, und auch im Sterben noch feſt an einander halten.

* * *

Ein Mädchen, das ſich nur darum in den Eheſtand begibt, um aus der Abhängigkeit im väterlichen Hauſe zu kommen; das nur die Freyheit hier ſucht, und den Genuß von Rechten, ohne die Laſt ſeiner künftigen Pflichten zu berechnen; das nur den Rang, das Vermögen, die Verbindungen ſeines künftigen Mannes vor Augen hat, und nur an die Rolle denkt, die es nun auch in der Mitregierung des Hauſes und in dem Glanze deſſelben ſpielen wird, — ein ſolches Mädchen wird weder eine gute Frau, noch eine gute Mutter werden. Der Eheſtand iſt ein heiliger Stand, und wer dieſes geheimnißvolle Heiligthum leichtſinnig betritt, und mit dem Brautkranze ſpielt, der hat ſchon beym Eintritt das Schönſte, was er geben kann, verſcherzt. Dieſes Schönſte aber iſt eben jene begeiſternde Er-

hebung, die ein frommes Gemüth bey heiligen Handlungen fühlt, und gewiß keiner Art von Weihe eigenthümlicher gebührt, als derjenigen, die ein Menschen-Paar in einen freyen, aber unauflöslichen Bund, und durch diesen in ein Gebiet heiliger Pflichten führt, die sie bis jetzt fast nur dem Namen nach kannten. Es gibt keine Art von Verhältniß, die des göttlichen Segens so sehr bedürfte, als die Ehe, und was läßt wohl ein Leichtsinn erwarten, der diesen Gedanken nicht faßt, oder ihn in den Wind schlägt? Ein solcher Sinn wird auch die Pflichten als eine Bürde betrachten, deren man sich so viel als nur möglich entschlagen müsse. Eine Frau aber, die vor allen Dingen auf Erleichterung ihrer Pflicht denkt, wird sie bald erst vernachlässigen, dann ganz von sich werfen, und ihre Zeit dafür dem Vergnügen, vielleicht auch strafbaren Neigungen widmen. Der Schritt ist nicht groß; denn dem Nicht-Thun des Rechten liegt

das Sündliche-Thun zunächst. Eine Frau, die ihren Mann nicht vor Augen hat, wird leicht ihre Augen auf andere Männer werfen; die den nicht ehrt, den ihr Gott und ihre eigne Wahl gab, wird sich auch leicht selbst entehren und die Liebe, die sie ihrem Hause entzieht, auf ein anderes Haus übertragen. Der letzte Schritt liegt dem ersten viel näher, als ein eitles und bethörtes Weib glauben will; und es fehlt der Sünde nie an Mitteln, ihre Ungestalt hinter glänzenden Farben und einem reizenden Gewande zu verhüllen. Ein Geheimniß, das dem Manne verborgen werden muß, macht deren hundert nöthig; Lüge knüpft sich an Lüge, Verlegenheit an Verlegenheit; die Ordnung des Hauses wird verkehrt; Mistrauen und Verachtung, Eifersucht und Haß nehmen Platz; der häusliche Frieden wird vernichtet, so wie der ewige. Ein solches Haus ist das Abbild der Hölle, und eine solche Ehe trägt ihren Tod und die Tren-

nung in ſich, die mit wenigen Ausnahmen ein Vorwurf für die Frau und eine unaustilgbare Schmach iſt. Und was iſt das Erbtheil der Kinder in einer ſolchen getheilten Ehe? Sie kennen ihren Vater oder ihre Mutter nicht; und wenn ſie zur Vernunft kommen, müſſen ſie ſich Beyder ſchämen. Ein ſolches Schämen aber iſt ein Wurm im Herzen, der das Gedeihen der Tugend und einer ſittlichen Ruhe ſehr erſchwert. Der Glaube an Gott und die Tugend fängt in dem Menſchen mit dem Glauben an die Eltern an. Iſt dieſer zerſtört, wie ſoll der andere feſte Wurzel faſſen? Oder wenn es dennoch geſchieht, mit welchem Schmerze wird ein gutgeartetes kindliches Gemüth auf die Sünden derer blicken, die es achten möchte, und doch verachten muß? Die edelſte Art des Stolzes iſt die auf unbeſcholtene Eltern; aber der Stolz einer Tochter, deren Mutter einen zweydeutigen Ruf hat, iſt auf immer geknickt; ſie bringt ih-

rem Manne den Verdacht als Mitgift mit, und es ist ihm nicht sehr zu verargen, wenn er da schon argwöhnische Blicke wirft, wo der Mann einer Frau aus einem sittsamen Hause noch nicht einmal aufschaut. So straft Gott die Sünde der Mütter an den Töchtern, statt daß der Segen tugendhafter Eltern von Geschlecht zu Geschlechte wächst. Die Sittsamkeit ist eine Blume von so zarter Farbe und Duft, daß sie auch die leiseste Berührung nicht verträgt, ob sie gleich, wie die zartesten Mayenblüthen, die köstliche Frucht unter Sturm und Regen bewahrt. Unter allen Tugenden, die eine Frau ihrem Manne mitbringen muß, ist keine, die ihr seine Achtung gewisser zusichert, und das Feuer seiner Liebe länger bewahrt. So war an das reine, nur von keuschen Händen gepflegte Feuer der Vesta das Wohl und die Erhaltung der alten Städte geknüpft. Eine keusche und züchtige Jugend ist vor Gott und Menschen gefällig; statt daß ein verbuhltes

Mädchen auch von denen verabscheut und verspottet wird, die von ihrer Buhlerey Vortheil ziehen. Ein Fehltritt vor der Ehe, auch wenn ihn die Ehe noch zu guter Zeit bedecken sollte, wird selbst von dem nicht vergessen, der dazu verführte, und setzt die Frau in den unglücklichen Nachtheil, sich nicht nur vor ihren Gespielinnen, sondern auch vor ihrem Manne schämen zu müssen. Er darf zu ihr sagen: „Wenn ich Dich nicht genommen, und Deinen Leichtsinn gut gemacht hätte, was wärst Du jetzt?“ und sie kann mit nichts antworten, als mit Thränen, die aus einem schuldbewußten, aber erbitterten Herzen fließen.

* * *

Die Pflichten des Ehestandes müssen zugleich mit der Strenge eines unverbrüchlichen Gesetzes, und mit der Heiterkeit eines Geschäftes von freyer Wahl erfüllt werden. Jede Knechtschaft ist dem freyen Menschen eine Schmach; nimmt er aber das Unvermeid-

liche mit freyem Entſchluſſe auf ſich, ſo verſchwindet der Gedanke an ein Joch, das man ſich erleichtern oder wohl gar abwerfen müſſe. Der Gedanke an die Möglichkeit der Trennung, wenn ſie auch durch die Geſetze erlaubt iſt, muß einer Frau nie in den Sinn kommen, ſo wenig als einem Menſchen überhaupt die willkührliche Trennung von dem Leben, wie es auch immer belaſtet ſeyn mag. Gott ertheilt das Loos, der Menſch nimmt es auf, und macht daraus, was er vernünftiger Weiſe kann. Der Feige und Träge wirft die drückende Bürde von ſich; der Muthvolle trägt ſie bis an's Ziel und gewinnt den Troſt des eignen Beyfalls, und künftig mehr. Ein alter Held lebte mit einem ſchmerzlichen Geſchwüre zehn Jahre lang, und nachdem er die Stadt, die ſeinen geſunden Waffenbrüdern eben ſo lange Widerſtand gethan, erobert hatte, ward er von ſeinem Uebel geheilt. Das Sprichwort ſagt: man muß mit ſeinen Feinden le-

ben, um wie viel mehr mit einem Manne, der doch Dein Feind nicht ist, und, wenn er es wäre, Dich doch nicht ohn' Unterlaß feindlich behandeln wird. Begrüße nur jeden Morgen Deinen Mann als Deinen besten Freund, und erfülle seine beyden ersten Wünsche mit Heiterkeit; er müßte kein Mensch seyn, wenn er die Erfüllung des dritten mit Ungestüm und Härte forderte; oder wenn er es thäte, so erfülle auch diesen mit Ruhe, und zerdrücke Deine Thräne, ohne daß er es sieht, zwischen den Wimpern. Was Du Deinem Manne thun kannst, laß ihm nicht von Andern thun. Bist Du ihm nothwendig geworden, so wirst Du ihm auch lieb werden, und Dich werden die Ketten, an denen er Dich hält, weniger drükken, wenn Du seine Hand hältst. Nie sondere Dich willkührlich von ihm ab. Es ist schwer, mit einem Menschen zu Tische zu sitzen und ihm zu grollen, und wenn vier Hände ein Geschäfte zusammen angreifen,

ſo kommen ſich auch zwey Herzen dabey näher. Bey jeder Trennung hat der Feind gutes Spiel; die Nähe verſcheucht ihn. In Zürch herrſchte vormals ein alter Gebrauch, der hierauf gebaut war, und vielleicht noch beſteht. Wenn Eheleute ſich ſcheiden wollten, ſchloß man ſie in einen Thurm zuſammen ein, und gab ihnen Alles gemein, aber nur einfach: Ein Zimmer, Ein Bett, Einen Stuhl, Ein Beſteck, Einen Teller, Ein Glas; und ſo blieben ſie mehrere Wochen zuſammen. Die Nothwendigkeit gegenſeitiger Gefälligkeiten brachte ſie allmählig näher, und man kennt wenige Beyſpiele, wo ſich die Entzweyten nicht noch vor Ablauf der geſetzmäßigen Friſt vertragen hätten. Auch wenn die Liebe mit in eine neue Wirthſchaft zieht, ſo folgt ihr doch nicht immer die Zufriedenheit auf dem Fuße nach; denn erſt muß die Gewohnheit ſich bilden, die das Kind der Zeit iſt. Männer, die mehr an ihren Gewohnheiten, d. h. an ihrer Be-

quemlichkeit hängen, als an einem menschlichen und liebenden Herzen, denken in den ersten zwölf Monaten mehr als zwölfmal an die Trennung; die Weiber fügen sich leichter, und wissen Mittel zu finden, ihre eignen Gewohnheiten mit fremden zu vereinigen. Darum wird auch der Anfang des Nachgebens von ihnen erwartet. Die Liebe erleichtert Alles, und wo diese nicht ausreicht, da hilft der, mit dem Alles Gute beginnen und Alles enden muß.

* * *

Einer der schlimmsten Feinde des häuslichen Glücks ist Launenhaftigkeit. Eine Frau, die sich ihren Launen überläßt, kann, bey den besten Eigenschaften und vieler Liebenswürdigkeit, sehr bald unerträglich werden. Das Schlimmste ist, daß die Laune dem Menschen die Herrschaft über sich selbst nimmt, und einer phantastischen Tyranney unterwirft. Wie oft wird durch ein schneidendes Wort, in launenhafter Stimmung

gesprochen, mehr verderbt, als mit allem guten Willen wieder verbessert werden kann? Was man Laune nennt, ist, wenn es nicht aus Krankheit entspringt, immer nur die gährende Selbstsucht, und ihre Aeußerungen sind der Schaum und die Hefe, welche die Gährung auswirft.

Sage daher nie: meine Laune ist ein vorüberziehendes Wölkchen, ein leichter Schatten, ein schwacher Mislaut; und wenn ja ein Fehler, ein sehr geringfügiger. Mein Mann müßte ein Tyrann seyn, wenn er mir das nicht nachsehen wollte. — Denke vielmehr, daß er Dir mit Recht zumuthen kann, über das obzusiegen, was Du selbst für eine Kleinigkeit erklärst. Auch ein kleiner Splitter in der Haut ist lästig, und Ein bitterer Tropfen verdirbt oft ein ganzes Gericht. Vor größeren Uebeln hätte Dein Mann sich gehütet und wäre ihnen aus dem Wege gegangen; diese kleinen Fehler aber, die auch gern wiederkehren,

ſtören den beſten Genuß, wie die Mücken die Freude an dem heiterſten Abend verderben können. Bedenke auch, daß ein Fehler, der Deiner Eigenliebe klein erſcheint, Deinem Manne groß vorkommen kann, und gewiß immer größer in ſeinen Augen werden wird, je öfter er vorkömmt. Und wachſen nicht auch kleine Fehler wirklich mit der Zeit, ſo daß das, was im Keime auszurotten leicht geweſen wäre, ſich endlich mit Deinem ganzen Weſen verzweigt, das Gute in Dir erſtickt, und über Dich ſelbſt mächtig wird?

Noch ein Wort über dieſen Gegenſtand wird hier nicht überflüſſig ſeyn. Wenn ſich der Andrang übler Laune Dir von fern ankündigt, wenn Deine Minen, Deine Bewegungen, der Ton Deiner Stimme die Verſtimmung Deines Gemüthes verrathen, wenn ſich eine Neigung zu beleidigen und zu kränken Deiner Seele bemächtigt, und es Dir erwünſchter vorkömmt, hart und kalt zu

ſcheinen, als gut und wohlwollend, ſo gewinne dann wenigſtens über Dich, die Scene, die Dich umgibt, in Gedanken zu verändern; lege die Perſon, die Du verletzen möchteſt, Deinen Mann etwa, in das Grab, wo Du nichts mehr gut machen, ihm nichts wieder abbitten, ihn nicht wieder verſöhnen kannſt. — Glaube mir, der Schwamm der Zeit, der genoſſene Freuden ſo ſchnell in uns verwiſcht, tilgt nicht das Unrecht, das wir Andern gethan haben, aus. Jedes herbe Wort, jeder kränkende Ton wird dann, wie eine Anklage, in Deinem Herzen wiederhallen; die Bilder jener verlornen und verbitterten Stunden werden ſich um Dich lagern, Deine heitern Tage trüben und Deinen Schlaf belauern. Dann gibt es nichts, was Du nicht opfern möchteſt, um jene Augenblicke eines vernachläſſigten Unmuthes zu vertilgen, um die Todten aus dem Grabe zu rufen, wär' es auch nur auf kurze Zeit, um durch alle nur denkbaren

Büßungen die Schuld abzutragen, die Dich wie das Bewußtseyn eines Verbrechens verfolgt. Eitle Wünsche! Hat einmal der Tod das gekränkte Herz zerdrückt, so benetzen es Deine Thränen umsonst; die Wunden, die Du ihm geschlagen, schließen sich nicht mehr, und so bleiben auch die Deinigen offen, bis die Erde sie füllt, und Du jenseits des Grabes den gekränkten Schatten wieder an Deine Brust drücken, Deine ganze Reue, Deinen langen Schmerz ihm zeigen, und aus seinen versöhnten Blicken Ruhe und Heiterkeit saugen kannst.

* * *

Der beste Schutz gegen die Befeindung böser Laune ist Arbeitsamkeit. In dem Schooße des Müßigganges, wo sich alles Böse erzeugt, hat auch diese Hyder ihre Heimath; und wie der Thätige oft mit Wahrheit sagen kann, er habe nicht Zeit krank zu seyn, so bleibt ihm auch für die Laune keine Zeit. Um Deiner Arbeitsamkeit

gewiß zu seyn, setze die immer wiederkehrenden Geschäfte auf eine bestimmte Zeit. Die Gewohnheit hat eine große Macht, und es ist nichts so lästig, was nicht durch sie erleichtert würde. Auch an Zeit gewinnst Du so. Wer jeder Art von Arbeit ihre Stunden angewiesen hat, erspart sich die Wahl, die gern das Unangenehme zurückschiebt, das durch den Aufschub nicht leichter, sondern drückender wird. Halte auch, außer den unvermeidlichen Geschäften, gewisse Arbeiten in Bereitschaft, die Du gern und mit Freuden thust, um sie einzuschieben, sobald die gewünschte Stunde der Muße kömmt. Diese Einrichtung führt weit. Wer sie nicht beachtet, der verschwendet leicht, auch bey übriger Thätigkeit, ein Capital der Zeit, und hat deren selten genug; statt daß der, welcher sie befolgt, meist immer Zeit übrig hat. Eine Stunde, die Du jeden Tag für eine Arbeit gewinnst, bringt, wenn Du zwölf Stunden auf einen beschäf-

tigten Tag rechneſt, in dem Laufe des Jahres einen Monat ein. Wer die Kürze des Lebens bedenkt, dem wird dieß kein kleiner Gewinn ſcheinen.

* * *

Wenn eine Frau ſich entſchließt, auf das Geräuſch der Welt Verzicht zu thun und nur für ihr Haus zu leben, d. h. ihrer Wirthſchaft redlich vorzuſtehen, und ihre Kinder mit Liebe und Sorgfalt zu erziehen, ſo hat ſie einen größern Ruhm vor Gott, als der Mann, welcher dem Staate oder der Kirche dient, für den Lohn, den er baar empfängt, und den, welchen er in dem Beyfall der Menge erwartet. Der Lohn, welchen der Mann auf der Erde zieht, iſt ihr im Himmel aufgehoben; oder wenn man auch auf das Nächſte ſieht, was ihr hienieden zu Theil wird, iſt nicht die Ruhe, die ſie in ihrem Hauſe genießt, der Friede, in dem ſie mit ihrem Manne lebt, das Gedeihen ihrer geſunden und frommen Kinder, die Ach-

tung, die ſie bey ihren Umgebungen hat, iſt das nicht alles ein unendlich größeres Gut, als das oft beſtrittene und verkümmerte Lob, dem der Geſchäftsmann und der Schriftſteller nachringt, oder der Rang in der Stadt und am Hofe, den er mit vielen Andern theilen muß? Wie glänzend auch immer die Erfolge des Ehrgeizes ſeyn mögen, ſo iſt doch immer mehr Qual als Genuß dabey, und nicht nur der Weg zum Ziele iſt rauh, ſondern das Ziel ſelbſt einer Nebelwolke gleich, die den Gipfel des mühſam erklimmten Berges und die erwartete Ausſicht verhüllt. Wie Mancher ſteigt langſam zur Gunſt empor, den die Ungunſt in Einem Augenblicke von ſeiner Höhe herabwirft. Was aber das Schlimmſte von Allem iſt, das heftige Trachten nach Auszeichnung macht nur allzu oft über die Wahl der Mittel gleichgültig; der Gebrauch ſchlechter Mittel aber rächt ſich früh oder ſpät, und wenn auch nicht in den ſichtbaren Ver-

hältniſſen des Lebens, doch ganz gewiß durch den innern Ankläger, den keine Herrlichkeit der Welt zum Schweigen bringt. Wie glücklich iſt dagegen die Frau, die ſich ihrem Hauſe widmet! Es koſtet ihr nur einen Schritt zurück, und ſie iſt nicht nur ſichergeſtellt gegen die ſchwerſten Verſuchungen, ſondern auch unmittelbar, durch jenen Schritt zurück, auf den Weg des wahrſten und zuverläſſigſten Glückes gebracht. Hat ſie dieſes einmal in ſeiner Fülle genoſſen, ſo iſt keine Gefahr, daß ſie die ſichern Verſchanzungen einer weiſen Genügſamkeit je verlaſſen werde, um ſich im offnen Felde oder auf dem Tummelplatze des Ehrgeizes mit Männern und manngleichen Frauen meſſen zu wollen.

Es kann nicht oft genug wiederholt werden, daß das Haus der Schauplatz der Tugenden einer Frau iſt, und ihr höchſter Titel der einer Hausmutter. Die Natur ſelbſt bietet ihr dieſen an, und ſie darf ihn nur mit

dem demüthigen „Siehe ich bin des Herren Magd; mir geſchehe wie Du geſagt haſt," annehmen, und ihre Würde iſt ihr geſichert. Oder gibt es etwas Ehrwürdigeres, als den Namen einer guten Mutter? und etwas Heiligeres, als den einer guten Frau? So iſt es wenigſtens da, wo die Geſetze der Natur noch in Ehren ſtehen, bey dem unverdorbenen, arbeitſamen Volke, das ſich nicht täuſcht über das, was zu ſeinem Frieden dient. Hier weiß man wohl, daß fromme Mütter fromme Kinder ziehen, auch wenn der Vater vielleicht zu beſchäftigt iſt, um auf die rechte Weiſe für ſein Fleiſch und Blut zu ſorgen; und daß das Beyſpiel, die Lehre und die Liebe einer guten Mutter kräftiger wirkt, als alle Weisheit der Pädagogik zuſammen genommen. Der Grundſatz ihrer Erziehung, wie ihres Lebens iſt: „Dein Lebelang habe Gott vor Augen und im Herzen, daß Du in keine Sünde willigeſt, noch thueſt wider Gottes Gebot."

Denn sie weiß, daß, wer Gott vor Augen hat, auch die Pflichten, die Gott ihm auferlegt, mit Freudigkeit und Ernst erfüllt; und daß dieses Gebot in Erfüllung gebracht werde, dafür sorgt sie früh und spät. Der Knabe und das Mädchen wachsen an ihrer Brust und unter ihren Augen auf; und wie nach dem Sprichworte „das Aug des Herrn die Heerde fett macht," so macht das Aug der Mutter die Kinder tüchtig und fromm. Ich spreche hier von deutscher Erziehung und deutschem Hausstande, wie er noch in der Mittel-Classe herrscht; denn in den Häusern der Vornehmen, wo man nur französisch mit seinen Kindern spricht, herrschen auch in den ehelichen Verhältnissen fremde und ausländische Sitten. Hier läßt man artige Kinder durch Gouvernanten und Maitres erziehen, die sie für den Gebrauch des Hoflebens nach Stanhopischen Grundsätzen abrichten, täglich nach Tische den Eltern zeigen, um einige ihrer Kunststücke

zu machen, und dann, mit Zuckerwerk vom Nachtiſch beſchenkt, in ihren pädagogiſchen Pferch zurückführen.

* * *

Willſt Du Herr Deines Herzens bleiben, ſo halte Augen und Einbildungskraft im Zaum. Es iſt nicht genug, daß eine ſittſame Frau kein Unrecht thue; auch ihrer Gedanken ſoll ſie Herr ſeyn. Ein ſündhafter Gedanke iſt wie eine giftige Spinne, die das innerſte Herz der Roſe zerſtört.

* * *

Lebhafte Theilnahme an einem Geſpräche, das ſich nur durch die Kritik fremder Thorheiten und Fehler belebt, hat man ſich immer als eine Schwachheits-Sünde vorzuwerfen; bisweilen auch als noch etwas mehr.*

„Auch mit Worten muß man ſich nicht rächen wollen. Das Unrecht Anderer ermächtigt uns nicht, ſelbſt Unrecht zu thun.“

Bey Vielen herrſcht über das Böſe, was

ſie von Andern hören, eine Freude, als wenn ſich alles dieſes Böſe für ſie in Ruhm verwandelte.

Nicht wenige Frauen gleichen Polizeyſpionen, die mit ſcharfen Blicken fremde Häuſer durchmuſtern, um verbotene Waare zu entdecken, während ſie ſelbſt den ärgſten Schleichhandel treiben. „Wer ſelbſt hinter der Thüre geſteckt hat, ſagt das Sprichwort, weiß auch den Dieb da zu finden;“ und ſo ſind die ſchneidenden Urtheile über die Handlungen anderer Frauen, die oft nur gemuthmaßt oder vorausgeſetzt werden, nicht ſelten eine bittere Kritik der Redenden und eine Anklage, durch die ſie ſich ſelbſt, ohne es zu ahnen, verdammt.

* * *

Das Gemüth einer Anempfinderin, und dieſe Claſſe iſt nicht klein, gleicht einem Bilde, das jetzt einen Engel, und, wenn man eine Schraube rückt, einen Teufel zeigt. Es iſt ein geſchliffener Spiegel, in

welchem sich das Ebenbild dessen, der eben davor sitzt, bald größer, bald kleiner, aber immer ein wenig verschoben und verzogen, zeigt. Ihr Umgang ist bequem, aber ungewiß. Was hilft es, in das Wasser zu schreiben, oder auf den Sand? Der Wind geht darüber, und die erhabensten Aussprüche, und die feyerlichsten Schwüre sind bis auf die letzte Spur vertilgt.

* * *

Eine Frau, die mit Empfindungen spielt, und Gefühle zur Schau trägt, die ihr fremd sind, eben als ob die Welt eine Bühne wäre, darf sich nicht beklagen, wenn sie nicht besser, als eine Schauspielerin geachtet ist. Ja diese wird sich die Gleichstellung vielleicht verbitten dürfen. Das Leben fordert Wahrheit; wer Gefühle heuchelt, lügt; und es geschieht leicht, daß eine Frau — um nicht von weibischen Männern zu sprechen — wenn sie Talent für diese Lüge in sich fühlt, sich mit Wohlgefallen in ihr be-

wegt. Dann treibt ſie dieß Werk auch wohl ohne Stoff und Veranlaſſung, aus bloßem eiteln Ergötzen, wie jener Poet, der, um eine bereit gehaltene Inſchrift anzubringen, ein Grabmal für einen Sohn erbaute, den er niemals gehabt hatte.

* * *

Entſchloſſenheit in allen vorkommenden Verhältniſſen, ein feſter und ruhiger Sinn wird von dem Manne gefordert, an der Frau hochgeachtet. Sich in jedes Schickſal zu finden, die Gegenwart weiſe zu nutzen, die Zukunft getroſt zu erwarten, keine ängſtenden Phantome zu nähren, das iſt der Inbegriff weiblicher Weisheit, die, wo ſie ſich findet, Heiterkeit mit frommem Ernſte vereinigt.

Ein Ausdruck der Offenherzigkeit und Güte im Geſicht, natürliches Wohlwollen, das die Fehler Anderer leicht entſchuldigt, ein heiterer Sinn, ein angenehmer und natürlicher Ausdruck in der Mittheilung, ge-

ſunder Verſtand, und Aufmerkſamkeit auf die, mit denen wir umgehen, das ſind die Eigenſchaften, mit denen ein Mädchen und eine Frau immer ſicher iſt zu gefallen.

* * *

Es gibt nichts Achtungswürdigeres, als eine junge, ſchöne und geiſtreiche Frau, die, wenn ſie wollte, in der Geſellſchaft glänzen, und ſich mit Liebhabern umringen könnte, aber ſich freywillig auf die Liebe ihres Mannes beſchränkt, der in der Welt vielleicht wenig ſtrahlt, aber durch ſeine Tugenden ihre Achtung gewonnen hat.

* * *

Der Prunk, den Artemiſia mit ihrem Schmerze trieb, nimmt ſich beſſer in der Oper, als in der Wirklichkeit aus. Aber wie manche Frau thut, was jene Königin that, nur daß es Niemand ſieht, und Niemand beſchreibt. Auch ſie benetzt, wenn es Niemand bemerkt, täglich und nächtlich die Aſche des verſtorbenen Gatten mit in-

nern Thränen, und, während sie der Welt ein heiteres Angesicht zeigt, jammert das verwaiſte Herz in ihr, und baut dem Vermißten ein Denkmal auf, an das ſie doch vielleicht nichts zu ſchreiben hat, als ihre unerwiederte Liebe zu ihm, die Sorge, die ſie für ihn gehabt, und die Geduld, mit der ſie ſeine Thorheiten, ſeine Schwäche und ſeine Härte ertragen hat!

* * *

Eine der größten Künſte, die eine Frau zu üben hat, und bey weitem die nützlichſte, iſt die Kunſt zu entbehren. Nach meiner Erfahrung wird ſie von den Frauen leichter als von den Männern geübt, wie es auch überhaupt ihrer Beſtimmung angemeſſen iſt, ſich auch einer ungewohnten Lage zu bequemen, und ſich mit neuen Formen zu befreunden, ohne ihre Eigenthümlichkeit aufzuopfern. Mehr als eine Frau iſt mir ſelbſt in dem beſchränkten Bezirke meines Lebens bekannt geworden, die durch ihre Geburt,

durch den Stand ihres Mannes und ihren Reichthum zu jedem Genuſſe berechtigt, dennoch freywillig Vielem entſagte, was ihr geboten war, um ſich dem Umgange mit dem Manne und der Erziehung ihrer Kinder zu widmen. Vornemlich iſt mir eine dieſer Art im Andenken, die durch Schönheit, Bildung des Geiſtes und mannichfaltige Talente glänzte, und eine Reihe von Jahren hindurch die ausgeſuchteſte Geſellſchaft um ſich verſammelt hatte. Ihr Mann erkrankte; und von dieſer Zeit an war ſie an ſein Lager gekettet, wo ſie alle Pflichten der treuſten und ſorgfältigſten Wärterin erfüllte. Ihre Sorge konnte ihn nicht retten, und da ſie ſich vorher in blühenden Umſtänden geglaubt hatte, ſah ſie ſich durch ſeinen Tod, gegen alle Erwartung, zu Entſagungen genöthigt, die ihr bis dahin völlig fremd geweſen waren. Sie fand ſich in Alles. Keine Klage entſchlüpfte ihrem Munde, und in dem kleinen Kreiſe bewähr-

ter Freunde, die ihr treu geblieben waren, schien ihre vormalige Heiterkeit ungetrübt. Aber, trotz aller Beschränkungen, fanden sich nur allzubald ihre Mittel für den Aufenthalt in der Residenz unzureichend. Sie vertauschte sie mit der Wohnung in einem Landstädtchen, das wenig oder keine Annehmlichkeiten bot; und hier auf sich selbst, auf Lesen, Schreiben und weibliche Arbeiten beschränkt, blieb sie sich an Anmuth gleich, und gewann an innrer Kraft und Reichthum des Geistes. Von Zeit zu Zeit wurde sie von einem oder dem andern ihrer alten Freunde besucht, die vormals Zeugen ihres Glanzes gewesen waren; aber so groß der Abstand ihrer jetzigen Einrichtung war, so war sie doch so weit entfernt, Beschämung oder Verlegenheit darüber zu zeigen, daß sie vielmehr die sparsamen Gerichte durch die liebenswürdigste Munterkeit auf die geistreichste Weise würzte. Auch der Genuß dieser Besuche, die sie ihre hohen

Festtage nannte, wurde von Jahr zu Jahr seltener. Von ihren Freunden folgte einer dem andern in das Grab; der jüngern Welt war sie fremd; aber vergessen von den Menschen, von dem Glücke vernachläßigt, genoß sie bis zu einem hohen Alter einer immer gleichen Zufriedenheit. Sie stand allein; aber die Mittel, die ihr Geist bot, ließen sie die Gesellschaft nicht vermissen, und sie war unermüdlich, dem Schlummer entgegen zu arbeiten, der im Alter die edleren Kräfte bedroht. Allmählig verdunkelten sich ihre Augen; sie konnte nicht mehr, wie sonst, Tage lang lesen und schreiben; andere mechanische Beschäftigungen gaben ihr dafür keinen Ersatz. Da zog sie einige Kinder an sich und gab ihnen Unterricht. Diese Kinder wurden nachher ihre dankbaren Pflegerinnen, als ihr die Schwäche des Alters fremde Hülfe nöthig machte. Bis zu dem letzten Augenblicke ihres Lebens bewahrte sie den schönen Gleichmuth, welcher

die Blüthe einer weisen Ergebung, und die Frucht eines frommen, tiefgebildeten Geistes war; und auch nach dem letzten Entsagen war ihr blasses Angesicht durch keinen Zug des Schmerzes entstellt. An ihrem Grabe sprach der Pfarrer über die Worte der Schrift: „Die Weisheit erhöhet ihre Kinder, und nimmt die auf, die sie suchen. Wer sie lieb hat, der darf sich des Lebens freuen; und wer sie emsig aufsucht, wird Zufriedenheit erlangen."

Die Verhältnisse, in welche diese wahrhaft edle Frau gerieth, treten in der gegenwärtigen Zeit vielleicht öftrer als jemals ein. Die Veranlassungen zum Aufwande sind zahlreicher; festbegründetes Vermögen seltner; schneller Erwerb leichter, und eben darum auch leichter verscherzt. Darum sieht man denn auch öfter als sonst, und bey geringen Veranlassungen, Häuser zusammenbrechen, deren Wohlstand unerschütterlich schien, und die blasse Armuth da einziehn,

wo vorher der übermüthige Reichthum aus allen Fenstern schaute. Hat in einem solchen Hause nur Eitelkeit und Genußgier geherrscht, so versiegt mit den Quellen des Reichthums auch das Scheinleben der Kraft, die nur die Larve der Sittlichkeit trug. Nicht immer aber ist jenes der Fall. Nicht selten wohnt doch, mitten in den Umgebungen der Ueppigkeit, ein gebildetes weibliches Gemüth, das im Sturme das Ruder zu ergreifen vermag; oft wird auch die Weisheit, die während der bequemen Fahrt auf dem Strome des Reichthums eingeschlummert war, durch die Gefahr geweckt, und führt, mit entschlossenem Muthe, das lecke Fahrzeug an das sichre Ufer der Genügsamkeit. Nicht ohne freudige Rührung habe ich Fälle dieser Art gesehn, wo, während sich der Herr des Hauses der Verzweiflung überließ, und nach dem Verluste der Güter, die ihm Alles gewesen waren, keinen Rath in sich selbst fand, die Frau dem

Grame gebot, die Trümmern ihrer Habe mit Besonnenheit sammelte, ihr Hauswesen nach dem Maaße dessen, was übrig geblieben war, einrichtete, und durch die Anstrengung, die sie dabey machen mußte, die Heiterkeit wirklich gewann, die sie anfänglich, dem Manne gegenüber, nur in ihren Mienen gezeigt hatte. So ist das Wesen der Frau. Sie gleicht dem Rohre, das sich im Sturme beugt, während die Tanne und der Eichbaum bricht, und dann schnell wieder aufsteigt. Ihr Geist steigt nicht in die Tiefe, aus welcher der Mann das köstliche Erz sucht; aber was der Oberfläche abgewonnen werden kann, das bemerkt sie leicht, und ist im Säen und Ernten unermüdlich. Laß sie nur deutlich das Ziel erkennen, das sie erreichen soll, so ist ihr keine Mühe zu groß, keine Entsagung zu hart. Daß ihr Wille fest steht, erkennen auch die Männer, oft mit Verdruß. Gib aber diesem festen Willen die Liebe zur Führerin, so wirst Du

ſehn, daß er den Himmel erſteigt, und den Himmel in einem Hauſe erhält, das ohne ſie vielleicht eine Hölle wäre.

* * *

Bey dem humanen und chriſtlichen Grundſatze: „Streng gegen ſich ſelbſt, nachſichtig gegen Andre zu ſeyn;“ darf eine Frau nie vergeſſen, daß ſie in dem Erſten nie genug, in dem Zweyten leicht zu viel thun kann. So wie ſie ſich hüten muß, mit den Forderungen, die ſie an ſich ſelbſt macht, Prunk zu treiben, und ſich ihrer Strenge zu überheben; ſo muß ſie auch darüber wachen, wenn ſie fremde Fehltritte entſchuldigt, da ſie ihre Nachſicht nicht auf die Fehler ſelbſt ausdehnet. Es ſteht einer tugendhaften Frau ſehr wohl an, das Böſe, was von Andern geſagt wird, zu bezweifeln und zu mildern; ſchwerlich aber da, wo der Fehler offenbar iſt, der allgemeinen Stimme Trotz zu bieten. Sie mag beklagen, was weder

zu leugnen, noch zu rechtfertigen ist; und statt eine mißliche Vertheidigung zu unternehmen, mag sie in dem Schreine ihres Herzens Gott bitten, sie auf dem schlüpfrigen Pfade des Lebens vor der Gefahr ähnlicher Fehltritte zu bewahren. Eine Frau, welche die Nachsicht so weit triebe, eine Frau von übelm Rufe zu ihrem Umgang zu wählen, würde ich fast für verloren halten. Sie setzt ihren eignen Ruf ohne Nutzen für jene auf das Spiel; und ich kenne — in dem gewöhnlichen Laufe der Dinge — nichts, was dem Hange zur Sünde so nahe läge, als die Gleichgültigkeit gegen das Urtheil der Welt. Das Beyspiel ist ansteckend, und die Neigung zur Proselytenmacherey ist nirgends größer, als in der Classe der leichtsinnigen Frauen, die in der Menge derer, die ihre Irrthümer theilen, Trost und Schutz suchen. Das Gift einer ansteckenden Krankheit verliert an Kraft durch seine Verbreitung; aber das Gift schlimmer Grundsätze

vermehrt sich in dem Grade, wie es auf Andre übergeht. Jenem zu entfliehn, ist oft auch der übermäßigen Vorsicht unmöglich; die Ansteckung verderblicher Grundsätze zu vermeiden, ist leicht, wenn man sich von denen, die sie hegen, entfernt hält, und ihrer Stimme das Ohr nicht leihet. Es ist auch nicht das Wort, das Gefahr bringt, sondern der Wiederhall des Wortes in Deinem eignen Herzen, und dieser wird nicht leicht fehlen, wo sich Neigung zu der Lehrerin eingefunden hat. Je liebenswürdiger diese ist, desto verführerischer ist sie; und je leichter sich Deine Gutmüthigkeit hingibt, desto größer ist die Gefahr, Deinen bessern Sinn in dem schlechtern und verdammlichen untergehn zu sehn. Denn wie es, nach Salomo, der Anfang der Weisheit ist, wenn man sie gern hört, so ist es der Anfang der Thorheit, wenn man ihr ein williges Ohr leiht. Süße Worte locken auf abschüssige Wege, und die Hand, die Dir

Freude zu zeigen gelobte, stößt Dich zum Verderben hinab.

* * *

Eine kluge und sittsame Frau muß vor allen Dingen nach der Achtung und dem Wohlwollen der Classe trachten, welcher sie selbst angehört. Die, welche nach der Gunst und dem Umgange der Großen trachtet, verläßt den Platz, auf dem sie fest und sicher steht, gegen einen schlüpfrigen Boden, wo sie keinen Augenblick vor der Gefahr des Ausgleitens sicher ist. Die Befriedigung der Eitelkeit, die sie in der Auszeichnung findet, ist kurz; der Reiz der Neuheit vergeht schnell; jede Demüthigung aber — und diese bleiben selten aus — schlägt Wunden von langer Dauer. Wie die Großen bisweilen gemeine Gerichte auf ihre Tafel setzen lassen, um davon zu kosten, so ziehen sie auch bisweilen in einer Anwandlung der Laune Menschen zu sich heran, die weit unter ihnen stehen. Hüteſt Du hier Deine

Eitelkeit nicht; legſt Du der Laune einen Werth bey, den ſie nicht hat: bildeſt Du Dir ein, vornehm zu ſeyn, weil ſich die Vornehmen herablaſſen, mit Dir zu ſpielen; ſo biſt Du in der größten Gefahr, in ihren Augen lächerlich, in den Augen Deiner Claſſe verächtlich zu werden. Jene, wenn ſie Anmaßung in Dir wahrnehmen, laſſen Dich fallen; und dort die abgeriſſenen Fäden wieder anzuknüpfen, iſt ſchwer. So verlierſt Du, mit Deinem ſichern Standpunkte, zugleich den Genuß des Glücks, auf das Du Anſpruch zu machen hatteſt, und das Glück des Wahnes, in deſſen Gewölk Du Dir ſchnell zerrinnende Feenſchlöſſer geſchaffen hatteſt.

* * *

Indem ich dieſe Blätter zuſammenlege, um ſie in Deine Hände zu geben, mein einziges und geliebtes Kind, fühle ich mein Herz tiefer gerührt durch die Erinnerung vergangener Zeiten, und den Gedanken an

die kleine Anzahl von Tagen, die mir noch mit Dir in diesem engen Verkehr zu leben beschieden ist. Deine Wiege wurde mit den Thränen meines Schmerzes benetzt; denn ehe Du das Licht des Lebens erblicktest, hatten sich die Augen Deines Vaters dem ewigen Lichte geöffnet. Deine ersten Jahre waren mit Trauer umhüllt; und selbst die Freude an Deinem Daseyn, die ich ungetheilt in meinem Herzen verschließen mußte, schärfte in jener Zeit den Stachel des Schmerzes über meinen bittern und unersetzlichen Verlust. Die ersten Zeichen Deines Bewußtseyns, Dein frohes Lächeln, Dein kindisches Lallen, jede Aeußerung der erwachenden Vernunft öffnete von Neuem die Quellen meiner Trauer und versenkte meine Einbildungskraft in das Grab dessen, der die Freuden des Vaters nur in der Hoffnung genossen hatte. Allmählig aber, als Du heranwuchsest, fand ich in der Beschäftigung mit Dir, in der ununterbrochenen Auf-

merkſamkeit auf Deine körperliche und geiſtige Entwickelung, und vor Allem in dem Nachdenken, das ich Deiner Erziehung widmete, einen reichen und herrlichen Troſt. Die düſteren Farben, mit denen ſich die Welt für mich bekleidet hatte, zerfloſſen allmählig, und machten einem heiterern Lichte Raum, und ob ich ſchon den Frohſinn meiner Jugend nicht wieder gewinnen konnte, ſo zeigte mir doch Gott in dem Erfüllen meiner mütterlichen Beſtimmung eine unverſiegbare Quelle von Zufriedenheit. Damals erkannte ich, durch meine eigne Erfahrung belehrt, noch beſſer als je zuvor, daß die Beſtimmung des Menſchen Thätigkeit iſt, und daß er ſich ſelbſt in der Richtung ſeiner Kräfte auf Andere, in dem Guten, das er Andern erzeigt, beſſer wiederfindet, als bey einem düſteren Hineinſchauen in ſich ſelbſt, oder bey einem unthätigen Brüten über einer traurigen Furcht vor Gott, die nichts weniger als wahre Gottesfurcht und Religion iſt. Die

mütterliche Liebe, dieſer wohlthätige und edle Inſtinkt der Natur, treibt uns unaufhaltſam zur Erfüllung der menſchlichſten aller Pflichten und erleichtert ſie; die Erfüllung der Pflicht aber erhöht auch jene Liebe, und Beydes macht uns zufriedener mit der Welt und uns ſelbſt. Wenn es irgend einen Vorſchmack der Seligkeit gibt, ſo iſt es dieſe Freude an einem Weſen, das nicht wir ſelbſt, aber uns doch faſt eben ſo nah iſt, als wir uns ſelbſt ſind; ein Weſen, in dem wir uns am liebſten und leichteſten vergeſſen, und uns ſelbſt wiederfinden, dem wir alle unſere Kräfte und Mühe widmen, ohne Erwarten eines andern Lohns, als den uns das Gedeihen unſerer Bemühungen gewährt. Und hierin erkenne ich dankbar die Weisheit und Güte Gottes. Was der Zweck der Natur gebieteriſch forderte, hat er uns in eine Wohlthat verwandelt, und durch die Freuden des Mutterſtandes die größere Abhängigkeit unſers Geſchlechts und

die Bürde, die es zu tragen hat, reichlich aufgewogen.

Mit gerührtem Herzen denk' ich an jene Jahre zurück. Was mir auch der unerforschliche Wille der Vorsehung entrissen hatte, ich durfte nicht klagen, da Du mich, als ein theures Band, wieder an die Welt, und doch auch noch fester und inniger an den knüpftest, der sich Deiner, ich zweifle nicht, auch jenseits des Grabes erfreut, wenn er in Dir die Erbin seiner Tugenden erkennt. Es ist mein Glück und meine Freude, dieser Segnung gewürdigt worden zu seyn, und gern bezeug' ich Dir hier, daß ich Dich als meine Freundin geliebt hätte, hätt' ich Dich nicht als meine Tochter an das mütterliche Herz drücken dürfen. Mein Segen begleitet Dich in Deinen neuen Stand; und wenn Du mit derselben Heiterkeit und Lust die Pflichten einer Gattin erfüllst, mit der Du die Pflichten der Tochter erfüllt hast, so gebe Dir Gott, außer dem stil-

UNIVERSI- BERLIN

len Bewußtſeyn, auch ſo viele Freuden in Deinen äußern Verhältniſſen, als er mir in dem kurzen Bunde mit Deinem edeln Vater zeigte. Ich darf nicht hoffen, lange Zeugin Deines Glückes zu ſeyn; wohl aber, mit dem Glauben von Dir zu ſcheiden, daß Du nie durch eigne Schuld, durch Vergeſſenheit Deiner Pflicht, oder durch Mangel an Liebe gegen Deinen Gatten unglücklich werden kannſt.

Das Wiegengeſchenk.

Zweyte Abtheilung.

Wirst Du mir wohl glauben, mein geliebtes Kind, daß mich seit der Rückkehr von Dir in mein stilles Hauswesen von Zeit zu Zeit ein Gefühl von Leere anwandelt, wie es junge Leute nach rauschenden Vergnügungen, wir Alten aber dann am meisten fühlen, wenn wir uns von einem Verhältnisse trennen müssen, das uns recht im Innern selig gemacht hat? Und das war ich ja bey Dir. Ich habe gesehn, daß Du in Deinem Hause geliebt, von Deinen Umgebungen geachtet bist, und daß die jungfräuliche Schüchternheit, mit der Du die Arme Deiner Mutter verließest, sich in die anspruchslose Würde einer sorgsamen Gattin, einer zärtlichen Mutter und einer ernsten Hausfrau veredelt hat. Das heilige Band,

das Dich mit Deinem trefflichen Manne verbindet, iſt nun durch das Unterpfand der Liebe, das zwiſchen Euch aufwächſt, noch inniger, Eure gegenſeitige Zärtlichkeit iſt noch frömmer geworden; und in der gemeinſamen Sorge für das geliebte Kind öffnet ſich das innere Geheimniß Eurer liebenden Herzen mehr, als Ihr früher geahnet hattet. Wie danke ich nun Gott, Zeuge Deines Glückes geweſen zu ſeyn! und indem ich an Deinem ſtillen, wohlgeordneten und heitern Hausweſen Theil genommen habe, auch für die Zukunft eine große und beglückende Beruhigung gewonnen zu haben! Als ich Dich den Händen Deines Mannes übergab, konnte ich nicht wiſſen, ob er, bey allen trefflichen Eigenſchaften, die wir an ihm kannten, ein guter Ehemann werden würde, ſo wenig ich auch von Dir wußte, ob Du Dich mit Sicherheit in das neue Verhältniß finden würdeſt; ſo daß ich lange nur an die Stürme denken konnte,

die Deine Fahrt auf dem unbekannten Meere bedrohten. Jetzt ist es anders mit mir. Die Besorgnisse, die mir die Ungewißheit über die Zusammenstimmung Eurer Gesinnungen verursachte, sind der beruhigenden Ueberzeugung gewichen, daß Eure Ehe unter dem Einflusse des göttlichen Segens geschlossen worden, und daß Euch die innige Eintracht Eures Sinnes und Eurer Denkungsart auch im Sturm nicht untergehen lassen wird, wenn es der Wille der Vorsehung seyn sollte, Unglück über Euch zu verhängen. Für diese Ueberzeugung danke ich Gott als für das erfreulichste Gut, das ein mütterliches Herz wünschen kann, und bitte ihn täglich, nicht um Güter, die in der Hand des Glückes liegen, sondern um die Erhaltung des frommen und einträchtigen Sinnes in Euch, der jede Freude der guten Tage heiligt, die bösen aber — möchten ihrer nur wenige seyn! — ertragen und zum innern Frieden anzuwenden lehrt.

Wenn mein alter Glaube an die Einwirkung ferner Geister nicht ganz nichtig ist, so mußt Du wohl, jetzt öftrer als je, etwas von meiner Nähe fühlen, da ich so viel und so lebhaft an Dich denke, und die Geschichte der verflossenen Tage immer von Neuem in mir aufrufe. Da wiederhole ich denn auch die Gespräche, die zwischen uns gepflogen wurden, und bilde mir im Stillen manchen Gedanken aus, welcher der Einen oder der Andern gelegentlich entfiel. Ich gab Dir dabey eines Tages das Versprechen, halb im Scherz halb im Ernst, einige meine Aeußerungen über Kinder-Erziehung niederzuschreiben, und Du beschworst mich, die Erfüllung dieser Zusage nicht aufzuschieben, damit es uns nicht wie Herrn Walter Shandy ergehe, der in der systematisch-annalistischen Erziehungslehre, die er zum Besten seines einzigen Sohnes entwarf, eben das dritte Jahr der schriftlichen Erziehung des Knaben vollendet hatte, als

dieſer in ſein ſechszehntes trat. Ohne eben eine ſolche Beſorgniß zu hegen, lege ich doch mein Papier zurecht, um dieſen und jenen meiner Gedanken über Erziehung darauf zu werfen, wie es mir eben in den Sinn kömmt; weniger, um das gegebene Wort zu löſen, noch weniger, um Dich mit neuen Anſichten zu überraſchen, die auf einem ſo betretenen Wege wohl nicht leicht zu finden ſind; als vielmehr, um meinem Enkel ein Pathengeſchenk auf die Wiege zu legen, das ihn vielleicht einſt in ſeinem Alter an die Liebe einer Großmutter erinnern wird, die ihm lieber dieſes Zeichen ihrer Zärtlichkeit, als irgend eine andre Gabe zum Andenken hinterlaſſen wollte.

* * *

Ueber das, was man die Kunſt der Erziehung nennt, maße ich mir kein Urtheil an; nur über die Art und Weiſe will ich ſchreiben, wie eine chriſtliche Mutter nach meiner Anſicht ihre Kinder zu rechtſchaffnen

Bürgern der Welt erziehen soll. Nach dem, was ich über jene Kunst gelesen und gehört habe, ist es mir fast damit vorgekommen, wie mit der Kunst des Umgangs mit Andern, oder gar mit der Kunst zu lieben, über die es auch ausführliche Werke in Versen und Prosa geben soll. Wer die in solchen Büchern aufgestellten Lehren nöthig hat, kann sie selten recht brauchen; und wer sie zu gebrauchen verstände, wird sie selten nöthig haben. Er erfindet sie selbst, und erfindet sie so, wie er sie brauchen kann, nach seiner eigenthümlichen Weise und für den vorliegenden Fall, nicht wie der Autor sie hinstellt in das Blaue hinaus. Wie an einem Baume kein Blatt dem andern gleicht, und die Natur von der allgemeinen Form, die sie sich für jede Gattung vorgeschrieben, zu Gunsten der Mannichfaltigkeit in vielem Einzelnen abweicht, so ist auch in einer Familie, bey der unverkennbaren Aehnlichkeit Aller unter einan-

der, kein Kind wie das andere, und das, was jedes von Vater und Mutter hat, mischt sich in jedem auf die mannichfaltigste Weise, und bisweilen bis zur Unkenntlichkeit. Wenn nun nicht einmal für die Füße von zwey Menschen desselben Alters der nämliche Leisten paßt, wie sollen die verschiedenartigen Kinder derselben Familie, oder die Zöglinge desselben Institutes nach einem Maaße gemessen und nach der Form derselben Regel erzogen werden? Und doch, man mag sagen, was man will, geschieht dieß mehr oder weniger von denen, die die Erziehungskunst als Profession treiben. Die theoretische Einsicht und Ueberzeugung, daß die Regeln der Kunst nach den Eigenthümlichkeiten jedes Zöglings modificirt werden müssen, bessert für sich allein überaus wenig, so lange der Erziehungskünstler selbst in die Zwangsweste der Regeln eingeschnürt ist, wie dieß bey mehr als einem der jungen Männer der Fall war, die ich kennen

zu lernen Gelegenheit gehabt habe, und die, bey dem beſten Willen, Alles durch ſchroffe Einſeitigkeit verdarben. Am ſchlimmſten war man mit denen berathen, die, um der Würde ihrer Kunſt nichts zu vergeben, eine unumſchränkte Gewalt über ihre Zöglinge forderten, und die Entfernung des elterlichen Einfluſſes als erſte Bedingung feſtſtellten; eine Bedingung, die, wie Alles, was ſo höchſt unnatürlich iſt, bald mit, bald ohne Abſicht verletzt wurde, und über lang oder kurz eine, beyden Theilen erwünſchte Auflöſung des ganzen Verhältniſſes nach ſich zog. Eine Erziehung, von ſolcher Hand, von jungen Leuten beſorgt, die ihren Mangel an Erfahrungen, oft auch ihre geiſtige Beſchränktheit durch ein unerſchütterliches Vertrauen auf ſich ſelbſt und auf die Untrüglichkeit ihrer Theorie zu erſetzen meinen; bisweilen auch ihr Geſchäft als Miethlinge wie einen Frohndienſt betreiben — eine ſolche Erziehung iſt nur

um Weniges beſſer als die verrufene Mönchszucht, die auch ganze Pflanzungen des Menſchengewächſes nach Einer Schnur und Einem Maaße zieht. Was ein Knabe bedarf, iſt ein Aufſeher, der über ſeine Sitten wacht und Gefahr abwehrt; und ein Lehrer, der ihm Kenntniſſe beybringt. Das erſte Geſchäft wird am beſten von den Eltern ſelbſt beſorgt, die ſich auch das Geſchäft der eigentlichen Erziehung, d. h. der Entwickelung des innern Menſchen, ſeines Gemüths, ſeiner religiöſen und ſittlichen Gefühle, der Gewöhnung endlich zur Ordnung und zum Gehorſam nicht entziehen laſſen dürfen.

* * *

Der Geiſt des Menſchen gleicht einer Quelle, die ſchwach aus ihrer dunkeln Heimath hervortritt. Sich ſelbſt überlaſſen ſchweift ſie umher, wie der Hang des Bodens, der ſie aufnimmt, mit ſich bringt, weicht jedem Anſtoß aus, und verſiegt oft in der lockern Erde oder im Sand. Wird ſie frühzeitig gefaßt, durch feſte Ufer be-

ſchränkt, durch hinzugeleitete Bäche verſtärkt, ſo wird der zarte Faden nach kurzem Laufe zum Strom, trägt Fruchtbarkeit und Segen durch die Flur, nimmt belaſtete Schiffe auf ſeinen Rücken, und zieht, auch dem Anblick erfreulich, immer tiefer und mächtiger, von Land zu Land, bis er ſich mit zahlreichen Armen in das unendliche Meer ergießt. So der menſchliche Geiſt. Seine erſte Regung iſt ſchwach. Wäre aber auch ſeine urſprüngliche Kraft noch ſo groß, ſie wird, zuchtlos unbeſchränkt gelaſſen, entweder ganz verloren gehn, oder doch nie wirken, was die zuſammengehaltene, umuferte und wohlgeleitete wirkt. Oft ſchon ſind die herrlichſten Gaben zu Grunde gegangen, weil ihnen die Zucht mangelte, die ſie einem beſtimmten und ſichern Ziele zuwendete; und was in den Jahren des Erwachens Wunder verſprach, ſinkt oft zur Unbedeutſamkeit herab, weil man das ungebundene Umherſchweifen für das Herrſcher-

recht des Genius hielt. Wenige Menſchen haben ſich ſelbſt erzogen; und wie das innere Triebwerk der Natur nur hier und da einen Geiſer als ſeltne Erſcheinung emportreibt, während die Kunſt daſſelbe überall, wo ihr die Natur nicht entgegenſtrebt, zu bewirken vermag, ſo erhebt ſich auch nur ſelten ohne Erziehung ein Menſch durch die Gunſt einer außerordentlichen Naturkraft, und, auch im beſten Falle, nie ohne den Beyſtand der Zeit und begünſtigender Umſtände — was ja auch wiederum Erziehung iſt. Zucht, Geſetz, Regel, Gewöhnung — das ſind die Triebwerke, die den kräftigen Strahl des Geiſtes zur Höhe hinauftreiben, ſtatt daß er, ohne ſie, nach geringer Erhebung in ſich herabgeſunken, und unbemerkt in dem Weiher der Gemeinheit zerfloſſen wäre.

Es iſt eben ſo ſündhaft, den Geiſt ohne Zucht zu laſſen, als ihm ein unterdrückendes Joch aufzulegen. Das rechte Maaß und die weiſe Mittelſtraße finden Eltern

leichter, als fremde Erzieher; verständige Mütter am besten.

* * *

Ich zweifle nicht, daß Du den ersten Unterricht Deiner Kinder selbst übernehmen wirst. Ueber die Methode dabey wird Dich die Zeit, die immer Neues bringt, Dein Mann oder einer Deiner Freunde besser belehren, als ich es kann. Nur Eines empfehl' ich Dir aus eigner Erfahrung: Beharrlichkeit und Ruhe. Ohne diese Eigenschaften gelingt das Lehramt nicht; und es ist besser, es aufzugeben, als den Kindern durch Uebereilung und Hast das Lernen überhaupt zu verleiden, und sie nicht nur um die Früchte des Unterrichtes zu bringen, sondern auch ihren Charakter zu verderben, und sie, nach Verschiedenheit ihrer Natur, störrig oder träge, oder leichtsinnig und gedankenlos zu machen. Von nichts hängt das Gedeihen des Unterrichtes so sehr ab, als von der Aufmerksamkeit. Es gibt Kinder, denen sie schwer

wird; ein fehlerhafter Unterricht kann sie auf immer vernichten, und dadurch die sichere Grundlage eines geordneten Lebens zerstören. Der fehlerhafteste Unterricht ist in dieser Rücksicht der, welcher immer zu viel thun will. Kinder hängen der Zerstreuung schon von selbst nach; das angelegentlichste Geschäft des Lehrers muß seyn, sie davon zurückzubringen. Dieses wird nicht geschehen, wenn man ihnen Vieles auf einmal bietet. Nicht einmal mit Spielgeräthe sollte man dieses thun. Wie aber die gegenwärtige Zeit sich nichts so angelegen seyn läßt, als Zerstreuung, und das Glück des Lebens in die Kunst setzt, das Leben in der Mannichfaltigkeit der Genüsse zu verlieren, so meinen Viele auch, ihren Kindern recht vielerley Genuß auf einmal bieten zu müssen; so daß das Kind, von klein auf mit mannichfaltigem bunten Kram umringt, sich gewöhnt, bald nach Diesem, bald nach Jenem, und immer nach etwas Neuem zu grei-

fen, bis es endlich im Unmuth Alles von ſich wirft und zerbricht. Halte Deine Kinder vielmehr bey jeder Sache ſo lange als möglich feſt; veranlaſſe ſie, jede von allen Seiten zu betrachten, ſie zu mannichfaltigem Gebrauche anzuwenden; ſie mit andern, ihnen ſchon früher bekannten, oft fern liegenden in Verbindung zu denken, und nicht ſowohl in dem Wechſel der Gegenſtände, als in der Mannichfaltigkeit der durch ſie erzeugten Gedanken Unterhaltung zu ſuchen. Die Beſtimmung des Menſchen, als eines denkenden Weſens, gibt ſich ſchon in den Spieljahren kund; und ſobald es einmal in ſich erwacht iſt, ſind ihm Gedanken, die es zu faſſen vermag, und am meiſten Gedanken, die es ſelbſt findet, mehr werth, als ein glänzendes Spielwerk, das ihm nichts zu denken gibt.

In dieſer Rückſicht ſind ohne Zweifel die Gegenſtände der Natur die allergeſchickteſten, die Aufmerkſamkeit zu feſſeln und den

Verſtand der Kinder zu beſchäftigen. Alles Lebende hat für Kinder einen großen Reiz, und dieſer Reiz wird unendlich erhöht, wenn ſie die Oekonomie der Natur, das Verhältniß, in dem ihre Werke zu einander ſtehen, ihre freundſchaftlichen und feindſchaftlichen Beziehungen, die zahlreichen Anſtalten zur Erhaltung ihres Daſeyns, endlich die zweckmäßige Einrichtung ihres Baues, ihrer Lebensart, ihrer Kunſttriebe und ihrer Erziehung beobachten lernen. Dieſe Gegenſtände bieten ſich überall und auf allen Wegen dar; bey tauſend Gelegenheiten kann das Kind das, was ihm davon geſagt worden, ſelbſt wahrnehmen, ſich der Zuſammenſtimmung ſeiner Wahrnehmungen mit dem empfangenen Unterrichte erfreuen, und indem es Eines an das Andre knüpft, zu gleicher Zeit ſeinen Verſtand üben, ſeinen Witz ſchärfen und ſeine Einbildungskraft bereichern. Nichts regt den Geiſt lebhafter an, als die Luſt am Entdecken; jede

Beobachtung, die das Kind macht, ist ihm eine Entdeckung; jede Entdeckung erhöht seine Theilnahme an dem Gegenstande; diese Theilnahme führt es zur Bewunderung, und diese wird wiederum zu neuer Schärfung seiner Aufmerksamkeit beytragen. Daß auf diesem Wege noch vieles andre Vortreffliche gewonnen werden könne, daß vornehmlich die Quelle der innigen Freude, mit welcher uns die Betrachtung kunstvoller Werke erfüllt, zunächst aus jener Bewunderung entspringt; daß wir durch sie in die geheimen Werkstätten einer unergründlichen Weisheit geführt werden, und so allmählig auf diesem Wege, bey der aufmerksamen, liebenden Betrachtung der größten und kleinsten Erscheinungen der Natur, die Ueberzeugung gewinnen, daß über allen diesen Wundern etwas unendlich Wundervolleres und Herrlicheres ist, das jeden Begriff übersteigt, und selbst mit dem nicht ermessen werden kann, was den Sinnen endlos scheint — daß Alles dieses auf dem-

ſelben Wege gewonnen werden kann; wozu brauch' ich es Dir zu ſagen, da Du ſelbſt auf dieſem Wege geführt, und durch Deine eigne Erfahrung belehrt worden biſt, daß die Freude, die wir an der Natur haben, und das Entzücken, womit ihre Erſcheinungen uns erfüllen, die Gegenwart Gottes in der Natur und in uns, auf eine überzeugendere Weiſe darthut, als die ſcharfſinnigſten Beweiſe, die zwar den Verſtand unterjochen, für das Gemüth aber immer zu kurz fallen.

* * * *

Die Ausbildung deſſen, was man Talente nennt, wie der Muſik, des Zeichnens, fremder Sprachen und dergleichen, bis zur Virtuoſität, möchte nur in ſehr ſeltnen Fällen, und bey den entſchiedenſten Anlagen, in der Erziehung der Töchter Empfehlung verdienen. Sie ſollen ein Mittel der Bildung, nicht der Eitelkeit ſeyn; wie ſich denn, nach dem Uebertritt des Mädchens in den Stand

der Hausfrau, für die Ausübung dieser Talente selten so viel Platz findet, als sie in ihrer Vollendung fordern. Darum aber sie ganz hintanzusetzen, würde ungereimt seyn. Jedes Talent, das auf die rechte Weise und mit dem Ernste getrieben wird, mit dem der Knabe in den Wissenschaften unterrichtet wird, wirkt wohlthätig auf die Bildung des Gemüthes; und diese Wirkung dauert auch dann noch fort, wenn die Anwendung selbst nicht mehr Statt findet. Jede Kunst, wenn man sie ernstlich lernt, reizt und regelt das Gemüth auf eine eben so unschuldige als gefällige Weise. Obenan steht ohne Zweifel die Musik. Indem diese die ganze Aufmerksamkeit des Lernenden in Anspruch nimmt, und die genauste Beobachtung der Regeln fordert, bildet sie durch ihre Anwendung das unschätzbare Gefühl der innern Harmonie aus, welches den weisesten Männern des Alterthums so wichtig schien, daß sie die Erlernung der

Musik als ein unentbehrliches Hülfsmittel der Erziehung forderten. Auch überlebt sie meist alle andern Talente; und eine musikalisch gebildete Stimme ist nicht bloß in gewöhnlicher Rede erfreulich, sondern vermag, wenn sie sich zum Gesang erhebt, gar oft die mißhelligen Elemente eines Hauswesens friedlich zu vereinigen. Das Erlernen fremder Sprachen setze ich zunächst, vorzüglich wegen der Anstrengung, die es fordert, und wegen seiner Rückwirkung auf die Muttersprache; das Zeichnen aber zuletzt, wenn es, wie nur allzu gewöhnlich geschieht, nicht mit Strenge, als Uebung des Auges, getrieben wird, sondern an Gegenständen von ungewissen und schwankenden Umrissen, wie Landschaften und dergleichen, geübt wird.

* * *

Kinder sind ein Segen Gottes; zwiefach ist dieser Segen, wenn sie gesund am Leibe, hundertfach, wenn sie zugleich auch am

Geiſte geſund ſind. Ich will hier nur von der Geſundheit im gewöhnlichen Sinne ſprechen. Ein kränkliches Kind iſt ſeinen Eltern ein Jammer; denn außer der Sorge, die es ihnen Tag für Tag macht, iſt auch Hundert gegen Eins zu wetten, daß es verzogen wird, und ſo das äußere Uebel ein inneres, noch ſchlimmeres erzeugt. Schon das iſt ein großer Nachtheil, wenn ein Kind die ängſtliche Sorge gewahr wird, die man für ſeine Erhaltung hegt, und dadurch leicht die Gewohnheit annimmt, ſich für den Mittelpunkt aller Sorgen des Hauſes anzuſehn. Man irrt, wenn man glaubt, daß dieſes ſeine Dankbarkeit erhöhe; dieſes Gefühl erwacht erſt ſpät, und gehört mehr der Ueberlegung als den natürlichen Trieben an; das Kind hat nur das Gefühl ſeiner Bedürfniſſe und ſeiner Hülfloſigkeit, und dieſes Gefühl macht es begehrlich und herrſchluſtig. Es wird ſchnell die Furcht bemerken, die es ſeinen Eltern einflößt; es

wird Vortheil davon zu ziehen ſuchen, um den Grenzen ſeiner Macht und ſeines Willens eine größere Ausdehnung zu geben; und es iſt zu fürchten, daß, bey einem ſolchen Umkehren der natürlichen Verhältniſſe, Vieles in dem Charakter des Kindes verderbt wird, was vielleicht nie wieder zurecht geſetzt werden kann, oder doch das Fegfeuer einer ſtrengen Zucht nöthig macht. So entwickelt ſich neben dem körperlichen Uebel und aus ihm ein ſittliches, das noch ſchlimmer und unheilbringender iſt, und wogegen ich kein Mittel weiß, als daß ich der Mutter — die Väter bedürfen der Warnung weniger — den Rath ertheile, ihrem Kinde während der Krankheit, oder in dem Zuſtande der Kränklichkeit, die ängſtlichen Beſorgniſſe, die ſie quälen, aus allen Kräften zu verbergen, und ihm eine Ruhe zu zeigen, die ſie vielleicht nicht fühlt, die aber, außerdem, daß ſie edler und würdiger iſt, noch manches andre Gute her-

beyführt. Die Gewalt, die Du Dir anthun mußt, um den Schein der Ruhe zu gewinnen, wirkt heilsam auf Dein Gemüth; auf jeden Fall wird der Charakter durch den Kampf gestärkt, und die Besonnenheit gewinnt den Boden, den ihr eine verzagende Aengstlichkeit oft zum Nachtheil der Pflege des Kranken entzieht. Wenn Dir das Herz zu voll ist, so weine Dich in einem Winkel aus, und suche Hülfe bey Gott; an dem Lager Deines Kindes aber zeige die Fassung eines vertrauenden Gemüthes. Dann wirst Du auch eine bessere Wärterin seyn; und, was das Wichtigste ist, Du wirst Deinem Kinde nicht schaden, indem Du ihm nützen willst.

Genießt Dein Kind von Natur den Segen der Gesundheit, so suche ihm diesen zu erhalten, was am besten durch Regelmäßigkeit und Ordnung seiner Lebensart geschieht. Hierüber müssen in der Kinderstube bestimmte Vorschriften herrschen. Schlafen

und Wachen, Waschen und Anziehn, Essen und Trinken, muß einem bestimmten Gesetze folgen, das nur durch den Fortgang der Zeit, nicht aber durch die mütterliche Schwachheit Veränderungen erleiden darf. Dieß ist für das Kind das erste Stadium der Gewöhnung zu Gehorsam und Ordnung, die an sich nicht leicht ist, aber durch nichts so sehr erschwert wird, als durch die Inconsequenz, mit der die Mütter — unähnlich der weisen Allmutter Natur — ihre eignen Gesetze brechen. Die schlimmste Tyranney ist nicht die, welche streng auf die Regel hält, sondern die, welche zu Gunsten der Laune, der Bequemlichkeit, der Ermüdung, mit dem Wahne der Liebe, heute gestattet, was sie gestern verboten hat, und, indem sie sich Ausnahmen über Ausnahmen bald abschmeicheln, bald abtrotzen läßt, ihr Ansehn zerstört. Wenn Dein Kind sich bey dem, was es soll, heute widersetzt, weint und schreyt, so wird es, wenn Du

ihm den Willen lässest, morgen nicht weniger schreyen; wenn Du Dich aber, unbekümmert um seinen Widerstand, an die Beobachtung Deines Gesetzes hältst, so wird es sich, nach einigen unnützen Versuchen, in die feststehende Ordnung fügen, ohne daß Du nöthig hast, ihm — was denn doch über kurz oder lang geschehen müßte — durch harte Mittel den Willen zu brechen. Die edle Gabe der Freyheit — dieses Herrenrecht des Menschen, durch die er allein einen legitimen Anspruch auf ein höheres Reich besitzt — tritt zuerst als Ungebundenheit und Eigenwille hervor, und die Versuche der Kinder, ihren eignen Sinn gegen den Willen der Größern zu behaupten, haben keinen andern Ursprung. Nun muß aber die wahre Freyheit auf dem Gehorsam ruhn; und nie wirst Du Deine Kinder zum Gehorsam gewöhnen, wenn Du Dir nicht selbst gehorchst, und die Gesetze, die Du gegeben hast, mit unverbrüchlicher

Ordnung ausführst. In dieſem Punkte iſt die größte Strenge die wahrhafteſte Liebe.

* * *

Da ich dieſen Gegenſtand einmal berührt habe, ſo will ich ihm noch einige Zeilen widmen. Ich habe geſagt, die wahre ſittliche Freyheit muß auf dem Gehorſam ruhn, und in der That iſt ſie nichts anders als der Gehorſam gegen das ewige Geſetz, das uns Gott ſelbſt in das Herz geſchrieben hat, und uns, je nachdem wir ihm folgen, Seligkeit oder Verdammniß bereitet. Die Erkenntniß dieſes Geſetzes zu befördern; das Gemüth mit Ehrfurcht dagegen zu erfüllen; den Glauben an Gott, die Achtung ſeiner ſelbſt und die Freude am Leben in allen ſeinen ſittlichen Beziehungen an den Gehorſam gegen dieſes Geſetz zu knüpfen, das muß das höchſte Ziel der Erziehung ſeyn, dem jeder ihrer andern Zwecke untergeordnet ſeyn muß. Gehorſam muß gelernt werden. Früh muß

das Kind gewöhnt werden, ſich den Geboten der Eltern zu fügen, und ihrem Willen den ſeinigen aufzuopfern, ſelbſt mit Verzichtung auf Widerſpruch. Denn, wie den Erwachſenen, ſo wird auch den Kindern oft die Nachgiebigkeit in Thaten leichter als in Worten, und die Rechthaberey iſt ein Unkraut, das oft, wenn man es in der Kinderſtube ohne Hemmung und Einhalt hat wuchern laſſen, um der geringfügigſten Dinge, um leichter Worte willen, Eintracht und Frieden aus einem Hauſe treibt. Niemals alſo, oder doch nur in äußerſt ſeltenen Fällen, ſoll, meiner Meinung nach, der Widerſpruch eines Kindes die Aufhebung eines ausgeſprochenen Befehls bewirken. Dieſer Lehre aber ſtehe eine andre entgegen, die nicht minder wichtig für die Eltern iſt: die Verſuchungen zum Widerſpruche nicht zu häufen, und nie den Einfällen der übeln Laune oder einer augenblicklichen Stimmung geſetzliche Kraft

zu geben. Nur das vernünftige Geſetz berechtigt zu der Forderung unverbrüchlichen Gehorſams, und macht ein ſtandhaftes Beharren möglich, wodurch das Anſehen geſtützt wird; launenhafte Geſetze untergraben die Gewalt der Eltern, wie ſie die Throne der Könige ſtürzen, auch wenn ihre Befolgung erzwungen wird. Wenn auch die Furcht den Mund des Kindes verſchließt, ſo empört ſich doch ſein Gemüth zu murrendem Widerſpruch, und erträgt die Tyranney ungerechter Gewalt — denn Alles iſt tyranniſch, was vernunftwidrig iſt — mit kindlichem Unmuth.

Auch gegen Meinungen erhebt ſich die Streitluſt der Kinder früh, vorzüglich wenn unter ihren Kräften Verſtand und Witz vorherrſchend iſt. Den Geiſt zu wecken und zu ſchärfen, iſt nichts ſo geeignet als ein Streit, der mit Gründen geführt wird; ſo wie auch Erwachſenen, wenn ſie ſich eines Gegenſtandes von allen Seiten be-

mächtigen wollen, wohl nichts so sehr zu empfehlen ist, als ihn mit denen, die anderer Meinung sind, durchzukämpfen. Ueber zwey Dinge aber haben die Größern hierbey zu wachen; erstlich, daß die Lebhaftigkeit nicht das Maaß überschreite und in wilde Hitze ausarte; das Zweyte, was seltener beachtet wird, daß der Streit mit ehrlichen Waffen geführt werde. Ehrliche Waffen aber nenne ich solche Gründe, von deren Wahrheit der, welcher sie braucht, überzeugt ist. Wie im Kriege der Waffen die Gerechtigkeit, so soll im Kampfe mit Worten die Wahrheit herrschen. Ich habe Männer gekannt, die sich bey Andern dadurch verhaßt machten, daß sie, bey dem Bewußtseyn überlegenen Scharfsinns, nicht nur die Gelegenheit zum Streite mit Begierde aufsuchten, was oft höchst lästig ist; sondern sich auch ohne Bedenken alle sophistischen Mittel, schneidenden Spott, Verdrehung der Worte und täuschende Fol-

gerungen erlaubten, um den Schein eines Sieges zu gewinnen, deſſen Gegenſtand ihnen vielleicht vollkommen gleichgültig war. Solche Siege auf Koſten der Wahrheit und des guten Glaubens ſind in meinen Augen einer Niederlage gleich zu ſetzen, und wenn auch vielleicht manche Männer dieſen Fechterkünſten Bewunderung zollen, ſo wird es doch ſchwerlich eine Frau geben, die ſie nicht an Andern mit geheimem Grauen verdammt. Gewiß wirſt Du Dich nie durch mütterliche Eitelkeit verführen laſſen, einen ſolchen Hang bey Deinen Kindern zu begünſtigen; ſondern vielmehr, ſobald ſich etwas dieſer Art bey ihnen verräth, ihnen augenblicklich Stillſchweigen auferlegen, und die Fortſetzung des Streites auf jede Weiſe verbieten. Dieſe Demüthigung wird kräftiger wirken, als die gründlichſte Widerlegung thun könnte. Außerdem wirſt Du Deine Kinder der Gefahr ausſetzen, die Wahrheit dem Götzen ihrer Eitelkeit zu

opfern, sich durch ihren Witz in der Lüge zu verhärten, und endlich den Mißbrauch ihres Geistes durch eine, der Verdammniß ähnliche Verworrenheit ihrer Ueberzeugung zu büßen.

* * *

Gestatte Deinen Kindern, so bald als möglich, den freyen Gebrauch ihrer Glieder. Das Verlangen nach Selbstständigkeit zeigt sich auch hierin sehr früh; und das Kind hat kaum gelernt, auf seinen Füßen zu stehen und auszuschreiten, als es sich von der Hand seines Führers losmacht, und allein zu gehen begehrt. Ich erinnere mich hierbey an einen Prinzen, der mit seinen gesunden Füßen nie mit Sicherheit gehen konnte, und auch in männlichen Jahren die Stütze eines fremden Armes bedurfte, weil ihn die ängstliche Mutter allzu lange hatte gängeln lassen. Es ist mit dem Geiste ohngefähr das Nämliche. Wie in tausend Dingen — im Regieren

zum Beyſpiel, wie in der Küche — durch Zuvielthun faſt mehr als durch Zuwenigthun verderbt wird, ſo ganz vorzüglich im Erziehungsweſen. Begießeſt Du Deine Blumen zu reichlich, ſo faulen ſie an der Wurzel ab; und wenn Du aus ſchwächlichem Mitleiden, oder aus Eitelkeit Deinen Kindern bey dem, was ſie thun ſollen, überall hilfſt, ſo nimmſt Du ihnen mit der Arbeit auch die Früchte der Arbeit weg. Für wen an jedem Hügel eine Sänfte bereit ſteht, der wird nie einen Berg erſteigen; und wem bey ſeinen geiſtigen Arbeiten immer der Helfer über die Schultern ſieht, der wird nicht nur an ſeinem Thun wenige Freude haben, als die nur aus dem Bewußtſeyn der eigenen Kraft rein und lebendig hervorgeht; ſondern er wird auch eben deshalb immer ein träger und bequemer Arbeiter bleiben. Die Schooßſünde des Menſchen iſt die Trägheit; daher ihm auch das, was, nach dem Paradieſes-Traum, eine wohl-

thätige Lehre war: „Im Schweiße Deines Angesichts sollst Du Dein Brod essen," wie ein Fluch klang; aber an diesen Schweiß ist aller edle Genuß des außer-paradiesischen Lebens geknüpft. Wenn Du also Dein Kind wahrhaft liebst, so laß es Alles, was es vermag, selbst thun; und nachdem Du es auf den Punkt, von dem es ausgehen soll, gestellt, und das Ziel, das ihm zu erreichen obliegt, gezeigt hast, so laß es dann seine eigenen Kräfte gebrauchen, und sey überzeugt, daß auch ein Abirren vom Wege ihm nützlicher seyn wird, als das schnellere Gelangen zum Ziel auf dem geraden Wege an der Hand eines Führers.

* * *

Einer der verderblichsten Irrthümer in der Erziehung, pflegte mein Vater zu sagen, ist der Irrthum, der aus nichtiger Eitelkeit Alles vor der Zeit, und die Früchte vor den Blüthen haben will, um sich an

dem Erſtaunen ſeiner Gäſte zu laben, wenn ſie die Tafel mit den Erzeugniſſen des Sommers bedeckt ſehen, während draußen die Erde von Schnee und Eis bedeckt iſt. Die Sache fällt allerdings recht hübſch in die Augen, wenn ſie auch keine kräftige Nahrung gibt: ſo wie aus einem Wunderkinde ſelten ein tüchtiger Mann wird. Ich will gerade nicht in Abrede ſeyn, fuhr er fort, daß die Natur, die nichts unverſucht läßt, ſo wie ſie auch Alles vermag, bisweilen Menſchen bildet, bey denen, wie in dem Garten des Königs Alcinous, Knospen, Blüthen und Früchte an demſelben Zweige wachſen, und Alles vor den Jahren und der Jahrszeit vorauseilt; aber was je zuweilen, und gewiß ſelten genug, wie durch ein Wunder geſchieht, durch Kunſt nachmachen zu wollen, iſt nicht bloß Thorheit, ſondern Verſündigung an den Geſetzen der Natur. Vor dem Gipfel dieſer Thorheit werden die Meiſten glücklicher Weiſe theils

durch ihre Bequemlichkeit, theils durch ihre Unfähigkeit bewahrt. Um einen unreifen Baratier zu erziehen, damit er im eilften Jahre gelehrte Abhandlungen über einen hebräischen Rabbi schreibe, im vierzehnten Magister der sieben freyen Künste, im sechszehnten Mitglied einer Academie der Wissenschaften, und im neunzehnten eine Leiche werde; dazu muß man selbst ein reifer Baratier, und dabey, was Wenige besitzen, von einer unermüdlichen Lehrhaftigkeit seyn; daher es denn auch von dieser Seite keiner besondern Warnung bedarf. Dagegen sitzt dieselbe eitle Thorheit in sehr verschiedenen Graden auf allen Stationen des Horebs der Erziehungskunst, und ihre Wirkung ist hier vielleicht um desto verderblicher, da dabey tausenderley Dinge, kurzsichtige Verwandte, schmeichelnde Hausfreunde, ruhmsüchtige Rectoren und Pädagogen der elterlichen Eitelkeit in die Hände arbeiten. Vielwisserey ist in unsern Zeiten

wohlfeil zu haben. Die Wissenschaft steht mit ihren sämmtlichen Waaren am Markte, und schon aus dem, was sie aus ihrem Schooße verzettelt, kann ein recht stattlicher Kindergarten aufgeputzt werden. Das ist nun eben so lustig als leicht, und es ist der mütterlichen Eitelkeit allenfalls zu verzeihen, wenn sie an dem kleinen, mit gelehrten Flittern beworfenen Engel ihre Freude hat, ohne daran zu denken, daß der Juwelenschmuck, den der Morgen auf das frische Gras der Wiese wirft, noch prächtiger glänzt, und doch so schnell zerrinnt. Dem Vater, der es besser wissen sollte, ist es schon weniger zu verzeihen. Gleichwohl begegnet man auf allen Straßen solchen Vätern, denen man, wenn ihr funfzehnjähriger Cicero die erste Prunkrede bey einem öffentlichen Schulactus perorirt hat, zurufen möchte: Stirb, Diagoras! jetzt bleibt Dir nichts mehr übrig! — oder Andern, die ihre Söhne, weil ihnen keine

solchen Lorbeerkränze zufallen wollen, mit den Dornenkronen bitterer Vorwürfe quälen. Liebe ist das nicht. Auch bloßer Irrthum ist es nicht. Es ist die Eitelkeit des Bildschnitzers, der die Kniebeugungen der andächtigen Einfalt vor dem Heiligen, den er gut oder schlecht ausgemeiselt und angestrichen hat, auf sich und seine Schnitzkunst bezieht.

Die Sache ist aber ganz und gar nicht lächerlich, sondern höchst ernsthaft. Wissen ist freylich gut; nützlich immer, und in tausend Fällen nothwendig; bey der Erziehung aber ist es nicht das Erste, sondern das Zweyte oder Dritte. Das Erste ist die Tüchtigkeit in allen Beziehungen; und alles Wissen und Lernen, was es auch immer für äußere Zwecke haben mag, ist bey der Erziehung zuerst auf die Tüchtigkeit zu beziehen. Ich habe bisweilen die Frage aufwerfen hören, wie es wohl komme, daß kein Rekrute, wie unbehülflich er auch zu

ſeiner Compagnie kömmt, nicht binnen wenigen Wochen Jegliches, was er braucht, tüchtig und ordentlich lerne, während bey denen, die zu den Wiſſenſchaften erzogen werden, gründliches Wiſſen ſo ſelten iſt. Die Antwort darauf gibt jeder Unteroffizier. Sein körperlicher Uebungs-Unterricht geht langſam, ſtufenweiſe, und nach einer feſten Methode; der geiſtige wird nur allzu oft ſprungweiſe getrieben. Die alte Fabel von dem Wettlaufe des Haſen und der Schildkröte ſollte in allen Stuben, wo gelehrt wird, angeſchrieben ſeyn, um die Eitelkeit des Lehrers zu zügeln, dem oft um nichts zu thun iſt, als zu zeigen, daß er Alles und noch etwas mehr weiß. Beſteigt nicht mancher mit ſeinem Zöglinge gleich in den erſten Stunden den Nachen einer Montgolfiere, um ihn in der Vogelperſpective zugleich die alte und die neue Welt, und die ganze Natur von der Ceder bis zum Yſop zu zeigen; ſo daß der Knabe, wenn er herunterkömmt,

nichts von Allem wieder erkennt, sondern verdutzt und verwirrt da steht, und Unsinn schwatzt.

Wo es also mit dem Wissen auf den schönen, oder eigentlich auf den prunkenden Schein angelegt ist, da wird erstlich aus dem Wissen nicht viel, und der Lernende, statt etwas aus sich herauszubilden, gewinnt nichts als die leere Einbildung von sich. Wer frisch und leicht seines Weges gehen soll, muß vor allen Dingen fest auf den Füßen seyn; und wer irgend ein Geschäfte zum Ziele führen, und dabey frohen Muthes bleiben will, der muß es recht anzugreifen wissen. Es hilft Dir dabey nichts, wenn die Leute Großes von Dir hoffen, und, weil Du etwa alle Theile eines Schiffes aus Rödings Wörterbuche der Marine zu nennen weißt, Dich für den Piloten halten, der das Fahrzeug durch Sturm und Wellen zum Hafen führen könne; denn wenn es zur Anwendung kömmt, wirst Du

bald zuerſt gewahr, wo Dich der Schuh drückt, und die Erwartung der Menſchen und ihre gute Meinung von Dir macht Dir angſt und bang. Da mußt Du denn, ſtatt alle Deine Kraft der Sache zuzuwenden, auf Mittel denken, den Schein zu erhalten; fremde Hülfe, Schleichwege aller Art, und allerley Lug und Trug. Wenn Du Dich aber auch auf dieſe Weiſe über dem Waſſer hältſt, ſo wächſt doch die innere Angſt immer größer; zu dem Bewußtſeyn Deiner Armſeligkeit, die Du Dir doch nicht geſtehen willſt, tritt das Mißtrauen, der Neid, und die Furcht vor Verräthern, und züchtigt ohn' Unterlaß Deine Eitelkeit. Dabey ſollſt Du nun aber doch zuverſichtlich und wohlgemuth ausſehen, während Dein Inneres die Mine Lüge ſtraft, wie wenn Einer, den das Fieber ſchüttelt, den Geſunden vorſtellen will. Es iſt aber ſelten, daß die Rolle durchgeſpielt werden kann. An die Ferſen des Glücks hängt ſich der Neid,

und wie der Blitz durch die festesten Mauern dringt, so durchdringt der Blick der Mißgunst alle Hüllen der Eitelkeit, und deckt das hohle, verworrene und zerrissene Innere auf. Wo ist ein Mensch, der immer auf seiner Hut wäre? und wenn es Einen gäbe, wird er darum glücklicher, wird er der Achtung würdiger seyn?

Mehr als Einen hab' ich gekannt, fuhr mein Vater fort, der es, bey guten und lobenswerthen Eigenschaften, nie zur Eintracht mit sich selbst, und also auch nie zur Zufriedenheit bringen konnte, bloß und allein, weil er, auf den Schein erzogen, der Tüchtigkeit ermangelte. Als ich zur Schule ging, saßen mir geraume Zeit zwey Knaben zur Seite, die auch außerdem meine Nachbarn waren; beyde Kinder rechtlicher Eltern, brave Jungen, und mir beyde lieb. Ich hatte, wie natürlich, mit beyden vielfältigen Verkehr; und wußte um Alles, was sie thaten, und wie es in ihrem Hause her-

ging. Der Nachbar zur Linken war der Sohn eines Rechnungsführers, eines ſtillen Mannes, der, wenn er ſeine Bücher zugeklappt hatte, mit Frau und Kindern einen Gang um die Stadt machte; jährlich einmal den Caffee in einem benachbarten Luſtwäldchen trank, und im Winter, bey ſchlechtem Wetter, mit einem Collegen eine Partie Toeadille um nichts ſpielte. Er war einer von den ehrenfeſten Geſchäftsmännern, wie ſie einem ſonſt öfter begegneten, die man nur zu ſehen brauchte, um zu wiſſen, daß ſie immer geradeaus gehn, weder rechts noch links um ſich ſchauen, und zufrieden mit ſich, und in ihrem Gott vergnügt, nichts verlangen, und nichts erwarten, als daß ein Tag dem andern gleiche, und der ſtille Strom des Lebens ſie ohne Unfall in den letzten Hafen führe. Sein älteſter Sohn war ihm, wie man zu ſagen pflegt, wie aus den Augen geſtohlen. Geſicht, Haltung, Gang, Sprache, Alles — bis auf

die ſchwarzen Augen, die er von der Mutter hatte — war wie bey dem Vater; und da ihm auch die abgelegten Kleidungsſtücke des Vaters zugeſchnitten wurden, ſo glaubte man in der That in dem kleinen Andreas den Herrn Kaſtenverwalter Thugut nach einem verjüngten Maaßſtab zu ſehn. Das gab denn nun wohl auch bey den Mitſchülern zu Neckereyen Anlaß; nachdem er aber an den Muthwilligſten die Kraft ſeiner Fäuſte gezeigt hatte, übrigens aber Niemandem etwas zu Leide that, ließen ſie ihn bald in Ruhe, und begnügten ſich, ihn, wenn er beym Spiel ihren Willen nicht thun wollte, den kleinen Kaſtenverwalter Thunichtgut zu nennen; ein Scherz, den er ſich auch ganz wohl gefallen ließ.

Der Nachbar zur rechten Hand war ein Sprachmeiſter. Dieſer Mann hatte als Knabe die gelehrte Schule durchlaufen, und ſchickte ſich an, auf die Univerſität zu gehn, als ſein Vater ſtarb und ihn hülflos ließ.

Da er ſich durch ein angenehmes Aeußere empfahl, bot ihm einer der auswärtigen Geſandten Dienſte an, und gebrauchte ihn zuerſt als Kammerdiener, dann als Schreiber, und oft als beydes zugleich. In dieſem Verhältniſſe ſah er die Hauptſtädte mehrerer Länder, und da er ein Mann von lebendigem Geiſte und leichter Auffaſſung war, hatte er, außer der Sprache mehr als eines Volkes, eine Menge von Kenntniſſen auf dem leichteſten Wege erworben, mit denen er ein recht angenehmer Geſellſchafter, wenn gleich nur ein mittelmäßiger Sprachmeiſter war. Der Sohn hatte die leichte Natur ſeines Vaters geerbt; faßte ſchnell, vergaß noch ſchneller, und indem er ſich bald auf dieſes, bald auf jenes Buch warf, und das, was er aus jedem gleichſam im Fluge erhaſchte, zur rechten Zeit anzuwenden wußte, galt er bey ſeinem Vater, den ſämmtlichen Hausgenoſſen und vielen andern Leuten für ein kleines Wun-

der, von dem man ſich, wenn er erſt anfinge zu ſtudiren, die außerordentlichſten Dinge verſprechen dürfte.

In der That ſchien Eduard, als er auf die Schule gebracht wurde, keinem ſeiner Mitſchüler nachzuſtehn, und vor den meiſten voraus zu eilen. Die Antworten gingen ihm raſch vom Munde; mit den aufgegebenen Arbeiten war er immer zuerſt fertig; er überſetzte ſchneller als irgend Einer von uns; und wenn er, wie nur allzu oft geſchah, das Rechte verfehlte, wurde dieß auf die Rechnung ſeiner natürlichen Lebhaftigkeit geſetzt. Wir Alle ſahen den neuen Mitſchüler mit Bewundrung, Mancher mit Neid an; und Andreas, der ſchon einer der ältern Inſaſſen der Claſſe war, wurde bey den glänzenden Erfolgen ſeines Nachbars ganz niedergeſchlagen. „Ja, wer Deinen Kopf hätte, ſagte er; Dir fliegt Alles nur ſo zu! Wie ſauer muß ich es mir werden laſſen, um etwas in den harten Schädel zu bringen!“

Allerdings war bey diesem sein Gang in den Wissenschaften, wie der Gang seiner Füße, langsam, aber fest. Er hatte den ersten Unterricht von seinem Vater erhalten, und dieser befolgte dabey den Grundsatz, den er auch immer im Munde führte, daß man mit Weile eilen müsse. Ihm gemäß hielt er seinen Andreas auf, wenn er, seiner Meinung nach, allzu schnell vorwärts wollte, oder nöthigte ihn, auf seinem Wege wieder umzukehren, wenn er zu leicht über die Schwierigkeiten einer Sache hinweggeeilt war. Wer schneller läuft, als er kann und soll, pflegte er zu sagen, der überstolpert sich leicht, und es fehlt ihm an Athem, wenn er ihn eben am nöthigsten braucht. Was Andreas am Morgen gelernt hatte, mußte er am Abend wiederholen. Am letzten Tage der Woche wurde die Summa des Erwerbs der ganzen Woche gezogen, und so wiederum am letzten Tage des Monats; denn Wiederholung, pflegte

er zu ſagen, iſt die Mutter des Studirens, und wer ein tüchtiger Mann werden will, muß, wie der Janus, immer zugleich vorwärts und rückwärts ſchauen. Ein Wanderer, ſagte er, muß auf den Weg Achtung geben, und auf Alles, was der Weg ihm zeigt, um im zweifelhaften Fall auf die rechte Weiſe fragen zu können. Aufmerken iſt bey allem Lernen das Erſte; feſthalten das Zweyte. Dem Unaufmerkſamen kannſt Du die Straße noch ſo genau beſchreiben, er geht doch irr, und wenn er Zeit und Kraft beym Herumlaufen zugeſetzt hat, kömmt er doch vielleicht zu ſpät, oder gar nicht an's Ziel. So geht es auch dem, der das, was er zu einem Geſchäfte braucht, nicht recht zu faſſen weiß. Er verliert die Zeit mit Probiren, und verdirbt vieles Zeug durch Faſeley und Unbehülflichkeit.

Der nach dieſen einfachen Grundſätzen betriebene Unterricht trug Frucht. Andreas ſchritt langſam und ſicher fort; was er

wußte, das wußte er gewiß: und weil er selten nöthig hatte, einen Fehler gut zu machen, gewann er nicht nur an Zeit, sondern, was viel werth ist, an Vertrauen zu sich selbst. Was ein so wohl begründetes Vertrauen sagen will, weiß Niemand, als wem es fehlt. Durch Täuschung kann es nachgeäfft werden, aber nur für Andre; sich selbst betrügt Niemand; und, bey aller scheinbaren Dreistigkeit, wird der Betrüger doch seine Furcht nicht los. Andreas war einem guten Landwirthe ähnlich, der sein beschränktes Grundstück mit unabläßigem Eifer bearbeitet; keinen, auch den geringsten Winkel nicht, unbenutzt läßt, und weil er die Tauglichkeit eines jeden Theiles kennt, jeden auf die rechte Weise anzubauen weiß; so daß er bald die Mittel gewinnt, sein kleines Besitzthum nach allen Seiten hin zu erweitern. Das Wichtigste aber bey dem Allen war doch das, was er für seinen Charakter gewann. Wie sein Wissen, so

war auch sein ganzes Wesen sicher und fest. Nie hatte er nöthig, sich mit fremden Federn zu schmücken, oder, dem Scheine nachzugehn. Alles war ächt und gediegen an ihm. Kein unwahres Wort ging über seine Lippen; kein Versprechen, das er nicht hielt; keine Behauptung, die er nicht zu bewähren wußte. Noch jetzt kömmt mir bisweilen im Schlaf das offne, ehrliche, rechtschaffne Gesicht meines wackern Andreas vor; ich höre dann seine Worte, und oft ist es mir beym Erwachen, als ob mir seine deutliche, etwas langsame Sprache noch in den Ohren tönte, und er, wie in unsern Schuljahren, zu mir sagte: Nun gute Nacht, Freund! Ich denke, wir haben jetzt das schwere Pensum rechtschaffen durchgearbeitet, und können nun mit gutem Gewissen zu Bett gehn.

Bey dem zweyten Nachbar, fuhr mein Vater fort, nahm Alles eine andre Richtung. Langsam zu gehn, war nun einmal

ſeine Sache nicht, ſo wenig als ſich auf Einen Gegenſtand ſo lange zu beſchränken, bis er ſich ſeiner bemächtigt hatte. Er war nicht in ſeinem Element, wenn er nicht Zehnerley an einem Tage treiben konnte, und am liebſten die allerverſchiedenartigſten Dinge. Unſer ehrenveſter Andreas Thugut, pflegte er dann in den Aufwallungen ſeiner Eitelkeit zu ſagen, iſt eben wie eine Gluckhenne, die auf Einem Eye brütet, und wenn ſie dreyßig Tage lang nicht von der Stelle gekommen, ein einziges armſeliges Küchelchen zum Vorſchein bringt. Er, fuhr er fort, habe ſich dagegen die Biene zum Vorbilde genommen, die von Blume zu Blume fliege, und noch mehr genieße als ſammle. — Zum Theil war dieſes Gleichniß paſſend genug; aber an der Stelle der Biene hätte der Schmetterling ſtehen ſollen; denn von dieſem bunten, gaukelnden Thier hatte er den leichten Sinn, ſo wie das anmuthige Weſen und

den unbesieglichen Hang zu zweckloser Geschäftigkeit. Freylich kam, so wie er in den Jahren und auf den Schulbänken vorrückte, sein Mangel an Tüchtigkeit immer mehr an den Tag; und da er doch die früher erregte Meinung auf alle Weise erhalten wollte, und dieses auf dem rechten Wege durch größere Anstrengung nicht vermochte, schlug er die Nebenwege verbotner Künste ein. Alle seine Mitschüler wußten, daß er fremde Hülfe benutze, und die Arbeiten Andrer den seinigen unterschob; auch das wurde bekannt, daß er die Gunst der Lehrer durch alle die kleinen Künste der Schmeicheley, mancherley Dienstleistungen und Benutzung ihrer Schwächen erkaufte. Dieses Bestreben gelang. Indem man das Gute, was wirklich in ihm lag, vergrößerte, sah man über seine Mängel hinweg, oder bedeckte, verbarg und schonte sie, um dem guten jungen Menschen nicht weh zu thun; wendete ihm auch wohl Vortheile

zu, die Würdigern gebührt hätten, und ihn über den Mangel der Achtung tröſteten, in den er bey ſeinen Mitſchülern fiel. Denn, ſo ſonderbar es ſcheinen mag, es iſt leichter, die Erfahrung der Bejahrtern zu täuſchen, als die treuherzige Jugend, die, unbeſtochen durch die Künſte des Scheins, ſchonungslos den Schleyer zerreißt, der die Lüge bedeckt, und ihre Achtung nur dem Verdienſte ſchenkt.

Je weſentlicher die Vortheile waren, welche Eduard von ſeinen kleinen Künſten zog, und je eifriger er ſie übte, deſto mehr artete ſein ganzes Weſen aus. Ohne innere Wahrheit, ohne Sicherheit und Halt; von dem unvertilgbaren Bewußtſeyn ſeiner Gebrechlichkeit auf der einen, von den Stacheln ſeiner Eitelkeit auf der andern Seite gequält, ohne feſte Richtung, ohne ein würdiges Ziel, glich er dem Fahrzeuge, das, mit bunten Flaggen und Wimpeln geſchmückt, aber ohne Ballaſt und Steuerruder, den

Winden und den Wellen Preis gegeben ist. Wir verließen die Schule zu gleicher Zeit; da sich aber seitdem unsre Wege nach verschiednen Seiten lenkten, kam er mir fast ganz aus dem Gesicht. Nach mehrern Jahren fand ich ihn wieder, auf einem Posten, der Alles zu bieten schien, was ein nach äußerm Glanze trachtendes Gemüth befriedigen möchte. Aber es war nicht so. Es war umsonst, daß er sich glücklich zu scheinen bemühte; seine Blässe, die Zeichen eines voreiligen Alters, und, wenn er sich bisweilen vergaß, sein Versinken in ein tiefes Schweigen, widersprach seinem Bemühn und seinen Versicherungen. Umgeben von Mißgünstigen, die jede seiner Schwächen belauerten, nützten ihm die Künste nichts, die ihm in andern Verhältnissen ausgeholfen hatten, wie verschwendrisch er sie auch immer anwenden mochte, und der mühsam zusammengesetzte Schein wurde schnell und schonungslos zerstört. Täglich erfuhr er

Kränkungen, welche alle Macht seiner Gönner nicht abwehren konnte; und da er keinen Schritt thun konnte, ohne Fallgruben zu fürchten, und da selbst die, welche er für seine Freunde hielt, ihn oft nicht besser als seine erklärten Feinde behandelten, oder sich doch in der Noth von ihm abkehrten, ward er in kurzer Zeit das Opfer seines schwachen Charakters und des Mangels an Tüchtigkeit, den seine Erziehung verschuldet hatte. Der bittre Unmuth, dieser Krebs des Herzens, der um desto tiefer und tödtlicher wüthet, je mehr ihn die Schminke eines heitern Angesichtes verbergen soll, zehrte ihn in wenigen Jahren auf, und erst nach seinem Tode trat die Fülle der Leiden, die er in seinem Innern gehegt und versteckt hatte, in vielen schmerzlichen Zügen in der trübseligen Gestalt hervor, die endlich nach langer Zeit, vor ihrem gänzlichen Zerfallen, wahr und aufrichtig seyn durfte. —

Und Andreas? fragte ich meinen Vater, als er schwieg.

Andreas, erwiederte mein Vater, blieb sich auch später in seiner kernhaften, kräftigen Weise gleich. Wie er das Muster eines guten Schülers gewesen war, so war er auch ein musterhafter Student; und es gereichte ihm nicht zum Nachtheil, daß er beym Fortschreiten auf den Wegen des Lebens und bey erweitertem Umgange etwas von der angeerbten Feyerlichkeit verlor. Da er immer in allem sein Thun ein bestimmtes Ziel vor Augen hatte; unverdrossen den Weg dahin verfolgte, und sich nicht eher ein zweytes setzte, bis er das erste erreicht hatte, so gelangte er, indem sich seine Kräfte durch Uebung und Jahre immer vermehrten, in nicht langer Zeit zu dem sichern Besitz vielfältiger, wohlgeordneter und zusammenhängender Kenntnisse, der dann wieder dazu beytrug, die Gediegenheit seines Charakters zu sichern, ohne

seiner Bescheidenheit Eintrag zu thun. Ich will bey dieser Gelegenheit bemerken, setzte mein Vater hinzu, daß ich die bescheidensten Menschen immer unter denen gefunden habe, die das gründlichste Wissen besaßen, und zwar in allen Classen, unter den Gelehrten wie unter den Künstlern und Handwerkern; die anmaßlichsten und aufgeblasensten aber unter denen, die, unbekannt mit dem Umfange ihrer Wissenschaft oder Kunst, das ganze Gebiet als Könige zu besitzen glauben, weil sie, wie die alten Seefahrer, ihr Wappen am Ufer aufgestellt haben. Andreas wußte und vermochte viel; aber er vergaß nie, daß dessen, was er nicht wußte, noch weit mehr war; und so überhob er sich seiner Kenntnisse nie. So gebildet und so gesinnt, fand er Ehre, Achtung, Wohlwollen und Zufriedenheit gleichsam von selbst. Bey der Rückkehr in die Heimath nahm er seinem alten Vater den größten Theil seiner Geschäfte ab, und und da ihm diese,

bey der Regelmäßigkeit, mit der er sie trieb, noch Zeit übrig ließen, um seine wissenschaftlichen Kenntnisse auf dieselbe Weise, wie bisher, zu erweitern, wendeten sich Leute der verschiedensten Art, wenn sie Belehrung nöthig hatten, um desto lieber an ihn, da er seine Belehrungen mit eben so großer Bereitwilligkeit als Bescheidenheit mittheilte. So geschah es denn, daß er täglich in der öffentlichen Achtung wuchs, und nach kurzer Zeit, ohne sein Zuthun, auf einen seiner würdigen Platz gestellt wurde. Er ward ein angesehener Mann; aber bey aller Ausdehnung seines Wirkungskreises und bey allem Einfluß, den er besaß, blieb er immer der ehrenveste, wahrhafte und zuverlässige Andreas Thugut, der er als Knabe gewesen war. Seine Kinder erzog er so, wie er selbst erzogen worden; und wie sie heranwuchsen, erkannte Jedermann, daß der wackre Vater in seinen Söhnen fortleben würde. Vor einigen Jah-

ren hat ihn Gott zu ſich gerufen. Ein zahlreiches Geſchlecht wohlverſorgter Söhne, blühender Töchter und Enkel umringte das Bett des Sterbenden, deſſen Blicke öfters den ganzen Kreis der Seinigen durchliefen, bald auf dem Einen, bald auf dem Andern ruhten, und ſich dann immer mit größerer Heiterkeit wieder zum Himmel wendeten. Kurz vor ſeinem Sterben nannte er noch Jeden bey Namen, ſagte ihm ein freundliches Wort, oder eine herzliche Ermahnung, oder einen Dank der Liebe. Als die Kraft des Lebens immer mehr in ihm erloſch, ſagte er mit einiger Anſtrengung: „Meine letzten Wünſche waren auf meine Kinder gerichtet. Sie ſind reichlich erfüllt worden. Ein ſanfter Tod iſt jetzt das Einzige, was mir zu wünſchen übrig bleibt.“ Und kaum hatte er dieſe Worte ausgeſprochen, als ſein Haupt kraftlos zurückſank, und der letzte Athemzug auf ſeinen Lippen zitterte. Der Tod hatte ſeine Miene nicht

verändert. Es war die Miene des heitern Ernstes, die er immer in seinen glücklichsten Stunden hatte.

* * *

Das Wesen des Menschen ist ein unerforschliches Geheimniß. Ich rede nicht bloß von den Räthseln des Herzens, die wohl noch Niemand vollständig aufgelöset hat: sondern von seiner ganzen Oekonomie, der äußern und innern. Ist nicht der Leib in allen seinen Theilen, in ihrer Bildung, Zusammenfügung und gegenseitigen Beziehung, das Werk einer so unaussprechlichen Kunst, daß aller menschliche Fleiß, seit Jahrhunderten, mit der Erforschung ihres Zusammenhanges rastlos beschäftigt, dennoch des Forschens kein Ende findet, geschweige denn, daß er die geheimen Federn entdeckt hätte, die den Mechanismus dieses unabläßig arbeitenden Baues in Bewegung setzen? Aber wie kurz ist die Dauer dieses Wunderwerkes der Natur! Nicht anders,

als ob ſie ſich eben nur am Hervorbringen bewundernswürdiger Werke erfreue, und ſich ihres Daſeyns nur in dem raſtloſen Schaffen bewußt werde, hat ſie nicht ſobald eines ihrer Wunder zu ſeiner möglichen Vollkommenheit gebracht, als ſie ſchon an ſeiner Zerſtörung arbeitet, und den Stoff deſſelben zu neuen Schöpfungen verbraucht. Und iſt es nicht eine höchſt räthſelhafte Erſcheinung, daß den irdiſchen Theil der menſchlichen Natur, nicht bloß in der Zeit ſeines erſten allmähligen Keimens, oder ſeines Verſinkens zur Ohnmacht, ſondern ſelbſt in der ſchönen Periode ſeiner vollſten Kraft, nie das Vorgefühl ſeiner letzten unvermeidlichen irdiſchen Beſtimmung verläßt? Oder entweicht wohl jedem jugendlichen Leibe, auch während ſeiner Blüthe, wenn ein raſches Blut durch ſeine Adern ſtrömt und jeder ſeiner Muskeln von Geſundheit ſchwillt, das Gefühl, daß der Tod ihm auf der Ferſe folgt, daß er in ihm und um ihm

iſt, ja daß dieſes ganze, ſchöne, menſchliche Gebäude nur dem Zerſtörer als Behauſung dient? Es iſt nicht die Erfahrung, es iſt nicht das Urtheil, das dieſes Gefühl erzeugt; es ſchlummert in dem bewußtloſen Theile des Menſchen eine unverkennbare Ahnung der Todesgefahr, die, durch jeden Schmerz geweckt, ſich oft ſchon bey der Annäherung des Schmerzes durch unfreywilliges Zurückweichen des bedrohten Theils zu erkennen gibt.

Dieſem entkräftenden und niederſchlagenden Gefühle ſteht in einem andern Gebiete unſrer Natur ein ganz verſchiedenes entgegen. Jenes geheime und unerforſchliche Weſen, von dem wir nicht zweifeln können, daß es den ſichtbaren Organismus in Bewegung ſetzt, eng mit ihm verbunden, und doch gänzlich von ihm verſchieden iſt; oft von ihm beherrſcht wird, nie aber das Bewußtſeyn ſeines Herrſcherrechts verliert, dieſes ſonderbare Weſen, das wir

unſer Ich nennen und doch nicht kennen, unterſcheidet ſich von dem Sichtbaren durch nichts ſo ſehr, als durch das Bewußtſeyn einer ſelbſtſtändigen und unabhängigen Kraft, vermittelſt der es die Auflöſung ſeines irdiſchen Lebensgenoſſen als etwas ihm Fremdes anſchauen und mit Ruhe erwarten kann. Dieſes Bewußtſeyn, durch keine von außen kommende Erfahrung unterſtützt, iſt das wunderbare und herrliche Geheimniß, durch das der Menſch ſeinen Vorzug vor dem Thiere, und ſeine Herrſchaft über die Welt behauptet; das der Kern und Mittelpunkt ſeiner edlern Natur iſt; durch das er Gefahr und Tod verachten, ja, der Vorſtellung deſſen, wovor ſein irdiſches Weſen ſchaudernd zurückflieht, mit Entzücken nachhängen kann. Ohne dieſes geheimnißvolle Bewußtſeyn eines ſelbſtſtändigen, von äußern Erſcheinungen und äußrer Gewalt unabhängigen Daſeyns, würde kaum das Opfer irgend eines gemeinen ſinnlichen

Genuſſes, geſchweige denn ein gefahrvoller Kampf für Recht und Wahrheit, ja, nicht einmal die Freude an einem ſolchen Kampfe Statt finden; der Menſch würde, von raſtloſer Todesfurcht gequält, nicht wagen, die ſcheuen Blicke zum Himmel aufzuheben, deſſen Erſcheinungen ihn nur ängſtigen könnten; ſondern, wie das Thier des Feldes, würde er in niedriger Armſeligkeit an dem Staube kleben, mit dem er ſich nach kürzerer oder längerer Zeit vermiſchen wird. Dann gäbe es keinen Muth der Gerechtigkeit und Wahrheit; ſelbſt die Liebe wäre nicht mehr; nur die feige Furcht und ekelhafte Begierden blieben zurück, und das kurze dumpfe Behagen nach ihrer Befriedigung. Nur das wunderbare Geheimniß unſrer höhern Natur zertheilt die Nacht, die den Menſchen umhüllt; dem Strahle der Sonne vergleichbar, der, wenn er ſich in dem Thautropfen ſpaltet und zu verlieren ſcheint, eben erſt recht herrlich und wun-

derbar wird. Aber auch in ſeinen höchſten Erſcheinungen bleibt es Geheimniß. Wer mag die Quellen aufdecken, aus denen das entſpringt, was wir Pflicht nennen, und was eben der Strahl iſt, der aus dem innerſten Weſen unſrer Natur, aus dem, was ihr Adel und ihr Vorrecht iſt, hervorgeht? oder wer mag die Erſcheinung erklären, daß die Erfüllung der Pflicht, die Vertheidigung des Rechtes und der Wahrheit, auch ſelbſt mit Gefahr der Vernichtung, durch die innere Geſetzgebung unſrer Natur ſo gebieteriſch gefordert wird, daß dem Ungehorſam gegen dieſes Geſetz, daß der wiſſentlichen Verleugnung der Wahrheit, wie nützlich ſie auch immer in äußern Beziehungen ſeyn möge, die Verachtung auf dem Fuße folgt? daß der Meineid, auch ohne Rückſicht auf Beſtrafung in einer andern Welt, unter allen Völkern verabſcheut; und ſelbſt die Todesgefahr — um geringere Nachtheile nicht zu erwähnen — nirgends

als eine vollgültige Rechtfertigung wissentlich verletzter Wahrheit angenommen wird?

* * *

Diese Gedanken, denen ich nicht die ganze Ausdehnung geben will, die sie gestatten, haben mich immer auf das lebhafteste beschäftigt, wenn ich nach der rechten Erziehungsweise geforscht habe, und ich bin jedesmal von Neuem mit der Ueberzeugung erfüllt worden, daß der Altar der Wahrheit der eigentliche Mittelpunkt der Stadt Gottes sey, zu deren Bürgern wir unsre Kinder erziehen sollen. Zu diesem müssen wir sie führen, sobald sie zu lallen anfangen; an ihm müssen sie ihre erste und letzte Weihe empfangen; und die Flamme, die auf ihm lodert, wird am Ende ihrer Laufbahn den dunkeln Pfad erleuchten, der zu den Sitzen der ewigen Wahrheit führt. Diese Religion ist allgemein und über die ganze Erde verbreitet; und mit welchem

Namen auch immer ein Volk ſeinen Gott nennen mag, und wie beſchränkt ſeine Vorſtellungen von dem höchſten Weſen ſeyn mögen, nie wird es ihm durch Trug und Lüge gefallen wollen. Auch zweifelt wohl Niemand, daß eine Religion um deſto erhabener und des heiligſten Weſens würdiger iſt, je weiter ſie ſich von Trug und Täuſchung entfernt hält.

Nur auf dieſen und auf keinen andern Grundſatz der ſittlichen Bildung weiſet uns Chriſtus hin, wenn er ſich den Weg, die Wahrheit und das Leben nennt, durch den man allein zu dem Vater gelange; denn das wahrhafte göttliche Leben des Menſchen iſt in der Sehnſucht und dem Streben nach Wahrheit enthalten. Da ich nun weiß, daß dieſe Sehnſucht nur ſelten befriedigt wird; daß es nur ſehr wenige Dinge gibt, die wir mit voller Ueberzeugung wiſſen, und ich dennoch wahrnehme, daß keine Erfahrung über die Ungewißheit

unſrer Erkenntniß jenes Verlangen mindern oder auslöſchen kann, ſo gibt mir gerade dieſes die allergrößte Hoffnung der Fortſetzung jenes Strebens in einem zweyten Leben jenſeit des Grabes, das uns, wenn auch nur allmählig und langſam, zu dem wahrhaften Lichte der rechten und unverfälſchten Erkenntniß führen wird. Daher ſcheint mir Gleichgültigkeit gegen Wahrheit nichts Anderes zu ſeyn, als eine ruchloſe Verachtung des Edelſten unſrer Natur, ein Verzichtleiſten auf das höchſte und herrlichſte unſrer Vorrechte; ſo wie mir ein ſophiſtiſches Spielen mit der Wahrheit, oder die Vertheidigung eines erkannten Irrthums nicht minder verdammungswürdig ſcheint, als eine Verletzung des heiligſten Gebotes. Ich bin deshalb überzeugt, daß das Streben einer guten Erziehung dahin gerichtet ſeyn muß, das Gemüth des Kindes zu einem Tempel der Wahrheit zu bilden. Ich meine damit nicht, daß man ihm nichts ſagen

und beybringen soll, was nicht sichere, unumstößliche, ausgemachte Wahrheit ist — wie wäre dieß möglich, da uns die Phantomen des Irrthums von allen Seiten umringen, und selbst bey Gegenständen, die den Verstand der größten und geistreichsten Menschen seit Jahrhunderten beschäftigt haben, ein Tag den andern belehrt, widerlegt und berichtigt? — sondern daß man in seinem Innern die Liebe zur Wahrheit so befestige und ausbilde, daß sie sein ganzes Wesen durchdringe. Dieses ist nicht schwer, so lange das Kind unter der Obhut der Mutter in den einfachen Verhältnissen zu seinen Eltern und Geschwistern steht. Das kindliche Gemüth ist von Natur aufrichtig, wahr und offenherzig; es weiß nichts von Verstellung und Heucheley; es stößt die Lüge mit Unwillen von sich; und der namenlose Zauber, der in der offenen Gestalt, in dem hellen Blick, in den treuherzigen Aeußerungen der Kinder liegt, hat er wohl eine an-

dere Quelle, als unsre Freude an der aufrichtigen, crystallhellen Wahrheit ihres Innern, die uns aus ihren klaren Augen anzulächeln scheint? Mit dieser Mitgabe setzte Gott den Menschen in das Paradies; mit ihr läßt er jeden neuen Bürger der Welt diese Erde betreten; mit ihr ist das Eden der Kindheit ausgestattet; durch sie geht der Mensch in das Himmelreich ein nach Christi Ausspruch: Wenn ihr nicht werdet wie diese Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.

Als ich einstmals diesen Gedanken in einem Gespräche über Erziehung gegen eine Freundin äußerte, sagte diese darauf: Ich erkenne das Schöne einer so reinen Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit willig an; aber ich fürchte, daß es zu den Träumen von dem goldenen Weltalter gehört, das sich in einer geßnerischen Idylle oder sonst so sonnenklar ausnimmt, aber in der Welt so wenig als Utopien oder Eldorado zu finden

iſt. Ich liebe es ſehr, wenn meine kleinen Mädchen Alles gegen mich herausſagen, und mir Alles vertrauen, was ſich in ihrem kleinen unſchuldigen, ahnungsloſen Herzen regt; aber ſie ſind nicht immer unter meinen Augen; ſie ſind nicht immer allein bey mir; und in welche entſetzliche Verlegenheiten können Eltern kommen, wenn ſich ihre Kinder in Andrer Gegenwart ſo ohne allen Rückenhalt der Aufrichtigkeit hingeben, die uns unter vier Augen entzückt! Ich leugne nicht, fuhr ſie fort, daß mich dieſe Rückſicht in einen großen Widerſpruch mit mir ſelbſt bringt, und daß ich mich für verpflichtet halte, den Ermahnungen zur Wahrheit, von Zeit zu Zeit einige Vorſichtsmaaßregeln und Einſchränkungen beyzufügen. —

Einſchränkungen, ſetzte ich hinzu, die Ihren Ermahnungen ungefähr folgende Geſtalt geben: Ihr müßt immer die Wahrheit ſagen, Kinder! aber bey Leibe nicht

immer. — Oder auch so: Ihr dürft nie lügen; wenn es sich aber nicht anders schicken will, müßt Ihr lügen, nur eben nicht mehr als nöthig ist.

Meine Freundin lächelte: Es ist allerdings fast so, ich kann es nicht leugnen; aber wie soll man es machen in dieser argen Welt? Soll man die Kinder reden lassen, wie sie in ihrem Unverstande Lust haben, und sich durch diese Nachsicht vielleicht tausenderley Verdruß und Feindschaft zuziehen?

Da ich nicht zweifeln kann, daß mehr als eine Mutter mir dieselbe Einwendung machen wird, so will ich ausführlicher darüber sprechen. Hier setze ich nun zum Voraus, daß, wenn die Welt arg ist, uns dieses unmöglich ein Recht geben, oder wohl gar die Verpflichtung auflegen kann, auch arg zu seyn, oder, wie das Sprichwort sagt, mit den Wölfen zu heulen. Es gibt ganz gewiß nur sehr wenige Eltern —

wenn es deren überhaupt gibt — die nicht wünschen sollten, daß ihre Kinder wenigstens in einigen Dingen besser werden möchten, als sie selbst; wie vielmehr müßten sie vor dem Gedanken erschrecken, sie durch bedenkliche Lehren und Grundsätze dem Strome des Verderbens Preis zu geben! Gesteht man also zu, daß wir zur Wahrhaftigkeit verpflichtet sind, so ist jede Lehre der Klugheit, die der Lüge die Hinterthür öffnet, und den Hausbesitz der Wahrheit gefährdet, gerade so lobenswerth, als wenn ein Richter zu sich sagt: „Gerecht seyn ist, ich weiß es, meine erste Pflicht; sie ist heilig und unverletzlich; doch darf ich mir wohl in den Fällen, wo mir strenge Gerechtigkeit Haß und Feindschaft zuziehen könnte, eine kleine Abweichung von dem geraden Wege verstatten.“ Ich weiß wohl, daß in diesem und in vielen andern ähnlichen Fällen, die Dissonanz der Lehre und der That ganz gewöhnlich ist; daß der Sa-

tan des Eigennutzes, der Furcht, der Begierde über jedes der zehn Gebote so viele Beschränkungen, Ausnahmen, Bedingungen, mögliche Fälle und casuistische Auslegungen schreibt, daß von dem Gebote selbst kein Wort mehr zu lesen ist; daß die Mutter, mit der treuherzigsten Unbefangenheit, das, was ihre Lehre am Morgen aufbaut, am Abend durch die That gründlich zerstört; und daß der Vater, ohne daran zu denken und ohne es sich bewußt zu seyn, der unaufhörliche und siegreiche Opponent der Lehren seines Informators oder auch seiner eigenen ist; und daß eben darum so wenig aus den meisten Erziehungen wird, weil die Eltern Alles an ihre Kinder wenden, nur ihr eignes Beyspiel nicht. Ich weiß dieses Alles, und habe es oft genug gesehen; aber diese Erfahrungen sollen mich doch nicht bewegen, meine Grundsätze aufzugeben, oder die Rechtgläubigkeit meines Erziehungs-Catechismus einer jesuitischen Casuistik Preis zu geben.

Aber wie? sagte jene Freundin, soll man die Kinder reden lassen, wie sie wollen, und sich durch ihr Geschwätz in Verlegenheit setzen?

Ich antworte hierauf: Diese Gefahr ist nicht so groß wie sie scheint, und oft nur eingebildet. Vieles, wo nicht Alles, was in dem Munde eines Erwachsenen beleidigend seyn würde, wird dem Kinde ohne Bedenken verziehen, wenn das, was es sagt, aus *seinem* Herzen kömmt. Aber nur allzu oft sind die Reden der Kinder eben nur der Wiederhall von den Aeußerungen der Eltern, was sich denn auch selten verbirgt, und eben deshalb nicht verziehen wird. Wenn aber in diesem Falle die Eltern, wie billig, die Schuld ihrer eignen Unvorsichtigkeit büßen, soll man darum den Kindern das unverzeihliche Unrecht anthun, die Grundsätze der Erziehung verkehrt zu stellen? — Ich behaupte aber darum keineswegs, daß man die Kinder reden lassen soll, wie sie wollen und Lust haben. So

wie mir Vieles in der Erziehung der heutigen Welt mißfällt, so auch, daß man den Kindern gestattet, ja sie auffordert, sich in die Gespräche der Erwachsenen zu mischen. Von selbst sind die Kinder selten dazu geneigt; sie beschäftigen sich lieber allein oder mit ihren Altersgenossen; aber wenn man ihre Eitelkeit reizt, ihre sogenannten Einfälle belacht, oder sich an ihren naseweisen Antworten ergötzt, so hat man — an kleinen Mädchen insbesondre — sehr bald höchst überlästige Gesellschafter, die durch ihr endloses Geschwätz die arme Mutter, für einen kurzen Genuß, mit mannichfaltigen Verlegenheiten ängstigen. Willst Du diesem Uebel entgehen, so gewöhne Deine Kinder an Zurückhaltung gegen Bejahrtere — was auch zu vielen andern Dingen nützt, und laß sie nie die Achtung vergessen, die sie Erwachsenen schuldig sind. Diese Achtung muß bey den Eltern anfangen. Verstatte daher Deinen Kindern nie, Dich im Reden

zu unterbrechen; nie gegen Deine Befehle zu ſtreiten, oder ihre Einwendungen anders als mit Beſcheidenheit vorzutragen. Niemand mag einen Erwachſenen dulden, der in Alles ſpricht, Alles beſſer weiß, und nichts, was ihm einfällt, zurückhalten kann. Ein weiſer Mann des Alterthums übte ſeine Schüler vor allen Dingen im Stillſchweigen; und es gibt wohl ſchwerlich einen Menſchen in der Welt, der nicht mit einem andern Philoſophen ſagen könnte, daß ihn nie das gereut, was er zurückbehalten, oft aber das, was er geſagt habe. Setze daher Deine Kinder frühzeitig in den Stand, dieſe Reue entbehren zu können; ſie werden es Dir in reifern Jahren Dank wiſſen; auch Deine Freunde werden es Dir Dank wiſſen, wenn Du Deinen Kindern nicht geſtatteſt, ſie mit ihrem kindiſchen Geſchwätz zu ermüden, ihre Weisheit auszukramen, oder ihren Witz an ihnen zu üben. Dann wirſt Du auch nicht nöthig haben, ihre

treuherzige Wahrheitsliebe zu fürchten, oder durch indirecte Empfehlung der Lüge die Lehre der Aufrichtigkeit aufzuheben oder verdächtig zu machen.

* * *

Es gibt zwey Hauptfehler bey den Eltern, die auf ihre Erziehungsweise verderblich einwirken; der eine ist die Eitelkeit, die nicht den innern Menschen, sondern den äußern bearbeitet, und sich mit dem glänzenden Scheine begnügt; von diesem habe ich zur Genüge gesprochen; den andern scheue ich mich fast zu nennen, weil er sich in einen schönen und heiligen Namen hüllt. Es ist aber dennoch wahr, daß das, was viele Eltern Liebe nennen, diesen Namen ohngefähr mit demselben Rechte verdient, wie der Götzendienst des kindermordenden Moloch den Namen Religion. Die wahrhafte mütterliche Liebe thut Alles, was das Kind bedarf und ihm nützt; die falsche und unächte, was es will und ihm angenehm

iſt. Jene will einen geſunden Baum erzielen, der künftig einmal — für Andre — geſunde Früchte trage; dieſe will vor allen Dingen Blüthen ſehn, mit denen ſie ſich ſelbſt ſchmücken will. Denn dieſe Liebe verfälſcht den Strom, der rein und lauter aus dem Herzen der Natur quillt, durch Selbſtſucht; und wenn ſie ſich auch den Kindern zu opfern ſcheint, ſo erzielt ſie doch eigentlich nur das Gegenſeitige von den Kindern, und dient ihrem Abgotte um ſchnöden Lohnes willen. Ich habe ſolche Mütter gekannt, die eine wahre Unerſättlichkeit in der Liebe zu ihren Kindern hatten; alle Genüſſe und Freuden auf ſie häuften, und dann doch klagten, daß ihre Kinder ſie nicht genug liebten. Es war ihnen nämlich nicht genug, daß die Kinder ihren Willen thaten in dem, was recht war; ſie verlangten unaufhörlich Erwiederung ihrer Liebkoſungen, und thätige Aeußerungen der Zärtlichkeit. Die nächſte Folge davon war, daß ſich die

Kleinen der Heucheley befleißigten. Wenn sie etwas für sich erhalten wollten, waren sie mit den verlangten Liebkosungen und Schmeicheleyen gleich bey der Hand; und was sie auf diesem Wege nicht erhalten konnten, erzwangen sie durch Trotz. Ganz gewöhnlich schlug dann die gehoffte Dankbarkeit in Gleichgültigkeit, oft in schreyenden Ungehorsam aus. Eine solche liebetrunkene Mutter sagte mir einstmals in Gegenwart ihres Knaben: Ich habe gar keine Gewalt über ihn; er thut nie, was ich will, ob ich ihm gleich Alles zu Liebe thue. — Eines folgt aus dem Andern, antwortete ich. — Ja, sagte sie, was soll ich thun? ich habe den Schelm gar zu lieb. — Und hört man nicht alle Tage solche Herausforderungen der Liebe an die Kinder, die nie etwas von ihren Müttern bekommen, ohne daß diese fragen: Hast Du mich nun auch recht lieb? Oder, wenn das Kind die empfangene Gabe ohne Weiteres ge-

nießt, und ſich nicht um die Geberin kümmert: Nein, Du haſt mich doch auch gar nicht ſo lieb, wie ich Dich! — und was dergleichen Aufforderungen zur Heucheley mehr ſind, die, wie ſie aus ſchwächlicher Selbſtſucht entſtehn, auch frühzeitig den Keim derſelben Schwäche in das Gemüth des Kindes legen.

Die gütigſte und edelſte Mutter, ſo wie die reichſte und glücklichſte, iſt ohne Zweifel die Natur. Sie erzeugt, nährt und erhält eine zahlloſe Menge von Weſen; Weſen der mannichfaltigſten Art, und ihr alle gleich lieb. Nie raſtet ihre Liebe; ſie häuft That auf That, ohne Forderung der Vergeltung, ja ſelbſt ohne den Dank ihrer Kinder in Anſpruch zu nehmen. Der einzige Lohn, den ſie zu erwarten ſcheint, iſt ihr Gedeihen; und daß ſie ſich dieſes Gedeihens freut, gibt ſie durch den fröhlichen Eifer kund, mit dem ſie es fördert. Sollte nicht die mütterliche Liebe eben ſo thun?

Sollte ſie nicht auch den Kindern das Beyſpiel von Opfern und Entſagungen geben, die keinen andern Lohn fordern, als die Freude an dem Gelingen ihrer Mühe? Wird ſie darum des Dankes gänzlich entbehren? Gewiß nicht. Wie aber alle Liebe eine freye Gabe ſeyn will, ſo wird ſich auch die Liebe der Kinder deſto inniger zeigen, je weniger ſie gefordert wird. Bey den Alten war die Beſchützerin der Ehen und die Ernährerin der Kinder eine ſtrenge und ernſte Göttin; und die Jünglinge, deren Namen unſterblich geworden, weil ſie die prieſterliche Mutter zu dem Tempel jener Hera zogen, waren gewiß nicht mit dem Naſchwerk ſchmeichelnder Liebkoſungen auferzogen worden. Ein Tag des Dankes genügte, und vergalt der Mutter die Sorge mancher Jahre durch den reichlichſten Lohn. Denn wer auf dem langen Wege die Mühe der Jünglinge ſah, bewunderte ſie, und pries die Mutter glücklich, die ſie geboren

hatte. Einen andern Dank darf keine Mutter fordern; und jene Spartanerin, die einer eiteln und reichgeschmückten Frau keinen andern Schmuck aufzuweisen hatte, als ihre wackern Söhne, hegte gewiß in diesem Augenblicke ein beseligenderes Gefühl, als ihr alle Liebkosungen schmeichelnder Kinder hätten gewähren können.

Der feindseligste Haß einer Stiefmutter, wie man sie jetzt wohl kaum noch findet, könnte nicht verderblicher wirken, als eine Liebe, welche die Kinder zu Tyrannen der Eltern erzieht, und, weil alle Tyranney in sich kraftlos ist, ihnen Kraftlosigkeit und Schwäche als sicheres Erbtheil mit auf den Weg des Lebens gibt. Ein solcher Zögling thörigter Liebe wird nicht sobald in das Leben treten, als er auf Widerstand stößt und zu seinem Erstaunen gewahr wird, daß sich weder die Macht der Verhältnisse, noch der Wille andrer Menschen vor seinem Willen beugt. Ohne Schonung nimmt das Leben den Verzärtel-

ten in die Schule, und er empfängt durch rauhe Hände die Zucht, die ihm im Vaterhause nicht zu Theil geworden ist. Manchen fehrt dann der Unmuth auf; und die thörigte Liebe, die den Weg des Knaben ebnete, und ihn auf den Händen trug, damit sein Fuß nirgends anstieß, wird nun die Mutter der Unzufriedenheit, des Hasses der Menschen und des Grolls gegen Gott und Welt, oft auch gewaltthätiger Handlungen und des Selbstmordes. Die Eltern sehen die Noth, in der sie ihn gestürzt haben, und klagen wohl auch über das harte Loos des von ihnen Verwahrloseten, und hadern mit dem Himmel, statt mit sich selbst. Oft auch kehrt sich sein feindseliges Gemüth gegen die Eltern selbst, von denen er, wie in den Jahren der Kindheit, Opfer zu fordern fortfährt, und die jetzt vielleicht nichts mehr haben als Thränen, die auf einen harten, unfruchtbaren Boden fallen. Möchten darum doch alle Eltern auf die Lehre

merken, die ihnen Jesus Sirach gibt: „Wer sein Kind in der Zucht hält, der wird sich sein freuen. Wer aber seinem Kinde zu weich ist, der erschrickt, so oft es weint. Zärtele mit Deinem Kinde, so mußt Du Dich hernach vor ihm fürchten; spiele mit ihm, so wird es Dich nachher betrüben. Laß ihm seinen Willen nicht in der Jugend; beuge ihm den Hals, auf daß es nicht halsstarrig und Dir ungehorsam werde."

* * *

Von den zahlreichen Erfahrungen meines Lebens, die den Ausspruch des weisen Sirach bestätigen, will ich hier nur die Geschichte einer Familie niederschreiben, die durch verkehrte Kindererziehung zu Grunde ging. Der Vater war ein brauchbarer Geschäftsmann, arbeitsam, karg, von wenig Bildung und schwachem Charakter; die Mutter, eine Frau von Geist und mannichfaltigen Kenntnissen, aber launisch, heftig und ohne Maaß in Liebe und Haß. Zwey Kna-

ben und eine Tochter waren die Frucht dieſer Ehe; jene blond und ſchwächlich, das Mädchen von kräftigerer Natur und brünett. Die Mutter hatte ihr ganzes Herz den Söhnen zugewendet; der Vater zog die Tochter vor, und Beyde wetteiferten mit einander in jener verkehrten Liebe, die ich vorhin beſchrieben habe. In den erſten Jahren ſchien dieſes Uebel nicht groß; aber die Spaltung erweiterte ſich mit dem Fortgange der Zeit, ſo daß allmählig die Vorliebe für den einen Theil in eine unnatürliche Feindſeligkeit gegen den andern ausartete. Der Streit hierüber nahm kein Ende, und da er meiſt in Gegenwart der Kinder ſelbſt, und faſt immer mit Erbitterung geführt wurde, ſo konnte es nicht fehlen, daß in den Augen der Kinder alle Achtung gegen die Eltern erloſch, und dieſen für alle Beweiſe ihrer Zärtlichkeit kaum etwas Anderes als die Anhänglichkeit des Eigennutzes zu Theil wurde. Die Knaben,

welche täglich hörten, daß ſie ihrer ſchwachen Geſundheit wegen mit der zarteſten Schonung behandelt werden müßten, unterließen nicht, dieſe Bemerkung gegen jede Anſtrengung zum Guten, die ihnen zugemuthet wurde, geltend zu machen, während ſie zu den ausgelaſſenſten Spielen immer reichliche Kraft in ſich fanden. Der Erfolg war, wie man erwarten kann. Die Knaben wuchſen in aller Unſitte heran, ohne etwas zu lernen; und als die Zeit kam, wo ſie einen Stand wählen ſollten, wählte der Aeltere den Reiterdienſt, der Jüngere die Landwirthſchaft; Beyde mit der einzigen Rückſicht auf die Ungebundenheit, die ihnen die erwählte Lebensweiſe zu verſprechen ſchien. Kaum aber waren die kurzen Honigwochen des neuen Standes vorüber, als ſich ihre ſchlimmen Gewohnheiten, ihre Trägheit, ihr Hang zu ſchlaffem Müßiggange, ihre Unverträglichkeit und Unordnung geltend machten, und ſie anfin-

gen zu bemerken, daß das, was sie als Ergötzung betrachtet hatten, ein Geschäft, und oft ein sehr lästiges Geschäft war. Der Aeltere wurde nun oft, bald wegen Vernachläßigung des Dienstes, bald wegen anderer Ursachen gestraft; und da er die Schuld seiner Unfälle nie in sich selbst, sondern überall, wo sie nicht lag, suchte, vertauschte er, jedesmal mit großem Verluste und neuem Aufwande, einen Dienst mit dem andern, ohne je weiter zu kommen. Der jüngere wurde nach nicht langer Zeit als unbrauchbar zurückgeschickt; und da er durch den ersten Versuch den Geschmack an der Landwirthschaft verloren hatte, folgte er dem Beyspiele seines Bruders, und wurde Soldat. Von dieser Zeit an lastete doppelte Sorge auf der unglücklichen Mutter, die jedem Posttag mit Bangigkeit entgegensah, und, während andere Mütter sich der Nachrichten von entfernten Kinder erfreuen, die Briefe der ihrigen immer mit zitternden

Händen empfing. Was sie auch thun mochte, ihrem Manne die Vergehungen seiner Söhne zu verheimlichen, Vieles wurde ihm dennoch offenbar; und immer wendete sich dann sein Zorn von den Abwesenden auf die gegenwärtige Mutter, die er, als die Quelle alles Unglücks, mit Vorwürfen überschüttete. An ermahnenden, strafenden und flehenden Briefen der Mutter fehlte es freylich jetzt auch nicht; aber was konnten diese helfen, da der Acker, auf den sie ihren guten Samen streute, nicht zu seinem Empfange bereitet war? Schrieb doch der Aeltere einstmals, als er, statt einer geforderten Anweisung, Ermahnungen zur Ordnung und Sparsamkeit erhielt: „Diese Predigten kämen jetzt zu spät. Seine Schulden könne er nicht mit wohlklingenden Lehren bezahlen.“ Und der Jüngere, welcher von etwas weicherm Gemüthe war: „Sie solle doch bey der Noth, in der er stecke, ihr mütterliches Herz befragen, das gewiß

Rath zu ſchaffen wiſſe. In ihrem warnenden Briefe höre er nur den Wiederhall der Geſinnungen ſeines Papa, der lieber mit Ermahnungen als Gelde bezahle.“ Solche bedängſtigende Forderungen kamen oft. Im Anfange wurden ſie durch die mütterlichen Erſparniſſe befriedigt; dann durch erborgtes Geld. Bald aber fanden ſich keine Freunde mehr, die aushelfen wollten; einige ihrer Gläubiger wendeten ſich an den Mann, und dieſer fand in ſeinem Zorn keinen andern Rath, als daß er eine öffentliche Warnung erließ, weder ſeiner Frau, noch einem der Seinigen, ohne einen ausdrücklichen Conſens, irgend etwas, ſey es Geld oder Geldeswerth, zu leihen. Damit war freylich die Quelle des einen Uebels verſtopft; aber die Forderungen der Söhne hörten deshalb nicht auf. Als nun die Mutter Alles verkauft hatte, was ſie heimlich verkaufen konnte, erhielt ſie, ſtatt des Dankes, von dem ältern Sohne die Antwort, daß,

was ſie geſendet, reiche nicht aus; ſie möchte das Aeußerſte thun, wenn ſie nicht hören wolle, daß er einen verzweifelten Entſchluß gefaßt habe. Außer ſich vor Beſtürzung und Angſt, will ſie ſich ihrem Manne zu Füßen werfen und ſeinen Beyſtand anflehen; aber da ſie in ſein Zimmer tritt, findet ſie ihn, mehr einem Todten als einem Lebenden gleich, auf dem Sopha lehnend; neben ihm einen Brief des Majors, unter dem der jüngere Sohn ſtand, mit der Nachricht, daß dieſer unverbeſſerliche junge Menſch ſein ſchlechtes Betragen dadurch gekrönt habe, daß er einem ſeiner Cameraden, nachdem er ihn betrunken gemacht, ſeine Börſe entwendet habe. Nicht lange überlebte die unglückliche Mutter dieſen Tag der Beſtürzung. Der Verbrecher entrann zwar dem Gefängniſſe; da ihm aber die entehrende Caſſation nachfolgte, floh er mit ſeinem Bruder, den die Schulden erdrückten, über das Meer. Was nachher aus

ihnen geworden, ist nicht bekannt. Die Gerüchte, die über sie umliefen, stimmten nicht überein; alle aber wiesen auf ein ehrloses Leben und einen schmählichen Ausgang hin.

Minder unglücklich war das Loos der Tochter, wenn schon traurig genug. Zu ihrem Glücke hatte sich eine Pathe, die in einer entfernten Gegend wohnte, eine verständige und gottesfürchtige Frau, bey einem Besuche in der Heimath von der Verworrenheit überzeugt, die in diesem Hause herrschte, und glaubte sich in ihrem Gewissen verpflichtet, was sie vermöchte, zur Rettung ihrer Pathe beyzutragen. Sie bat um die Erlaubniß, das zwölfjährige Mädchen auf einige Zeit mit sich zu nehmen; und als sie diese erhalten hatte, unterließ sie nichts, das verzogene Kind auf den rechten Weg zu bringen. Diese Mühe war nicht gering. Nicht an Ordnung und Regelmäßigkeit gewöhnt, eigenwillig, reizbar

und naseweis, widersetzte es sich im Anfange jeder Zucht, murrte, trotzte, stellte sich krank, und verlangte mit Ungestüm nach Hause zurück. Da die Erfüllung dieser Forderung nicht sogleich möglich war, sondern von einer Woche zur andern aufgeschoben wurde, der fromme Eifer der Pathe aber nie ermüdete, gewöhnte sich das Mädchen allmählig an seine neue Lage, legte einen Theil seiner Unarten ab, und milderte diejenigen, die nicht ganz ausgerottet werden konnten. Nach dem Tode der Mutter wurde sie von ihrem Vater zurückgenommen, der, zugleich von Gram und Alter gebeugt, ihrer Hülfe bedurfte. Der Zustand, in dem sie ihn wiederfand, erweckte in ihrem Herzen die Erinnerung an alle Liebe, die er ihr als Kind erwiesen, und an allen Verdruß, den er um ihretwillen erduldet hatte; und unter den Thränen, die sie bey dieser Erinnerung vergoß, gelobte sie Gott, alle ihre Kraft der Pflege ihres Vaters zu wid-

men. Sie erfüllte diesen Vorsatz mit der größten Gewissenhaftigkeit, so schwer es ihr auch immer gemacht wurde. Die Zeit war längst vorbey, wo Alles, was sie that und sagte, den bethörten Vater entzückte; mit dem Widerstreben, das ihn damals gereizt und seine Liebe geschärft hatte, war auch ein großer Theil dieser Liebe selbst abgestorben; er tadelte sie jetzt noch öfterer ohne Grund, als er sie damals ohne Grund gelobt hatte, und er sparte jetzt die Scheltworte weniger, als damals die Liebkosungen. Auch die ihm eigenen Fehler traten jetzt stärker hervor. Sein Mangel an Bildung artete in Rohheit aus; seine Kargheit in Geiz; seine Schwachheit in Launenhaftigkeit. Die Tochter ertrug Alles, verbarg, was sie nicht ändern konnte, und milderte, was sich nicht verbergen ließ. So vergingen mehrere Jahre, eines immer trauriger als das andere. Einem jungen, liebenswürdigen Manne, der sich um sie bewarb, und

den sie lange im Stillen geliebt hatte, entsagte sie, weil sie ihren Vater hätte verlassen müssen, und aus demselben Grunde schlug sie mehr als ein vortheilhaftes Anerbieten als Erzieherin aus. Endlich starb ihr Vater. Der Rest seiner Habe fiel den Gläubigern zu, und da ihr Erbtheil zu ihrer Erhaltung nicht genügte, kaufte sie sich in ein geistliches Stift ein, wo sie nach wenigen Jahren starb, theils aus Gram über ihre unglückliche Liebe, theils an den Folgen der kummervollen Zeit, die sie ihrem Vater gewidmet hatte.

* * *

Mit der selbstsüchtigen Elternliebe, die die Liebe in den Herzen der Kinder austrocknet, und nichts hervorbringen kann, als das, was sie selbst ist, Selbstsucht und Schwäche, hängt auch die Forderung mancher Eltern zusammen, daß die Kinder durchaus kein Geheimniß vor ihnen haben, sondern alle ihre Gesinnungen und Gedan-

ken, ihr Thun und Laſſen, ihre Vorſätze und ihre Reue, mit der Aufrichtigkeit eines Sünders im Beichtſtuhle, enthüllen ſollen. Es iſt auch dieß eine der pädagogiſchen Forderungen, die erſtlich nicht durchgeſetzt werden kann, und, wenn ſie zur Erfüllung gebracht wird, nicht zur Aufrichtigkeit, ſondern zur Heucheley führt. Es gibt keine Verpflichtung, das Unmögliche zu thun; unmöglich aber iſt es für das jüngere Geſchlecht, über die Kluft, welche Alter und Verhältniſſe bilden, hinwegzuſpringen. Eine der zarteſten und edelſten Pflanzen in dem kindlichen Gemüthe iſt die fromme Scheu vor den Eltern und denen, die an der Stelle der Eltern ſtehn. Wie die Mimoſa zieht ſie ſich vor jeder Betaſtung zurück; bey wiederholten Verſuchen ſtirbt ſie ab, und mit ihrem Leben entflieht einer der heiligſten Schutzgeiſter der Tugend und Frömmigkeit. Was kann die Folge der Forderung eines ſolchen Vertrauens ſeyn? Wollt

Ihr das Euch gebeichtete Vergehen nach den beſtehenden Hausgeſetzen ſtrafen, ſo lehrt Ihr das Kind, Euch künftig zu hintergehn, und ein Geheimniß, das ihm unerfreuliche Züchtigungen zuzieht, beſſer zu verwahren; das heißt, Ihr vernichtet das Vertrauen, das Ihr eben der kindlichen Bruſt einimpfen wollt. Oder Ihr ſeyd mit der offenherzigen Mittheilung zufrieden, und enthaltet Euch der ſcharfen Rüge; ſo lauft Ihr die größte Gefahr, Euer Kind auf der einen Seite gleichgültig gegen Vergehungen und Sünden zu machen, auf der andern, ihm ſtatt der himmliſchen Aufrichtigkeit, die ſelbſtſüchtigſte Klugheit anzulernen. Das gilt von Verirrungen und Fehlern. Nicht beſſer iſt der Erfolg, wenn Ihr von dem Guten, was Euer Kind denkt und thut, vertrauliche Mittheilungen fordert. In einem zarten Buſen verbirgt ſich das Gute faſt mit noch größerer Scheu, als das Böſe. Zerreiße den Schleyer, der

das innere Heiligthum verhüllt, und Du entweihst die Tugend selbst, und setzest leicht an ihre Stelle das Götzenbild prahlenden Hochmuths. Ist es nicht schon schlimm genug, daß in diesem Zeitalter, weniger der Oeffentlichkeit, als der öffentlichen Blätter, die Zeitungsschreiber jeder lobenswerthen That die papierne Krone des eitelsten Ruhmes aufsetzen? Soll auch in der Kinderstube schon jede Regung des Wohlwollens, der Entsagung, des Mitleidens, aus der Hülle des Geheimnisses gezogen, und, wie die Heiligthümer in Aachen, nach allen vier Weltgegenden hin aufgewiesen und verkündigt werden? Ja, auch die Mittheilung seiner Gedanken, wie unschuldig sie auch seyn mögen, seiner stillen Wünsche und Hoffnungen, seiner Träume und Ahnungen mußt Du dem Kinde nicht abfordern wollen. Du hast kein Recht darauf. Schließt es Dir aus eignem Antriebe seine innern Schätze auf, so komme ihm mit

Theilnahme entgegen, und erleichtere ihm seine Bekenntniſſe; aber zürne deshalb nicht auf dasjenige Deiner Kinder, das fremden Blicken, auch den mütterlichen, den Anblick des Blumenflors entzieht, den es in ſeinem Innern hegt, und von dem es nicht mit Unrecht meint, daß es im Schatten des Geheimniſſes am beſten gedeihe. Auch kindiſche Neigungen des Herzens, die ſich Dir verbergen wollen, ziehe nicht an das Licht. In einem unſchuldigen Gemüthe bringen ſie keine Gefahr. Erſt die Mittheilung gibt ihnen Gewicht; und was in geheimer Verborgenheit die Bruſt erwärmt hätte und dann unſchädlich erloſchen wäre, kann, wenn ihm einmal Luft gemacht worden, zur verderblichen Flamme werden.

* * *

Wie eine Geſtalt, auf der Leinwand dargeſtellt, ſich tiefer einprägt, als die ausführlichſte Beſchreibung derſelben Geſtalt, ſo wirkt auch das Beyſpiel mehr, als die

UNIVERSITÄTS BERLIN

Lehre. Diese ist ohne jenes fast todt; während das Beispiel oft kaum der Zugabe des Wortes bedarf. Die Lehre ist oft einem Zwingherrn vergleichbar, dessen Befehle nicht selten den Widerstand des eignen Willens aufregen; während das Beyspiel dem weisen Freunde gleicht, dem nachzugeben uns eine Freude ist. Die Lehre wendet sich zunächst an den Verstand, das Beyspiel an das Gemüth; jene kann falsch oder unpassend seyn, sie kann durch eine ihr entgegengesetzte zerstört werden, und in jedem Falle bedarf sie des Beweises zu ihrer Beglaubigung. Das Beyspiel trägt seine Beglaubigung in sich; es ist wahr, eben darum, weil es ist; und es ist unwiderstehlich, eben weil es sich nicht aufdringen will.

Unsre Aeltermütter erzogen fast allein durch das Beyspiel. Nicht daß es ihnen an einem hinlänglichen Vorrathe bündiger Lehren gefehlt hätte; sie hatten deren auch, und sie legten sogar einen ganz besondern

Werth darauf, weil ein Theil davon aus der Bibel — der einzigen ſchriftlichen Quelle ihrer Kenntniſſe — genommen, ein andrer ihnen durch die Ueberlieferung als ein heiliges Erbtheil aus dem Munde ihrer eignen Mütter zugefloſſen war. Auch mochten ſie wohl ſelbſt glauben, daß ſie ihre Kinder und Enkel eben durch dieſe Lehren zur Gottesfurcht und Tugend bildeten; aber in Wahrheit war es doch das Beyſpiel, was ſie faſt bewußtlos gaben, wodurch ſie ihre Erziehung vollbrachten. In Verbindung mit ihrer Art zu ſeyn und zu handeln, war die Lehre gleichſam die Ueberſchrift des Bildes, oder die Moral der Fabel, oder die Nutzanwendung der Geſchichte, die ſich abſichtlos vor den Augen der Kinder begab. Das eine paßte genau zu dem andern; denn was ſie lehrten, das thaten ſie auch; die Ueberſchrift hätte aber auch weggenommen werden können, und die Wirkung des Bildes wäre doch dieſelbe geblieben; während daß da, wo die

Lehre herrſcht ohne das Beyſpiel — was allerdings bey weitem bequemer iſt — oder das Beyſpiel mit der Lehre im Widerſpruch ſteht, gar nichts, oder etwas ganz Verkehrtes und Verderbliches hervorgebracht wird.

Wenn ich nun freylich die Lebensweiſe der jetzigen Zeit mit derjenigen vergleiche, die in meiner Kindheit die herrſchende war, ſo ſehe ich wohl, warum jetzt Vieles nicht mehr ſeyn kann, wie es damals war. Das Haus war das Reich der Mütter; die Familie darin, ihre Welt; ihr Ruhm und Geſchäft die Verwaltung des einen und die Erziehung der andern. Der Verkehr mit dem, was außerhalb jener Grenzen lag, war überaus beſchränkt, und der Umgang mit Andern an ein Ceremoniel gebunden, das ihm viel von ſeinen Reizen benahm. Flüchtige Beſuche, wie jetzt eine Frau von Welt an einem Tage zu Dutzenden macht, ja, durch den Gebrauch, und das, was

man Pflichten nennt, zu machen verbunden ist, fanden gar nicht Statt. Die Familie war den ganzen Tag über beysammen, meist in demselben Zimmer; Alles geschah unter den Augen der Eltern, und wo Rath und Hülfe nöthig war, war beydes gleich bey der Hand. Von Erziehungskünsten und Methoden der sittlichen und intellectuellen Bildung, wie man es nennt, war noch nicht die Rede; Alles war practisch und gegenseitig. Die älteren Töchter waren von der Mutter unterwiesen worden, dann unterrichteten sie die jüngern Geschwister; und sobald eines die Hände gehörig regen konnte, wurde es zur Arbeit angehalten. Zwang war wenig oder keiner dabey; denn da keines müßig war, so meinte jedes, es sey eben so natürlich, zu arbeiten als zu essen. Daher wurde Lob wenig verschwendet; Strafen waren auch nicht oft nöthig; aber wo etwas gegen die Zucht des Hauses gefehlt, die Ehrfurcht gegen die Eltern, den

Lehrer oder die ältern Geschwister verletzt, das Aufgegebene nicht gehörig gethan oder gelernt war, da wurde das Strafamt unerbittlich geübt. Die Liebe der Kinder litt dabey nicht. Vielmehr habe ich in den Häusern, wo man den Kindern allen Willen ließ, immer weit weniger Liebe gefunden, als da, wo man Strenge mit Gerechtigkeit übte. Nirgends, sagt man, ist die Erziehung strenger, als in China. Und doch war es hier, wo eine verheirathete Frau, als sie von ihrer Mutter geschlagen worden war, und diese sie über ihr heftiges Jammern und Weinen schalt: Warum stellst Du Dich nur so an, da ich Dich ja sonst wohl viel schärfer gezüchtigt habe? — zur Antwort gab: Ach Mutter, ich weine nicht über den Schmerz, den Ihr mir verursacht habt, sondern weil ich an Euern Schlägen fühle, wie sehr das Alter Eure Kräfte geschwächt hat.

Mit diesem regen und frommen Zusam-

menleben, wo es auch an gegenseitiger Mittheilung und Unterhaltung mannichfaltiger Art nicht fehlte, wobey aber unter den mütterlichen Augen Anstand und Zucht nie mangelte — vergleiche ich das häusliche Leben der gegenwärtigen Zeit. Die einzelnen Glieder der Familie sind meist getrennt; die kleinern gehören der Kinderstube an; die heranwachsenden bringen den größten Theil des Tages in einem Institute zu, wo sie immer in einer Art von vermischter Gesellschaft leben, und sich an den Genuß der Gesellschaft gewöhnen; und indem sie eine Menge von Dingen lernen, doch wenig oder nichts von dem erfahren, was sie einst als Hausmütter brauchen, und am allerwenigsten die Tugenden üben, die eine Hausfrau zieren. Oft schlummert die Mutter noch, wenn sie zur Schule geführt werden; bey der Rückkehr in das Haus ist die Mutter vielleicht mit Besuchen beschäftigt; bey der Mahlzeit sind die Eltern oft

nicht allein; und Abends ſind ſie in Geſellſchaft, im Theater oder beym Spiel. So entweicht die Erziehung faſt ganz aus dem Hauſe — wenn man nicht ein Bischen Hofmeiſtern, Glätten und Recken an äußern Dingen Erziehung nennen will; und in die Schule verwieſen, wandelt ſie ſich in Unterricht um. Für die ſtille Wirkſamkeit des Beyſpiels im häuslichen Zuſammenleben iſt hier kaum noch ein Platz: und das Einzige, was die Kinder bey einer ſolchen Einrichtung durch Beyſpiel lernen, iſt die Kunſt, das Leben recht leicht zu nehmen, und ſich die Bürde der Zeit durch Putz, Beſuche, Spiel und dergleichen zu erleichtern. Bey einer ſolchen Lebensweiſe haben die Mütter ſelten Zeit, ſich um ihre Töchter zu bekümmern, außer wenn Klagen einlaufen. Dann ziehen freylich finſtre Gewitter auf, aus denen meiſtentheils neue Geſetztafeln hervorgehen, ein Decalogus von Regeln und Beſchränkungen, jede mit Auslegungen reich-

lich verſehen, und durch angedrohte Strafen geſchärft; Geſetze, die, ſo lange der Zorn noch nachhält, ſtreng beobachtet; allmählig durch unvermeidliche Ausnahmen — die Geſetzgeberin erkennt ſie dafür — durchbrochen, und endlich, wenn dem Zornfeuer nicht neuer Zunder angelegt wird, in Vergeſſenheit gebracht werden. Iſt es dann ein Wunder, wenn das kleine Mädchen ſeine Blicke unverwandt auf das idealiſche Leben der Mutter heftet, und früh und Abends kein anderes Gebet hat, als daß doch die Zeit, wo es unter dem Joche der Schulerziehung ſeufzen muß, recht ſchnell vergehen möchte, und die Tage zählt, wo auch ihm das Recht zufallen wird, in dem erfreulichſten Müßiggange die Zeit zu verlieren? Oder darf es uns Wunder nehmen, wenn bey einer ſo ſchlaffen und ſelbſtſüchtigen Erziehung wenig Tüchtiges gebildet wird, und oft heilloſe Verworrenheit die einzige ſichre Mitgabe iſt, die ein ſo gebil-

detes Mädchen in das Haus ihres Mannes bringt?

Wie die Natur in der Bildung ihrer Erzeugnisse ein gewisses Schema und Muster befolgt, das sich durch lange Reihen verwandter Geschlechter kenntlich macht, oder wie der Strom, der sich in den See ergießt, eine lange Strecke hindurch seine Farbe behält; so können wir auch in den Geschlechtern der Menschen eine Fortpflanzung äußerer und innerer Eigenschaften erkennen. Es ist gewiß nicht bloß die Bildung, der Gang, der Ton der Stimme, der Wuchs des Haares, die Stellung der Zähne und Aehnliches, worin sich die Abkunft eines Menschen kund gibt; auch das Innere gestaltet sich von selbst demjenigen gleich, von dem es stammt, wobey, wie begreiflich, bald der Einfluß des Vaters, bald die mütterliche Einwirkung vorherrschend ist. Es ist nicht ungewöhnlich, gewisse ausgezeichnete Ei-

genschaften des Geistes, vorzüglich ein starkes Gedächtniß und scharfen Verstand — seltner die Gabe der Phantasie — vom Vater auf den Sohn forterben zu sehn; aber auch für die ganze Denkungsart, für das sittliche Gefühl, für Liebe und Haß nimmt die Natur den Keim aus der Brust der Eltern, um ihn dem Herzen des Kindes einzuimpfen. Es ist hierbey etwas Instinctartiges, was das Geschäft der Erziehung erleichtert, die hier nur wegzuräumen braucht, was die Entwicklung des Keimes stört. Dabey wird aber wiederum das häusliche, vertrauliche Leben vorausgesetzt. Nur in den einfachen Verhältnissen eines solchen Lebens werden die Striche, welche die leise Hand der Natur gezeichnet hat, sich hinlänglich vertiefen, um unauslöschlich zu werden; statt daß da, wo Hände mannichfaltiger Art das Gemüth Deines Kindes, oft roh und täppisch genug, bearbeiten, die Schrift der Natur oft so verwischt und

verunstaltet wird, daß Du, wenn es nach Verlauf einiger Zeit zu Dir zurückkehrt, die Wachstafel seines Herzens mit Chiffern bedeckt stehst, zu denen Du in Deiner eigenen Brust keinen Schlüssel hast.

* * *

Nur im Wahnsinn kann es einer Mutter einfallen, ihr Kind zu tödten; aber die Tugenden ihrer Kinder — den bessern Menschen im Menschen — opfern Viele dem Moloch der Selbstsucht auf. Wie manche Mutter, die, so lange die Spieljahre dauern, der Liebe zu ihren Kindern kein Ziel zu setzen wußte, übergibt sie, wenn das Morgenroth jener goldnen Zeit dem Tage weicht, also gerade da, wo Wachsamkeit am meisten Noth thut, an fremde Miethlinge, und geht ihrem Hange zu Zerstreuungen nach. Soll ich denn, sagt sie wohl dann, die Sclavin meiner Kinder seyn? Das Leben ist kurz; die Jahre der Blüthe eilen nur allzuschnell davon. Ich habe Pflichten gegen mich selbst;

und wenn ich mein Kind unter Aufſicht geſtellt habe, ſo hat Niemand ein Recht, mich zu tadeln, wenn ich auch die Pflichten gegen die Geſellſchaft erfülle. — Ob dieſe ſophiſtiſche Lehre hinreicht, ein mütterliches Gemüth zu beruhigen, weiß ich nicht; aber es iſt nur allzu gewiß, daß ſie geneigte Ohren findet, und nicht durch ihr eigenthümliches Gewicht, wohl aber durch die hülfreiche Kraft fehlerhafter Neigungen den beſſern Rath aufwiegt.

Von Seiten der Väter wird in dieſer Rückſicht meiſt noch mehr gefehlt, weil ſie ſich weniger gebunden glauben, oder auch weil ſie weniger Gewalt über ſich ſelbſt haben. Wie die Mutter das Vorbild der Tochter iſt, ſo iſt der Vater das Muſter des Knaben; und nicht leicht wird, wenn eigene Neigung hinzutritt, die Lehre das Beyſpiel verbeſſern, oder die Kinder abhalten, den Spuren der Eltern zu folgen. Schon klein iſt der Knabe bey einem Ver-

bote mit der Einwendung bereit: Aber der Vater thut das auch! — und wenn er auch ſpäter dieſen Schutzbrief nicht mehr aufzuzeigen wagt, ſo behält er ihn doch gut im Gedächtniß, und benutzt ihn im Stillen für ſich. Seltner geſchieht es, — und jedem Vater wird davor ſchaudern — daß die Weiſe der Eltern den Kindern eine Warnungstafel wird, auf welcher der Name, den ſie vor allen andern mit Ehrfurcht ausſprechen ſollten, entehrt ſteht; und kaum Einer oder der Andre wird ſich zu dem heroiſchen Mittel entſchließen, durch das ein berühmter Pädagog die Schmach ſeiner Laſter in das Lob ſeiner Kunſt umzuwandeln vermeinte. Wenn er berauſcht von der Straße in ſein Haus getragen worden war, verſammelte er, nach der Rückkehr der Nüchternheit, ſeine Zöglinge, und hielt etwa folgende Anrede an ſie: „Meine lieben Kinder! Ihr habt alle gehört, was mir in der vergangenen Nacht begegnet iſt. Keines

von Euch kann wünschen, daß ihm ein Gleiches widerfahre, und er ohne Bewußtseyn und seiner Vernunft beraubt, auf der Straße liege, und der Spott der Nachbarn werde. Auch seyd Ihr, denk' ich, vor einem solchen Zufall hinlänglich geschützt. Ihr kennt mich; Ihr wißt, daß ich ein Mann von Charakter und starkem Willen bin; und dennoch widerfährt es mir, einem höchst elenden und nichtswürdigen Genusse zu unterliegen. Weshalb? Weshalb anders, als weil ich nicht, wie Ihr, durch eine musterhafte Erziehung gelehrt worden bin, die Zügel der Herrschaft über mich selbst nie aus den Händen zu lassen. Darum, meine geliebten Kinder, preiset Euch glücklich, daß Eure Jugend in eine Zeit gefallen ist, die, durch das Licht der Pädagogik erleuchtet, einen neuen Himmel und eine neue Erde gebiert; und dreymal glücklich preiset Euch, daß Ihr in dieses Haus, den Mittelpunkt jenes Lichts, aufgenommen und unter meine

Leitung, des Vaters jener neuen Wissenschaft, gestellt worden seyd."

* * *

Die heiligste und schönste Mitgabe, die ein Kind aus dem väterlichen Hause mit sich in die Welt nimmt, ist die fromme Achtung der Tugend, die in diesem Heiligthume wohnt. Diese Achtung und der Glaube an die sittliche Güte der Eltern, welcher eben so unverbrüchlich seyn muß, als in den frühsten Jahren der Glaube an ihre Untrüglichkeit, ist der Schutzgeist, der die Kinder tugendhafter Eltern durch das Leben führt, ihre guten Vorsätze stärkt, und sie zurückruft, wenn ihr Fuß einen schlüpfrigen Pfad betreten will. Diese heilige Wache verscheuchen leichtsinnige Eltern, wenn sie, unbekümmert um die Macht des Beyspiels, oder vertrauend auf die kluge Verheimlichung ihrer Fehltritte, ungeregelten Neigungen folgen, ihr Haus entweihen, und so durch ihre Thaten die

Ehrfurcht, die sie fordern und zu fordern berechtigt seyn würden, muthwillig zerstören.

So viel ich in meiner Einsamkeit über die Erscheinungen der Welt, und über den Gang urtheilen kann, den sie verfolgt, so sind die Sitten, eben in Beziehung auf das Verhältniß der Eltern und Kinder, von Gefahren bedroht, die durch die unverkennbaren Fortschritte der Civilisation nicht aufgewogen werden. Ja, diese Fortschritte tragen selbst zu ihrer Verschlimmerung bey. Die größere Leichtigkeit des Erwerbs hat die Begierde nach Genuß geschärft; durch diese haben sich die Lockungen dazu vermehrt; allen Ständen und Altern bieten sich überall Gelegenheiten zu Zerstreuungen und Einladungen zu ergötzlichem Müßiggang an. Es ist schwer, diesen Lockungen zu widerstehn; und wie unschuldig auch immer der gebotene Genuß seyn mag, so ist er doch schon darum verderblich, weil er die Glieder der Familie allzu oft trennt,

und die gegenseitige Anhänglichkeit der Gatten, der Eltern und der Kinder schwächt. Auch die Achtung der Kinder vermindert sich dadurch; und es wird schwer seyn, daß ein Vater, welcher Tag für Tag Gesellschaften besucht, das nöthige Ansehn über seinen Sohn behauptet, um ihn zu seiner Pflicht zu nöthigen und von verderblichen Zerstreuungen abzuhalten. So werden die heiligsten Bande geschwächt, und eine sittliche Verwilderung, die der gefällige Schein des äußern Lebens verbirgt, wurzelt selbst in derjenigen Classe der bürgerlichen Gesellschaft ein, die sich vormals am weitesten davon entfernt hielt. In meiner Jugend war die Classe der Bürger und Handwerker durch musterhafte Ordnung und Strenge der Sitten ausgezeichnet. Der Meister — und dieser Titel war hochgeachtet und wich dem Titel des Herrn nicht — der Meister genoß in seinem Hause ein unbeschränktes Ansehn, und wie an seinem

eignen Rufe kein Flecken haften durfte, so wachte er auch über die unbescholtne Ehre seiner Kinder mit unerbittlicher Strenge. Die Wochentage waren der Arbeit gewidmet; der Sonntag dem Besuche der Kirche und häuslicher Andacht; Zerstreuungen waren selten, und jede Erholung, die man sich gestattete, wurde gemeinsam genossen. Damals ging der Ruhm eines ehrenfesten Bürgers, einer verständigen Hausmutter jedem andern vor; Ausnahmen waren selten, und die Rechtlichkeit der Väter erbte auf die Söhne, die Tugend der Mutter auf die sittsamen Töchter fort. Ausschweifungen waren fast unerhört, und der Fehltritt eines Mädchens in dieser höchst achtbaren Classe verbreitete Schande über ein ganzes Geschlecht. Das Leben war weniger lustig; aber es war ein gutes und rechtliches Leben, in welchem die Sitte aus der Frömmigkeit entsprang, und Beydes sich mit einander unauflöslich verschlang.

Dieſes Alles hat ſich, ſo viel ich wahrnehmen kann, weſentlich verändert. Vieles macht mir hierbey bang, vor Allem die jährlich zunehmende Zahl jener unglücklichen Kinder, die ihr Daſeyn der Verführung und dem Laſter verdanken, und ſelbſt nur allzu oft wiederum die Beute des Laſters und der Verführung werden. Die Geſinnungen der Zeit haben die Schmach von ihnen genommen, die ehedem an der Geburt unrechtmäßiger Kinder haftete, aber die unſeligen Folgen der Verhältniſſe, in die ſie durch ihr bloßes Daſeyn geſetzt ſind, haben ſie nicht entfernen und aufheben können. Sie ſind eine Laſt ihrer Mütter und eine Bürde des Staates; und was auch immer Menſchlichkeit und Mitleiden thun mag, um ihr Leben zu retten, oder ſie gegen gänzliche Verwahrloſung zu ſchützen, immer wird es die Stütze der Sitten entbehren, die nur in einem geregelten Hausweſen Statt findet.

Wie soll aber da ein geregeltes Hauswesen seyn, wo kein Vater das verloren gegebene Kind anerkennt; wo das Kind nie seiner Abkunft gedenken kann, ohne an die Verletzung des ältesten und heiligsten Gesetzes der menschlichen Gesellschaft zu erinnern, und ohn' Unterlaß an der heiligsten Stelle seiner Gefühle verletzt, gegen seine unglückliche Mutter wohl Liebe — obschon auch diese oft nicht — aber keine Achtung fühlen kann? Was darf man also von einem Geschlechte erwarten, bey dem die kräftigsten Stützen der Sittlichkeit von Kindheit an morsch und gebrochen sind; wenn die, denen die Achtung gegen die Eltern mangelt, auch gegen sich selbst die rechte Achtung nicht fühlen, und wie sie selbst aus der Gesetzlosigkeit entsprungen sind, dem Gesetze nur so weit Folge leisten, als sie dazu gezwungen sind, und daher leichter als Andere den Lockungen des Verbrechens fol-

gen? Ist es dann ein Wunder, wenn, in großen Städten zumal, die Menge der Verbrecher auf eine furchtbare Weise wächst, und muß man nicht schaudern bey dem Leichtsinne', mit dem junge Männer, ohne Rücksicht auf Zucht und Sitte, jedem Antriebe ihrer Begierden folgen?

III.

Trug in der Liebe

oder

die Frauen, wie ſie waren und nicht mehr ſind.

Bruchſtücke einer Geſchichte aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts.

O quante son incantatrici, e quanti
incantator fra noi, che non si sanno;
che con lor arti uomini e donne, amanti
di se, cangiando i visi lor, fatto hanno.
Non con spirti costretti tali incanti,
nè con osservazion di stelle fanno;
ma con simulazion, menzogne e frodi
legano i cor d' indissolubil nodi.

Orlando Fur. Canto VIII. 1.

1.

Mathilde an Mariannen.

Habe Dank, meine geliebte Freundin, für Deinen freundlichen Brief, für die milden Worte, mit denen Du den Krampf meines Herzens gelöſet haſt. Der dumpfe, ſtarre Schmerz kann ſich wieder in Thränen ergießen, und nachdem ich mich ſelbſt verloren hatte, hab' ich mich in dem deutlichen Bewußtſeyn meines Unglücks wiedergefunden. Mein ganzes Weſen war erſtarrt; gegen mich ſelbſt verhärtet, ſtieß ich alles Mitgefühl Andrer von mir; ich klagte die Menſchen der Unbarmherzigkeit an, und wetteiferte mit ihnen. Da kamen Deine milden Worte aus der Ferne, meine Ma-

rianne, und Deine Liebe wehte mich an wie die Luft einer andern, von menschlicher Willkühr freyen Welt. Das war seit langer Zeit die erste Freude, die ich von Menschen empfangen mochte. Ich schlug meine Blicke, die nun so lange schon in die Tiefe meines Jammers schauten, zu Dir auf; ich warf mich an Deine Brust und fühlte die Schläge eines theilnehmenden Herzens; und da erhoben sich — ach nach langer Zeit! — meine Augen beschämt und reuevoll zu Gott, und suchten Erquickung und Trost an der Quelle der ewigen Liebe.

Zum ersten Mal, seit der Entscheidung meines Geschicks, tönte es in meinem Innern wie Ergebung — Unterwerfung unter das harte Gebot. Meine Thränen flossen ohne Maaß, und ich bat Gott um die Kraft, ihm allen Stolz, alle Bitterkeit meines Herzens ohne Rückenhalt darzubringen.

Ein Knabe aus der Nachbarschaft, den ich mir hatte holen lassen, um doch etwas

Beruhigendes in meiner Nähe zu haben, saß spielend zu meinen Füßen am Boden. Als er mich weinen sah, blickt' er mich mit großen Augen an, streckte die Hände nach mir aus und verlangte auf meinen Schooß. Und als ich ihn heraufgenommen, schlang er die Arme um meinen Nacken, drückte die glühende Wange an mein Gesicht, und fing zu weinen an. Ach er wußte nicht, weshalb er weinte, und doch wurde sein Jammer so heftig, daß er schluchzte, und das Gesicht an meiner Brust verbarg — bis er mich endlich mit nassen, halbgeschlossenen Augen freundlich ansah, wieder an meine Brust zurücksank, und sanft entschlief. Ich legte ihn neben mich, und nun schläft er noch mit den glühenden Wangen fort, ohne zu ahnen, wie tief mich diese bewußtlose Liebe gerührt hat. Es war aber noch mehr als das. Oder war nicht in diese wenigen Augenblicke die Geschichte eines ganzen Lebens zusammengedrängt? Erst die

tändelnde, spielende Lust an irgend einem Aeußern, das wir uns aneignen und mit unserm Innern umfassen; dann allerley Noth und Jammer, bald selbstgeschaffen, bald von außen herbeygeführt — endlich der lange, tiefe, traumleere Schlaf, der von nichts weiß, und uns aus der Zeit heraus in das unbekannte Land hinüber wiegt. — Tröstend aber ist das nicht: schmerzlich vielmehr. Was an den Kindern so herrlich ist, eben diese bewußtlose Unschuld, dieses unbefangene Hingeben an die Gegenwart, das hat uns die Zeit geraubt; und was wir dafür zum Ersatz bekommen, ist so viel als nichts. Wir sehen vor uns und hinter uns — aber wie weit denn? Nur so weit, um uns mehr zu ängstigen, oder um mit einer eiteln Freude, die der nächste Augenblick zerstört, das Leben, wie ein Grab, zu bekränzen. Wie viel ist denn also unsre Weisheit mehr werth? Nicht einmal das nächste Böse zu vermeiden lehrt

ſie uns. Wir heben den Fuß bedachtſam auf, aber ob wir ihn auf feſtem Boden niederſetzen werden, wiſſen wir nicht. Fallen wir etwa weniger, als das Kind? und iſt nicht oft Ein Wanken, Ein Straucheln genug, um ein ganzes Leben aus dem Gleichgewicht zu bringen?

Es ſind noch nicht vier Jahre her, da war ich auch recht glücklich, recht nach kindlicher Weiſe glücklich. Die ganze Welt war mein. Ich ſah in weiter weiter Ferne einen Himmel der Freude über den andern, und wo ſich die Ausſicht ſchloß, malte ich den dunkeln Grund mit jeder Herrlichkeit glänzender Farben, die ich alle, alle in meinem glücklichen Herzen fand. Das war die Kindheit meiner Liebe. Nun bin ich mit einemmal erwachſen, und habe, zum Erſatz des entriſſenen Glücks, die Erkenntniß eines Jammers, der weder Maaß noch Grenzen hat. Freylich weiß ich jetzt, wie eitel mein Glück war; auch wohin es ge-

gangen, und wie ich es verloren, weiß ich. Aber was hilft mir dieses trostlose Wissen? Droht es mir nicht, den letzten Ueberrest des Glaubens zu nehmen, und den Funken der Liebe gewaltsam zu ersticken, der sich etwa noch in dem erkalteten, starren Herzen verbirgt? Und was wäre ich dann, Marianne? Was wäre mein Leben dann?

Und doch muß ich meine Blicke immer zurückwenden nach dem, was mich quält, und es immer von Neuem durchdenken und von Neuem durchweinen. Das ist das trostlose Geschäft meiner einsamen Tage; der ewige Traum meiner langen fieberhaften Nächte; und jeder Gedanke, den ich gewaltsam auf die Gegenwart oder die Zukunft richte, kehrt sich doch wieder nach der Vergangenheit um. — Es war auch, wie jetzt, im Mai, als ich ihn zum ersten Mal sah; diese Bäume hatten auch, wie jetzt, den unschuldigen Schmuck ihrer Blüthen angelegt; der Himmel sah eben so klar und lie-

bend herein; aber wie köſtlich auch der Frühling blühte, ich vergaß ihn über den Mann, der in dieſe Herrlichkeit der Natur, wie ihr Gebieter trat. Ich will es Dir nicht verbergen, daß mich die Hoheit ſeiner Geſtalt ſchon gewonnen hatte, ehe mich ſeine Worte bezwangen; aber ſeine Worte hätten mich bezwungen, wäre mir auch ſeine Geſtalt verborgen geblieben. Wie oft, wenn er neben mir ſaß, und ſprach, hab' ich die Augen geſchloſſen, um nur recht ungeſtört die Süßigkeit ſeiner Worte zu genießen, die wie der friſche, labende Blumenduft in meine Bruſt hinabglitten, und mein Herz ſo wunderbar bezauberten, daß ich nicht mehr mich ſelbſt, ſondern nur ihn darin fand. Und doch war das, was mich mit ſolchem Zauber hielt, nur ein Spiel. Dieſe ſüßen, begeiſterten Worte ſäuſelten nur von ſeinen Lippen: ſein Herz wußte nichts davon, wie das beſaitete Holz nichts von den ſchmelzenden Tönen weiß, die ein geſchickt ge-

schwangener Bogen aus ihnen zieht. Nur um der Wirkung willen übte Lothar die verrätherische Kunst, und ich gab mich mit kindischem Sinne seinem Spiele hin. Doch warum mich anklagen über das, was ich nicht ahnen konnte, und was mich so glücklich machte, als ob es Wahrheit wäre? Wär' ich nicht mehr anzuklagen, wenn ich, der Wahrheit seiner Rede mißtrauend, unter so glühenden Worten die tiefe Kälte eines Schauspielers hätte ahnen können? — Nein! Nein! — Alles, was mich jetzt noch trösten könnte, ist ja eben jene harmlose, unschuldige und innige Freude, mit der ich mich ihm so vertrauensvoll hingab. Es war ja eben die höchste Seligkeit meiner Liebe, daß ich so frey von allem Zweifel an seinem Herzen lag; daß ich fest an die Fülle seiner Liebe glaubte, und nur etwa meinte, ich sey' als die schwächere Hälfte leichter berauscht. Denn freylich war es mir manchmal doch, als zöge über

den funkelnden, bestirnten Himmel dessen, was er für Liebe ausgab, eine kühlere Luft; aber es machte mich nicht irr. Ich nahm unbedingt an, und es gehörte zu dem Wesen meiner Liebe, es anzunehmen, daß Lothars Liebe der meinigen gleich sey. Daß ich sie *inniger* äußern konnte, erfreute mich; ihn aber achtet' ich nur höher wegen seiner größern Besonnenheit. Warum hat diese Täuschung nicht dauern können? Warum kann sie nicht wiederkehren? Ich verlange ja nur Wahn und Täuschung; nur den *Glauben* an den Betrug ruf' ich zurück. — Ach was ist der Mensch, daß ihn Täuschung, Wahn, Betrug — verhaßte Namen! — so selig machen können? und was ist das Leben für ein erbärmliches Gewebe, wo Wahn der Aufzug, Betrug der Einschlag ist; und da, wo das elende Gespinnst zerreißt, nicht die Wahrheit, sondern ein bodenloses, finsteres, unendliches Nichts hindurchscheint?

Alles hier um mich her iſt, wie es damals war. Ich ſitze auf demſelben Blumenhügel, auf dem er neben mir ſaß; der Himmel wölbt ſich eben ſo blau und freundlich über mir; die Bäume ſchütteln ihren Blüthenſchnee auf mich herab, wie ſie damals thaten, als er mich ſeine Laura, und dieſen Sitz das Reich der Liebe nannte*); die Sterne mit ihren hellen Augen gehen auf und unter; aber auf dem dunkeln Grunde meiner Seele miſcht ſich aus allen dem Blau und Weiß, dem Grün und Lichtſchimmer nichts, was mich erfreuen oder erquicken könnte. Wie in meinem Herzen mit dem Glauben an die Liebe auch die Begeiſterung erſtorben iſt, ſo iſt auch das Leben um mich her erſtarrt. Wohl hängt an den verdorrten Blumen der Erinnerung der Thau mei-

*) Ohne Zweifel in Beziehung auf die Worte Petrarca's: Da be' rami scendea — qui regna Amore; in der Canzone: Chiare, fresche e dolci acque.

ner Thränen; aber ach! in den Thränen, die ich damals vor Entzücken weinte, brachen ſich alle Strahlen des Lebens und der Liebe zu wunderbaren Farben; und wo ich hinſah, wo ich hinhorchte, rief es mir Liebe! Liebe! entgegen. Ich hatte ein Paradies um ihn her aufgebaut, in welchem Er wie in meinem Herzen gebot. Mir zu Liebe ſchmückten ſich die Blumen für ihn; ihm flötete die Nachtigall das Lied meiner unendlichen Sehnſucht vor; das Murmeln der Bäche war der Wiederklang der gebrochenen Accorde, die in der Tiefe meiner Bruſt für ihn erklangen; die Lüfte, die ſich in den Zweigen wiegten, waren die Seufzer, die ihm das Unausſprechliche meiner Liebe zuflüſterten; und die Geſtirne, die den Himmel bekränzten, waren die zahlloſen Augen, mit denen ihn meine Seele beſchaute, um immer neues Entzücken aus ſeinem Anſchauen einzuſaugen. So war es damals in der Zeit des Glaubens. Und jetzt! — Meine

Lippen haben die bittre Frucht der Erkenntniß berührt — der Schleyer iſt von meinen Augen gefallen — und eine ſtarre, dornige, verwundende Wirklichkeit hat die Paradieſe meines Glücks verdrängt. Es iſt nicht der Tod, was mich umringt; der hätte mir Ruhe gebracht; es iſt ein immer ſich erneuendes, langſam tödtendes, mit Luſt quälendes Abſterben.

Ich frage mich oft, ob ich mich denn hätte bewahren können gegen ſo argen Betrug? Ob ich nicht hätte forſchen und prüfen ſollen? Aber wie ich mich auch fragen mag, ſo kann ich mich nicht verdammen. Lothar war nicht wie die Männer, die ich kannte; ſein Weſen zu ergründen, war die Erfahrung meiner Jugend allzu gering; ihn zu prüfen, meine Liebe zu groß. Ich hatte nichts als die einfache Wahrheit meiner Natur; die ſeinige hatte den Beyſtand einer durchgeübten Kunſt neben ſich. Oder vielmehr, die Natur war bey ihm in die Kunſt

übergegangen, und die Eine hatte ſich ſo mit der Andern verſchlungen, daß er ſelbſt nicht mehr Wahrheit und Schein in ſich zu ſcheiden vermochte. Wie der tüchtige Schauſpieler mit feſtem und ſicherm Schritt über die Bretter wandelt, ſo ging er durch die Welt; nie Er ſelbſt, immer ein Andrer als Er, und immer der Abſicht voll, in der gewählten Rolle ſeine Kraft und Allmacht zu prüfen. Iſt ihm dieſes gelungen, hat der Zuruf des ſtaunenden Volkes ſeinem Talent und der wohl verborgenen Anſtrengung gehuldigt, ſo ſteigt er befriedigt vom Kothurn herab, und legt die Heldenrolle, in welcher er ſo gewaltig erſchien, mit ſammt der Maske bey Seite, ohne ſich weiter um die Natur der Gefühle zu kümmern, die er in den Herzen ſeiner Zuſchauer erregt hatte. Denn nur Zuſchauer kennt er, nicht Genoſſen und Theilnehmer ſeines Thuns. So war Lothar unbeſchreiblich zufrieden und ſcheinbar glücklich, wenn ihm

ſeine Rolle gelang; ſo wie auch ſeine Thätigkeit unbeſchreiblich war, bis er am Ziele den Kranz erlangt, und auf ſeine Schläfe gedrückt hatte. Da aber die Liebe ſeinem Herzen nichts gab, da ſie nur der unerſättlichſten Selbſtſucht zur Nahrung diente, ſo ſank die erkünſtelte Flamme ſeiner Bruſt von dem Augenblick an, wo er in dem Herzen, deſſen Beſitz er ſuchte, die Glut erregt hatte, die er zu ſeiner Huldigung bedurfte: und er wendete ſich von dem, was ſein geworden, ſchnell zu dem, was ihm noch nicht gehörte. Iſt dies etwa überhaupt der Männer ſchlimme Art? und kann ich mich mit Etwas tröſten, was mich mit dem ganzen Geſchlecht, vielleicht mit der Menſchheit, ja mit dem Himmel, der es ſo ſchuf, entzweyen müßte? Iſt aber dieſe harte, eiskalte Selbſtſucht nicht in den Männern überhaupt, warum iſt ſie denn gerade in ihm, der an Geiſt, wie an Geſtalt, über die Andern emporragt, und den Glauben an jede

Tugend ſo gebieteriſch zu fordern ſcheint, daß man auch das Böſe in ihm für Tugend halten möchte? Woher dieſe ungeheure Vereinigung des Unverträglichſten; des Entſetzlichſten mit dem Heiligſten; des Eiſes mit der Glut? Und wenn es doch ſo iſt, wenn das unmöglich Scheinende wirklich und unbezweifelt iſt, ſoll ich nicht jammern über das entſetzliche Loos, das mich, mich gerade, zum Opfer für ein ſo fantaſtiſches Gebild der launenhaften, oder kranken, oder zürnenden Natur erkohren hat? So droht mir, wo ich mich hinwenden mag, Entzweyung mit Gott und der Vorſehung, und ich verliere mich in einem Abgrunde von Gedanken und Schmerzen, wo ich weder Troſt, noch Hoffnung, noch Ausflucht finde.

Bisweilen hab' ich wohl gedacht, es möchte thörigt und wahnſinnig ſeyn, alle ſein Glück in eines Menſchen Hände zu legen, und es der Willkühr ſeiner Laune anheim zu ſtellen, ob er es freundlich pflegen,

auferziehen, wachsen laſſen, oder mit unbekümmerter Hartherzigkeit in die Erde treten will. Aber hat nicht die Natur eben durch dieſen Sinn oder Wahnſinn alle Innigkeit eines wahrhaften Glückes bedingt? Zieht ſie nicht durch ihn die Menſchen groß — in welcher Bedeutung du willſt —? Sieh den Knaben hier, der ſo ſanft und arglos neben mir ſchlummert — er theilte meinen Schmerz, ohne ihn zu kennen; er lächelte zu meinem Lächeln, und mit den Thränen im Aug' ſchlief er unbeſorgt an meinem Herzen ein, weil er, ohne zu wiſſen, wie und warum, an mein Herz glaubt. Es ſtände ja auch bey mir — was wär' es denn? — meine Kraft an ihm zu prüfen — und wenn ich dieſe zwey Finger an der rechten Stelle zuſammendrückte, ſo wäre ſein Schlaf Tod. — Dir ſchaudert, Marianne; auch mir ſchaudert — und doch war es ſo, daß Lothar meinem hingebenden Vertrauen lohnte! — Was möchte nun wohl

aus der Menschheit und aus dem Leben werden, wenn uns die Möglichkeit eines solchen Verraths immer vor Augen stände? wenn wir in jedem Rosenbusch eine Natter, in jeder wallenden Brust eine Hölle vermuthen müßten, die nur die Hingebung eines vertrauenden, glaubigen Herzens erwarte, es mit Schlangenarmen zu umfassen, und in den kochenden Pfuhl hinabzustürzen? Entsetzliche Klugheit, die mit Schlangenaugen umherschleicht, um Scorpionen aufzuspüren; die ihr Lager zu eigner Sicherheit mit Gifthäumen umbaut, und selbst den Sternen nicht traut, weil ihre Strahlen Schlingen oder Netze seyn könnten! — Wäre das auch ein Leben? — Nimm aus dem Leben das Vertrauen hinweg, das sich froh und unbedingt hingibt, und eben darum Vertrauen ist, weil es nichts bedingt und keine Bedingung nöthig achtet, und das eben darum so selig macht, weil es den Fluch der Furcht überwunden hat, der den Menschen aus

dem Eden auf die Erde stieß — nimm es hinweg, und es bleibt dem Leben nichts übrig, als der armselige Besitz des todten, schmutzigen, mit grünem und buntem Moor überzogenen Klumpens, den wir die Erde nennen; ein ewiges, lästiges Wiederkäuen von trostlosem Wachen und bangem Schlaf; ein Auf- und Ab-Rollen des unermeßlichen Felsenstücks unsrer Sorgen, oder ein unnützes Füllen bodenloser Fässer, oder welche andre Verdammniß du willst, — kurz ein Leben, wie das meinige, nachdem ihm der Glaube an den entwichen ist, auf den mein Herz alle seine Liebe und allen seinen Glauben gebaut hatte.

Oft frag' ich mich auch, was wollte denn meine Liebe zu ihm? Wenn sie mich damals so glücklich machte, warum denn nicht auch noch jetzt? Ich dürfte mir ihn ja nur wieder so zusammenbauen, wie er damals vor den Augen meiner Seele stand, und dieses Götterbild so lange anschauen

und anbeten; bis es mich wieder als seinen Pygmalion lebendig begrüßte? Warum sollte der Einbildungskraft und der Glut des Weibes nicht gelingen, was dem Künstler gelang? Und wär' es nicht am Ende gleich viel, ob ich ein Bild, den Schatten eines Bildes, oder ein wirkliches Wesen liebte, wenn ich nur eben das dabey fühlte? — Ich hab' es auch thörichter Weise versucht — ich stand am Rande des Wahnsinns; der Versuch selbst war Wahnsinn. — Gütiger Gott! Kann ich denn ein solches Götzenbild meines Wahns glücklich machen? Und ist denn die Seligkeit, die ich von der Liebe erwarte, etwas Anderes, als der innige, ohne lautes Zeugniß befestigte Glaube an das Glück, das ich gebe, indem ich es empfange? Nur dieser Glaube ist es, der die Liebe, ja die Welt zusammenhält, und indem er, wie Funken unsers höher erregten Wesens, auf eine durchaus unbegreifliche und geheimnißvolle Weise von

einem Herzen in das andre übergeht, ohne daß man sagen kann, aus welchem zuerst, webt sich eben das mystische Band, welches die Liebe an den Himmel knüpft und alle Seligkeiten des Himmels auf den Menschen herableitet. Nimm diesen Glauben von der Liebe weg, und es bleibt nur ein armseliges Gerüst von ihr übrig, das Du mit den Spinneweben schöner Worte wie einen Tempel aufputzen kannst; aber einen Gott schaffst Du nimmer hinein. Zum Schauspiel gehört freylich auch die Larve; aber schminke sie so schön Du willst, das hohle, gleichförmig lächelnde, mit offenem Munde stumme Bild ist doch nur zum Fürchten gut.

Ich ging als Kind einmal allein in den Wald. Ich rief meinen Namen, und die Namen meiner Gespielinnen, und das Echo antwortete mir. Ich stellte allerhand Fragen, und erhielt immer die Frage wieder zur Antwort. Als ich das Spiel ein Weilchen getrieben hatte, machte mir das Wie-

derhallen meiner eigenen Stimme bang und immer banger — endlich fing ich an mich zu fürchten, und lief davon. Wie manchmal hab' ich hieran gedacht, als Lothars prunkende Liebe — nur für die künſtliche Beleuchtung der Scene berechnet — bey dem Tageslichte des häuslichen Lebens zu erblaſſen begann, und immer mehr und mehr zu einem todten Wiederhalle der meinigen wurde. Freylich wurde ich nicht müde, in die Felſenkluft ſeines Herzens hinein zu rufen — aber nichts erwachte darin — nur meine eigene Stimme tönte zurück. Zuletzt auch dieſe nicht mehr. Lange wollte ich das nicht glauben; aber jeder wiederholte Verſuch drang mir mehr und mehr die Ueberzeugung auf. Ich erwachte mit einem Schrecken, wie der, der im Traume die Hand nach einer Roſe ausſtreckte, und erwachend einen Scorpion hielt. Mit einemmal entdeckte ich, daß ich allein war. — Einem Menſchen, der im tiefen Schlummer von der treuloſen Rotte

seiner Schiffsgefährten an eine wüste Insel ausgesetzt wird, und beym Erwachen das Fahrzeug im fernen Meere fliegen sieht, kann nicht entsetzlicher zu Muthe seyn. Ist in dem Lande der Liebe Alleinseyn nicht so viel als Vernichtung?

Es mochte wohl schon das nur der Wiederhall *meines* Willens, nicht sein eigenes liebendes Verlangen seyn, daß er leicht den Wunsch erfüllte, hier auf dem Lande, der Liebe, der Natur und einigen Freunden zu leben, die von Zeit zu Zeit kommen würden, um Zeugen unsers Glücks zu seyn. Wie wußte er gleichwohl diesen Gedanken auszumalen! Auch mag es wohl seyn, daß ihm die Freude an seiner poetischen Malerei wie eine Freude an dem Gegenstand erschien, über den er so herrlich dichtete. Denn hell und hoch loderte die Flamme seiner poetischen Begeisterung in den ersten Tagen auf. Seine Einbildungskraft schien mit der Kraft der blühenden

Natur zu wetteifern; seine Sprache wurde Gesang, und seine Worte quollen so süß und duftend hervor, wie die Blüthen, mit denen der Mai die Zweige überschüttet hatte. Wie mich das entzückte, berauschte — wer könnt' es beschreiben? Ich flog wie der Schmetterling von Blume zu Blume, wie Er mir sie bot; ich sah, ich hörte nichts als ihn; und es war mir seltsam und fremd, als Lothar zum Erstenmal von **unsrer Einsamkeit** sprach. Ich fühlte mich ja nur einsam, wenn mich die Welt von ihm trennte, wie es in Gesellschaft geschah. Das Wort ward ihm allmählig geläufiger; die Grenzen, in die er sich selbst gebannt hatte, schienen ihn zu drücken; und er unternahm es bisweilen, mir darzuthun, daß das Glück des Zusammenseyns durch kleine Unterbrechungen erhöht und fühlbarer würde. Ich gab ihm nach; aber die Wirkung war anders, als er mich hatte erwarten lassen. Ich sah ihn glücklich und

glänzend in der Gesellschaft; im Hause abgespannt, stumm, oft in sich gekehrt; und es dauerte nicht lange, so hatte das Glück, das er in mir zu finden vorgab, seinen Thron in dem Geräusche der Welt aufgeschlagen. Bald vermißte er mich nicht mehr, und wenn ich ihn suchte, entschlüpfte er mir, ich weiß nicht wie. So verging ein Jahr, und es hätte nicht einmal so langer Zeit bedurft, damit wir recht zwanglos, recht bequem neben einander gelebt hätten — wenn ich nur gewollt hätte — so recht ohne uns weiter um einander zu kümmern, als etwa die Höflichkeit von Hausgenossen verlangt. Ach ich konnte es noch weniger, als ich es wollte. Mit unaussprechlichen Schmerzen fühlte ich, wie sich von seinem Herzen, das ich mit dem meinigen umklammert hielt, eine Fiber nach der andern löste: ich sah mit Angst dem Augenblicke entgegen, wo sich das letzte Band der Gewohnheit gelöst haben, und ich ganz

frey ſeyn würde. Mein Herz ſchwamm in Blut und Thränen; aber ich verbarg meinen Jammer, und ſuchte nur den Reſt der Gewohnheit zu retten, an der ſich ja — ſo hoffte ich — die Liebe wieder emporranken könnte. Der geräuſchvolle Winter nahte ſeinem Ende; der Frühling kündigte ſich an von fern, und ich ſah mit unausſprechlicher Sehnſucht der Wiederkehr jener Tage entgegen, die mich ſo glücklich gemacht hatten. Meine ganze Seele war dieſer Hoffnung voll; und ſo bot ſich die Gelegenheit leicht dar, wo ich unſers Landlebens von Weitem gedenken konnte. Die Töne, die ich anſchlug, verhallten nicht umſonſt; es war mir, als wäre Lothars Beredſamkeit mir zugefallen; ich konnte mit aller der Fülle ſprechen, welche Sehnſucht und Liebe gibt. Das war ſeit langer Zeit ein recht ſeliger Abend. Wir ſaßen am Kamin; das Feuer loderte hell vor uns auf, und ich ſah auch wieder hellen Tagen ent-

gegen, da Lothar nicht ohne Bewegung über das unruhvolle Treiben der Welt sprach, und ihm das Bild einer heitern Genügsamkeit entgegensetzte. Alles, was er an jenem Abend sagte, erfreute mich unbeschreiblich; ich bezog Alles auf mich; ich sah meine Wünsche erfüllt, meine innere Trauer geendet; ich sah ihn der Liebe und mir wieder gegeben. Unseliger Irrthum! Jener Abend war der Anfang eines neuen und großen Betrugs. Mit Sehnsucht zählte ich die Tage, die uns auf unser Land zurückführen sollten; Lothar schien von gleicher Ungeduld beseelt, und da, wie es oft geschieht, ein nochmaliges Rückkehren des Winters die voreilige Rechnung täuschte, war seines Unmuths kein Ende. Mir gefiel dieß wohl; aber die Sprache, die er in dieser Zeit führte, befremdete mich oft. Es trat jetzt etwas Leichtsinniges in seinem Wesen hervor, das an Ruchlosigkeit grenzte; seine Urtheile über die strafbarsten Dinge wur-

den immer milder und entschuldigender, und oft, bey geringen Veranlassungen, erzürnte er sich über die Thorheit der Menschen, sich das kurze, arme, ungewisse Leben durch erbärmliche Vorurtheile, oder durch Launen und Eigensinn zu verbittern, den sie mit dem Namen von Grundsätzen beehrten. Bisweilen schienen diese Betrachtungen sehr vernünftig, wenn sie sich auf Verhältnisse des Eigennutzes und Ehrgeizes bezogen; aber oft sprang er dann auf den Ehestand über, den er erst, wie zum Scherz und aus Neckerei, mit Witz und Laune, späterhin oft mit Bitterkeit angriff. Da mir diese Scherze und Angriffe nicht gefallen konnten, bemühte ich mich, das Gespräch, ohne eine Beziehung auf mich zu suchen — die ich auch gar nicht ahnen konnte — nur abzulenken; und wenn er bemerkte, daß ich allzu ernst und nachdenklich dabey wurde, gab er der Rede schnell eine solche Richtung,

daß ich Alles für Muthwillen nehmen mußte. Freylich war es auch nur Muthwillen, was er mit mir trieb; und das Räthsel löste sich in den ersten Tagen unsers erneuerten Landlebens, wovon ich mir so viel versprochen hatte. Auch ihn hatte Liebe dahin gezogen; aber ach! — nicht die Liebe zu mir; und während ich die Spuren unsers alten Glückes hier mit unschuldiger Freude aufsuchte, verfolgte er unter meinen Augen ein neues Glück, oder vielmehr eine neue Schuld.

Gewiß ist es Dir auch bisweilen in Deinen Träumen begegnet, daß Du Dich mit einem wunderbaren Gefühle von Leichtigkeit über die Erde erhobst, nach irgend einem lichten Punkte oder einer Höhe hinstrebend, wo Du Dir eine reizende Aussicht oder irgend einen andern Genuß versprachst, und daß Du so fliegend, schwebend, hoffend, mit einem Mal, als würden Dir die Schwingen gebrochen, nieder-

ſtürzteſt, in dumpfer Betäubung, und ohne Bewußtſeyn, außer dem einer verlornen Freude. So war mir da. Das freundliche Geſtirn der Hoffnung, das mich bisher getäuſcht hatte, ging in einem grenzenloſen Meere von Jammer unter, in deſſen Tiefen alle Dämonen des bitterſten Unmuthes und der feindſeligſten Eiferſucht wühlten. Ich will und kann nicht leugnen, daß mich die Unwürdigkeit meiner Nebenbuhlerin nicht weniger empörte, als der Raub, den ſie an mir verübte, und daß der Stachel des Schmerzes über die Untreue Lothars noch dadurch geſchärft wurde, daß ich ihn ſo tief herabſteigen ſah. Könnteſt Du mich tadeln darum? Ich hatte mich ja erſt um ſeiner Liebe willen recht hoch geachtet; und jetzt mich einem Weibe nachzuſetzen, das ich, wie ſchön es auch war, auf keine Weiſe achten konnte, dazu reichte alle meine Demuth nicht hin. Wenn er in der Zeit ſeiner Bewerbung um mich Alles, was Natur und

Phantaſie Strahlendes hat, herbeyrief und um mich ſtellte, war es ihm doch oft, als ob Himmel und Erde nicht Farben genug hätten, um mich nach Würden zu conterfeien; und er wurde dann nicht müde, ſein Glück zu preiſen, das ihm den Beſitz ſo unüberſchwenglicher Vollkommenheiten gegönnt habe. Und nun — o ich könnte lachen darüber! — nun wurde dieſer unſchätzbare Juwel, dieſes Kleinod der Natur, das die dunkelſte Nacht zum Tage umſchuf, von einem ſchimmernden Glühwurm überſtrahlt; und die Aurora, die durch ihren Purpur alle Heiterkeit des Lebens verkündigte, mußte einer Theater-Decoration von Sonnenuntergang weichen, mit grobem Pinſel auf ſchlechte Leinwand gemalt! — Und es iſt dieß nicht etwa das Urtheil meiner Eiferſucht; Lothar ſelbſt hatte nicht viel milder geurtheilt, als er noch frey und unverſtrickt urtheilen durfte. Nur ſcherzend und wie zum Spott hatte er ſich die-

ſem unſeligen Weſen genähert, daher ich auch ganz unbekümmert dabey war, weil ich an ihrem geringen Werthe und an Lothars Meinung von ihr ein hinreichendes Unterpfand der Sicherheit zu haben vermeinte. Aber als ſie ſein Annähern bemerkte, trat ſie zurück, und zog, ich weiß nicht, welche Kreiſe der Sprödigkeit um ſich her. Ihr Beginnen gelang. Ich glaube nicht, daß er ſich über ihre Künſte verblendete, ſo wie auch ſie gewiß ſein wahres Weſen wohl durchſchaute; ſie betrogen ſich gegenſeitig, und wahrſcheinlich mit vollem Bewußtſeyn. Jedes liebte nur ſich ſelbſt und ſeine Kunſt; aber Jedes wußte in dem Andern dieſe ſelbſtſüchtige Kunſt ſo hoch zu treiben, daß ſie ihm wie eine Leidenſchaft vorkam. Die erſten Tage unſers ländlichen Aufenthaltes reichten hin, dieſes zu entwickeln, wie es oft nur des Zutritts eines leiſen Lüftchens bedarf, um eine heimliche und verſchloſſene Glut in lodernde

Flammen zu bringen. Unſre Wohnungen waren ſich nah; auch ungeſucht begegnete man ſich oft; die Freyheit des Landes entfernte ſo Manches, und begünſtigte Anderes; und ich ſah jetzt — ach mit welchen Gefühlen! — wie Lothar, mit wenigen Veränderungen, die Rolle, die er auf dieſem nemlichen Schauplatze mit mir durchgeſpielt hatte, jetzt mit einem Geſchöpf wiederholte, das ich verachtete, und er ſelbſt auf keine Weiſe ehren konnte.

Jetzt hätte ich wohl den Irrthum erkennen können, in welchem ich über Lothars ganzes Weſen ſchwebte; aber dieſer Irrthum war die Wurzel meiner Liebe, und die Liebe zu ihm war mit meinem eigenſten Seyn verwachſen. Ich ſuchte alſo die Hoffnung in den verborgenſten Winkeln und Tiefen, und nahm gern jedes freundliche Entgegenkommen meines Mannes für ein frohes Zeichen reuiger Rückkehr, während es meiſt nur ein berechnetes Mittel zu die-

ſem oder jenem Zwecke war. Freilich flammte dann, wenn die Täuſchung offenbar wurde, der Unmuth in mir auf, und was lange zurückgedrängt war, brach in herbe Klagen über das harte Loos liebender Weiber aus. Dieſen Klagen ſetzte Lothar andere entgegen über das Loos der Männer, auf welche die Frauen ein Alleinrecht haben wollten, nur um ſie mit ihrer Eiferſucht zu quälen, und die, wie gewiſſe lächerliche Raritätenſammler, wenn ſie Alles daran geſetzt hätten, irgend ein einziges Stück in ihren Beſitz zu bekommen, ſich ſelbſt nicht mehr daran erfreuen könnten, wenn ſie vernähmen, daß auch Andre es beſäßen. Die wahre Liebe, ſetzte er dann hinzu, würde ſeyn, ſtatt das Band des Vereins immer recht ſtraff und fühlbar anzuziehen, es vergeſſen zu machen, und nicht die Liebe gewaltſam zu erſticken, indem man ſie der Lebensluft der Freyheit beraube. Ich fing jetzt an dieſe Sprache beſſer zu verſtehen, und da

es thöricht gewesen wäre, einer Rede, die nicht dem Verstande, sondern der Leidenschaft und einer freywilligen Verblendung angehörte, Gründe entgegenzusetzen, so begnügte ich mich, ihn auf das Urtheil der Welt hinzuweisen, die über dieses Verhältniß den Stab brechen müsse. Das fand denn freylich auch keinen Eingang. „Was kümmert mich die Welt," sagte er dann, „mit ihrem erbärmlichen Urtheile. Hab' ich sie mir zur Richterin erkohren, oder kann ich ihr Richteramt anerkennen, so lange ich mir selbst Genüge thue? Was weiß etwa die Welt von den Bedürfnissen eines Mannes, der nicht mit dem Trosse läuft? oder ist sie im Stande, etwas zu beurtheilen, was ihr ewig fremd bleiben wird? Jene Frau, die der Gegenstand Deiner unseligen Eifersucht ist, und die Du zu Deinem und meinem Nachtheil verkennst, bietet mir einen heitern Umgang dar. Sie ist geistreich, gebildet, in vielen Dingen wohl unterrich-

tet und ohne Vorurtheil. Sie hat den Schein vielleicht gegen ſich; aber dieſer Schein trügt; eigentlich aber iſt es auch nur das misgünſtige Urtheil der Welt, die ſie nicht verſteht, was gegen ſie iſt. Auf mich wirkt ſie unendlich wohlthätig, und es iſt nicht eben ſehr liebend von Dir, mir, aus Eigenſinn oder Vorurtheil, ein Verhältniß zu verleiden, das, unſchuldig wie es iſt, mich auf das Angenehmſte belebt und aufregt, und die Armſeligkeit des alltäglichen Treibens, das mir Geiſt und Gemüth aufzehrt, vergeſſen läßt."

So viel Herbes dieſe Aeußerungen enthielten, ſo überſah ich doch gern, was mich darin kränken konnte, um den Reſt der Hoffnung zu retten, die mir daraus entgegenſchimmerte. Ich that, was ich konnte, um meiner Eiferſucht Meiſter zu werden; ich bekämpfte die Zweifel, die ſich mir aufdrängten; ja ich überwand ſogar die Abneigung, die ich gegen Lothars Freundin

hegte, um seinen Umgang mit ihr, statt ihm Schwierigkeiten entgegenzusetzen, vielmehr zu erleichtern. Diese Aufopferung brachte mir wenig Dank. Der Zwang, den ihm meine Gegenwart dennoch auflegte, wirkte in Lothars Herzen gegen mich, und ich mußte sehr bald erfahren, daß er hinter meinem Rücken Gelegenheit suchte, sie allein zu sehen. Ich schwieg. Aber mein Herz schwieg nicht; und je weiter sich Lothar von mir entfernte, desto heftiger griff die verwaiste Liebe in mir nach der seinigen, die sie, wie ein tückisches Luftzeichen, an die schroffen Klippen des Schmerzes verlockte, und dann verschwindend, sie in der feuchten, trostlosen Nacht allein ließ.

Darf ich Dir gestehen, Marianne, wie feindselig in dieser unglücklichen Zeit die Nähe der Schuld auf mich wirkte? Ich fragte mich: Bist Du allein zum Dulden und Leiden geschaffen? und wenn Jene die Rosen der Freude brechen, warum soll ich

meine Hand nur an den Dornen verwunden? — Und dann traten mir die Grundſätze der Ungebundenheit, die Lothar mit jedem Schimmer einer trügeriſchen Sophiſtik zu bekleiden wußte, mit allen ihren tükiſchen Reizen vor die Seele, und winkten mich auf blumige Gefilde hin, in feſtliche Schwärme, voll von Rauſch und Luſt, und voll lachender Geſichter und flüchtiger tanzender Füße; alles ſo frey, ſo muthwillig wie Kinder, wenn ſie an einem Sommermorgen dem Geſetze der Schule entlaufen ſind. Auch manche Hand kam mir entgegen, um die Bedenkliche, Zweifelnde, die nur nicht wagte herabzuſteigen, an den blumigen Abhang zu leiten, wo ſie dann ſchon von ſelbſt, und wahrſcheinlich viel ſchneller, als ſie ſich zutraute, in jene tiefer liegenden, lockenden Zaubergärten hinabtaumeln würde. Schon hätte ich ſelbſt meine Hand nach ihnen ausſtrecken mögen; aber indem ich noch zauderte, war es mir, als ob all'

diese lachenden, fröhlichen, buntscheckigen Gestalten höhnisch grinzten, mit Fingern auf mich deuteten, und sich meines nahen Falles erfreuten. — Da schlug mir das Herz. Ich schaute in mich hinein, und erblickte mit Schaudern in meiner Brust die Verwirrung einer beginnenden Schuld. Noch war es Zeit zu den Dornen meines einsamen, schuldlosen Schmerzes zurückzufliehen.

Lothars neues Glück dauerte eben nur so lange, um mich recht unglücklich zu machen. Die Frau, der er mich geopfert hatte, knüpfte, ihrer leichtsinnigen Art getreu, ein neues Verhältniß an, und ein so unwürdiges, daß Lothar, hätte ihn nicht die schlimmste Art der Eitelkeit besessen, oder hätte sich nicht die verschmähte Liebe an ihm rächen wollen, durch Verachtung hätte geheilt werden müssen. Statt dessen gab er sich der Eifersucht hin, und beging Thorheiten über Thorheiten, um die Ungetreue

zu ſich zurückzubringen. Sein ganzes Weſen wurde verwirrt, und ein feindſeliges Etwas, welches darin herrſchend wurde, ſpaltete und trennte, was früher harmoniſch vereint ſchien. Wie in ſeinem Thun, ſo drängte ſich auch in ſeinen Reden eine gewiſſe Gewaltſamkeit hervor, die bisweilen an Rohheit ſtreifte; und da er das Gefühl der Ueberlegenheit, das ſeiner Eitelkeit ein Bedürfniß war, verloren hatte, ſchien er mit einer Art von Verzweiflung auch die Herrſchaft über ſich ſelbſt aufzugeben. Sein Zuſtand ging mir nah; ich quälte mich mit ihm und um ſeinetwillen; da er aber allen offenen Erklärungen auszuweichen ſuchte, konnte ich nichts zu ſeinem Troſte thun. Was blieb mir da übrig, als mich in Geduld zu faſſen, auf eine Veränderung der Umſtände zu hoffen, und Lothars Unruhe den Schein einer Ruhe entgegenzuſetzen, die, ſo hoffte ich, beſänftigend auf ihn wirken ſollte. Meine Anſtren-

gung — denn das war mein Bemühen allerdings — war nicht ganz ohne Erfolg. Er suchte meine Gesellschaft mehr; er ließ sich auf vertrauliche Gespräche ein; ja er gestand mir einmal, daß die Dämonen, die ihn verfolgten, nur meiner Gegenwart wichen. Dieses Geständniß aber schien ihn in dem Augenblicke zu gereuen, wo er es ausgesprochen hatte; und als ich mich an seine Brust warf, und ihn beschwor, mir sein Vertrauen zu schenken, und wenn er Hülfe bedürfe, meine Hand nicht zu verschmähen, — machte er sich aus meinen Armen los, und versank wieder in seinen schweigenden Unmuth. Während sich der Stolz in ihm gegen jede rechtmäßige Beschränkung seiner Willkühr empörte, schleppte er sich in den Fesseln einer schimpflichen Liebe fort, die ihm nichts mehr gab, als den Verdruß der Zurücksetzung hinter einen unwürdigen Nebenbuhler. So sehr ihn diese Zurücksetzung empörte, oder vielleicht eben

darum, griff er haſtig nach jedem Zeichen der frühern Gunſt, dergleichen er denn auch von Zeit zu Zeit empfing, wenn er etwa eben allzu heftig an der Angelſchnur riß, und gänzlich zu entſchlüpfen drohte. Eines Tages, wo er heiterer als gewöhnlich nach Hauſe kam, fiel ihm beym Hinausgehen aus meinem Zimmer ein Streifchen Papier aus der Taſche. Ich hob es auf, und da ich beym erſten Blick die Hand ſeiner treuloſen Nadlerin erkannte, bedachte ich mich noch, was ich damit thun ſollte, als er wieder hereintrat, und unruhig umherſehend das Verlorene zu ſuchen ſchien. Ich reichte es ihm ſtillſchweigend hin. Erröthend griff er zu, drückte das Papier zuſammen und ging weg. Dieſer kleine Vorfall trennte ihn noch weiter von mir. Sein Unrecht ſtellte ſich zwiſchen uns, und das Gefühl einer verdienten Demüthigung rief den hartherzigſten Stolz zu ſeinem Schutze auf. Meine Gegenwart ſchien ihm ein Vorwurf;

und statt die Schuld zu fliehen, floh er vor mir.

Dieſe Lage mußte ihm in Kurzem unerträglich werden. Eines Tages endlich, da die Unvorſichtigkeit oder der Muthwille ſeiner Geliebten den letzten Reſt der Täuſchung zerſtört hatte, verließ er, nach einer widrigen Scene mit ſeinem begünſtigten Rival, die Stadt, um auf einer Reiſe Geneſung und Ruhe zu ſuchen. Ich ſegnete dieſen Gedanken, und glaubte ſchon alle meine Wünſche erhört, da ich von den nächſten Stationen recht freundliche Briefe erhielt, und dieſe Briefe faſt in dem Verhältniſſe der zunehmenden Entfernung immer verbindlicher, ja zutraulicher und zärtlicher zu werden ſchienen. Meine Hoffnungen belebten ſich; ich fühlte den alten Glauben in mir geſtärkt, und ſah mit eben ſo großer Sehnſucht als Zuverſicht dem Zeitpunkte entgegen, wo die nur verwirrte oder zurückgedrängte Liebe wieder ihren Platz in Lothars Herzen einneh-

men, und ihre Rechte geltend machen würde; und dieser frohe Glaube vertilgte in mir, wenn auch nicht die Erinnerung an den vergangenen Schmerz, doch den Verdruß und die Bitterkeit so vollkommen, daß ich mich sogar beredete, jene Ereignisse würden eben unser Band noch fester ziehen und es ganz unauflöslich machen. Da ich kein anderes Unglück kannte, als den Verlust der Liebe Lothars, und mir schmeichelte, diese wieder gewonnen zu haben, so suchte ich mich zu überzeugen, daß ich sie, trotz dem widersprechenden Scheine, niemals verloren hätte, und ich war eben so unermüdlich als scharfsinnig, Alles herbeyzuschaffen, was diesen Glauben befestigen konnte. Der Zweifel wurde niedergedrückt, und ich wurde, wenn auch nicht gerad heiter, doch so zufrieden, als ein noch wundes und sehnendes Herz nur seyn kann. Es wäre mir unmöglich gewesen, diese Stimmung vor dem entfernten Freunde geheim zu halten;

vielmehr sprach ich mit Lebhaftigkeit von der Freude, der ich entgegensähe. Ob ihm diese Lebhaftigkeit misfiel, weiß ich nicht; aber seine Antwort, so schön und geistreich sie auch war, zeigte mir wenigstens, daß er nicht davon ergriffen war. Gern maß ich mir die Schuld bey, und legte meiner Feder strengere Gesetze auf. Auch mich selbst nahm ich mehr unter Aufsicht. Ich glaubte einzusehen, das, was Lothar, vernünftiger und erfahrner als ich, für das Glück der Liebe und des Lebens erkennen möge, sey ja wohl eben die Mäßigung einer gleichen, still und ruhig leuchtenden Flamme, die weder rasch und heftig emporlodere, noch tief zu dem Dochte herabsinke. Es war nun mein ganzes Streben, diese Ruhe zu gewinnen; und indem ich meine Liebe, wie ein heiliges Feuer, mit priesterlicher Sorgfalt bewachte, fand ich zu meinem Vergnügen, daß sie an Tiefe, so wie mein Leben selbst an innerm Gehalt

dadurch gewann. So war es mir fast erwünscht, daß sich Lothars Rückkehr noch etwas verzögerte, bis ich ganz mit mir fertig geworden, und das Gleichgewicht, dem er, wie es schien, den größten und verdientesten Werth beylegte, fest und unerschütterlich in mir begründet hätte.

Während dieser Zeit, wo ich, obgleich entfernt von ihm, doch nur mit und für ihn lebte, liefen seine Briefe immer pünktlich ein. Von unserm persönlichen gegenseitigen Verhältnisse war nicht oft die Rede darin, und ich beklagte mich nicht darüber. Es schien so natürlich, daß die Fremde, der Glanz der Höfe und die Merkwürdigkeiten großer Städte, die ganze Gegenwart überhaupt, seine Theilnahme stärker erregten, und daß sich dieses Interesse mehr geltend machte, als das Verlangen nach der Heimath und der Frau. Mir war die freundliche Art genug, mit der er mir seine Bemerkungen — einen reichen Schatz — mit

so vieler Pünktlichkeit mittheilte; und ich glaubte keinen bessern Beweis seiner Liebe erwarten zu können, als daß er Alles, was er Anziehendes sah, mit mir und meinem Andenken in Verbindung setzte. Zog er mich doch gleichsam auf jedem Schritte nach sich, und theilte jeden Genuß mit mir! Hätte ich nicht dankbar seyn sollen? Und wahrhaftig ich war es — ich war es recht aus vollem Herzen.

So hatte ich mich länger als ein halbes Jahr wie ein Kind mit den süßesten Hoffnungen gewiegt. Meine Träume schienen mir volle und aufrichtige Wahrheit, und ich hatte sie mir so tief in das Herz gedrückt, daß ich auch da noch daran glauben wollte, als ich auf die grausamste Weise aus dem Schlafe gerissen worden war. Ich genoß Alles in tiefer Stille, und das Geheimniß, womit ich, wie früher meine Schmerzen, so jetzt meine Wünsche und Hoffnungen, umhüllt hatte, machten sie mir noch

theurer und heiliger. Wie glücklich wäre ich gewesen, wenn ich in all' dem Irrthum gestorben wäre, und allen den frommen Wahn der Liebe im Herzen mit mir aus diesem tückischen, trugvollen Leben genommen hätte! Warum, ach! hat mir Gott nicht die Qualen der Enttäuschung erlassen? Womit hatte ich verdient — wodurch verschuldet — —? Ich höre Dich sagen: Der Mensch darf mit Gott nicht rechten; er muß die Hand küssen, die ihm das Theuerste entreißt und das Herz zerdrückt; er muß den Willen segnen, der ihn vernichtet. — Es sey! Das Loos, das mir vom Himmel fällt, wie hart es auch seyn mag, hab' ich zu tragen Muth; der, von welchem das Leiden kömmt, gibt auch die Kraft; aber wenn Menschen über Dich hinweggehen, wenn ihr Fuß Dich achtlos und unbekümmert, ja wenn er Dich absichtlich und mit kalter Besonnenheit in den Staub tritt; wenn Deine Liebe Dir Haß gebiert, Dein

Jammer für Empörung gilt, wenn Alles, was zu denken entsetzlich ist, von Menschen und von geliebten Menschen Dir kömmt, willst Du auch dann noch den unendlichen Schmerz ohne Murren empfangen, und mit demüthiger Ergebung vor den Thron der Vorsehung niederlegen? — Oder wenn Du auch dieses forderst, und wenn ich das harte Gebot nicht mit Worten bekämpfen kann, so lehre mich auch noch lebend dem Gefühl des Lebens zu entsagen, und wenn grausamer Muthwille mit meinen Qualen spielt, zu diesem Spiele zu lächeln.

Schon öftrer hatte Lothar seiner Rückkehr gedacht; ich durfte die Zeit berechnen, wo ich ihn wieder an mein Herz drücken, wo ich ihn wieder von ganzer Seele mein nennen könnte. Alles schien zu meinem Glücke zusammenzustimmen. Jene Frau, die seinen Stolz so verhöhnt hatte, war mit ihrem Manne in eine andre Gegend gezogen; auch ihr Liebhaber hatte sich ent-

fernt; die verhaßteſten Erinnerungen waren auf dieſe Weiſe bey Seite geſchoben. Dann war mir durch den Tod eines Onkels ganz unerwartet ein wohleingerichtetes Gut in einer eben ſo anmuthigen als fruchtbaren Gegend zugefallen, wo wir einen Theil des Jahres in reichlicher und angenehmer Beſchäftigung zubringen konnten. Lothar billigte die Vorſchläge, die ich ihm darüber machte, und ging, wie es ſchien, mit Vergnügen darauf ein. Das war in den erſten Tagen ſeines Aufenthaltes in Paris. Da konnte er mir nicht genug ſagen, wie ſehr ihm dieſer unermeßliche Steinhaufen misfalle, wie ihn das Gewühl des eben ſo rührigen als müßigen Volkes durch die hohen ſonnenleeren Gaſſen, wie der Ameiſen in ihren finſtern Gängen, verſtimme; wie es ihn peinige, daß man ſich hier Tage lang um einander herum drehe, ohne ſich geiſtig zu berühren; und wie er eilen werde, dieſem Getös zu entrinnen, das ohne alle Be-

deutung, nur so recht um sein selbst willen sey. — Doch vergingen Tage und Wochen, ohne daß dem Vorsatze die Erfüllung folgte. Ich bemerkte nicht ohne Unruhe, daß seine Briefe immer mehr die Gestalt von Journalen annahmen, in denen man das Geschehene zu eigner Erinnerung nur flüchtig anmerkt — und darum mochte es auch wohl seyn, daß er mir ihre Aufbewahrung so nachdrücklich empfahl. Dann wurden auch diese Verzeichnisse seltener und lückenhafter. Ich konnte wahrnehmen, daß ihm die Lücken, die er ließ, selbst einige Verlegenheit machten, und daß er mir nicht mehr, wie vormals, sagen mochte, wo und auf welche Weise er seine Zeit zubrächte. Ich faßte einmal den Muth, diese Bemerkung scherzend hinzuwerfen, ohne ihr die mindeste Bedeutung zu geben; aber nicht anders, als ob er sie mit Begierde erwartet hätte, fiel sein nächster Brief wieder in die alten Topiks von Freyheit, thörigter Quälerey,

und was dergleichen mehr war. Auf diesen Brief folgte schnell ein anderer, und in diesem eine recht künstlich gewendete, recht klug eingewebte Geschichte von einem berühmten Manne, der die jüngere Schwester seiner Frau geliebt habe, und da sie bald durch gegenseitige Leidenschaft über alle Schranken geführt worden, sey er doch von seiner Frau in dem, was nun einmal nicht zu ändern gewesen, auch nicht gestört worden; ja, sie habe die Folgen dieses leidenschaftlichen Verhältnisses mit der zartesten Schonung und unbeschreiblicher Klugheit den Augen der Welt zu entziehen gewußt. Ueber diesen Heroismus weiblicher Liebe verbreitete er sich mit einer Beredsamkeit, die schon seit geraumer Zeit aus seinen Briefen gewichen war, und es fehlte nicht viel, so hätt' er ihn zu einem Gebote der Haustafel und einer Pflicht des Ehestandes gemacht. Ich antwortete darauf, ohne Mistrauen und Bitterkeit, aber mit

dem Ernste, den eine so heilige Sache gebot; entlarvte jenen sogenannten Heroismus für die sündhafteste Schwäche, und beschwor meinen Mann, doch so bald als möglich Paris zu verlassen, um sich den Einflüssen der schlimmen Luft zu entziehen, die ihn dort zu vergiften drohe. In der Antwort nahm er meinen Ernst ganz leicht, und statt auf den bessern Weg einzulenken, gab er mir in einer Anzahl lustiger Tagesgeschichten ein Bild des Ehestandes der grossen Welt, das mich weder ergötzte noch beruhigte. Von seiner Abreise schwieg er. Ich kam nun wieder auf meine Bitten zurück, indem ich ihn an die Hoffnungen erinnerte, die er in mir erregt hatte, und noch viele andre Gründe zusammenstellte, die ihn zur Rückkehr bewegen konnten. Diese dringenden Bitten, noch mehr aber die Gestalt, welche seine eigenen Verhältnisse in dieser Zeit angenommen hatten, führten endlich eine Entscheidung herbey. Durch

eigene und fremde Eitelkeit verstrickt, in schwierigen Händeln verwirrt, von Buhlerei, List und Macht überwältigt, sah er sich endlich, ganz gegen seine Absicht, in die Nothwendigkeit versetzt, ein lockeres und leichtsinniges Verhältniß unauflöslich zu machen. Doch konnte er es nicht über sich gewinnen, mir die Sache zu sagen, wie sie war. Er verschwieg den Betrug, und sprach von einer Leidenschaft, die allzu mächtig in ihm geworden sey, als daß er sie je besiegen könne; zeigte mir die Nothwendigkeit einer Trennung, und verlangte meine Bestimmung dazu. Was ich ihm hierüber geschrieben, wie ich ihn beschworen, mich zu schonen und sich, will ich Dir nicht wiederholen. Es war umsonst. Er schrieb mir: wenn ich ihn jemals geliebt hätte, so möchte ich dieser Quälerei ein Ende machen, die zu nichts führte. Sein Entschluß sey unwiderruflich; er habe schon lange die Ueberzeugung bekommen, daß sich unsre Neigun-

gen nicht vertrügen; ich möchte mich also seinem Glücke nicht in den Weg stellen. — Jetzt stand ich nicht länger an. Ich löfete seine Schwüre mit zerrissenem Herzen, und gab mich als Opfer für fremde Sünde hin. Doch war es nicht eigentlich ein Hingeben — so hoch kann ich meine Großmuth nicht rühmen — sondern ich ergab mich wie das Opferthier, das der Priester gebunden zum Altare schleppt. Du weißt das Uebrige. Ohne mir einer Schuld bewußt zu seyn, trage ich die Schmach der Schuld. Ich erröthe bey dem Namen meines Mannes, den ich als ein freyes Geschenk von ihm erhielt und nun noch führen muß, nachdem die Einheit zerstört ist, deren Symbol er war. Alles, was mir vormals befreundet war, sieht mich wie etwas Fremdes an, und es graußt mir vor dem, was mich sonst an sich zog. Ich will der Gegenwart entfliehen, aber ich kann mich nicht in die Zukunft retten, die mir nicht einmal Ver-

geſſenheit bietet; denn wie möchte ſo tiefe Kränkung vergeſſen werden? — und nicht in die Vergangenheit, die wie ein Leichnam alles Schönen vor mir liegt, oder als eine tückiſche Verführerin zu allen dem Jammer meines jetzigen Daſeyns. — Oder ſoll ich mich in ein fremdes Glück retten? Ach, ich ſchien ja auch glücklich, und doch war Alles nur eitler Betrug; ich wurde auch ſelig geprieſen um dieſer Lüge von Seligkeit, die faſt ſchon verſchwunden war, als man ſie pries. Iſt es ein Wunder, wenn mir alles Rühmen menſchlichen Glücks wie ein Hohn — ihre ſogenannte Treue, Wahrhaftigkeit und Großmuth wie ein leerer, ſchrillender Klang erſcheint, oder wie eine angemalte Larve, welche die häßlichſte Verzerrung bedecken ſoll? Und gäb' es wohl einen ärmern Zuſtand, als den, nicht nur um das eigene Glück, ſondern auch um den Glauben an fremdes Glück betrogen zu ſeyn?

* * *

Es ist Zeit, diese lange Geschichte meines Elends zu schließen — aber nicht auf diese trostlose Weise. Ich lese Deinen Brief wieder und immer wieder — er ruht an meiner Brust — und wie ein schützender Talisman sendet er seine Kraft in mein innerstes Herz. — Wenn Ein liebloses Wesen uns mit der Welt zu entzweyen vermag, warum sollte nicht ein Anderes liebendes uns mit ihr aussöhnen können? Bedarf es denn mehr als des Glaubens an Eine Wahrheit, um des Daseyns der Wahrheit überhaupt gewiß zu werden? an Eine Tugend, um an Alle zu glauben? Haben wir nicht oft gehört, daß Ein bannendes Wort den ganzen Spuk der Hölle, wenn er losgelassen war, zerstreute? Warum soll das Wort einer Liebe, wie die Deinige ist, weniger vermögen, und ich weniger an Deine Liebe glauben, als an den Haß eines Andern? oder warum soll endlich das Gute nicht mächtiger seyn als das Böse,

das ja doch wohl nur als Ausnahme gilt? Um diesen Glauben kämpfe ich jetzt; und wenn ich ihn erkämpfe, so ist es Dein Werk, und das Werk dessen, an den Du mich gewiesen hast. — Sieh, ich habe Dir mein Innerstes enthüllt, um Dich hinein zu rufen; nach Deiner frommen, tröstenden Erscheinung sehnt sich mein Herz; und wenn ich nicht fürchtete, störend in Deine Paradiese zu treten, ich käme an Deine Brust, und suchte in Deiner Nähe, was mir auf immer verloren schien. Sage mir, ob Du, ob Dein Adolph meine Gegenwart erträge. Vordem schien er sich zu freuen, wenn er mir in der Welt begegnete; aber jetzt bin ich so scheu geworden wie ein Kind, nicht vor den Unbekannten, sondern vor denen, die mich glücklich gekannt haben. Was auch Dein Wille sey, schreibe mir nur. Es gibt nichts, wornach ich mich sehne, als Deine Liebe.

Mathilde.

2.

Amelie an Victorinen.

Den 20. Febr.

Nein, liebste Cousine, länger zu schweigen, wäre Verrath an der Freundschaft. Hundertmal zwar, tausendmal, millionenmal hab' ich in diesen vierzehn ereignißreichen Tagen an Dich, Herzens-Cousine, gedacht; aber die Feder in die Hand nehmen, schreiben, Dir erzählen — nein, das war unmöglich! Und auch in diesem Augenblicke weiß ich eigentlich nicht, wie es möglich werden soll. Zwar hab' ich die frühste Stunde dazu genommen; aber was heißt jetzt bey mir früh oder spät? Der Tag hat keine geordnete Zeit mehr. Das Drängen und Treiben ist sich in jeder Tageszeit gleich. Auf dem Markte kann es nicht lebendiger seyn. Kaufleute, Handwerker, Putzmacherinnen, Juden und Christen — da ist ein Schicken, ein Fragen, ein Besuchen, daß

ich oft am Abend nicht weiß, ob ich noch einen Kopf habe. Und das Alles? — o Du hast es schon errathen! — das Alles — weil Deine kleine, naseweise, muthwillige Cousine seit vierzehn Tagen verliebt, und seit acht Tagen Braut ist.

Ja, Herzens-Cousinchen, seit vierzehn Tagen verliebt, seit acht Tagen Braut, und in acht oder neun oder zehn Tagen Gräfin Ahlen! — Hab' ich nöthig, noch auf das Verzeichniß meiner Zerstreuungen zu setzen, daß ich überschwenglich glücklich bin? Ja, Victorine, recht selig bin ich. Denke mir da nicht etwa an die leichten, flatterhaften Neigungen, die uns wohl sonst bisweilen auf einem Balle, in einer Gesellschaft anflogen, und wo auch wohl eine der andern mit einem, ah que je suis heureuse! in die Arme fiel. Das waren die ersten kindischen Anmeldungen des Herzens, das doch auch sein unschuldiges Daseyn wissen lassen wollte, und meist nur allzu voreilig bey dem

ersten besten Augenpaar, das sich an das unsrige heftete, stärker zu schlagen anfing, und uns dann weiß machte, wir wären glücklich. Jetzt, jetzt erst hat meine Stunde geschlagen, und was wir je in Romanen von dem Glück und dem Rausche der Liebe gelesen, oder was wir selbst in müßigen Stunden geschwärmt haben, — ich fühl' es jetzt verwirklicht, ja, wenn Du willst, noch weit überboten. Hätt' ich nur Zeit, ich wollte ein Buch schreiben „die merkwürdigste Woche meines Lebens," interessanter als jeder Roman, und es Dir, süße Louise, ehrfurchtsvoll zueignen, mit dem Bilde des Helden voran, und mit der Unterschrift: Qui que tu sois, réconnais ton maitre. — Du weißt das Uebrige.

Ja, Kind, ein Liebesgott ist er, kein Mann; der Gestalt und dem Alter nach zwischen dem Mann und dem beflügelten Genius schwebend. Nur die flatternden Schwingen fehlen ihm — hätt' er sie aber auch,

so hielt' ich sie fest, oder er legte sie mir zu Liebe ab. Gewiß, Victorine, nie sind zwey Herzen so für einander bestimmt gewesen, als die unsrigen. Immer gehen sie in gleichem Tact, und wenn sich ja das eine oder das andre einmal übereilt, gleich ist das andre hinterdrein, und bey der Fermate sind sie sicher wieder beysammen. Daß wir Beyde also nur Einen Sinn und Willen haben, versteht sich gewissermaßen von selbst; auch daß, wenn etwa eine eine Dissonanz vorkömmt, wir gleich eifrig sind, sie aufzulösen, und dann nur etwa einen Streit der Großmuth aufkommen lassen. — Doch das ist für Dich eine langweilige Materie. Du gähnst und verlangst Geschichte. Liesest Du doch kaum die Ueberschriften der Capitel eines Romans, geschweige denn Vorreden, Einleitungen, Nutzanwendungen, belehrende Abschweifungen und dergleichen, ja nicht einmal die sentimentalen Ergießungen, auf denen, wie Du

einmal sagtest, der Leser wie in einer Wiege schwinget, immer auf einer Stelle bleibt, und endlich einschläft. Wahrhaftig, mein ungeduldiges Victorinchen, ich fange an zu glauben, daß die sentimentalen Schriftsteller immer nur ihre eigne Geschichte schreiben, und eben darum nie zur Geschichte kommen können. Wenigstens geht es mir in diesem Augenblicke so, und ich habe mich eben im Spiegel besehen, ob ich etwa unserer guten, schmachtenden Hoheneck gleich geworden bin, die, aufgezehrt von der Sehnsucht nach dem künftigen Geliebten, der nie erscheinen will, nur noch seufzt und haucht, und bald, wie die unglückliche, unerhörte Echo, eine Stimme des Gebirgs seyn wird.

Aber sieh, da ist mir diese Echo der zärtlichen Lieder gerade recht gekommen, um mich auf den historischen Weg zu bringen. — Es sind heute gerade vierzehn Tage — o die herrliche Zeit! — da

trat die gute Hoheneck bei mir ein, um mich zur Oper abzuholen. Du hätteſt ſie ſehen ſollen. Ein hellgelber Roſenkranz hing leicht um ihr flachsgelbes Haar, und dieſes hing wieder leicht und dünn an ihrem gelben Nacken herab. Ein weißes Krepp-Gewand mit gelber Unterlage ſchlang ſich um die magre Schlankheit ihrer zarten Glieder, und floß zu den hellgelben Schuhen herab, die den breiten Fuß jämmerlich preßten. So trat ſie ſchwankend und ſchmachtend bei mir ein, ſenkte ſich langſam auf den Divan nieder, und erwartete mit ſchmeichelhafter Ungeduld, daß die letzte Hand an meine Toilette gelegt würde. Es war vollbracht. Ich warf nur noch einen muſternden Blick in den Spiegel, kehrte mich dann mit einer Pirouette nach ihr um, und ſagte mit einer tiefen Verneigung: „Jetzt bin ich meiner geiſtreichen Emili ganz zu Befehl.“ Mit einem gehaltnen, unendlich gütigen Lächeln betrachtete ſie mich durch die dop-

pelten Gläſer, und ſagte mit leiſer, ſchleppender Stimme: Sie ſind zum Beneiden ſchön, Melinde (denn ſo hat ſie mich nach ihrer arkadiſchen Weiſe umgetauft) — Dieſes niedliche Sammthütchen, dieſe bedeutungsvolle Schwungfeder, dieſe muntern Farben! Allerliebſt! Aber das kleidet auch nur Sie, weil es in ſo holdem Einklange mit Ihrem fröhlichen Sinne ſteht. Kommen Sie, Süße, fuhr ſie fort, indem ſie ein wenig auf die Seite rückte, und mit der Lorgnette auf den Platz neben ſich wies — kommen Sie! Wir haben noch ein halbes Stündchen Zeit, und das möchte ich zu einem confidence anwenden. — Ich horchte hoch auf, und hüpfte nach dem Divan. — Zu einer poetiſchen confidence, fuhr ſie mit gezwungenem Lächeln fort, indem ſie mit der Hand in ihre Balantine fuhr und mit einem Papier kniſterte. Ich erſchrak, nahm mich aber zuſammen und ſagte: Wie glücklich, liebe Emili, machen

Sie mich! Aber fürchten Sie nicht Ihre Güte an eine Unwürdige zu verschwenden? Ich bin bis jetzt noch so sehr mit der Wirklichkeit zufrieden gewesen, daß ich mich wenig oder nicht um die Poesie bekümmert habe. — Und da ich fühlte, daß das wie Spott klingen könnte, setzte ich, wie von Reue ergriffen, hinzu: Sie wissen wohl nicht, Liebe, was ich für ein kindisches Wesen bin. Aber ich fange wirklich an, mich nach etwas Ernsterem zu sehnen. Es muß unendlich anziehend seyn, an Ihrer Hand die Zaubergärten der Poesie zu betreten. — Emili lächelte mich huldreich an, schlug die himmelblauen, silbergeränderten Blätter auf, und sagte: Es ist eine Elegie, der Erguß eines reinen, weichgestimmten Herzens, das in der rohen Gegenwart das hohe Ideal nicht findet, das es in sich trägt, und deshalb, glücklich in sich, aber von Sehnsucht verzehrt, in wehmüthigen Thränen schwimmt. Wehmuth, liebe Me-

linde, setzte sie hinzu, Wehmuth ist das Element, in welchem sich die Elegie bewegt, und das süße Auf- und Nieder-Wogen des Gefühls ..... — Aber ich kann wahrhaftig vor Lachen nicht weiter schreiben. Ist es nicht toll, daß ich Dir und mir den Kopf mit allen dem pedantischen Kram warm mache, und darüber nicht zur Sache komme? — Jetzt hättest Du mich sehen sollen, wie ich, auf dem Divan lehnend, mit in einander geschlagenen Armen dasaß, und mit meinen Füßen spielend zugleich über die zierlichste Form der Schuhe und die beste Einfassung des Lobes nachsann, womit ich die Vorleserin am heiß ersehnten Schlusse ihrer weinerlichen Rhapsodie zu beglücken gedachte. Da nun endlich dieser Augenblick kam, machte mich die Freude beredt, und ich war so glücklich, daß die durch ihre eigene Poesie tief gerührte Dichterin meine Freude an der Erlösung für Freude an ihrem Werke nahm. Nachdem sie also das Tuch an die Augen

gedrückt und ihre Thränen getrocknet hatte, fiel sie mir mit einer wahren Begeisterung um den Hals und versicherte mich — zu meinem eignen Erstaunen — daß Niemand eine solche Tiefe des Gemüths, einen so feinen und sichern Tact für wahre Poesie habe, als ich; und versprach mir — zu meinem größten Schrecken — daß sie mich künftig recht oft über ihre poetischen Versuche — sie lächelte bey dem Worte sich selbst an — zu Rathe ziehen werde.

Den 21. Febr.

So weit hatte ich gestern geschrieben, da wurde Graf Avensberg bey mir gemeldet, der eben in Geschäften des H.... Hofes hier ist, um mir seine Huldigungen zu Füßen zu legen. Wahrscheinlich ist der Mann vor dreyßig Jahren liebenswürdig gewesen; denn seine hohlrückige Haltung, seine rechts und links zugezählten Verbeugungen, die runde Bewegung seiner Arme, vorzüglich

die Bedeutsamkeit, mit der er den Spaniol aus der goldenen boite nimmt, lange zwischen den Fingern zerdrückt, und langsam zur Nase führt — Alles hat den Anspruch auf eine alte dreyßig- oder funfzig-jährige Liebenswürdigkeit. Was mir noch am besten hätte gefallen können, wären die Lobsprüche, die er dem bienheureux futur ertheilte. Er nannte ihn einen cavalier accompli, le modèle des jeunes gens de qualité, und versicherte, que pendant le séjour qu'il avait fait à la cour de H., il en avait fait les délices. Ich nahm diese stark accentuirten Lobsprüche mit möglichster Bescheidenheit auf, so wie auch die unendlich schönen Sachen, die er aus seinem alten Dictionnaire du bon ton für mich zu spenden die Gnade hatte.

An Fortsetzung meines Briefes war nun nicht mehr zu denken. Besuche reihten sich an Besuche bis zum Mittagsessen; dann Toilette zur Cour. Nach der Abendtafel

nahm mich Prinzessin Friederike mit auf ihr Zimmer; ich mußte ihr von Ahlen erzählen, und Mitternacht war vorbey, als sie mich entließ. Nun bin ich kaum aus dem Bette gekrochen und habe den Shawl übergeworfen, so sitze ich wieder hier, und mache mir die Finger mit Tinte schwarz, um weiter zu erzählen, oder eigentlich — denn ich sehe mit Schrecken, daß ich gestern die Zeit recht thörichter Weise verplaudert habe — also, um erst anzufangen.

Nun denn also gleich zur Sache. Die Elegie war gelesen, die süßen Wehmuths-Thränen abgetrocknet, das schuldige Lob gegeben und wiedergegeben, da wurde der Wagen gemeldet. Emili und ich waren allein in der Loge. Sie, unendlich zärtlich — die Dankbarkeit wirkte noch fort — drückte mir bei jeder empfindsamen Stelle die Hand, oder lispelte mir poetisch geschmückte Seufzer zu. Die benachbarten Logen waren leer; die Zeit wurde mir lang,

und trotz „meines tiefen Gemüthes" sehnte ich mich nach dem Ende der Oper, wie nach dem Ende der Elegie. Da ging endlich am Schlusse des zweyten Acts die Thür der benachbarten Loge auf; die alte Baronin Morusi und ihre Tochter rauschten herein, und nach ihnen ein fremder, junger, schöner Mann in rother Malteser-Uniform, welcher hinter den Damen Platz nahm, und seine Blicke in den Logen umherschweifen ließ. Diese fielen endlich auch auf seine demüthigen Nachbarinnen, die sich schon lange leise angestoßen hatten, aber jetzt nicht thaten, als ob sie ihn beachtet hätten. In demselben Augenblicke sagte ihm die Baronin etwas in's Ohr; er verließ die Loge, und trat in die unsrige, mit einem Anstand, einer Anmuth, einer Sicherheit — o Victorine, es war unmöglich, ihn zu sehen, ohne in ihm den schönsten, den liebenswürdigsten, den gewandtesten Mann zu erkennen. Nachdem er uns Beyde verbindlich gegrüßt und

seine Unbescheidenheit entschuldigt hatte, wendete er sich an meine Nachbarin, sagte ihr, er sey vor wenigen Stunden auf einer Durchreise hier angekommen, und sey unverzüglich zu ihr geeilt, um ihr diese Karte der Gräfin Louise zu überreichen. Ein glückliches Ohngefähr habe ihn — da er sie nicht mehr zu Hause getroffen, in ihre Nähe gebracht, und um nicht des Glückes verlustig zu werden, das ihm seine edle Freundin habe gönnen wollen, habe er sich entschließen müssen, unser interessantes tête - à - tête für einen Augenblick zu stören. — Ich hatte während dieser Anrede alle mögliche Muße, den schönen Fremden ungestört zu betrachten, und ich gestehe Dir, ich war in diesem Augenblick so voll Misgunst und Neid, daß mir die Hoheneck noch tausendmal gelber und widriger vorkam. Sie schien auch recht einen Triumph zu feiern — denn wahrscheinlich fand jetzt „ihr weichgestimmtes Herz das hohe Ideal

in der rohen Gegenwart" — und das Fragen nach der unendlich lieben Louise, und all ihrem Thun und Lassen, wollte kein Ende nehmen, bis der Malteser eine kurze Pause benutzte, und sie bat, ihn mir vorzustellen. Ich war etwas verstimmt, und erwiederte sein Begrüßen mit einer flüchtigen, stummen Verbeugung; aber ich weiß nicht, wie er es anfing, in Kurzem waren wir Beyde im Gespräch, recht lebhaft im Gespräch. Jetzt rauschte der Vorhang wieder auf, und unser Fremder beurlaubte sich, nicht ohne die Bitte, wenn er wider Erwarten seinen Aufenthalt verlängern könne, unsre interessanten Personen besuchen zu dürfen.

Als er in seine Loge zurückkam, bemerkte ich, daß die alte Baronin scherzend mit dem Finger drohte; auch ihre Tochter flüsterte ihm etwas zu, worüber er lächelte. Diese Unterhaltungen beunruhigten mich schon. Emili war voll seines Lobes — auch das war mir nicht recht — und ich wendete das

Gespräch auf die unendlich liebe Louise, und bat mir die Karte aus, auf der sie der Freundin einen poetischen Gruß, und was mir um Vieles lieber war, den Namen ihres Freundes gesendet hatte. Ach, hub die gute Hoheneck an, als ich ihr die Karte zurückgab, das ist ein beklagenswürdiges Wesen. Ich weiß nicht, wer ihr in den Kopf gesetzt haben mag, sie sey eine poetische Natur, und im Vertrauen auf dieses Creditiv thut sie in ihrem Irrwahn die thörichtsten Dinge. Daß sie sehr mittelmäßige Verse macht, wie Sie an dieser Probe sehen können — sie hielt die Karte nach mir hin — wäre vielleicht noch ihre geringste Thorheit, obgleich in der Kunst die Mittelmäßigkeit durchaus unverzeihlich ist — aber daß sie mit diesen pitoyablen Arbeiten andern zur Last fällt, daß sie in Morgen- und Abend-Blättern ihre matten Reime ausstreut, und mit ihrem nichts sagenden Namen unterzeichnet; ja, daß sie sich deshalb

— als ob sie auf dem Gebiete der Literatur, wo man keine Notiz von ihr nimmt, eine Stimme, hätte, sich ein Urtheil über andere Talente anmaßt, das heißt doch in der That die Geduld vernünftiger Leute misbrauchen. Und ist es nicht endlich der Gipfel des Lächerlichen, wenn man schon den Vierzigen zueilt, und nie hübsch, ja nicht einmal erträglich gewesen ist, noch Minnelieder zu dichten, Liebe und Triebe, Wonne und Sonne zu reimen, und damit nach Männerherzen zu angeln? — Ich lieh dieser unendlich beredten Lobrede auf die unendlich liebe Louise das Eine meiner Ohren; das andre war für das Gespräch in der Nebenloge gespitzt, dessen unzusammenhängende Laute unabläßig durch das Recitativ vom Theater her gebrochen wurden. Ich hörte, oder glaubte zu hören: comment la nommez-vous? — Amélie, sagte die junge Baronin. Ah la charmante personne! — und dann wieder: J'avoue, je

la trouve tout à fait délicieuse, cette Amélie. — So glaubte ich den Namen zu hören, und mein Herz horchte hoch auf. — Dann aber, wie es in solchen Fällen geht, dachte ich wieder, ich hätte doch wohl nicht recht gehört, und er häte Émilie gesagt. Und da klopfte mir das Herz noch heftiger, und ich schmollte fast und sah meine Nachbarin noch einmal recht an, ob wohl die Beywörter charmante, délicieuse auf sie anwendbar wären. Da eine unbescheidene Bravour-Arie des primo amoroso jetzt alles Horchen verbot, wurde meine Eifersucht ganz toll, so daß ich ordentlich glaubte, darauf schwören zu können, er habe Émilie gesagt; und ich gestehe Dir, sein Credit war in diesem Augenblicke etwas bei mir gesunken.

Aber ich hatte recht gehört; es war Deine glückliche Amélie, die er auf den ersten Blick so bezaubernd gefunden hatte. Am folgenden Morgen besuchte er mich;

von der Abreise war die Rede nicht mehr; und von dieser Zeit an machte er mir, und auf eine andere Weise auch meiner Mutter die Cour mit solcher Aufmerksamkeit und so gutem Erfolg, daß ich ihm schon am achten Tage Herz und Hand überließ, und meine Mutter zwey Tage darauf die Gnade hatte, meine Wahl zu bestätigen. Seit drey Tagen hat er mich verlassen, um sich mit seinen Verwandten zu besprechen, die Erlaubniß seines Hofes zu suchen, und einige Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Sobald er zurückkömmt, wird unsre Verbindung seyn. Dann stellt er mich in H. vor, reiset mit mir nach Wien, wohin auch jetzt sein Weg ging, und im Sommer führt er mich nach Ems oder Spaa in's Bad.

Sieh, Cousinchen, das ist so ohngefähr das abbozzo — heißt es nicht so? — meines Liebeshandels bis zum entscheidenden Moment. Wollte ich Dir das Detail aus-

malen, es würde ein Buch. Du würdest dann Deine Freude haben an der Rastlosigkeit, mit der er die Angelegenheiten seines — unsrer Herzen betrieb, wie er jeden Augenblick zu ergreifen, wie er mich immer auf eine neue und überraschende Weise an sich zu erinnern, mit sich zu beschäftigen wußte. Als er mich zum zweitenmal besuchte, kam die Rede auf ein fliegendes Blatt, das wegen persönlicher Beziehungen Aufsehen machte; ich wünschte es zu lesen; er gab vor, es nicht bei sich zu haben; aber eine Stunde darauf kam es mit einem unendlich liebenswürdigen, geistreichen Briefchen an, dem man mit einer kleinen Wendung den Anstrich einer Erklärung geben konnte. Am folgenden Abend war Ball am Hof. Ich hatte mit ihm getanzt. Am Ende der Colonne zog ich mein Tuch aus dem Beutel, um mich abzutrocknen; in diesem Augenblicke bückte er sich, und überreichte mir ein kleines gefaltetes Papier,

das er von der Erde aufgehoben zu haben schien, mit den Worten: „dieses Blättchen gehört wahrscheinlich Ihnen an.“ Ich hatte Gegenwart des Geistes genug, um ihn zu verstehen, nahm das Papier als etwas mir Bekanntes an, und steckte es bei. Wie unruhig war ich während des Restes der Nacht! und wie günstig war ihm diese Unruhe! Als ich nach Hause kam, und das Blättchen öffnete, waren es mit der Bleyfeder geschriebene französische Verschen, voll der artigsten Anspielungen auf Einiges, was sich in derselben Nacht zugetragen, und, was sie mir noch theurer machte, mit einem Schlusse voll glühender Liebe. Ich mußte freylich, um des Anstandes willen, bey seinem Morgenbesuche über die Art der Einhändigung schmollen; aber wie schön bat er mir seine Verwegenheit ab; wie nahm er mir jeden Vorwurf von den Lippen weg! Die poetische Erklärung wurde jetzt durch eine prosaische ergänzt und gerechtfertigt,

die mir noch theurer war. Ich hatte zürnen wollen, und nach einer halben Stunde ließ ich ihm meine Hand als sein Eigenthum. Mein Herz hatte er ja vom ersten Augenblick an gehabt.

Fragst Du mich, wie es dabei der holden Emili erging? — Traurig genug. — Daß sie auf den schönen Malteser, der ihr von der poetischen Freundin empfohlen war, ein Recht zu haben glaubte, daß sie einen Plan auf seine Bewunderung wenigstens — die Anbetung wäre dann nachgekommen — gemacht hatte, verrieth der Neid, mit dem sie schon am dritten und vierten Tag unser Einverständniß belauerte, und als die Sache entschieden war, die boshaften, heimtückischen Bemerkungen, die sie sich über mich erlaubt hat. Aber ich habe mich gerächt, Victorine, und sie ist seitdem gelber, länger und häßlicher als je. Sie kam natürlich, mir Glück zu wünschen, und ich bemerkte mit großer Zufriedenheit die unend-

liche Mühe, die sie aufbot, ihr eckiges Gesicht in die rechten Falten zu legen, und ihre blassen Worte mit freundschaftlicher Theilnahme zu schminken. Ich beschloß sogleich, ihre Qual zu verlängern, nahm sie auf die Seite, umarmte sie mit allen Zeichen zärtlicher Rührung, und dankte ihr, boshaft genug, für das Glück, das mir ihre Nähe, das wohlthätige Zusammensein mit ihr an dem Opernabend gebracht habe; ich würde das nie, nie vergessen. Dann setzte ich ganz unschuldig und treuherzig hinzu: Der Graf hat mich an jenem Abend geistreich gefunden. Ach wenn er wüßte — und dabei küßt' ich sie — daß mich der Geist nur von diesen Lippen angeweht hatte; daß das Bischen Glanz, worin er mich sah, nur der Widerschein des hohen Genius war, der mir zur Seite stand. Aber verrathen wir ihm das nicht, bitte! — Er wird wohl nur zu bald seine Täuschung inne werden, wenn er erst allein mit mir

iſt, und ich keine Strahlen mehr von meiner geiſtreichen Emili borgen kann. — Dabey ſah ich ſie recht gerührt, recht dankbar an. Dann ſprang ich wieder an ihr in die Höhe, warf meine Arme um ihren Nacken und ſagte ganz liebetrunken: Aber geſtehen Sie mir, ſchöne Emilie, daß man vom Glücke privilegirt ſeyn muß, um einen Mann, wie der Graf iſt, zu feſſeln, und dabey eine Freundin zu haben, wie meine Emili, die durch ihre herzliche Theilnahme mein Glück ſo unendlich erhöht.

So eitel ſie iſt, und ſo einfältig-kindiſch ich ihr vorkommen mag, ſo konnte ſie dieſe Verſicherungen doch nicht ſo aufrichtig annehmen, ohne die Schlange unter den Roſen zu ahnen; aber Du hätteſt ſie ſehen ſollen, wie ihr das Herz ſchwoll vor Verdruß, wie mühſam ſie von Neuem die ſchönen falſchen Worte zuſammenſuchte, wie ſie ſich quälte, um leicht und unbefangen zu ſcheinen. Dieſe Stunde war mein Triumph,

und wenn sie mich je wieder mit ihrer ästhetischen Pedanterey heimsucht, so weiß ich, wie ich mir die Zeit mit ihr vertreiben kann.

Den 25. Februar.

Du wirst wohl an Schrift und Tinte sehen, liebes Cousinchen, daß dieser Brief nicht in Einem Zuge geschrieben ist. Wie wär' es auch möglich gewesen, ein solch langes Buch! Recht lieb aber ist es mir jetzt, daß er noch nicht geschlossen ist; so kann ich doch noch etwas von den Ereignissen der vergangenen Nacht anhängen. — Der Graf kam gestern früh von seiner Reise zurück, schöner, liebenswürdiger, zärtlicher als je. Seine Geschäfte hatten den besten Erfolg gehabt. Unserer Verbindung stand nichts mehr im Wege. Den Abend war Maskenball. Ich verschwieg ihm, trotz seiner Bitten, meine Maske, um, wie ich sagte, die Macht der Sympathie zu prüfen.

Zur Strafe verschwieg er mir auch die ſtinige. Ich hatte mich mit den beyden Fräulein Teng verabredet, die ungefähr von gleicher Größe mit mir ſind. Wir erſchienen zuerſt als die Begleiterinnen der Königin der Nacht. Was der Maske im Ganzen an Glanze mangelte, war durch Schmuck von Juwelen erſetzt; und die Aehnlichkeit war vollkommen, ſo daß ſelbſt meine Mutter mich erſt für Annetten und dann für ihre Schweſter nahm. Wir hatten kaum einige Gänge durch den Saal gemacht, als wir am andern Ende von einem glänzenden Helme herab einen hohen bunten Federbuſch im dichteſten Gewühle der Masken wehen ſahen. Alles drängte ſich zu, den ſchönen Ritter zu betrachten, der ſein Haupt ſo ſtolz emportrug, und ſich durch die Begleitung eines zierlichen, über und über befiederten Papageno als Tamino bezeichnete. Wir ſtießen uns an, und Jede ſagte der Andern in's Ohr: Herrlich, herrlich! das iſt Niemand anders,

als der Graf! — und sogleich schritt er auf uns zu, und nicht anders, als ob er mich an keiner andern Stelle erwartet hätte, wendete er sich sogleich an mich, bat sich meine Hand aus, und schrieb ein A hinein. Ich war in der That überrascht, fast bestürzt. Aber der liebe Tamino wußte uns gleich mit so artigen Scherzen zu ergötzen, daß wir fast unsere Rollen vergaßen, und was wir noch weiter für den Abend vorhatten. Er blieb an unsrer Seite, bis ein Maskenzug, der vom Theater her in den Saal trat, ein Gedräng veranlaßte, das ihn von uns wendete. Wir benutzten den Augenblick, schlüpften hinaus, und kleideten uns um. Die dunkeln Hüllen machten hellen und glänzenden Gewändern Platz; ich und Annette stellten die beyden Leonoren im Tasso vor, und Ottilie ging als Tasso neben uns. Alles, auch der Kopfputz, war in Eile geändert; zarte Kränze schlangen sich durch unsre Locken; unser ganzer Anzug war frühlings-

mäßig, ländlich und doch so schön und schimmernd, daß man die Schäferinnen eines Hof-Arcadiens nicht verkennen konnte. Wir sahen recht niedlich aus; auch unser poetischer Begleiter verdiente gar wohl, seine Augen zu einer Prinzessin, wie ich war, empor zu heben. Wer uns sah, sagte uns etwas Schmeichelhaftes; wir aber sahen uns vergebens nach dem Helme des Prinzen Tamino um; er war nirgends zu finden. Doch nicht lange, so blitzte uns eine diamantne Agraffe von einem aufgekrempten spanischen Hute in die Augen; und mit edlem Anstande durchbrach eine Maske das Gewühl, in welcher wir sogleich den Herzog von Ferrara erkannten. Mit derselben Sicherheit, wie das erstemal, schritt er auf uns zu, begrüßte uns mit dem Anstande eines Fürsten, und redete mich als seine Schwester Eleonore an. Es fehlte wenig, so hätten wir laut aufgeschrieen. Daß wir ihn entsetzlich quälten, um uns zu sagen, wer an uns

zum Verräther geworden, kannst Du leicht glauben; auch daß er nichts gestand, sondern Alles für einen glücklichen Zufall, für ein Zauberspiel der Sympathie gehalten wissen wollte. Ich für meine Person glaube an solche Wunder nicht — ich weiß auch ziemlich, wohin ich meine Muthmaßung zu richten habe — aber sage selbst, war diese doppelte Ueberraschung nicht unendlich liebenswürdig? Indem wir aber so bey einander standen, scherzten und lachten, bald in der angenommenen Rolle schwärmten, bald uns allerley Bemerkungen zuflüsterten, trat mit langem, weißem Barte, schleppender Kutte, eine hohe Tiare auf dem grauen Haupte, ein Astrolog feyerlich zu dem Grafen hin, der sich in seinen Mantel eingewickelt hatte, streckte die Linke nach ihm aus, und mit dem Stabe nach dem Himmel zeigend, sagte er in feyerlichem Tone: „Der Stern der Liebe im Gegenschein mit dem Mars kündet Unbestand; mit dem Saturn, Kälte

und Hader; mit dem Merkur Betrug und Hinterliſt. Dieſes, o bethörter Jüngling, iſt Deine unheilbringende Conſtellation.“ — „Und in der Deinigen, alter Geck,“ antwortete der Graf, „iſt die Albernheit mit der Bosheit im Widerſchein.“ — Der Aſtrolog wendete ſich ſchnell ab, und verſchwand in der Menge — aber an dem ſchwankenden Gange erkannte ich — und Alle ſtimmten mit mir überein — meine gute Emili, die ſich ohne Zweifel in der freundlichen Abſicht eingefunden hatte, Unkraut unter den Waizen zu ſtreuen. Aber wäre ihre Abſicht geweſen, unſer Vergnügen zu erhöhen, ſie hätte es nicht beſſer einrichten können.

Doch nun zum Schluß; es iſt Zeit, und ich erwarte den Grafen jeden Augenblick. Uebermorgen werden wir getraut. Seine Ungeduld hat uns einen Tag nach dem andern abgeſtritten, und meine Mutter mußte endlich, kopfſchüttelnd und lachend, das, was ſie durchaus nicht wollte, doch wollen.

— O Victorine, wer kann diesem Manne widerstehen? — Und so geliebt, so beneidet zu seyn! — Wärst Du nur hier! — Von meiner Trauung, meinem Putze schreib' ich Dir in der ersten freyen Stunde. Aber wann wird die kommen? — Eine Verheirathung mitten im Carneval — das ist wie ein Roman im Roman — Verwirrung über Verwirrung. — Adieu, Herzensmühmchen. Grüße mir Dorinen und Adelaiden, und wer sonst an mich denkt. Was macht die kleine, allwissende Minna? Wer hat mir denn gesagt, Euer Forstmeister werbe um ihr bereitwilliges Herz? Ist es so? — Noch einmal, lieber Engel, lebe wohl, und schreibe recht bald einen recht langen, langen Glückwunsch an

Deine

über allen Glauben glückliche

Amélie.

3.

Amelie von Ahlen an Victorine von Villach.

Noch immer, meine gute Victorine, liegt mir der Verdruß über Deinen Mann wie eine Laſt auf dem Herzen. Iſt es nur denkbar, ſo ohne allen vernünftigen Grund, vielleicht auf einen leichten Verdacht hin — denn was wußte er etwa? — ſo gleich zu dem Extrem zu ſchreiten, und Dich in ſein armſeliges Villach zu ſchleppen, ohne Zweifel, um Dir in der Einſamkeit die Augen über ſeine Liebenswürdigkeit zu öffnen, und die Erwiederung ſeiner Flammen abzuzwingen? Die ganze Stadt zuckt die Achſeln über ihn; und am Hofe meint man, ſo fein er auch ſey, ſo hätte er doch entweder nie, oder früher auf die Flucht denken ſollen. Was meinſt Du, Victorine? Hätten ſie recht, die Scharfſichtigen?

Verlaſſen aber ſollſt Du darum nicht ſeyn. Auf meinen Eifer, Dir zu dienen, wo und wie ich kann, bauſt Du ohnedieß; und Franz, dieſes Schooßkind Deines unvergleichlichen Gemahls und ſeine rechte Hand, iſt Dir und mir auf eine Weiſe ergeben, die keinen Zweifel erlaubt. In ſeine Hände können wir ohne Bedenken Alles niederlegen, was Deinem Manne unnöthige Sorgen machen könnte. Iſt es nicht recht gutmüthig von Deinem Argus, daß er dieſe dem Zartgefühl ſeines Herrn zu erſparen ſucht? — So will ich Dir alſo auch gleich, um Dein gekränktes Herz zu erfreuen, von dem Prinzen ſprechen. Er war am Tage Deiner Abreiſe etwas ernſter als gewöhnlich, und nachdem er eine Viertelſtunde ſchweigend auf und ab gegangen war, und ungefähr eben ſo lange beym Boſton geſeſſen hatte, gab er die Karten dem Stallmeiſter, und ſetzte ſich zu mir. Ich war ganz unbeſchäftigt, denn Niemand als der alte Thierot ſaß neben

mir, und wiederholte die Hofgeſchichten ſeiner Zeit, die Jeder ſchon beſſer weiß als er ſelbſt. Als der Prinz ſich näherte, zog er ſich ehrerbietig zurück, und ſuchte irgend ein anderes müßiges Ohr. Der Prinz zögerte nicht, auf das zu kommen, was ihm am Herzen lag. „Ihre arme Couſine, fing er an; an einem ſo häßlichen ſtürmiſchen Tage, tête à tête mit ihrem Herrn Gemahl, der noch häßlicher iſt, als das Wetter, und das auf dem Wege nach Villach? Iſt das nicht zum Verzweifeln? — Wenn meine Couſine wüßte, gnädigſter Herr, erwiederte ich, daß Sie einen ſo lebhaften Antheil an ihrer — unbequemen Lage nehmen, ſie würde den nahen und den entfernten Sturm darüber vergeſſen. — Wenn ſie es wüßte! ſagte der Prinz mit größerer Lebhaftigkeit; glauben Sie denn (er wollte wohl ſagen, glauben Sie denn, daß Sie daran zweifelt? Aber er hielt noch zurück und ſagte) Glauben Sie wohl, liebe Ahlen, daß es die ſcharmante

kleine Frau interessiren würde, meine Theilnahme zu wissen? Wenn Sie ihr schreiben — und gewiß, Sie schreiben der armen Frau, — so sagen Sie ihr ja, wie unendlich es mich schmerzt, sie uns, sie dem Hofe entrissen zu sehen, und daß ich untröstlich darüber seyn würde, wenn ich nicht hoffte, daß der gute Präsident bald wieder zur Vernunft kommen und uns seinen Engel von Frau wiederbringen wird. Hören Sie, schreiben Sie ihr das. — Ich versprach es. — Aber wissen Sie wohl, fuhr er etwas näher rückend fort, wissen Sie wohl, daß mir die üble Laune des Herrn Präsidenten fast wie Eifersucht vorkömmt? — Und glauben Ihr Durchlaucht auch, daß ihm Veranlassung dazu sey gegeben worden? — Veranlassung oder nicht, war die Antwort. Sie wissen ja, liebe Frau, daß eifersüchtige Männer Gespenster sehn. Und ist nicht Victorine liebenswürdig, wie soll ich sagen? appétissante genug, um einen Mann, wie den Präsiden-

ten, in Angſt zu ſetzen? Unter uns, Villach iſt ein guter Geſchäftsmann, wie man ſagt, ein treuer Diener des Hauſes — gut — aber das ſind viele ſehr ſubordinirte Menſchen. Und ſagen Sie ſelbſt, liebe Ahlen, ob Sie einen Mann kennen, der weniger tournure hätte, und eine pedantiſchere juriſtiſchere Starrigkeit? — Ich hatte nicht Luſt, dieſem Urtheile zu widerſprechen — Du wohl auch nicht? — Ich ſagte: Der Herr Präſident hätte ſtatt Victorinens den Canzler heirathen ſollen. — Dieſer Einfall ergötzte den Prinzen ungemein: Oh c'est délicieux, c'est délicieux! rief er einmal über das andere; voilà un mariage bien assorti! le chancelier et le président! le président et le chancelier! — Uebrigens, ſetzte ich hinzu, fürchte ich ſehr, daß Herrn von Villach ſein Entſchluß gereuen wird. Victorine iſt gefällig, anſchmiegend ſogar, wenn ſie will; aber ſie hat Charakter, und ſie wird ſich nicht von einem Manne unterdrücken

lassen, den sie nicht liebt, nie geliebt hat, und künftig schwerlich lieben wird. Wäre irgend ein Funke fremder Leidenschaft in ihrem Herzen, was ich weder bejahen, noch verneinen kann, so wird er gewiß durch die Tyranney ihres Mannes nicht ausgelöscht. Eine Frau, wie Frau von Villach, hat vor allen Dingen das Recht, Freyheit zu fordern, und Niemand erträgt Willkühr und Druck weniger, als Victorine. Leidenschaftlich treu bey einem Gegenstande eigner Wahl, wird sie hingegen kein Gesetz eines Despoten fürchten, am wenigsten das eines so unbehülflichen Despoten, wie ihr Herr Gemahl ist. — Indem ich mit dieser Bestimmtheit sprach, strahlte das Gesicht des Prinzen vor freudiger Hoffnung. Er legte die Hand auf die Lehne meines Stuhls, und schien im Begriff, seine Vertraulichkeit zu vollenden, als der Fürst mit seinem leeren Gesichte und den Worten zu uns trat: „Eh bien, wovon ist die Rede?" — „Von der letzten Revüe,

Monseigneur," antwortete der Prinz. — „Ah ça, sagten Se. Durchlaucht, sich zu mir wendend, wie hat Ihnen das neue manoeuvre gefallen?" — „Außerordentlich; ohne Zweifel war es nach Ihr Durchlaucht Angeben ausgeführt." — „Précisement. Ich hatte es angegeben, und es wurde nach meinem Sinn executirt. Bei der nächsten Revüe lasse ich ein anderes ausführen, das Ihren Beyfall noch mehr haben soll. Denken Sie sich hier ....." Und nun fing er einen militairischen Jargon an, bey dem mir die Haare zu Berge standen. Ich mußte indeß aushalten, und hatte dafür die Belohnung, daß der gnädigste Herr sehr zufrieden mit meinen Einsichten, oder mit meiner Geduld waren. Der Prinz hatte sich weggeschlichen. Erst als ich das Zimmer verließ, ging er an mir vorüber, und rief mir lachend zu: Ah la belle revue! ah la belle manoeuvre!

Ich zweifle keinen Augenblick, daß der

Prinz bey der nächsten Gelegenheit seinem gepreßten Herzen gegen mich Luft machen wird. Gewiß will ich ihm den Weg erleichtern, und Du siehst, daß ich ihm schon jetzt ziemlich entgegengekommen bin. Schreibe mir doch Etwas, was ich ihm sagen kann, und ihm Freude macht; und sollte er vielleicht einen Briefwechsel wünschen, so wirst Du ja wohl keine thörichten Bedenklichkeiten haben. Die Haupturſache iſt, den Prinzen im Feuer zu erhalten, bis Mittel gefunden ſind, Dich wieder mit ihm zuſammen zu bringen. Dieſe Mittel müſſen ſich finden. Deine Freunde hier werden es an Betriebſamkeit nicht fehlen laſſen; die einen aus Liebe zu Dir, die andern aus — Unliebe gegen Deinen Herrn Gemahl, manche auch wohl — vielleicht ich ſelbſt — aus beyden Gründen.

Uebrigens bin ich — um doch auch von meiner kleinen Perſon etwas zu ſagen, — in dieſem Augenblick deſto beſſer im Stande

mich Deiner Sache anzunehmen, da ich fast müßig bin; in einigen Tagen wahrscheinlich ganz müßig. Den Flügeln des Liebesgottes in meinem Herzen fällt eine Feder nach der andern aus; il ne bat que d'une aile, oder eigentlich regt er sich nur noch Anstandes halber und das ist denn immer das Zeichen zum nahen Aufbruch. In der That wird mir die Zeit mit dem guten Obersten zum Sterben lang. Ich hatte es schon seit einigen Wochen gefühlt, aber mir immer nicht gestehen wollen. Neulich aber, ich weiß selbst nicht wie, als er mir gegenüber saß, und in einer wohlgesetzten Rede seine Gefühle für mich analysirte, überfiel mich ein gewaltiges Gähnen; während dem Gähnen sah ich ihn an; und in diesem Augenblicke war es mir, als ob ein Zauber gelöset sey. Ich fragte mich ganz ernstlich, wie ich diesen Adonis in Uniform je habe erträglich genug finden können, um einen cavalière servente aus ihm zu machen;

und ich würde mir die Antwort auf diese Frage schuldig bleiben müssen, wenn ich nicht an meinen dépit gegen seine übermüthige Frau dächte. Aber nun ist es auch genug. Ich werde diesen langweiligen Amor ganz sanft bey den Schultern zur Thür hinausschieben, und dann mag er zu den Füßen seiner theuern Gattin zurückkehren, und Buße thun und Vergebung suchen.

Ahlen ist noch in Spaa. Er hat mir neulich durch einen Reisenden sagen lassen, daß er sich sehr wohl befinde. Ich weiß, was das heißt. Aber der Himmel soll mich bewahren vor Eifersucht. Mein guter Ahlen hat mich nach den ersten sechs Monaten unserer glücklichen Ehe von diesem Laster so vollkommen entwöhnt, daß ich wahrhaftig nicht wüßte, in welchem Winkel meines Herzens ich Eifersucht gegen ihn aufspüren könnte. Erzeige doch, liebes Cousinchen, Deinem Herrn Gemahl dieselbe Wohlthat. Die heroischen Mittel, die dazu führen, sind so

süß für den Arzt; und wie bitter dem Kranken... — Nun, das wird Dich nicht abschrecken. — Adieu, liebes armes Kind. Wahrhaftig, ich würde Dich noch mehr bedauern, wenn ich nicht wüßte, wie fruchtbar Dein kleines Köpfchen ist, und wie Dich Widerstand in Thätigkeit setzt. Laß mich bald etwas hören. Noch einmal Adieu.

Amélie.

N. S. So eben geht Lamberti von mir weg. Er kam, mir eine Geschichte von gestern Abend mitzutheilen, die jetzt eben der Stadt ein Gespräch, und Dir eine ergötzliche Nachschrift verschafft. Es war der gewöhnliche Cirkel bey der Oberhofmeisterin. Die Berend hatte sich auch eingefunden, und nicht lange nach ihr der jüngere Haddik. Die beyden Leute sind in der ersten Seligkeit einer neuen Flamme; aber jetzt konnten sie sich bloß mit den Augen sprechen, und die wohlbeleibte Wargau, die zwischen ih-

nen saß, hemmte jeden nähern Verkehr. Der arme Celadon, der auf so etwas schon gefaßt war, spielte lange verlegen und unentschlossen mit einem zusammengedrückten Papier, das er jetzt aus der Tasche nahm, jetzt wieder einsteckte. Der Cammerjunker von Schädel stand auf der Lauer, und wenn sich die Hände der Liebenden hinter dem Rükken der Wargau begegnen wollten, scheuchte er sie durch irgend ein Geräusch von einander. Endlich ist der Moment doch günstig; das zerdrückte Billet ist im Begriff in die Hand der kleinen Frau zu gleiten, da tritt — [illegible] sich ein unglücklicheres Schicksal denken — ihr Mann nach seiner Weise lachend und polternd, zur Thür herein. Die nervenschwache Frau erbebt, das Billet entschlüpft ihren Fingern, fällt, hüpft und rollt eine Strecke weg. Der Cammerjunker, dem nichts entgangen war, setzt ganz unbefangen den Fuß darauf, und erobert so, ohne daß es weiter Jemand bemerkt, den un-

glücklichen flüchtigen Liebesboten. Noch an demselben Abend war es in hundert Händen. Unglücklicherweise ist Hadbik einer von den Männern, die man avant la lettre nehmen muß. Die pikanten Geheimnisse, die das Briefchen ahnen läßt, werden durch den Styl noch pikanter, und diese Geheimnisse gehen jetzt von Mund zu Mund. Sollten sie bis zu den Ohren des Mannes kommen, was wohl möglich wäre, wie groß würde sein Erstaunen seyn, den Ruf seiner zarten, unvergleichlichen Fanny wie Schnee im März zerrinnen zu sehen! Freylich hätte man ihm schon früher mancherley sagen können; aber so ist es besser — lustiger wenigstens. Die Verlegenheit des liebenden Paars bey dem Verschwinden des Billets, das sie lange mit verstohlnen Blicken suchten, soll unendlich ergötzlich gewesen seyn. —

Den 20. Jun.

Noch Ein Blatt muß ich beylegen, leider eines von anderer Farbe als die vorhergehenden. Eben war ich im Begriff, meinen Brief zu falten und zu siegeln, da kömmt ein reitender Bote von Tiefenthal mit der Nachricht, meine Mutter sey sehr krank, und wünsche mich noch einmal zu sehen; ich möchte ohne Aufschub kommen. Du kannst glauben, daß mich diese Nachricht erschreckte; doch gab mir die bekannte Aengstlichkeit meiner Mutter Hoffnung. Ich ließ sogleich die Pferde bestellen, und war, als der Abend dämmerte, an ihrem Bette. Lange hat mich nichts so erschüttert, als diese traurige Scene. Sie war in der That krank, tödtlich krank. Kaum kannte sie mich noch. Sie schlug die Augen auf, nannte meinen Namen, und nachdem sie vergeblich zu sprechen versucht hatte, versank sie wieder in einen Zustand von Bewußtlosigkeit, in welchem

sie oft phantasirte und Vieles, aber unverständlich, sprach. Dieses dauerte bis zum Mittwoch Abend. Da wurde sie ängstlicher, heftiger, nannte oft meinen Namen mit lauter Stimme, als ob sie mich riefe; sagte aber nichts weiter, und starb endlich gegen Mitternacht. Noch nie hatte ich den Tod so nahe gesehen! Diese offenen, starren Augen, dieser weitgeöffnete, lechzende Mund — steht immer noch vor mir. Am andern Morgen war ihre Gestalt ruhig; aber es war doch die Gestalt einer Todten! Das Herz stand still, das kaum noch unter meinen Händen geschlagen hatte; die Lippen, die ich so oft geküßt hatte, waren erblaßt und verschlossen. Wie war dieses Leben so schnell verflattert! und wohin? wohin? — Ich bin ganz tiefsinnig geworden. Es giebt Augenblicke, wo mir das fröhliche Leben recht leer und öde erscheint. In Tiefenthal war es noch schlimmer, wo sich die traurigen

Erinnerungen von allen Seiten zudrängten. Ich fürchtete mich bey Tag und bey Nacht. Ich hörte Stimmen und Töne, die mich ängstigten. Am Tage nach der Beerdigung ließ ich anspannen, und kehrte hierher zurück, wo ich nun in tiefer Trauer sitze, um endlich diesen langen Brief zu schließen, ehe die Schaar der lästigen Theilnehmer und Theilnehmerinnen heranzieht, und mich wieder, aus lauter Theilnahme, in die düstern Scenen hineinstößt, denen ich eben entfliehen möchte. —

Aber wirst Du es glauben, Victorine, daß — doch dieses im strengsten Vertrauen — wirst Du es glauben, daß meine Mutter — kaum kann ich es schreiben — die so streng in ihren Grundsätzen schien, und uns so schöne Moral predigte, als junge Frau nichts weniger als streng gewesen ist? Als ich in Tiefenthal ihre Papiere durchsuchte, kam ich auf ein geheimes Fach, das sie selbst vergessen haben mochte, und ei-

nige Bündel Briefe und Briefchen enthielt, die einen Roman gäben; und diese Briefchen waren nicht von ihrem Manne, und auch nicht von Einem Liebhaber. Noch hab' ich nicht Zeit gehabt, Alles durchzugehen; aber drey verschiedene Namen sind mir schon unter die Hände gekommen. Wie hätten wir das muthmaßen können? — Es ist also immer nur das Alter, was tugendhaft macht; und wir können ja wohl auch noch recht ehrenfeste Matronen werden, wenn uns erst jener unerbittliche Lehrer dazu zwingt. Bis dahin dürfen wir uns also doch ohne Bedenken unsre Mütter zu Vorbildern nehmen.

Noch Eins. Der Prinz hat mich bey meiner Rückkunft begrüßen lassen. Er ist im Begriff, nach Carlsbad zu gehen. Ich erwarte seinen Besuch vor der Abreise, und von wem er dann mit mir sprechen wird, weiß ich.

4.

Victorine an Amelien.

Carlsbad d. 12. Julius.

Wie ich Dich beklagt habe, theure Amelie — denn ich muß mit dem letzten Theile Deines Briefes anfangen — wie ich meine Blicke wider Willen auf die düstern Scenen gerichtet habe, die Dich zur Theilnehmerin hatten! Wie kömmt es nur, daß bey solchen Dingen auch der entschiedenste Wille nicht genügt; daß sich die häßlichen Gespenster durch alle die Zauberzeichen drängen, mit denen man sich umschirmen mag? — Das Leben ist wohl ergötzlich und schön — aber warum steht in seinem Hintergrunde — — Ich mag das verhaßte Wort gar nicht schreiben. Und doch ist dieser traurige, schwarze Hintergrund mit seinem hohläugigen Phantom in der hintersten unbeleuchteten Blende noch nicht das

Schlimmſte in dieſem tückiſchen Leben — denn iſt es nicht tückiſch, erſt ſo lockend und frühlingshold auszuſehen, und dann —? Die Blüthe der Jugend mit allen den Hoffnungen, die ſie in ſich trägt, iſt reizend, bezaubernd, entzückend; aber wenn Du nun ſiehſt, daß ihr ein Blatt nach dem andern ausfällt, und zuletzt nichts mehr übrig bleibt, als der vertrocknete Strunk — das dünne graue Haar, der zahnloſe Mund, die gefaltete, entfärbte Haut, und die herzzerſchneidende Erinnerung an einen Beſitz, der nie wiederkehrt, iſt das nicht ein tauſendfacher, ein ſich jeden Augenblick neu erzeugender Tod? — Da ſteht nun der häßliche Name doch, ſo grinſend und hohnlächelnd! Und nun mag ich mich ſtellen, wie ich will, und den Kopf nach dieſer oder jener Seite drehen, immer ſchaut mir das hohläugige Geſpenſt mit einem alten runzlichen Weiberkopf in die Augen, ja, aus dem Spiegel kömmt es mir neben

meinem Geſichte entgegen, daß ich zuſammenfahre, und mir die Augen zuhalten muß. — Iſt Dir das auch ſo, Amelie? Kennſt Du dieſen Schauder auch, der mich oft mitten in der Entzückung der Luſt überfällt, und den Rauſch ſo augenblicklich zerſtört, daß mir die Glieder wie im Fieberfroſte zuſammenſchlagen? Und wenn Du dieſen Zuſtand kennſt, dieſen ſchrecklichen, mimoſivirten Uebergang von der Glut eines flammenden, ſprühenden Vulcans zu der ſtarren Kälte des Eispols, wie erträgſt Du ihn? oder wie entgehſt Du ihm? wie rettest Du Dich daraus? — —

Doch weg, weg mit dieſen Erinnerungen! Hört man doch ſo hier genug von hypochondriſchen Fratzen und den wüſten Einbildungen verrückter Gehirne! — Du bedarfſt der Zerſtreuung, und ich bin wohl recht albern, Dich mit der Schilderung krankhafter Augenblicke zu quälen, die in der kleinen Welt des Menſchen wohl eben

so zufällig und eben so plötzlich gehen und kommen, wie in der großen Sonnenschein und Regen, Hagel und Wind! — Jetzt also vor allen Dingen eine Erklärung der Ueberschrift dieses Briefs, und wie ich hierhergekommen, und was ich hier schon erlebt habe, und noch weiter zu erleben hoffe. —

Nicht wahr, Cousinchen, als Dir dieser Brief gebracht wurde, und Du Siegel und Ueberschrift beschaut hattest, nicht wahr, da seufztest Du aus tiefem Herzen und dachtest: die Arme! welche Klagelieder wird sie mir zu lesen geben! Wie wird sie das abscheuliche Villach und den Herrn und Gebieter von Villach verwünschen! Welche Seufzer der Sehnsucht wird sie ausstoßen, die Unglückliche, aus den Zauberkreisen des Hofes hinweggerissen, in die Einsamkeit gestoßen — — !! Dann legtest Du vielleicht den traurigen Boten uneröffnet bey Seite um Dich erst besser zusammen zu nehmen — nahmst ihn dann wieder auf — öffne-

test ihn zögernd, und fahst, zu Deinem Erstaunen, nicht Villach, sondern Carlsbad!

O Du schlaueste und feinsinnigste aller Cousinen, wie wenig erräthst Du doch! Freylich kann ich auch trotzig, widerwärtig, recht unausstehlich seyn, so gut wie Einer, und ich glaube, Villach hat es zu seiner Zeit und mehr als einmal erfahren — aber Alles zu seiner Zeit. Wie es am Tage vor der Abreise in meinem Herzen aussah, weißt Du ohngefähr; und doch hast Du nur einen Theil des Unmuths gesehen, den ich wirklich fühlte. Es gibt nichts so Gewaltsames, wozu ich mich nicht aufgefordert fühlte, und wer weiß, welche Thorheiten ich noch begangen hätte, hätte nicht mein Herr Gemahl den glücklichen Gedanken gehabt, sich den ganzen Abend meinen Augen zu entziehen, und erst um Mitternacht nach Hause zu kommen. Ich hatte mich früh niedergelegt, und da ich nicht schlafen konnte, stellte ich Betrachtungen an, und das Resultat

dieſer Betrachtungen war, daß eine kluge Frau nie unterjocht werden kann, ein jähzorniger Mann aber, in dem Augenblicke, wo er ſeinen Triumph zu feyern meint, ſich ſelbſt die Ketten der Knechtſchaft anlegt. Ich beſchloß, augenblicklich von dieſer Bemerkung Gebrauch zu machen, ließ mir von Betty mein Schreibzeug bringen, und fing einen Brief an die Tante Ramlo an, worin ich ihr erzählte, daß wir im Begriff ſind, nach Villach zu gehen, daß ich zwar einen groſſen Widerwillen dagegen fühle, aber doch dem Befehle meines Mannes folge, und mich jetzt auch wirklich freue, einmal wieder mir ſelbſt und dem häuslichen Glücke zu leben, wozu ſich in dem Geräuſche der Stadt und des Hofes die Zeit gar nicht finden wolle. In dieſe ſchöne Idylle flocht ich das noch ſchönere Bild meines Damon ein, und ſetzte die Farben von Biederkeit und gediegenem Verſtande ſo dick auf, daß man es ebenfalls mit den

Fingern hätte besehen können. Dieses wohl componirte, aber in der Mitte abgebrochene Werk ließ ich auf mein Arbeitstischchen vor dem Sopha legen, und als Willach nach Hause kam, mußte ihm Betty sagen, ich hätte ihn erwarten wollen, wäre aber über dem Schreiben eingeschlafen, und hätte mich eben jetzt niedergelegt. Das Stratagem gelang vollkommen. Willach kam, fragte mit Theilnahme nach mir — seine Lebhaftigkeit vom Mittag hatte ihn gereut; ich wußte es wohl — las den unvollendeten Brief (Betty hatte durch die Thüre gelauscht) und trat auf den Zehen in meine Schlafkammer. Ich schlief fest, fest! Da stellte sich der gute Mann vor das Bett, die Arme gekreuzt, seine Augen auf mich geheftet, sah mich lange an, ließ sich dann auf Ein Knie nieder, und küßte leise meine Hand, die schlaff an der Seite herabhing; und wenn ich jetzt die Gefälligkeit gehabt hätte, zu erwa-

chen — welche romantiſche Scene häuslicher Glückſeligkeit! Wahrhaftig, es hätte mich ein Wort gekoſtet, und die ganze ſo nothwendige, ſo dringende Reiſe wäre in Rauch aufgegangen! Aber jetzt gingen meine Plane weiter. Ich wollte mich rächen; und er ſollte wider ſeinen Willen ſeinen Willen haben.

Es war wahrhaftig Zeit, daß er ging. So ergrimmt ich auf ihn war, ſo mußte ich doch im Herzen über ihn lachen, und es fehlte wenig, ſo wäre dieſes Lachen ausgebrochen. Es lebe die Liſt! — Laß mich Dir immer dieſe Ketzerei unter vier Augen geſtehen, Amelie — ſelbſt die Liebe wäre ohne etwas Liſt nur eine langweilige Ergötzung. Ja, wenn uns nicht im ledigen Stande die Mütter, im Eheſtande die Männer zu mancherlei Ränken nöthigten, das Lieben würde ganz außer Gebrauch kommen, und nur etwa noch bey dem Volke Mode bleiben. Das liebt, wie es ißt und

trinkt, und wir misgönnen ihm seine unschuldige arcadische Milch so wenig, als seine Concerte auf der Strohfiddel und dem Dudelsack. Aber da fallen mir die Entdeckungen ein, die Du in den Papieren Deiner Mutter gemacht hast. Leiser Anspielungen von der meinigen erinnere ich mich nun wohl — aber diese verstand ich damals nicht. Wer hätte das für möglich gehalten? Die gute Tante hatte gar nicht die Farbe einer galanten Frau. Freylich mag man das auch zu ihrer Zeit auf eine etwas andre Art gewesen seyn. — Daß Du mir aber ja diese Correspondenzen aufhebst! Sie sollen uns zu seiner Zeit Unterhaltung und Belehrung geben.

Nun wieder zu meiner Geschichte. Ich war auf meinen Lorbeern eingeschlafen, und ruhte vortrefflich. Gegen acht Uhr schickte Villach und ließ fragen, wie ich geruht hätte; und ohne die Antwort abzuwarten, kam er selbst, that mit gutmüthiger Verlegenheit — ich hätte fast Mitleiden mit ihm gehabt — die-

ſelbe Frage, küßte mir die Hand, die ich ihm nur eben ließ, und ſagte endlich — die Worte wollten gar nicht kommen — die Pferde wären um zehn Uhr beſtellt, wenn es mir aber zu früh wäre, oder wenn ich — da das Wetter ſich ſchlecht anließe — die Reiſe bis morgen oder übermorgen aufſchieben wollte, ſo erwarte er nur meinen Befehl. Ich antwortete ziemlich trocken: er hätte mich gewöhnt, ſeine Einrichtungen ohne Widerſpruch zu befolgen, auch wenn ſie meinen Neigungen nicht zuſagten. Ich wollte nicht, daß die Abreiſe um meinetwillen auch nur um Eine Stunde aufgeſchoben würde. Uebrigens ſey Alles gepackt, und die dringenden Geſchäfte, die ihn nach Villach riefen (ich legte Nachdruck auf dieſe Worte) möchten wohl ſchwerlich einen Aufſchub leiden. — Neue Anerbietungen von Villachs Seite; neue Proteſtationen von der meinigen; es war ein Wettſtreit der Großmuth, der Dich belu-

stigt hätte. Ich behauptete den Sieg. Um zehn Uhr saßen wir im Wagen, und aller mein Verdruß und Unmuth hatte sich in Muthwillen umgewandelt. Ich dachte nur an die Reparationen, die er mir für alle die Opfer machen müßte, an die Rache, die ich nehmen wollte. Es war unmöglich, verbindlicher und zärtlich-verlegner zu seyn, als Villach war. Es fehlte wenig, er hätte den Regen entschuldigt, der vom Himmel herabströmte, den Sturm, der uns entgegenblies, und den schlechten Weg, in dem sich die Pferde abarbeiteten. Seine Bemühungen halfen ihm nichts. In dem Grade, wie seine Vertraulichkeit stieg, wurde ich zurückhaltender, höflicher, kälter. Ich hatte mir vorgenommen, auf dem ganzen Wege kein deutsches Wort zu sprechen; und Du weißt, wie er die französische Unterhaltung liebt, wie sie ihm zusagt! Schon dadurch hielt ich ihn in einer Ferne, in einer Spannung —, die selbst der Erinnerung an mei-

nen Brief nicht weichen konnte. Ich ſah wohl, wie ungemein die Wirkung dieſer diplomatiſchen Maßregel war; und ſo beſchloß ich, ihm die Freude daran nicht unvergällt zu laſſen. Ich veranlaßte ihn, ich weiß ſelbſt nicht wie, an die Tante Ramlo zu denken; und ſchneller, als ich es erwartet hatte, kamen Anſpielungen auf den Brief. O ich hätte ihn für dieſe bonhommie küſſen mögen, ſo erwünſcht kam ſie mir. Ich ſpielte die Erſtaunte, die Zweifelnde (ſeine Verlegenheit war köſtlich!), und brach endlich mit dem pikirteſten Tone in Ausrufungen über ſeine Indiscretion aus. Ich hatte die Kühnheit ihm zu ſagen: Dieſesmal hat der Zufall gewollt, daß Sie Ihr Lob geleſen haben; denn wie ſehr Sie mich auch bisweilen reizen mögen, ungerecht werde ich niemals ſeyn; aber ich rathe Ihnen nicht, den Verſuch noch einmal zu machen. Sie könnten Dinge zu leſen bekommen, die wunderbar in Ihrem Kopfe ſpukten. Wiſſen

Sie nicht, daß auch die beste Frau ihre Geheimnisse haben kann — und ich habe nicht die Eitelkeit, mich zu den Besten zu rechnen — daß ein unschuldiges Wort, von der Laune oder dem augenblicklichen Muthwillen eingegeben, und nur der verständlich, an die es gerichtet ist, die allertollsten Grillen in einem Männerkopfe erzeugen kann? und daß eben deshalb die Briefe der Frau dem Manne ein Heiligthum seyn müssen, an das er nicht rührt, von dem er die Augen abwendet? In der That, Herr von Villach, so schloß ich meine Strafrede, ich hätte Ihnen mehr Zartgefühl zugetraut; und wenn ich mich in Ihren Willen resignire, auch da, wo ich nicht so glücklich bin, die Gründe desselben zu kennen, so darf ich hoffen, daß auch Sie die Achtung nicht aus den Augen setzen, die Sie einer gebildeten Frau, die Sie Ihrer Gemahlin schuldig sind. — Mein Ton und meine Minen waren sehr ernst geworden. Der

arme Mann war beschämt, verwirrt, niedergeschlagen, und die Apologie, die er versuchte, gerieth ihm nicht besser, als die Schmeicheleyen, mit denen er mich bestechen wollte. Und da mußte ich wieder in meinem Herzen lachen, daß ein so großer Rechtsgelehrter und Präsident eines Collegii einer klugen Frau gegenüber eine so armselige Rolle spielte.

So ging der Rest dieses Tages hin, und ich versichere Dich, daß ich mich recht gut amüsirte. Das treffliche Gelingen aller meiner Absichten, die Aussicht auf die vollständigste Genugthuung für das erlittene Unrecht, ja das widrige Wetter selbst — in meinem Kopfe war das beste — steigerte meine Laune bis zum Muthwillen, bis zur Ausgelassenheit. Mein guter Villach athmete allmählig wieder auf, und glaubte mich ausgesöhnt, weil ich lustig war: aber ich erwartete nur das leise Auftauchen dieses Glaubens, um ihn jedesmal wieder, wer weiß wie weit,

zurück zu werfen. Und mit diesen manoeuvres, die etwas Anderes sind als die Deines geistreichen Fürsten, kamen wir recht gut und ergötzlich nicht nur nach Villach, sondern hierher. Eine unglaubliche Erschöpfung am Tage nach der Ankunft in unserm ländlichen Arcadien — meine gestrige Ausgelassenheit war ja offenbar schon Ueberreizung und der Anfang einer Krankheit gewesen — heftige Anfälle von allen möglichen Uebeln, die mit der ängstlichsten Schnelligkeit wechselten; die Orakel des gefälligen Hausarztes, der, als ob er bestellt wäre, sich auf den ersten Wink eingefunden hatte — Alles das setzte meinen guten Villach in eine solche Angst, daß er mich schon am vierten Tage beschwor, um seinetwillen, aus Liebe zu ihm, meine Abneigung gegen Carlsbad zu überwinden — ich hatte erklärt, ich wollte lieber in Villach sterben, als in Carlsbad gesund werden. Wie hätte ich solchen Bitten widerstehen können? Aus Ge-

horſam, aus Liebe beſiegt' ich mich ſelbſt; und ſieh, die herrlichen Tage, die ich hier gehabt habe, ich verdanke ſie der Liebe, der glühendſten, ſüßeſten Liebe! — Ah mon pauvre Villach!

* * *

Ich muß abbrechen. Da reitet über die Brücke her — o wenn Du ihn ſähſt! o wenn Du wüßteſt! — Er ſagt ſeinem Diener Etwas; der Diener reitet voraus. — Mein Zelter ſtampft an der Thür. Betty, Handſchuh, Peitſche. — Auf Wiederſehen.

Den 16. Julius.

Drey Tage ſind vergangen — nein, das iſt ein zu ſchlechtes Wort — verflogen ſind ſie, verſchwebt, verſchwommen, ſeit ich dieſen Brief angefangen habe; und Du brennſt vor Neugierde, und weißt noch immer nichts, und erfährſt auch jetzt vielleicht noch nichts, wenn nicht der Regen in Strömen vom Himmel fiele. Ich fahre alſo fort, oder eigent-

lich, ich fange an, Dich in das Heiligthum meiner Geheimniſſe einzuweihen. Wie doch Dein liebes Geſichtchen ſo neugierig herein ſchaut! Wie Du umſiehſt nach dem Verborgenen! Nur getroſt herein! Ich ſchiebe nur den Nachtriegel vor, und ziehe die Vorhänge zu, und wir ſitzen vertraulich zuſammen, Du ganz Ohr, ich, ganz Mund (Pfuy, was für ein häßliches Bild! Aber ſo geht es, wenn man Styl haben, Antitheſen machen will). — Genug, Du hörſt aufmerkſam dem zu, was ich Dir aus vollem Herzen erzähle.

Aber eh' ich ein Wort weiter ſchreibe, daß Du ja nicht erwarteſt, Deinen Prinzen hinter dem Vorhange und in dem Allerheiligſten des Tempels der Liebe zu finden. Der iſt freylich auch hier, und dreht ſich mit ſeiner zuckenden, unruhigen Beweglichkeit um mich — mais quel plat personage! Nein, wenn ich einen Augenblick das Anſehen hatte, ſein ſüßes Liebäugeln zu verſtehen, ſo war es nur ein Verſuch, ob ſich

aus diesem verkalkten, erstorbenen Herzen nicht ein lebendiger Funke ziehen ließe. Wenn aber auch der Versuch gelänge — er gelänge sicher nicht — wahrlich, es wäre Schade um Zeit und Mühe. Und Du, mein schlaues Cousinchen, hast die Sache so ernsthaft nehmen können! — Zu Etwas indeß ist mir diese langweilige Durchlaucht doch gut. Mein guter Villach, den Jemand in H... aufmerksam gemacht haben mochte, hielt auch hier noch an dem Wahne, und ich sah ihn erblassen, als die Ankunft des Prinzen gemeldet wurde. Indem er nun diese Spur verfolgt, und doch gar nichts entdecken kann, als des Prinzen eitles Bestreben, mir zu gefallen, und das meinige, mich der höchsten und allerhöchsten Zudringlichkeit auf das Beste zu erwehren, so sind meine Actien — um in seinem Style zu sprechen — dadurch außerordentlich bey ihm gestiegen, und er ist jetzt mehr als je überzeugt, eine Frau zu haben, wie es keine mehr giebt.

Die Beschreibung der ersten Tage meines hiesigen Aufenthaltes erlässest Du mir wohl. Sie waren weder recht langweilig, noch recht ergötzlich; ob ich gleich in der Gesellschaft meines theuern Gemahls das vollkommenste Recht auf die ausgezeichneteste und unverfälschteste Langeweile hatte. Auch hatte ich auf unserer Reise hieher aus diesem unversieglichen Quell reichlich getrunken, so daß ich mit einem großen Seufzer ausstieg, wie Jemand, der eine schwere Bürde niederlegt. Eine Badeliste lag auf dem Tische, eine Menge gleichgültiger Namen, bekannte und unbekannte — unter jenen, die kleine Valerie, jetzt Baronin Effner, und diese auch in den drey Staffeln, wie wir. Das war nun recht artig. Unglücklicher Weise ist die niedliche Frau so unendlich mit ihrem krämerladen Manne beschäftigt, daß man ihrer kaum einen Augenblick froh werden kann. Mitten in einem anziehenden Gespräch springt sie auf: Ich muß Sie

verlassen. Ich bin schon allzu lange von meinem guten Manne weg! Mein guter Mann erwartet mich gewiß! Ich muß meinem guten Manne eingeben, u. s. w. Und so ist die allerliebste, geistreiche, lebendige Frau über den guten Mann für die übrige Welt so gut als verloren.

Einige alte Bekannte, die ich in dem Bienenschwarm am Neubrunn entdeckte, oder die mich entdeckten, halfen mir über die nächsten Tage hin. Ich stand früh auf, ging früh zu Bett, gähnte mehr, als ich lachte, und lachte mehr, als es mir um's Herz war. Mein Gestirn war noch nicht aufgegangen, und ich sah ziemlich gleichgültig in die bunte Welt, die sich früh und spät vor meinen Fenstern auf den Wiesen umhertrieb, um in einem geschäftigen Müßiggange der Langenweile zu entfliehen, die sich, wie ein tückischer Kobold, immer hinter ihnen her zu wälzen schien.

So waren beynahe sechs Tage vergan-

gen, als ich zu einem Ball auf dem Posthofe eingeladen wurde. Ich kam zufällig etwas spät, und fand die Gesellschaft verstört. Es hatte Streit bey'm Tanze gegeben. Ein polnischer Officier, der schon vorher nicht in gutem Kredit war, hatte seine Dame beleidigt, und die jungen Leute hatten ihm den Weg gezeigt. Während des Wortwechsels tritt ein schöner Mann in französischer Uniform herein, und hat kaum den Polen in's Aug gefaßt, als er auf ihn zugeht, ihm einige Worte in's Ohr flüstert und mit ihm verschwindet. Der Tanz hatte nun zwar wieder angefangen, aber es war kein Leben dabei. Alle Gedanken waren auf den Fremden gerichtet, den Niemand von der Gesellschaft zu nennen wußte; und so fand ich die Meisten in dem liebenswürdigen Zustande von Leuten, die das Wort zu einem Räthsel suchen, das sie vor Augen haben und doch nicht finden können.

So ging es fast eine Stunde langweilig

genug, und ich hätte beynah schon zu dem letzten Hülfsmittel der gähnenden Geselligkeit, zum Spiele, meine Zuflucht genommen — zum Tanz war ich nicht wohl genug — als endlich die Officiere zurückkamen, die den Fremden und seinen Gegner begleitet hatten. Alles drängte sich ihnen entgegen; der Tanz hörte auf; Jedermann wollte Etwas wissen. Der Zweykampf war in dem benachbarten Wäldchen vor sich gegangen; der Pole hatte einen Hieb über die Stirne, der Andre eine unbedeutende Wunde am Arm bekommen. Beyde waren von den Secundanten auf ihren Droschken nach Hause gebracht worden. Der Fremde war nun auch bekannt. Von seiner Kaltblütigkeit, von der Gewandtheit, mit welcher er den Säbel geführt, sprachen Jene mit Entzücken. Schon mehrmals hatte der Pole sie zu seinem Nachtheil erfahren.

Ich könnte Dir nun den lieben Namen nennen, meine neugierige Freundin, und

wahrhaftig, ich brenne vor Begierde, es zu thun, wie ich den Rest jenes Abends vor Verlangen brannte, den interessanten Fremden mit dem berühmten Namen zu sehen. Zauberhaft wirkte der Name. Jedermann kannte ihn; Jeder wußte Etwas von dem Manne zu erzählen, der ihn trug, und Jeder hoffte, ihn bald wieder erscheinen zu sehen. Auch ich war unter diesen. Wie oft hatte ich den Namen gehört! wie oft im Stillen gewünscht, diesen hochgepriesenen, oft leidenschaftlich getadelten, aber auch dann noch gefeierten Alcibiades auf die Probe zu stellen. Aber die Hoffnung lag fern von dem Wunsche. Und nun war er mit Einemmale so ganz unerwartet in meine Nähe gebracht. Wie mir dabey zu Muthe war! wie mich Unruhe, Ahnung, Neubegier, Wünsche aller Art hin und her zogen! wie ich die Stunden bis zum andern Morgen zählte, nicht ohne geheime Besorgnisse, seine Wunde möchte ihn zu Hause halten! — Was ich

in dieſem exaltirten Zuſtande geſprochen, ich weiß es nicht; aber ganz anziehend mag ich geweſen ſeyn. Mehr als einer der trefflichſten Tänzer forderte mich auf — es wäre mir jetzt noch weniger als vorher möglich geweſen, an dem Tanze Theil zu nehmen — aber wenn ich mich bey den dringend Bittenden entſchuldigte, blieben ſie bey mir und vergaßen den Tanz. Bald hatte ich einen ganzen Kreis dieſer Planeten um mich, die ſich, ſtatt nach der Tanzmuſik, nach der Harmonie meiner Rede drehten, und in meinem Glanze ſich ſonnten. Ich war wirklich in einer Art von Verklärung, in mich hineingekehrt und doch außer mir, und mein inneres Leben hing an einem andern entfernten — etwa wie das einer Hellſeherin an ihrem Arzte. Mein Rapport mit dem Herrlichen, Einzigen fing in dieſer Abendſtunde an. Ich kam überreizt nach Hauſe. Villach lag ſchon in tiefem Schlaf. Ich ließ mich ſchnell auskleiden. Betty fand mich

erhitzt, als ob ich getanzt hätte; meine Hände glühten, wie im Fieber. „Aber was Ihr Gnaden heut wunderschön aussehn," sagte sie nach ihrer albernen Art; und doch hatte ich lange keine Schmeicheley mit so grossem Vergnügen gehört. Ja, lache nur, ich besah mich noch Einmal im Spiegel, und fand, daß Betty gar nicht Unrecht hatte.

Wie ich die Nacht zubrachte! Sonderbar genug. Ich schlief nicht und wachte nicht; nur ein dünner Nebel von Schlummer hielt mich umsponnen, und durch den Nebel zogen die buntesten, groteskesten Gestalten, zerstört und wieder ergänzt, und sich umschaffend, bis endlich Alles in einem tiefen, dunkeln Azur zusammenfloß, und ich in Bewußtlosigkeit versank. Auch das war kein Schlaf. Nach wenigen Augenblicken war ich wieder bey mir, und so matt und abgespannt, als ob ich in Ohnmacht gelegen hätte. Ich ließ endlich Betty kommen

und mir vorlesen. Was sie gelesen, weiß ich nicht; aber der summende Ton der schläfrigen Vorleserin beruhigte endlich meine zuckenden, springenden Nerven, und als die Sonne herauf war, war ich eine der Ersten am Brunnen.

Unnütze Eile! Die gestrige Ballgesellschaft fand sich bald wieder zusammen; aber der Fremde war nicht unter ihnen; auch sprach Niemand von ihm. Ich hatte große Lust zu schmollen. Die jungen Herren, die gestern wie Mücken in meinen Strahlen getanzt hatten, drängten sich wieder herzu. Sie mochten glauben, ihre Nähe hätte mir alle die Funken und Blitze entlockt; und nun wollte Jeder der Begünstigte vor Allen, der Glückliche par excellence seyn. Die Zuversichtlichkeit der Gecken beleidigte mich. Ich wickelte mich siebenfach in meinen Shawl, schickte sie mit kurzen Worten fort, oder ließ sie stehen, höchlich erstaunt, ihre Verdienste so plötzlich verkannt, und sich mit

allen ihren Trefflichkeiten mit Einemmale in eine solche Sonnenferne geworfen zu sehen. Nie war mir die Zeit so lang geworden. Ich sehnte mich weg, und zankte schon bey'm fünften Becher mit dem Bedienten; er mußte und sollte sich um einige verzählt haben. Ich stürzte die übrigen schnell hinab, kehrte verdrüßlich nach Hause zurück und frühstückte mit meinem Herrn Gemahl, der die Gefälligkeit hatte, mein Maulen auf seine Rechnung zu nehmen. Dann ging ich, um die Langeweile zu variiren, mit der kleinen Valerie, die es einmal wagte, ihren guten Mann zu verlassen, zu Avanzo, um Neuigkeiten zu besehen.

Während wir hier im Magazin an der Thür saßen, mit den Herrlichkeiten von Wien und Prag auf dem Schooße und um uns her, ließ sich vom sächsischen Saale her ein Getös von Pferden hören; drey oder vier bairische Officiere sprengten im verhaltenen Gallop vorüber — mein Herz klopfte —

und indem ich den Zug muſterte, und meine Blicke bey einem Reiter ſtill hielten, der einen ſchnaubenden, ſchäumenden, ſteigenden Rappen bändigte, rief Valerie, die erſt jetzt die Augen aufſchlug, mit freudiger Ueberraſchung: Ach Lothar!

Lothar! Nun ja, da ſteht der Name des Herrlichen, Unvergleichlichen. Klopft Dir das Herz nicht auch? Haſt Du nicht auch ihn oft genug nennen, von ſeinen Siegen, ſeinen Abentheuern ſprechen hören? Gutes und Böſes freylich — je nachdem Liebe oder Mißgunſt, Eiferſucht oder Bewunderung ſprach. Aber immer klang durch alle die verſchiedenen Töne der Eine Grundton der unwiderſtehlichſten Liebenswürdigkeit. — Dieſem nun ſo nah, ſo nah! Und mit allen dieſen Ahnungen, mit dieſem Bedürfniſſe eines müßigen, ſehnenden Herzens. O Amelie! Ich war ſchon in dieſem Augenblicke meines Glückes gewiß.

* * *

Ich mußte hier abbrechen. Die Hast, mit der ich unter beständigem Herzklopfen geschrieben hatte, und alle die Erinnerungen von erfüllten, über alle Hoffnung hinaus erfüllten Wünschen hatten mich erschöpft. Funken flogen mir vor den Augen, und alle Töne der Aeolsharfe und Harmonika klangen vor meinem Ohr. So warf ich denn die stumpfe Feder hin, und lief, da der Regen aufgehört hatte, einigemal unter den Linden auf und ab. Ich fand da einige recht langweilige Gesichter von Brunnenfreundinnen, die die chronique scandaleuse von Carlsbad abhaspelten, und noch einige andre Chroniken nebenbey; auch den dicken Oberschenken des Fürsten von O., der sich keuchend hinter mir drein rollte, und mir mit schwerer Zunge die schönsten Dinge über die Wirkungen des Brunnens sagte, die er — an sich spüre; und als ich auch diesen los war, und gern noch einige Gänge allein gemacht hätte, sieh, da kam eben den Weg

herein der Prinz mit seinem Pylades — das heißt: die Langeweile mit der Trägheit. Meine guten Augen sahen ihn glücklicher Weise von fern, und da es mir jetzt ganz unmöglich war, seine Fadaisen anzuhören, zog ich mich schnell in mein Haus, wie in eine Festung, zurück, und sitze nun wieder hier, um in der Geschichte meines hiesigen Lebens und Liebens — ist nicht beydes Eins? — fortzufahren.

Wo war ich stehen geblieben? — Ach bey Valeriens Ausruf. Ich sah mich schnell nach ihr um; ihre blassen Wangen waren mit einem flüchtigen Roth der Freude überzogen, und da ich sie ansah, war es mir, als ob sie noch röther würde. Wirst Du glauben, daß mir hier die Eifersucht wie ein Pfeil durch das Herz fuhr? — Lothar hatte die Ausrufung gehört. Er sah schnell nach uns herüber und grüßte Valerien mit der Miene und dem Wohlwollen eines alten Bekannten. In diesem Augenblick stieg sein

Pferd. Es war fürchterlich! Noch eine Linie und es schlug über. Valerie erblaßte; ich stieß einen Schrey aus und hielt mir die Augen zu. Lothar aber lächelte vor sich hin; setzte dem stolzen Thiere die Sporn in die Seiten, und flog mit siegreicher Sicherheit davon.

Jetzt hatte ich ihn gesehen, er hatte mich gesehen; die Bekanntschaft war so gut als eingeleitet. Kennen Sie den schönen, muthigen Reuter? fragte Valerie. — Ich sah ihn zum erstenmal. Aber Sie nannten ihn Lothar, denk' ich? — Ja wohl; hätten Sie noch nicht von ihm gehört? — Gehört wohl. Aber Sie scheinen ihn genauer zu kennen.

Ich mochte dieser Frage etwas zu viel Ton gegeben haben. Valerie lächelte, und ein leises Roth kehrte auf ihre Stirn zurück; und ich dachte schon wieder Arges. Ich hatte ihr Unrecht gethan. Das, was ihr das Blut in die Wangen trieb, war

nur die Freude, ihrem Manne ſagen zu können, daß Lothar hier ſey. Sie hatten ſich in Paris kennen lernen. — Das gute Weib! Ich mußte ſie für ihre Unſchuld an mich drücken. — Und nun erzählte ſie mir ſo Vieles von ihm; Manches freylich mit Achſelzucken. Er hat verdrießliche Geſchichten in Paris gehabt; aber ſein guter Genius — —

Nun da haben wir's! Der Prinz läßt mir herauf ſagen, er halte unten mit dem Wagen, und da er geſehen, daß ich vor ihm gelaufen, lade er mich zur Strafe zu einer Spazierfahrt ein. Ich ſollte nur nicht glauben, ihm wieder zu entgehen. — Was iſt zu thun? — Au revoir, chère cousine.

Den 24. Julius.

Soll ich dieſen Brief — dieſes lange Bruchſtück meiner Bekenntniſſe — noch Einmal fortſetzen, oder ſoll ich ihn unvoll-

endet abgehen lassen, oder ihn ganz vernichten? Wahrhaftig, ich weiß es nicht. Ich habe zu dem Einen so wenig Lust, als zu dem Andern.

Acht Tage sind vergangen seitdem. Acht Tage! Welche lange, und welche kurze Zeit! Und wie ganz anders gestimmt sitze ich heute hier, als das letztemal — heute an dem hellsten, sonnenreichsten Tage, der je die Erde beschienen hat, düster in mich gekehrt, mit zusammengezogenem, schwer und mühsam klopfendem Herzen. Und damals bey strömenden Regengüssen, heiter, in meinem Innersten selig, siegreich, trunken, und ohne Schwere, wie die schillernde Libelle, von einer Blume der Freude zur andern wippend.

Ich kann nicht fortfahren. — Stößt mir nicht jede Erinnerung an die glücklichen Tage den Pfeil tiefer in die Brust? und hab' ich nöthig, den bittern, herben Unmuth noch bitterer, noch herber zu ma-

chen durch das Andenken an das genoſſene und verlorne Glück? — Ich will ihn ja haſſen, und wenn ich forterzählte, wie ich angefangen habe, behielte doch am Ende die Liebe den Sieg.

Da ſitz' ich nun und ſinne und ſinne, was ihn nur von hier weggetrieben haben kann. Warum nur ſo haſtig, ſo ohne Abſchied, ſo unbegreiflich räthſelhaft? — Geſchäfte? Lächerlich. Laune? Vielleicht. Aber was war denn ſeine Liebe, wenn ein Hauch der Laune darüber gebieten konnte?

O wankelmüthiges, falſches, treuloſes Geſchlecht! Was prahlt ihr mit Selbſtſtändigkeit? Eure Selbſtſtändigkeit iſt der Eigenſinn ungezügelter Willkühr; ein knabenhafter Trotz, den ein Nichts erzeugt, die Nachſicht vermehrt, und nur eine harte Züchtigung bändigt. Und eure Liebe? O ich mag nicht davon ſprechen. Unbändig greift ihr nach dem, was eines Andern iſt; haltet ihr aber die Beute in euern rohen

Händen, dann rupft ihr sie, Feder um Feder — und sie mag sich zu euern Füßen im Staube zerflattern, ihr seht vornehm und mit aufgeworfenen Lippen darauf herab. Wenn ihr begehrt, so ist das dünnste, seidenste Haar stark genug, euch zu halten; habt ihr das Ziel erreicht, da mögen euch die Arme der Liebe noch so fest umstricken, ihr reißt euch durch, und ob ein Herz mit zerrissen wird, was fragt ihr darnach?

Ich schwärme — der Kopf thut mir weh — meine Augen brennen wie Feuer. Und da ist nun mein Mann, der mich mit seiner Theilnahme quält, und gar nicht begreifen kann, daß die Wirkungen des Wassers mit Einemmal so umgeschlagen sind. Ich hätte zu heiß getrunken, meint er, zu hastig, und mich dann nicht genug geschont. Wie scharfsichtig! Und doch ist es, wenn man es nur eben recht versteht, nicht so unwahr.

Valerie; die etwas beſſere Augen hat, erwähnt den treuloſen Freund gar nicht gegen mich. Aus Schonung? aus Bosheit? Ich weiß es nicht. Auch hat ſie ſeit einiger Zeit wieder ſo viel mit ihrem Manne zu thun, daß ich ſie faſt gar nicht ſehe. Oder vermeidet ſie mich etwa, und hält ſich für zu tugendhaft, wie einige andre Begueulen? — Aber geh' ich nicht auch in die Kirche, wie ſie, und knie bey allen Heiligen herum, und bete um Lothars Rückkehr? Lache nur nicht. Ließ nicht ein Herzog von Alba Meſſen über Meſſen leſen, um eine entlaufene Geliebte zurückzuzaubern? Und ſteckt nicht die Fürſtin D. ihrem Heiligen immer einige Kerzen mehr auf, wenn ſie mit ihren Liebhabern zufrieden iſt? Il faut tout mettre à profit.

Ich laſſe dieſen Brief endlich abgehen. Drey Tage ſind nun zu Ende, und noch immer kein Wort von ihm. Jedermann wundert ſich über das ſchnelle Verſchwin-

den, und fragt mich, und kann nicht begreifen, und kann nicht glauben, daß ich noch nichts weiß. Und noch soll ich vierzehn Tage hier harren; und der Prinz ist noch zudringlicher und lästiger, als je! — Lebe wohl und beklage

Deine

gequälte Victorine.

5.

Lothar an den Grafen von Ahlen.

Hof den 23. Julius.

Dein Brief ist mir über Prag nach Carlsbad nachgekommen. Er fand mich im Rausche der Liebe, kochend, sprudelnd, wie Du mich kennst. Wie ein Wasserstrom fiel er in die flammende Lohe herab, daß sie erschrocken niederstürzte, noch Einmal aufschlug, und sich dann demüthig in die Asche verkroch. Und nun sitz' ich hier, und störe in den Kohlen meines Herzens

nach einzelnen Körnern gediegenen Goldes, um mir nur nicht gar zu arm, gar zu bettelhaft vorzukommen.

Entsetzlich hat mich die starre Kälte ergriffen, mit der Du schreibst „Mathilde ist todt.“ Ach wie viele Stimmen erwachten da in meiner Brust, die ich längst verstummt glaubte, und riefen mir immer von neuem und immer lauter und schrillender zu: Mathilde ist todt! Du hast sie ermordet! sie starb an gebrochenem Herzen durch Dich! — Und wie tükkisch kam mir diese Botschaft! Ich kehrte spät vom Balle zurück, so berauscht von Liebe, so glücklich, wie fast noch nie. Ich fühlte die Erde nicht unter mir; das schönste Weib war mein; Victorine war mein. Ich war nicht von ihrer Seite gewichen. Dem Neide zum Hohn hatten wir Beyde unsre Siege gefeyert, und den Becher der Freude mit desto größerer Lust getrunken, da ihn die Eifersucht unserer Umgebungen würzte.

Sie war anmuthiger als je; anziehend durch das, was sie gab, bezaubernd durch das, was sie gegeben hatte, und noch verhieß. Unsere Gedanken begegneten sich in tausend Anspielungen; und die Funken des Witzes sprühten dem geistreichen Engel, wie flüchtige Küsse, von ihren süßen Lippen. So umfing ich sie, und noch zuckte der Druck ihrer Hand in meinen Nerven — da fand ich Deinen Brief auf dem Tische. Ich nahm ihn begierig, aber eine sichere Ahnung ließ mich ihn wieder niederlegen. Doch nahm ich ihn wieder, besah das Vorgesenhaupt des Siegels, und dachte: „Was kann es denn bergen, das furchtbarer wäre als es selbst? Alberne Furcht!“ — Und nun brach ich es hastig auf, und das Erste, was ich sah, war Mathildens Name. — Da saß ich nun mit dem Kopfe zwischen beyden Händen, und ein Leichenzug ging vor mir hin, und immer kehrte Mathildens blasse Gestalt in dem offnen Sarge zurück,

der Mund lächelnd, wie ſie im Leben that, wenn auch der Schmerz im Herzen wühlte; die Rechte deutend auf die blutende Bruſt; und da ich immer von neuem hineinſah, quoll das Blut heftiger aus der offnen Wunde, und ſtrömte auf mich. Es war umſonſt, daß ich aufſprang, im Zimmer umherlief, die Erinnerung dieſer Nacht und aller vorigen glücklichen Tage zu Hülfe rief; es war umſonſt. Immer drängte ſich der Leichenzug herein in die üppigſten Bilder der Freude, und immer rief es in mir „Mord, Mord!“ — und Victorine ſelbſt ſtand wie ein Geſpenſt von fern, und zeigte mir einen Dolch mit blutgefärbter Spitze.

Wie man kindiſch ſeyn kann! Die Furcht übermannte mich, und was dieſe kindiſche Furcht in mir ſprach, kam mir, dem Aufgereizten, in jenem Augenblicke wie ein untrügliches Orakel vor. Ich müßte fort, rief es in mir; ich müßte das neue Glück von mir ſtoßen; durch dieſes Opfer werde

der zürnende Schatten versöhnt werden. „Fort, fort!“ rief es immer von neuem und so laut in mir, daß ich es außer mir hörte, und erschrocken umher sah. Dominique stand schon lang, um mich auszuziehen. Ich befahl ihm auf der Stelle einzupacken; ich müßte fort. Er zögerte; er glaubte unrecht verstanden zu haben. Ich wiederholte den Befehl noch Einmal, und so bestimmt, daß keine Einwendung Statt fand. Und ehe der Tag anbrach, saß ich zu Pferd, und ritt und ritt, immer von schwarzen Gedanken verfolgt, bis ich erschöpft an Kräften hier ankam. Nun bin ich ruhiger und habe meinen Verstand wieder beysammen, und sinne auf einen gescheiten Vorwand, um wieder in Armidens Gärten zurück zu kehren, aus denen mich ein abentheuerlicher Spuk mit häßlichen Larven, ich weiß selbst nicht wie, vertrieben hat.

Aber ein tiefer Unmuth ist doch in mir zurückgeblieben. Ich habe das Gefühl ei-

ner erlittenen Niederlage mitten im Sieg, einer Demüthigung in voller Befriedigung des Stolzes, und dieſes Gefühl iſt mir unerträglich. Warum mußte mir das, was vorbey war, wieder ſo zur Unzeit vor die Augen gerückt werden? Warum mußte ſich das alte Vergehen in die neuen Siege drängen, als ob es mich höhnen wollte? War es nicht genug, Einmal Feſſeln getragen zu haben; mußte mich ihr Klirren noch aus dem Grabe herauf erſchrecken, und wie einen Knaben aus ſeinem Paradieſe jagen? — Noch iſt es nicht zum Tiefſinn Zeit. Ich habe Zerſtreuung nöthig. Soll ich zurück? ſoll ich vorwärts? Victorinens blutiger Dolch kömmt mir doch noch immer vor die Seele, und züngelt gegen meine Bruſt.

Ach daß Du bey mir wärſt! Nie hab' ich Deinen friſchen Sinn mehr vermißt. Du hätteſt in einer Viertelſtunde alle dieſe Geſpenſter weggelacht.

Den 26ſten.

Ich habe mich heute in der Gegend umhergetrieben, um zu einem Entſchluſſe zu kommen; und nun ſteht es feſt in mir, zu Victorinen kehre ich nicht zurück. Das begonnene Opfer ſoll vollbracht werden; und wenn es kindiſch war, zu fliehen, ſo wäre es weibiſch, auf der Flucht umzuwenden und um Gnade zu flehen. — Ich habe Alles überlegt. Ueber lang oder kurz geſchähe doch durch Abſicht, was jetzt durch Zufall geſchehen iſt; und wenn dann gar die Trennung von ihr käme, wär' ich beſſer daran? Es iſt wahr, Victorinens Gegenwart bezauberte mich; ihre launenhaften Reize berauſchten mich; nichts iſt ſüßer als ihr Geſchwätz; nichts bethörender als ihre ſinnvolle Unbeſonnenheit. Aber wie viel von dem Zauber iſt ſchon in dieſen wenigen Tagen entflohen? Kenn' ich etwa die Liebe dieſer coquetten Weiber nicht? Iſt es nicht immer ihr eigenes Ich,

und nur ihr Ich, was ſie feyern, wenn ſie einen neuen Namen auf die lange Liſt geſetzt haben? vorzüglich wenn dieſer Name einige Berühmtheit hat. — Und wie raſch ging ſie nicht! War es doch, als ob ſie Niemanden erwartet hätte als mich; und wenige Tage reichten hin, ſo war kein liebendes Paar in engerm Verſtändniß als wir. Ein Ehrenkampf, den ich gleich bey'm Eintritt in Carlsbad ausfocht, mochte mir allerdings zu Statten gekommen ſeyn. So ein Bischen Tapferkeit verdreht den Weibern die Köpfe ganz unfehlbar; und es war mir darum ſchon recht, dem verhaßten Rudawski gerade in dem rechten Augenblicke zu begegnen, und ihn für alle ſeine Ränke gegen mich, mit noch einer Schmarre über die Stirn zu zeichnen. Alle Frauen ſahen mich darauf an, als ich zum Erſtenmal erſchien; aber Victorine lief Allen den Rang ab. Wie viel Artiges wußte ſie mir über den Vorfall zu ſagen! wie

viel Witziges über meine Kühnheit zu Pferd! und in all das leichte, zierliche, schmeichelnde Geschwätz flocht sie so viel Theilnahme, so einen Schein von Gutmüthigkeit und zartem Wohlwollen. Es war ein anziehendes, ein berauschendes Spiel!

Aber denn doch nur ein Spiel! Wohl mag sie jetzt noch über mein räthselhaftes Verschwinden pikirt seyn; wohl mag sie auch den Unmuth für ein Gefühl unglücklicher Liebe halten; sich selbst bereden, es sey so. Aber was gilt's? Wenn sie mich nicht zurückkehren sieht, sucht sie Trost. Fehlen kann es ihr nicht. Und so darf ich sie denn ganz ruhig ihrem Schicksale und ihren Sternen überlassen, und habe nicht nöthig, weiter zu sorgen, oder mir eine Laune vorzurücken, in der ich ihr nur zuvorgekommen bin. Ich kenne diese liebenswürdigen Weiber auf ein Haar. Sie sind so beständig wie ein Apriltag, und ihre Farbe so unveränderlich, wie die Farbe des Chamäleons. Du kannst

ſicher darauf rechnen, daß der Tag, wo ihre Liebe culminirt, der unheilige Abend ihre Untreue iſt. Bey Mathilden war es nicht ſo. Ich möchte ſagen leider nicht. Sie liebte — ſie liebte ohne Kunſt, einfach, und recht mit vollem Herzen. Aber eben das entfernte mich von ihr. Solche Liebe zu erwiedern, war ich nicht neu genug; in ſolcher Glut mich aufzuzehren, lag die Welt und das Leben noch zu weit und zu lockend vor meinen Wünſchen. Und doch waren die erſten Monate eine glückliche Zeit. Ach in dieſen Sommermonaten ehelicher Zärtlichkeit — denn das war eben mein Unſinn, dieſes Band feſt zu ſchlingen — in dieſer Probezeit der Leidenſchaft glühte die Flamme ihrer jugendlichen und treuen Liebe mein Herz aus; nur eine todte Aſche blieb zurück; und war es da ein Wunder, daß bey dem erſten friſchen Athemzug der Luft die ganze beſchwerliche Laſt von einander ſtiebte? — Daß ſie ſo feſt an der erſten Liebe hängen

sollte, wer hätte es gedacht? Ich nahm sie wie andere Frauen — nur etwas stolzer, etwas blöder mochte sie seyn. Aber es war nicht so. — Doch das ist vorbey, und ich will nicht weiter daran denken, und mich nicht weiter peinigen, daß das seltenste Geschöpf der Zeit, daß ein treues, schuldloses, selbst bey des Mannes erkannter Schuld noch treues Weib, mir, gerade mir in die Arme gefallen. Ich beklage sie, ohne mich selbst härter anzuklagen, als ich verdiene. Jeder Mensch, jedes Wesen ist an seine eigenthümliche Natur gebunden; hätte ich aus der meinigen herausgehen und eine Mummerey mit mir treiben sollen, die doch am Ende sich selbst Lügen gestraft hätte? Tükkisch war es allerdings von dem Verhängnisse, uns zusammenzuführen; aber wahnsinnig wäre es gewesen von mir, das Unverträgliche unsrer Naturen zu erkennen, und mich aus einer Grille von Beständigkeit und Treue, so recht wider den Willen

der Natur, wie der Schmetterling an der Nadel, zu Tode zu flattern? Wahrlich, ich habe hart gebüßt, und meinem stolzen Herzen mehr als Ein Joch auferlegt, eh' ich endlich die Ketten sprengte, die mich schon allzu lang von mir selbst, von der Freyheit und der Freude des Lebens getrennt hatten. Mit diesem Gewaltstreich schien meine Natur wieder in ihre Rechte zurückzukehren. Die unselige Verwirrung der Verhältnisse in Paris hat sich besser gelöst, als ich hatte hoffen können; das Schicksal scheint ausgesöhnt; und meine Erfolge in Carlsbad haben mir die Ueberzeugung gegeben, daß ich mit der Rückkehr zu mir selbst auch die Fülle meiner Kraft wieder gewonnen habe. Auch mein jetziger Entschluß überzeugt mich davon. Du kennst Victorinen, und gewiß würdest Du es verzeihlich gefunden haben, wäre ich nach dem ersten Schrecken in ihre Arme zurückgeeilt. Ich schwankte lang. Aber die bessere Seele hat obgesiegt; meine Frey-

heit ist gesichert, und ich darf nach diesem Siege nicht mehr fürchten, das Spielwerk eines Weibes zu werden, wenn es auch mit allen Grazien, oder, wenn Du lieber willst, mit allen Geistern der Hölle im Bunde wäre.

Seit jener Zeit, wo ich zuerst in mir selbst erwachte, und mit einem Risse die Gängelbänder der Kindheit von mir warf, und den Lehrern entlief, die, ohne es zu wissen, mich selbst gelehrt hatten, ihre hohlen Worte zu verachten, seit jener Zeit steht der Zweck des Lebens klar vor mir, ich weiß bestimmt, ohne Schwanken und Halbheit, was ich will. Zwang, Unterdrückung, Gehorsam stößt mein freyer Sinn von sich. Frey will ich seyn, so weit der Mensch vermag, in jedem Verhältnisse frey, auch mitten im Rausche des Genusses besonnen und frey. Das will ich, und wenn ich es nicht immer konnte — die Zeit der Erfahrung ist nicht verloren. In meinen Niederlagen selbst habe ich siegen gelernt, und ich

bin ſtärker und kräftiger aufgeſtanden von jedem Fall.

Alſo vorwärts, mein Freund, vorwärts auf der Bahn der Freyheit und des Sieges. Ich habe Erholung nöthig. Zu lange ſchon habe ich hier für eine Schuld gebüßt, die das Schickſal gewirkt hat. Ich gehe jetzt über Dresden nach Prag zurück, und gegen Ende des Herbſtes vielleicht nach Wien. Schreibe mir bald, wo Du Deine Siegesfahnen aufgeſteckt haſt, und vergiß die thörigte Schwachheit Deines Freundes, über die er jetzt erröthet, und die er den Augen eines jeden Andern entziehen würde.

Lothar.

6.

Lothars Vorausſagung, auf die Kenntniß verderbter Frauen gegründet, ging bald in Erfüllung. Victorine ſuchte ihren Verdruß zu vergeſſen, und bey Andern ihre Schuld durch neue Siege in Vergeſſenheit

zu bringen. An Gelegenheit fehlte es nicht. In dem zahlreichen Flore schöner Frauen, die sich in jenem Jahre um die Heilquellen versammelt hatten, waren nur wenige, die ihr den Rang der Schönheit streitig machen konnten; an Geist, feiner Bildung und schlauer Kunst kam ihr nicht Eine gleich. An einer Auswahl reicher und vornehmer Jünglinge fehlte es auch nicht. Der schnelle Sieg, den Victorine über Lothar davon getragen, hatte alle Augen auf sie gezogen, und ihr Verhältniß zu ihm schien ihrer Schönheit einen noch größern Glanz gegeben zu haben. Denn was die Misgunst andrer Frauen erregte, das zog die Wünsche der männlichen, anspruchsvollen Jugend nur noch heftiger an. Unter dieser glänzenden Jugend zeichnete sich der Fürst P.. durch den Glanz seines Aufzugs, die Menge seiner Diener und Pferde, und eine gewisse Zuversicht und Dreistigkeit des Betragens aus, die den Mangel an Bildung und Geist,

wenn auch nicht erſetzte, doch auf den erſten Anblick verbarg. Victorine ſchien ihm eine ſeiner würdige Eroberung, und Lothar hatte kaum den Platz geräumt, als er ſich zu ihr drängte, und zum Erſatz für den Verlornen anbot. Seine Bewerbungen fanden Beyfall, und nach wenigen Tagen war er eben ſo Victorinens Begleiter auf Spatziergängen und Bällen, bey Cavalcaden und Luſtfahrten, wie es bisher Lothar geweſen war.

Der Prinz, welcher eigentlich nur um Victorinens willen im Bade blieb, ſah jetzt die Hoffnung von neuem erſchüttert, mit der er ſich bey der Abreiſe des allzugefährlichen Nebenbuhlers geſchmeichelt hatte. Victorine zwar, ſo ſehr er ihr auch im Herzen zuwider war, hatte den Faden ihres Gefangenen nie ganz fallen laſſen; und ſie wollte auch jetzt noch das hinterliſtige Spiel fortſetzen, mit dem ſie bis dahin die Eiferſucht ihres Mannes ſo glücklich getäuſcht hatte.

Auf diesen Betrug war Lothar, dessen Lieben nur ein immer fortgesetztes Betrügen war, mit aller ihm eigenthümlichen Feinheit eingegangen. Herr von Villach mußte ihn für den Vertrauten des Prinzen halten, und bey der Ueberzeugung, die er zu haben glaubte, daß der Prinz nie einen Platz in dem Herzen seiner Frau haben würde, ließ er Victorinen um desto mehr Freyheit, je öfter ihn sein Jähzorn, der fast immer zur unrechten Zeit und bey Kleinigkeiten ausbrach, ihre Nachsicht zu suchen nöthigte. Auch war er in der That ein so biederer und rechtlicher Mann, daß er von den Ränken und der tiefen Verdorbenheit seiner Frau schlechterdings keine Ahnung hatte. Er hielt sie für launisch und leichtsinnig; aber das waren Fehler, glaubte er, die eben ihrem ganzen Geschlechte gemein wären. Gegen ihre Sitten hegte er keinen Verdacht, nur hätte er gewünscht, daß sie den Schein mehr schonte.

Zu dem feinen Spiele der Täuschung, das Lothar so gut unterstützt hatte, besaß der Fürst weder Geschick noch Neigung. Sein Stolz wurde schon durch den Schein eines Mitbewerbers beleidigt und da sich der Prinz bisweilen die Miene eines begünstigten Liebhabers gab, so entstand zwischen beyden Nebenbuhlern eine Spannung, die jeden Augenblick die verdrießlichsten Folgen befürchten ließ. Victorine mußte jetzt alle ihre Künste aufbieten, um Beyde von einander zu halten, und das kecke Betragen des Fürsten nöthigte sie bisweilen, sich unter vier Augen gefälliger gegen den Prinzen zu zeigen, als ihr Wunsch und ihre Absicht war. Aber dieser, dessen immer gereizte Eifersucht mit den wachsenden Ansprüchen, die ihm seine Geliebte gab, stieg, mißtraute ihr, und verführte, um seiner Sache gewiß zu seyn, ein Dienstmädchen durch Geschenke und Versprechungen, ihm Victorinens Papiere und Briefe auszuliefern. Diese Briefe, un-

ter denen sich viele von Lothar fanden, enthielten eine Menge der boshaftesten Bemerkungen über den Prinzen und Herrn von Villach, deren Leichtgläubigkeit und Gutmüthigkeit ein unerschöpflicher Gegenstand des Hohnes zwischen den beyden Liebenden war. Denn daß auch Victorine ihrer Seits auf allen Muthwillen und Spott eingegangen war, ja Vieles zuerst veranlaßt hatte, war unverkennbar. So wie der Uebermuth der beglückten oder bethörten Liebenden kein Maaß gehabt hatte, so kannte auch die Wuth des Prinzen keine Grenzen. Nachdem er also diejenigen Papiere vernichtet hatte, die ihn betrafen, machte er aus den übrigen ein Paket für Herrn von Villach, reiste unter einem scheinbaren Vorwande plötzlich ab, und ließ von der ersten Station das unglücksschwangere Bündel an den betrogenen Mann zurückgehen.

Victorine befand sich, ohne alle Ahnung einer Gefahr, bey einer von dem Für-

sten veranstalteten Lustpartie in dem Felsenthale, während ihr Gemahl, seiner Gewohnheit nach, mit einigen Freunden beym Spiele saß. Hier erhielt er das tückische Paket; da er es aber für einen Geschäftsbrief hielt, öffnete er es erst, als das Spiel geendigt und die Freunde entfernt waren. Seine Bestürzung brauchen wir nicht zu schildern. Er sah hier eine Tiefe der Ruchlosigkeit, die sein argloses Gemüth nie geahnet hatte, Tugend und Sitte verspottet, und sich selbst auf die unverdienteste und grausamste Weise gemißhandelt. Sein Entschluß war schnell gefaßt. Er ließ die Kammerfrau zu sich rufen, und nachdem er ihr durch Drohungen Bekenntnisse abgezwungen hatte, die den Inhalt der Briefe auf das Vollkommenste bestätigten, befahl er ihr das Nothwendigste für seine Frau zusammenzupacken, und ließ Postpferde bestellen, die, wenn Victorine mit ihrer Gesellschaft zurückkehrte, bereit stehen sollten. Ein Diener erhielt Befehl, sich

fertig zu halten, um sie zu begleiten und auf der Reise zu bewachen. Seine Absicht war, sie in ein Kloster in Böhmen zu schikken, dessen Vorsteherin eben die Frau von Ramlo war, deren oben Erwähnung geschehen ist. Einige Zeilen an diese baten, ohne bestimmte Bezeichnung von Victorinens Schuld, um Aufnahme für sie, und versprachen bestimmtere Erklärungen in einer ruhigern Stunde.

Alles war jetzt bereit und Villach ging mit großen Schritten in dem Zimmer auf und ab, als er noch vor Untergang der Sonne die Gesellschaft zurückkehren hörte. Schon von weitem tönte der Hufschlag ihrer Rosse, und in der Nähe schallte ihr lautes fröhliches Gespräch herauf. Der Fürst ritt neben Victorinen, die in dunkelblauem Reitkleide, mit schwankenden Federn auf dem zierlichen Hute, wie ein Stern durch die Abenddämmerung schien, so daß alle Lustwandelnden stehen blieben und sie lange mit

ihren Blicken verfolgten. So kamen sie bis an die Thür des Hauses, wo sie beym Absteigen dem Fürsten die Hand reichte, ihm dankte, und mit einem „Gute Nacht, Prinz; ruhen Sie wohl!“ von ihm Abschied nahm. Dann stieg sie ab, klopfte mit ihrer weißen Hand den Hals des schönen Pferdes, das die ihm erwiesene Gunst mit Stolz zu erkennen schien; dann noch einmal Adieu, und mit drey Sprüngen die Treppe hinauf. Herr von Villach stand in der geöffneten Thür ihres Zimmers; mit einem leichten bon soir schlüpfte sie an ihm hin, und war im Begriff, sich auf den Sopha zu werfen, als sie eine Unordnung im Zimmer gewahr wurde, die auf eine Abreise zu deuten schien. Was ist das? sagte sie, indem ihr eine schlimme Ahnung durch den Sinn fuhr; um Gottes Willen, Herr von Villach, was bedeutet das? — Nichts weiter, antwortete dieser mit verbissenem Zorn, als daß Sie sich sogleich in den Wagen setzen, der drüben

unter den Linden hält, und heut Nacht noch eine Reise machen, die Sie vor weitern Thorheiten, und mich vor neuen Beleidigungen schützen wird. Es stört diese Einrichtung vielleicht manchen angenehmen Plan; aber Sie werden mir verstatten, mich wenigstens Einmal meiner Rechte zu bedienen, und Ihnen Gelegenheit zu verschaffen, über sich selbst und Ihr bisheriges Leben nachzudenken. Leben Sie wohl! — Mit diesen Worten kehrte er ihr den Rücken. Sie wollte antworten. Sparen Sie die Worte, sagte er. Der Zauber Ihrer Künste ist gelöst; ich bin von Allem unterrichtet. — Und dabey zeigte er ihr das Paket, das er zu sich gesteckt hatte. Sie stürzte ihm weinend zu Füßen; er stieß sie zurück. Sie warf sich verzweifelnd zu Boden; er befahl, sie in den Wagen zu tragen. Außer sich stürmte sie die Treppe hinab, und eilte dem Flusse zu; aber ein Diener faßte sie um den Leib, und hob sie in den Wagen. Betty setzte sich zu

ihr. Ein treuer Diener nahm auf dem Kutscherſitze Platz.

Nicht ſo treu war der Kammerdiener des Präſidenten, jener Franz, welcher in Ameliens Briefen erwähnt wird. Ob er gleich das Vertrauen ſeines Herrn im vorzüglichen Grade genoß, unterſtützte er doch, im Einverſtändniſſe mit Betty, deren Liebhaber er war, die Ränke Victorinens, und trug durch ſein treuherzig-liſtiges Geſchwätz nicht wenig dazu bey, den betrogenen Mann über die Geſinnungen ſeiner Gemahlin zu täuſchen, und bey allen ihren Unordnungen ſicher zu machen. Auch jetzt verſuchte er es, die Masregeln ſeines Herrn zu vereiteln, indem er einem der Diener des Fürſten von den Vorfällen im Hauſe einen Wink gab. Zufälliger Weiſe war der Fürſt nicht ſo bald vom Pferde geſtiegen, als er ſich in einen Spielwinkel begeben hatte, den Niemand wußte, als ſein Kammerdiener; und dieſer war nirgends anzutreffen. So geſchah es,

daß der Fürst die räthselhafte Entführung seiner Geliebten erst am Morgen erfuhr, als er berauscht nach Hause kam, und noch einiger Stunden Erholung bedurfte, ehe er sich zu Pferde setzen und der Flüchtigen nachjagen konnte.

Victorine war die ganze Nacht gefahren, und die Sonne war schon hoch herauf, als der Wagen die Straße nach Prag verließ, und sich nördlich gegen Saaz wendete, in dessen Nähe das Kloster lag. Victorine saß in tiefes Schweigen versunken, und sah auf ihren Schooß; der Diener war eingeschlafen, nur Betty schaute munter umher und hoffte auf Rettung. Auf Einmal stieß sie einen Schrey der Freude aus, bey welchem Victorine auffuhr, in die Höhe sah, und freudig ausrief: Er ist es! — Es war Lothar, der, von einem Diener begleitet, die Straße herab ritt, um nach Prag zu gehen, da er in Dresden seine Rechnung nicht gefunden hatte.

Lothar war nicht weniger überraſcht, Victorinen zu begegnen. Er ſah ein Abentheuer vor ſich, das er ſich nicht erklären konnte; und einige flüchtige Worte, die ſie ihm ſagte, verwirrten ihn noch mehr. Er mußte Erklärung haben; auch Erklärungen geben mußte er; und da die Straße eben ſteil und gefährlich hinauf ſtieg, gab er ſein Pferd dem Diener zu halten, hob Victorinen aus dem Wagen, und geleitete ſie zu Fuß längs dem Walde die beſchwerliche Straße hinauf.

Die Erklärung war von beyden Seiten ſchwierig. Keines war vorbereitet; Keines konnte aufrichtig und vom Herzen ſprechen; doch war Victorine im Vortheil, da ſie ihr Unglück auf Lothars Rechnung ſchreiben konnte. Ihm zu grollen, hätte ſie in ihrer jetzigen Lage nicht vermocht; er aber fühlte, daß er ihrer Nachſicht bedurfte. So kamen ſich Beyde wieder ſchnell entgegen und die vorige Liebe trat als Vermittlerin

zwischen sie. Während der Wagen zurückblieb, hatten sie sich auf einen bemoosten Stein, wo sich der Weg wendete, im Schatten der Bäume niedergesetzt, und pflogen Rath. Weinend und flehend warf sich hier Victorine an seine Brust. Er hielt sie in seinen Armen, und indem sie an ihm hinauf sah, küßten seine Lippen die Thränen von ihren Augen und fingen die Seufzer von ihrem Munde auf.

In diesem Augenblicke tönte der Hufschlag dampfender Rosse neben ihnen in dem Wald, und der Fürst, von seinem Stallmeister und einigen Dienern begleitet, hielt plötzlich vor dem liebenden Paare. Lothar sprang auf, Victorine verbarg ihr Gesicht und rang ängstlich die Hände. Also dazu, rief der Fürst, haben Sie mich hierher beschieden, um Zeuge Ihrer Zärtlichkeit gegen diesen Herrn zu seyn? Hier ist Einer von uns zu viel, und Sie werden wohl thun, Herr irrender Ritter, sich von hier weg zu

packen, eh' ich Ihnen, sammt Ihrer Dulcinee, den Weg in die Hölle zeige. — Lothar riß mit der einen Hand den Säbel aus der Scheide und mit der andern den Fürsten vom Pferde, und ein wüthendes Gefecht zwischen Beyden begann. Umsonst warf sich Victorine zwischen die Kämpfenden; ihre Gegenwart entflammte ihre Wuth noch mehr. Der Fürst sank von mehrern Wunden getroffen. Seine Diener, die ihn für todt hielten, griffen zu den Waffen; es entstand ein neues Gefecht, in welchem Lothars Diener verwundet, Lothar selbst aber durch einen Stich in den Rücken zu Boden gestreckt wurde. Verzweifelnd warf sich Victorine über ihn her; aber ihr Klaggeschrey verhallte umsonst; seine brechenden Augen erkannten sie nicht mehr, und ihr Jammer und ihre Thränen riefen ihn nicht aus dem endlosen Schlummer zurück.

Der Wagen war unterdessen herangekommen. Die Diener des Fürsten be-

mächtigten sich seiner mit Gewalt, um ihren Herrn darin nach dem nächsten Orte zu bringen; und nachdem sie, trotz alles Widerstandes, das Gepäck abgerissen und in den Weg geworfen hatten, verließen sie Victorinen und ihre Begleiter mit Schelten und Fluchen auf der einsamen Straße.

Es war eine Scene der Verwüstung und des Grausens, Victorine kniete neben der Leiche Lothars in grenzenloser Verzweiflung. Mehr als Einmal sank sie ohnmächtig auf ihn, und wenn ihre Kammerfrau sie wieder in's Leben zurückrief, schalt sie und verwünschte eine so grausame Hülfe. Es war umsonst, sie von dem Todten entfernen zu wollen. Immer kehrte sie mit lautem Geschrey zu ihm zurück, rief seinen Namen, klagte sich als seine Mörderin an, warf sich auf ihn, und mischte ihre Thränen mit seinem Blute.

So waren einige Stunden vergangen, als der Diener aus einem benachbarten

Orte ein anderes Fuhrwerk herbeybrachte. Mehr todt als lebendig wurde Victorine hineingetragen. Vor ihr her trugen sie Lothars Leichnam weg. Um Mitternacht kam sie in dem Kloster an, das ihr zum Aufenthalte bestimmt war.

Nachdem sie hier ohngefähr drey Monate zugebracht hatte, schrieb sie an die Gräfin Ahlen folgenden Brief:

„Mit zerknirschtem und zerrissenem Herzen schreibe ich Dir diese Zeilen, die letzten, die von mir in eine Welt gehen, die ich jezt eben so verabscheue, als ich sie geliebt habe, und als sie mich ohne Zweifel verabscheut. Doch nein, der Sinn der Welt billigt meine Verbrechen, und entschuldigt sie vielleicht; und die, welche auf meinen Wegen wandeln, beklagen mich wohl in ihren sündhaften Herzen, wenn mich auch ihre Lippen zum Schein verurtheilen und zerreißen. Aber auch ihre Stunde wird kommen, und vielleicht zu spät wird sie die unerbittliche Hand

der Strafe erreichen, wie sie mich erreicht hat, um für wenige Jahre irdischer Lust eine lange, endlose Buße zu dulden."

„Eine Reihe von Tagen bin ich hier, ausgestoßen aus der Welt; aber diese Wohnung der Frommen ist keine Freystatt für mich. Ich suche Trost und Beruhigung — Viele fanden ihn hier — mich flieht er. Denn ach! in mir selbst finde ich nur den Wust der Sünde und unauflöslicher Verworrenheit; ja oft drängt sich — wie ich auch immer kämpfen mag — die Erinnerung sträflicher Freuden grausenhaft durch die Bilder von Wunden und Blut, und quält mein Herz bis zur Verzweiflung. Die heiligen Frauen, die dieses Haus bewohnen, unbekannt mit der Welt und ihren Lockungen, können die Tiefe und Schwärze meiner Sünden nicht begreifen; und der milde Trost, den sie sich in mein Herz zu schütten beeifern, stürzt in die bodenlose Tiefe hinab, ohne sie auszufüllen, ja, ohne auch

nur eine Spur ſeines Daſeyns zurück zu laſſen. Ich höre Worte des Heils; aber ſie haben keinen Sinn für mich; ich ſehe die gottesfürchtige Abſicht mitleidiger Seelen; aber ihr Mitleiden legt ſich nicht kühlend und wohlthuend an mein glühendes, wundes Herz; ich verſuche zu beten; aber meine Gebete ſind ein leerer Schall, der in die Luft zerſtiebt, und von dem ehernen Himmel zurückgewieſen wird. Und wenn ich vor dem Altar knie, und meine ſtarren, trocknen Augen auf den Heiland der Welt gerichtet ſind, wandelt ſich ſeine blaſſe Geſtalt in die des Unglücklichen, deſſen Tod ich verſchuldet habe, und der aus meinen Armen in ſeinen Sünden dahin gegangen iſt, wo keine Rettung erſcheint. Dann fliehe ich von dem heiligen Orte, wo Andre ſich Troſt erflehen, in verzweifelnder Angſt hinweg, mit neuer und ſchwerer Sünde auf meinem Haupte, daß ich das Bild des Heilandes entweihe, und vor dem fliehen

muß, der doch allein meine Rechnung zu tilgen und den Zorn der ewigen Gerechtigkeit zu versöhnen vermöchte."

„In dieser Trostlosigkeit wüthe ich mit verzweifelndem Grimme gegen mein eigenes Fleisch, und nur dieses Wüthen kühlt die Flammen, die mein Inneres verzehren. Jene weichen und üppigen Gewänder, welche meine Eitelkeit nährten, haben einem Sacke Platz gemacht; mein Leib ruht auf Asche, mein Haupt auf einem Stein. Cilicien gürten meine Lenden, und die schonungslose Geißel reißt täglich die alten Wunden von neuem auf. Aber die Regel dieses Hauses reicht für die Tilgung meiner Sünden nicht aus; dieser milde Geist der Frömmigkeit ist zu schonend für mich. Ein Grab muß meine Wohnung seyn, und ewiges Schweigen muß die Lippen verschließen, die so sträfliche Worte gesprochen haben. Uebermorgen verlasse ich dieses Haus und seine allzu nachsichtigen Bewohnerinnen, um mich in

die Mauern der Karthause zu vergraben, die mitten im Gebirge, von schroffen Felsen umstarrt, ein düsteres, grausenvolles Grab der Lebendigen ist. Dort will ich täglich mein Grab wühlen, bis ich, von Reue und Wunden aufgezehrt, wühlend hineinfalle. Dorthin, nach diesem Winkel der Erde, ist mein Sinn gerichtet; dort nur sehe ich Ruhe, wenn es irgend für mich Ruhe und Rettung gibt. Mit Ungeduld erwarte ich den Augenblick, wo meine Prüfungen anfangen werden, um mir den Schleyer zu verdienen, der, zwischen mich und die Welt gebreitet, vielleicht — ach vielleicht nur! — meine Sünden zudeckt und mich mit dem Himmel und mir versöhnt."

„Du aber, Amelie, die Du mit mir den Weg des Verderbens gingst, Du, deren listige und glatte Worte so oft den sündhaften Neigungen meines eitlen Herzens Nahrung gegeben, Du, die mir so oft die Hand geboten, um mich dem Ab-

grunde zuzuführen, in welchen ich jetzt schaudernd hinabsehe — richte Deine Blicke auf mich, die in der Welt Deine Freundin hieß, und auf den endlosen Jammer meines Daseyns, ehe auch Dich ein unheilbares Unglück ergreift und an die Pforten des Todes stellt. Indem die Welt mit ihren sündhaften Freuden hinter mir versinkt, ruf' ich Dir noch Einmal zu, und deute auf die Leichen, die mich umringen, auf die Dornen, die meine Füße verwunden, auf alle die Peinigungen, durch die ich die Glut meines Innern zu löschen suche. Siehe, die Thore des Grabes thun sich mir auf und laden mich zu sich ein; aber ehe sie sich ewig über mir schließen, beschwör' ich Dich, Buße zu thun, und wenn Dir dies die Welt nicht verstattet, ihre Ketten in der Zeit zu brechen, und sie freywillig zu fliehen. Lebe denn wohl, für immer lebe wohl; und wenn Du beten kannst, so bete für Dich und mich. Noch Einmal, lebe wohl, das heißt,

tödte Dich selbst ab, ehe der ewige Tod Dich ergreift. Nur aus Schmerzen können uns Freuden blühen, nur aus dem Tode das Leben."

Dieser Brief fand Amelien nicht mehr. Wenige Tage vor seiner Ankunft war sie das Opfer ihrer Ränke geworden. Auch ihr hatte Eitelkeit und Gefallsucht kein Stillstehen gestattet; und da sie immer kühner und zuversichtlicher jeder Rücksicht spottete, war sie in verworrene Verhältnisse gerathen, die selbst an einem verderbten Hofe ihrem Rufe nachtheilig waren. Der Graf kehrte aus den Bädern zurück, in denen er sich den Sommer über nach seiner Weise umhergetrieben hatte; und so viel er sich auch selbst vorwerfen mußte, so ertrug er doch das Betragen seiner Frau nicht mit Gleichgültigkeit. Es kam zu den heftigsten Vorwürfen, und da sich diese, bey der Strafbarkeit beyder Theile, immer von neuem, und mit immer größerer Bitterkeit

UNIVERSITÄTS BERLIN

wiederholten, entwickelte sich bald zwischen beyden ein unauslöschlicher Haß, dem der Unmuth des Grafen über die Zerrüttung seines Vermögens immer neue Nahrung gab.

Amelie, die auf dem Fuß einer reichen Frau zu leben gewohnt war, und den Gedanken an eine Beschränkung nicht ertrug, knüpfte damals ein Verhältniß mit einem Engländer an, welcher großen Aufwand machte, und wußte ihn so gut zu umstricken, daß sie auf eine Verbindung mit ihm hoffen durfte, wenn sie nur frey gewesen wäre. An eine Auflösung der Ehe war nach den Grundsätzen ihrer Kirche nicht zu denken; ihr Mann stand dem, was sie für ihr Glück hielt, im Wege, und dieser Mann wurde ihr täglich verhaßter und verächtlicher. Sie beschloß also, sich seiner zu entledigen; und dieser Plan schien desto leichter auszuführen, da er oft berauscht nach Hause kam, und dann, ehe er schlafen ging, in ihrem Zimmer einige Gläser Limonade zu

trinken pflegte. Dennoch mislang die Ausführung. Der Graf, welcher an dem verhängnißvollen Abend, der ihm den Tod bringen sollte, zufälligerweise nüchterner war, als seine Frau glaubte, bemerkte bey den ersten Tropfen, die seine Zunge berührten, den fremdartigen Geschmack; die Ahnung der Wahrheit fuhr ihm durch den Kopf, und da er seine Frau, mit dem Glase am Munde, forschend anblickte und diese zu erblassen schien, zwang er sie, den für ihn bereiteten Becher auszuleeren. Seinen Drohungen war kein Widerstand entgegenzusetzen. Sie leerte das Glas unter den heftigsten Vorwürfen, und starb mit Haß im Herzen und Verwünschungen auf ihren Lippen. Der Graf aber entfernte sich, noch ehe sie starb, und fand seinen Tod in der Schlacht bey Jemappe, wo er unter den Fahnen der Jacobiner focht.

Was Victorinen betrifft, so war ihr Loos nicht weniger schrecklich. Ihre Flucht vor der Welt half ihr nichts, und die Mauern ihres

Klosters konnten sich nicht zwischen sie und ihr Gewissen stellen, das, nachdem es Einmal aus seinem langen Schlummer erwacht war, ihr ein rastloser, unerbittlicher Quäler wurde. Die Religion gab ihr keinen Trost; sie kannte nur ihr äußeres, starres Gerüst; wahre Gottesfurcht war ihr fremd. Die grausamen Büßungen, mit denen sie den Himmel erstürmen wollte, — Büßungen, welche Verzweiflung erfunden und Heucheley empfohlen hat — konnten ihr keine dauernde Linderung geben; und da sie Alles vergeblich erschöpft hatte, was sie für Religion hielt, blieb ihr nichts als der Wahnsinn übrig. Sie starb nach einigen qualvollen Jahren ohne Hoffnung und Trost. Allein ihre Mitschwestern, die nur ihren gewaltthätigen Eifer sahen, ihren innern Zustand aber nicht begriffen, staunten über so seltene Beyspiele von Bußfertigkeit, und nach dem Tode der Unglücklichen ging die Sage von Wundern, die an ihrem Grabe geschehen seyn sollten.

Anhang

aus Lothars Briefen an den Grafen von Ahlen.

Vorwort.

Frauen der Art, wie die Amelien und Victorinen des vorstehenden Briefwechsels, Töchter der großen Welt, wie sie sonst war, und oft als ihre Zierde gepriesen; Frauen, die nur im Scheinen lebten, und dem Genusse des Scheinens Alles und am Ende sich selbst opferten; Schönheit, Anmuth, Talente und Geist, jede Gabe der Natur und des Glücks zu Netzen verflochten, nicht um Herzen darin zu fangen, sondern hul-

digende Lehnsleute, die eigne Eitelkeit und fremden Neid zu nähren; solche Frauen setzen ähnlich gesinnte Männer voraus, Schauspieler auf dem Theater der guten Gesellschaft, die von den Alcinen der beschriebenen Art, voll bethörender Anmuth, wie voll innerer Häßlichkeit, zur Kunst gebildet, diesen ihre Schuld durch liebenswürdigen Trug und pikante Falschheit entrichteten, und so ihrer Seits die Frauen in der Kunst des Scheins großmüthig vollendeten. In diesem Zauberkreise, den die magischen Bannzeichen der Geburt und des Ranges umschlangen, kehrten sich alle Verhältnisse auf eine furchtbare Weise um. Was sich mit dem Namen und den äußern Kennzeichen der Liebe schmückte, war ein mörderischer Krieg gegenseitiger Selbstsucht, bey dem es nur galt sich Vortheile abzugewinnen, gleichviel durch welche Mittel. Lüge und Meineid, Verrath und Verläumdung, Alles, was nur der grimmigste Haß ersinnen konnte,

galt gleich; ja, was der gesunde Sinn mit Abscheu von sich stößt, erhöhte den Reiz dieses monströsen Verhältnisses. Treuherzige Offenherzigkeit ward zur Schminke; Wahrheit zum Fallstrick. Fein gewebter Betrug brachte Ruhm; den höchsten Ruhm, die Vernichtung eines unbefleckten Rufes durch die Gewalt unwiderstehlicher Kunst. Solche Kunst zog wie ein Zauber an; sie verführen statt zu warnen; und an die Stelle einer Aufgeopferten stritt sich mehr als eine um den Ruhm, mit gleicher Aussicht auf Opferung dieselben Ketten zu tragen. Ein Künstler auf jenem Schauplatze, den jetzt, nicht zum Nachtheil der menschlichen Gesellschaft, die Umstaltung der äußern Verhältnisse wahrscheinlich auf immer gänzlich verändert hat, war jener Lothar, den die vorangesetzten Briefe so oft erwähnen. Die männliche Schönheit dieses Unglücklichen war seinem Geiste, sein Reichthum seiner Geburt gleich; ein besserer, ja großartiger

Sinn war ihm von der Natur verliehen; aber durch feindselige Verhältnisse, die allzu früh auf ihn wirkten, vor allen durch den erschlaffenden giftigen Sirocco, welcher damals in dem Luftgebiete der vornehmen Welt herrschte, wurde die edle Blüthe seines Wesens zerstört. Durch den Umgang mit verführerischen Frauen in seinem Innersten zerrüttet, oder, nach ihrer Ansicht, gebildet, vernichtete er das Glück eines edeln und wahrhaft liebenswürdigen Weibes, das an ihn glaubte, während er selbst, bey allem Glanze seines äußern Lebens, dem Gefühle der Nichtigkeit seines Daseyns und der Trostlosigkeit seiner Grundsätze nicht entging, und in diesem durch Reue geschärften Gefühle selbst den dürftigen Schein der Zufriedenheit nur mit Mühe behauptete. Um die Art dieser Grundsätze, ihre Wirkung nach Außen und Innen, und das Wesen des Truges, zu dem sie führen, in ihrer Eigenthümlichkeit zu zeigen, kam uns der Brief-

wechsel zu ſtatten, den Lothar in den letzten Jahren ſeines Lebens mit dem Grafen von Ahlen geführt hat, und aus dem wir oben einen vollſtändigen Brief eingeſchaltet haben. Hier wird es genug ſeyn, einige Bruchſtücke daraus zuſammen zu ſtellen, von denen das, was uns über die Entwickelung ſeines Charakters durch den Einfluß früherer Verhältniſſe belehrt, auch noch jetzt in mehr als einer Rückſicht beachtungswerth ſeyn dürfte. Auch wird hierdurch Einiges, was in dem Obigen räthſelhaft ſcheinen mochte, wenigſtens ſo weit aufgeklärt werden, daß ein aufmerkſamer Leſer das, was noch zu einer zuſammenhängenden Geſchichte mangelt, ohne Mühe wird ergänzen können.

1.

Ich habe mir viele Mühe gegeben, mich kennen zu lernen; und wenn dieß, wie man sagt, die wahre Weisheit ist, so darf ich mich weise nennen. Ich kenne genau das Maaß meiner Kräfte; ich weiß, zu welchen Zwecken sie mich führen können, und wie weit. Die Wenigsten wissen das von sich, und ihre Unwissenheit ist dann eine reiche Quelle von eiteln Bemühungen, fehlschlagenden Hoffnungen und lächerlichen Anstrengungen. Die Entdeckungen, die ich außerdem in mir machte, waren, in dem Sinne der sogenannten natürlichen Leute, nicht gerade erfreulich zu nennen. Da ich mir aber gar wohl bewußt war, nicht schlechter, ja, in den meisten Dingen, besser zu seyn als

Andre meiner Art, wendete ich mich bisweilen von mir zu Andern, um mich in dem zweyten Theile der Weltweisheit, welcher von der Menschenkenntniß handelt, festzusetzen. Da stieß ich nun zuerst auf eine große Menge lustiger Gesellen, die sich von Außen in der Uniform, wie von Innen an Geist und Wesen ziemlich ähnlich waren; muntre Jungen, die das Herz in der Hand trugen, und, weil sie aus bloßem Instinct bald Gutes bald Schlechtes thaten, weder gut noch schlecht waren. Da ich hier wenig oder keine Mühe fand, und die Untersuchung mir Langeweile machte, wendete ich mich zu den Ehrenmännern, die, wie mein Oheim und Vormund, schon des bloßen Anstandes wegen, und um sich die Strümpfe nicht zu besprützen, immer auf den breiten Steinen bürgerlicher Rechtlichkeit einherschritten. Es ist natürlich, daß ich eben bey diesem anfing; und was ich hier durch Zufall entdeckte, öffnete mir eine

solche Fülle von Erkenntniß in der ehrenwerthen Classe, zu der er gehörte, daß ich mich aller weitern Forschungen in dieser Abtheilung überhoben glaubte. Davon aber sollst Du ein andermal hören.

2.

Was man Treue in der Liebe nennt, ist wohl immer nichts anders als die Bequemlichkeit der Gewöhnung. Das, was einen Mann an eine gewisse äußere Lebensordnung bindet, in die er immer mehr hineinwächst, je älter, d. h. je unbequemer und stumpfsinniger er wird, das fesselt auch seine Neigung an diese oder jene Person; und diese Scheu vor Veränderung nennen sie Treue. Da war in Paris ein Herr von M., ein Mitglied der französischen Academie, der in gewissen Häusern immer regelmäßig erschien, einige Stunden am Gespräche Theil nahm, und jedesmal, oft mitten in der lebhafte-

ſten Unterhaltung, zu einer beſtimmten Zeit aufbrach. Man wußte, daß er dann zu einer Wittwe ging, die er in früherer Zeit geliebt hatte; die Frauen rühmten dieſe Beharrlichkeit, und eines Abends hörte ich Frau von St., die ſich damals den bedenklichen Jahren der Verlaſſenheit näherte, mit wahrhafter Begeiſterung ausrufen: Eine ſolche Freundſchaft, ſo ohne Wank und Wandel, iſt der alten herrlichen Zeit werth, die leider nur noch in den Dichtern lebt! — Kurz darauf ging ich einige Wochen auf das Land. Der erſte Menſch, der mir nach der Rückkehr begegnete, war mein Academiker. Er war in tiefer Trauer. Ich muß fürchten, ſagte ich mit der ordnungsmäßigen Miene der Theilnahme, daß Sie einen nahen Verluſt erlitten haben. — Nicht das, antwortete er; ich traure um eine Frau. — Jetzt ſtimmte ich meinen Ton nach dem ſeinigen um, und ſagte halb ſcherzend: Nun dann werden wir bald Madam L'Ange —

dieß war der Name der Wittwe — als Frau von M. begrüßen können. — Wo denken Sie hin? antwortete er; wo sollte ich denn meine Abende zubringen?

Diese Antwort ergötzte mich ungemein, und ich unterließ nicht, sie noch an demselben Abend der begeisterten Frau von St. mitzutheilen. Sie lächelte freylich dabey; setzte aber doch hinzu: Auch so ist das treue Beharren eine lobenswerthe Tugend.

3.

Meinst Du, es träfe mich, wenn Du sagst, ich käme Dir wie der Satan vor, der in der Mönchskutte dem Lucifer das Gewissen schärft? Und wenn es mich träfe, wärst Du darum weniger Lucifer? Muß man denn ein Heiliger seyn, um einen ruchlosen Sünder zu züchtigen? Oder wähnst Du etwa, ich stände Dir gleich, weil wir uns bisweilen in denselben Sümpfen zu-

sammengetroffen haben? Dann möchtest Du Dich noch vielen Andern gleichstellen, die nie mit Dir unter einem Dache würden wohnen wollen. Ist nicht die ganze Erde ein Sumpf, und hat es wohl irgend einen Menschen gegeben, wenn auch um jede Spitze seiner Tonsur ein Nimbus der Heiligkeit strahlte, der trocknen Fußes darüber hingewandelt wäre? Glaube mir, es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen dem, der sich auf das Meer wagt, weil ihn nach Gefahren gelüstet, und dem, der, wie jener Apicius, der Schutzheilige der Schlemmer und der Deinige, ferne Küsten aufsucht, um grössere Austern zu essen als zu Hause, und über dem Gedanken an den gehofften Schmaus leichtsinnig die Gefahr vergißt. Du, mein eitler Freund, hast Dich dem Satan verschrieben, um, so lang' er es gestattet, in dem lustigen Lande zu leben, das unsre Vorfahren das Cocagne- oder Schlaraffen-Land nannten, wo man Alles vollauf hat, wenn

man ſich um nichts bemüht, und gezüchtigt wird, wenn man arbeitet. Mein Weg mag den Deinigen bisweilen durchkreuzen; aber ſeine Richtung weicht nach einem andern Ziele ab. Wir jagen Beyde; aber Du hinter dem Buſche verſteckt, um ein leckeres Gericht mehr auf Deinen Tiſch zu ſetzen; ich im freyen Felde, oder auf offner Wildbahn, Berg auf Berg ab, ſo daß ſich die Haare ſträuben, und der flüchtige Jagdklepper ſelbſt am Rande der Abgründe zittert, an denen ich ihn hintreibe, ohne mich um die Gefahr zu kümmern; ja, aus Luſt an der Gefahr und unbekümmert um die Beute, die, wenn das in profundis über ihr angeſtimmt iſt, zu nichts mehr taugt. Dieß iſt der Unterſchied zwiſchen uns; und dieſer Unterſchied, den ich auf das Deutlichſte erkenne, gibt mir ein Recht, Die Buße zu predigen. Sträube Dich ſo viel Du willſt, die Ueberlegenheit meines Charakters anzuerkennen; es hilft Dir nichts; wie es mir freylich auch nichts

helfen wird, wenn ich Dir noch so oft zurufe, daß Du mit Deiner Genußgier nach wenigen Jahren selbst von den Weibern verschmäht werden wirst, die Dich jetzt vergöttern.

Ich kenne die Geschichte Deiner Jugend nicht; aber ich denke, ich kann sie beschreiben, so treu, wie irgend ein Plutarch, oder selbst wie Dein Lafleur, der alte Sünder, wenn er sie schreiben wollte. Du warst der einzige Sohn Deiner Mutter, einer zarten, blassen Dame, die fast immer krank war, oder krank zu seyn glaubte. Du warst natürlich ihr Abgott. Sie sprach von Kindesbeinen an nur französisch mit Dir; und was Du mit einer guten Redensart von ihr verlangtest, wurde Dir nie versagt. Deine blonden Seiden-Locken kämmte sie selbst, wobey sie Dir immer etwas Schmeichelhaftes sagte, wofür Du ihr die Hand küßtest, und sie um die Erlaubniß batest, sie embrassiren zu dürfen. Du warst immer fein und zier-

lich gekleidet, in Sammt und Seide, und in die gewählteſten Farben; alle Knaben Deines Alters beneideten Dich darum, und Du ſahſt voll Uebermuth auf die herab, die in geringen Kleidern ſteckten. In Deinem zehnten Jahre tanzteſt Du wie eine Puppe, und an jedem Namenstage und Geburtsfeſte hatteſt Du einen Ball. Alle kleinen Mädchen ſchmeichelten Dir, und Du warſt in alle der Reihe nach verliebt. Die gnädige Mama war dabey Deine Vertraute; und wenn Du ihr Deine Eroberungen, nicht ohne Ausſchmückungen, erzähleteſt, wurdeſt Du lächelnd mit aufgehobenem Finger gewarnt, auch wohl mit einem Kuſſe ein petit aimable roué genannt. Dieſe Nachſicht war nicht verloren. Wie Du heranwuchſeſt, übteſt Du Deine Freybeuterey im Hauſe; und, wenn ſich Deine gnädige Mama nicht mit einer Auswahl von Häßlichkeiten umgeben wollte, ſo war es hohe Zeit, daß Du in die Pagerie oder das Cadettenhaus ein-

gepfercht wurdeſt. Da machteſt Du es denn natürlich wie die Andern, und übteſt die Vorrechte der Uniform. Wer hätte auch etwas dagegen haben können? Krieg gab es nicht; und waren denn nicht die Streifzüge auf dem Gebiete der Liebe ſelbſt eine Uebung der Lehren, die Euch der Profeſſor über den kleinen Krieg in die Feder ſagte?

Auf dieſe Weiſe — denn daß ich in dem Grundriſſe Deiner Jugendgeſchichte nichts Weſentliches verfehlt habe, weiß ich gewiß — und auf dieſem Wege biſt Du geworden was Du biſt, ein verführeriſcher, liebenswürdiger, feinſpürender Wüſtling, ohne Kraft wie ohne Gewiſſen; immer nur auf den Genuß des Tages bedacht, und eben darum unfähig, irgend einen großen Gedanken zu faſſen, noch unfähiger, ihn zu verfolgen; reich an Erfindſamkeit, wie der Vogelſteller, wenn es gilt, ein dummes Vögelchen zu locken, das auch wohl von ſelbſt auf den Kloben hüpft; aber ohne Muth und Dauer

gegen ein edles und ſtarkes Wild. Wo iſt ein Sieg, deſſen Du Dich rühmen könnteſt? wann haſt Du Dich über Freybeuterey erhoben? oder wann biſt Du nicht nach einem kurzen Triumphe entweder unterjocht oder verabſchiedet worden? Auch Amelie lief Dir in das Netz; aber indem Du ſie zu fangen meinteſt, hatte ſie Dich an der Leimruthe, und machte Dich, Du wußteſt ſelbſt nicht wie, zu ihrem Manne. Wie ſie ſeitdem über Dich herrſcht; wie ſchnöde ſie Dich verhöhnt — wozu dient es, Dich damit zu kränken? Fandeſt Du doch kein Mittel, einen Schein der verlornen Freyheit zu retten, außer der Flucht. Dieſes Mittel iſt nicht gerade großartig, aber, ſo wie die Karten liegen, iſt es das einzige, was Dir bleibt. Ich weiß nicht warum — aber eine feindſelige Ahnung ſagt mir, daß Du Dich ihr nicht wieder nähern kannſt, ohne zu Grunde zu gehn.

4.

Ich glaube nicht, daß es irgend einen Menſchen gibt, der das wird, was er werden will; Alle werden, was ſie müſſen. Was will man nicht Alles, wenn man noch auf der Höhe der Jugend ſteht, und in den roſenrothen Nebel hineinſchaut, der tief unten das Leben überwogt! Sich ein Luftbild zuſammenzuſetzen aus allen denkbaren Tugenden und Gaben, und für dieſes Phantom eine untrügliche Marſchroute zu entwerfen, zu dem allererhabenſten Ziele hin, oben auf dem höchſten und ſteilſten Gipfel des Tugendberges — das kann Jeder. Auch iſt nicht leicht Einer, der, wenn er ſein Meiſterwerk ausgeſchnitzt, abgeglättet und gefirnißt hat, ſich nicht wie ein zweyter Pygmalion darin verliebte, und ſich recht ernſthaft vornähme, ſich ſelbſt zu einem ſolchen Wunder aller Herrlichkeit auszuarbeiten. In meinem funfzehnten Jahre

war ich mit meinem Musterbilde auf's Reine. Es war ein unvergleichliches Werk; denn ich glaube nicht, daß es irgend eine christliche oder heidnische Tugend gibt, der ich nicht einen Platz darinnen angewiesen hätte, und daß ich eine unaussprechliche Freude an dieser meiner ersten Schöpfung hatte, versteht sich von selbst. Wäre es mit der Abgötterey allein gethan gewesen, die ich mit meinem Idole trieb, ich hätte spätestens in meinem sechszehnten Jahre als ein Held der Tugend dagestanden, wie Du keinen im ganzen Plutarch hast. Aber ich weiß nicht wie mir geschah; es kam nie zur Ausführung, oder, was noch schlimmer war, ich that einige Schritte auf dem steilen Wege, glitt dann wieder zurück, setzte von Neuem an, und so immer fort. Da ich mich nun nach vieler Zwietracht mit mir selbst, herbem Unmuthe und scharfer Gewissenspein immer auf derselben Stelle fand, war es mir eines Tages, als ob mein Abgott, wie

ein Golem, mit aller seiner Herrlichkeit in Staub und Koth zusammenfiele. Noch jetzt denke ich mit Schauder an meinen Schrecken und an das Hohngelächter, das ich über mich selbst erhob, als ich dem elenden Schutthaufen den Rücken kehrte; und noch jetzt ist es mir bisweilen, als ob ich dieses Hohngelächter um mich her gellen hörte, und fahre dann zusammen, und greife doch wohl wieder nach dem alten Traume, und weihe der Zeit, wo ich ihn träumen konnte, einen Seufzer der Sehnsucht.

Vielen ist es ergangen wie mir; Keiner ist geworden, was er wollte, sondern was die Umstände, seine Lage, der Zufall, das Schicksal — nenne es wie Du willst — aus ihm gemacht haben. Ist er unter einem günstigen Gestirn geboren, so wird er vielleicht, wenn Alles recht zusammentrifft, das, was Ihr einen großen und tugendhaften Mann nennt; verfolgt ihn ein ungünstiges Geschick, so reißt es ihn, wie er sich auch

ſträuben mag, in Syrten, Sümpfe und Abgründe. Was man den Willen heißt, iſt nur einer der Quälgeiſter unſrer Natur; an ſich ſchwach, kraftlos, hinfällig und ohnmächtig; eben nur ſtark genug, um die Kohlen der Reue anzublaſen und die Dornen innrer Vorwürfe zu ſchärfen, indem er einen Wahn von Freyheit und Selbſtſtändigkeit in uns wach erhält. Dieſer Wahn iſt unſre Hölle; ſeine Vernichtung unſre Weisheit. Der Wille des Menſchen iſt nichts; er iſt, wie Alles, dem allwaltenden Fatum Preis gegeben, und weiſe iſt nur der, welcher die Kraft hat, ſich den Gebaten der blinden Nothwendigkeit mit eben der Freudigkeit zu unterwerfen, mit der er die Geſetze ſeines eignen Willens erfüllen würde.

Wenn ich die Geſchichte meiner Jugend durchlaufe, und wie ich geworden bin, ſo bekräftigt mir Alles die Wahrheit meines Glaubens. Mein Geſtirn erſcheint mir als

eines der feindseligsten. Meinen Vater, der auf einer Geschäftsreise verunglückte, hab' ich nicht gekannt; meine Mutter kaum. So hat mich mein Geschick um die kindliche Liebe betrogen, diese milde Frühlingsluft, die alle Blüthen des Herzens öffnet. Oft hab' ich als Knabe bittre Thränen geweint, daß ich keine Mutter hätte, wie andre Kinder. Wenn sie mir doch nur einmal erschiene, dachte ich; und wäre sie dann, wie sie mir in meinen Träumen vorkommt, so liebreich, so mit aller Herrlichkeit begabt, dann wollt' ich sie so lange bitten, bis sie auf immer aus dem dunkeln Grabe zurückkehrte und mich nicht mehr verließe. Ich hatte eine alte Kinderfrau, die mir Mährchen erzählte; zu dieser setzte ich mich oft in der Dämmerung, und ließ mir meine Mutter beschreiben, und Alles, was sie von ihr wußte, auch ihren Tod, und wie sie in den Sarg gelegt und in die Erde verscharrt worden. Sie mußte mir das

hundertmal wiederholen, und ich quälte sie dann, mir das Grab zu öffnen und die Reste der Todten zu zeigen. O ich hätte diese Mutter gewiß recht innig geliebt; und wenn der milde Thau ihrer Liebe auf mein Herz gefallen wäre, so wäre ein schönerer Frühling in meiner Brust aufgegangen, als jetzt, wo der rauhe Nordwind der Lieblosigkeit über die Blüthen meines frühsten Lebens wehte, und fremde harte Hände sie feindlich berührten.

Das war mein erstes Misgeschick; das zweyte war die Nichtswürdigkeit der Menschen, an die meine Jugend verrathen war. Ich erhielt meine Erziehung in dem Hause meines Oheims, der zugleich mein Vormund war. In meinem sechsten Jahre wurde ich einem Hofmeister übergeben, einem wohlgenährten Pfaffen, in dessen flachem Gesichte kein Zug auf einen geistigen Bewohner des runden, glattgeschornen Kopfes deutete. Ich durstete, wie alle Kinder, und

vielleicht mehr als andere, nach Beschäftigung; Langeweile machte mich wild und unbändig, und mein Mentor fühlte Langeweile nur dann, wenn er sich beschäftigen mußte. Wie er stundenlang in dem Lehnstuhl saß, und gähnend und schlaftrunken sein Brevier murmelte, das ihm oft aus der Hand fiel; so sollte ich unbeweglich über dem Buche kauern, den Katechismus oder Vocabeln lernen, oder seine steifgezirkelten Buchstaben nachmalen. Ich war voll Wißbegierde; aber von dem, was ich zu wissen wünschte, wußte mein Abbé nichts, und das Wenige, was er mich lehren konnte, war mir unbeschreiblich langweilig. Es währte nicht lange, so standen wir einander feindlich gegenüber; er auf nichts bedacht, als sein Ansehen durch öftere Handhabung der anvertrauten Gewalt zu behaupten; ich, mich den Ketten zu entziehen, die er mir anlegte. Es half mir freylich nichts, daran zu reißen; denn da er der

Stärkere war und sich auf das Ansehn meines Vormundes stützte, so unterlag ich seinen Züchtigungen, die vielleicht das einzige Vergnügen waren, das er auf seiner philanthropischen Laufbahn genoß. Ich unterlag ihnen, sagte ich; ich könnte in einem andern Sinne sagen, ich siegte darüber ob; denn mein innerer Widerstand wuchs in dem Maaße, in dem sein Despotismus stieg. Ich weiß nicht, wie weit dies gegangen seyn würde; aber der Zufall kam mir zu Hülfe, und spielte das Zepter in meine Hand. Bey allem Hasse, den ich meinem Orbil geweiht hatte, glaubte ich ihm doch Eine Tugend zugestehen zu müssen, der ich die Achtung nicht versagen konnte. Ich hielt ihn für fromm. Er führte mich täglich in die Kirche; ich sah ihn hier meist sehr lange, und, wie es schien, mit großer Andacht beten, und ich hatte keine Ursache zu zweifeln, daß sein Leben mit dieser Frömmigkeit im Einklang stehe. Aber

auch dieſer Glaube ſollte mir genommen werden.

Unter den Dienſtleuten meines Oheims war ein Stubenmädchen, das weder jung noch hübſch, aber ſonſt ganz leidlich war. Sie war die einzige Perſon, gegen die mein Aufſeher ſeinen gebieteriſchen Ton milderte, wofür ſie ihm denn mehr als gewöhnliche Aufmerkſamkeit bewies. Ich dachte dabey an nichts; wie ich es denn auch ganz unſchuldig meinte, als ich eines Tages ſcherzend zu ihm ſagte: „Wenn Sie die Tonſur nicht hätten, Herr Lamalle, ich glaube, Sie und Nanny würden ein Paar.“ — Er aber gerieth darüber in einen ſo ſonderbaren und verrätheriſchen Zorn, daß ich bey größerer Erfahrung ſchon jetzt ſein Geheimniß errathen hätte. Die nächſten Tage war er mürriſch, auffahrend, zänkiſch; er ſuchte eine Schuld an mir, und dieſe Schuld fand er leicht. Das Gewitter brach aus; er züchtigte mich hart, und wiederholte da-

bey öfters die Worte: Er wolle mich lehren, einem geweihten Diener Gottes Widerstand zu thun. Mit größerm Ingrimm als je war ich schlafen gegangen; aber kaum hätte ich die Augen geschlossen, als mich das Bellen und Giemen der kleinen Belline aufweckte, der häßliche Mops meines Orbils, der ihm Tag und Nacht nicht von der Seite wich. Ich wunderte mich, und da der Hund auf mein Rufen nur noch lauter giemte, und mit beyden Pfoten an der Stubenthür kratzte, sprang ich auf, und sah zu meinem Erstaunen, daß das Bett des Abbé's noch unberührt war. Eine dunkle Ahnung fuhr mir durch den Kopf; ich öffnete die Thür, der Hund rannte hinaus, spornstreichs die Stiegen hinan; lautes Freudegebell, dann behutsames Oeffnen einer Thür, und dann wieder tiefe Stille. Ich schlich leise nach, nahm meinen Platz an Nanny's Kammerthür, und versuchte zu lauschen. Eine Oeffnung fand ich nicht;

nur leises Flüstern vernahm ich. Der wüste Hund, flüsterte Nanny; er hat mich fast zu Tod erschreckt. — Ich meinte er schliefe fest, antwortete der Abbé; aber sey ruhig, Herzenskind, und küsse mich wieder so herzhaft wie vorhin. Aber wir müssen den Rosenkranz schon wieder von vorn anfangen; wir hatten ihn noch nicht zur Hälfte durchgeküßt. — Jetzt wurde das Gespräch so leise, daß ich nichts mehr verstand. Ich war ungewiß, was ich thun sollte; bleiben — wegschleichen — thun als hätt' ich nichts bemerkt? — Nein! — Ich dachte an meine Leiden; an den Uebermuth des Heuchlers und seinen geistlichen Stolz. Mein Grimm entbrannte heftiger als je. Was auch daraus entstehen mag, dachte ich; ich kann ihn demüthigen, und sollte großmüthig seyn? Wie hätte er das um mich verdient?

Voll von süßen Rachegedanken, setzte ich mich in einen Winkel an der Treppe, fest entschlossen, hier den Rückzug meines

weiſen und tugendhaften Mentors abzuwarten. Die Dämmerung brach an; es war im hohen Sommer und noch ſehr früh; da öffnete ſich endlich die Thür, und Nanny entließ den Geliebten mit einem herzhaften Kuß. Schon war er, mit dem Mops auf dem Arm, an mir vorbeygeſchlüpft, ohne mich zu bemerken, als ich mich raſch aus meinem Verſteck erhob, und ihm in den Weg trat. Wenig fehlte, und er wäre die Treppe hinabgefallen. Er wollte ſprechen; ſein Mund öffnete ſich, aber nur verworrene Laute gingen über ſeine Lippen. Sie wundern ſich gewiß, ſagte ich, daß ich Sie hier erwartet habe; da ich Sie aber im Bette vermißte, gerieth ich in Angſt, es möchte einem geweihten Diener Gottes ein Unglück zugeſtoßen ſeyn. Glücklicherweiſe zeigte mir Belline den Weg. Was fehlte denn der Nanny? Denn gewiß war ſie krank, da Sie die Güte hatten, ſie zu einer ſo ungelegenen Zeit zu beſuchen. Aber

ſagen Sie mir doch, was das heißt, einen Roſenkranz durchküſſen. Ich habe den Ausdruck nie gehört und verſtehe ihn nicht.

Der Abbé war wie vernichtet. Nicht einmal eine armſelige Lüge konnte er aufbringen; kein Wort wollte über die zitternden Lippen hin. Er hätte mich ohne Zweifel gern erwürgt; aber was konnte ich thun? Dieſe Nacht entſchied meinen Sieg über ihn. Ich hatte mich in den Tagen ſeiner Ohnmacht nie vor ihm gedemüthigt; er kroch vor mir. Er hatte nichts dagegen, als ich zu ihm ſagte: „Was Sie mir bisher zu Leide gethan haben, verzeih ich Ihnen; wagen Sie es aber, mich noch einmal anzurühren, ſo ſind Sie ein verlorner Mann.“ Ich wußte nur allzuwohl, wie werth ihm ſein einträchtlicher Poſten war; und da er ſich jetzt ſeiner uſurpirten Gewalt über mich freywillig begab, ſo übte ich Großmuth gegen ihn. Meine Ketten waren geſprengt;

es war aber meinem Vortheile gemäß, bey meinem Oheim den Wahn zu erhalten, daß Alles noch auf dem alten Fuße stände. Es war mir genug, thun zu können, was ich wollte, ohne von Seiten meines Hofmeisters einen Widerspruch oder eine Klage zu fürchten, wie sie sonst nur allzuhäufig gegen mich angebracht wurden.

Wenn ich an diese Zeit und dieses Verhältniß denke, so mag ich mich wohl wundern, daß ich nicht in den tiefsten Pfuhl der Gemeinheit versunken bin. Aber die Verachtung, mit der ich meinen elenden Erzieher betrachtete, nährte meinen Stolz; ihm gegenüber fühlte ich mich groß; und die Niedrigkeit seiner Gesinnungen bannte mich weit von den Wegen, auf denen er ging. Je demüthiger er schlich, desto kecker trat ich auf; seiner Freyheit setzte ich Muth, seiner Heucheley Hohn entgegen. Selbst seine Unwissenheit spornte mich zum Lernen, und von der Zeit an, wo ich ihn seines

Lehramtes entband, und mich selbst unterrichtete, lernte ich mit Lust und machte Fortschritte. So führte diese Antipathie Gutes herbey; aber mich gut zu machen, wie man das gewöhnlich versteht, d. h. gehorsam gegen die Haustafel, und unterwürfig unter die Polizeygesetze des Himmels und der Erde, wie hätte sie das vermocht?

Wenn es Tugend und sittliche Größe gibt, was ich nicht leugne, wenn ich schon die Sache etwas anders verstehe, als man sie gemeiniglich nimmt, so muß sie sich an dem festen Glauben an die Menschheit aufranken. Mir war dieser Glaube versagt; oder er ward in mir zerstört, eh' er sich befestigen konnte. Höre mich weiter. Das zweyte Glied in der Kette meines Geschicks war mein Oheim. In dem Hause dieses Mannes hätte ich mich zu dem pünktlichsten Pedanten bilden können, wenn ein Keim dieser Art in mir gelegen hätte. Er war es selbst, und ein gewaltiger Jurist, wie

man ſagte; übrigens was man damals einen galanten Mann nannte, d. h. ein Mann, der immer ſorgfältig gekleidet, pünktlich in allen Höflichkeitspflichten und voll Aufmerkſamkeit gegen das andre Geſchlecht war; Neigung und Liebe aber hielt er fern von ſich. In den Jahren der Kindheit ſah ich ihn ſelten; meiſt nur, wenn er mich ausſchelten wollte, und mir eine Strafe dictirte. Nach zurückgelegtem dreyzehnten Jahre erhielt ich mit dem Abbé einen Platz an ſeinem Tiſche, der dann nur allzu oft zur Gerichtstafel wurde, wobey der Abbé den Ankläger, mein Oheim den Richter und die Bedienten die Schöppen machten. Von Schonung wußten dieſe weiſen Erzieher nichts; es war immer dabey auf meine Demüthigung abgeſehn, deshalb denn das Gericht nie anders als in Gegenwart fremder Zungen gehegt wurde. Da ſie dieſer Abſicht gar kein Hehl hatten, ſo ſetzte ich meinen Stolz darein, ihre Abſicht zu ver-

eiteln. Oft drohte die Wuth mich zu ersticken; aber ich verschluckte meine Thränen, und wenn sich diese dann in meinem schwellenden Herzen sammelten, fachten sie die Gluth meines Ingrimms an. Als ich mich späterhin über meinen Pädagogen emporgeschwungen hatte, und dieser aus dem Ankläger ein Hehler geworden war, trugen sich diese Scenen seltener zu; ganz aber unterblieben sie nicht. Da war es denn durch den Einfluß meines bösen Gestirns ganz gewöhnlich, daß eben, wenn ich voll der besten Vorsätze war, mein Oheim durch einen seiner Augendiener von diesem oder jenem muthwilligen Streiche Kunde bekam, den ich längst bereut hatte, und mich darüber zur Rechenschaft zog. Dann kam Alles von Neuem zur Sprache, was ich jemals gesündigt hatte; jedes Vergehen, das alte wie das neue, wurde an die Schandsäule geschlagen, die er mir aufrichtete; jede meiner Wunden wurde schonungslos aufge-

rissen; und wenn er einmal im Zuge war, setzte sich sein Aerger in Laune um, und dem faulen Erguſſe seiner Galle folgte ein trüber Strom von Sarkasmen, die er für witzig hielt. Was konnte aus dieser Saat Anderes keimen, als der bitterste Haß? Dieser Haß überwuchs dann jedes gute Gefühl; selbst der Schein des Gehorsams wurde mir jetzt zuwider; ich glaubte es mir schuldig zu seyn, der Willkühr dieses hartherzigen Pedanten so vielen Widerstand als nur immer möglich entgegenzusetzen. Dieß war schon viel; aber der Zorn meines feindlichen Gestirns war dadurch noch nicht befriedigt. Auch in diesem Verhältnisse mußte sich zu dem Hasse Verachtung gesellen.

Hievon nachher. Jetzt aber drängt sich meiner Erinnerung ein Ereigniß zu, das Alles gut zu machen verhieß; aber durch das feindliche Geschick, das über mir wal-

tete, ein neues Glied in der Verkettung meiner sittlichen Unfälle werden sollte.

Ich hatte mein sechszehntes Jahr zurückgelegt, war in Dienste getreten, und hiermit, Kraft der Vorrechte des Portepées, in die Welt eingeführt. Die Residenz strahlte in dieser Zeit in dem Glanze eines jungen Hofes; die Vergnügungen drängten sich, und das fröhliche Leben der Feste zog von nah und fern den Reichthum und die Schönheit an. Als ich zum erstenmale Theil an einem Hofballe nahm, war ich wie verloren in dem Labyrinthe der Reize, die auf allen Seiten, wie die Sterne bey'm Anbruch der Nacht, hervortraten. Meine Blicke schweiften von einem Gegenstande zum andern, und der letzte, auf den sie fielen, schien jedesmal meiner Aufmerksamkeit der würdigste zu seyn. Meine Augen waren wie geblendet, und mein Inneres war nicht weniger unruhig bewegt, als das Meer, wenn der Wind binnen kurzer

Zeit von einer Seite zur andern springt. Ich hatte nie in gemischter Gesellschaft getanzt, und ob ich gleich der Kunst hinlänglich mächtig war, trat ich doch nicht in die Reihen der Tanzenden ein, weniger aus Schüchternheit, als weil ich mich nicht zu einer Wahl entschließen konnte. Ich begnügte mich also in dieser Nacht mit dem Schauen, und kam wunderbar aufgeregt, mit einem Bildersaale holder Gestalten, und einem ganzen Magazine von Nachrichten nach Hause zurück, die ich bey meinen Cameraden über die Schönheiten des Hofes eingesammelt hatte.

Einige Täge vergingen bis zum Namenstage der Erbprinzessin, der wieder durch einen Ball gefeyert wurde. Die Gesellschaft war nicht weniger glänzend als das erstemal; und außer den Frauen, die ich von der ersten Heerschau schon kannte, zog eine neue Erscheinung meine Aufmerksamkeit auf sich. Ihr Anzug war in Vergleichung mit

dem Putze der Andern einfach zu nennen; dennoch schien sie die Andern zu überstrahlen, wie sie denn auch bey ihrem Eintritte in den Saal bis zum Anfange des Tanzes alle Huldigungen allein auf sich zog. Ihre Gestalt war in jeder Rücksicht ausgezeichnet; aber die Anmuth ihrer Bewegungen, der Wohlklang ihrer Stimme, und das holde und anspruchslose Wesen, mit dem sie die Begrüßungen der Versammelten erwiederte, war nicht weniger als ihre Gestalt bezaubernd. Ich erfuhr, daß sie, nach einer kurzen aber glücklichen Ehe, ihren Gemahl durch den Tod verloren, und sich seitdem der Pflege einer bejahrten Tante, die auf dem Lande lebte, gewidmet habe; daß auch diese vor einiger Zeit gestorben sey, und daß man nun die erfreuliche Hoffnung hege, die Residenz wiederum durch ihre Gegenwart verschönert zu sehen; und, was mich, bey weiterm Nachfragen, nicht wenig erfreute, war die Entdeckung, daß

Angelica von Meerfeld eine Verwandte meiner Mutter war. Ich ließ mich ihr vorstellen, und wagte den folgenden Tag einen Besuch. Mit Güte aufgenommen, erhielt ich die Erlaubniß, öfterer zurückzukehren, und machte von dieser Erlaubniß häufig Gebrauch. Es schmeichelte meiner Eitelkeit, einer so ausgezeichneten Frau nahe zu seyn; ihr Wohlwollen erhob mich über mich selbst, und sie bewies mir dieses Wohlwollen mit einer Güte, an die ich noch jetzt nicht ohne Entzücken denken kann. Von Tag zu Tage stieg meine Bewunderung dieser trefflichen Frau; ich dachte fast an Niemand als an sie; alle meine Wünsche flossen in dem einen Wunsche zusammen, ihres Beyfalls werth zu seyn. Dies war meine beste und glücklichste Zeit. Was ich für Angelica fühlte, war nicht Liebe im Sinne der Welt; es war die Leidenschaft der Bewunderung; es war die Anbetung eines Herzens, das nichts hoffte, nichts wünschte, als diesem

herrlichen Wesen nahe zu seyn, an ihren Blicken zu hängen, den Wohllaut ihrer Stimme zu hören, und mich der klugen und geistreichen Rede zu erfreuen, die sich über die schönsten Lippen ergoß. Mehr zu erwarten, fiel mir nicht ein; ja, ich würde den entferntesten Gedanken eines Besitzes als eine Entweihung von mir gestoßen haben. In dieser unvergeßlichen Zeit glaubte ich an alle Wunder der Liebe; ich fühlte mich wie umgewandelt, und was ich von tieferer Bildung besitze, ist ihr Werk. Ein besseres Gestirn schien mir zu leuchten. Weite Gefilde des Ruhms und edler Bestrebungen breiteten sich vor mir aus; sonnige Pfade luden mich ein, und jedes edle Ziel, das mir von fern seine Kränze zeigte, schien mir erreichbar. Mit Angelica's Bilde im Herzen, mit ihrem Namen auf meinen Lippen schien mir nichts zu hoch und zu schwer; und meine Brust hob sich von dem stolzen Gedanken, dereinst jeden glänzenden Erwerb edler Be-

mühungen als den Dank meines Ritterthums zu Angelica's Füßen niederzulegen.

Nun vernimm, wie feindlich mein Geschick diese lachenden Träume zerstörte!

Unter den Fremden, die sich damals am Hofe aufhielten, zeichnete sich der Chevalier Rudawski aus. Er hatte Angelica's verstorbenen Gemahl gekannt, und mit ihm im Dienste gestanden; und jetzt war er einer der regelmäßigsten Gesellschafter der jungen Wittwe und ihr eifriger Bewunderer. Niemand zweifelte, daß er sich um ihre Gunst bemühe; ich glaubte es, wie die Andern; und ob ich gleich nicht die mindeste Spur eines Vorzuges entdeckte, den Angelica diesem Manne schenke, so konnte ich mir doch nicht verbergen, daß ihn seine Gestalt, die Gewandtheit seines Betragens, seine leichte und mannigfaltige Unterhaltung zu einem gefährlichen Bewerber machte. Ich sah ihn also mit schelen Augen an, und da sein Betragen gegen mich ziemlich stolz, fast zu-

rückstoßend war, faßte ich einen heftigen Widerwillen gegen ihn. Bald brachte ich in Erfahrung, daß er bey'm Wein, in der Gesellschaft ausgelassener Freunde, Worte hatte fallen lassen, die zum Nachtheil der Wittwe ausgelegt werden konnten. Diese Nachricht kam meinem Hasse zu Statten. Ohne mit einem Andern zu Rathe zu gehn, schrieb ich ihm eine Ausforderung, in welcher ich mein Recht als Verwandter der beleidigten Dame geltend machte. Wir schlugen uns. Bey'm zweyten Gange bekam ich einen Hieb in die Hand, der mich unfähig machte, den Kampf fortzusetzen; und einen zweyten Versuch mit Pistolen zu machen, schlug er mir mit trocknen Worten ab. Meine Wunde war nicht unbedeutend; aber schlimmer als sie war der Unmuth, der mich verzehrte und meine Herstellung von einem Tage zum andern verzögerte. Endlich war ich so weit, daß ich das Zimmer verlassen konnte. Mein erster Gang war zu Angelikn. Das Herz

war mir nicht leicht. Ich begriff, daß ihr diese Geschichte nicht erfreulich seyn konnte; da ich mir aber schmeichelte, als ritterlicher Vertheidiger ihres Rufes ein Verdienst um sie erworben zu haben, so zweifelte ich gar nicht, daß es mir gelingen müßte, jeden ungünstigen Eindruck bey ihr auszulöschen. Meine Rede hatte ich fertig; sie war auf jeden möglichen Fall gestellt; es konnte mir durchaus nichts mislingen. Nur auf Eins war ich nicht gefaßt, und dieses Eine geschah. Ich wurde abgewiesen. Ein zweyter Versuch war nicht glücklicher. Bei einem dritten erhielt ich den furchtbaren Bescheid, die gnädige Frau würde nie für mich zu Hause seyn.

Eine solche Kränkung hatte ich nicht für möglich gehalten. Mein stolzes Herz war in dem wildesten Aufruhr. Ich faßte mich indeß, so gut ich konnte, zusammen, und entwarf einen Brief, von dem ich mir Wir-

kung verſprach. Er kam uneröffnet zurück. Ich wurde von Neuem krank, und erfuhr jetzt, was die Urſache dieſer ſchnöden Verachtung war. Mein unedelmüthiger Gegner, eben ſo falſch als gewandt, hatte ſeine Sache in das günſtigſte, die meinige in das nachtheiligſte Licht zu ſtellen gewußt. Er hatte vorgegeben, ich hätte ein Recht auf die Gunſt der Frau von Meerfeld behauptet, und mich darüber auf eine Art geäußert, die er nicht habe dulden können. So wenig ihm Angelica dieſe Bemühung dankte, ſo wußte er doch ſeinem Vorgeben Glauben zu verſchaffen; und da er die Stadt während meiner Krankheit verlaſſen hatte, waren mir die Mittel benommen, ihn zur Rechenſchaft zu ziehn. Erſt nach mehrern Jahren traf ich wieder mit ihm zuſammen und nahm Rache an ihm. Auch Angelica zog weg. Ich habe ſie nicht wieder geſehn; und der heiße Wunſch, ihren Irrthum zu zerſtreuen, und ihr zu ſagen, was ſie an mir verſchul-

det hat, ist bis auf den heutigen Tag unbefriedigt geblieben.

Geraume Zeit verging, ehe ich des Trübsinns Herr wurde, der sich meiner bemächtigt hatte. Meine Ehre war auf das Empfindlichste gekränkt; und das Andenken an die, die bis jetzt mein ganzes Wesen erfüllt hatte, schärfte die Dornen des Unmuths, auf denen ich lag. Endlich ward ich dieses trostlosen Zustandes überdrüßig. Ich stürzte mich mit einer Art von Wahnsinn in die Wirbel des Lebens; aber noch war mein Glaube an weibliche Tugend nicht erschüttert. Die Achtung, die ich für Angeliken gefühlt hatte, wirkte noch im Stillen fort; keine der andern Frauen kam ihr gleich; keine Neigung konnte feste Wurzel in meinem Herzen fassen. Meine ersten Erfolge waren gering. Wie auf dem Schlachtfelde, so siegt auf dem Boden der Liebe entweder die glühende Leidenschaft, oder kalte Besonnenheit. Scheue Achtung vertritt dem Siege

den Weg. So lange Du glaubſt, der Gegner könne obſiegen, biſt Du in ſeiner Hand. Aber er wird Dir unterliegen, wenn Du das Gegentheil für unmöglich hältſt. Zu dieſem Glauben hatte ich noch keine Schritte gethan. Mein ehrenfeſter Oheim bahnte mir den Weg. Dieſer Weg iſt abſchüſſig; ein Schritt folgt dem andern, man weiß nicht wie; und bald ſteht man, wo ich jetzt ſtehe, an dem Abgrunde der Verachtung und des Haſſes der Menſchen.

Mein Oheim war kein Xenokrates. Als ein junger Menſch ohne Ausſichten hatte er eine Heirath aus Neigung eingegangen. Unverhoffter Weiſe öffnen ſich ihm die Wege der Ehre; er ſteigt ſchnell empor; aber ſein Aufſteigen von Würde zu Würde war zugleich ein Herabſteigen zur Würdeloſigkeit. Das iſt etwas ſo Gewöhnliches, daß man es kaum noch beachten mag. Wenn das vergoldete Standbild im Sonnenglanze auf ſeiner Trajanus-Säule ſteht, ſo denkt der

gaffende Haufe gar nicht mehr an das Gerüſte, an dem es mit dem Strick um den Hals hinaufgezogen worden, und Keiner ſieht das wunderliche Sparrwerk, das den ehernen Koloß im Innern zuſammen- und von einander hält. Mein Oheim kroch und intriguirte ſich in die Gunſt der Gewalthaber hinein, bis er ſelbſt einer der Gewalthaber war; und bei dieſem Geſchäfte, das nicht mit getheilter Aufmerkſamkeit betrieben ſeyn will, hatte er jeder beſſern Neigung den Abſchied gegeben. Er trennte ſich von ſeiner Frau und entfernte ſie, damit die Welt nicht durch ſie an ſeinen armſeligen Anfang erinnert würde; und als ſie ſtarb, war er zu alt und in andre Gewohnheiten eingewachſen, um eine ſtandesmäßige Verbindung einzugehn. Gegen Liebe war er geſichert, nicht aber gegen das Bedürfniß einer Täuſchung mit Liebe. Nach Herrſcherart feſſelte er Andre mit ehernen Banden ſtrenger Grundſätze; ſich ſelbſt entband er

davon; aber der Triumph ſeiner Schlauheit war, die Welt zu bereden, er ſey gegen ſich ſelbſt noch ſtrenger, als er gegen Andre war.

Bey dieſer moraliſchen Taſchenſpielerey konnte der ſchlaue Mann doch einen Gevatter nicht entbehren, der ihm in die Hände arbeitete. Dieſes war ein alter Diener von höchſt treuherzigen, ja einfältigen Manieren; aber dabey liſtig und boshaft, wie irgend Einer. Die Ergebenheit dieſes Menſchen gegen ſeinen Herrn ſchien unbegrenzt; immer ſprach er mit tiefer Ehrerbietung von ihm; und wenn er einmal von ihm zu reden kam, ſo fand er kein Ende in der Aufzählung ſeiner Tugenden. Jedermann im Hauſe fürchtete ihn; mir war er im Innerſten verhaßt; da ich aber die Falſchheit des eigennützigen Buben durchſchaute, beſchloß ich, ihn aus einem Gegner zu einem Verbündeten zu machen. Ich fing damit an, ihn bey meinen kleinen Angelegenheiten zu Rathe zu ziehn;

vertraute ihm unschädliche Geheimnisse an; machte ihm Geschenke, und bewirthete ihn bisweilen mit einem Gläschen Liqueur, den er außerordentlich liebte. Nach kurzer Zeit hatte ich ihn so weit gewonnen, daß er aus einem Angeber mein Lobredner, und aus einem Lobredner seines Herrn ein Verräther seiner Geheimnisse wurde. „Ja, ja, Herr Lieutenant, sagte er eines Tages mit einem seiner schlauen Winke, wenn Mancher wüßte, was ich weiß. Aber die Hand auf den Mund. Ich bin meinem Herrn Verschwiegenheit schuldig, wenn er mich auch manchmal schlecht behandelt, wie heute zum Beyspiel." — Ich that nicht, als ob mir viel an seinen Mittheilungen läge; schenkte aber immer fleißiger ein, bis zuletzt nach mancherley Wehen und Grimassen der Scheinheiligkeit, das Geheimniß der Sünden meines Oheims, mit räthselhaften Worten, aber verständlichen Winken, zum Vorschein kam.

Hinter dem Hause meines Oheims brei-

tete sich ein Garten aus, der an den einsamsten Theil eines öffentlichen Spatziergangs stieß. An seinem äußersten Ende lag ein Pavillon. Hierher begab sich der arbeitsame Mann, wenn ihn mühsame Ausarbeitungen beschäftigten, meist gegen Abend, wenn er vor Amtsbesuchen sicher war. Hatte er sich hierher zurückgezogen, so war jede Störung, jedes Geräusch auf das Strengste verwehrt; Niemand durfte sich dem verschlossenen Pavillon nähern; selbst der Garten war unzugänglich. Von meiner Kindheit an war mir dieses Gartenhaus als ein Heiligthum der Themis vorgestellt worden, das Niemand als ihr Hoherpriester betreten dürfe; und ich war noch nie auf den Gedanken gerathen, daß sich je diese geweihten Hallen, die ohne Zweifel mit bestäubten Acten und schwerfälligen Folianten angefüllt waren, meiner profanen Neugierde öffnen könnten. Da wurde nun das verrätherische „Wenn Mancher wüßte, was ich weiß," des schelmischen An-

ton das Sesem des arabischen Mährchens. Ein Verrath folgte dem andern, und nach wenigen Tagen hatte ich mir durch Schmeicheleyen, Geld, Schwüre und Schnapps die Erlaubniß erkauft, zu einer sichern Stunde in den wohlverwahrten Tempel einzudringen.

Anton's Winke hatten meine irrigen Vorstellungen von dem Innern dieses Geheimnisses einigermaßen berichtigt; ich war nicht unvorbereitet; aber doch übertraf das, was ich fand, meine Erwartungen weit. Das, was ich mit Andern für ein Heiligthum der Themis gehalten hatte, war eine Kapelle der Aphrodite, und für den Dienst dieser Gottheit mit Geschmack und Sinn eingerichtet. Die Wände waren mit hohen Spiegeln, und die Räume dazwischen mit Gemälden und Kupferstichen bedeckt, auf denen die Geheimnisse der Göttin bald mehr bald weniger enthüllt waren; zierliche Divans, von schwellenden Kissen aufgebaut, luden zur Ruhe ein, weiche Teppiche von brennenden Farben

ſchmückten den Fußboden; und von der Decke herab ſchwebten Lampen an goldenen Ketten, die ohne Zweifel die Vigilien, die hier gefeyert wurden, mit ihrem magiſchen Lichte beleuchteten. Wohin man die Blicke wendete, trafen ſie auf ſprechende Erinnerungen an die unverſchleyerte Tochter des Meeres und ihren leichtfertigen Sohn; ſelbſt auf den großen Gefäßen von Porcellan, die, an den Wänden umhergeſtellt, köſtliche Wohlgerüche ausathmeten, waren Scenen der Liebe abgebildet. An das größere Zimmer ſtießen zwey kleinere; das eine zum Bade eingerichtet, und nicht minder üppig geſchmückt; das andere einfacher aufgeputzt, etwa wie das Leſezimmer einer Frau von Welt. Auch ſtand neben dem ſeidenen Bette ein Bücherſchrank von Mahagoni, auf welchem eine Gruppe von Faunen und Nymphen, zierlich von Alabaſter gearbeitet, tanzte. Ich öffnete den Schrein, und das erſte Buch, das mir in die Hände fiel, war eines von

denen, die man im Palais-royal, den Sitten zum Hohn, unter dem Mantel verkauft. Ich lief noch einige durch, sie waren alle von der nämlichen Art; das merkwürdigste aber war ein Manuscript von der Hand meines Oheims, in einem besondern Fache aufbewahrt; eine Art von Tagebuch über die Feste, die er in diesem Tempel feyerte, in französischer Sprache, bald kürzer, bald ausführlicher, aber in einem cynischen Style beschrieben. Erröthend, und nicht ohne Erbitterung über die Heucheley, die mich so lange getäuscht hatte, warf ich diese schmutzigen Selbstanklagen wieder an ihren Ort, schloß den Schrank zu, und verließ entrüstet und mit eilfertigen Schritten das Haus, das mich über so Vieles belehrt hatte. Dieß war das erste Gefühl meiner bessern Seele. Aber den ganzen Tag, so wie den folgenden, war ich wie im Traum; ich dachte Alles durch, was ich gesehn hatte; die verführerischen Bilder der Sünde traten mir, auch

ohne daß ich es wollte, vor die Seele; und ich konnte mich nicht enthalten, an die reizenden Myſterien der Ueppigkeit mit einer Unruhe, ja mit einem gewiſſen Wohlgefallen zu denken, das nur durch die eindringende Geſtalt des Beſitzers geſtört wurde, die mir in dieſen Umgebungen über allen Ausdruck widrig erſchien. Jetzt erſt verſtand ich die faniſche Geſtalt; dieſes lange, magre, theilweiſe blaſſe, theilweiſe glühende Geſicht; dieſes aufwärts gebogene Kinn; die emporgezogenen Nüſtern; die kleinen, grauen, blitzenden Augen; ſelbſt die Warze auf dem linken Backen mit ihren Borſten — Alles war mir jetzt verſtändlich; und ich konnte mir ihn von jetzt an nie anders denken, als mit dem grinzenden Lächeln, womit er in ſeinem Journale blättern, oder neue Acte ſeiner Verruchtheit eintragen mochte. Bald indeß lernte ich dieſes verhaßte Bild bey Seite ſchieben. Andre Gefühle verdrängten die frühere Entrüſtung, und da meine Neugierde durch die erſte flüchtige Muſte-

rung nur erregt, nicht befriedigt war, kehrte ich mit Anton's Bewilligung, der nach dem ersten Verrath ganz in meinen Händen war, noch oft in den Pavillon zurück. Jeder dieser Besuche führte neue Entdeckungen herbey, und indem ich vorzüglich die Bibliothek des Boudoirs durchlief, erfuhr ich, was für ein schmutziger Sumpf diese Erde ist. Mein jugendlicher Glaube an Unschuld, Aufrichtigkeit, Liebe und Wahrheit ging in der Verachtung der Menschen unter; ich sah nur Heucheley, Falschheit, Trug, Hinterlist, und unter der Maske der Liebe die niedrigste Selbstsucht. Nicht ohne Widerstand schlug diese Gesinnung Wurzel bey mir. Ich denke noch daran, wie ich eines Tages einen Band der Liaisons dangéreuses mit unbeschreiblichem Unwillen von mir warf. Das Buch flog gegen die Wand, in die ein hölzernes Schnitzwerk eingefugt war, auf dem sich Glaube, Liebe und Hoffnung umarmt hielten — eine Vorstellung, die mir

in dieſer Umgebung immer unbegreiflich geweſen war. Plötzlich ſprang die Wand auf, und ich ſah, daß das räthſelhafte Holzbild einem geheimen Schränkchen zur Thür diente. Voll Erſtaunens unterſuchte ich das Geheimniß, und fand darin eine Sammlung chineſiſcher Bilder, die an Frechheit Alles übertrafen, was in den Zimmern zur Schau geſtellt war. Jetzt wandelte ſich mein Zorn in lauten Hohn um. Das iſt ja, rief ich lachend aus, das leibhafte Bild der Menſchen, wie ſie hier in dem Buche beſchrieben werden. Der Glaube ſteht auf der Stirn; inwendig wohnt Mistrauen; Liebe auf den Lippen; im Herzen feindlicher Haß; Unſchuld auf den Wangen, und freche Lüſte überall! — Mit dieſen Worten drückte ich die Thür des verborgenen Schrankes wieder zu, hob das weggeworfene Buch von der Erde auf, und wendete meinen Grimm von dem Autor gegen die Welt.

Mit dieſer veränderten Geſinnung trat

ich von Neuem darin auf. Ich glaubte jetzt klug genug zu seyn; aber meine erlernte Weisheit ward mehr als einmal zu Schanden gemacht. Ich hatte mir in den Kopf gesetzt, ein Valmont zu seyn; aber ich mußte bald erfahren, daß ich gegen ihn nur ein Stümper war. Die ersten Siege, die ich auf dieser Laufbahn gewann, brachten mir keinen großen Ruhm; und wenn ich das Schwerere versuchte, gerieth ich nur allzu leicht in die Banden der Leidenschaft, die mit dem Systeme meines Lehrers unverträglich ist. Großer Ruhm wird auf dem Schauplatz der Liebe nur von dem gewonnen, der Kopf und Herz frey hat. Die Liebe ist eine Kunst; wer eine Kunst recht treiben, wer jedes Mittel zum Sieg, das sich darbietet, benutzen will, muß jeden Augenblick wissen, was er thut. Wie man mit berauschten Soldaten keine Schlacht gewinnt, so führt auch die berauschte Leidenschaft nicht zum Sieg; der Schein der Leidenschaft ist

es, der jene Täuschung bewirkt, die der Triumph des Schauspielers ist. Es ist ein wahres und großes Wort, was Voltaire zu einer Schauspielerin sagte: um ihrer Rolle Genüge zu thun, müsse sie den Teufel im Leibe haben. Willst Du ein Weib in Deinen Netzen fangen, so male ihm die Leidenschaft, die Du nicht fühlst, mit glühenden Farben vor; sage ihm, daß Du nicht leben kannst, wenn sie nicht Dein Flehen erhört; sage es ihr mit immer neuen Wendungen, die Dir eben der Mephistopheles in Deinem Herzen zuflüstern wird; berede sie, daß es unmenschlich ist, Dich im Elende vergehen zu lassen, da es in ihrer Gewalt stehe, Dich über allen Ausdruck selig zu machen. Mit aller dieser Beredsamkeit wirst Du ihr vielleicht den Glauben nicht geben; gleichviel; Du wirst sie aber bereden, sich wissentlich zu täuschen, und von Deiner Macht überwältigt, sich mit zitternder Lust in den offnen Rachen der Schlange zu stür-

gen, die kalt und ruhig den Augenblick des Sieges erwartet.

Leider aber hat mir diese Kälte, die mir die erste Bedingung unsrer Kunst scheint, nicht immer als sichres Eigenthum zu Gebot gestanden. Sie hat mich bisweilen eben da verlassen, wo ich ihrer am meisten bedurfte. Dann entschlüpfte mir der Sieg, und ich wurde durch Leidenschaft unterjocht. Dieß geschah mir in Kronach. Aber auch dort wirkte, wie es immer mein Schicksal gewesen ist, nicht ein feindliches Gestirn allein, sondern eine ganze Constellation gegen mich. Ein gefährlicher Liebeshandel mit einer der geistreichsten aber falschesten Frauen hatte mich in schlimme Händel verwickelt. Der Rival, den ich gestürzt zu haben glaubte, bewies mir, daß ich auf jeder Station meiner Verbindung mit ihr betrogen worden sey; versetzte mir dann im Zweykampf um die gemeinsame Helena eine tödtliche Wunde, und bewirkte durch Familien-

verbindungen, daß ich vom Hofe den Rath erhielt, nach meiner Geneſung ein Jahr auf Reiſen zu gehn. Ich wartete den vorgeſchriebenen Zeitpunkt nicht ab, ſondern ging ſogleich über die Grenze, und ſchlug auf eine ganz zufällige Veranlaſſung meine Wohnung in Kronach auf. Die Reiſe, der Zorn, die üble Jahreszeit verſchlimmerten meine Wunde; ich war einige Monate in meine Stube eingeſchloſſen, und hatte alle mögliche Muße, Grillen zu fangen. Ich durchlief die Geſchichte aller Verbindungen, in denen ich ſeit meinem Eintritt in die Welt mit Frauen geſtanden hatte, und ſo gewaltig wirkte die letzte widrige Erfahrung auf mein Urtheil, daß ſie mir alleſammt höchſt abgeſchmackt und nichtswürdig vorkamen. Es ſchien mir, als ob ich eine kurze Befriedigung der Eitelkeit viel, viel zu theuer erkauft hätte; ja, es gab Stunden, wo ich mich ſchämte, ſo viele Ränke und Kriegsliſten auf Eroberungen gewendet zu haben,

die solche Anstrengungen entweder nicht verdienten, oder gar nicht bedurft hätten. Ich war endlich so weit hergestellt, daß ich das Zimmer verlassen durfte. Die ersten Tage des März waren heiter und warm. Ich benutzte die Mittagsstunde, um den anmuthigen Ort zu besehn, und bey meinem ersten Spaziergange wollte es mein Schicksal, daß ich auf Mathilden stieß. Ich hatte seit drey Monaten kein weibliches Wesen außer meiner bejahrten Wirthin gesehn; und die anmuthige Erscheinung des siebzehnjährigen Mädchens wurde noch durch die Begleitung von zwey schönen Kindern gehoben, die ihr an den Händen hingen. Der heitre Tag nach Monat langer Düsterheit, der erquickende Sonnenschein, und vor Allem das köstliche Gefühl der wiederkehrenden Gesundheit, das eben dann am erfreulichsten ist, wenn die abziehende Krankheit noch in den Muskeln und Sehnen ebbt, Alles das hatte mich auf das Allerangenehmste aufge-

regt; die Begegnung des lieblichen Mädchens und ihrer Begleitung kam dazu; ich mußte wissen, wer die war, die mir wie eine glückliche Vorbedeutung gerade in dieser Stunde begegnete, und wo möglich mit ihr Bekanntschaft machen. Die Gelegenheit dazu kam wie von selbst. Ein kleiner Bach, der den Fußpfad unterbrach, war von Schneewasser angeschwollen; das darüber gelegte Bret war weggeschwemmt, und Mathilde schien umkehren zu wollen, als ich hinzueilte, die Kinder über das Wasser hob, und ihr selbst darüber half. Die bescheidene Freundlichkeit, mit der sie mir für diesen kleinen Dienst dankte; der Ton der Stimme, die sich über die zarten Purpurlippen ergoß; die klaren Augen endlich, die nichts zu verathen schienen als ein unschuldiges Herz; Alles das rief mir Angelica's Bild zurück, und es war mir, als ob ich die liebenswürdige Unbekannte mit diesem Namen anreden müßte. Indem ich noch eine kleine Strecke des

Weges neben ihr ging, erfuhr ich von ihr, daß die Kinder, die sie führte, dem Pfarrer von Kronach angehörten; daß sie selbst Mathilde hieß, eine Waise war, und von dem Pfarrer seit dem Tode ihrer Mutter erzogen wurde. Am folgenden Tag wiederholte ich meinen Spaziergang; ich sah sie von fern; aber eh' ich mich ihr nähern konnte, schlug sie einen Seitenweg ein, auf dem ich sie schnell aus dem Gesichte verlor. Ich vermuthete Absicht, und beschloß, sie auf die Probe zu stellen. Der Erfolg war anders, als ich erwartet hatte. Nach kurzer Zeit war ich im Pfarrhause einheimisch. Die Pfarrin war bezaubert von mir; der Pfarrer hielt jeden Tag für verloren, wo er mich nicht gesehen hatte; die Kinder, wenn sie mich von weitem sahen, liefen mir entgegen und hingen sich an meine Hände; aber mit Mathilden kam ich nicht weiter. Im Vertrauen auf die Lehre, „daß der Mann, der eine Zunge hat, kein Mann ist,

wenn er mit der Zunge nicht ein Weib gewinnen kann*)," hatte ich keine Mühe gespart, sie mit Worten zu bestricken; auch hörte sie mir gern zu, wenn ich von andern Dingen sprach; aber sobald ich die Rede auf die Liebe wendete, wich sie mir aus. Auch dieses Ausweichen war, wie ihr ganzes Wesen, natürlich und ungezwungen. Es war kein Falsch in ihr zu finden; und meine scharfen mistrauischen Blicke entdeckten keine Spur eitler Gefallsucht. Mir selbst halfen die sonst geübten Künste nichts; statt obzusiegen, unterlag ich selbst, und die Leidenschaft einer heftigen, krankhaften Liebe wurde über mich Herr. Ich überredete mich jetzt, daß ich ohne Mathilden nicht leben, daß sie allein mir das Glück geben könnte, das ich in andern Verbindungen nicht gefunden hatte; ich glaubte, mein ganzes Wesen sey

*) That man, that has a tongue, I say, is no man. If with this tongue he cannot win a woman.

umgewandelt, und diese Verwandlung zu befestigen, müßte Mathilde mein seyn. Meine Schwüre waren jetzt aufrichtig; ich fühlte die Liebe, von der ich sprach: ich beredete mich, daß sie ewig und unvergänglich sey. Da ich noch immer keinen Glauben bey ihr fand, ließ ich mich herab, den Pfarrer und seine Frau in mein Interesse zu ziehn; und erst — mit Erröthen gesteh' ich es — erst als diese Bürgen für mich sprachen, und Mathilde von allen Seiten nur den Wiederhall meiner Betheuerungen vernahm, willigte sie ein. Nachdem sie mir ihre Hand gegeben, nicht eher, gestand sie mir, daß ihr Herz von dem ersten Tage an für mich gesprochen, daß sie aber, aus Furcht vor der Ueberlegenheit meines Geistes, ihre Neigung bekämpft, und erst dann Vertrauen zu mir gefaßt habe, als sie wahrgenommen, daß ihre Freunde mir Zutrauen schenkten. Wie diese Gesinnung, so war Alles, was ich von ihr sah und hörte, der vollkommenste

Gegensatz von dem, was ich in dem Umgange der hochgebildeten, an Wangen und Geist geschminkten Frauen erfahren hatte. Der Reiz der Neuheit in dieser Erscheinung erhöhte meine Leidenschaft, und ich schäme mich nicht zu gestehn, daß der Frühling, den ich mit Mathilden in Kronach genoß, ein schöner und heiterer Ausschnitt meines Lebens war. Nachdem ich einmal ihr Vertrauen gewonnen, nachdem sie mir ihre Liebe gestanden hatte, schien sie nichts als dieses Gefühl zu athmen, das jetzt, wie die Luft um sie her, das nothwendigste Element ihres Daseyns geworden war. Sie hing an meinen Blicken, wie sie an meinen Lippen hing; jedes meiner Worte war ihr ein erquickender Thau, der auf ein fruchtbares, durstendes Land fällt, und wenn ich in ihrem Sinne sprach, sproßten die Blüthen ihres reinen Gefühls in schöner und reicher Fülle auf. Alles, was ihr liebendes Herz Schönes und Edles erzeugte, war für mich;

nur mir wollte sie gefallen, nicht Andern, ja nicht einmal mit verzeihlicher Eitelkeit, sich selbst. Die Eitelkeit geistreicher oder sentimentaler Frauen, denen zwey aufmerksame Ohren viel zu wenig sind, und die, nach Schauspielerart, nur vor einem glänzenden Parterre Talent zeigen, war ihr so fremd, daß sie nur mir gegenüber beredt, vor mehreren Zeugen oft stumm und einsylbig war. Wie aber der Mensch nun einmal ein verkehrtes Wesen, und sein Inneres Wust und Verworrenheit ist, so wurde mir das, was mich früher entzückt hatte, nachdem es als Eigenthum in meinen Besitz übergegangen war, erst gewöhnlich, dann gleichgültig. Ihre Hingebung, ihr Anschmiegen, ihre ausschließende, alles Andere zurückweisende Neigung zu mir, ich möchte sagen, das Zerrinnen ihres Wesens in dem meinigen, war mir so lange erfreulich, als es ein Bedürfniß für mich war; es hörte auf, dies zu seyn, als ich mich vollkommen

geneſen fühlte, und die gehemmte Kraft meiner Natur mit gewaltiger Fluth jeden Damm überſtieg. Der Frühling hatte abgeblüht; im Sommer ſtellte ſich ein ſengender Oſtwind ein, und ſechs lange Wochen hindurch lag der Himmel wolkenlos mit ſeinem einförmigen blauen Mantel über der lechzenden Erde. Dieſe Einförmigkeit der Natur wirkte mit der Einförmigkeit meines Lebens auf das feindlichſte zuſammen. Ich meinte jetzt zu entdecken, daß die beſten Kräfte meines Geiſtes ungenutzt dahin welkten; ich ſehnte mich wieder nach der unruhigen Mannigfaltigkeit meines frühern Lebens, da ich ja mit aller der eingebildeten Glückſeligkeit ſtiller Häuslichkeit in mir ſelbſt vertrocknete. Immer mehr und mehr kam mir dieſe Lebensart eben ſo langweilig vor, wie eine Schifffahrt bey Windſtille auf ſpiegelglattem Meere in der Nähe eines reizenden Ufers, das man einen und zwey Tage nach einander mit Vergnügen beſchaut,

wenn aber Wochen vergehn, ohne daß das Schiff von der Stelle rückt, und das Auge jeden Morgen bey'm Erwachen das ewige Paradies vor sich ausgebreitet sieht, dann wäre einem ein Sturm auf Tod und Leben zwischen starren, schwarzen Felsen und schäumenden Riffen erfreulicher. Diese Gedanken verstimmten mich; ich mußte mir Gewalt anthun, meine Verstimmung zu verbergen, und dieser Zwang wirkte wiederum feindselig auf meine Stimmung zurück. Endlich, da ich es auf dem engen Schauplatze nicht länger aushalten konnte, zog ich mit Mathilden in die Stadt. Sie folgte mir ungern, aber sie folgte mir, weil ich es wünschte. Sonderbar genug war es, aber mir ganz erklärbar, daß mich jetzt ihre Ergebung in alle meine Wünsche, die gänzliche Entäußerung des eignen Willens unangenehm aufreizte. Mehr Widerstand wäre mir erwünscht gewesen; ja, um meine ganze Verruchtheit auszusprechen; ich hätte es

nicht ungern gesehen, wenn sie mich weniger geliebt, vielleicht sogar, wenn sie mir eine Veranlassung zur Eifersucht gegeben hätte. Aber so wie sie war, so rein von Tadel, so immer sich selbst gleich, wurde mir der Widerschein meines Willens in dem ihrigen zur Last, und ich sah mit Unruhe dem Tage entgegen, wo der Talisman zerstört, der Zauber aufgelöset, und die Binde des Truges von ihren Augen genommen werden würde. Mit meiner Rückkehr in die Welt war auch meine vorige Natur zurückgekehrt; das Bedürfniß der Intriguen war erwacht; ich spann hinter Mathildens Rücken Verbindungen an. Die Gelegenheit war erwünscht. Ein gewisser Ruf war vor mir hergegangen, die Frauen waren begierig, Bekanntschaft mit mir zu machen, und alle schienen gespannt auf die erste Richtung, die ich nehmen würde. Nicht ohne Ergötzen sah ich die unruhige Geschäftigkeit mehr als einer Armide, die in mir einen

Rinaldo erwartete; ihre Aufmerksamkeit auf jede meiner Bewegungen; den Verdruß der einen, die ich vernachläßigte, und die Zufriedenheit der andern, die ich aufsuchte. Nachdem ich eine Zeitlang dieses leichtfertige Spiel beobachtet und unterstützt hatte, indem ich dieser, die mich festzuhalten glaubte, entschlüpfte, um mich plötzlich zu einer andern zu wenden, die ich gar nicht beachtet zu haben schien; entschied ich mich endlich für eine Frau, die an Geist jede andre überragte, und gerade damals in einer sehr ernsthaften Verbindung stand. Dieser Umstand reizte mich. Ich verschmähte die leichtern Siege, die sich mir anboten, um die erwachte Kraft an Schwierigkeiten zu üben; in Kurzem war der Krieg erklärt, und die ersten Züge, die sie auf dem Schachbrete der Liebe zu ihrer Vertheidigung that, gaben mir alle Hoffnung, wenn ich mit Besonnenheit fortspielte, meine schöne und kluge Feindin matt zu setzen.

So hatte ich mich ſchon ganz entſchieden auf den Scheideweg der Untreue geſtellt, ohne daß Mathilde, die nur wenig Geſellſchaft beſuchte, in ihrer treuherzigen Unſchuld das Mindeſte von meiner Abtrünnigkeit ahnete. Zwar lächelte ſie einigemal, als ſie bemerkte, daß ich mich mit jener Frau beſchäftigte; da ich mich aber früher nicht eben vortheilhaft über ihren Ruf geäußert hatte, und ihr das Band, das ſie an einen andern Liebhaber knüpfte, nicht unbekannt war, ſo blieb ſie vollkommen ruhig, und ich verfolgte meinen Weg, ohne von ihrer Seite im Geringſten geſtört zu ſeyn. Schon waren entſcheidende Schritte geſchehen, der Sieg war nahe, der frühere Liebhaber abweſend, und es war kein Zweifel, daß die neue Freundin ihn mir, dem neuen Freunde, opfern würde, wie ich ihr Mathilden opferte. Voll von dem, was geſchehen war, und von freudigen Hoffnungen bewegt, kam ich eines Abends nach

Hause, wo ich meine Frau sehr heiter fand. Ich blieb bey ihr, wie gewöhnlich, und da sie bemerkte, daß ich keine Lust hatte zu sprechen, schlug sie vor, im Shakespeare fort zu lesen. Die Reihe war an den „beyden Veronesern.“ Ich hatte, mit meinen Gedanken beschäftigt, wenig Aufmerksamkeit auf das Gelesene, obgleich Mathilde ihr ganzes schönes Talent aufbot, mich in das Interesse des Stückes zu ziehn. Es kam an die Stelle, wo Julie, die, ohne es zu ahnen, von ihrem Geliebten betrogen ist, ihrer Vertrauten den Wunsch mittheilt, ihn aufzusuchen; jene warnend, den Schwüren und Thränen der Männer zu mißtrauen, räth, und die ahnungslose Julie sagt:

Es waltete ein besseres Gestirn
Bey der Geburt von meinem Proteus. —
Ein jedes Wort von ihm ist eine Bürgschaft,
Orakel seine Schwüre, ohne Falsch
Sein Lieben, fleckenlos sein edler Sinn.
Gleich reinen Boten seines Herzens sind
Die Thränen, die er weint; sein Herz von Trug
So fern, als fern der Himmel von der Erde.

Mathilde legte bey'm Leſen nicht mehr Gewicht auf dieſe Worte, als die Sache forderte; an meinem Herzen aber zog das Gewiſſen mit wunderbarer Laſt, und ich konnte mich nicht enthalten, verſtohlener Weiſe einen forſchenden Blick auf ſie zu werfen. Sie fühlte es und ſchaute auf. Ihr Blick begegnete dem meinigen. Nicht ohne Bewegung reichte ſie mir die Hand, und da ich ſie mit Heftigkeit drückte, fiel ſie an meine Bruſt und weinte. — Was haſt Du, Liebe? ſagte ich. Warum weinſt Du? — „Vor Freude, antwortete ſie, weil mein Lothar ſo iſt, wie Julie ihren ungetreuen Proteus denkt.“ — Und bey dieſen Worten ſah ſie zu mir mit Blicken herauf, in denen ſich eine reiche Fülle der offenherzigſten und argloſeſten Liebe ſpiegelte.

Unausſprechlich bewegte mich dieſes Zwiſchenſpiel. Ich warf mir vor, ein ſo ſchönes Vertrauen zu täuſchen, indem ich gegen ſie — die Schuld- und Fleckenloſe — Ränke

gebrauchte, zu denen nur die Falschheit koketter Weiber berechtigt; und kaum hielt ich zurück, mich an ihrer Brust anzuklagen und meine Schuld zu bekennen. Ich brachte den größten Theil der Nacht schlaflos zu. Erst gegen Morgen schlummerte ich ein. Ein tückischer Traum hatte meinen Schlummer erwartet, um die neue Geliebte in der ganzen Fülle ihrer Reize in meine Arme zu führen. Und bey'm Erwachen erhielt ich ein Briefchen von ihr, das mir die Erfüllung meines Traumes verhieß. Das Uebrige weißt Du.

5.

In einem der Häuser, die ich in früherer Zeit besuchte, traf ich bisweilen mit einem bejahrten Canonicus zusammen, der als ein wohlunterrichteter und anspruchsloser Mann überall gern gesehn war. Weniger bemüht, sich selbst und seine Kenntnisse, als die Talente Anderer geltend zu

machen, wußte er immer der Unterhaltung eine interessante Richtung zu geben, wozu oft wenige seiner verständigen Worte hinreichten. Manche seiner gewichtvollen Aussprüche, mit denen er bisweilen das leicht schwärmende Geschwätz der Andern niederschlug, sind mir im Gedächtnisse geblieben. So fiel er eines Tages, als man nicht aufhören konnte, die neuen Erfolge eines vom Glücke ungewöhnlich begünstigten Mannes zu preisen, in die aufschäumende Begeisterung mit den Worten des englischen Dichters ein: „Erwarte nur den großen Lehrer, Tod*)" — ein Wort, dessen sich wohl nur Wenige noch erinnern mochten, als einige Jahre nachher derselbe Mann, durch eben so ungewöhnliche Glückswechsel gestürzt, im Elend starb.

Was mich betrifft, so hab' ich diesen Ausspruch wohl bewahrt; aber die Anwen-

*) Wait the great teacher, Death. Young.

dung, die ich davon mache, mag von der Meinung des Dichters ziemlich abweichend seyn. Was der Tod mich lehren kann, ist entweder die Gewißheit, daß dieses Wesen, das ich mein Ich nenne, nichts anderes und besseres als ein Theil der Natur ist, und also, nach Auflösung der Banden, die es zu einem Ganzen machen, zurückgesunken in die Nacht der Bewußtlosigkeit, aus der es, ich weiß nicht wie, hervorgetreten ist, und mit den schlechtesten Stoffen gemischt, keine andre Bestimmung hat, als den ewigen Kreis der Zeugung und Vernichtung zu durchlaufen; oder er wird jenen räthselhaften Theil meines Wesens, den sie Geist und Seele nennen, von dem Stoffe scheiden, mit dem er jetzt Eins zu seyn scheint, und ihn in einen Zustand führen, der von dem gegenwärtigen schon darum gänzlich verschieden seyn muß, weil ich ihn nicht mehr mit denselben Werkzeugen auffassen werde. Ob andere Organe an die

Stelle der vernichteten treten, oder ob eine unmittelbare Anschauung Statt finden wird, die nichts anders als ein Zusammenfließen mit den Gegenständen des unbekannten Jenseits seyn würde — wer weiß es? Nur so viel weiß ich, daß mit der Auflösung seiner Umhüllung jedes Bedürfniß, und mit diesem Alles verschwinden muß, was man hier Sünde zu nennen beliebt hat. Die Art dieses neuen Zustandes, seine Bedürfnisse, seine Genüsse, seine Gefahren errathen zu wollen, heißt, mit blinden Augen sehen, und Häuser aus Luft und Wasser bauen wollen; es ist Wahnsinn und führt zum Wahnsinn; und was wir als Kinder darüber hören, oder was man großen Kindern davon vorpredigt, ist so wahr als ein Mährchen der tausend und einen Nacht, und bey weitem so ergötzlich nicht. Nur der groſse Lehrer meines alten Canonicus kann mir das unauflösliche Räthsel lösen, und ich erwarte seine Belehrung mit dem Gefühle, mit dem ich den

Erfolg eines hohen Glücksspiels erwarte. Auf die Einrichtung meines Lebens kann jenes Räthsel keinen Einfluß haben. Was die Gesetze des Jenseits gestatten oder fordern, werde ich erfahren, wenn ich ihnen unterworfen bin; ich kenne nur die Gesetze des Diesseits, und bey dieser Kenntniß setze ich meine Weisheit darein, mich in den Grenzen meines Daseyns mit der vollsten Freyheit und mit aller Lebendigkeit zu bewegen, die meine Kräfte gestatten. Sünde ist mir — wenn ich das widrige Wort ja gebrauchen soll — was mich durch meine Schuld in dem Genusse jener Freyheit stört, was ihn unnützerweise verkürzt oder schwächt. — Mag immerhin die Welt über ruchlose Selbstsucht schreyen, wenn ein überlegener Geist kühn genug ist, das Geheimniß des Lebens zu enthüllen, und den siebenfachen Schleyer der Heucheley zu zerreißen. Geht nicht Alles aus von dem Selbst? Kehrt nicht Alles zum Selbst zurück? Ist es nicht zugleich der Mit-

telpunkt und der Umkreis unſers Seyns? und kann man in dieſem Raume irgend eine Linie ziehen, die das Selbſt nicht berührte und durchſchnitte? Wozu dient es, die Wahrheit abzuleugnen, die ſich doch früher oder ſpäter geltend machen wird, und den groſſen Lehrer, den feindlichen Zerſtörer dieſes Selbſt, zum Bürgen hat? oder ſie mit dem trügeriſchen Farbenglanze ſchöner Worte zu umſpinnen, die, ohne Beglaubigung, uns die Gegenwart verleiden, und die Zukunft nicht verändern können?

6.

Kann ich wohl zweifeln, daß das, was mich umgibt, nur ein Schein iſt? Aber ein Schein — wovon? Von einem Etwas, das ich nicht kenne, nie kennen lernen kann. Aber ich ſelbſt, der mit dieſem Scheine getäuſcht wird, als ob er etwas Wirkliches ſey, täuſche ich mich nicht mit mir ſelbſt, und bin ich, wenn ich mich ſelbſt beſchaue,

nicht auch ein Phantom? Was iſt denn nun das Täuſchende und das Getäuſchte? Iſt es nur Eines in verſchiedenen Wendungen? Iſt es ein Zwiefaches? Iſt Alles, was ich wahrnehme und denke, nur ein Fiebertraum? Und der Träumende, iſt er ſelbſt nur ein Traum? — Bin ich, oder bin ich nicht? Ich weiß es nicht; und dieſes Nichtwiſſen macht mich faſt wahnſinnig.

Dieſem Wahnſinne zu entgehen, mich aus dieſer geſpenſtiſchen Hölle zu retten, hab' ich mich verzweifelnd in den Strudel des Genuſſes geſtürzt. Hier iſt doch Wirklichkeit, meint' ich. — Aber auch das war Wahn. Und wenn ich erſchöpft und ermattet aus dem Strudel emporſtieg, brachte ich doch die Perle der Wirklichkeit nicht mit, ſondern Ekel vor allem Genuß, und zwiefachen Unmuth. Die Geſpenſter aber ſtürmten dann nur in gedrängteren Schaaren auf mich ein, und quälten mich um deſto feindſeliger, je

weniger ich ihnen mit gebundener Kraft Widerstand thun konnte.

7.

Wie sich meine Tage und meine Erfahrungen mehren, so wächst der Haß der Menschen in meinem Innern; ein bitterer Unmuth zehrt an meinem Herzen, und weniger als je kann ich Ruhe dulden. Ich biete Alles auf, einem Gefühle von Leere zu entfliehen; umsonst! Immer ist es mir auf den Fersen, und die Langeweile peinigt mich ärger als je. Auch als ich jünger war, und das Leben mich freundlicher anlächelte, hab' ich bisweilen ein Paradies, wo ich alle Fülle des Genusses hatte, muthwillig zerstört, weil ich von fern den schwerfälligen trägen Eulenflug der Langenweile zu hören wähnte. Jetzt ist es schlimmer als je, und ich habe kaum ein ersehntes Ziel erreicht, als es mir zuwider wird. Der Genuß ist mir, was

dem Waidmanne das todtgehetzte Wild ist; eine Beute der Raubthiere — nichts weiter. Nur die Lust des Verfolgens hält mich in Athem und wach. Ich sehne mich nach Erschütterungen bis zur Auflösung aller Fugen meines Lebens; nach Stürmen bis zum Schiffbruch: und auf jeden Fall lieber eine Hölle voll Leidenschaft, als den wolkenlosen Himmel einschläfernden Gleichmuths. Vordem gab es wohl auch Zeiten, wo mich, wie andre Erdensöhne, ein Verlangen nach der epikurischen Götterruhe anwandelte, wenn auch nur in den Zwischenräumen erschöpfter Kraft, nach einer Krankheit, oder so: jetzt ist mir selbst der Gedanke daran verhaßt. Wie soll, wie kann das enden? Wie kann dieses einförmige, träge Leben der stagnirenden Zeit den Wechsel bieten, dessen ich bedarf? oder wie soll ich auch nur den Gedanken an die Erschlaffung ertragen, in die ich fallen müßte ohne ihn? Wenn aus dem, was sich jetzt an der Seine regt, das wird, was ich er-

warte, was ich hoffen muß, wenn die dumpfe, tiefe Gährung zum Sturm ausbricht, so eile ich straks über den Rhein, und stürze mich kopfwärts in die Fluth der bürgerlichen Verwirrung. Bis dahin muß ich schon sehn, wie ich mit dem Leben fertig werde. Ich gehe jetzt nach Carlsbad. Vielleicht, daß mir dort ein Abentheuer aufspringt, das mich in Gang erhält. So viel an mir liegt, sollen meine Talente und Kräfte nicht entschlummern.

Druckfehler.

S. 6. Z. 4. von unten: der Kinder; über Nacht. Man tilge das ;

— 21. — 2. Welche, l. welche.

— 82. — 10. ahnen, l. ahnden; so wie an andern Stellen Ahndung st. des von dem Corrector nach jetzt beliebter Schreibung eingeführten Ahnung. Mir scheint der wegen verschiedener Bedeutung eingeführte Unterschied der Orthographie richtig zu seyn. Die Vergleichung von animadvertere belehrt hierüber.

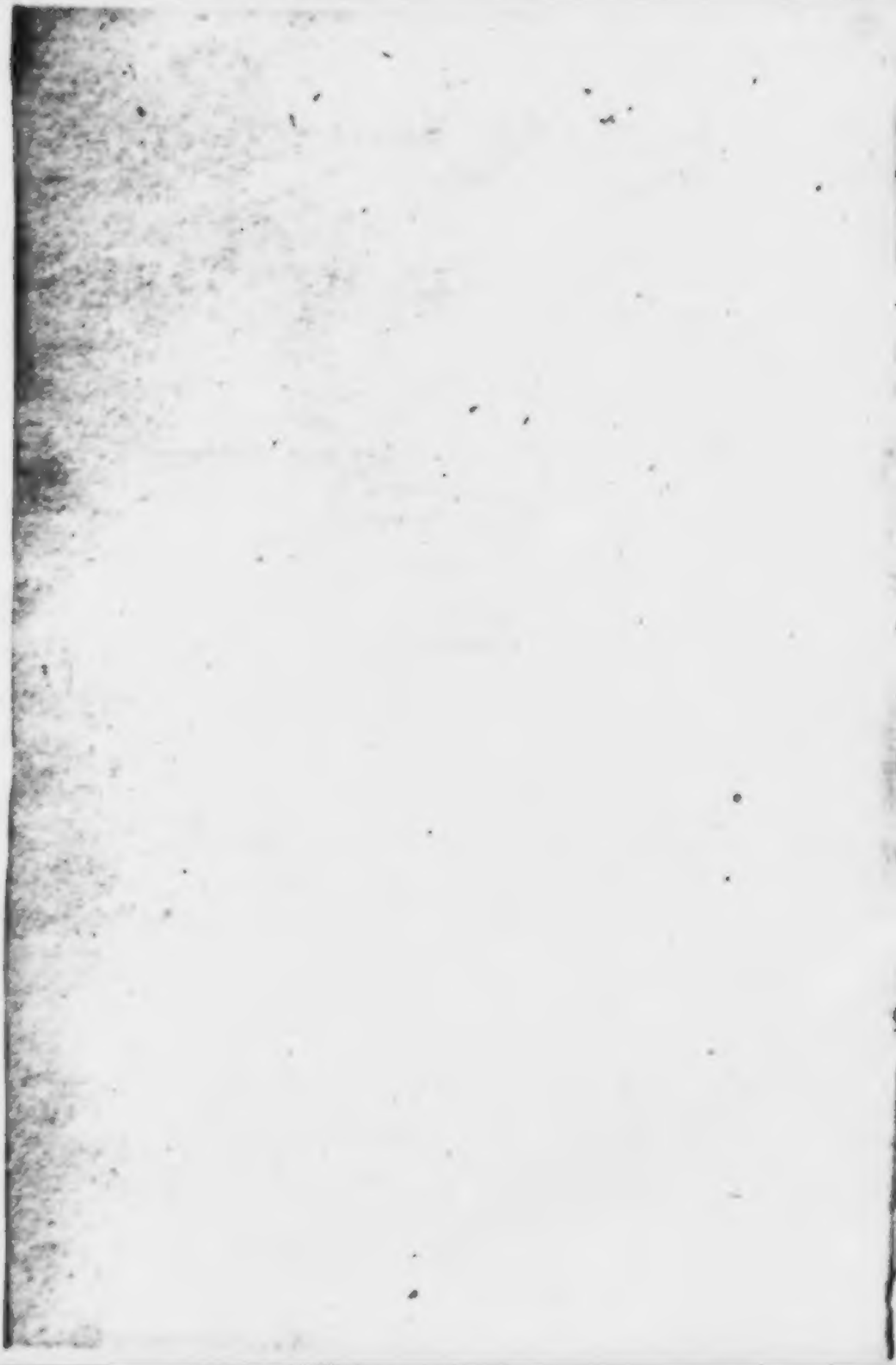
— 93. Z. 14. da sie, l. daß sie.

— 100. — 11. ein Wesen, l. einem Wesen.

— 159. letzte Z. streiche und aus.

— 223. Zeile 12. costretti. l. costretti.

— 321. letzte Z. cavalière. l. cavaliere.



der Saldria
BRANDENBURG a/H.

Die

Schule der Frauen

oder

Schriften zur Belehrung und Bildung

des

weiblichen Geschlechts

von

Friedrich Jacobs.

Siebenter Theil.

Die beyden Marien.

Leipzig, bei Carl Knobloch.
1828.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
BERLIN

Die

beyden Marien.

Eine Geſchichte.

Herausgegeben

von

Friedrich Jacobs.

Zweite unveränderte Auflage.

Leipzig, bei Carl Cnobloch.
1828.

Zuschrift an Warner.

Lehrer-Bibliothek
der Saldria
BRANDENBURG a. H.

Du wirst Dich wohl wundern, mein wackrer und unvergeßlicher Warner, daß ich Dir einen Brief durch den Setzer schreiben lasse, statt wie sonst mit meiner eignen Hand; und mich selbst wundert es — wegen der Ursache. Der Posthalter von Unterwöllingen nemlich, welcher die Zeitungen ex officio liest, was ich, wie Du weißt, seit dem Jahre vierzehn nicht mehr thue, sagte mir neulich bey einem freundschaftlichen Besuche, das Briefwesen käme ihm seit einiger Zeit ganz bedenklich vor, und kein Mensch könnte wissen, ob seine freundschaftlichen Mittheilungen an Ort und Stelle kämen, ohne von der ganzen Academie Française

der neun und dreyßig oder vierzig Glieder des deutschen Bundes gelesen zu werden. Ich lachte darüber, und meinte, die großen Herrn und ihre Gesandten hätten wohl mit der Wiedergeburt unsers Vaterlandes mehr zu thun, als daß sie sich die Augen an meiner unleserlichen Handschrift verderben sollten; und thäten sie es, so könnte es mich auch nicht viel kümmern, da ich es mit der ganzen Welt, und auch mit den Regierungen ehrlich meinte. Der Postmeister schüttelte den Kopf und erwiederte, er sähe wohl, ich verstände das nicht. Die großen Herrn setzten sich freylich nicht über meine Schmiererey, sondern ihre Schreiber, wo es denn auch mancher damit zu etwas Großem brächte. Hätte sich so ein diplomatischer déchiffreur einmal die Mühe gegeben, so wollte er es nicht umsonst gethan haben, sondern klaubte zweydeutige

Stellen auf, die oft auſſer dem Zuſammenhange gar gefährlich klängen (der beleſene Poſtmeiſter führte Beyſpiele an) und ſende ſie höhern Orts ein; woraus denn dem Briefſteller und ſeinen Freunden gar groſſer Verdruß, und wenn auch kein weſentlicher Schaden, doch Plackerey genug erwachſen könnte. Meine ſchlechte Handſchrift und meine durchaus unpolitiſche Offenherzigkeit wären dabey noch ganz beſonders bedenklich. Er riethe mir daher als Freund, meine Maasregeln zu nehmen, wenn er ſchon als Poſthalter durch den verminderten Briefwechſel einige Einbuße haben ſollte. — Dieſe wunderlichen Reden gaben mir, ſo unwahrſcheinlich ſie mir auch vorkamen, (der Mann iſt ſeit einiger Zeit in der That ganz ſchwermüthig und gelbſüchtig geworden) mancherley zu denken, und da ich niemanden in der Welt unnöthige Mühe, am

wenigſten aber Dir, alter Warner, und mir ſelbſt einen Verdruß zubereiten möchte, ſo hab' ich den Entſchluß gefaßt, das, was ich Dir eben zu ſchreiben hatte, in ſaubern Druck zuzuſenden. Dabey kann doch niemand — mein' ich — etwas Arges haben; und ſollte ja einem bey der deutſchen Preßfreyheit angeſtellten Cenſor etwas anſtößig und bedenklich ſcheinen — was ich doch nicht erwarte — ſo kann er es ja ausſtreichen, eh' es gedruckt wird, und wir haben dann beyde keine Händel darüber beym Bundestag. — Dieß iſt die Urſache. Und nun zur Sache ſelbſt.

Du erinnerſt Dich noch von unſern Univerſitätsjahren in Jena her des ſtattlichen Freyherrn von Ratikau, der in den Vorleſungen am Tiſche ſaß, und dafür doppelt bezahlte, während wir andern für ein geringeres Geld auf den Bänken

vorlieb nahmen. Er kam meist in dem ersten Vierteljahr ganz ordentlich in das Collegium, dann blieb er einzelne Stunden weg, und am Ende des Halbjahrs ganz. Mir war es dann immer, als ob mir etwas fehlte; denn ich hatte nach meiner eignen Art eine unsägliche Freude an seiner herrlichen Gestalt, und stattete freygebig diese schöne Gabe mit allen nur denkbaren männlichen und menschlichen Tugenden aus. — Du nanntest dieß meine Bethörung, und warst ganz anderer Meinung; und es kränkte mich nicht wenig, wenn Du sagtest: Wie in der Silenus Maske des alten Socrates, nach Alcibiades Ausspruch, eine Dreieinigkeit von Grazien gewohnt, so stäcke in diesem Vaticanischen Apoll ein Dutzend Faunen, wenn nicht noch etwas Schlimmeres. — Eines Tages, als wir uns recht lebhaft über diesen Gegenstand gestritten hatten,

sprangst Du plötzlich mit hochrothem Gesichte von dem Kirchenvater auf, über den Du gebückt gesessen hattest, faßtest mich bey den Schultern und sagtest: Jetzt hab' ich es! und las't mir dann aus dem Folianten die Behauptung vor, daß in jedem alten Götterbilde ein Satan gesteckt, der aus ihm geweissagt und Wunder gethan habe. — Ich sah Dich damals groß an, und wußte nicht, was Du wolltest; aber Du zeigtest wieder auf die Stelle und sagtest: Das ist ja eben, wie mit Deinem Apollo, Deinem Ratikau, der jetzt auch Wunder thut und die Menschen äfft, und sie wohl künftig noch mehr äffen wird, bis er wie Dagon von seinem hohen Fußgestell zur Erde stürzt. — Ich weiß nicht, woher Dir der prophetische Geist gekommen war; aber Deine Weissagungen waren, wie die der Cassandra, wahrhaft und verspottet.

Ich wenigstens glaubte Dir durchaus nicht, und blieb verstockt in meinem Götzendienste, und forschte darum auch späterhin unabläßig nach dem Freyherrn, voll der Hofnung, Deine Weissagungen zu Schanden zu machen. Endlich ging mir der Glaube in die Hand, und nun kannst Du hier in dem Buche von den beyden Marien lesen, wie es mit dem Satan seine vollkommene Richtigkeit gehabt, und Du ein besserer Gesichts- und Zeichendeuter gewesen, als der weltberühmte Zopyrus, der Lavater Griechenlands.

Nun wirst Du aber auch wissen wollen, warum ich die Geschichte aufgeschrieben, und durch meinen Freund, den Büchermacher in Gotha habe in Druck geben lassen. Nicht, wie mancher, der Dir beym Lesen dieses Briefes über die Schultern sieht, glauben möchte, um Dir bey der Welt mit Deiner prophetischen Gabe

Ruhm und Ansehn zu schaffen; denn das glaubst Du selbst nicht, und wäre auch allzu nichtig für alte Männer, wie wir sind; sondern aus einem andern Grunde, der Dir einleuchten wird. Ich muß aber etwas ausholen, damit er auch Andern einleuchtet.

Du weißt, wie ich schon seit Jahren die Geschichte der Länder und Völker zu betrachten pflege. Mein erster Lehrer, der etwas auf Geschichte hielt, und seinen Essig, Zopf und Hübner auswendig wußte, hatte mich tüchtig auf all das Nahmen- und Zahlen-Wesen eingeübt, und that sich nicht wenig darauf zu Gute, wenn ich die Nahmen aller römischen Kaiser, und alle Schlachten und Händel der Menschen, von jener ersten Brüderschlacht an den Pforten des Paradieses bis auf die bey Roßbach, ohne Einhülfe, aufzusagen wußte. Auch ich that mir

nicht wenig darauf zu Gute, und trieb das eitle Wesen Jahre lang mit Eifer fort. Da geschah es einmal, daß mir ein stattliches Silberstück einer Königin, Philistis genannt, in die Hände fiel: auf der einen Seite ihr wohlgestaltetes Bild, auf der andern ein Siegeswagen; Nahme und Titel daneben mit großer Schrift. Da sucht' ich nun in meinem Gedächtnisse nach dieser Königin, die doch etwas bedeutet haben mußte: und fand sie nicht. Ich schlug die alten Geschichtschreiber nach — und fand sie auch nicht. Endlich erfuhr ich von einem alten Münzfreunde, daß ohne diese Geldstücke, die wohl tausende von Jahren im Schooße der Erde möchten geruht haben, der Nahme dieser Fürstin eben so unbekannt geblieben seyn würde, als es ihre Thaten, die Zeit ihres Lebens und der Schauplatz ihrer Macht wären. Ich konnte das lange nicht

aus dem Sinne bringen, und da ich bedachte, daß ja wohl derselbe Fall mit unzähligen Menschen möchte gewesen seyn, die sich auf ihr Daseyn nicht wenig eingebildet hatten, kam mir mein historisches Wissen fast kindisch vor, und es hätte wenig gefehlt, so hätte ich meine Geschichtschreiber verkauft und meine Hefte in's Feuer geworfen.

Besserer Rath kam mir damals recht eigentlich über Nacht. Mir träumte, ich stände vor einem unermeßlichen, wunderlichen Gebäude, das mit seinen Zinnen und Thürmen, seinen Vorsprüngen und Erkern bis in die Wolken ragte, und dessen Wände über und über mit hieroglyphischen Bildern bedeckt waren. Ich betrachtete Alles mit großer Aufmerksamkeit, und sah bekannte und unbekannte Gestalten über einander geschoben, und unter ihnen auch meine verschleyerte Philistis und ihren Sieges-

wagen; aber es waren der Reihen so viel, daß wenn ich die höchste erreicht zu haben glaubte, sich immer wieder neue darüber aufbauten, und so immer fort, daß mir fast die Gedanken vergingen. Ermüdet lehnte ich mich an eine der Pforten an; die Pforte öffnete sich, und ich stand unter einem unermeßlichen Gewölbe, von einem Meere dunkler Wolken umflossen, das sich nach der Tiefe des Tempels hin theilte, um einem Lichtstrome Raum zu geben, der aus dem innersten Heiligthume drang. Was ich da gesehn weiß ich nicht; aber ein wunderbares, unnennbares Gefühl von Staunen und Ehrfurcht warf mich zu Boden. Ich betete das Licht und seine Quelle an, und die Wolken gingen aus einander, und die reine Flamme durchdrang die Mauern, und all die todten Bilder an ihnen belebten sich in wunderbarer Verklärtheit, und

aus jedem gingen neue Strahlen aus, die sich klingend, wie Aeolsharfen, nach dem Heiligthume ergossen; so daß der ganze Tempel zu einem harmonischen Lichtmeere ward. Da erwacht' ich in unbeschreiblichem Entzücken. Und es war mir seit jener Nacht, als wäre mir der Weg gezeigt, auf dem ich das Gebiet der Geschichte durchwandern müßte.

Seitdem fing ich an den Wegen Gottes unter den Menschen nachzuspüren. Was ich bisher allein beachtet hatte, waren die Begebenheiten, und die mechanischen Mittel, aus denen sich die Begebenheiten entwickelt hatten. Das Wachsen und Abnehmen der Länder und Reiche im Krieg und Frieden, der erzwungene, oder erkaufte, oder erschlichene Erwerb einer Provinz oder Stadt; all die Veränderungen, die das Sparrwerk der Staaten

betroffen

betroffen haben, dieſes und Aehnliches war der Gegenſtand meiner Aufmerkſamkeit geweſen, und wie mich mein Lehrer auf nichts anders gewieſen hatte, ſo hatte ich auch in meinen Büchern immer nur dieſe Anſicht wiederholt gefunden. Jetzt erſchien mir das klein und nichtig. Die Menſchen, die ich bisher als Maſchinen betrachtet hatte, die durch das Triebwerk der Klugheit nur nach irdiſchen Zielen hin bewegt werden, waren mir erſt jetzt zu freyen Weſen geworden, deren Thun — ſie mögen es nun wiſſen oder nicht — ein Ziel jenſeits der Wolken hat; ich ſah Gott unter ihnen wandeln, lenkend und warnend, ſegnend und ſtrafend, und einen richtenden Engel, der auf untrüglicher Wage die Thaten der Großen wie der Kleinen wiegt.

Da erkannt' ich, daß die Geſchichte eine Lehrerin der Gottesfurcht ſey.

Die Augen dieſer Lehrerin können, bey dem endloſen Gewühle der irdiſchen Dinge, nur auf das gerichtet ſeyn, was über den Boden emporragt, auf hochbegabte Menſchen, auf die Träger der Macht und den Aufbau der Thronen. Von hier iſt auch dem Blicke der Weg zu Gott näher, da über dem Throne der Könige eben nichts ſteht, als Gottes Thron. Warum waren denn aber — wie eben die Geſchichte lehrt — die Augen der Hohen faſt immer, wie die der alten Götterbilder, nach unten hin gerichtet, wo ſie, wie durch ein umgekehrtes Teleſcop, nichts Großes, ſondern nur das Inſectenartige Gewimmel der Völker ſahen, die nach ihrem Gebot und Willen, erobernd und zerſtörend gen Oſten und Weſten zogen? Warum war ihnen meiſt der Anblick des kleinen Blumen Moſaiks zu ihren Füſſen ſo theuer — denn Alles was unten liegt,

erscheint aus jener Höhe klein, und selbst ein Schlachtfeld mit seinen Blutseen wie eine Wiese mit rothen Blumen geschmückt — und warum waren ihnen oft kleine Menschen so lieb? Wäre es denn ihrer nicht würdiger gewesen, sich zu stärken durch den aufwärts gerichteten Blick, nicht blos nach einem Heiligenbilde hin, oder nach dem das Salvum fac regem betenden Priester, sondern zu Gott selbst? Hat nicht, wie alte Weisen schön gesagt haben, die Natur den Menschen aufgerichtet, damit er den Himmel, und Gott in dem Himmel betrachten möchte? aber in dem irdischen Treiben um Genuß und des Genusses Mittel verlohren, schaut er nur selten hinauf, wenn nicht eine große Freude sein Angesicht aufrichtet, oder ein schmerzliches Weh ihn zwingt, Hülfe an der Quelle zu suchen. Aber ach das Gemüth

der Mächtigen, von Kindheit an auf die Daunen üppiger Bequemlichkeit gebettet, wird selten von den Schwingen einer begeisternden Freude gehoben, und gegen die kleinen Dornen, die ihnen etwa das Leben unterstreut, sind so viele sanfte Hände in Bereitschaft, daß nicht viel in ihnen aufkommen kann, außer dem Grimm über die Störung ihrer göttlichen Ruhe. Darum aber eben, weil es so ist, und kaum anders seyn kann, soll die Geschichte auf den Stufen eines jeden Thrones stehn, und denen die darauf sitzen, den aufrichtigen, nicht zu pfäffischem Truge geschliffnen Spiegel vorhalten, in welchen eben das Licht von oben fällt, und in diesem Lichte das Bild des ewigen Richters wiederstrahlt. Ein Fürstensohn, den diese stille Lehrerin, die nur durch Bilder und Beyspiele züchtigt, mit den Riesengestalten der Vorwelt umgibt, jeder, nach ihrem

Verdienſt, den Heiligenſchein der Tugend, oder das Cains-Zeichen der Verwerfung auf die Stirn drückend, und auf die Genien deutend, die Lichtſtrahlenden wie die dunkeln, die ſie zum Himmel oder zur Hölle geführt haben — ein ſolcher wird vielleicht nicht ſicher ſeyn vor Fehltritten, aber vor Erniedrigung, nicht vor Sünden, aber vor Sündhaftigkeit. Und wenn ſie ihn hinwiederum vor die Trümmern umgeſtürzter Throne und Reiche ſtellt, und auf die Dämonen deutet, die bey dem Umſturz geſchäftig geweſen, die Ungerechtigkeit, die Verachtung der Menſchen, den Hochmuth, die Habſucht, die Grauſamkeit — iſt da nicht zu hoffen, daß wenn der Knabe zum Manne geworden, er ſich mit großen und würdigen Gedanken wie mit einer unſterblichen Kriegsſchaar, und mit einer heiligen Wache wahrhaft großer

Menſchen umgeben, und ſo das Gewürm von ſich bannen wird, das die Fugen der feſteſten Throne zernagt, bis ſie zuſammenbrechen?

Die Großen hätten alſo ihre Lehrerin, die unerbittlichſte und mildeſte, vor der zu zittern auch dem Mächtigſten nicht ſchimpflich iſt, ſondern ehrenvoll. Die Kleinen aber nimmt meiſt das Schickſal am beſten in die Lehre, und wenn einer allzukeck einherſchreitet, als ob Gott die Welt nur für ihn geſchaffen hätte, wirft ihn meiſt die Noth mit unſanfter Hand auf die Knie nieder. Doch reicht dieſe Schule nicht immer hin, und was die Schrift von den Narren ſagt, iſt auch von den Sündern wahr. Wie die Natur mit ihren Wundern und ihrer Herrlichkeit nur dem predigt, zu dem er ſchon im Herzen ſpricht, ſo erkennt auch nur der die Warnungen und Strafen des Höchſten

in der Menschen Thun und Leben, der den Glauben an eine warnende und strafende Gottheit schon hat. Dieser Glaube aber, der in der Brust eines jeden Menschen schlummert, kann geweckt werden; und wer ihn hat, soll nicht säumen, ihn auch in Andern lebendig zu machen. Kein menschliches Leben ist ohne belehrende Beyspiele, die dazu führen können; nur ist es bedenklich, sie in dem Leben Anderer aufzusuchen, wo uns so oft der Zusammenhang fehlt, und das Urtheil oft bestochen und trügerisch ist. Daher Jedem zu rathen ist, zuerst bey sich selbst aufzumerken und in seinem eignen Leben. Dein eigenes Herz kennst du, und fühlst sein unruhiges Schlagen, wenn das Gewissen dich anklagt; du kennst auch seine geheimen Vorsätze, und nach welchem Ziele du deine Schritte lenktest, als dir Gott auf diese oder jene

Weise durch das, was man Zufall nennt, und doch nichts weniger als Zufall ist, entgegentrat, und den Eilenden aufhielt. — Wessen Blicke einmal hierauf gerichtet sind, der weiß wohl, wie oft er Gott zu danken hat, für ein Hinderniß, das sich einem sündlichen Vorhaben in den Weg legte, für eine Demüthigung, die eben zur rechten Zeit dem frevelnden Uebermuth in die Zügel fiel; für irgend ein Unglück, das den empörten Willen unter das Gesetz beugte, und ihn noch am Rande des Abgrundes umzukehren zwang. Auch das weiß wohl mancher, wie ihm das trotzige Verachten solcher Warnungen ausgeschlagen, wie dann Sünde sich an Sünde gereiht, und endlich Thaten herbeygeführt worden, die er nun umsonst mit herber Reue büßt. Läge das Leben anderer Menschen so klar und ausgebreitet vor uns, wie das eigene, wie

viel könnten wir da für die Gottesfurcht lernen! Aber dieſes klare Anſchaun eines fremden Lebens iſt uns ſelten gegönnt, und hier nach einzelnen und abgeriſſenen Zeilen, die uns etwa zu entziffern verſtattet iſt, das Mangelnde ergänzen, Thaten, Vorſätze und Schickſale verbinden, und die Gerichte Gottes durchſchauen wollen, iſt, wenige Fälle ausgenommen, liebloſe Vermeſſenheit.

Da wär' es denn nun freylich am beſten, wenn jeder Menſch, der an Gottes Wirken unter den Menſchen glaubt, das Gewebe ſeiner eignen Geſchichte in Rouſſeauiſchen oder Auguſtiniſchen Bekenntniſſen aufrollte, und ein Merkzeichen vor alle die Fälle ſetzte, wo ihm die ewige Liebe warnend oder beſtrafend entgegengekommen; denn auch der ſtrafende Vater ruft zu ſich und

UNIV.BIB. BERLIN

liebt. Aber ſo ein aufrichtiges Bekennen vor der Welt geht unter tauſend Fällen kaum Einmal, und ſchon darum nicht an, weil die offen-hingeſtellte Demuth meiſt wie Hochmuth ausſieht. Ich ſelbſt wüßte aus meinem Leben manches anzuführen, was meiner Lehre zur Beſtätigung dienen würde, und was ich Dir, treuer Warner, unter vier Augen ohne Scheu mittheilte; käme aber ein Dritter hinzu, ſo wäre mir der Mund verſchloſſen. Und gar ein ganzes Publicum, das eingeladen in den Beichtſtuhl träte! — Da es mir aber doch ſo ſehr am Herzen liegt, nach meinen Kräften einen Glauben zu nähren, der eine ſo kräftige Stütze der Gottesfurcht iſt, und da Beyſpiele beſſer unterweiſen als Lehren, ſo dacht' ich neulich in einer ſchlafloſen Nacht an die Geſchichte des Freyherrn, und ſagte mir, ſie

könnte wohl nützen, wenn die Welt sie so kennte als ich. Und da der Gedanke immer lebendiger in mir wurde, so konnt' ich es am Ende nicht lassen, sondern schrieb. Unternehmen durft' ich es schon, ohne Furcht, dem armen Toden Nesseln auf das Grab zu pflanzen, die er nicht gesät hatte; ja, ich habe überall, da wo die Wage zweifelnd zwischen Gutem und Bösem inne stand, aus billiger Menschenliebe, und — warum sollt' ich es Dir nicht gestehn? — aus alter Vorliebe für meinen Apollo, die Zunge nach der guten Seite hin ausschlagen lassen. Mein Gewissen ist hierüber vollkommen in Ruhe, und Du, der dem schönen Verführer früher als ich durch die verrätherischen Augen in das Herz gesehn hast, wirst mir sicher nicht verwerfen, den Pinsel zu tief in den schwarzen Haß ge-

taucht zu haben. Seines Gleichen wandeln Viele auf der Erde — und auch darum ist seine Geschichte belehrend. In der Blüthe ihrer Jugend, so lange der frisch aufschießende Strahl der physischen Lebenskraft noch mit einem Wahne von sittlicher Erhebung täuscht, halten sie sich gar nicht für schlimm, und nehmen ihre Selbstsucht für das natürliche Gefühl ihrer Persönlichkeit und aufrichtige Selbstschätzung. Dieser tückische Dämon, der sich, wenn er nicht bey Zeiten gebannt wird, immer riesenmäßiger aufbläht, und eine Tugend nach der andern verdrängt, reißt seine Opfer von Stufe zu Stufe hinab, immer rascher, immer gewaltthätiger, und ohne auf die Unschuldigen zu achten, die der wirbelnde Sturz mit ergreift und hinabreißt. Steht er nun endlich der in sich selbst Bethörte, von

seinem Führer verlassen und verlacht, und von keinem schmeichelnden Wahne mehr gewiegt, einsam in dem qualmenden Sumpfe, die Opfer, die er seinem Götzen brachte, um ihn her, da setzt sich die Reue neben ihn, zieht eine giftige Natter nach der andern aus ihrem Haar, und wirft sie ihm an die matt keuchende Brust. Die Zeit, welche alle Wunden heilt, hält nur die Wunden des Gewissens offen, und reißt, wenn die Vergessenheit eine Narbe darüber decken will, die Narbe mit unerbittlicher Härte auf. Für diese Schmerzen hat sie in ihrem Kelche kein Nepenthe, sondern nur Wermuth, der mit den Jahren immer bittrer, wie die Nessel immer stechender wird. Einem solchen hilft es nichts, wenn alle Herrlichkeiten der Natur und Kunst um ihn her aufgebaut sind, und jede Lust in ihrem schönsten

Schmucke zu ihm berufen wird; denn wie Jener beym königlichen Mahle immer nach dem Schwerde sehen mußte, das über seinem Haupte hing, so muß dieser immer in sich hinein schauen, in die rothe klaffende Wunde, die sich durch jeden Herzensschlag erweitert. Wenigen wird sein innerer Jammer kund, und auch das schärft und mehrt ihn, daß er ihn niemanden ausklagen kann, als etwa unmittelbar vor dem Einsteigen zur letzten Reise in den Sarg, der endlich Alles enthüllt und Alles zudeckt; wo auch ein Philipp sich nicht scheute, den von gräßlichen Geschwüren zernagten Leib vor den Augen des erblassenden Nachfolgers aufzudecken mit den Worten: Sieh, wie Sünder und Könige sterben!

Solche Beyspiele soll, wer sie kennt, nicht untergehn lassen. Wenn sie auch nur an

Ein Herz mit heilsamen Schrecken schlagen, und seine fieberhaften Sprünge hemmen! Wenn sie auch nur Eine Unschuld retten vor der wilden Begier! Stände all der Jammer, welcher der Sünde folgt, und die lange Reihe der Unthaten, welche die Erste Polypenartig erzeugt, an den Pforten der Lust, wo wäre ein Mensch Teufels genug, um diese Pforten zu öffnen? — Ich hatt' es ja nicht so schlimm gemeint! sagt dann Einer zu spät. — Was hilft dein Meinen? Hier entscheidet die That.

So viel also, liebster Warner, über die Veranlassung meiner Autorschaft. Nimm das Buch freundlich auf, und wenn deine blühenden Enkelinnen es lesen, so schildre ihnen auch deiner Seits die arme Marie Werl, der Wahrheit gemäß, und wie ich in dem Buche

gethan. Es wird sie freuen, auch aus Deinem Munde zu hören, daß sich Alles so begeben hat, wie es hier geschrieben steht. Und nun Gott befohlen.

Mainau, im Christmonat.

Sebastian.

Erstes Buch.

In dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts lebte zu Jena ein zünftiger Maler in einem kleinen Hause der Johannisvorstadt, das er mit eigner Hand von Außen grün und weiß, inwendig aber bis auf den Boden hinauf mit allerhand Bunterey angestrichen hatte. Er war von seinem Lehrherrn in Landschaft- und Prospect-Malen unterwiesen worden, und bewahrte auch Einiges dieser Art zum Andenken an seine Lehrjahre in der Putzstube auf, die eigentlich seine Rumpelkammer war; aber da dergleichen Waare in dieser kunstarmen Zeit nur wenig gesucht wird, so beschränkte er sein Talent auf das Anstreichen von Häusern und Zimmern, wobey er sich mit Lessing's bekanntem Spruche tröstete, „daß die Kunst nach Brod

gehe.“ Dieß war nun bey ihm faſt im wörtlichſten Sinne ſo; denn mit allem guten Willen konnte er es doch ſelten viel weiter als bis zum Brode bringen. Ganz ohne Schuld war er dabey freilich nicht. Was ihm zufällig einkam — es war niemals ſehr viel — legte er immer erſt auf das Entbehrlichſte, und dann auf das Nothwendigſte an. Er hatte nemlich eine ausſchweifende Liebe zu Singvögeln, die zum Theil frey in der Stube umherflogen, zum Theil in Käfichen ihre Nahrung mit Singen und Waſſerziehn verdienten. Er war unermüdlich ſie zu unterrichten, und machte ſich dabey weiß, er thäte es, um dieſe Wildfänge, wenn er ſie gehörig civiliſirt und zu Virtuoſen gebildet hätte, an Liebhaber abzulaſſen. „Wenn mir der Dompfaffe einſchlägt, ſagte er dann immer im Anfange der Lehrzeit, wie es alles Anſehn hat, ſo kann er mir ein ſchönes Geld einbringen.“ Aber wenn er nun eingeſchlagen und ein Meiſter geworden war, konnte

er ſich nie überwinden, einen ſo wohlgerathenen Zögling für ſchnödes Gold von ſich zu thun. Man konnte ihm die blanken Goldſtücke in der offnen Hand hinzeigen — er drückte die Augen zu und ſagte: „Den nicht, lieber Herr! An dem hängt mein Herz. Ich könnte eben ſo gut mein Kind verkaufen. Aber bey dem Nächſten, den ich erziehe, kann Rath dazu werden.“ — Bey dem Nächſten aber war es wieder eben ſo, und ſo war er endlich von einer Capelle umgeben, die für ſeinen Hofſtaat viel zu groß war, und ihm das ſauer verdiente Brod ſo zu ſagen aus dem Munde nahm. — Nicht geringere Liebe aber trug er zu einem Pudel, welcher das häßlichſte, aber zugleich auch das treuſte und gelehrigſte Thier von der Welt war. Nie ging er ſeinem Herrn von der Seite, und dieſer brachte ihm in müſſigen Stunden — er hatte deren viele — alle nur denkbaren Künſte bey, die ein Pudel lernen kann. Die Kunſtfertigkeit des Thiers und

der Eifer, mit dem er das Erlernte in Ausübung brachte, hatte ihm auf der Universität einen Nahmen gemacht, so daß kein Hund so oft genannt und so aufrichtig bewundert wurde, als der Pudel von Meister Werl. Oft wurde er um den Hund angegangen, und er erzählte gern, wie ein russischer Graf so erpicht auf ihn gewesen, daß er ihm erst 15, dann 20, endlich 30 Friedrichsdor für das Thier geboten habe. „Ich hätte sie schon brauchen können, setzte er dann lächelnd hinzu; aber hätte ich meinen Bello auch missen können, er hätte mich nimmermehr verlassen.“ Dann fragte er den Hund seine Meinung ab, und dieser, kein Aug von seinem Herrn verwendend, schüttelte mit dem Kopfe, und drückte sich so fest an seine Knie, als ob er ihm seine treue Liebe und die Bewahrung vor dem gräflichen Joche danken wollte.

Diese Hausgenossenschaft wurde im Frühling des Jahrs 17.. mit einem Gegenstande

vermehrt, der bey dem academiſchen Publicum die Andern in Vergeſſenheit, den armen Werl aber, durch eine unglückliche Verkettung der Umſtände, um alle Freuden ſeines harmloſen Lebens, ja endlich um das Leben ſelbſt brachte. Dieſer Gegenſtand war ſeine Tochter und ſein einziges Kind. Als ſeine Frau ihm ſtarb — ſie war die Tochter ſeines Meiſters geweſen und er hatte das Häuschen mit ihr erheirathet — nahm eine Pfarrwittwe, die das Kind aus der Taufe gehoben hatte, die Waiſe zu ſich. „Das Mädchen iſt noch zu klein, um ſeinem Vater etwas zu helfen, ſagte ſie, und Er kann es bey ſeiner Handthierung nicht erziehn. Und wenn es ſo hübſch wird, wie es zu werden verſpricht, und wie ſeine Mutter war — was iſt es da nütz auf der Univerſität?“ Dieſe Gründe leuchteten dem betrübten Vater ein, und ob er gleich mit ganzer Seele an dem Kinde hing, gab er es doch der frommen Pathe hin, die ihm eine zweyte Mutter zu werden

verſprach. Aber meiſt alle Sonntage lief er hinaus — das Wetter kümmerte ihn nicht — und da er es gewöhnlich ſo einrichtete, daß er mit dem Ausläuten ankam, ging er immer erſt in die Kirche, und ſtellte ſich da in einen Winkel, von wo aus er den Pfarrſtand und Marien in den Augen hatte. Die verwendete er auch nicht von dem Kinde, und wie es ſo heran wuchs, kam es ihm vor — auch Andern mit ihm — als wenn es alle Tage ſchöner und lieblicher würde. Auch das erfreute ihn ſehr, daß ſie ſo fromm und züchtig da ſaß, und auf nichts Gedanken zu haben ſchien, als auf den Gottesdienſt. „Was gilt's, dachte er dann, die wird einmal eine ehrbare Pfarrfrau.“ — Wenn nun die Kirche vorbey war, und die Gemeinde allmählig das Gotteshaus verließ, gab er ſeinem Bello ein Zeichen, daß er ſich zwiſchen den Stühlen zu ſeiner Marie hindrückte, und ihr die Anweſenheit des Vaters verkündigte. Dieſer wartete nun ſchon an der Kirchthür,

und wenn seine Tochter heraus auf den Kirchhof trat, so war es immer ein Fest und eine Freude, als ob sie einander wer weiß wie lange nicht gesehen hätten. Wenn er dann einige Stunden bey der Pfarrwittwe zugebracht hatte, und das Capitel von Mariens Tugenden erschöpft war, kehrte er seelenvergnügt nach Hause zurück, und vertiefte sich bisweilen so in die Erinnerung an sein Kind, daß er nicht einmal auf die Sprünge achtete, mit denen Bello seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehn bemüht war.

So hatte Marie unter der Obhut ihrer Pathe das funfzehnte Jahr zurückgelegt, als die gute Frau plötzlich von der Welt abgerufen wurde. Sie hatte dem geliebten Pflegekind ihre Habe zugedacht; da sie aber verabsäumt hatte, ihren letzten Willen vor Zeugen und Notar kund zu geben — denn was sie Andern darüber gesagt, und ein Blatt, worauf sie ihre Meinung niedergeschrieben hatte, war bey der Justiz so viel

als nichts — so kam Alles an weitläuftige Verwande, die es, nach vielem Streit und Hader, unter sich und mit den Gerichten theilten. Marien blieb nichts übrig, als ihre einfachen Kleidungsstücke und die Rückkehr zu ihrem Vater.

Bey dem ging nun gerade die Arbeit besonders gut. Da die Universität durch einige tüchtige und berühmte Lehrer zu einem ungewöhnlichen Flore gelangte, und von allen Gegenden reiche und vornehme Studenten nach Jena zogen, ließen viele Bürger, woran sie lange nicht gedacht hatten, ihre Wohnungen stattlicher einrichten, Thüren und Gelender anstreichen, und die weißgetünchten Zimmer mit Tapeten schmücken. Meister Werl hatte vollauf zu thun. Da er nun mehr einnahm, als je zuvor, und sah, daß seine Tochter über ihre Jahre klug und verständig war, machte er sie ohne Bedenken zu seinem Schatzmeister, und überließ ihr die ganze Sorge für sein Haus. In kurzem hatte sie Alles

beſſer eingerichtet, das Fehlende angeſchafft, die alte Unordnung verbannt, ſo daß ihr Vater, der ſich jetzt beſſer gepflegt ſah — ſeiner Wald-Capelle wurde auch nichts entzogen — gar nicht müde werden konnte, den Segen zu rühmen, den ihm ſeine Tochter in das Haus gebracht habe.

Das Alles wäre nun gut und erfreulich geweſen, hätte nur das ſchöne Mädchen den neugierigen Blicken der ſtudirenden Jugend verborgen bleiben können. Aber wie wäre das möglich geweſen? Ausgehn mußte ſie wenigſtens zweymal in der Woche wegen der Wirthſchaft, und aus der Kirche konnte ſie Sonntags auch nicht wegbleiben. Ging ſie nun mit ihrem Körbchen am Arm die Straße hinab mit niedergeſchlagenen Augen, weder Rechts noch Links um ſich ſchauend, da blieben die Jünglinge ſtehn, und konnten ſich nicht ſatt ſehn an dem zarten und hohen Wuchſe des Mädchens, an ihrem ſichern und leiſen Gang, an der edeln und ſittſamen

Haltung. Eh man noch wußte, wer sie war, sprach Jedermann von ihr. Das blonde Haar, das unter ihrem netten Häubchen hervorquoll, das zierliche Oval ihres Köpfchens, die Lilienweiße ihrer Haut mit Rosenblute gefärbt — Alles wurde einzeln gerühmt, bewundert, angestaunt. Ueber die Farbe ihrer Augen war Streit. Keiner hatte sie in der Nähe gesehn, und die langen schwarzen Wimper, die sie beschatteten, täuschten das Urtheil. Den Einen schienen sie blau, den Andern schwarz. Man stritt, man wettete, man ereiferte sich; aber Niemand war, der den Streit hätte schlichten können.

Während nun die ganze lernbegierige Jugend der Universität, theils durch den Anblick der Unbekannten, theils von Hörensagen, wie bezaubert war, kam Askan, ein sächsischer Edelmann, von einer Lustreise zurück, und das Erste, wovon er in dem Cirkel seiner Freunde und Bekannten hörte, waren eben die Preis- und Triumph-Lieder auf

das schöne Kind, das man nur mit dem Nahmen des unbekannten Engels zu bezeichnen pflegte. Er allein war unglaubig und verlachte die Thorheit der Andern, die, meinte er, nach beliebter Gewohnheit alles neue unmäßig übertrieben, und sich dann in ihre eigenen Uebertreibungen vernarrten. Dieser Spott reizte die Begeisterten. Mit noch größerer Heftigkeit wurde nun die Unbekannte gepriesen, und weit über jede damals blühende Schönheit der Stadt und Gegend erhoben; ja, einige gingen so weit, mit den kräftigsten Schwüren zu betheuern, daß man kein Mensch, sondern eine Bestie, keine Bestie, sondern ein Klotz seyn müßte, um diesen Engel zu sehn, und nicht im Herzen anbetend vor ihm niederzufallen.

Man wird leicht glauben, daß diese Uebertreibungen nicht geeignet waren, den Zweifel niederzuschlagen. Askan würdigte sie keiner ernsthaften Antwort, sondern, indem er mit den Fingern der rechten Hand durch die

braunen Locken fuhr, und mit der Linken das Halstuch in die Höhe zog, sagte er, mit zurückgeschlagenem Haupte einen Blick in den Spiegel werfend; „Seh ich etwa einem Klotz, oder einer Bestie ähnlich? und was gilt's, ich nehm' es auf mich, Euer Meerwunder anzuschaun, ohne zu blinzeln, und mich den Blicken dieses Basilisken Preis zu geben, ohne davon zu sterben."

Der Lerm wurde nun immer ärger. Man kam überein — es war gerad Sonnabend — am folgenden Morgen die Kirchen zu durchmustern; denn daß sie in einer Kirche zu finden seyn würde, daran zweifelte niemand. — Dann wollen wir sehn! riefen beym Abschiede noch die Preisenden dem Verneinenden zu. — Nun wir wollen sehn! antwortete Askan, und kehrte, an dem Arme eines Freundes, lachend und der überspannten Thoren spottend, nach Hause zurück.

Aber — sonderbar genug — so unbefangen, wie er scheinen wollte, war er doch

nicht mehr. Der Enthusiasmus steckt an, und die lodernde Begeisterung, mit der seine Freunde von dem unbekannten Engel gesprochen hatten, hatte Etwas in ihm zurückgelassen, das mehr als Neugier war. Unruhig ging er im Zimmer auf und ab, und so lächerlich ihm diese Unruhe schien — er konnte sie nicht weglachen. Es kam ihm so lang vor bis zum folgenden Morgen; es schien ihm so ungewiß, ob er da das Original des anmuthigen Bildes finden werde, das die Magie begeisterter Worte in seine Seele geworfen hatte. Und je mehr er diese Gedanken hin und her warf, je länger er beym auf und ablaufen mit sich disputirte, desto mehr setzte sich bey ihm die Ueberzeugung fest, er könne ohne den Engel nicht leben — der Engel müsse sein werden, was es auch kosten möge.

Es war nun freylich nicht das Erstemal, daß solche Ueberzeugungen in Askans Herzen Wurzel geschlagen, und dann andern und

wieder andern gewichen waren; und zum Unglück für ihn und Andere war die Quelle dieser Ueberzeugungen nicht sowohl die allzugroße Empfänglichkeit seines Herzens, oder ein reges Bedürfniß zu lieben, sondern die unersättliche Eitelkeit, die immer mit sich beschäftigt, auch Andre in den Kreis dieser Beschäftigung ziehen wollte. Ein schönes Weib galt ihm für einen Spiegel, aus dem ihm sein eigenes Ich mit dem Heiligenscheine ihrer Liebe umglänzt erschien; und diese Erscheinungen waren der Stoff, mit denen er seine Selbstliebe nährte. Noch zu jung, um sich selbst zu kennen, täuschte er sich mit dem Wahne ungewöhnlicher Leidenschaftlichkeit, in der er eine Quelle unsäglicher und unbeschreiblicher Schmerzen beklagte. Denn die kleinen Leiden, die ihm die Liebe verursachen mochte, schlug er unglaublich hoch an; die größern, welche er verursachte, machten ihm keinen Kummer. Er war mit dieser Selbstliebe auf dem besten Wege zum Böswicht.

Die

Die Unruhe, mit der er sich jetzt zu Bette legte, und die auch am andern Morgen ziemlich früh mit ihm wieder erwachte, war aus keiner andern Quelle entsprungen. Es war ihm lieb, daß es endlich Tag geworden; da aber noch einige Stunden hin waren, ehe er die Ankunft der Freunde erwarten durfte, die den unbekannten Engel mit ihm in den Kirchen aufsuchen wollten, und durchaus kein Zeitvertreib anschlug, nahm er den Hut und lief in der Morgenkühlung um die Stadt herum. „Wer weiß, dachte er, ob sie mir nicht gar begegnet! Lieber wäre mir das auf alle Fälle, als ihr mit den andern Gaffern in den Kirchen nachzuspüren.“

Sein Wunsch betrog ihn nicht. Als er die Runde zum drittenmale machte, und schon nichts mehr erwartete, und sich selbst einen Narren schalt, öffnete sich leise die Thür des kleinen grün und weißen Hauses, das den ehrlichen Werl mit seiner Capella und seinem Bello barg. Ein weiblicher Fuß trat

auf die Schwelle, und jetzt stand in der Oeffnung der Thüre, wie in einer Blende, eine schlanke, zarte Gestalt von so unbeschreiblicher Lieblichkeit, daß sie mehr einer Heiligen des Paradieses, als einem sterblichen Weibe glich. Als sie heraus auf die Straße trat, und die Thür hinter sich zuzog, suchten ihre Blicke den Himmel. Sie schien sich des heitern blauen Morgens zu freun; lächelnd und unbefangen schaute sie umher; denn, den unruhigen Askan ausgenommen, genoß Alles noch den schönen Morgen in behaglichem Schlaf. Aber jener Eine erblickte die wundersame Erscheinung, selbst ungesehn. Er war betroffen, fast bestürzt. So hatte er sie nicht gedacht. Zwar konnte er nicht zweifeln, daß dieses eben die Unbekannte sey, nach der er forschte; aber alle Beschreibungen, alle Dithyramben seiner Freunde schienen ihm jetzt allzu wenig zu seyn. Er stand ohne Bewegung, um sie so recht in's Aug zu fassen; nichts sollte seine Nähe verrathen,

oder sie stören. Sie trat auf die Straße, kehrte aber noch einmal um, und rief mit einer Stimme, so rein und mild wie Harmonika-Töne, durch die halbgeöffnete Thür in das Haus: Nein, Vater, verlaßt Euch darauf, ich vergesse nichts.

Meister Werl war nemlich in der Nacht nicht recht wohl geworden, und bedurfte einer Arznei; auch war ihm das Futter für einige seiner Capellisten ausgegangen. Das sollte nun Marie zusammen einkaufen, und er rief ihr eben die verschiedenen Sorten noch Einmal nach. „Ich vergesse gewiß nichts," sagte sie noch Einmal, zog dann die Thür nach sich zu, und ging nach der Stadt. Askan sah ihr, noch immer unbeweglich, nach; aber als sie durch das Thor verschwand, hielt er sich nicht länger, sondern eilte ihr nach, und stand, eh' er noch recht wußte, wie ihm geschehn war, mit dem Mädchen in demselben Kram, vor demselben Tisch, und forderte, er wußte selbst nicht was, und dann wieder

etwas und noch etwas, und immer hoffte er, die Blicke des Mädchens sollten auf ihn fallen, und er wollte ihr dann eine Rede abgewinnen. Aber Mariens gesenkte Augen erhoben sich nicht auf ihn; in ihr Geschäft vertieft, achtete sie nicht auf das, was neben ihr geschah, und als der Baron eben noch Etwas forderte, das aus einem entfernten Winkel herbeygeholt werden mußte, schlüpfte sie zur Thür hinaus, und war schon wieder zu Hause angelangt, als Askan noch vor der Auslage des Krämers stand, und den Platz, den Marie berührt hatte, mit seinen Augen fest hielt. Als er sie nicht mehr auf der Straße sah, kehrte er nach Hause zurück, um sich an der Erinnerung zu ergötzen, und für das Weitere Plane zu machen. Das glückliche Zusammentreffen war ihm eine gute Vorbedeutung des fernern Gelingens, und so spielte er jetzt das Thema des vorigen Abends, „daß der Engel sein werden müßte" seinem Herzen mit unendlichen Variationen froher Hoffnungen vor.

Mit der beabſichtigten Kirchenviſitation war es für heute nichts. So in dem erſten Aufſieden der neuen Liebe, wo er noch ſelbſt daran glaubte, wär' es ihm unmöglich geweſen, mit den ſchwärmenden Freunden zugleich die Holde zu begrüßen. Er ſchloß alſo ſein Zimmer ab, und da die Freunde kamen, ihn abzuholen, that er, als wär' er nicht zu Hauſe. Die ſtreiften denn nun ohne ihn von Kirche zu Kirche, und hatten auch nicht mehr davon. Denn Marie ſaß an dem Kopfkiſſen ihres Vaters, und las ihm mit ihrer melodiſchen Stimme, die durch das fromme Herz noch ſchöner wurde, eine erbauliche Predigt vor.

Askan ſann unterdeſſen auf Mittel, Bekanntſchaft mit dem Engel zu machen, der ihm jetzt nicht mehr unbekannt war. Da er nun wußte, daß ſie dem alten Maler angehöre, deſſen Weſen und Thun ihm von Hörenſagen vollkommen bekannt war, ſo dünkte ihm die Sache nicht ſchwierig zu ſeyn.

Er durfte sich ja nur stellen, als ob er einen Dompfaffen oder Finken aus Werls Schule kaufen wollte! War so die erste Bekanntschaft gemacht und ein Faden angeknüpft, so war ihm wegen des Uebrigen nicht bang, und in Rücksicht auf dieses Uebrige ging seine Phantasie weit. Lange zu zögern liebte er nicht. Er beschloß also noch an demselben Tage den ersten Schritt zu versuchen, und sich dem unvergleichlichen Wesen zu nähern, von dessen Liebe er sich für diese letzten Monate seines academischen Lebens einen Himmel voll Seligkeit versprach.

Mit diesen Gedanken machte er sich gegen Abend auf den Weg. Immer mehr und immer heftiger klopfte sein Herz, je näher er dem kleinen bunten Hause kam, das ein blühender Kirschbaum, der unter den Fenstern hin seine weißen und grünen Kränze aufgehängt hatte, noch bunter machte. Ein Fenster stand offen; er lauschte, ob er nicht Mariens Stimme vernähme; aber nur Meister Werl

war zu hören, der aus dem Bette seinen aufmerksamen Schülern Unterricht gab. In dem Augenblick, wo sich Askan der Hausthüre näherte, reichte eine kleine weiße Hand zu dem Fenster heraus, um einen davor hängenden Käfich hereinzunehmen; und schon hatte sie ihn von dem Nagel abgehoben, als ach! das Thürchen aufsprang, und der Insasse des Käfichs herausburrte. Jetzt kam auch Mariens Köpfchen zum Vorschein. Den Käfich noch in der Hand haltend, sah sie den Flüchtling zwischen den Zweigen des Kirschbaums hinabgleiten, fuhr dann schnell wieder zurück, und sprang leichten Fußes die Treppe hinab, nach der Hausthür zu, als ihr Askan, den zitternden Vogel in den hohlen Händen haltend, entgegentrat. „Dieser Flüchtling, redete er sie an, hat es auf sich genommen, mich bey Ihnen einzuführen. Ich werde ihm tausend Dank schuldig seyn, wenn Sie seine Fürsprache annehmen wollen.“ Ueberrascht und fast erschreckt beantwortete

Marie die artige Anrede mit einer leichten Verbeugung, nicht ohne Erröthen; aber als sie die Gestalt des Sprechenden in die Augen faßte, und denselben jungen Mann erkannte, der sich am Morgen neben ihr in dem Laden des Krämers zu schaffen gemacht hatte, erröthete sie noch mehr, und eilte die Stiegen wieder hinauf, ohne den entflohenen Vogel aus Askans Händen zurückgenommen zu haben. Dieser eilte ihr nach, und beyde traten fast zugleich in die Stube, wo Werl im Bette lag und auf die fremde Stimme horchte, die er im Vorhaus vernommen hatte.

In der Gegenwart des Vaters bekam das schüchterne Kind wieder Muth. Sie erzählte ihm lächelnd, was eben geschehn war, und indem sie erzählte, ließ Askan den Finken in den hingehaltenen Käfich schlüpfen. Seine Hand berührte dabey, nicht ohne Absicht, die ihrige; und zugleich begegneten sich ihre Blicke, und Marie erröthete, ohne zu wissen

warum, von neuem, und ſenkte die Augen; aber auch geſenkt, leuchtete ihr tiefes, dunkles Blau, wie ein Azur des Himmels, durch das Netz ihrer langen ſeidnen Wimper hervor.

Der Vogel war nun wieder in dem Käfich, und der Käfich an ſeiner Stelle, und der ehrliche Werl wußte ſeines Dankes kein Ende. So ein Finke, ſagte er, ſo ein Doppelſchlag, ſey auf Erden nicht mehr zu finden. Schon mancher Kenner habe ihn darum beneidet, und es ſey ihm vieles Geld für den Finken geboten worden. Aber, ſetzte er hinzu, der alte Werl iſt kein Narr. Es könnte mir einer das ganze Herzogthum anbieten, und ich ließe doch nicht von dem Vogel. — Dieſe Rede — und Werl verbreitete ſich noch viel weiter — klang dem Freyherrn anmuthiger, als das ſchönſte Concert, und die luſtigſten Hoffnungen gingen ihm daraus auf. Die Dankbarkeit des Alten und ſeine leidenſchaftliche Liebhaberey — das waren zwey Handhaben, an denen er den koſtbaren Schatz zu

heben hoffte; und auch Marie freute sich, daß ihr Vater die Schuld der Dankbarkeit für sie zu zahlen übernahm. Selbst zu blöde, um Etwas von dem ihrigen hinzuzufügen, wünschte sie doch, daß der schöne junge Mann nicht unzufrieden hinweggehn möchte, und die artigen Worte, die er zu ihr gesprochen, summten, ohne daß sie es selbst recht wußte, in ihrem Herzen fort. Sie hatte sich wieder an das Fenster zur Arbeit gesetzt; Askan aber führte das angefangene Gespräch mit dem Alten weiter, und da er zu Hause, auf dem Gute seines Vaters, dem Vogelfange fleißig obgelegen hatte, ging er mit Sachkenntniß und Kennerschaft auf den Gegenstand ein, der dem Alten nach seiner Tochter, das Liebste auf Erden war. Dieser war außer sich, einen solchen Herrn mit so gründlicher Kenntniß sprechen zu hören; und seine Freude stieg noch höher, als ihm jener versprach, einige seiner Gegend eigenthümliche Sangvögel für ihn zu bestellen,

und ihm durch Fieranten bringen zu laſſen.

Jede Liebhaberey iſt eine ſchwache Stelle in dem moraliſchen Bau des Mannes, und das Kindliche, was darinne liegt, artet leicht in ein Kindiſches aus. Werl kannte die Gefahren, die ein Mädchen auf einer Univerſität bedrohen, und hütete ſeine Tochter mit ſtrengem Ernſt. Aber in dieſem Augenblick vergaß er Alles. „Sie ſind ein Mann, wie es wenige gibt, ſagte er zu dem überglücklichen Freyherrn; Sie ſchätzen die Kunſt und verſtehn ſich auf das, was ſchön und ſelten iſt. Jetzt iſt es Abend und meine Capelle ſchläft. Aber kommen Sie morgen wieder, und Sie ſollen ihre Freude haben. Und der Doppelſchlag, den Sie mir heute wiedergeſchenkt haben, wird Ihnen nicht am ſchlechteſten gefallen.“ — So öffnete er dem Wolfe die Thür, ohne zu ahnden was er that. Ein ſolcher Freund ſeiner Lieblinge, meinte er, ein ſo feiner Kenner der zarten

Nüancen des Finkenſchlags könne kein gefährlicher Mann ſeyn.

Man kann leicht glauben, daß der Freyherr die Einladung des Alten nicht von ſich wieß; in der That nahm er ſie mit einer Freudigkeit an, die jenem hätte bedenklich ſeyn müſſen, wenn er ſie nicht unglücklicher Weiſe nach ſeiner eignen Freude gedeutet hätte. Recht herzlich ſchüttelten ſich beyde beym Abſchied die Hände, und Marie mußte, da es dunkel geworden war, dem fremden Herrn die Stiegen hinab leuchten. Sie wär' es gern überhoben geweſen. Denn ſo ſehr ſie vermieden hatte, ſeinen Blicken mit den ihrigen zu begegnen, ſo hatte ihr doch die Richtung ſeiner Stimme geſagt, daß er mehr mit ihr, als mit ihrem Vater beſchäftigt war. Sie ließ die Thür hinter ſich offen, und blieb mit dem Licht in der Hand auf der oberſten Stufe ſtehn; aber Askan, ſchon die halbe Treppe hinab, kehrte haſtig um, faßte ihre Linke mit ſeinen beyden Händen,

und sagte, indem er ihr fest in die Augen sah: Wenn Sie wüßten, schönes Kind, wie glücklich mich dieser Zufall gemacht hat, würden Sie mir zürnen? — Marie schwieg und zog ihre Hand zurück. — Darf ich wiederkommen? fuhr Askan fort. — Mein Vater hat sie eingeladen, antwortete sie mit zitternder Stimme. — Und geben Sie Ihre Einwilligung dazu? — Er wollte ihre Hand noch einmal ergreifen. Sie wich aus, und eilte mit klopfendem Herzen in die Stube zurück.

Werl war den ganzen Abend unaussprechlich vergnügt. Er konnte nicht aufhören, den schönen jungen Mann zu preißen, der so vornehm und doch so freundlich sey; und es war ihm nicht recht, daß ihn Marie immer allein sprechen ließ, und die dankbaren Ergießungen seiner Freude nicht durch ihre Beystimmung theilte. Sie aber hörte nur halb was ihr Vater sprach. Die Aeußerungen des Freyherrn machten ihr

bang; sie fing an seine Neigung zu ahnden, und es war ihr, als ob sie diese Ahndungen ihrem arglosen Vater mittheilen müßte. Sie hätt' es auch gethan, hätte die freudige Redseligkeit des alten Mannes ihren ersten Entschluß aufkommen lassen. Aber wie sie erst mit sich selbst zu Rathe ging, und hin und her bedachte, was ihr zu thun gezieme, da trat ihr der Zweifel, die Schaam und die Furcht eines möglichen Irrthums entgegen. So schwieg sie, nach langem Besinnen, und während der Berathung hatte sich das Bild des schönen und liebenswürdigen Freyherrn nur etwas tiefer in ihrem Herzen eingedrückt.

Der sittliche Beruf des Menschen zeigt sich nirgends auf eine so unverkennbare Weise, als in den Augenblicken, wo sich unsrer Wahl unbekannte Wege eröffnen. In einem reinen und wohlgebildeten Herzen ist die Entscheidung fast immer sicher und schnell, und die erste Antwort aus seinem Heiligthume ist wie eine Stimme der Wahrheit,

oder wie ein Aufflammen des ewigen und unwandelbaren Gesetzes, das aus seiner geheimnißvollen Tiefe mit Einemmal klar in die Gegenwart tritt. Wohl dem, der sein Gebot in dem Augenblick, wo er es vernimmt, dem Willen übergibt, ohne auf die Einwendungen der Neigung oder der Eitelkeit zu hören, die erst leis und flüsternd Zweifel erregt, und wenn sie Gehör findet, immer dreister und kecker, endlich den Sieg erstürmt. Dann erblaßt das klar geschriebene Gesetz, und die Stimme des Rechtes verstummt, um, wenn das Unrecht seinen Triumph gefeyert hat, als strafende Richterin von neuem zu erscheinen, und die allzuspäte Reue aufzuwecken.

Wenn indeß Marie den Gedanken, ihren Vater zum Vertrauten ihrer ängstlichen Vermuthungen zu machen fallen ließ, so war es doch weniger eine keimende Neigung, die sie zurückhielt, als die sittsame Blödigkeit des jungfräulichen Herzens, das sich vor männ-

lichen Augen — wären es auch die eines Vaters — zu entschleyern scheut. Sie schlief wenig in dieser Nacht, und indem sie Alles noch Einmal überdachte, faßte sie den Vorsatz, ohne ihren Vater durch eine bedenkliche Mittheilung zu beunruhigen, dem Freyherrn auf alle Weise aus dem Wege zu gehn. Dieser Vorsatz stillte die Bewegung ihres Herzens, und als die Nacht entwich, und der Morgen hell und freundlich in ihr Kämmerchen blickte, war sie so heitern Sinns, daß sie sich selbst über alle ihre Beängstigungen ein thörigtes Kind schalt.

Meister Werl, der nun auch von seiner leichten Unpäßlichkeit vollkommen wieder hergestellt war, ging eine Stunde früher als gewöhnlich an die Arbeit, um früher endigen zu können, da er die Rückkehr des Freyherrn mit Zuversicht und Freude erwartete. Marie setzte Alles in Ordnung und säuberte Alles, damit der Vater bey seinem Besuche Ehre hätte; sie selbst aber ging, ihrem Vorsatz

getreu,

getreu, eh die bestimmte Stunde schlug, zu einer Nachbarin aus. Askan von Ungeduld getrieben, kam früher, als er versprochen hatte; aber seine Augen suchten Marien umsonst, und er wäre lieber gleich wieder weggegangen, wenn er nicht auf ihre Rückkehr gehofft hätte. Seine Hofnung blieb unerfüllt. Er verließ das Haus in der Stimmung eines Menschen, den man zum Besten gehabt hat, und der sich nun seiner Rolle schämt. Der Alte hätte seinen mühsam versteckten Verdruß bemerken müssen, wenn er nicht so vertieft in die Geschichte der Tugenden seiner Vögel gewesen wäre; aber Askan, als er an der Thür Abschied genommen, und auf die Straße getreten war, murmelte unmuthig zwischen den Zähnen, und ärgerte sich, daß sich der alte Narr nun einbilde, er wäre um seinetwillen gekommen. Als er indeß auf sein Zimmer zurückkam — er hatte noch einen Gang um den Graben gemacht — dachte er mit kühlerem Blute: Vielleicht ist sie wider

ihren Willen vom Hause weggewesen! — und eine Viertelstunde darauf, als die alte Eitelkeit sich wieder auf den Thron geschwungen hatte, sagte er zu sich: „Die Hexe geht mir wohl nur aus dem Wege, um mich nach sich zu-ziehn. Denn das muß sie doch weg haben, daß sie mir gefällt.“ An diesen Gedanken hielt er sich fest, und schwang sich mit seiner Hülfe so glücklich zu den luftigsten Hofnungen hinauf, daß er mit der heitersten Laune und ohne allen Groll zu Bett gehen konnte.

Was der Tag versagt hatte, gewährte die milde Nacht auf das Freygebigste. Bald saß er ihr in einer dämmernden Laube gegenüber, und las in ihren Augen das Geständniß der Liebe; bald zog er sie an seine Brust und küßte die Sträubende; endlich träumte er, auf dem Gute seines Vaters zu seyn, und unruhig suchend durch den Wald zu streifen. Da warf sich ihm Marie mit aufgelößtem fliegendem Haar aus dem Gebüsch

entgegen, stürzte in seine Arme, und flehte, an seine Brust geschmiegt, um Erbarmen und Hülfe. Der Schrecken weckte ihn auf; aber das Bild des Mädchens, vom Traume verklärt, wich den ganzen Tag nicht von ihm. Wachend suchte er den Traum, und mit größerer Ungedult als je sehnte er sich nach ihrem Anblick, einer Zusammenkunft und einer Erklärung.

Mehrere Tage waren umsonst verstrichen; da kam ihm der Zufall zu Hülfe. Wir haben oben von dem Pudel erzählt, den Werl mit so brüderlicher Zärtlichkeit liebte, und nur selten von der Seite ließ. Eines Tages, als er in einem vornehmen Hause arbeitete, wo fremden Hunden der Zutritt versagt war, lag das treue Thier schlummernd vor dem Hause, die Rückkehr seines Herrn zu erwarten. Marie war bey der Nachbarin. Während dem geht ein auswärtiger Soldat vorüber, ein Freybeuter und Ausreisser. Dieser, des Raubens kundig, bemächtigt sich des Pudels, schnürt

ihm mit einem behenden Griffe den Mund zu, und bringt ihn, trotz alles Widerstandes, glücklich in Sicherheit. Wie nun Werl von der Arbeit nach Hause kömmt, und sein Bello ihm nicht wie gewöhnlich entgegenspringt, und er ihn auch in dem Hause nicht findet, und nicht in der Nachbarschaft, und er auch bey Marien nicht ist, so daß er nun nicht mehr an einem Diebstahle zweifeln kann, da überläßt er sich dem unmäßigsten Schmerz, läuft durch alle Straßen, fragt alle Begegnenden aus, und theilt den Bekannten mit jammernden Worten seinen Verlust mit. — Unterdessen saß Askan einsam unter dem Laubdache einer Linde, die ein stilles Haus am Eingange des Mühlthals beschattete, sah in das vorbeyrauschende Wasser, und dachte an Marien. Da kam der Soldat vorübergezogen, den widerstrebenden Hund mühsam am Stricke nach sich schleppend, grüßte den Träumenden und bot ihm seinen Raub zum Verkauf an. Askan

fuhr wie aus tiefem Schlafe auf, erkannte das Thier auf den ersten Blick, und kaufte es, mit der sichern Ahndung des Glücks, das es ihm bringen würde, ohne weitere Erörterung. Der Ausreisser legte das empfangene Geld so gleich in Brantwein an; Askan aber kehrte unverzüglich nach der Stadt zurück. Der Pudel folgte ihm ohne Widerstand; und als er beym Anblick des Hauses seines Herrn, froh und lustig anschlug, fuhr Marie an das Fenster, und stand mit einem Schrey der Freude auf der Straße, ehe sie noch den Retter des geraubten Hausgenossen hatte erkennen können.

In dem Augenblick, wo sie auf die Straße trat, stand der Freyherr vor ihr. Sie wich einen Schritt zurück. Es war ein Gefühl des Schreckens, das sie rückwärts trieb, und sie wäre entflohn, hätte nicht des Hundes ausgelassene Freude, der bald an ihr aufsprang, bald sich giemend zu ihren Füssen wand, ihre Flucht gehemmt. Ganz kurz er-

zählte ihr Askan, indem er in das Haus trat, wie er den Hund, weil er ihn gekannt, einem Diebe abgejagt habe, und ließ ihr nicht lange Zeit, ihrer Dankbarkeit mit Worten Luft zu machen. Während des Erzählens war er die Stiegen hinaufgegangen. Sie konnte nicht umhin ihm zu folgen, und als er ihr nun in dem engen Stübchen gegenüber stand, faßte er sie muthig bey den zitternden Händen, und mit forschenden Blicken ihre niedergeschlagenen Augen fassend, sagte er mit weicher und bittender Stimme: „Gute Marie, dieß ist das zweitemal, daß mich der glücklichste Zufall in Ihre Nähe bringt. Sollte dieß nicht mehr als Zufall, sollte es nicht die Fügung eines höhern Willens seyn, der meine Wünsche begünstigt?" — Marie zitterte immer heftiger, und sie vermochte nicht ihre Hände den seinigen zu entziehn, die sie umschlossen hielten. — „Du zitterst, holdes Kind, fuhr der Freyherr mit noch größerer Innigkeit fort.

Warum fürchtest du mich? Kannst du den fürchten, der dich liebt; der dich mehr als sein Leben liebt? Eh ich dich sah, hab' ich dich geliebt, und seit ich dich gesehn, ist jeder Augenblick meines Daseyns mit dem Gedanken an dich erfüllt gewesen. Im Traum erschien mir dein Bild; da warst du mild und freundlich gegen mich; willst du hart und streng gegen den Wachenden seyn?" — Ich darf sie nicht weiter anhören, antwortete Marie mit bebender Stimme, indem sie ihre Hände den seinigen entwand; ich hätte schon dieß nicht anhören sollen. Und dann mit steigender Aengstlichkeit und flehendem Ton: „Verlassen Sie mich, ich beschwöre Sie bey Allem, was Ihnen heilig ist." Dabey hob sie ihre gefalteten Hände zu ihm auf, und indem sie sich demüthig bittend nach ihm neigte, rollten ihre Thränen von den seidnen Wimpern auf seine ausgestreckte Hand.

Kein Mensch, wie hartherzig er auch wäre, hätte die Bangigkeit des lieblichen

Mädchens und ihre Demuth ohne Rührung gesehn. Auch der Freyherr war etwas gerührt; aber in ihren Thränen sah er sich den Farbenbogen der Hofnung aufgehn, und ihre Furcht machte ihm Muth. Er ergriff von neuem ihre gefalteten Hände, und führte sie, zwischen den seinigen, zu den glühenden Lippen. — „O Maria, sagte er, wie kann das Bekenntniß der frömmsten Liebe Sie ängstigen? Wem wollen Sie vertrauen, wenn es nicht einer solchen Liebe ist? — Marie antwortete nicht. Ihr glühendes Gesicht zur Seite beugend — er hielt noch immer ihre Hände fest — suchten ihre Blicke Hülfe vom Himmel. — „Sagen Sie mir ein freundliches Wort, damit ich nicht ohne Trost von Ihnen scheide!“ — Sie sah ihn flehend an, und sagte wieder: Um Gottes Willen verlassen Sie mich. Ich darf diese Sprache nicht hören; ich darf Ihnen nicht antworten.

In diesem Augenblicke schlug Bello an, der den Fußtritt seines rückkehrenden, be-

kümmerten Herrn von der Straße herauf gehört hatte. Marie fuhr in heftigem Schrecken zusammen und wendete sich nach dem Fenster; der Freyherr that einen Schritt nach der Thür, zu der Werl herein trat. Einzig mit dem Wiedergefundenen beschäftigt, wurde dieser weder den Freyherrn noch seine Tochter gewahr. Aber als ihn jener zuerst begrüßte, und mit dem Worten „Heute, Freund Werl, hab' ich wohl noch ein besseres Geschäfte gemacht, als am vorigen Sonntag" die Geschichte seiner Gegenwart einleitete, und nun umständlich erzählte, wie er den Pudel gerettet hätte, auch durch einige kleine verschönernde Umstände, die er dazulog, aus dem Zufall ein absichtliches Verdienst machte, — da wäre ihm der ehrliche Werl gern um den Hals gefallen, wenn es sich nur hätte schicken wollen. Was er konnte, das that er. Er beschwor in der Fülle seiner Dankbarkeit den Freyherrn, seinen besten Finken von ihm zum Geschenk anzunehmen, den er ja so bloß

ihm verdanke und der eigentlich bey ihm, als einem Kenner, erst an seiner rechten Stelle wäre. Da half kein Weigern. Der Käfich wurde von seiner Stelle genommen, und Werl trug ihn selbst dem Freyherrn nach, um ihn in dessen Zimmer schicklich zu befestigen. Den ganzen Weg über sprach er wie im Rausch, bald von seiner Dankbarkeit, bald von den Tugenden des Hundes, bald von der Außerordentlichkeit des Vogels, bald von der Vortreflichkeit seines Wohlthäters; und das Alles warf er so durch einander, daß man oft nicht wußte, ob er von sich, oder von dem Hunde, oder vom Freyherrn sprach.

Als sich Askan wieder allein sah, warf er sich auf den Divan, und kehrte mit seinen Gedanken zu Marien zurück. Eine freudige Hofnung war in seinem Herzen aufgegangen, und er unterließ nicht diese Hofnung zu pflegen und groß zu ziehn. Emsig durchsann er die ganze Geschichte dieses Abends; sorg-

fältig deutete er jede Bewegung und Miene des Mädchens, ihre Worte und ihr Schweigen, ihre Thränen, ihre Bitten, und Ihr „ich darf Ihnen nicht antworten" aus. Je günstiger ihm diese Ausdeutung schien, desto inniger wurde seine Freude, und diese Freude rief gute und edle Vorsätze in seiner Seele auf. Mariens Bild stand vor ihm in der Glorie ihrer Demuth; wie eine zarte Blüthe kindlicher Unschuld erschien sie ihm, noch verschlossen in sich selbst, wie die Rosenblüthe, die nur die roheste Hand abzubrechen wagt. Jetzt verstand er ihre Bangigkeit, und warum sie ihn früher gemieden, und er fing an zu fürchten, sie möchte ihn nun noch mehr fliehn. Diese Furcht, das Symptom wahrhafter und aufrichtiger Liebe, beunruhigte ihn auf das Heftigste, und was er versuchen mochte, dieser Unruhe Herr zu werden, war umsonst. Lang ging er im Zimmer auf und ab, und als die Mitternachtsstunde schlug, sagte er zu sich selbst:

„Was es auch koste, sie muß mein werden, und auf einem ehrlichen Wege. Kenn' ich nicht der Weiber genug? und ist unter Allen, die ich kenne, auch nur Eine, die mit ihr zu vergleichen nicht Lästerung wäre?" — Dann erwog er das Alter seines Vaters; seine eigene unabhängige Lage in dem Besitze einträglicher Güter; das Glück, solche Freyheit mit einer schönen und guten Frau zu genießen. — „Den Henker frage ich dann nach dem Hofe, dachte er weiter; den Henker nach den geschminkten Gesichtern, die die Weiber als ein Bekenntniß ihrer verwahrloßten Natur ausstellen; den Henker nach den bunten Zeichen der Knechtschaft, mit denen sich die Männer behängen. Was brauch' ich mich zum Diener zu machen, wenn ich Herr seyn kann? Oder kann mir ein Fräulein von sechzehn Ahnen mehr Adel und Tugend mitbringen, als meine herrliche Marie?" Und nach einer Pause setzte er hinzu: „Warlich, das muß auch mein Vater einsehn,

wenn ich es ihm gehörig vorstelle, und ich denke, er wird mich nicht auf seinen Tod warten lassen, um mich so glücklich zu machen, als ein Mensch es nur werden kann." — So sprach er die halbe Nacht recht herzhaft mit sich, und es war ihm voller Ernst, und er hatte keinen heißeren Wunsch, als den einer frühen Entscheidung. Die Gelegenheit zur Entscheidung kam früher, als er geglaubt hatte.

Das Heraustreten des Freyherrn nemlich aus Werls Hause in der Nacht war zufällig von einigen Vorübergehenden bemerkt worden, nicht aber die Begleitung des Alten, den man so kurz vorher nach seinem Hunde suchend in der Stadt gesehn hatte. Noch an demselben Abend wurde verbreitet, der Freyherr von Ratikau, als glücklicher Abentheurer nicht unberühmt, mache in der Nacht Besuche bey Werls Tochter; und da sich sein Zurückziehn seit mehrern Tagen, und eine gewisse Heimlichkeit seines Wesens mit dieser Nachricht

sehr bequem in Verbindung setzen ließ, so galt es schon am folgenden Morgen für eine ausgemachte Sache, der Freyherr habe dem unbekannten Engel seine Schwungfedern ausgerissen; sie nehme in der Nacht Besuche von ihm an, und sey folglich nicht im geringsten besser, als Andere, die nicht so scheinheilig und tugendsam einherschritten. Bald war die Sache das Gespräch des Tages. Misgunst und Eifersucht waren geschäftig; der Muthwill bließ Feuer zu, und so wurde in einem lermenden berauschten Vereine beschlossen, die Scheinheilige zu züchtigen, und den stolzen hinterhaltigen Freyherrn zu demüthigen. Mehrere Vorschläge wurden gethan, mehrere verworfen. Endlich beschloß der edle Verein, ein altes Gassenlied dem Gegenstande anzupassen, Mariens und Askans Nahmen einzuschieben, und das Ganze noch mit einigen rohen, leicht verständlichen Anspielungen zu würzen. Und als dieses Werk unter schallendem Gelächter vollendet, abgelesen und

abgesungen worden, kehrten die Verschwo-renen, nach Einbruch der Nacht, in die Stadt zurück, griffen unterwegs einige Musicanten auf, und nahmen unter dem Fenster der armen Marie Platz, die emsig bey ihrem düstern Lämpchen spann, während ihr der Vater aus der Bibel las. Eine entsetzliche Musik erhob sich jetzt, so daß Bello heulend auffuhr, und die erschreckten Vögel durch-einander kreischten; und auf die wilde Musik folgte das schmähliche Lied, laut und ver-nemlich aus vier oder fünf Kehlen ausge-stoßen. Daß alle Fenster der Nachbarschaft sich öffneten, daß jeder Vers unter dem Ge-lächter der Zuhörer endigte, daß sich bald eine dichte Schaar um die Sänger gedrängt hatte, Alles das brauchen wir nicht zu sagen. Werl wußte nicht, wie ihm geschah, und ob er gleich von dem innern Zusammenhange der Sache nichts begriff, so verstand er doch so viel, daß es auf eine Beschimpfung seiner Tochter abgesehen sey. Er wollte hinab;

Marie hing sich an ihm; auf die Erde gesunken umfaßte sie seine Knie und hielt ihn zurück.

Der Freyherr war unterdessen, wie er oft that, einsam umhergeschweift, und nahm jetzt den Weg nach dem Hause, das alle seine Wünsche umfaßte, um wenigstens den Schein von Mariens Licht, vielleicht ihren hin und her webenden Schatten, oder, wenn ihn das Glück noch höher begünstigte, sie selbst hinter den kleinen Fenstern zu sehn. Mit nicht geringem Erstaunen vernahm er von fern die wilde Musik und das wirhernde Jauchzen und Lachen einer versammelten Menge; und da der Lerm offenbar von der Gegend kam, nach welcher er steuerte, so verdoppelte er, von böser Ahndung beflügelt, seine Schritte, hörte, fern noch, seinen und Mariens Nahmen, errieth das Uebrige, und stürzte wüthend in den Kreis. Schnell warf er die neugierigen Gaffer zur Seite, zerschlug den Musicanten ihre Geigen auf dem Rücken,

riß

riß einen der Sänger zu Boden, und jagte die andern mit Fauſtſchlägen in die Flucht. In wenigen Augenblicken war das ganze Getümmel zerſtreut, und nur von Fern her hörte man noch die wilden Drohungen der Fliehenden. Was fragte Askan nach dieſen? Sein Zorn war befriedigt; und die Freude über eine muthige, für die Geliebte vollbrachte That trieb jetzt ſein Blut noch heftiger, als der Zorn vorhin. Ohne Verweilen ſtürmte er die Treppe hinauf. Marie lag noch am Boden, ihr verhülltes Geſicht auf die Knie ihres Vaters geſtützt, der, fern vom Fenſter ſitzend, ängſtlich den Ausgang erwartete. — Marie fuhr auf, als der Freyherr die Thür aufriß, und da ſie ihn erkannte, rief ſie ihm mit flehender Stimme zu: Um Gottes willen, ſchützen Sie, retten Sie uns! — Ich komme deshalb, ſagte der Freyherr näher tretend. Wie beklag ich Sie um die Angſt, die Ihnen dieſe wüſte Rotte gemacht hat. — Was konnten ſie aber nur

wollen? fragte Werl mit weinerlichem Ton. Was hatte ihnen nur meine Tochter gethan? — Es ist jetzt nicht Zeit, antwortete Askan, hierüber Untersuchungen anzustellen. Denn ich müßte diese Wüstlinge schlecht kennen, wenn sie nicht bald in verstärkter Anzahl, und gewiß mit weit heftigerer Wuth zurückkehren sollten. — Marie zitterte; ihr Vater ging ängstlich auf und ab. — Wenn sie nun in Ihr Haus eindrängen? fuhr er fort, sich an den Maler wendend, würden wir sie abwehren, würden wir Ihre Tochter gegen neue, vielleicht noch ungemessenere Beleidigungen schützen können? — Aber was sollen wir anfangen? rief Marie ängstlich die Hände ringend. Hätte mich Gott doch sterben lassen, eh' ich solche Schmach erlebte!

Als sie nun bey diesen Worten ihr Gesicht mit dem Tuche verhüllte, und Ströme von Thränen ihren Augen entquollen, trat Askan vertraulich zu ihr, faßte ihre emporgehobenen Arme und sagte: „Warum verzweifeln über

eine fremde Schuld? Laſſen Sie uns einen Entſchluß faſſen, eh' es zu ſpät wird. Hier dürfen Sie nicht von den Zurückkehrenden gefunden werden. Vertrauen Sie ſich mir an. Ihr Vater begleitet uns. Meine Wirthin iſt eine wackre Frau. Dieſe kann Ihnen bey ſich eine Freyſtatt geben, bis Morgen wenigſtens. Dann können wir uns weiter berathen. Rechnen Sie in allen Dingen auf mich und meinen unbegrenzten Eifer Ihnen zu helfen." — Dieſer Vorſchlag war ehrlich gemeint; und da Werl, der die Wirthin des Freyherrn kannte, freudig einſtimmte, hatte dieſer, nach wenigen Augenblicken, das bebende, weinende Mädchen am Arm, und führte ſie, wie eine Beute des Siegs, mit klopfendem Herzen und nicht ohne freudigen Dank gegen die Fügungen des Zufalls, durch einen Umweg in ſein Haus. Der Vater folgte ihm auf dem Fuße nach.

Ueber die Abſichten der trunkenen, von ihm in die Flucht geſchlagenen Rotte hatte

ſich der Freyherr nicht geirrt. Jene hatten in einigen Wirthshäuſern, in denen Studenten verſammelt waren, Lerm gemacht, und durch einen wohlerſonnenen Roman, der ihren Muth in ein günſtiges Licht ſetzte, ihre Freunde und die Liebhaber wüſter Abentheuer aufgerufen. Eine gröſsere Schaar als vorher zog jetzt lermend und drohend nach der Vorſtadt hin, feſt entſchloſſen, das Haus des Malers zu ſtürmen, und ſich an dem Freyherrn zu rächen, den ſie dort zu finden hofften. Die Thür wurde aufgeſprengt und jeder Winkel des Hauſes durchſucht. Da ſie aber niemanden fanden, zogen ſie nach der Stadt zurück, wo einige von ihnen der Polizey in die Hände fielen, die, nach kurzer Unterſuchung, die Anſtifter fortſchickte und die andern mit Gefängniß beſtrafte, wodurch die Sache erſt recht bekannt, und mit unendlichen, für Mariens Ruf nachtheiligen Zuſätzen verunſtaltet, in den Mund der Leute kam.

Während dieſes geſchah, hielt ſich Marie in dem Hauſe des Freyherrn verborgen. Er ſah ſie täglich unter den Augen ſeiner Wirthin, und da er aus ſeiner Liebe kein Geheimniß machte, und die Wirthin ſelbſt, eine rechtliche, gutmüthige, aber ſchwache Frau, ihm das Wort bey Marien redete, ſo war dieſe Zeit nicht verlohren. Die Dankbarkeit hatte der Liebe vorgearbeitet. Marie ſah in dem Freyherrn ihren Beſchützer, und daß er die Veranlaſſung zu dem ruchloſen Angriff auf ihre Ehre geweſen, war nicht ſeine Schuld. Sie konnte nicht an einer Liebe zweifeln, die er ihr ohn' Unterlaß mit den heiligſten und feurigſten Schwüren betheuerte; und wir wollen geſtehn, daß ſie ſich gern dem Zuge der Liebe zu dem ſchönen und beredten Jünglinge hingegeben hätte, hätte ſie nur die Bedenklichkeiten ihres zagenden Herzens überwinden können. So ſah er ſich nach mehrern Tagen, die er ihr faſt ausſchließend gewidmet hatte, faſt noch eben ſo weit vom

Ziel als vorher. Kein Geſtändniß hatte er ihr zu entlocken vermocht; keine Vertraulichkeit, auch die kleinſte nicht, hatte er ihr abgewonnen; aber ſeine Leidenſchaft war in ihrer Nähe und durch ihre Zurückhaltung ſelbſt, noch glühender, gewaltſamer und unwiderſtehlicher geworden.

So waren einige Tage vergangen, als die treue Wirthin eines Morgens von einem Geſchäfte nach Hauſe zurück kam, und mit verdrießlicher Miene, die man ſelten an ihr ſah, zu Marien ſagte: „Gutes Kind, ſo geht das nicht länger. Es iſt ausgekommen, daß du bey mir im Hauſe biſt, und die Leute ſprechen wunderlich von dir und mir. Nun weiß der Himmel über mir, daß ich es redlich mit dir meyne, und daß ich dich nun und nimmermehr bey mir verſteckt hätte, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß auch der Freyherr es redlich meynt. Jetzt aber muß es anders werden, denn ich kann meinen guten Nahmen nicht durch böſen Leumund beflecken laſſen.“

Auf dieſe Rede hatte Marie nichts als Thränen; aber die Worte der Alten ſagten ihr deutlich genug, daß auch ihr eigner Ruf auf die ſchrecklichſte Weiſe zerriſſen war. Es war umſonſt, daß ihr Gewiſſen ihr das Zeugniß der Unſchuld gab; in den Augen der Welt galt ſie für ſchuldig, und kein zartes Gemüth vermag ſolchem Urtheile Troß zu bieten. In ihrer Verzweiflung warf ſie ſich der gutmüthigen Alten in die Arme, beſchwor ſie mit Strömen von Thränen, ſie nicht in einem Jammer zu verlaſſen, der ſie vernichten würde. Die Alte weinte mit und tröſtete, ſo gut ſie konnte. Da dieſer Troſt aber nur in leeren Worten beſtand, und, ſo wie die Sachen einmal ſtanden, ein Entſchluß gefaßt werden mußte, trocknete die gutmüthige Wittwe endlich ihre Thränen, und ſprach, Marien gegenüberſitzend, wie folgt:

„Wenn du guten Rath annehmen willſt, liebes Kind, ſagte ſie, ſo mußt du vor allen Dingen ſuchen von hier wegzukommen. Ich

kenne die Menschen; das Wesen der Studenten ist mir aus langer Erfahrung bekannt, und ich weiß, daß, da sie einmal Böses von dir denken, es ganz vergeblich seyn würde, sie auf andere Gedanken bringen zu wollen. Die Strafe, die einige von ihnen, zwar durch ihre Schuld, aber doch auf deine Veranlassung dulten, hat die ganze Rotte gegen dich erbittert, und du würdest nie, ohne Angst vor Schmähungen, über die Straße gehen können. In deines Vaters Haus darfst du am wenigsten zurückkehren, da du dort mehr als irgendwo anders ihren Ueberfällen und Mishandlungen ausgesetzt bist." — Aber wo soll ich hin? jammerte Marie. Ich habe niemanden auf der Welt als meinen Vater, und die einzige gute Seele, die sich meiner mit Mutterliebe erbarmt hat, hält das Grab verschlungen! — „Du darfst darum nicht verzweifeln, fuhr die Wittwe mit leisem, gutmüthigem Lächeln fort. Man ist nicht hülflos, wenn man von Gott mit

einer Geſtalt begabt iſt, wie die deinige, und wenn man einen Freund wie den Freyherrn hat.“ — Sie hielt inne und ſah die Jammernde mit forſchenden Blicken an. Dann fuhr ſie fort: „Wie iſt es nur möglich, daß du einen ſo ſchönen und vornehmen Herrn nicht lieben, oder daß du ihm das Leben ſo ſchwer machen kannſt? Denn warlich eine ſolche Liebe, wie er zu dir hegt, iſt noch auf Erden nicht erfunden worden. Er denkt auf nichts als dich glücklich zu machen.“ Und nun wiederholte ſie mit unermüdlicher Redſeligkeit, was ihr Askan, nicht ohne Abſicht, von ſeiner Leidenſchaft vertraut hatte, indem ſie aus ihren eignen Beobachtungen noch Vieles hinzufügte, was die Wahrhaftigkeit ſeiner Betheurungen noch mehr zu beſtätigen ſchien.

Wir würden der Wahrheit zu nah treten, wenn wir nicht eingeſtehen wollten, daß Marie, ſo betrübt ſie auch war, doch dieſe Reden mit einem geheimen Wohlgefallen ver-

nahm. Sie wünschte von Askan geliebt zu seyn, während sie doch seine Liebe fürchtete. Ihr Herz sprach für ihn; aber sie scheute sich die Stimme der Neigung zu hören, und die wohlbegründete mädchenhafte Furcht vor der Gewalt der Leidenschaft überwog das stille Verlangen, den Lockungen des Augenblicks Gehör zu geben. Es hätte sie schon gereizt, an der Hand des liebenswürdigen Mannes den blumigen Pfad zu betreten, den er ihr zeigte; aber eine schlimme Ahndung ließ Nattern unter den Rosen erwarten, und ihr Fuß wich in dem Augenblick zurück, wo er zum Vorschreiten erhoben war. Noch stand ihre Kraft unerschüttert zwischen den doppelten Angriffen des geliebten Mannes und dem schmeichelnden Rath ihres bestochnen Herzens; die bessere Seele siegte noch in dem Kampf, der sich täglich und stündlich erneuerte. Aber ach! der Andrang der äussern Noth und selbst — wie seltsam es auch scheinen mag — die unverschuldeten Krän-

kungen, die ſie ertrug, kamen der Liebe zu Statten. Darum horchte ſie jetzt auf die Worte der Wittwe mit innerer Zuſtimmung, ohne ihr etwas entgegenzuſetzen außer der Frage: Wie dürfte ich denn einen Mann lieben, der nicht der Meinige werden kann?

Die Alte ſchien dieſe Einwendung erwartet zu haben. „Und warum in aller Welt ſollte er nicht der deinige werden können? antwortete ſie mit zuverſichtlichem Tone. Etwa weil er ein Edelmann iſt? Sind wir denn nicht alle gleich vor Gott? und ſoll nicht Schönheit ſo viel gelten, als ein wurmſtichiger Adelsbrief? So wie dich der Freyherr liebt, weiß ich, daß er ſeinen Adel tauſendmal geringer achtet, als deinen Beſitz; und daß er, wenn es ſeyn müßte, lieber ein gemeiner und armer Mann würde, um nur dich zu haben. Aber damit hat es keine Noth. Hat er mir nicht noch geſtern geſchworen, daß ihn, ſeitdem er dich kenne, das Hofleben anekle; und daß ihm alle Herr-

lichkeiten der Welt nichts wären ohne dich? Wenn du ihn nur lieben wolltest, so sey sein fester Entschluß, auf das Land zu ziehn, und seinen Güteen vorzustehn, wo er frey wie ein Vogel in der Luft und glücklicher, als alle Könige der Erden seyn werde. Sein Vater, sagte er, würde ihn, als den einzigen Sohn, wahrscheinlich in seinem Glücke nicht hindern; im schlimmsten Falle, sey er in wenigen Jahren mündig, und dann wenigstens zum Theil unabhängig. Bedenke dir das Alles, Kind, und wie glücklich du dich machen kannst, und deinen alten Vater, und vor allem den Freyherrn, der nichts auf der Welt begehrt als dich, und ohne dich nicht länger leben mag."

Mit diesen Reden fiel ein Strahl von Hofnung in Mariens beklommenes und unerfahrenes Herz. Das was sie für unmöglich gehalten, schien es jetzt nicht mehr. Sie konnte vielleicht, indem sie den Wünschen

ihres Herzens folgte, ſich und andern Zufriedenheit und Ruhe ſchaffen.

Dieſe Ausſicht auf eine heitre Zukunft aber war wie ein flüchtiges Luftgebild, das in der glühenden Wüſte den durſtigen Wandrer mit der Erſcheinung ſchattiger Landſchaften und cryſtallner Seen täuſcht. So wie ſie näher trat, ſo wie ſie ihre Blicke auf die nächſte Gegenwart richtete, verſchwand der Zauber und die Ausſicht umdüſterte ſich. Ihre Lage forderte ſchnellen Rath, und die Hülfe, welche die Hofnung bot, lag in weiter und ungewiſſer Ferne. — Aber was ſoll nur jetzt aus mir werden? ſagte ſie mit erſtickter Stimme. Wer wird ſich meiner erbarmen, wenn Sie mich von ſich ſtoßen? Ich kann nicht vorwärts und nicht zurück. Ach, daß ich geſtorben wäre, ehe mich mein unglückliches Schickſal hierher geführt hätte! —

Bey dieſen Worten bedeckte ſie ihr Geſicht mit den Händen; ihre Thränen quollen unter ihnen hervor; lang hingen die aufgelößten

Locken von dem gesenkten Haupte auf ihren Schoos herab. Die Wittwe war näher getreten und wollte trösten. Da trat Askan herein. Bestürzt fragte er nach der Ursache so tiefer Betrübniß; Marie konnte nicht antworten; aber die Alte verständigte ihn bald. Auch er war schnell überzeugt, daß Marie weder in dem Versteck bleiben, noch in das Haus ihres Vaters zurückkehren dürfe. Nach einiger Berathung wurde ein Ausweg gefunden. Die Wirthin hatte Verwande in Naumburg. Ein kinderloses bejahrtes Paar bewohnte hier in der Vorstadt ein kleines Haus, dessen oberes Stock leer stand, und so gar füglich noch Eine Person aufnehmen konnte. Hier, schien es, könnte Marie unbemerkt so lange verweilen, bis sich ihre äussere Lage auf eine günstige Weise verändert hätte. Dieser Vorschlag schien für den Augenblick allen Wünschen Genüge zu thun.

Es war nicht wohl möglich gewesen, diese Berathung durch zu führen, ohne mehr als

Einmal auf die Beſchaffenheit der Veränderung zu ſtoßen, welcher dieſe vorläufigen Maasregeln zur Vorbereitung dienen ſollten, und der Freyherr ergriff die Gelegenheit einer Erklärung mit eben ſo großer Begierde, als Marie ihr auszuweichen wünſchte. Mit den rührendeſten Worten beſchwor er ſie, endlich doch die Zweifel zu verbannen, die ihr zagendes Herz beunruhigten, und ihm den Glauben zu ſchenken, den die reinſte und feurigſte Liebe verdiene. Mit größerer Innigkeit als je ſprach er von ſeiner Leidenſchaft; Mariens Thränen waren auf ſein glühendes Herz gefallen, und hatten ſeine Gluth vermehrt; unaufhaltſam drangen ſeine feurigen Worte auf ſie ein, und als er ſie endlich bey den Händen faßte, und mit überſtrömenden Augen fragte, „Kannſt du mich denn gar nicht lieben? Iſt dir denn mein Unglück, meine Verzweiflung ganz gleichgültig?“ — da brach ihr beſtürmtes Herz. Mit ihren beyden Händen ergriff ſie die ſeinigen, neigte ſich mit

der Stirn darüber, und sie mit ihren Thränen benetzend, sagte sie mit leiser, kaum vernehmbarer Stimme: Ich liebe dich ja, aber ich habe nicht den Muth, mir meine Liebe zu gestehn.

Als Askan diese Worte vernahm, sank er nieder auf seine Knie, und bedeckte ihre Hände mit Küssen. Dann zog er sie an sich, und drückte den ersten Kuß auf ihre glühende Wange. Ihr Kopf sank auf seine Schultern; dann sah sie schüchtern nach ihm hin, und da seine begeisterten Blicke den ihrigen begegneten, warf sie sich mit Heftigkeit an seine Brust und sagte: Nein, du kannst mich nicht täuschen wollen! —

Von diesem Augenblicke an stand in Mariens Herzen der Glaube an Askans Liebe fest. Die beklemmende Bangigkeit schwand; eine heitere Hofnung trat an ihre Stelle, und das Vertrauen auf den Schutz des Geliebten löste die Banden ihrer Furcht. Auch Askan fühlte sich glücklich. So viel

Schön-

Schönheit und Anmuth ſein zu nennen! in einem Herzen zu herrſchen, in welchem nur fromme Gefühle wohnten! geliebt zu ſeyn mit einer Liebe, die nichts will, als ſich ſelbſt! — Sein Wille war jetzt noch redlich. Er wollte glücklich machen, wie er ſelbſt glücklich war. —

* * *

Der Plan der Abreiſe wurde jetzt ohne Schwierigkeit auf's Reine gebracht. Freylich wußte der ehrliche Werl nicht wie ihm geſchah, als er das neue Verhältniß ſeiner Tochter erfuhr, und es bedurfte der ernſthafteſten Betheurungen, um ihn zu der Ueberzeugung zu bringen, daß man keinen Spott mit ihm treibe. Endlich, da alle Zweifel beſiegt waren, ſagte er, den grauen Kopf ſchüttelnd: „Sie ſind ein braver und lieber Herr; aber daß ſie dieſes arme Bürgermädchen heirathen wollen, iſt nicht nach meinem Sinn. Gott wende Unheil ab! Das Mädchen iſt gut, und des beſten Mannes

werth. Sorgen Sie dafür, daß sie nicht unglücklich wird.“ — Zu Marien sagte er nichts. Da warf diese ihre Arme um seinen Hals, und fragte weinend: Habt Ihr keinen Segen für mich? Und er antwortete: Nah und fern bleibt er dir. Wenn du einst glücklich bist, so freue dich deines Looses in Demuth, und vergiß die Armuth und Niedrigkeit nicht, in der du erwachsen bist.

Schon am folgenden Tag fuhr Marie mit der Wittwe nach Naumburg, und bezog in der Vorstadt das freundliche Haus des kinderlosen Ehepaars. Diesem theilte ihre Begleiterin im Vertrauen das Nöthigste von Mariens Verhältnissen mit; der Freyherr zahlte Miethe und Kostgeld auf ein halbes Jahr voraus; auch für das Uebrige versprach er Sorge zu tragen. Jetzt glaubte Marie wieder aufathmen zu können, da sie in ihrer stillen Umgebung keine Musensöhne sah, und keine Gassenlieder mehr zu fürchten hatte. Ach sie hatte jetzt keinen Gedanken, als dem

nächſten Uebel entgangen zu ſeyn, und wenn ſich ihre Blicke auf etwas entfernteres richteten, ſo war es das ungeſtörte Zuſammenſeyn mit dem Geliebten in der Stille des Landlebens, wovon ſie ſich die reizendeſten Bilder ſchuf, und ihr jetziger ſtiller, friedlicher Aufenthalt eine anmuthige Vorbereitung ſchien. Wohl dachte ſie dann, wenn ſie in dieſe Bilder verſank, ihres Glückes mit Bangigkeit; ſie fragte ſich, womit ſie ein ſolches Loos habe verdienen können, und wenn ſie dann in ſtiller Demuth die unverdiente Güte des Himmels geprieſen hatte, keimten aus der Tiefe ihres reinen und frommen Herzens die ſchönſten und heiligſten Vorſätze auf.

So wohl geordnet und edel waren nun die Gefühle des Freyherrn von Ratikau keineswegs. Ihn beſchäftigte vor Allem die Freude des Siegers, den auf ſeiner Heldenbahn jeder Widerſtand weichen muß, und das Geſtändniß des frommen und ſcheuen Mädchens,

erschien ihm in dem Lichte eines Präliminarfriedens, in welchem seine Uebermacht anerkannt, und seine künftigen Forderungen zum Voraus genehmigt waren. Deutlich sagte er sich das freylich nicht; aber es war so. Denn da er selten mit seinem Herzen zu Rathe ging, so waren ihm die geheimeren Stellen desselben ein unbekanntes Land, in welchem die schlimmste und verderblichste Brut nistete, ohne daß er ihr Daseyn gewahr wurde. Wohl scheuchte in Mariens Gegenwart die reine ernste Unschuld ihres Wesens jenes wilde Gezücht in seine finstern Hölen zurück; in der Entfernung aber schlich es kühner hervor, und hauchte eifrig sein Gift umher. Wenig erfreut uns daher die Fülle freudiger Worte, mit welcher Askan das Glück seiner Lieb feyert; noch weniger der Triumph, mit dem er diejenigen verlacht, die ihm zuerst Mariens Schönheit gepriesen hatten. Denn nicht den vertrautern Freunden allein gestand er sein Glück; auch die

ferner ſtehenden Neidiſchen mußten wiſſen was ihm gelungen war; auch die Eiferſüchtigen mußten verhöhnt werden durch die Geſchichte des Raubes, den er vor ihren Augen vollbracht hatte. Was er dabey von dem Ruhme der Geliebten verkündigte, das Lob ihrer Sittſamkeit, ihrer ſcheuen Zurückhaltung, ihres frommen und heiligen Weſens war in ſeinem Munde Ausſchmückung des Opfers, das er ſich ſelbſt brachte, und Jedem ſtand frey, von dieſen panegyriſchen Lobreden ſo viel oder ſo wenig zu glauben, als er für gut fand. In wenigen Tagen wußte die ganze Stadt aus den ſicherſten Quellen, die ſcheinheilige Marie — kein Engel mehr — habe mit dem Freyherrn unter einem Dache gewohnt, und ſey jetzt von ihm, man wiſſe nicht wohin gebracht worden. Manches freche Wort ward nun auf Koſten der Unſchuldigen ausgeſprochen; und es half nichts, daß er die Läſterer bedrohte, und an den Unvorſichtigeren die Lüge blutig ahndete.

Zwar sein edler Sinn, sein kühner Muth wurde hochgepriesen; aber ihrem Rufe schlug jeder seiner Siege eine neue Wunde. Marie wußte das nicht; aber ihr Vater grämte sich. An ihn dachte der Freyherr wenig mehr. In der Weise des ehrlichen Werl war es nicht, Vornehmere aufzusuchen; und da ihm der Freyherr Unterstützung anbieten ließ, da er die Hülfe der Tochter entbehren müsse, schlug er das Anerbieten mit stolzer Bescheidenheit aus.

Nachdem sich nun die Freude des Barons in den ersten Mittheilungen erschöpft hatte, sehnte er sich nach der Geliebten zurück, deren Grüsse und Briefe ihm den Mangel ihrer Gegenwart nur noch fühlbarer machten. Flüchtige Besuche genügten seinem Verlangen nicht, und so beschloß er — da er ja doch nur noch wenige Wochen auf der Universität zu bleiben habe, und ihm die jüngst verflossenen so gut als verlohren gegangen — sich für den Rest dieser Zeit in Mariens

Nähe anzusiedeln. Dieser Entschluß wurde auf der Stelle ausgeführt. In dem ledigen Zimmer eines benachbarten Hauses fand er ein bequemes Unterkommen; hier hatte er die Fenster von Mariens Stübchen in Augen, und er konnte sie sehn, wenn sie unter den Bäumen des Gartens ging, der hinter dem Hause am Berge emporstieg. So wie er sich jetzt glücklich pries, dem Ziele seiner Wünsche so nah zu seyn, so wünschte auch Marie sich Glück zu der Nähe eines Mannes, dessen Bild ihre ganze Seele erfüllte, der ihr Beschützer und Retter war, und der einst — sie dachte es mit klopfendem, beklommenem Herzen — ihr Gatte werden sollte.

Die ersten Wochen dieses Zusammenseyns waren den Honigwochen des glücklichsten Ehestandes gleich, und noch süßer als dieser. Beyde sahen sich ohne Zwang, und da Askan kein anderes Geschäft hatte, als seine Liebe, so litt ihr Zusammenseyn nur wenige

Unterbrechungen. Auf diesem Scheidepunkte erreichter Wünsche und blühender Hofnungen, wo sich Vergangenheit und Zukunft, Freude und Verlangen gegenseitig befruchten und entzünden, in diesem Frühlinge der Liebe und des Glücks, entfaltete sich die geistreiche liebenswürdigkeit des Freyherrn immer anmuthiger und schöner, und lockte aus jeder Saite von Mariens Herzen harmonische Töne hervor. Was nur in ihrer Seele schlummerte, wurde jetzt durch das Verlangen geweckt, des Geliebten würdig zu seyn; und Er, der bis jetzt fast nur ihre Schönheit geliebt hatte, wurde von Tag zu Tag mehr durch die sittige Anmuth ihrer Rede, die treffende Richtigkeit ihres bescheidnen Urtheils, und die stille Heiterkeit ihres ganzen Wesens bezaubert, welcher die schüchterne Furcht, die bisweilen wie leichtes Gewölk ihren innern Himmel überflog, noch einen höhern Reiz gab. Oft lasen sie gemeinschaftlich. Wenn dann seine Wangen an den ihrigen ruhten,

ihr Odem ſich mit dem ſeinigen miſchte, und, wie wohl oft geſchah, Marie das Schönſte, was Askan geleſen hatte, mit ihrer ſeelenvollen melodiſchen Stimme wiederholte, da ſchienen die Gedanken des Schriftſtellers aus ihrer beyden Seele zugleich zu dringen, und auf ihren Lippen zuſammenzufließen. Oft fand ſie dann die Mitternacht beym Buch, oder in vertraulichen ernſten Geſprächen, oder bey den heitern Bildern künftigen Glücks; und oft, wenn Askan ſich nach langem Zögern entfernt hatte, ließ Marie ihren Thränen freyen Lauf, und ergoß ſich in frommem Dank über ſo vieles, ſo reiches und ſo unverdientes Glück, als ihr durch die Liebe eines ſolchen Mannes zu Theil wurden.

* *

Die Heiterkeit dieſer ſeligen Tage, die auch auf Askans Herz wunderbar wirkten, und indem ſie die Flammen einer reinen und edeln Liebe nährten, die Selbſtſucht zurückdrängten, wurde durch einen Brief vom

Hause gestört. Der alte Freyherr von Ratikau, schon geraume Zeit an den Gebrechlichkeiten des Alters leidend, war, so hieß es, jetzt heftiger angegriffen; die Rückkehr des Sohnes wurde dringend verlangt; vielleicht, wie wir glauben, um so dringender, da dem Alten von der Liebe des Sohnes und der Veränderung seines Aufenthaltes Nachricht zugekommen war. Doch wurde in dem Briefe weder von dem Einem noch von dem Andern die geringste Erwähnung gethan.

Dieser Brief wirkte auf den Freyherrn wie ein Donnerschlag, welcher unerwartet aus heiterem Himmel herniederfährt. Zwar hatte er selbst schon früher seine Rückreise auf das Ende des nächsten Monates festgesetzt; aber da lag doch noch eine Reihe von Tagen dazwischen, und in dem Rausche des Glücks trat der Gedanke der Trennung in die Dunkelheit zurück. Jetzt stand er mit einemmal vor ihm. Dem Befehle des Vaters war nichts entgegen zu setzen; selbst Auf-

ſchub zu ſuchen, mußte bedenklich ſcheinen; denn eine unvorſichtige Enthüllung des Geheimniſſes war das, was ſeinem Glücke die größte Gefahr drohte. Noch ungewiß was er zu thun habe, ging er mit klopfendem Herzen zu Marien hin. Ahndungslos kam ſie ihm entgegen, und ſo heiter wie der Morgen, der ohne Nebelſchleyer am Himmel ſtand, und die ſchwellenden Hügel an dem Ufer des Fluſſes mit goldenen Strahlen malte. Bey ihrem Anblicke, bey dem heitern Morgengruß, den ſie ihm bot, erſtarb die Nachricht, die er zu bringen kam, auf ſeinen Lippen. Er verſchob es bis zum Nachmittag, und ſchlug, da ſich der Tag ſo herrlich ankündigte, eine Waſſerfahrt nach einem verfallenen Schloſſe vor, in deſſen romantiſchen Trümmern er ſchon öfters mit ihr glückliche Stunden verlebt hatte.

Marie willigte mit Freuden ein. Sie liebte den Ort um ſein ſelbſt willen, und auch der Erinnerungen wegen, die er ihr bot.

Auch daß man zu Waſſer dahin fuhr, erhöhte den Reiz. Nachdem man nemlich ohngefähr eine halbe Stunde Wegs den Strom hinabgefahren iſt, der ſeine ſilbernen Fluthen ſtill zwiſchen Weinbergen und Gärten hinabwälzt, ſteigt man in einer Bucht zwiſchen Felſen aus, die ſich von beyden Seiten mit ihren Uebernetzungen von Farrenkraut und Epheu weit in das Waſſer hereindrängen, und die Pforte eines romantiſchen Thales bilden. Nah zuſammengerückt, ihre röthlichen Wände mit blühendem Geniſt bedeckt, den luftigen Scheitel mit ſchlanken zitternden Buchen bekrönt, ſteigen die Felſen zu beyden Seiten empor; ſilberne, perlende Waſſerfäden rieſeln von ihnen herab, und von Stufe zu Stufe hüpfend, vereinigen ſie ſich in der Tiefe zwiſchen Mooß und Kräutern zum ſchäumenden Bach. Die Natur, rund umher gezähmt und dem Willen der Menſchen dienſtbar, ſcheint ſich in dieſer geheimen Stelle ſelbſt überlaſſen, und ſchwelgt in ihrer Frey-

heit mit üppiger Laune. Nur ein ſchmaler Pfad, der dem ſchäumenden Bache folgt, und einige Stege, die über ihn hinführen, verbinden die anmuthige Wildniß mit den Werken der Menſchen, und leiten durch ein lichtes Gehölz zu den Trümmern einer alten Burg, deren Zinnen vormals hoch über die Wipfel der Bäume hinausragten. Hier hatten die Liebenden mehr als einmal den ſinkenden Abend erwartet; und mancher Straus von unſcheinbaren Blumen, in den Spalten des uralten Gemäuers gepflückt, rief ihnen die Stunden in das Gedächtniß zurück, wo ſie ſo abgeſchieden von der Welt, in geheimniß-voller Stille, ſo beneidenswerth und doch ſo unbeneidet, ihren künftigen Eheſtand in einem reizenden Vorbilde zu ſehen geglaubt hatten. Dieſe Trümmern waren auch jetzt das Ziel ihrer Wanderung. Askan ging ſchweigend neben Marien, ſie an der Hand führend, und ſann, wie er ihr das Unvermeidliche ſagen ſollte. Sie, ſelig in ſich, ahndete

nichts. Als sie aber an eine Stelle kamen, wo sie vordem ihre Nahmen angeschrieben hatten, sagte sie scherzend: Sieh nur, Askan, hier ist dein Nahme so gut wie verloschen; aber der Meinige ist noch deutlich und klar. Und hier in der Beyschrift, „Treu bis zum Grabe" sind die beyden letzten Worte auch nicht mehr zu lesen. Hast du nicht eine Bleyfeder bey dir, um das Verschwindende wieder aufzufrischen und fest zu halten. — Askan suchte und fand keine. — Nun, wenn wir wieder herausgehn, fuhr sie fort, so denke daran, und ich will auch daran denken, damit wir Alles erneuern, und noch Etwas dazu schreiben zur Erinnerung an heute. Sollten wir einen Spruch verlöschen lassen, an dem unser Glück hängt?

Wenn er auch auf diesen Steinen verlöscht, antwortete Askan, indem er seinen Arm um sie schlang, so wird er doch ewig, hell und flammend, in meinem Herzen stehn. Sieh, ich spreche ihn jetzt noch Einmal aus, und

nehme den Himmel über mir zum Zeugen, daß er aus der Fülle meines tiefsten Herzens kömmt: „Treu bis zum Grab.“ — Marie wiederholte leise die nemlichen Worte. Ihr Kopf war auf seine Schultern gesunken; die Erinnerung des Grabes hatte ihre Augen mit Thränen erfüllt. Wehmüthig sah er sie an, zog sie noch näher an sich, und sagte kaum hörbar: Der morgende Tag sieht uns nicht mehr vereint.

Bey diesen Worten fuhr Marie schreckhaft zusammen, als ob sie gehört hätte, „der morgende Tag sieht uns zum allerletztenmal vereint.“ Und als sie seine Meinung verstand, und sich nun sein Schweigen richtig deutete, und er ihr Alles, wie es war, erzählte, seinen Schmerz schilderte, und schnelle Rückkehr versprach, da war es ihr doch, als ob von ewiger Trennung die Rede sey. Ihre Thränen flossen unaufhaltsam, und der Tag neigte sich zum Untergang, als sie die

ſtarrenden Trümmern verließen, und zu ihrem Nachen zurückkehrten.

Als ſie nun durch das Felſenthor und die herabhängenden Epheukränze herausſchritten, ſah Marie noch Einmal zurück, ſchmiegte ſich feſter an Askans Arm, und ſagte mit erſtickter Stimme: Treu bis zum Grab. — Und als jener ſie an ſich drückte, und ein neuer Schwur auf ſeinen Lippen ſchwebte, fuhr ein wildes Taubenpaar von ſeinem Neſte auf, und ſchreckte beyde durch das Geräuſch ihres Flügelſchlags in der tiefen Stille. Marie lächelte durch ihre Thränen, als ſie die Urſach ihres Schreckens ſah. Als aber das Taubenpaar in ſeiner Verſchüchterung ſich trennte, und nach verſchiedenen Richtungen hin zwiſchen den Felſen verſchwand, da war es, als ob ein neuer Schrecken ihr beklommenes Herz ergriffe, und ſie hielt ſich mit beyden Händen, ängſtlich und zagend, an Arm ihres Führers. Doch war kein Mistraun in ihrer Seele. So fern von ihr

ſelbſt

selbst jede Möglichkeit des Wankelmuths war; so stand auch ihr Glaube an Askans Treue fest. Nur vor dem Schicksal bangte ihr und vor dem Dunkel der Zukunft.

Ach! wie oft hat die Arme an diesen Augenblick, an ihr Erschrecken und ihre düstern Ahndungen denken müssen!

Hand in Hand gingen jetzt beyde an dem Ufer hin; nur einzelne Worte unterbrachen ihr Schweigen; ihr Herz war beklommen. Nah der Stelle, wo der Nachen angelegt hatte, standen sie still. Hier in die Tiefe des Himmels schauend, der aus dem Spiegel des stillen Flusses heraufleuchtete, fielen perlende Thränen von Mariens Augen in den Strom, und sie sagte: „Der Fluß trägt meine Thränen wohl dem unermeßlichen Meere zu, und sie sind ewig vergessen, wenn du sie nicht in deinem Herzen bewahrst.“ Und als der Nachen sie aufgenommen hatte, und Askan sie fest an seine Seite drückte, sagte sie: „Sieh, nur ein dünnes Bret hält uns

vom Tode getrennt; doch fürchte ich nichts, so lange du bey mir bist. Aber wo soll ich Vertrauen und Muth finden, wenn du von mir gehst?" — Askan vertröstete sie auf seine baldige Rückkehr. — „Ach, was ist bald, sagte sie, für ein armes verwaistes Geschöpf, wie ich, das schon jetzt so oft verzagte, wenn du nicht so früh kamst, als ich wünschte, und das nun jetzt ganze Tage und Wochen auf dich harren soll? Nie habe ich den Muth gehabt, dir das so zu sagen, wie ich es fühlte. Ich meinte, es müßte dir gar zu kindisch scheinen, oder es könnte dir einen Zwang auflegen, den du nicht liebst. Da that ich mir lieber Gewalt an und schwieg. Jetzt aber, an dem Scheidewege der Trennung, kann ich meinem Herzen nicht mehr gebieten. Weiß ich doch nicht, ob ich dich je wiedersehe, ob ich noch Einmal so mit dir sprechen, dir so mein Innerstes enthüllen kann."

Askan tröstete, und schalt ihr Zweifeln

grundlosen Kleinmuth. — Wohl bin ich kleinmüthig, sagte sie, wenn du mir nicht deinen Muth leihst; aber mich dünkt, daß eben darin meine Liebe stark und mächtig ist, daß ich mich selbst so gar nichts fühle, und mit dir Alles. O, mit dir wollt' ich mich in die Wellen stürzen, und nicht zagen, wenn mich auch tausendfacher Tod umringte. Ich stürbe ja mit dir. Aber allein kann ich nicht sterben, oder ich müßte verzweifeln.

So sprach sie Manches während der Ueberfahrt, in Liebe und Schmerz so verlohren, daß sie sich wenig um die Gegenwart des Fischers kümmerte, der sie übersetzte, oder vielmehr, nur mit dem Geliebten und seinem Abscheiden beschäftigt, jenen gar nicht bemerkte.

In Askans Gemüth wirkte der Ausdruck ihrer schönen und innigen Liebe auf eine ganz andre Weise, als man hätte erwarten sollen. Ihre Hingebung an ihn entzückte ihn nicht so, wie sie ein reines und unschuldiges Herz

hätte entzücken müssen; auch die eigennützige Freude an ihrem Besitz, die ihn so oft berauscht, und seiner räuberischen Leidenschaft den Schein wahrer und inniger Liebe gegeben hatte, war in diesem Augenblicke weniger mächtig in ihm; sondern da sie ihm mit so rücksichtsloser Offenheit in das innerste Heiligthum ihres Herzens und ihrer Liebe blicken ließ, ergriff ihn ein wunderbares Gefühl seiner Unwürdigkeit, und daß diese himmlische Einfachheit und Unschuld so hoch über ihm stehe, daß er nicht einmal daran denken könne, je daran empor zu klimmen. Dieses Gefühl war dem einer schmählichen Niederlage gleich; ein Gefühl, das er nicht ertrug. Da empörte sich in der Tiefe seines Herzens ein Stolz der schlimmsten Art und stieg kalt und frostig über jede seiner bessern Empfindungen empor. Nur die Gluth der Begierde tobte in seinem Innersten, und entzündete sich immer heftiger an den Thränen, mit denen sie ihm Hände und Wangen benetzte. Die Sonne

war untergegangen; das Abendroth flammte am Himmel empor; der stille Fluß röthete sich und beleuchtete Mariens niedergesenktes Angesicht. Mit unverwanden Blicken hingen die Augen des Freyherrn an der verklärten Gestalt. Sie schien ihm in ihrer Traurigkeit noch reizender, und der zarte Wiederschein des Abendroths auf ihrer Stirn und ihren Wangen, der ihm wie das Erröthen holder Schaam in den Täuschungen glücklicher Liebe erschien, entzündete den Vorsatz einer frevelhaften That in seinem von Selbstsucht verhärteten Gemüth.

Voll dieser Gesinnungen begleitete er die Arme nach ihrer Wohnung. Seine Lippen flossen über von süßer Schmeicheley; Bitten und Thränen, Klagen und Schwüre, Alles was die Liebe Verführerisches hat, wurde in dieser verhängnißvollen Stunde erschöpft. Der blasse Schimmer des Mondes fiel durch die Netze der Reben, die sich an den Fenstern hinaufschlangen; in diesem Dämmerlichte

schien Askans Gestalt so blaß! Wie sich das Dunkel der Nacht mit dem magischen Lichte mischte, so floß in Mariens Herzen banges Ahnden und seliges Erinnern zusammen; ihre Thränen strömten, ohne daß sie es wußte; und nie hätte sie sagen können, ob sie in diesem Augenblicke mehr Schmerzen oder mehr Freude gefühlt. In dieser Verwirrung schwand die Kraft ihres Willens. Die Mitternacht trennte die Liebenden nicht. Erst als der Morgen dämmerte, stürzte Askan mit verwirrter Miene aus dem Hause, um sich in seinen Reisewagen zu werfen, und Marie sah ihm, ohne die Vorhänge wegzuschieben, mit starren Blicken, ohne Thränen, aber mit hochglühenden Wangen nach. Und als der Wagen um die Ecke verschwand, warf sie sich verzweifelnd vor dem Sopha auf die Erde nieder, und nach mehreren Stunden noch ward sie von ihrer Wirthin in derselben Stellung, halb ohnmächtig, blaß, mit aufgelößtem Haar und verweinten Augen gefunden.

Zweytes Buch.

Der Freyherr von Ratikau, von Unruhe getrieben, kam, nach einer beſchleunigten Reiſe, bey ſeinem Vater an, welcher ſeinen Aufenthalt in der Hauptſtadt genommen hatte. Die Gefahr der Krankheit war vorüber; nur die Ueberreſte eines heftigen Podagra hielten ihn noch an ſein Lager gefeſſelt. Der Empfang war freundlicher, als Askan erwartet hatte. Mehr als einmal betheuerte ihm der Kranke die hohe Zufriedenheit, die er über die ſchnelle Befolgung ſeines Wunſches fühle, und er ſetzte hinzu, wie er mit Zuverſicht hoffe, den Reſt des Uebels, das ihm dieſesmal heftiger als ſonſt zugeſetzt habe, durch die Freude über die Rückkehr ſeines theuern einzigen Sohnes bald verſcheucht zu ſehn.

Diese Aeusserungen, in denen sich eine Zärtlichkeit aussprach, die der alte Freyherr nicht eben häufig zur Schau trug, waren eben deshalb keineswegs geeignet, die Besorgnisse des Sohns zu verscheuchen. Er hatte alle Ursache zu glauben, daß sein Vater von den Ereignissen der letzten Monate einige Kunde hatte, und er kannte ihn genug, um seine Einwilligung zu den Planen von Misheirath und Stillleben, mit denen er sich und Marien eingewiegt hatte, für etwas Leichtes zu halten. Auf einen hartnäckigen Kampf gefaßt, hatte er sich unterwegs noch mit allen Sophistereien einer romantischen Liebe gerüstet, und beredete sich, daß, wenn die Uebermacht dieser Gründe nicht anerkannt werden sollte, er den Muth und die Kraft haben werde, den einmal gefaßten Entschluß dennoch durchzusetzen. Diesem Plan kam das Benehmen des alten Freyherrn nicht zu statten. Die Freude des Vaters, mochte sie wahr oder erkünstelt seyn, und die Reizbar-

keit des Wiedergenesenden vertrug sich nicht mit einem Bekenntnisse, das auch in dem günstigsten Falle zu lebhaften Erörterungen führen mußte. Den rechten Augenblick für diese zu finden, bedurfte es der Zeit, und er konnte nicht hoffen, jenen herbeyzuführen, ohne sich mit der größten Gefälligkeit in allen andern Dingen in den Willen seines Vaters zu fügen.

Der alte Freyherr, welcher theils seiner Gesundheit wegen, theils aus ökonomischen Rücksichten, immer einen Theil des Jahres auf dem Lande zubrachte, bedurfte zu seiner geistigen Diät der Hofluft, und unterließ daher nie mehrere Monate in der Hauptstadt zuzubringen. Sein Haus war dann der Sammelplatz Alles dessen, was am Hofe für liebenswürdig galt; und da er auf einem bequemen, ja glänzenden Fuß eingerichtet war, und mit feinem Weltgebrauche vertraut, es mit den Sitten nicht sehr genau nahm, wenn nur der Anstand gerettet wurde, so

fand das Alter, wie die Jugend, Männer und Frauen, in diesem Hause eine Bequemlichkeit, die ihnen der Hof mit seiner strenger geregelten Weise nicht gewähren konnte. Auch jetzt ward es fleißig besucht, und wie die Krankheit des alten Freyherrn abnahm, vermehrten sich die Besuchenden, die ihm die Zeit zu verkürzen kamen. Bald sah sich Askan in diese Gesellschaft verstrickt. Alte Bekanntschaften wurden erneuert, neue angeknüpft; jeder Tag führte etwas Anziehendes und Gefälliges herbey; und wenn er den Morgen seinem Vater gewidmet hatte, bot ihm der Abend in Spiel und Gespräch die angenehmste Unterhaltung dar. Oefters geschah es dann, daß sich sein Vater früher zurückzog, und ihm die Pflichten des Wirthes übertrug; und da es ihm weder an Gewandheit, noch an der Lust zu gefallen gebrach, so entwickelte er bey diesen Gelegenheiten eine Liebenswürdigkeit, die durch den ungetheilten Beyfall der Gesellschaft, vorzüglich

ihres weiblichen Theils, auf die schmeichelhafteste Weise belohnt wurde.

Der Sommer neigte sich jetzt zu Ende; der Fürst kehrte aus dem Bade, die Fürstin von ihrem Landsitze zurück; auch die Rückkehr des Erbprinzen, welcher die Europäischen Höfe besucht hatte, war angekündigt. Der alte Freyherr von Ratikau war jetzt vollkommen hergestellt, und feyerte seinen ersten Ausgang durch die Einführung seines Sohnes am Hofe. Die Aufnahme war von allen Seiten erwünscht. Als ein Mann von Vermögen und Welt genoß der Baron ausgezeichnetes Ansehn; der Fürst hatte ihm persönliche Verpflichtungen, und da sich hier eine Gelegenheit zeigte, einen Theil seiner Schuld abzutragen, ergriff er sie um desto begieriger, da ihm die Gestalt und das Wesen des Sohns beym ersten Anblicke zusagte. Auch der Fürstin gefiel er wohl. Einige Tage hindurch war am Hofe von nichts die Rede, als von dem Neuangekommenen, und

diejenigen, die ihn schon kannten, sprachen nun desto lauter zu seiner Gunst, da sie das Wohlwollen bemerkten, das ihm der Fürst und seine Gemahlin schenkten.

Noch in derselben Woche wurde Askan durch die Ernennung zum Kammerjunker überrascht. Mit dem festlichen Anstand, und dem feinen Lächeln eines Mannes, der durch kluge Züge und Wendungen dem Gegner den Sieg abgewonnen, trat der alte Freyherr in das Zimmer des Sohnes, das zierlich geschriebene Decret in der Hand haltend; und nachdem er es vor seinen Augen entfaltet hatte, umarmte er ihn mit dem Ausdrucke des unbeschreiblichsten Entzückens über diesen ersten Schritt, den sein geliebter und einziger Sohn, der Erbe seiner Stammgüter und seines Nahmens, auf dem Wege zu Glück und Ansehn gethan habe.

Askan hatte an eben dem Morgen ein Briefchen von Marien erhalten. Sie sprach mit Innigkeit, aber trübsinnig von ihrer

Liebe. Seiner Verſprechungen gedachte ſie nicht; auch der Erinnerung an den letzten Tag ihres Zuſammenſeyns war ſie ausgewichen. Mehr als Einmal hatte er das Blättchen, mit zarten und zierlichen Zeichen beſchrieben, entfaltet, geleſen und wieder geleſen. Auch was es nicht ſagte, ſprach ihn doch daraus an, und er gedachte, nicht ohne Unruhe, der herzhaften Entſchließungen, mit denen er hieher gekommen, und deren Erfüllung er ſich doch noch um keinen Schritt genähert hatte. In tiefe Gedanken verſunken ward er durch die Botſchaft ſeines Vaters überraſcht. Mit unbeſchreiblicher Beſtürzung ſah er dieſes neue Verhältniß, das ſich ſeinen Entſchließungen entgegenwälzte; aber der alte Freyherr deutete dieſe Beſtürzung ſeinen Wünſchen gemäß, als Ueberraſchung der Freude, umarmte ſeinen Sohn noch Einmal mit größerer Zärtlichkeit, und entließ ihn nur mit der Verſicherung aus ſeinen Armen, wie glücklich er ſich fühle, einen Sohn zu

haben, welcher bey seinem ersten Erscheinen am Hofe so ausgezeichneter Gnade gewürdigt werde.

Wir dürfen hier nicht unterlassen zu erinnern, was unsre Leser wohl so schon vermuthet haben mögen, daß der alte Freyherr mit Askans Liebe und seinen romantischen Planen, aus denen er gegen seine Landsleute auf der Universität kein Geheimniß gemacht hatte, vollkommen bekannt war. Des ungestümen Wesens der Jugend kundig, und mit Macht überzeugt, daß jeder Widerstand den einmal in der Leidenschaft gefaßten Entschluß nur noch mehr befestigen würde, ließ er dem wilden Strome der Liebe Zeit sich auszubreiten, und, wenn es nicht anders wäre, das was ihm auf seinem Wege begegnete zu zerstören; sicher erwartend, daß ihm eben durch diese ungehemmte Ausbreitung die gefahrbringende Kraft im Kurzem entzogen werden würde. Nach Askans Zurückkunft aber wich er mit weltmännischer

Gewand-

Gewandheit jedem Anlaß zu einer Erklärung aus; bemerkte den Trübsinn nicht, den jener oft in seiner Gegenwart zeigte; und wenn er nach dem Lande verlangte, hielt der alte Freyherr seine Ungedult — die er selbst zu theilen vorgab — von einem Tage zum andern durch die scheinbarsten Vorwände hin. Unterdessen verstrickte er ihn, auf die ungezwungenste Weise, immer mehr und mehr in die Netze der Welt, schmeichelte seiner Eitelkeit, und beschäftigte ihn mit leeren Zerstreuungen. Allen diesen wohlberechneten Bemühungen aber setzte der gewande Mann dadurch die Krone auf, daß er ihn durch die insgeheim erbetene Stelle an den Hof fesselte, wo er hoffte, daß, wenn noch ein Rest jener unseligen Leidenschaft in seinem Herzen übrig wäre, dieser in Kurzem bis auf die letzte Wurzel ausgetilgt werden würde. Diese Berechnungen waren auf die Kenntniß des menschlichen Herzens gegründet, und wenn sie auch nicht auf der Stelle zutrafen, so

führte doch jeder Tag etwas neues herbey, das die Wurzeln, an denen Askans Liebe hing, unvermerkt lösen half.

* *

Mehrere Tage verstrichen dem neuen Kammerjunker unter den zahlreichen und leeren Beschäftigungen, die eine solche Ernennung nach sich führt. Erst am Ende der geräuschvollen Woche, schrieb er Marien: „Noch immer hänge ich hier in den Netzen des Hofes, und da die Ehre, die mir widerfährt, meinen Vater erfreut, so bleibt er länger in der Stadt, als wohl sonst geschähe, und ich komme meinem Ziele nicht näher. Aber glaube nur nicht, süße Liebe, daß ich in diesem weltlichen Treiben jenes Ziel aus den Augen verliehre. Gott ist mein Zeuge, daß es ohn' Unterlaß vor mir steht, und daß ich eher allem Antheil an irdischem und himmlischem Glücke entsage, ehe ich die Schwüre breche, die ich, du Gute und Fromme, in deine Hände gelegt habe. Schon

dünkt mich dieſe kurze Trennung von dir eine Ewigkeit, und alles Lächeln der Gunſt, die mir entgegenkömmt, aller Zauber fürſtlicher Huld, die mich umſtrickt, vermag nicht die Sehnſucht zu mindern, die ich nach deinen ſeelenvollen Blicken und deinen freundlichen Worten fühle" — Seine Ernennung zum Kammerjunker meldet' er ihr nicht. Erſt dann ſollte ſie davon hören, wenn er auch dieſe Kette gebrochen, und ſie mit den übrigen Zeichen ſeines Muthes und ſeiner Treue zu ihren Füſſen gelegt hätte. Noch war in ſeinen Vorſätzen die Herzhaftigkeit einer jugendlichen Liebe; aber in ſeinen Handlungen ſiegte die Schwachheit der Eitelkeit und Selbſtſucht ob. Indem er ſich in beſſern Augenblicken beredete, Kraft zur Freyheit zu haben, gab er ſich doch ohne Rückenhalt der Verführung Preis, die ihn immer mehr umſchmeichelte, und immer mehr die Kraft ſeiner Vorſätze lähmte. Dieſe Vorſätze ſelbſt aber wurden täglich ſchwächer, ſo wie er jene Banden leichter zu tragen

lernte; er fing an, ihrer mit Bangigkeit zu gedenken, und dieſe Bangigkeit wurde ihm läſtig. So vergingen Tage, wo kein Gedanke an Marien vor ſeine Seele trat; Wochen, in denen er nicht Zeit fand, ihr eine Zeile zu ſchreiben.

Mit welcher Unruhe die Unglückliche Askans Verweilen am Hofe — ſeinen Zuſagen und Planen ſo ganz zuwider — ſah, welche feindſelige Ahndungen ſich, wider ihren Willen, ihres Herzens bemächtigten, wie ſie gegen die immer ſteigende Angſt meiſt vergeblich kämpfte, iſt mit Worten kaum zu beſchreiben. Seit der unglücklichen Nacht, die vor Askans Abreiſe herging, hatte ſich ihrer eine tiefe und unbeſiegliche Schwermuth bemächtigt. Faſt nie verließ ſie ihr Zimmer; nur von dem Garten aus ſah ſie bisweilen nach der Heerſtraße hin. In tiefer Einſamkeit über ihre Lage ſinnend, dachte ſie der ſeligen Tage ihrer Kindheit, der Unſchuld ihres Herzens und der tiefen Ruhe, die ſie

auch in den Tagen der Armuth und des drohenden Mangels niemals verlassen hatte. Das war jetzt Alles dahin. Seit dem Tage, wo sie den Freyherrn zum erstenmale gesehn, war Unruhe und Besorgniß, Zweifel und Angst bey ihr eingezogen. Der erste Schritt, den er in ihr Haus gethan, hatte den Frieden daraus verscheucht; Unfall hatte sich an Unfall, Schmach an Schmach gereiht, bis sie zuletzt dem Beschützer, dem Retter, dem Geliebten ihren Ruf, die Achtung der Welt und ihre Unschuld geopfert hatte. Diese Erinnerungen zogen unabläßig in ihrem Herzen auf und ab, und nährten ihren Jammer, ohne ihrer Liebe Eintrag zu thun. An Askan zu zweifeln kam ihr nicht in den Sinn; aber seine Lage ängstigte sie um seinetwillen. Sie maß seine Sehnsucht nach der ihrigen; sie lieh ihm ihre eigne Freude an stiller Beschränkung, und trauerte um ihn, daß ihm das ersehnte Glück so lange zögre. Denn so wie sie kein Wort sprach oder schrieb,

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK BERLIN

Das nicht der treue und reine Wiederhall ihrer Gefühle war, so glaubte sie auch von ihm, und würde sich nicht verziehen haben, anders zu glauben. Von Täuschungen der Einbildungskraft, die das Herz ersetzen, oder von jener prunkenden Redekunst, die der Eitelkeit fröhnend, sich mit allen Farben des mangelnden Gefühles schmücken, davon hatte sie keinen Begriff.

Im dritten Monat der Trennung schrieb sie ihm: „Du klagst, daß mein letzter Brief so traurig gewesen, ja, du schiltst mich deshalb. Wohl war er in trüber Stimmung geschrieben, und ein Brief muß ja wohl die Farbe des Herzens zeigen, aus dem er geflossen ist. Glaube mir, ich wähle immer meine heitersten Stunden aus, um dir zu schreiben; aber auch die heitersten sind noch düster genug. Gern möcht' ich wohl meinen alten Frohsinn wieder gewinnen; ich bemühe mich aus allen Kräften darum; aber mein Bemühn ist umsonst. Er ist mit dir von

hinnen gezogen, und Gott weiß, ob er jemals zurückkehren wird. Ohne dich gewiß nicht. Aber dieses ohne dich kann ich mir gar nicht denken, und wenn es mir doch immer, wie ein böser Traum, von fern in die Ohren klingt, so muß ich mir das Herz mit beyden Händen halten, daß es nicht vor Schmerz und Jammer zerspringt. Vorgestern träumte mir, ich ging dich suchend allein das Felsenthal hinauf, und wie ich überall nach dir umschaute, sah ich auch in den Wasserspiegel, und erblickte deine Gestalt, und daneben eine andere, die ich zuerst für die Meinige hielt. Aber es war nicht die Meinige. Darüber erwacht' ich nun mit klopfendem Herzen, und weinte die ganze übrige Nacht. Es mag wohl thörigt seyn, sich so zu ängstigen um einen Traum; aber mein ganzes Leben ist zum Traume geworden, und die Schattenwelt des Tages mischt sich mit den Schatten der Nacht, ohne daß ich weiß, wo die größere Wahrheit ist. — Um Eines

auch bitte ich dich. Häufe nicht so in deinen Briefen die Betheurungen und Schwüre, die mir nicht tröstlich, sondern gräßlich klingen. — Weiß ich denn nicht, daß du mich liebst? Wenn ich es nicht wüßte, oder wenn ich je daran zweifeln könnte! — Aber wenn du so heilige Eide schwörst, und dich mit Worten bindest, bey denen mir schaudert; so ist es mir, als müßt' ich denken, du zweifeltest selbst an dir, und du müßtest so sprechen aus Mitleid mit mir. Woher mir der Gedanke kömmt, weiß ich nicht. Also bey deiner Liebe, mein Askan, betheure mir deine Liebe nicht auf die Weise, wie du in deinem letzten Briefe thust."

* *

Der Freyherr erhielt diesen Brief, in welchem noch vieles andere mit der zartesten Liebe geschrieben war, am Morgen nach einer durchschwärmten Nacht, die nur verworrene Erinnerungen in ihm zurückgelassen hatte. Als er Mariens Hand in der Aufschrift er-

kannte, legte er ihn uneröffnet auf den Tisch, und sah, den Kopf auf beyde Hände gestützt, lange vor sich hin. Endlich, als ob er sich seine Schwachheit vorwürfe, raffte er den armen Brief hastig auf, überlief ihn mit flüchtigen Blicken, und war im Begriff ihn wieder hinzuwerfen, als seine Augen auf die Worte fielen: „so ist es mir, als müßt' ich denken, du zweifeltest selbst an dir." Er las diese Worte zwey-dreymal; schlug sich dann mit der Faust vor die Stirne, und sagte bey sich selbst: Kann die Unschuld so tief in die Falten eines Herzens sehn, wie das Meinige? —

Er fuhr bey diesem Gedanken von seinem Sitze auf. „Wenn ich an mir zweifle, sagte er, ist es denn meine Schuld? — Ist es meine Schuld, daß mir die Liebe nicht so hell und lauter vom Herzen strömt, wie einem armen unwissenden Kinde, dem sie zum erstenmal das unbeschäftigte Herz bewegt, und nichts als Wonne, und Ewig-

keiten von Wonne vormalt? Und wenn das nicht meine Schuld ist, wenn ich nicht Herr bin über das Maaß meiner Gefühle und ihre Dauer“ — hier hielt er inn, als ob er sich vor seinen eignen Gedanken entsetzte, und fuhr dann mit leiserer Stimme fort: „so wär' es ja vielleicht eine Thorheit, absichtlich eine Leidenschaft nähren zu wollen, die sich nicht durch ihre eigene Kraft erhalten kann?“

„Wie doch, fuhr er mit Bitterkeit gegen sich selbst fort, wie doch ein Augenblick über ein Leben entscheidet! War ich nicht thörigter Weise in das Kind verliebt, eh' ich es noch gesehen hatte? und hab' ich mich nicht nachher durch kleine und unbedeutende Zufälle in eine Leidenschaft verstricken lassen, die — das Geringste gesagt — unpassend ist! — Ob ich wohl je im Ernste geglaubt habe, setzte er sich selbst verhöhnend hinzu, in einer solchen Verbindung mein Glück zu finden? Oder wie konnte ich so wahnsinnig seyn, den

flüchtigen Freuden des Augenblicks ein ganzes Leben zu verpfänden?“

Er ſchwieg, ſah wieder lange vor ſich hin und auf Mariens Brief, und ſagte endlich mit einem tiefen Seufzer:

„Was helfen jetzt alle dieſe Betrachtungen? mein Wort iſt verpfändet. Ich kann nicht zurück, was auch immer daraus entſtehen mag.“

Dieſes Selbſtgeſpräch wurde durch einen Boten unterbrochen, der ihn zu dem Fürſten beſchied. Als er in das Cabinet geführt worden war, ſagte der Fürſt: Ich habe Sie rufen laſſen, um Ihnen einen Antrag zu machen. Ich bin mit Ihrem Dienſte zufrieden; ich möchte gern etwas für Sie thun; aber das Emporſteigen in den Hofämtern hat ſein Geſetz und geht langſam; ich möchte auch gern Ihrem Vater einen Beweiß meines Wohlwollens geben. Jetzt bietet ſich hierzu eine Gelegenheit dar. Ich brauche einen zuverläſſigen Mann, der bei mir im Cabinet

arbeitet, meine Privat Correſpondenz führt, und was etwa von öffentlichen Geſchäften bey mir beſonders bearbeitet wird, beſorgt. Wenn Sie, wie ich hoffe, zu dieſem Geſchäfte Neigung, und, wie ich nicht zweifle, Talent beſitzen, ſo iſt Ihnen dadurch der Weg in das Miniſterium geöffnet.“

Mit froher Beſtürzung vernahm der Freyherr den verbindlichen Antrag. Er ergriff die Hand des gnädigen Fürſten, küßte ſie dankbar, und kehrte, von den Glückwünſchen des Hofes begleitet, als Cabinetsrath nach Hauſe zurück, wo ihn ſein entzückter Vater mit offnen Armen empfing.

Während der Abweſenheit des jungen Freyherrn war der Major OKennedy ihn zu beſuchen gekommen, und hatte, wie er auch ſonſt zu thun pflegte, in ſeinem Zimmer Platz genommen. Dieſer Major war der Sohn eines vormals allgebietenden Miniſters an dem benachbarten Hofe, welcher durch einen Wechſel der Laune ſeines Herrn mitten

im Wahne der höchſten Gnade geſtürzt worden war. Das Misgeſchick des Vaters hatte auch den Sohn aus dem Lande getrieben, und dieſer war, nach manchem Umherirren, in die Dienſte des Erbprinzen gekommen, wo ihm zuerſt die Eiferſucht gegen den benachbarten Hof, und die Ungnade, die ihn verfolgte, zur Empfehlung diente. OKennedy war einer der Menſchen, denen man in den höhern Regionen des Lebens öftrer begegnet, die eben ſo mächtig anziehn als abſtoßen, von niemanden wahrhaft geliebt, von den meiſten gehaßt und gefürchtet werden, aber eben durch die Furcht, die ſie einflößen, eine unbeſchränkte Gewalt über ſchwache Gemüther haben. Die Unfälle, die er erlitten, die Kränkungen, denen er ausgeſetzt geweſen war, hatten ſein inneres Weſen geſtählt, während ſie ſein Aeußeres ſchmeidigten; und die tiefe, kalte Ruhe, die auf ſeinem blaſſen Antlitze herrſchte, bedeckte das Chaos eines von Menſchenhaß, Menſchenverachtung und

Ehrgeiz durchwühlten Herzens. Nur der unstäte Blick seiner grauen, aber blitzenden und tiefdringenden Augen ließ dem aufmerksamen Beobachter das wohlversteckte Geheimniß ahnden, so wie auch ein rasches, oft krampfhaftes Händespiel bisweilen der übrigen würdevollen Haltung seines kräftigen Körpers Eintrag that.

Dieser Major war seit einigen Monaten im Gefolge des Erbprinzen, den er auf seinen Reisen begleitet hatte, an den Hof zurückgekehrt, und hatte, indem er die neuen Insassen desselben musterte, seine Blicke auf den Freyherrn gerichtet. Ein sicherer Instinct sagte ihm, daß dieser blühende junge Mann mit dieser ansprechenden Miene, dieser Gewandheit des Betragens, dieser Lebendigkeit des Geistes, mit dieser Eitelkeit endlich, die von Anmuth begleitet und von Verstand gelenkt, so anziehend ist, daß dieser Jüngling mit allen diesen Eigenschaften an die Pforten der Gunst gestellt, in kurzer Zeit alle Mitbe-

werber hinter sich lassen würde. An einen solchen sich anzuschließen konnte ihm nützlich seyn, und da es nicht an Gelegenheiten fehlte, wo sich ein kluger und scharfsichtiger Mann, wie der Major, um einen Neuling in der Tactik des Hofes verdient machen konnte, so hatte sich bald zwischen beyden eine Art von Freundschaft gebildet, bey welcher der Major das Vergnügen hatte, seine geistige Oberherrschaft über den jüngern Günstling täglich, aber unbemerkt und ungeahndet, wachsen zu sehn.

Als nun der Freyherr in das Zimmer trat, wo ihn OKennedy erwartete, war es ihm recht erfreulich, gerade den hier zu finden, der sein neues Verhältniß wohl besser als jeder andre zu schätzen wußte. Der Major ging ihm entgegen, und obgleich von der Absicht der fürstlichen Audienz vollkommen unterrichtet, stellte er sich doch, als wisse er nichts. Er wollte das Vergnügen haben, den Ausdruck befriedigter Eitelkeit

aus der ersten Quelle zu schöpfen, und indem er ihm nur zu seiner strahlenden Miene Glück wünschte, und die Ursache so ungewöhnlicher Heiterkeit zu wissen wünschte, ließ er sich von dem begeisterten, ahndungslosen Zöglinge Alles erzählen, was er schon wußte. Während der Erzählung blieb er kalt. Nur einigemal erhob er den Blick, um flüchtig das Gesicht des beredten Erzählers zu bestreichen; fuhr einigemal mit der Hand in das blonde Haar, das ihm dünn und gerad um die Schläfe hing; sah dann wieder gerad vor sich hin, und schien, indem sich seine Hände schnell öffneten und schlossen, eine innre Unruhe verbergen zu wollen. — Was hast du nur? sagte der Freyherr endlich. Du lässt mich erzählen und reden, und sprichst selbst kein Wort, und es ist eben, als wenn dich das Ereigniß wenig freute, das mich — warum sollt' ich es dir verbergen — in eine frohe Bestürzung gesetzt hat. Sprich, wie nimmst du es? — Ich nehme es, antwortete

der

der Major, indem er Askans Hand krampfhaft drückte, ich nehme es wie ein Ereigniß, das ich längst vorausgesehn, und mit Unruhe erwartet habe. — Der Freyherr sah ihn verwundert an. — Ja, fuhr jener fort, mit der Unruhe froher Hofnungen und freundschaftlicher Besorgnisse, wie ich nur für einen so liebenswürdigen Freund, wie du mir bist, fühlen kann. Der Platz, auf den dich der Fürst und dein Verdienst so eben gestellt hat, bietet dir herrliche Aussichten dar. Aber die Aussicht auf ein Glück ist noch nicht das Glück selbst. Das Ziel mit all den goldnen Kronen, die daran flattern, will errungen seyn, und zwischen ihm und den Schranken liegt eine lange und schlüpfrige Bahn. Du bist klug, lieber Baron, und die Klugheit eilt bey dir vor den Jahren voraus, aber du bist noch zu neu in der Welt, als daß dir die jugendliche Gutmüthigkeit und das unbegränzte Vertrauen deines arglosen Herzens den hellen Blick nicht bisweilen verdüstern

sollte. Im Allgemeinen weißt du wohl von den Höfen genug, um überzeugt zu seyn, daß die Freundlichkeit, mit der dich heute ohne Zweifel viele Gesichter im Vorgemache des Fürsten begrüßt haben, nicht bey Allen — vielleicht bey keinem Einzigen — der Wiederschein ihrer innern Freude war. Du weißt das und noch vieles ähnliche; aber was hilft dir diese allgemeine Kenntniß, wenn du nicht in dem Herzen der Einzelnen lesen, Freund und Feind unterscheiden, und aus dem Räthsel künstlich gestellter Worte und schlau gelegter Mienen die innere Gesinnung mit Sicherheit deuten lernst? — Glaube mir, in dem Augenblick, wo sich dir das Cabinet des Fürsten öffnet, tritt der Verrath hinter die Thür, hängt sich an jeden deiner Schritte, und belauert die Sicherheit, mit der du dich in dem Sonnenscheine fürstlicher Gnade bewegst. Es gibt keine Höhe, ohne Tiefe daneben, und der Abgrund — — Hier hielt er inn, und gleichsam unzufrieden mit sich

ſelbſt, ſetzte er hinzu: Ich bin doch aber warlich ein Thor, daß ich, ſtatt dir Glückwünſche zu ſagen, und dir die heitere Seite meiner Theilnahme zu zeigen, ein Meduſenhaupt hervorhole, das mit ſeiner ernſten Geſtalt deiner wohlbegründeten Freude zu ſpotten ſcheint!

Bey dieſen Worten fiel er ihm um den Hals, umarmte und küßte ihn mit großer Zärtlichkeit, und beſchwor ihn, in allen Fällen auf ſeine Freundſchaft zu rechnen. — Ich erkenne in allen dem die Aufrichtigkeit deiner Liebe, antwortete Askan nicht ohne Beklommenheit. Glückwünſche kann ich auch von Andern empfangen, aufrichtige und falſche; aber von dir und deiner Erfahrenheit darf ich Belehrung hoffen. Wenn du mich mit dem ausſtatteſt, was mir mangelt, ſo kann ich ſchon mit größerer Ruhe die neue Bahn betreten, auf der ich freylich vor Allem auf die Gunſt und den Schutz des Fürſten zähle. — Das iſt allerdings das Weſentlichſte,

versetzte der Major; aber auch bey dieser Gunst — — Doch da kommen schon wieder die Freudenstörer, die Besorgnisse und Zweifel, die doch wohl am Ende nichts weiter sind, als Gespenster einer allzu ängstlichen Freundschaft. — Bey dieser Freundschaft beschwör' ich dich, sagte Askan, indem er seine beyden Hände fasste, verbirg mir nichts von deinen innersten Gedanken, und laß dich durch eine allzu zarte, aber unzeitige Schonung nicht abhalten, einem Freunde zu nützen. Du hast in einem der wichtigsten Augenblicke meines Lebens mein Innerstes tief erschüttert, indem du mir von fern die Klippen des Meeres deutest, das ich befahren soll; und nun willst du mir die Leuchte deiner Einsichten, deiner Erfahrungen entziehn? Ich lasse dich jetzt nicht los, bis du mir alle deine Besorgnisse aufgedeckt, und mir alle Untiefen bezeichnet hast, an denen ich Schiffbruch leiden könnte.

Der Major sah jetzt seine Absicht erreicht. Askan war in seiner Hand. Es war nun

nicht schwer der von Hofnung und Furcht erregten Einbildungskraft des Unerfahrnen weite und strahlende Aussichten von Glück und Ehre zu öffnen, seiner Hofnung mit Allem, was Ansehn und Würde bezauberndes hat, zu schmeicheln, und dann, wenn sein Herz trunken von Freude schwoll, die lachenden Bilder, wie in einem Zauberspiegel, in Gegenstände des Schreckens und banger Besorgnisse umzuwandeln. Er schilderte ihm den Hof, wie er war, oder wie er ihm vorkam, von dem Fürsten an bis auf den Kammerdiener herab, der das Ohr des Fürsten hatte, und wieß in dem großen Gemälde jedem seine Stelle an. Die Farben wohl zu mischen, das Allgemeine durch treffende Beyspiele zu beleben und zu bestätigen, die trostlosen Ergebnisse der Beobachtungen, die er an einzelnen Menschen gemacht, zu allgemeinen Grundsätzen zu erheben, und auf diese Weise den Saamen der Menschenverachtung, die sein Herz erfüllten,

in der Brust seines Zöglings auszustreuen, das Alles verstand er sehr wohl. Er hatte in seiner Sphäre scharf beobachtet, und seine Erfahrungen galten ihm für untrügliche Wahrheit; denn was ihnen mangelte, konnte ein Gemüth nicht ergänzen, in welchem alle Liebe erloschen war. Die Schilderungen, die er von dem Innern der Menschen machte, glichen den Bildnissen gewisser Maler, die nur mit den Augen auffassen, und jede Gestalt mit einer Aehnlichkeit darstellen, die den Beschauenden, statt zu erfreuen, zurückschreckt. Umsonst mochte sich Askans bessere Seele sträuben; die Sicherheit, mit welcher OKennedy seine Zeichnungen entwarf, die treffende Wahrheit seiner meisten Bemerkungen, erzwangen die Einstimmung auch für die, welche noch zweifelhaft schienen. Die Erfahrung hat eine große und siegreiche Kraft; und der Mann, der sich auf sie beruft, darf in den meisten Fällen den schönen Glauben und die heitere Liebe der Menschen keck verspotten.

Der Erfolg dieſer Unterredung war, daß Askan den Major beym Weggehn mit einem von mannichfaltigen Beſorgniſſen erſchütterten Herzen an ſeine Bruſt drückte, und ſich aufrichtig Glück wünſchte, gleich beym Eintritte in die ſchlüpfrige Laufbahn einen ſo wohlerfahrnen und ſichern Freund gefunden zu haben. Von dieſem Tage an hatte er kein Geheimniß vor ihm. Auch manche Geheimniſſe des Fürſten, die ihm in den Händen lagen, kamen daraus — er wußte ſelbſt nicht wie — in die Hände des Majors, und aus dieſen, wenn die Mittheilung nützlich ſchien, in die Hände des Erbprinzen. Dieſer, dem fürſtlichen Vater ſeit langer Zeit abgeneigt, entfernte ſich jetzt immer mehr von ihm, ohne daß man eine ſichere Urſache davon angeben konnte. Die Urſache aber waren die Einflüſterungen des verſchlagnen Majors, der in dem geſpannten Verhältniſſe ein untrügliches Mittel ſah, ſich dem künftigen Thronerben unentbehrlich zu machen, und

durch ihn sein zerstörtes Glück wieder herzustellen.

* * *

Während der Freyherr jetzt sein Ansehn am Hofe immer fester gründete, und es durch die Beweise der fürstlichen Gunst, durch die Auszeichnung des Erbprinzen und das Wohlwollen der Fürstin fast täglich wachsen sah, dachte er der unglücklichen Geliebten nur selten noch, und entfloh gern dem peinlichen Gedanken an eine Leidenschaft, die er im Rausche geträumt zu haben meinte. Seine Briefe, die schon seit einiger Zeit immer seltner, kälter und kürzer geworden waren, blieben endlich ganz und gar aus; und wenn etwa ein Briefchen von Marien ihn in der angelogenen Heiterkeit zu stören kam, blieb es uneröfnet auf dem Tische liegen, oder flog — wenn ihn der Unmuth gegen sich selbst übernahm — in das prasselnde Feuer des Camins.

Als er eines Abends in seinem Zimmer

auf und abging, und einer Arbeit von Wichtigkeit nachsann, die ihm von dem Fürsten übertragen worden war, meldete ein Diener, daß eine Fremde warte, und um Audienz bitte. — Es wird eine Bettlerin seyn, sagte der Freyherr verdrüßlich. Alles das Volk drängt sich zu, um den Fürsten zu plündern. — Sie sieht nicht darnach aus' antwortete der Diener. — So forsche erst, was sie begehrt. — Der Diener kam zurück. Sie begehrt nichts, als Ihr Gnaden zu sehn, und Ihnen eine Mittheilung von Wichtigkeit zu machen. — Dem Freyherrn schlug das Herz. Der Gedanke an Marien fuhr ihm, er wußte nicht wie, durch die Seele. Er riß die Flügelthür auf, erblickte eine Gestalt, die er nicht zu kennen meinte, und zog sich beruhigter in die Mitte des Zimmers zurück.

Indem nun der Freyherr nicht anders vermuthete, als irgend eine Bitte zu hören, die durch ihn an den Fürsten gebracht werden sollte, war er nicht wenig verwundert, bey

der Annäherung der Fremden ein bekanntes Geſicht, und in ihr die gutmüthige Wittwe zu erkennen, bey der er Marien in den Tagen ſeiner Liebe geborgen hatte. Mit unruhiger Haſt fragte er nach der Urſache ihrer Erſcheinung, ein- zwey- mal. Die arme Frau ſammelte mühſam den Athem, den ihr die Laſt ihres Auftrags, die kurzen Fragen des Dieners, das Auffahren des Freyherrn, das bis in das Vorzimmer gedrungen war, und endlich der Glanz verkürzte, mit dem ſie ihren vormaligen Miethmann umgeben ſah. So gut ſie ſich auf ihre Anrede vorbereitet glaubte, ſo ward ſie doch durch die unfreundliche Heftigkeit des vornehmen Günſtlings ſo außer Faſſung gebracht, daß mehrere peinliche Minuten verſtrichen, während denen Askan kaum ſeiner Ungedult Meiſter war. Endlich ſagte ſie ihm, nicht ohne Verwirrung, daß ſie in den Angelegenheiten einer Perſon komme, die er liebe, die ſich von ihm vergeſſen glaube, und ſeiner Hülfe bedürfe.

Ohne Vorwiſſen dieſer Perſon habe ſie die Reiſe gemacht, nur von Mitleiden und ihrem Gewiſſen getrieben, weil ſie vielleicht, obſchon wider ihren Willen, und in der beſten Abſicht, das Unglück eines guten und braven Mädchens verſchuldet habe.

Der Freyherr erblaßte; ſeine Lippen zitterten, und mühſam ſtieß er die Frage aus, wie es ihr gehe?

Dieſe Frage wurde mit einem Strome von Thränen beantwortet, der aus den Augen des gutmüthigen Weibes brach, und ihr beklommenes Herz erleichterte. Ach, ſagte ſie endlich, wie kann es einem armen Kinde gehn, das ſich in allen ſeinen Hofnungen betrogen, der drückenden Noth und was noch ſchlimmer iſt, der Schande Preis gegeben ſieht? Wollte Gott, ſie wäre tod, was ſie ſelbſt ſo oft gewünſcht hat, ſo ſähen wir doch ihre Schmach nicht, und wir könnten ohne Vorwurf über ihrem Grabe weinen.

Welche Schmach denn? fragte der Freyherr ungeduldig und fast zürnend. Welche Schande denn? —

Verwundert erwiederte die Alte: Giebt es denn für ein ehrliches Mädchen eine gröſsere Schande, als ohne Mann in das Kindbett zu kommen? — Wie so? fragte der Freyherr mit einiger Verwirrung, und setzte hastig hinzu: hat sie denn nach meiner Abreise mit Jemanden Umgang gehabt? — Mein Gott, antwortete die Wittwe vor Unwillen erröthend, indem sie die gefalteten Hände hoch empor hob, mein Gott, wie Sie fragen können! Mit Jemanden Umgang gehabt — dieses fromme und unschuldige Kind! Hat sie doch niemanden gesehn, und ist nicht vor ihre Thür gekommen, seitdem Ihr Gnaden sie verlassen haben — und fast immer hat sie geweint und gebetet. Wie sollte die mit Jemanden Umgang gehabt haben, die niemand froh gesehn hat! — „Sie stellen sich alle unschuldig, sagte der

Freyherr mit erzwungenem Lächeln. Wäre sie so tugendsam, wie du sagst, sie wäre mir nicht so nachgelaufen.“ — Er sprach das letzte Wort flüchtig und kaum hörbar aus. Es schien ihm nicht über die Lippen zu wollen. — Die Alte fuhr wie erschrocken zurück. O gnädiger Herr, sagte sie — die Rede stockte in dem Munde der Zürnenden — O gnädiger Herr, sagte sie noch Einmal — wie können Sie das mit Wahrheit sagen? — Nachgelaufen! Marie Werl Ihnen nachgelaufen! — Haben Sie denn Alles vergessen, wie es sich zugetragen hat? Wie Sie sie fast mit Gewalt in mein Haus brachten? wie Sie mich mit Thränen beschworen, für Sie zu sprechen? wie Sie mir mit den fürchterlichsten Eiden Ihre ehrlichen Absichten betheuerten? wie ich mich dadurch bewegen ließ, wie — —

Zum Henker, fuhr der Freyherr auf, mit dem Fuße stampfend, sein erröthendes Angesicht vom Lichte abgewand, zum Henker,

mache dem Geschwätze ein Ende. Ich habe dringende Geschäfte, und du verdirbst mir die kostbare Zeit mit alten Mährchen von Studentenpossen und weinerlichen Liebeshän, delu. Was ist dein Verlangen? was begehrst du? warum kömmst du? Mach' es kurz. Ich habe nicht länger Zeit.

Diese hastigen Fragen erschreckten die Alte nicht. Ihr Muth war gewachsen, da sie bemerkt hatte, daß den Freyherrn — wie trotzig er sich auch stellte, das Gewissen schlug. „Zürnen Sie nicht, Herr Baron, erwiederte sie, über mein Gutmeinen. Damals sprachen Sie anders, ob Sie gleich auch bisweilen zürnten, wenn nicht Alles gleich nach Ihrem Willen ging. Aber was ich Ihnen sage, sind keine Mährchen, und kein Roman, obschon weinerlich genug. Gott ist mein Zeuge, daß ich keinen ruhigen Augenblick gehabt habe, seitdem ich das arme verlassene Kind wieder gesehn habe; und wollte Gott, Ihr Gewissen spräche nur halb so laut zu Ihnen,

als das Meinige zu mir spricht, ob ich gleich nur durch meine Leichtgläubigkeit gefehlt habe. —

Der Freyherr sah starr vor sich hin, und drückte die über einander geschlagenen Füsse krampfhaft zusammen. —

Die Alte fuhr fort: Wie soll ich aber nur das verstehen, gnädiger Herr, daß Sie nichts von Mariens Schwangerschaft wissen wollen? Sie hat es Ihnen ja doch geschrieben — obschon erst spät und nach langem Zögern — denn sie konnte nicht Herr werden über ihre Schaam. Aber geschrieben hat sie es Ihnen doch ganz gewiß. — Askan antwortete nicht. Eine glühende Röthe ergoß sich über sein Gesicht. Er dachte an die Briefe der Unglücklichen, die er nicht gelesen hatte. — Die Alte schüttelte den Kopf und fuhr fort:

Da das arme verlassene Kind auf mehrere Briefe keine Antwort erhielt, glaubte sie sich von Ihnen verstoßen, und verfiel darüber

in einen solchen Tiefsinn, daß man meinte, sie würde um ihren Verstand kommen. Ihre Wirthsleute thaten was sie konnten; denn sie liebten sie wie ihr eignes Kind, was sie auch verdiente; aber da das Kostgeld ausblieb, das Sie ihr sonst monatlich geschickt hatten, und sie nun schon einige Monate im Rückstand war, so wurde ihre Angst auch dadurch vermehrt. Niemand hätte sie ja gemahnt; aber sie hatte selbst keine Ruhe, bis sie alles Entbehrliche verkauft, und aus dem Erlöse ihre Schuld entrichtet hatte. Eines Abends — es war ein Montag — hatte sie ihre Schuld bezahlt; und den Dienstag schlich sie bey Anbruch des Tages in ganz gemeiner Kleidung und mit dem Reste ihrer Habseligkeiten unbemerkt aus dem Hause, um auf einem benachbarten Edelhofe Dienste zu suchen. Ein Brief, den sie zurückgelassen, fast von ihren Thränen ausgelöscht, erklärte ihren Entschluß, und dankte für alle ihr erwiesene Liebe mit so rührenden Worten, daß

man ein Herz von Stein hätte haben müſſen, um nicht über das Loos eines ſo guten und lieben Kindes zu weinen. Sie fand ein Unterkommen, da wo ſie es geſucht hatte. Der Dienſt war hart, aber ſie bequemte ſich zu Allem, als ob ſie es nicht anders gewohnt ſey; arbeitete am Tage und weinte bey Nacht. Sprechen that ſie nur, was unumgänglich nothwendig war, ſo daß ſie unter dem Geſinde für tiefſinnig galt. Unglücklicherweiſe wurde man nach einigen Wochen ihre Schwangerſchaft inne. Ihre Herrſchaft — eine reiche und hartherzige Frau — ſchickte ſie augenblicklich aus dem Dienſt, und ließ ſie noch überdieß, wie ſie auch immer flehen mochte, der Geſindeordnung gemäß, einige Tage einſperren, weil ſie ſich in dieſen Umſtänden vermiethet hatte. Nach ihrer Entlaſſung wurde ſie nach ihrer Heimath gebracht, und hier, um ihre Niederkunft abzuwarten, in das Gebährhaus geſchickt.

Und warum nicht zu ihrem Vater? fragte

der Freyherr ſtammelnd, ohne ſeine Blicke zu der Erzählenden erheben zu können.

Ach, mein Gott, erwiederte die Alte, wie hätten ſie die Arme zu ihrem Vater bringen können! Der iſt ja ſelbſt ſo gut wie ein Bettler, und hat kaum noch ein Obdach.

Der Freyherr fuhr auf.

Das war auch ein Zuſatz zu dem Jammer der armen Marie; denn ob ſie gleich nicht Schuld an dem Unglücke ihres Vaters hatte, ſo hatte ſie doch die Veranlaſſung dazu gegeben, und warf ſich das immer vor. Der Zorn der Studenten, der eigentlich Ihnen galt, aber auf das arme Mädchen fiel, glimmte unter der Aſche fort, und brach eines Tages, da einige der Relegirten heimlich zurückgekehrt waren, mit unbändiger Wuth aus. Eine Schaar Trunkener greift in der Nacht das Haus des alten Mannes an, ſchlägt Fenſter und Thüren ein, wirft die Ziegeln vom Dache herab, und würde ſelbſt den alten Werl nicht verſchont haben, wenn

er ſich nicht gleich beym Anfange des Tumultes durch den Garten des Nachbars gerettet hätte. Am andern Morgen ſaß er mit dem kahlen grauen Kopfe weinend und mit gefalteten Händen, den durchlöcherten Wänden ſeines Hauſes gegen über, in welchem ſich wenig brauchbares mehr fand, und an deſſen Wiederherſtellung nicht zu denken war. Zum größten Unglück iſt ihm von dem Schrecken jener Nacht ein Zittern geblieben, das ihn zu jeder Arbeit unfähig macht. So lange ſeine Tochter noch etwas hatte, ſchickte ſie ihm was ſie nur irgend entbehren konnte. Aber ſeitdem — —

Ich will ihr Geld ſchicken, rief Askan mit Heftigkeit, ſo viel ſie braucht. Auch der Alte ſoll haben. An mir ſoll es nicht fehlen das Uebel wieder gut zu machen.

Gott ſegne Ihre Geſinnungen, erwiederte die Alte. Für den Augenblick wäre das gut; aber damit wäre denn doch nur der gegenwärtigen Noth abgeholfen. Das Weitere — —

Die Alte ſtockte.

Nun das Weitere, fuhr der Freyherr auf; das Weitere — Was meinſt du damit?

Ach, gnädiger Herr, fuhr ſie mit gedämpfter Stimme fort; Sie wiſſen wohl, daß der Ruf eines unglücklichen Mädchens durch ein Stück Geld, das es bekömmt, nicht wieder hergeſtellt wird. Einer ſchlechten Dirne mag das genügen; aber ein Mädchen, in deſſen Herz, wie ich beſchwören wollte, nie ein ſündhafter Gedanke gekommen iſt, die nur durch allzu großes Zutrauen und durch die wahrhafteſte und aufrichtigſte Liebe bethört worden iſt — —

Du meinſt wohl, daß ich dieſe heirathen ſoll, ſagte der Freyherr mit erzwungenem Hohne.

Die Alte ſchwieg.

Ein Mädchen, fuhr er mit Heftigkeit fort, das als Magd gedient, im Spinnhauſe geſeſſen, und auf dem Schub fortgeſchafft

worden ist — ein solches Mädchen, meinst du, soll ich heirathen?

Die Alte schwieg noch immer.

Man muß mich für wahnsinnig halten, setzte er mit steigender Hitze hinzu; für rasend muß man mich halten, um so etwas hoffen zu können. Ich will die Sache gut machen, so weit sie gut gemacht werden kann; das ist genug. Mehr zu verlangen ist unverschämt. Eine jugendliche Thorheit mit dem Verluste meines Glücks, meiner Ehre zu bezahlen — der Handel wäre zu kostbar.

Erlauben Sie mir, versetzte die Wittwe mit bescheidenem Tone, erlauben sie mir zu bemerken, daß es sich hier auch noch um ein anderes Glück und eine andere Ehre handelt, und um eine Ehre, die — verzeihen Sie mir, gnädiger Herr, — ohne Ihre Dazwischenkunft jetzt noch unverletzt wäre.

Ich oder ein andrer, fiel der Freyherr mit Ingrimm ein. Und ist das Spiel gleich? Die Worte sind es, aber die Sache — —

Die Alte zuckte die Achseln und sagte mit Schüchternheit: Ich meinte, die höchste Ehre eines Edelmannes wäre sein Wort zu halten, und wenn er Etwas durch so heilige Eide gewonnen oder erbeutet hat, lieber Alles zu verliehren, als — um von seiner Seligkeit nicht zu sprechen — als seine Treue.

Schwüre im Rausch gethan, Versprechungen im Fieber oder im Wahnsinne, sind nicht verbindlich. — Aber zum Teufel, Weib, fuhr er fort, sich durch Fluchen Muth erkünstelnd, zum Teufel mit deinen Erinnerungen, die mich rasend machen, mit deinen Forderungen —

Ich fordre nichts für mich, erwiederte die Wittwe weinend. Aber Gott weiß es, ich kann den Jammer der Unglücklichen nicht ertragen, die nicht über ihr Elend und ihre Armuth klagt, sondern nur über das jammert, was sie ihr Verbrechen nennt, und doch — so wahr ein Gott über uns lebt — nicht ihre Schuld ist.

Diese Worte, mit fester Zuversicht ausge-

ſprochen, fanden den Weg zu dem Herzen des Freyherrn. Die Wahrheit wirkte mit der ihr eigenthümlichen wunderbaren Kraft, und feſſelte ſeinen erkünſtelten Zorn. Mariens holde Geſtalt, wie er ſie in ſeinen glücklichſten Augenblicken geſehen hatte, trat ihm vor die Seele. Er gedachte ihrer letzten Worte, ihres Abſchiedes, aller der Hofnungen, in die er ſie, mit aufrichtigem Willen, — er konnte es nicht leugnen — gewiegt hatte; und nun die Dürftigkeit, in der er ſie gelaſſen, die harten Dienſte, die ſie um ſeinetwillen vollbracht, die Schande, der ſie durch ihn Preis gegeben worden, ihre Thränen, ihr Tiefſinn und Jammer. — Er ſah lange vor ſich hin. Sein Innerſtes war aufgeregt. Er ſchaute wie nach Hülfe umher, und ſank dann wieder in ſich zurück. Endlich ſtand er auf, und ſagte mit milderer Stimme: Ich will ja thun, was möglich iſt. Gott weiß, Marie dauert mich; ich hätte ſie nicht ſo vernachläſſigen ſollen. Aber meine Verhältniſſe

haben ſich geändert; ſie ſind verwickelter geworden. Laß mich nur zur Beſinnung kommen. Ich kann das nicht Alles auf der Stelle zurecht legen. Laß mir dieſe Nacht Zeit. Morgen ſollſt du weiter hören.

Mit dieſen Worten faßte er die Alte bey der Hand, öffnete die Thür und befahl einem Diener, ſie nach dem Gaſthofe zu bringen und der Sorgfalt des Wirths zu empfehlen, bey dem ſie eingekehrt war.

* *

Wie gewaltig das Gemüth des Freyherrn bewegt war, iſt kaum zu beſchreiben. Die heftigen und höchſt verſchiedenartigen Erſchütterungen, durch die es in dieſer Stunde hindurch gegangen war, hatten eine Ohnmacht zurückgelaſſen, die der Gutmüthigkeit ähnlich ſah. Seine Einbildungskraft war erregt, und arbeitete jetzt, da er ſich wieder allein ſah, mit noch größerer Thätigkeit fort. Die Bilder einer glücklichern Vergangenheit zogen dämmernd vor ſeiner Seele vorüber,

und in der wehmüthigen Sehnsucht, die ſie erregten, wachten in der Tiefe ſeines Herzens die Vorſätze auf, die er gefaßt, die Plane, die er unter Mariens Augen entworfen und mit ihrer Hülfe ausgeſchmückt hatte, und weckten das frühere Verlangen nach häuslichem Glück, Unſchuld und Ruhe wieder auf. Die ganze Geſchichte ſeiner Liebe ging vor ihm vorüber, und in allen ihren Momenten, von dem erſten Begegnen an bis zum Abſchiede, ſtand Mariens Bild rein, hold und unbefleckt, wie das Bild einer Heiligen, mit einer Glorie von Demuth, Sittſamkeit und Unſchuld umſtrahlt. Bey dieſen Erinnerungen kamen ihm auch viele ihrer Worte in das Gedächtniß zurück, Worte kindlicher Unbefangenheit, ſüßer Treuherzigkeit und tiefen, von ihr ſelbſt kaum geahndeten Sinns. Bey dieſen Erinnerungen verhüllte er ſein Geſicht; Ströme von Thränen ergoſſen ſich; ſeine beſſere Seele ward für den Augenblick frey. Die Liebe gab ihn der Pflicht zurück. Er er-

griff ein Papier und schrieb an Marien. Sein Brief war ein Bekenntniß seiner Schuld. Reue, Liebe, Hofnung sprachen abwechselnd darinn die Eingebungen eines leidenschaftlich bewegten Gemüthes aus. Betheurungen wären nicht gespart. Er schloß mit dem Versprechen, Alles zu erfüllen, was er verheißen — ob ihm gleich die Mittel dazu in diesem Augenblicke noch nicht zu Gebote ständen — aber eher wolle er zu Grunde gehn, ehe er seine heiligen Eide bräche.

* *

So rasch und entschlossen der Freyherr diesen Brief angefangen hatte, so fühlte er sich beym Schlusse desselben nicht erleichtert, und die Bilder eines rechtschaffenen Lebens, mit denen er begonnen hatte, düsterten sich in dem Maaße, wie er sich durch neue Versprechungen band. Das beschriebene Blatt lag jetzt vor ihm, wie ein Todesurtheil, das er sich selbst geschrieben, oder wie ein unwiderruflicher Bannspruch, der sich zwischen

ihn und das Paradies des Hofes stellte. Starr sah er vor sich hin, und es war ihm, als ob er in das Grab der Hofnungen hinab sähe, die ihn von allen Seiten so glänzend umblühten; als ob er muthwillig die Kränze zerrisse, die ihm die Gunst gewunden hatte; als ob er die Pforten des Glücks, die sich ihm wie von selbst geöffnet hatten, hinter sich zuschlagen und das Hohngelächter seiner Neider hörte. Sein Inneres war heftig empört. Er dachte jetzt nur die Größe seines Opfers, und fühlte ein Mitleiden mit sich selbst, das die Grundlage seiner herzhaften Entschliessungen zu erweichen drohte.

Während er so saß und über sich selbst brütete, und an den folgenden Morgen dachte, und der Unmuth immer höher in ihm stieg, trat OKennedy herein. Jener wurde ihn nicht gewahr, bis er vor ihm stand, und den Kopf verwunderungsvoll schüttelnd, ihm die Hand auf die Schultern gelegt hatte. Erschreckt fuhr der Freyherr auf, als wären

seine geheimsten Gedanken schon offenbar geworden, schob den Brief hastig zurück, und umarmte den Major. Was hast du, Freund? sagte dieser. Was ist dir zugestoßen? Ich sah dich noch nie so. — Und als Askan noch schwieg, und die Blicke des Freundes vermeidend, ihn nur heftiger an sich drückte, fuhr dieser fort: Du bist in ungewöhnlicher Bewegung. Lege doch, wenn du darfst, die Last, die deinem Herzen zu schwer zu tragen ist, auf das Meinige. Ich habe ja wohl schon öfterer deine Grillen verscheucht, und die Falten geebnet, die diese freye und schöne Stirn nie verunstalten sollten. Laß mich es jetzt auch versuchen. Aber vor allen Dingen theile dich mir mit der Offenherzigkeit mit, auf die eine Freundschaft, wie die Meinige, ein unbestreitbares Recht hat.

Es hatte kaum dieser schmeichelnden Worte bedurft, um die Banden des Schweigens von Askans Herzen zu lösen, das durch den immer steigenden Schmerz über den drohenden Ver-

luſt, und das Mitleiden, das er deshalb gegen ſich ſelbſt empfand, ſchon allzuſehr erweicht war. Nie zuvor hatte er mit dem Major von ſeiner Liebe geſprochen, den Spott des Mannes fürchtend, der die Macht der Sympathie auf das Entſchiedenſte leugnete, und keine unfreywillige Niederlage des Herzens zugeſtand. Auch jetzt noch zügelte die Scheu ſein bewegtes Gemüth. Nur mit flüchtigen Strichen ſchilderte er ſeine Leidenſchaft und den Gegenſtand derſelben, und die Furcht vor dem lauſchenden Zuhörer, die in dem Hintergrunde ſeines Herzens lag, gab dieſer Schilderung, wider ſeine Abſicht, das Anſehn eines Zerrbildes, in welchem Marie als ein gutes, einfaches und faſt einfältiges Kind, ſeine Liebe zu ihr aber wie eine der Thorheiten erſchien, die man der Jugend, den Verhältniſſen und dem Hange zu Abentheuern verzeiht. In der Darſtellung ſeiner Verſprechungen aber und der Banden, mit denen er ſich gefeſſelt hatte, ſchonte er ſich nicht

und milderte nichts; denn es lag ihm Alles daran, dem Entschlusse, den er gefaßt, und der, wie er wohl wußte, seinem Freunde wie Wahnsinn erscheinen mußte, Nachsicht zu gewinnen. Auch von dem Mißgeschick, das seitdem Marien getroffen, verhehlte er nichts, und indem er sich mit der ganzen Schuld ihres Unglücks belastete, hoffte er das Erniedrigende zu verdunkeln, das für sie in diesen Ereignissen lag. Dieser Theil seiner Bekenntnisse war ihm der härteste und schwerste. Seine Blicke, an den Boden gefesselt, erhoben sich nicht zu dem Angesichte seines Freundes, das mit seiner tödlichen Blässe unbeweglich gegen ihm über stand. Doch glaubte er auch so um seine Lippen das leise Zucken des Spottes, und in seinen blitzenden Augen ein demüthigendes Mitleid zu sehn. Aber als er diesen Theil seiner Erzählung überwunden hatte, und auf die Unterredung der Wittwe kam, und wie sie durch ihre Erzählung sein ganzes Herz er-

ſchüttert habe, da unterbrach der Major den Fluß ſeiner Rede, und ſagte mit ſicherer Ahndung deſſen, was Aſkan zu thun willens war: „Du haſt eine ſchmerzliche Stunde gehabt, die dich eine frühere Vergeſſenheit bitter hat bereuen laſſen. Hätteſt du dich bald mit dem Mädchen abgefunden, ſo hätten dieſe tragiſchen Scenen nicht Statt gehabt. Wer aber deine Lage kennt, den Drang deiner Geſchäfte, alle die großen und kleinen Verpflichtungen des Hoflebens, die Bürde einer doppelten Gunſt, und die unendlichen Zerſtreuungen, denen ſich ein Günſtling des Glücks wie du nicht entziehen kann, der wird jenes Vergeſſen leicht zu entſchuldigen wiſſen. Dich hat es mehr angegriffen, als ein ſolcher Handel verdient. Jetzt aber, da du die Alte fortgeſchickt, und, wie ich nicht zweifle, Einrichtungen getroffen haſt, die das Mädchen künftig vor drückenden Mangel ſchützen, ſo entſchlage dich nun des Gedankens an ſie, und vergiß den fatalen Ausgang eines Jugend-

Romans, der dich einige Tage deines Lebens angenehm beschäftigt hat, jetzt aber zugeschlagen ist, und dich nichts weiter angeht."

Wie diese Worte auf den Freyherrn wirkten, ist kaum zu sagen. Heftig betroffen durch eine Voraussetzung, die seinen weitern Geständnissen so schroff entgegentrat, war ihm die Rede wie abgeschnitten. Da griff er hastig nach seinem Briefe, reichte ihn dem Major mit zitternder Hand, und sagte mit abgewendetem Gesichte: Hier ist mein Entschluß.

Es bedurfte nicht mehr als der ersten, von Leidenschaft übersprudelnden Zeilen, um den Major zu überzeugen, daß er sich in den Vorsätzen seines Freundes nicht geirrt habe, und nur mit Mühe hielt er den Spott zurück, der sich zu seinen blassen Lippen drängte. Mit scheinbarem Ernste las er den Brief bis zum Ende, faltete ihn dann mit der größten Kaltblütigkeit, zerriß ihn in kleine Stücken und schob diese Stücke in seine Tasche. — Askan erstarrte; die Hand, welche zufahren wollte,

wollte, blieb auf halbem Wege zurück. Was machst du da? war Alles was er sagen konnte. „Ich halte, antwortete der Major mit seiner tiefen accentlosen Stimme und ohne die geringste Bewegung, ich halte einen Rasenden ab, sich in den Abgrund zu stürzen, an dessen Rande er taumelt. Dieser im Fieber geschriebene Brief hätte in einem Romane prangen können; aber sicher hätte er dich zur Fabel des Hofes und der Stadt gemacht. Dieser Brief allein reichte hin, dein Glück da zu vernichten, wo es für dich blüht. Besser also, dieses Meisterstück von Romantik selbst vernichten. Denn daß es wirklich dein Ernst sey, allen den Wahnsinn wahr zu machen, den du darin mit so vieler Emphase ausgekramt hast, kann ich einem Kopfe, wie dem deinigen, nicht zutraun.“ — Und doch ist es mein Ernst, antwortete der Freyherr mit wankender Stimme, die sein Wort Lügen strafte. Wie kann ich anders? setzte er entschuldigend hinzu. Meine Versprechungen

binden mich. Das Mädchen war unschuldig; ich habe es unglücklich gemacht.

Und wirst du es glücklich machen, wenn du dich selbst in einer wahnsinnigen Verbindung unglücklich, elend, verächtlich gemacht hast? Oder glaubst du es jemals vergessen zu können, daß du, daß der Freyherr von und auf Ratikau einer Magd, einer Gefallenen, einer im Spinnhaus bestraften die Hand gegeben, um sie in sein altes unbeflecktes Geschlecht einzuschieben?

Askan bedeckte sich das Gesicht. Meine Schwüre, stammelte er.

Gut, fuhr der Major mit scheinbarem Unwillen fort, halte deine Schwüre, verlaß den Hof, verlaß die Laufbahn der Größe und Würde, auf der du so rasch und ungehindert einherschreitest, beleidige den Fürsten, überwirf dich mit deinem Vater, und mache eine Bettlerin ehrlich, die, wie tausende ihrer Art, ein Opfer ihrer eignen Eitelkeit ist.

Nein, nein, fiel der Freyherr ein, Marie

iſt nicht wie andere. Ich habe ſie verführt, ihre Schuld laſtet auf mir. — Du biſt groß-müthiger gegen ſie, antwortete der Major, als du gerecht gegen dich biſt. Glaube mir, jedes Mädchen, das ſich auf die Schwüre eines Verliebten dahin gibt, verführt ſich ſelbſt. Es iſt noch keine gebohren worden ohne jenes heilſame Mistraun, das ſie hinlänglich gegen die Gefahr ſchützen würde, wenn ſie geſchützt ſeyn wollte. Sie wiſſen alle, ohne daß ſie es durch Erfahrung zu lernen brauchen, daß die Männer gebohrne Feinde ihres Geſchlechts ſind; daß es uns, wie unterwürfig wir uns auch ſtellen, doch nur um den Sieg zu thun iſt, und daß alle unſre Betheurungen und Schwüre nur Kriegs-liſten ſind. Sie wiſſen es auf ein Haar, und könnten ihre Maasregeln darnach nehmen, wenn ſie nur wollten. Aber wie der beſtochene, feige Befehlshaber einer Feſtung wünſchen ſie die Uebergabe, und nehmen unſre Verſprechungen und ihren erheuchelten Glauben daran

zum Vorwande. Und solche Versprechungen nur zum Scheine gegeben und zum Scheine geglaubt, sollten die Kraft haben, einen Mann zu binden? sie sollten ihn zwingen können, um die Ehre einer Gefallenen zu retten, die nicht wieder aufzurichten ist, sich auf ewig mit der Schande zu vermählen, dem Glücke zu entfremden, sich bey allen vernünftigen Leuten verächtlich, und zuletzt seinen eignen Kindern verhaßt und verabscheuungswürdig zu machen?

Askan seufzte. Seine Blicke waren in die Erde gewurzelt.

Jene Versprechungen, fuhr der Major fort, die dir so auf dem Herzen lasten, wie können sie dich beunruhigen? Ich kenne warlich die Gesetze der Ehre, wie irgend einer, und wehe dem, der daran zweifeln wollte, — aber diese Gesetze sprechen dich frey. Ich will nicht geltend machen, daß du im Rausche der Leidenschaft nicht gewußt, was du gethan; — aber kann ein Versprechen gültig

seyn, an das der Andere nicht glaubt; und das Mädchen konnte nicht glauben, was der Vernunft und deiner Ehre zuwider war. Laß mich dir ein Geständniß machen. Ich kam vor einiger Zeit auf dein Zimmer — ich denke es war an eben dem Tage, wo dich der Fürst zu seinem Cabinetsrathe ernannt hatte — du warst abwesend; ich trat an das Kamin. Da fielen meine Blicke auf einen Brief, der offen auf dem Gesimse lag, und in dem ich eine weibliche Hand erkannte. Einige Wort, die ich, ohne es zu wollen, las, ließen mich seinen Inhalt vermuthen, und ich widerstand einer Neugierde nicht, die du unter diesen Umständen verzeihlich finden wirst. Ich lernte daraus ein Verhältniß kennen, wie es unzählige gegeben hat; und da du selbst mir nie davon sprachst, und auch mit den Zeugen deines Geheimnisses so wenige Umstände machtest, glaubte ich zu wissen, was ich davon zu halten hätte, und würde die ganze Sache rein vergessen haben, wenn

nicht der jetzige Augenblick die alte Erinnerung von neuem in mir erweckt hätte. In jenem Briefe nun, der die Rolle der Unschuld recht gut behauptet, wieß das Mädchen deine Versprechungen auf alle Weise zurück; sie verbot dir, ihr deine Leidenschaft zu betheuern, und, wenn ich mich recht erinnere, verbot sie es dir unter dem Vorwande, daß diese Schwüre ihr die Aufrichtigkeit deiner Liebe zweifelhaft machten. Sie also nimmt deine Versprechungen nicht an, und du willst dich durch sie gebunden glauben? Du willst ihr aufdringen, woran sie wahrscheinlich nie im Ernste geglaubt hat? — und aus der albernsten, kindischsten Gewissenhaftigkeit, ihr, der in ihrer Sphäre noch hundert Wege zum Glücke offen stehn, dein ganzes Glück, alle deine Aussichten, deine Ehre und die Achtung der Welt opfern?

Adam ging jetzt im Zimmer auf und ab, während der Major von seinem Sitze zu ihm sprach. Jetzt stand er plötzlich still vor ihm

und sagte: Ich kann dich nicht widerlegen; vielleicht will ich es auch nicht. Zwischen zwey Abgründe gestellt, würde ich dich für meinen größten Wohlthäter halten, wenn du mich in einen von beyden hinabstießest, aber mir auch zugleich die Erinnerung an mein ganzes voriges, oder mein ganzes jetziges Leben nähmest.

Mit diesen Worten sank er in seinen Lehnstuhl und sah stumm vor sich hin. Die sophistischen Gründe des Majors hatten gewirkt; seine eignen Neigungen waren ihnen entgegengekommen. Der Gedanke an die Verachtung der Welt wühlte tief in seiner Brust. Er sah das Grinzen der Schadenfreude, den Hohn des Mitleidens, den lauten Spott der Feindschaft, und in dem Aufruhr seiner schlechteren Seele erstarb die Stimme seines Gewissens. Der Major las in dem Herzen des Schweigenden, und störte seine Betrachtungen nicht. Er hatte genug gesagt; er kannte die Natur des Giftes, das er in seine

Worte gelegt hatte, und durfte mit Sicherheit auf seine Wirkung rechnen.

Während dieser Pause trat ein Bothe des Fürsten ein. Es habe sich, meldete er, ein Umstand ergeben, der die möglichste Beschleunigung der aufgetragenen Arbeit fordere. Es würde Seiner Durchlaucht angenehm seyn, sie morgen beym Aufstehn zu erhalten.

So wie diese Bothschaft dem Major zu Hülfe kam, so machte sie den Freyherrn bestürzt. Zwar hatte er den Auftrag schon hinlänglich bedacht, und in seinen Gedanken geordnet; aber aufgeschrieben war noch nichts davon. In der Zerrüttung seines Innern mochte er zweifeln, ob er der Ausführung genügen könne. Er antwortete also, er sey nicht ganz wohl, werde aber das Unmögliche thun, um den Befehl seines gnädigsten Herrn zu vollziehn.

Als der Diener das Zimmer verlassen hatte, schob der Major das Papier auf dem Schreibtische mit den Worten zurecht: Du

haſt jetzt keinen Augenblick zu verliehren. Was du von mir verlangteſt, bietet dir jetzt der Zufall: Vergeſſenheit. Entſchlage dich der Gedanken, die dich unnützerweiſe quälen und deiner ſo unwürdig ſind. Ich verlaſſe dich jetzt mit der Hofnung, morgen deine Arbeit vollendet, und dich in der Stimmung zu finden, über deine heutigen Sorgen mit mir zu lachen.

* *

Die Vorausſagungen des Majors gingen in Erfüllung. Die Nothwendigkeit der Anſtrengung, in welcher ein ſo heilſamer Balſam liegt, blieb bey dem Freyherrn nicht ohne Wirkung. Nachdem die fremdartigen Gedanken nur Einmal zurückgedrängt waren, ſchritt die Arbeit, Anfangs mit Mühe, dann immer leichter und leichter fort, und ehe der Morgen dämmerte, war ſie zu Stande gebracht. Mit Zufriedenheit ſah Askan auf das vollbrachte Werk, überlief es noch Ein-

mal, und ſuchte dann, ohne ſich auszukleiden, auf dem Sopha den Schlummer.

Während dieſer Zeit war auch der Major nicht unthätig geweſen. Feſt überzeugt, daß er ſich den fürſtlichen Günſtling zu ewiger Dankbarkeit verpflichte, wenn er ihm über ſein Gewiſſen hinweghölfe, hatte er, durch die Nachweiſung von Askans Diener geleitet, die Wittwe im Gaſthofe aufgeſucht. Er gab vor, von dem Freyherrn beauftragt zu ſeyn, ſich mit ihr abzufinden, und ſchon der Eingang ſeiner Rede gab hinlänglich zu erkennen, daß er vollkommen von Allem unterrichtet ſey. Die arme Alte, noch erſchöpft von ihrer Unterredung mit dem Freyherrn, hörte ihn mit ſchweigender Verwundrung an. Die militäriſche Uniform gebot ihr Ehrfurcht; das bleiche ernſte Geſicht des Redenden erſchreckte ſie, und der Major ließ die Scheu, die er ihr einflößte, nicht unbenutzt. Mit wenigen Worten, welche die Wichtigkeit ſeines Freundes, das Anſehn, das er am Hofe genöſſe,

und die Gewalt, die er über den Fürsten ausübe, in das helleste Licht setzten, machte er ihr das Bedenkliche ihrer Sendung begreiflich, und wie glücklich sie sich schätzen müsse, mit einem so gerechten und zartfühlenden Manne, wie dem Freyherrn zu thun zu haben. Er erklärte ihr, daß der Gedanke ein Eheversprechen geltend machen zu wollen, in dem Verhältnisse seines edeln Freundes und des Mädchens baarer Unsinn sey, der zum Zuchthause führen könne. Der Freyherr sey grosmüthig, aber reizbar. Sie solle ihn nicht weiter treiben, als schon geschehn sey. Er sey beauftragt, dem Mädchen eine angemessene Unterstützung, und, wenn es Gelegenheit fände, sich zu verheirathen, eine Ausstattung anzubieten. Dieses grosmüthige Anerbieten solle sie mit Dank annehmen, jetzt aber vor allen Dingen eilen, die Stadt zu verlassen, ehe die Polizey von ihrer Anwesenheit Kenntniß nähme.

Mehr als Einmal hatte die Alte versucht,

die Rede des Majors, in welcher er die ganze Ueberlegenheit seines Standes geltend machte, zu unterbrechen, und das Verhältniß der unglücklichen Marie in ein günstigeres Licht zu setzen; aber jedesmal schnitt er ihr schonungslos die Rede ab, und erklärte dieses Trotzen auf Recht für strafbaren Frevel. Nichts blieb jetzt der Armen übrig, als ihre Thränen, und diese fielen auf einen Boden, den schon lange keine Thränen mehr erweichen konnten. Endlich, um diesem weinerlichen Schauspiele, sagte er, ein Ende zu machen, händigte er ihr eine Summe Geldes ein, ließ sich einen Schein darüber ausstellen, und versprach für fernere Sendungen zu sorgen, wenn sich die Dirne nicht einfallen ließe, wieder an den Freyherrn zu schreiben, oder ihn an vorgebliche Versprechungen erinnern zu lassen. Um seiner Sache ganz gewiß zu seyn, gab er im Gasthofe Befehl, auf der Stelle ein Fuhrwerk in Bereitschaft zu setzen, und die Fremde nach ihrer Hei-

math zurückzubringen. Ein Policeysoldat wurde zur Begleitung mitgegeben, und die geschreckte Alte, die Alles das für eine Veranstaltung des Freyherrn hielt, hatte schon die erste Station erreicht, als Askan aus seinem Schlummer erwachte, und mit seiner nächtlichen Arbeit in der Tasche zum Fürsten fuhr.

Der Fürst war eben erwacht, und hatte dem Diener geschellt, um nach dem Cabinetsrath zu schicken, als dieser gemeldet wurde. „Das nenn' ich mir doch eine Pünktlichkeit, rief der Fürst dem Eintretenden entgegen. Ich freue mich, daß es mit Ihrer Unpäßlichkeit nicht viel zu sagen gehabt hat. Sie bringen mir doch die Ausfertigung mit? Lassen Sie sehn."

Der Freyherr las, der Fürst hörte aufmerksam zu, änderte Einiges, lobte das Meiste, und nachdem er beym Schluß seine Zufriedenheit bezeigt hatte, bot er dem Günstling die Hand zum Kusse, und entließ ihn.

Dieſer war im Begriffe das Zimmer zu verlaſſen, als ihn der Fürſt noch Einmal zurückrief: Ah ça, ſagte er, lieber Ratikau, wenn Sie für mich arbeiten, träume ich von Ihnen. — Unendliche Gnade. — Dieſe Nacht träumte mir, Sie wären Bräutigam. — Der Freyherr erröthete. — Und meine Gemahlin war es, die Ihnen die Braut zuführte. Sie ſollten in der That daran denken. Ich glaube, ich hätte noch mehr Zutrauen zu Ihnen, wenn Sie verheirathet und Hausvater wären. Bedenken Sie ſich das.

Der Freyherr ging und bedachte jedes Wort. Er kannte den Fürſten zu gut, um nicht zu wiſſen, daß dieſen Aeuſſerungen irgend eine beſtimmte Abſicht zum Grunde läge. Dieſer Gedanke trübte die Freude, die er über die Zufriedenheit ſeines Herrn fühlte. Auch die Erinnerung an die Sachwalterin Mariens drängte ſich wieder hervor, und uneinig mit ſich ſelbſt über den aufgeſchobenen und zurückgewieſenen Entſchluß, und

unruhig über die Maasregeln, die er zu nehmen habe, fuhr er bey OKennedy vor. Hier wurde er mit der heitersten Miene empfangen. Du kömmst vom Hofe, rief ihm der Major beym Eintritt entgegen. Deine Arbeit ist geendigt, gelungen und mit Beyfall belohnt worden. Du bist wieder um Eine Stufe in der Gunst gestiegen ... Er zog ihn neben sich auf den Sopha. — Laß mich hören, was dir der Fürst Gutes und Schönes gesagt hat. Du weißt, wie mich Alles erfreut, was von ihm auf dich übergeht. —

Der Major hielt den Freyherrn bey der Hand; der Freyherr erzählte. Auch den Traum vergaß er nicht, und was er davon dachte. — Bey diesem Theile der Erzählung warf der Major den Kopf zurück, schloß die Augen, wie Jemand, der sich auf etwas besinnt, und sagte dann in die Hände schlagend: Was gilts, ich habe das Wort des Räthsels? Was gilts, und ich nenne dir

ſogar die Braut, die die Fürſtin dir zuführt? – Askan lächelte verlegen. — Haſt du nicht an die Gräfin Adelaide gedacht? — Der Freyherr lachte auf. — Ich wünſche dir Glück zu der Eroberung, fuhr der Major fort. Sie iſt ein Diamant von der reinſten Farbe, und in die doppelte Gunſt des fürſtlichen Ehepaars gefaßt. Ihr Beſitz iſt wie der Beſitz eines Talismans, der jedes Uebel abwehrt, jedes Gute herbeyzieht. — Du ſetzeſt großes Vertrauen in deine Vermuthungen, ſagte der Freyherr, die doch nichts anders ſeyn können, als Wünſche deiner Freundſchaft. — Dieſes allerdings, erwiederte der Major, aber auch wohl noch etwas mehr, wenn ich ſie ſchon nicht geradezu erwieſene Wahrheiten nennen will. Und doch ſo gut als erwieſen. — Und nun erzählte er, wie er am letzten Hoftage in der Nähe des Tiſches geſtanden, an dem die Fürſtin geſpielt, der Fürſt neben ihr, nach ſeiner Weiſe umher lorgnirend. Adelaide ging vorüber.

Le deuil lui va à merveille, ſagte der Fürſt ihr nachſehend. Elle en est devenue plus belle. — Die Fürſtin lächelte ihrem Gemahl an, zog ihn näher zu ſich, und flüſterte ihm einen Nahmen in's Ohr, von dem ich nur einzelne Laute verſtand. Jetzt weiß ich, daß es der deinige war. Der Fürſt nickte Beyfall lächelnd, und auf ſich mit der Hand deutend, ſchien er zu ſagen: Das will ich ſchon machen; laßt mich nur ſorgen. — Sieh, das iſt das Wort des Räthſels, und ich wette, daß die Sonne nicht zweymal untergehen wird, ohne daß es ſich auch Dir deutlicher enthüllt. Alſo noch Einmal meinen Glückwunſch zu der ſchönen, hochbegünſtigten Braut! — Aber was fehlt dir, du ſcheinſt mich nicht zu hören. —

Der Freyherr erinnerte den Major an den geſtrigen Abend, nur den halben Blick auf den Freund lenkend. Dieſe Sache, ſetzte er hinzu, muß geendigt ſeyn, eh' ich Ruhe haben, eh' ich an etwas anders denken

kann. — „Und wenn sie nun geendigt wäre? erwiederte der Major; wenn sie vollkommen geendigt wäre? Dieser Handel darf dich nicht weiter kümmern. Die Dämonen, die dir den Weg vertraten, sind gebannt; du kannst jetzt keck vorschreiten, heirathen und dich verheirathen lassen, ohne daß dich ein alberner Jugendtraum in deinem Glücke stört." — Askan sah den Freund mit großen zweifelnden Augen an; er verstand ihn nicht; aber nach Erklärung zu fragen, hatte er nicht den Muth. Nur seine Blicke forschten mit ungeduldiger Begierde nach der Ausdeutung dieses neuen Räthsels. Der Major gab sie ihm in einer kurzen Erzählung, die, der Hauptsache nach, der Wahrheit gemäß, in den Nebenumständen aber hinlänglich verfälscht war, um in dem Gewissen seines Freundes keine Bedenklichkeit entstehen zu lassen. Auch einige Lügen wurden dreist hinzugefügt, um gegen Mariens Aufrichtigkeit Zweifel zu erregen, und Alles mit der

kecken Versicherung geschlossen, die Alte sey durch das Geschenk, das er ihr im Nahmen des Freyherrn gemacht, bis zu Thränen gerührt gewesen, und habe ihm mit überströmender Dankbarkeit der Versicherung bekräftigt, daß jetzt der Zweck ihrer Reise vollkommen erreicht sey. Auch hätte sie aus Freude über das Empfangene und die damit verbundenen Zusicherungen, und um keine Zeit zu verliehren, ihre Rückreise noch in der Nacht angetreten, nachdem sie auf das Heiligste zugesagt, daß von einer Verpflichtung gegen Marien künftig nie mehr die Rede seyn solle. — „Du siehst hieraus, mein edler Freund, setzte er am Schlusse seiner Erzählung hinzu, daß die ganze Sache am Ende auf eine honette Prellerey angelegt war, wovon sich der Gedanke wahrscheinlich nur stufenweis und durch die Wahrnehmung deiner weichmüthigen Gewissenhaftigkeit in der Alten ausgebildet hat. — Wo wärst du jetzt, wenn du deiner Schwachheit Gehör gegeben hättest?

Dein warmes Blut empört sich wohl bisweilen gegen meine Kaltblütigkeit. Aber es bedarf dieser Kaltblütigkeit in den Syrten des Lebens, um die Gespenster entfernt zu halten, die eine so leicht bewegliche Phantasie wie die deinige in Sümpfe und Abgründe locken, nicht um einem Menschen das Genick zu brechen — das wäre noch wenig — sondern um ihn auf den Dornen einer unfruchtbaren Reue und bey langsamen Feuer zu Tode zu martern. Wahrhaftig, wenn mein kaltes Blut jetzt nicht dazwischen getreten wäre, so könnten wir heute schon eine Geschichte haben, dergleichen wohl noch nie an diesem Hofe erhört worden ist."

Der Freyherr hörte diese Rede mit einer Mischung von Glauben und Zweifel, Freude und Unruhe an. Er sah sich durch die Bemühungen seines besonnenen Freundes aus einem Verhältnisse gerettet, das, wenn er der augenblicklichen Eingebung seines Gefühles nachgegangen wäre, das ganze Ge-

bäude ſeines Glückes augenblicklich zertrümmert hätte. Seine Bruſt war nun für den Augenblick erleichtert und er ſah mit dem Gefühle des Verbrechers zum Himmel auf, der ſchon auf der erſten Sproße der Todesleiter, mit dem verhängnißvollen Stricke um den Nacken ſtehend, durch irgend einen Zufall begnadigt, ſein entehrtes Leben gerettet ſieht. Von dieſem Gefühle der Rettung begeiſtert, warf er ſich dem Major an die Bruſt, dankte ihn mit den beredeſten Worten, und beſchwor ihn, auch künftig mit ſo ſicherer Treue ihm zur Seite zu ſtehn, ſeiner Unerfahrenheit zu Hülfe zu kommen, und ſeine Ueberſpannung auf den rechten Ton des Lebens zu mäßigen.

* *

Während Mariens gutmüthige Pflegerin die Sache der Armen in der Ferne betrieb, und wie es nicht anders ſeyn konnte, an den Bollwerken höfiſcher Klugheit, Kälte und Gewiſſensloſigkeit ſcheiterte, hatte das Schick-

sal die Unglückliche in einen noch tiefern Abgrund gestoßen.

Wir haben oben unsern Lesern erzählt, daß Mariens Vater durch die ungestüme Wuth einiger Wahnsinnigen seine Habe, und durch den Schrecken über ihren Angriff seine Gesundheit eingebüßt hatte. Doch ertrug er die bitterste Armuth noch leichter, als den Schmerz über den Fall seiner Tochter, die bis zu dem unglücklichen Tage, wo sie ihren Verführer gesehen hatte, seine Freude, sein Stolz und die Lust seines Lebens gewesen war. Zürnen konnte er ihr nicht. Er kannte die Unschuld ihres Herzens; er wußte, daß sie dem Laster auch in ihrem Falle fremd geblieben war; aber diese Ueberzeugung reichte zu seinem Troste nicht hin. Mochte sie immerhin vor Gott gerecht erscheinen, sie war darum nicht weniger in den Augen der Welt den Lasterhaften gleich gestellt, der Schande und dem Hohne Preis gegeben, und jetzt desto mehr erniedrigt, je größer

und gerechter vorher ihre Bewunderung gewesen war. Auch daß er selbst, obschon unschuldig, zu ihrer Verführung mit gewirkt, daß er in seiner Bethörung die Absicht des Freyherrn nicht geahndet, daß er nicht noch späterhin, was auch die Folgen hätten seyn mögen, dazwischen getreten — auch das peinigte ihn. So schlich er denn, von Kummer belastet, zitternd durch die Straßen, sein treuer Hund abgezehrt und geschwächt ihm nach; täglich ging er nach dem Hause, das seine Marie aufgenommen hatte, mit der Absicht hinein zu gehn, und seine Tochter zu sehn; aber immer kehrte er wieder zurück, ohne seinen Vorsatz ausgeführt zu haben. Wie das Verlangen schmerzlicher Liebe ihn zu ihr rief, so stieß ihn die Furcht zurück, die Furcht vor dem allzu großen Schmerz eines solchen Wiedersehns, und weil er sie — die Gute — nicht so sehr betrüben wollte durch seine elende Gestalt, sein fieberhaftes Zittern und seinen ärmlichen Aufzug.

So ging er denn auch eines Tages in Sturm und Schneegestöber den gewöhnlichen Weg. Seine Knie wankten unter ihm; man konnte sehn, daß sie ihn nur mit Mühe trugen. Nicht weit von dem Hause setzte er sich nieder an dem Ufer des Flusses, und sah, wie er zu thun pflegte, mit nassen Augen nach den Fenstern des Hauses, sein zitterndes Kinn auf die Krücke gestützt. Plötzlich fiel er, von Schwindel ergriffen, in das Wasser hinab. Der Hund, der neben ihm gelegen hatte, stürzte ihm nach, ergriff seinen Herrn und hielt ihn mit Mühe über dem Wasser empor. Das Giemen des Hundes rief einige Vorübergehende herbey, und schon war der Greis im Begriff unter zu gehn, als er durch vereinte Kräfte aus dem Wasser gezogen wurde. Der Hund bemühte sich ihm zu folgen, klimmte an dem steilen Ufer in die Höh, fiel zurück, versuchte es noch Einmal ohne Erfolg, und wurde, sehnsuchtsvoll nach seinem Herrn blickend, in

das Waſſer hinabgezogen. Da das Gebährhaus zunächſt lag, und hier die nöthige Hülfe am Beſten geleiſtet werden konnte, trug man den Verunglückten dahin. Noch gab er einige Zeichen des Lebens von ſich; er athmete noch, ſein Puls ſchlug noch, aber langſam und ſchwach. Während die Wundärzte mit ihrer Hülfe herbeyeilten, verbreitete ſich in dem Hauſe die Nachricht, daß ein alter Mann im Waſſer gefunden worden, und kam auch Marien zu Ohren, die unverzüglich mit dem Gedanken an ihren Vater herbeyflog. Sie hatte ſich nicht geirrt. Wahnſinnig ſtürzte ſie auf den Greis. Er iſt tod, rief ſie, und ich bin ſeine Mörderin — und mit dieſen Worten ſank ſie ohne Bewußtſeyn neben ihm auf die Knie. Der Alte ſchlug die Augen auf; ſeine Blicke fielen auf das geliebte, langerſehnte Kind; ſtarr hafteten ſie auf ihr. Ein Seufzer wand ſich mühſam aus ſeiner Bruſt; er bewegte die Hand nach ihr, aber eh' er ſie er-

reichte, brach ihm das Herz Marie ward aufgerissen und fortgeführt, und die gebrochenen Augen des Vaters schienen auch im Tode noch an der Armen zu hängen. —

Wie die Unglückliche von diesem Ereignisse ergriffen worden, ist nicht zu beschreiben. Es bedurfte langer Zeit und vieler Mühe, um sie zum Bewußtseyn zurückzurufen. Ihre erste Frage war nach ihrem Vater, und das Erste, was sie vernahm, sein Tod. Lange jammerte sie wortlos hin; und als sie wieder Worte fand, hörte sie nicht auf, sich selbst des Mordes anzuklagen, und daß sie in dieses traurige, entehrte, umnachtete Leben zurückgekehrt sey. Niemand konnte sie ohne Mitleid hören; auch die Wärter, an den Anblick des Unglücks gewöhnt, gingen mit nassen Augen von ihr weg. In der Nacht kam ihre Stunde früher, als man erwartet hatte. Sie war dem Tode nah. Nur die sorgsamste Pflege der Aerzte und die aufmerksamste Wartung

hielt das fliehende Leben zurück. Der Tod wäre erwünſchter geweſen. Schon in den erſten Tagen nach ihrer Niederkunft zeigte ſich eine Verwirrung ihrer Sinne, die von Tag zu Tag ſtieg. Zuerſt zwar war es nur die Erinnerung an die Vergangenheit, die ſich ihr als Gegenwart aufdrängte. Sie ſprach mit ihrem Vater, wie in den glücklichen Zeiten ihrer Kinderzeit, wo er ſie an der Kirchthür erwartete, wunderte ſich dann über ſein Schweigen, jammerte über ſein Zürnen, und bat ihn mit Thränen, ihr doch nicht böſe zu ſeyn. Dann ſprach ſie auch von ihrer Liebe und ihrem großen Glück, und es war ihr, als ob ſie durch Luſtgärten wandelte, die ſich plötzlich über ihr ſchloſſen, und ſie zu erdrücken drohten. Askans Nahmen nannte ſie nie. Oft auch fing ſie an zu beten; aber mitten im Gebet fing ſie an zu weinen, und wenn ihr dann die Rede ausblieb, ſchlug ſie ſich zürnend gegen die Bruſt, und riß an den blonden Locken, die ihr lang und verwirrt

über den Busen hingen. Mit jedem Tag nahm ihr Wahnsinn zu. Ihr Kind kannte sie nicht. Sie fragte nicht darnach und zeigte kein Verlangen nach ihm.

Dieses Alles hatte sich während der Abwesenheit ihrer mitleidigen Fürsprecherin zugetragen, und als diese zurückkam und zu ihr eilte, wurde sie nicht von ihr erkannt. Die Wochenzeit ging vorbey, und da ihr Wahnsinn keinem Mittel wich, wurde sie in das Irrenhaus gebracht. Ihre Tochter ward einer Bäuerin anvertraut, die sie stillte. Das empfangene Geld wurde zur Pflege des Kindes und der Mutter verwendet.

Drittes Buch.

Die Vermuthung des scharfsichtigen, feinhörenden, schlau combinirenden Majors wurde in den nächsten Tagen bewährt. Bey der ersten Sitzung, die der Fürst mit seinem Günstlinge hatte, erwähnte er wieder seines Traums, forschte nach Askans Heirathsgedanken, und ließ endlich — als ob es ohne Absicht geschähe, den Nahmen Adelaidens fallen.

Adelaide von Waldemar, gewöhnlich nur die schöne Gräfin genannt, war die jüngste Hofdame der Fürstin, und in jeder Rücksicht die Zierde des Hofs. Wenn die zarte und blühende Gestalt sich über den glatten Boden bewegte, meinte man das Schweben eines Seraphs zu sehn, der in der Fülle namen-

loſer Schönheit, ſtill und ernſt durch die ſtaunende Menge ſchritt. Die Entwicklung ihrer Blüthe war den Jahren vorausgeeilt. Und wie ihr ganzes Weſen die reichſte und anmuthigſte Harmonie zu ſeyn ſchien, ſo war auch ihre Stimme den reinſten Tönen des Euphons gleich, ſanft, anmuthig und einſchmeichelnd. Sprechend und ſchweigend war ſie bezaubernd. Nach einer Abweſenheit von mehreren Monaten, während denen ſie ihre kranke Mutter gepflegt und der Sterbenden die Augen zugedrückt hatte, war ſie jetzt wieder am Hofe erſchienen, und Jedermann fand, wie der Fürſt, daß die Trauer ihre Schönheit erhöhe. Wer nicht ſchon gebunden war, wünſchte ſeine Freyheit an ſie zu verlieren, und wer ſie ſchon verlohren hatte, geſtand ihr doch ohne Bedenken den nächſten Platz nach der Erwählten zu. Die Männer bewunderten, die Jünglinge liebten ſie; auch die Frauen gaben ihr Beyfall und ſtellten ſie ihren heranwachſenden Töchtern zum Beyſpiel vor.

vor. Sie selbst aber schien sich ihres Werthes nicht bewußt; und während sich alle Blicke nach ihr, wie nach dem holden Gestirne der Liebe, wendeten, verhüllte sie ihren Glanz mit eben so viel Klugheit als Demuth.

Askan dachte und fühlte, wie die Andern. Da nun der Fürst ihren Nahmen gegen ihn nannte, und er nach den Bemerkungen des Majors an der Absichtlichkeit nicht zweifeln konnte, erhob sich mit Einemmal in seiner Seele das Bild eines großen und überschwenglichen Glücks. Wenn ihm die zu Theile würde, welche Alle zu besitzen wünschten, wenn er der Auserkohrene wäre, über Alle siegreich und von Allen beneidet; der Mann einer schönen und geistreichen Frau, der Günstling seines Fürsten, dann auch der Gunst der Fürstin durch Adelaidens Einfluß gewiß — was könnte ihm noch zu wünschen übrig seyn? Alle diese Gedanken drängten sich jetzt mit Einemmal seinem Herzen zu, und die Gelegenheit ergreifend, die das Wort

des Fürsten ihm bot, sagte er mit Besonnenheit: Der Gedanke an ein so schönes und hohes Loos würde mir allzukühn scheinen, wenn mir ihn nicht Ihr fürstliches Wort, gnädigster Herr, näher rückte. Nur unter Ihrem Schutz darf ich wagen, mich in die Reihen der Bewerber um einen so schönen Lohn zu stellen.

Der Fürst war mit dieser Antwort zufrieden. Er ließ noch Einiges über den Wunsch seiner Gemahlin fallen, die Gräfin in ihrer Nähe zu behalten; daher sie zuerst auf den Gedanken gekommen sey, sie mit dem Freyherrn verbunden zu sehn. Er ermunterte ihn also, sich vor allen Dingen um die Gunst der schönen Gräfin zu bemühn, und ertheilte ihm zugleich die Versicherung, daß wenn seine Bemühungen, wie zu hoffen sey, gelängen, er ihm eine Stellung geben wolle, mit der er und seine künftige Braut Ursache haben würden zufrieden zu seyn. — So schien sich Alles zu vereinigen, Askans

ſtolzen Hofnungen zu ſchmeicheln. Die Laufbahn ſeines Glücks erweiterte ſich. Die höchſten Stufen rückten ſeinen Wünſchen nah. Alles war ihm geboten, wenn er es nur an ſich nicht fehlen ließ. An Willen und Muth gebrach es ihm nicht. Alle Saiten ſeiner Eigenliebe tönten jetzt, und dieſe bethörende Muſik erfüllte ſein Innerſtes bis zur Trunkenheit. Kein Gedanke mehr von ſtiller Häuslichkeit, keine Plane friedlichen Landlebens, kein Wunſch nach Unabhängigkeit. Das Klirren ſeiner Feſſeln war ihm Muſik. Der Glanz des Hofes, die fürſtliche Gunſt, der Sieg über Nebenbuhler auf der Laufbahn des Ehrgeizes, die Gier nach immer erweitertem Einfluß — nur dieß beſchäftigte ſeine Wünſche, nur dieß füllte ſeine Seele an. Auch Adelaidens Beſitz erſchien ihm vorzüglich in dieſer Verbindung wünſchenswerth. Vielleicht mochte er wähnen ſie zu lieben. In Wahrheit aber liebte er nur ſich und die Plane ſeiner Eitelkeit.

Bey der Bewerbung um die Gunst der Gräfin, zu der er die ersten Schritte noch an dem nämlichen Abend that, schien Alles seinen Wünschen entgegenzukommen. Es konnte nicht wohl fehlen, daß ein junger Mann von so ausgezeichnet schöner Gestalt, so gewand und liebenswürdig, wie Askan war, in der Reihe ihrer Verehrer einen ausgezeichneten Platz erhielt; und es schadete seinen Eigenschaften nicht, daß sie in dem vollen Glanze der fürstlichen Gnade standen. So waren die ersten Schritte leicht. Sein Bemühn sich ihr bey jeder schicklichen Gelegenheit zu nähern, schien zu gefallen; sie sprach gern und viel mit ihm, und da seine geistreichen Gespräche auch die Blüthen ihres Geistes auf das Anmuthigste entwickelten, so glaubte er schon sich zum Entstehen einer Sympathie schmeicheln zu dürfen, welche die Vorläuferin der Liebe ist. Auch das fürstliche Ehepaar freute sich dieses glücklichen

Einverſtändniſſes, das ihren Abſichten ſo ſehr entſprach, und halfen es nach Kräften fördern; die Fürſtin, durch lobpreiſendes Erwähnen des Freyherrn; der Fürſt, durch manchen anmuthigen Scherz, manche treffende oder witzige Anſpielung. Adelaide aber blieb immer unbefangen, und ſagte wohl nur zuweilen ſcherzend: der Freyherr dächte ſicher nicht daran ſie zu lieben, was ihm ja der Junker Mephiſtopheles gar nicht erlauben würde, der ihm nicht von der Seite wiche, und ſeine Seele gekauft zu haben ſchiene. — Unter vier Augen ſagte ſie auch wohl: Es käme ihr bisweilen vor, als ob die Nähe des Majors einen breiten Schatten auf den glänzenden Freyherrn würfe, und ſie könnte oft nicht umhin, jenem nach den Füſſen zu ſehn, ob ſich nicht ſeine aus — weltiſche Abkunft daran verriethe. —

Dieſe Aeuſſerungen der jungen Gräfin fielen auf. Manchen ſchienen ſie unbillig, Andern übertrieben und ſonderbar. Bey den

Meisten galt der Major in seiner Rolle des weisen Misanthropen für einen Mann, der durch frühes Unglück erbittert und gereizt, dennoch weit mehr Wohlwollen und Menschenliebe in der Ausübung zeige, als er in der Theorie zu besitzen vorgebe. Einige Handlungen von Grosmuth und Wohlthätigkeit, bey denen er auf Bekanntwerdung rechnen durfte, hatten ihm diesen Ruf erworben, in dessen Schatten er nun um desto sichrer ruhen konnte, da er sich immer mehr in der Gunst des Erbprinzen zu befestigen schien. Nur Adelaide blieb unbestochen, und ohne die Tugenden bezweifeln zu wollen, die man ihm lieh, blieb sie in ihrem Herzen bey dem Urtheile, das ein zarter Instinct über ihn ausgesprochen hatte, und von dem wir nur allzuwohl wissen, wie gut es gegründet war.

* * *

Nach mehrern Monaten unverdrossenen Bemühens war der Freyherr seinem Ziele nicht näher gerückt. Adelaide ließ sich die

Bewerbungen des Mannes gefallen, den ihre Fürstin begünstigte, und dessen Unterhaltung ihr Vergnügen machte, aber seinen Erklärungen wich sie aus, und scherzte seine Seufzer weg. Seine Leidenschaft wuchs mit der Ungewisheit, in der er sich befand; die Schwierigkeiten, die ihm so unerwartet aufstiegen, verwundeten seine Eigenliebe, und wenn er bisweilen in seinem Unmuthe im Begriff war, eine so fruchtlose Bewerbung aufzugeben, rief ihn ein freundliches Wort, unabsichtlich gesprochen, oder ein Zeichen wohlwollender Theilnahme in die Fesseln der Hofnung zurück. Was ihm eigentlich im Wege stand, wußte er nicht. Niemand ahndete, daß eine schönere Liebe in Adelaidens Herzen thronte, und ihr in der Rolle half, die sie gezwungen und ohne Falschheit spielte. Abhängig von dem Willen ihrer Gebieterin, ohne Aussicht einer nahen Verbindung mit dem Jünglinge, dem sie in Stillen ihr Herz verpfändet hatte, und durch eigenthümliche

Verhältniſſe, in denen er ſich befand, zum ſtrengſten Geheimniſſe verpflichtet, war ihr Betragen gegen den Freyherrn nur ein gewöhnlicher Austauſch geſellſchaftlicher Unterhaltung, und es war nicht ihre Schuld, wenn er ſich nach einem lebhaft und geiſtreich verplauderten Abend mit Hofnungen der Liebe ſchmeichelte. Bisweilen zog er ſich auf kurze Zeit zurück; wenn er aber wiederkehrte, blieb ſie auch dann ſich gleich, und nahm ſeine Rückkehr ohne Laune und ohne ſichtbare Freude auf. Viele fanden ihr Betragen räthſelhaft, und die andern Fräulein, die ihr die Eroberung des Günſtlings beneideten, erwarteten den Augenblick des Bruchs, den eine ſo beyſpielloſe Coquetterie, wie ſie es nannten, über lang oder kurz unvermeidlich herbeyführen müßte.

Der Winter war unterdeß herangekommen, und der alte Freyherr von und auf Ratikau war nach der Stadt zurückgekehrt. Auch dieſesmal wurde ſein Haus der Mittelpunkt

des Vergnügens, und, um die Bewerbung seines Sohns, von der er sich die größten Vortheile versprach, noch besser zu fördern, that er selbst mehr als gewöhnlich. Conzerte und Bälle wechselten mit Spielpartien ab, und zwischen durch schlangen sich dramatische Unterhaltungen, bey denen Askan Gelegenheit fand, mit dem ihm eigenthümlichen darstellenden Talente zu glänzen, und den ungetheilten Beyfall der Zuschauer einzuernden. Adelaide bewunderte ihn, wie die Andern; aber alle Bitten konnten sie nicht bewegen, in einem dieser Schauspiele auch nur die unbedeutendeste Rolle zu übernehmen. Gleichwohl wußte man, daß niemand besser vorlas als sie, und daß sie bisweilen im engen Cirkel ihrer Freundinnen mit einer Sicherheit des Gedächtnisses und Anmuth des Vortrags ganze Scenen gab, die ihr Talent für theatralische Darstellung nicht bezweifeln ließen. Da man nun die Ursache ihres Weigerns nicht kannte, so wurde auch dieses

Coquetterie gescholten. Doch die, welche sie am lautesten tadelten, wußten ihr im Herzen für einen Eigensinn Dank, der ihnen zu Rollen verhalf, die ausserdem ohne Zweifel der schönen Adelaide zugefallen seyn würden.

Zu einem solchen Feste gab jetzt ihr Geburtstag eine erwünschte Veranlassung. Sie war seit einigen Wochen so heiter, ihr Betragen gegen den Freyherrn so gleichförmig wohlwollend, daß seine neu belebte Hofnung nur eine schickliche Gelegenheit suchte, sich bestimmt zu erklären, und eine bestimmte Erklärung von ihrer Seite herbeyzuführen. Hierzu sollte ein Fest benutzt werden, das er ihr bereitete, und das mit einem Schauspiele eröffnet werden sollte. Das Schauspiel war eines von denen, die sich, nach der Weise von Marivaux's Stücken, um die Launen einer wirklich vorhandenen, aber eigensinnig verleugneten und verhehlten Liebe drehn, und wo am Ende eben jene Launen, von einigen sinnreich herbeygeführten Umständen

unterſtützt, das lang verweigerte Geſtändniß herauslocken müſſen. Askan hatte für ſich die Rolle des Liebhabers übernommen, und ihr manche rührende und pathetiſche Reden eingelegt, manche ſinnreiche Anſpielung eingewebt, wovon er ſich Wirkung verſprach; die Rolle der Geliebten aber hatte er klüglich einem Fräulein zugetheilt, das weder ſchön noch liebenswürdig, aber nicht ohne Talent für die Bühne war. Nie hatte er mit ſo vielem Feuer, nie mit ſo großer Sicherheit geſpielt; nie hatte ſich ſeine Geſtalt in einem vortheilhaftern Lichte gezeigt; und ſein ganzes Spiel erhielt durch die Miſchung von Dichtung und Wahrheit einen Zauber, der oft in den Darſtellungen geübter Künſtler vermißt wird. Der Beyfall der glänzenden Verſammlung war rauſchend und aufrichtig, und mit Ungedult wurde der dritte Aufzug erwartet, in welchem die Verwickelung ſich löſen, und die Liebe des intereſſanten Dorval

durch die Verbindung mit der geliebten Hortenſe belohnt werden ſollte.

Die Zufriedenheit, welche der Freyherr über den glücklichen Erfolg ſeiner Anſtrengungen fühlte, hob ſein Talent und ſchwellte ſein Herz. Mit Wahrſcheinlichkeit erſchien er ihm als der günſtige Vorbote eines noch ſchönern Erfolgs, auf den er mit deſto größerer Zuverſicht rechnete, da er von der Bühne herab bemerkt hatte, daß Adelaide, die ihm gerade gegen über auf dem Ehrenplatze ſaß, bey einigen bedeutenden Stellen lächelnd erröthete. Es war ihm nicht zu verdenken, daß er dieſes Lächeln und dieſes Erröthen zu ſeinem Vortheile deutete. Dennoch irrte er ſich. Nie hatte Adelaide weniger an ihn und an ſeine Liebe gedacht, als eben jetzt, wo er ſich ſelbſt vor ihr ſpielte. Ihre Gedanken waren bey dem fernen Freund, dem ſeit kurzer Zeit ſo günſtige Geſtirne aufgegangen waren, daß ſich ſeiner freyen Bewerbung um ihre Hand keine Hinderniſſe

weiter in den Weg zu ſtellen ſchienen. Die Nachricht von dieſen günſtigen Verhältniſſen war es, die ſie in jener Zeit ſichtbar erheitert hatte; auf ſie und auf den fernen Geliebten bezog ſie die deutungsvollen Worte des Schauſpiels; und ihr Lächeln und ihr Erröthen galt dem, der nun bald aus ſeiner Dunkelheit hervortreten und das offne Bekenntniß ihrer Liebe empfangen ſollte.

Der dritte Act war nun auch bis auf die letzte Scene geſpielt, in welcher durch eine glänzende Ueberraſchung Hortenſens verheimlichte Liebe zu Dorval zum offnen Geſtändniſſe gebracht wird. Indem nun dieſer zu den Füſſen der Geliebten ſinkt, Worte des Dankes ſtammelt, und die dargebotene Hand an ſeine Lippen drückt, und die ganze Verſammlung in tiefer Stille dem Augenblicke entgegenlauſchte, wo ein lauter Beyfall das Verdienſt des Schauſpiels und der Schauſpieler belohnen ſollte, tritt durch die hintere Wand, leiſe und vorſichtig, den Finger auf

dem Munde, mit bloßen Füssen eine weibliche Gestalt herein. Ein weites, graues Gewand, durch keine Umgürtung gehalten, floß bis auf die Erde herab; von dem emporgehobenen Arme fiel der weite Ermel zurück, und enthüllte einen schönen und weißen Arm; das gescheitelte Haar hing in blonden Locken über die Schultern zerstreut. Ihr Gesicht war blaß und ernst; die weitgeöfneten dunkeln Augen starrten nur nach Einem Punkt, und dieser war die Gruppe, welche jetzt der knieende Freyherr und die über ihn gebeugte Hortense bildeten. Von keinem dieser beyden erblickt, stand sie einen Augenblick lauschend hinter ihnen; und als der Freyherr in seiner Rolle sagte: „Du hast mir das Leben wieder gegeben, und möge alles Glück der Erde und des Himmels von mir weichen, wenn ich je undankbar diesen seligen Moment vergesse", da schlug die graue Gestalt die Hände in einander und rief: Schwöre nicht,

Verruchter, es iſt zu deiner Verdammniß an Einem Meineid genug!

Als dieſe furchtbaren Worte hinter ihm ertönten, fuhr der Freyherr auf, ſah die verhüllte Geſtalt, und fiel, das Geſicht mit den Händen verhüllend, mit einem Schrey zu Boden. Der Major ſtürzte auf die Bühne, und riß die Widerſtrebende hinweg hinter die Couliſſen. Der Vorhang fiel nieder. Das ganze Parterr gerieth in Aufruhr. Der Freyherr wurde zu Bett gebracht, Aerzte gerufen, ihm eine Ader geöfnet. Die Geſellſchaft aber ſann umſonſt über das Räthſel nach, durch das ſie auf eine ſo unerwartete, ſo ſchauderhafte Weiſe geſtört worden war.

* *

Wir haben nicht nöthig, unſern Leſern zu ſagen, daß die Erſcheinung, welche dieſe Störung verurſachte, die unglückliche Marie war. Während des Jahres, das ſie im Irrenhauſe zugebracht hatte, war ihr Wahnſinn in eine ſtille Schwermuth übergegangen,

in der sie ein tiefes Stillschweigen beobachtete, übrigens aber gegen Jedermann auf eine rührende Weise gefällig und freundlich war. Man hätte sie in diesem Zustande für genesen halten können, wenn sie sich zum Sprechen hätte bewegen lassen; aber Alles, was man deshalb versuchte, blieb ohne Erfolg. Eines Tages, wo durch die Unvorsichtigkeit eines Wärters, Feuer in ihrer Kammer ausgebrochen war, fand man sie beym Oefnen der Thür auf den Knien liegend, aber ohne Zeichen des Schreckens, und als man sie aus dem Qualm und Feuer gerissen hatte, ohne Zeichen der Dankbarkeit. Als sich ein andermal ein Wahnsinniger in der Nacht befreyt, und durch wüthendes Umhertoben das ganze Haus in Schrecken gesetzt hatte, wurde sie angekleidet auf ihrem Bette sitzend gefunden, ohne Unruhe und Neugierde, still, und wie sie gewöhnlich that, starr vor sich hinblickend. Nur bey der Rückkehr des Tages, an welchem der Freyherr ihr Haus zuerst betreten

treten hatte, kehrten, wie es schien, alle Schrecknisse der Erinnerung in ihre Seele zurück. Dann sprach sie mit sich selbst, und wie durch die ihr fremd gewordenen Töne ihr Gemüth bewegt wurde, so ward ihre Stimme lauter, ihre Ausdrücke stärker, ihre Bewegungen heftiger. Von Stunde zu Stunde wuchs dann ihre Heftigkeit. Gegen Abend war man genöthigt sie zu binden, damit sie nicht Hand an sich legte. Erst nach Untergang der Sonne fielen die Wogen; sie wurde sanfter und immer stiller, bis sie um Mitternacht in ihr voriges Verstummen zurück sank. In jenen langen ruhigen Zwischenräumen hatte man sich gewöhnt, sie frey umhergehn, und im Hause mancherley Geschäfte sorglich und aufmerksam verrichten zu sehn, und man glaubte um desto weniger auf sie achten zu müssen, da man kein Beyspiel wußte, wo sie den geringsten Misbrauch von ihrer Freyheit gemacht hatte. Aber eines Morgens, als man ihre Kammer öffnen

wollte, fand man die nachläſſig verſchloſſene Thür ſchon geöfnet; Marie ſelbſt aber war nicht zu finden. Man ſuchte ſie in dem Hauſe, in den Umgebungen des Hauſes. Umſonſt. Sie war entwichen, um ihren Verführer aufzuſuchen, und indem ſie Nacht und Tag, mit bloßen Füſſen und ohne Nahrung auf der Landſtraße forteilte, war ſie auf eine faſt unbegreifliche Weiſe zu dem Ziele ihrer Wanderung gelangt. Reiſende, die deſſelben Weges gekommen waren, erzählten, ſie hätten die grau verhüllte Geſtalt mit lang herabhängendem fliegendem Haare in immer gleichem raſchem Schritt auf dem Wege geſehn; öfters wäre ſie weit von der Straße abgeſchweift, um den Entgegenkommenden auszuweichen; wäre dann nach weiten Umwegen dahin zurückgekehrt; ausruhen aber und ſitzen habe man ſie nirgends geſehn. Mit fallender Nacht kam ſie unbemerkt nach der Hauptſtadt, in deren Zugängen, der Straße nah, das Haus des Freyherrn lag.

Sie ſchlüpfte in den hellerleuchteten Pallaſt, und, wie von einem leitenden Dämon geführt, ſtieg ſie, von keinem der beſchäftigten Diener bemerkt, eine der verborgenen Treppen hinauf, die durch ein ſchwach erleuchtetes Zimmer auf die Bühne führte. Hier vernahm ſie hinter der papiernen Wand die Stimme ihres Verführers, und trat ſo geſpenſterartig herein, um Zeugin von Schwüren zu ſeyn, die nicht aufrichtiger waren, als die, welche ſie einſt ſelbſt von ſeinen treuloſen Lippen vernommen hatte.

* *

Die Wagen der Gäſte rollten jetzt nach Hauſe; die Beleuchtung des freyherrlichen Pallaſtes erloſch; nur in einigen Zimmern ſah man Kerzen von den hin und her eilenden Dienern tragen. Askan war noch unter den Händen der Wundärzte. Als ihm die Ader verbunden wurde, kehrte ſein Bewußtſeyn zurück. Er ſchlug die Augen auf und

seine erste Frage war, was ihm geschehen sey, ob er gewacht oder geträumt habe.

Während der kurzen Zwischenzeit hatte sich der Major der Unglücklichen bemächtigt, und sie in ein abgelegenes Zimmer gebracht, wo er sie der Aufsicht einiger Diener übergab. Dann eilte er zu dem Bette seines Freundes zurück; und als dieser die Augen öffnete, und nach dem Geschehenen fragte, antwortete er, daß eine dem Irrenhause Entsprungene sich in das erleuchtete Haus verirrt und ihn durch ihr gespensterartiges Auftreten erschreckt habe. — Es war Marie, sagte der Freyherr mit dumpfer Stimme und verschüchterten Blicken. — Und da ihm der Major es auszureden suchte, fuhr er fort: Ich habe ihre Stimme erkannt; auch ihre Größe war es und ihr langes seidenes Haar. Gesicht und Mienen waren freylich sonst anders; aber doch auch nur blühender. Ich kann mich hierinne nicht irren. — Und dennoch, erwiederte der Major, irrst du dich ganz ge-

wiß. Marie iſt Meilen weit von hier gut aufgehoben und wohl verſorgt; das Geſchöpf aber, das dich durch eine vielleicht zufällige Aehnlichkeit an ſie erinnert hat, iſt eine Unglückliche, die durch überſpannte Eitelkeit den Verſtand verlohren hat, und hier im Irrenhauſe iſt. Dahin, ſetzte er lächelnd hinzu, iſt ſie nun auch ſchon zurückgebracht, und es iſt dafür geſorgt, daß ſie nicht wieder ſolche Geiſterſeher, wie du biſt, erſchrecken, oder ſo ſchöne und anmuthige Feſte durch ihr unverſchämtes Eindringen ſtören ſoll.

Dieſe Verſicherungen beruhigten den Kranken für den Augenblick; wenigſtens widerſprach er nicht weiter. Aber lange noch ſtand das geſpenſtiſche Bild vor ihm; lange noch ſah er die dunkeln drohenden Augen, und mitten im Schlafe ſchreckten ihn die Worte auf, mit denen ſie ihm Meineid vorgeworfen und Verdammniß gedroht hatte. Nur allmählig ſiegte, mit Hülfe der Aerzte, ſein geſundes Blut; und was dieſes nicht

vermochte, wirkten die Betheurungen des Majors, der das ersonnene Mährchen fest hielt. Nach Verlauf einiger Tage konnte er zu den gewohnten Geschäften zurückkehren.

Was die Unglückliche selbst betrifft, die so störend in die Plane des ungetreuen Geliebten eingeschritten war, so hatte sie der Major noch in derselben Nacht dem Hospital übergeben, um sie für den Augenblick aufzunehmen, aber mit der Absicht, sie, in den nächsten Tagen, nach ihrem ersten Aufenthalte, oder auch nach einem entfernteren bringen zu lassen. Nachdem man sie so gewaltsam von der Bühne weggerissen, hatte sich ihrer der Gedanke bemächtigt, daß sie von Mördern umgeben sey. Sie sah scheu umher, weigerte sich jeder Berührung, und rief, als man sie aus dem Hause des Freyherrn wegführte, mit lauter Stimme den Nahmen Askans, indem sie ihn mit den rührendsten Worten beschwor, doch nicht durch ihren Tod eine neue Blutschuld auf

ſein Haupt zu wälzen. Sie ſähe nun freylich wohl, ſetzte ſie hinzu, daß er ſich eine andere Braut genommen; ſie wolle ihn auch nicht hindern glücklich zu ſeyn; aber wenn er ſie ermorden ließe, würde ihr Blut zu Gott um Rache rufen. Alle Verſicherungen, daß ſie nichts zu fürchten hätte, waren umſonſt. Erſt als man ſich anſchickte, ihr den Mund zu verſtopfen, fiel ſie auf die Knie, hob die entblößten Arme flehend empor, und verſprach ſich in Alles zu fügen, auch in den Tod. Man hob ſie auf, und ſie folgte nun ihren Führern ohne weitern Widerſtand, ſchweigend und in ſich gekehrt, wie das Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird. Sie ſprach jetzt nicht mehr; auch Nahrung zu nehmen verweigerte ſie; der Gedanke eines gewaltſamen Todes ſchien in ihr herrſchend zu ſeyn. Wenn Jemand in ihre Kammer trat, ſchauderte ihr. Sie bedeckte ihr Geſicht mit der einen Hand, mit der andern wehrte ſie etwas von ſich ab, wie Jemand,

den die Nähe einer tödlichen Waffe schreckt. Die Nacht über ging sie unabläßig auf und ab; am andern Morgen aber versagten ihr die Füße den Dienst, und man fand sie mit halbgeschlossenen Augen auf ihrem Lager ausgestreckt. Ihr Gesicht war bleich, fast wie das eines Todten; nur mattes Leben schlich durch ihre Adern; ihr Odem war kurz und stand bisweilen still. So brachte sie den Tag und die Nacht zu. Am folgenden Morgen versank sie in einen tiefen Schlaf, und als sie nach mehrern Stunden die Augen wieder öffnete, sah sie sich mit Verwunderung an, befühlte sich Hände und Arme, als ob sie zweifelte, daß es die ihrigen wären, und frug endlich mit schwacher Stimme, wo sie sey. Man nannte ihr den Nahmen der Stadt. Bey diesem Nahmen schrak sie zusammen, frug aber nicht weiter, sondern weinte in sich hinein. Ihr Bewußtseyn war zurückgekehrt. Aber mit dem Wahnsinne hätten sie auch die so wunderbar erhöhten

Kräfte verlaſſen; auch für die kleinſte Bewegung war ſie zu ſchwach; ſelbſt die Arzneimittel wurden ihr nur mit Mühe eingeflößt. Sie bat, ihr einen Geiſtlichen zu ſchicken; ſie fühle die Nähe des Todes und brauche Troſt. Der Geiſtliche des Hospitals fand ſich ein. In einem langen Geſpräch erzählte ſie ihm die Geſchichte ihrer Leiden, ohne etwas zu verhehlen oder zu beſchönigen, aber auch ohne Bitterkeit und mit verſöhntem Gemüth. Den Nahmen ihres Verführers nannte ſie nicht. Willig nahm ſie alle Schuld auf ſich allein, und demüthigte ſich mit Thränen vor Gott, und ſuchte Vergebung bey ihm. Ob ihre Tochter noch lebe, wußte ſie nicht, und dieß ängſtigte ſie vor Allem, daß ſie in ihrem unglücklichen Zuſtande nicht einmal die mütterliche Pflege für ihr Kind übernehmen könnten, daß ſie es nun jetzt ohne Schutz und Warnung den Verführungen der Welt überlaſſen müſſe, denen ſie ja auch untergelegen, und dadurch ſich und ihr un-

UNIVBIBL BERLIN

schuldiges Kind mit unauslöschlicher Schande bedeckt habe. Mit den rührendesten Worten betete sie für dieses unbeschützte Kind; auch für ihren Verführer betete sie, der die reinste Liebe so übel belohnt, und das schönste und zarteste Vertrauen so grausam getäuscht hatte. Ohne Groll sprach sie von ihm; an den Pforten der Ewigkeit, schon dem Throne des Richters nah, erließ sie ihm seine Schuld, und bat Gott, ihn auf einen Weg zu führen, wo er Glück und Seligkeit finden könnte.

Nach dieser langen Unterredung, die fast mehr noch ein Selbstgespräch war, vernahm die Kranke die Tröstungen des würdigen Predigers mit sichtbarer Beruhigung. Wenn er fromme Sprüche des göttlichen Wortes anführte, die sie kannte und liebte, weinte sie vor Freuden, nach so langem Entbehren einer so großen Erquickung, und in den Augenblicken ihres Scheidens einer so innigen Freudigkeit gewürdigt zu werden. So dankend und betend schlief sie ein. Nach wenigen

Stunden waren alle Spuren des Schmerzes aus ihren Zügen verschwunden, und die selige Ruhe, mit der sie verschieden war, trat verschönernd in ihr durch langes Leiden nicht entstelltes Gesicht. So bringt der Tod dem armen Menschen, was ihm das Leben entzog, und die langgefürchtete Hand reicht ihm die Gabe, nach der er an der Hand des Lebens umsonst gekämpft und gerungen hatte.

Der Prediger hatte eben mit Thränen in den Augen und Bewundrung im Herzen das Haus verlassen, als der Major hereintrat, um dem Aufseher zu melden, daß die nöthigen Anstalten getroffen wären, die ihm übergebene Wahnsinnige noch in der Nacht zu dem Orte ihrer Bestimmung abzuführen. — Diese ist so eben entschlafen, antwortete der Aufseher. — Gestorben? fragte der Major mit hastiger Verwunderung. — „Ja, gnädiger Herr, antwortete Jener, und nicht wahnsinnig, sondern bey vollem Verstand. Nie hat man einen so erbaulichen Tod gesehn.“ —

Er schickte sich an, noch viel zu erzählen. Der Major hatte keine Zeit, und Scenen des Todes wich er aus. Ihm war es genug, den Gegenstand der Unruhe vernichtet zu wissen, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß die Tode den Freyherrn nicht genannt, und ihr Verhältniß zu ihm auch im Wahnsinne nicht verrathen habe, verließ er das Hospital mit leichtem Herzen, und sann darauf, wie viel er seinem Freunde von dem Ereignisse entdecken, oder verschweigen solle.

* * *

Während der Freyherr an sein Lager gefesselt war, um sich von dem gehabten Schrecken zu erholen, und ein vom Major wohl ersonnener Roman dem ganzen Ereignisse eine wahrscheinliche Deutung gab, durch die es nach wenigen Tagen in gänzliche Vergessenheit kam, trug sich am Hofe etwas zu, das die nächsten Berechnungen des Günstlings nicht wenig störte, und ihm für die Zukunft eine Quelle bittern Verdrusses ward.

An demſelben Abend, wo das Adelaiden gegebene Feſt auf eine ſo unerwartete Weiſe geſtört wurde, fand ſie bey der Rückkunft einen Brief von dem Geliebten vor, der auſſer den Glückwünſchen die erfreuliche Nachricht enthielt, daß alle Schwierigkeiten, die ſich bisher ihrer Verbindung entgegengeſetzt, vollkommen gehoben, die Einwilligung ſeines Vaters gewonnen, und ſein Anſpruch auf das beſtrittene Majorat durch ein entſcheidendes Rechtsurtheil beſtätigt ſey. Seine Ankunft ließ er ſchon in der nächſten Woche erwarten. Dieſe Nachricht machte die Gräfin allzu glücklich, um ſie in ihrer Bruſt zu verſchließen. Sie eilte zu der Fürſtin, die ſie allein fand, und an ihrem Sopha kniend, ſchüttete ſie das langbewahrte Geheimniß in ihren Buſen aus, mit einem Kampfe von Verlegenheit und Freude, der ſie noch anziehender und lieblicher machte. — Aber was wird aus Ratikau? fragte die Fürſtin lächelnd. — Ich habe mich nie überzeugen

können, antwortete die holde Braut, daß es mit seiner Liebe Ernst sey. Gewiß ist es, daß sie im Kopfe angefangen hat, und wenn sie je von da den Weg zu seinem Herzen gefunden haben sollte, so ist sie hier doch sicher nie recht einheimisch geworden. — Die Fürstin wiegte lächelnd den Kopf hin und her, als ob sie zweifelte, aber doch nicht recht. — Sie werden sehn, gnädigste Frau, fuhr Adelaide fort, daß, wenn mein Geheimniß kund wird, er mit Hülfe seines Majors sein Belagerungsgeschütz unverzüglich vor einem andern Herzen auffahren wird. Es ist in seiner Art zu lieben etwas Berechnetes, etwas auf Effect Zählendes, das mir nie gefallen hat, und gewiß nur ihm, nie aber der Freude machen kann, die ihm vertrauen wollte. Ich fürchte, daß, so geistreich und liebenswürdig er ist, eine Frau sehr unglücklich mit ihm seyn wird. Und diese Furcht würde mich immer abgehalten haben,

auf ſeine Bewerbungen zu hören, wenn ich auch ein ganz freyes Herz gehabt hätte.

Die Fürſtin machte einen leichten Verſuch, den Günſtling ihres Gemahls in Schutz zu nehmen; aber ihre Vertheidigung überzeugte nicht, ſo wie ſie auch ſelbſt nicht aus inniger Ueberzeugung floß. Von dem Ereigniſſe des Abends ſprach ſie nicht. So räthſelhaft es da ſtand, gab es ihr zu Vermuthungen Anlaß, die dem Freyherrn nicht günſtig waren. Sie unterdrückte aber dieſe Vermuthungen aus zarter Schonung eines bis jetzt unbefleckten Rufs, und nahm den Genesenen, als er an den Hof zurückkehrte, mit aller der Güte und Theilnahme auf, die ſie ihm bis jetzt geſchenkt hatte.

Ohne Ahndung deſſen, was geſchehn war, dachte Askan bey ſeinem Wiedererſcheinen vor allen Dingen darauf, den Faden ſeiner Bewerbungen um Adelaiden weiter fortzuſpinnen, und ſie ſo ſchnell als möglich zu einer entſcheidenden Erklärung zu bringen.

Aber Adelaide, von einer Unpäßlichkeit befallen, erschien nicht am Hof, und nahm auch seinen Besuch nicht an. Unterdessen traf ihr Verlobter ein, um, wie es schien, ein Geschäft einzuleiten, das mit seinen neuen Erwerbungen in genauer Verbindung stand, und fast ganz von der unmittelbaren Entscheidung des Fürsten abhing. Es war natürlich, daß er sich an den Freyherrn wendete, in dessen Händen fast alle Geschäfte dieser Art lagen, und der Freyherr, der von den geheimen Absichten des Fremden nichts ahndete, nahm sich seiner Sache mit Eifer an. Erst als sie ihrem Abschlusse nah war, wurde er inne, daß er für einen Nebenbuhler gearbeitet habe, und daß dieser Nebenbuhler begünstigt sey. Sein Verdruß war unbeschreiblich. Indem er aber noch auf Rache sann, wurde Adelaidens Verbindung erklärt, und der Fürst unterzeichnete am Tage der Verlobung das Instrument, welches die Sache des Verlobten auf eine über sein Er-

warten

warten günſtige Weiſe endigte. Der Freyherr hatte es nach den Angaben des Fürſten ausgefertigt, und konnte nun nicht vermeiden, es ſeinem Nebenbuhler in eigener Perſon mit ſeinen doppelten Glückwünſchen einzuhändigen. Noch mehreres erhöhte jetzt ſeinen Verdruß. Der Vorzug, welchen Adelaide ſeinem Nebenbuhler gab, und der ſchnelle Sieg, den dieſer über ihre Liebe gewonnen hatte — denn wie alt dieſe Liebe ſchon war, wußte er nicht — mußte ſeine Eitelkeit um deſto mehr verwunden, da er ſich ſelbſt die Verdienſte des Beglückten nicht verbergen konnte, und den ganzen Hof, wie durch Bezauberung, ſo günſtig für jenen geſtimmt ſah, daß man ihn, den Günſtling des Fürſten, in dem Rauſche der neuen Bewunderung faſt überſah. Der Fürſt ſelbſt ſprach einige Tage nur von ihm, und gemüthlos, wie er war, konnte er ſich nicht enthalten, den Freyherrn über das Mislingen ſeiner Bewerbungen zu necken, die er doch ſelbſt veranlaßt hatte,

und ihn durch den Sieg seines Nebenbuhlers zu demüthigen. „Sie sitzen sehr gut zu Pferde, sagte er einmal, aber das müssen Sie selbst gestehn, daß Manstein der erste Reiter ist, den man sehn kann. Er ist mit seinem Pferde wie zusammengewachsen, und es ist kein Wunder, wenn alle unsre Damen in diesen neuen Chiron vernarrt sind. Doch ist es noch zweifelhaft, ob man seinen Tanz nicht noch mehr bewundern soll. Es ist unmöglich sich mit mehr Kraft und Sicherheit, mit größerer Anmuth und Leichtigkeit zu bewegen, und in jede seiner Bewegungen mehr Sinn zu legen, ohne die geringste Ziererey. Die Kunst scheint bey ihm Natur zu seyn. Es ist wahr, daß ihm seine Gestalt dabey ausserordentlich zu Statten kömmt. Er ist, denk' ich, noch einige Finger breit größer als Sie; seine Füsse sind die schönsten, die man sehn kann, so wie in seinem ganzen Bau das reinste Ebenmaas herrscht. — Und haben Sie ihn wohl vorlesen hören? Sein

Organ iſt ſchon ſo eines der angenehmſten, das ich kenne; aber als neulich bey der Oberhofmeiſterin die Zaire geleſen wurde — auch Adelaide las die Rolle der Zaire gut, ungemein gut — da entwickelte er eine Kraft, eine Gewandheit der Stimme und des Vortrags, daß wohl keine unter den Zuhörerinnen war — die Fürſtin etwa ausgenommen — die nicht Zairen um das Glück beneidete, von der Hand eines ſolchen Orosman zu ſterben. — Sie müſſen, ſo ſchloß er dieſen Panegyrikus, Sie müſſen ſich tröſten, lieber Ratikau! — Sie wiſſen, wie ſehr ich Ihre Bewerbungen begünſtigt habe, und es hat nicht an mir gelegen, wenn ſie nicht den erwünſchten Erfolg gehabt haben, — aber einem ſolchen Rival nachzuſtehn, iſt ein Schickſal, in das man ſich finden muß.“

Jedes dieſer Worte war ein Dolchſtich in Ratikaus Herz. Seine Eigenliebe war auf das tiefſte verwundet, und indem er dieſe Wunden mit erzwungener Heiterkeit bergen

mußte, erkannte er jetzt aus eigener Erfahrung die Herbigkeit des Verdruſſes, mit dem er ſelbſt bey ſeinem erſten Erſcheinen ſo manchen andern erfüllt hatte. Auch die tröſtende Hofnung, in Kurzem von der drückenden Gegenwart dieſes Mitbewerbers der Gunſt befreyt zu ſeyn, wurde zerſtört. Manſtein war unabhängig; der Hof war ihm durch Adelaiden lieb geworden, und die Fürſtin, um dieſe in ihrer Nähe zu behalten, bat ihren Gemahl um eine Stelle für ihren Verlobten. Leicht willigte der Fürſt in einen Wunſch, der dem Hofe eine neue Zierde, der Stadt ein angenehmes Haus mehr verſprach. Manſtein wurde zum Stallmeiſter der Fürſtin ernannt, und es war wieder der Freyherr, der ihm das in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken abgefaßte Patent ausfertigen mußte.

Alle dieſe Ereigniſſe, die ſich in den Raum weniger Wochen zuſammendrängten, verſtimmten das Gemüth des Freyherrn. Der Hof war ihm verleidet, und ſchon ging er mit

dem Entſchluſſe um, um Urlaub zu bitten, und ſich für einige Zeit auf das Land zurückzuziehn, nicht ohne die Hofnung, durch ſeine Abweſenheit in dem Fürſten die Ueberzeugung von ſeiner Unentbehrlichkeit zu befeſtigen, dem Hofe ebendadurch wieder neu zu werden, auf jeden Fall aber der Nothwendigkeit zu entgehn, Zeuge eines Glücks zu ſeyn, welches ein junges, zärtliches, im Sonnenſcheine der Gunſt ſtrahlendes Paar der Welt ſo gern und ungeſucht zeigt. Dieſer Entſchluß war keineswegs im Sinne des Majors. „Wo in aller Welt, Freund, denkſt du hin, ſagte er, als der Freyherr ihm dieſen Gedanken zum erſtenmal hinwarf, dich durch einen vorübergehenden Verdruß ſo überwältigen zu laſſen, und den Uebelwollenden einen ſolchen Triumph zu bereiten? Es iſt wahr, die Gräfin hat dir nicht zum Beſten mitgeſpielt, und es iſt wahrſcheinlich, daß die Fürſtin, aus ſchwacher Anhänglichkeit an ſie, an dem Complot gegen dich Theil ge-

nommen hat. Aber was liegt daran? Um Adelaiden zu strafen, wie sie ohne Zweifel verdient, darfst du den Kopf nicht hängen lassen, sondern du mußt ihn nur um desto kecker erheben, und dein unbezweifeltes Verdienst irgendwo anders geltend machen. Ist Manstein auch in diesem Augenblicke der Begünstigte, so wird sich der Werth der Neuheit, der ihm doch eben am meisten empfiehlt, mit jedem Tage mindern, und du darfst wahrhaftig nicht verzweifeln, einst noch gegen ihn bey seiner Frau die Gunst geltend zu machen, mit der sie dir, trotz ihrer Falschheit, ganz gewiß zugethan ist. Doch mag das immerhin der Zeit überlassen bleiben; jetzt gilt es vor allen Dingen deinen Platz zu behaupten. Der Gunst des Fürsten bist du gewiß, — so lange du dich in seiner Nähe hältst. Entfernest du dich aber, so ist für nichts zu stehn. Du kennst die Gewalt, welche Gewohnheit über ihn hat; daß ihm jede Unterbrechung des täglichen Ganges

verhaßt iſt, und daß ſchon die Bitte um Urlaub ihn bey der Art Eurer Geſchäfte ungünſtig ſtimmen würde. Verſagen würd' er ihn dir wohl freylich nicht; aber wer möchte dafür ſtehn, daß, wenn du zurückkämſt, du deinen Platz durch irgend einen gefälligen Augendiener eingenommen fändeſt, der nur den günſtigen Moment erwartet hätte, um dir in den Weg zu treten. Nein, glaube mir, entſage einem Gedanken, der die Eingebung eines feindlichen Dämons iſt — denn was iſt Verdruß und Unmuth anders? — und verbirg dein verſtimmtes Gemüth unter einer heitern Miene, wenn du deinen Feinden — du haſt deren — und dem andern Geſindel, das jedes hervorragende Talent beneidet, die Freude verderben willſt."

Dieſer Anſicht der Dinge war nicht viel entgegenzuſetzen; ſie ſchien aus den Verhältniſſen ſelbſt hervorgegangen zu ſeyn; aber die geheimen Urſachen, die den Major beſtimmten, ſich ſo zu äuſſern, ahndete der

Freyherr nicht. Das gespannte Verhältniß zwischen dem Erbprinzen und seinem Vater hatte sich nicht gebessert. Der Fürst voll Mistrauns gegen seinen Sohn, und unzufrieden mit den Aeusserungen desselben, die, so wie seine Neigungen, den väterlichen Neigungen und Ansichten in den meisten Dingen entgegen waren, ging mit dem Gedanken um, ihm, so weit es möglich wäre, für die Zukunft die Hände zu binden, und ihn zu hindern, einst zu zerstören, was er selbst mit Mühe und Liebe geschaffen hatte. Der Erbprinz hatte frühzeitig entweder durch Andre, oder durch eigene Ahndung von diesem Vorhaben Kenntniß bekommen, und es lag ihm Alles daran, von allen Theilen des Plans, und jedem Schritte seines Vaters unterrichtet zu seyn. Dazu mußte ihm der Major, und dem Major mußte der Freyherr helfen. Frey von Mistraun gegen den gewanden Freund, öffnete ihm dieser sein Herz, wie sein Zimmer, ohne Besorgniß eines

Misbrauchs. Von Verrath war er fern. Aber sein Schreiber war gewonnen, und theilte mit, was er für wichtig hielt. Die Sache stand jetzt so, daß jeder Tag neue Entdeckungen herbeyführen konnte, und es war daher von der größten Wichtigkeit, den Freyherrn, dessen Gegenwart so unentbehrlich war, auf seiner Stelle fest zu halten. Eine Veränderung konnte das Geschäft in Hände bringen, die es besser zu verwahren wußten; und was bis jetzt durch schlaue List glücklich vereitelt worden war, konnte, wenn man den Faden verlohr, auf die verdrüßlichste Weise zu Stande gebracht werden.

Die ostensibeln Gründe, mit denen der Major den Einfall seines Freundes bestritt, waren zu einleuchtend, um ohne Wirkung zu bleiben. Der Freyherr ergab sich ihnen, und spielte, mit Hülfe des Vertrauten, seine Rolle über Erwarten gut. Ein heiteres Gesicht bedeckte den Sturm seines Innern, und während sein Herz mit Groll und Unmuth

erfüllt war, ergossen sich seine Lippen von Scherz und anmuthiger Schmeicheley. Adelaiden vermied er nicht, und wenn seine Unterhaltungen mit ihr jetzt weniger lang waren, so waren sie darum nicht weniger anziehend. Auch Adelaidens Bräutigam, dem Aekans Bewerbung um sie unbekannt war, fand den Freyherrn liebenswürdig; und wer das frühere Verhältniß kannte, bewunderte um desto mehr die Gewalt, die er über sein Gemüth hatte, und die gleichförmige Haltung, die er zu behaupten wußte. Die ältern Hofleute sahen ihn zu dem Muster eines vollkommenen Mannes aufstreben, und die jungen Schönheiten des Hofs erwarteten mit Ungeduld den Augenblick, wo er die wiedererlangte Freyheit zu den Füssen einer andern Gebieterin niederlegen würde. Es war keine, der dieses Opfer nicht erfreulich gewesen wäre, und da dem jungen Ehepaare Feste über Feste gegeben wurden, so fehlte es nicht an Gelegenheit zu mannichfaltigen

Lockungen, noch an Planen, an Vermuthungen und ergötzlichen Hofnungen.

Wie viel hierbey der Schein der Heiterkeit dem Freyherrn koſtete, konnte niemand ahnden. Nur dem Major deckte er ſein Inneres auf, und ſchüttete ihm, wenn er erſchöpft von all der Heucheley des langen Tages war, ſeine Klagen aus. Troſt ihm zu geben, vermochte jener nicht; aber Ermunterung, um ihn in der Rolle zu erhalten, guten Rath, worauf er zu achten habe, und heitere Ausſichten auf erweiterten Einfluß. Das half denn bisweilen über den nächſten Verdruß hin. Wenn dann aber am andern Morgen der Fürſt launiſch war, wenn er es, wie wohl zur Abwechſelung oder aus Feinheit bisweilen geſchah, abſichtlich auf Kränkungen anlegte, oder wenn ſich im Cabinet der Fürſtin die Auswahl des Hofes verſammelte, um den Talenten des neuen Ehepaars zu huldigen, oder wenn die Miniſter ſeine Empfehlungen überhörten, um den

Schützling eines Andern zu begünstigen, — da erwachte der Unmuth nur heftiger in seiner Brust; er bereute seine Nachgibigkeit, und fühlte allmählig die Erfüllung des Fluchs, den er selbst auf sich geladen hatte.

* * *

Dem Unmuthe entgegen zu arbeiten, der sich seines Freundes immer mehr und immer heftiger bemächtigte, und nur einem Neulinge auf der Laufbahn der Gunst und des Glückes zu verzeihen schien, fand OKennedy kein tauglicheres Mittel, als seinen Freund in eine Liebschaft zu verstricken, die ihn zerstreute und erheiterte, ohne ihn ernstlich zu beschäftigen. Nichts schien ihm so geeignet, die Bildung eines Hofmannes zu vollenden, als so eine leichte spielende Liebe, die nur den Wechsel mannichfaltiger Unterhaltung sucht, und bey der von ernsten und finstern Dingen, als Treue, Gewissenhaftigkeit und Achtung nicht die Rede ist. Ihm selbst war keine andre Art von Liebe bekannt. An dieser

nährte er die Menſchenverachtung, welche die eigentliche Wurzel ſeines Weſens war, und erklärte diejenigen für wahnſinnig, die aus dem, was dem Leben zur Ergötzung gegeben ſey, eine Leidenſchaft, ein Geſchäft, und eine Quelle des Schmerzes machten. Die Liebe, ſagte er bisweilen unter vier Augen, iſt, wie für Kinder die Puppen, das ergötzlichſte Spielwerk für Erwachſene, aber auch nur ſo lange ergötzlich, als es ein Spielwerk iſt. Sie iſt nicht blind, aber ſie bedeckt ſich das Geſicht mit einem dünnen Schleyer, damit ihr niemand zu tief in die ſchelmiſchen Augen ſehe, und um durch die Farbe des Schleyers den Gegenſtänden umher einen launenhaften Wechſel zu geben. Sie liebt die Täuſchungen, und fängt deshalb auch recht ehrlich mit ſich ſelbſt an; aber ſie muß die Gewalt behalten, dieſe Täuſchungen ſobald ſie will zu zerſtören. Denn wenn ſie dauernde Farben und untrügliche Wahrheit verlangt, tritt ſie ſelbſt aus ihrem Character, und ſtürzt ſich,

indem sie nach etwas Unmöglichem trachtet, in eine Hölle von Zweifeln, Qualen und Eifersucht, die etwas eben so unsinniges als lächerliches sind. Der größte Theil des Lebens ist ein elendes und langweiliges Schauspiel, in welchem die Einen ohne Zweck und Absicht auf der Bühne hin und herlaufen; andre ihre Rolle nur mit Hülfe des Zubläsers spielen können; und nur ein kleiner Theil, welcher das Ganze übersieht, das Rechte auch extemporirend mit Besonnenheit trift. Diese letztern wissen auch allein die Liebe auf die rechte Weise zu behandeln, das heißt, als ein Intermezzo des Lebens, das eben dadurch ergötzlich wird, daß der Dichter sich Alles erlauben darf. Ein launenhafter Zufall führt zwey Personen zusammen, die in der Uebereinstimmung, oder auch — und dieß fast noch öfterer — in dem Widerstreite ihrer Eigenthümlichkeiten eine Gelegenheit zu gegenseitiger Unterhaltung ahnden, eine Ahndung, die sie durch den mystischen Rahmen

einer innern Sympathie, eines vorausbestimmten, unerklärbaren Zusammenklanges veredeln. Ich habe nichts gegen dieses poetische Täuschungsmittel, so lange es nicht zum herrschenden Princip erhoben wird; ja, es ist so recht eines der buntgeschliffenen Gläser in dem Guckkasten der Liebe, wodurch das groteske Gestalt- und Farbenspiel vermehrt, und die Eitelkeit genährt wird, die gar zu gern, auch in dem Gemeinsten, etwas Hohes, Geheimnisvolles und Wunderbares zu finden wünscht. So lange die gegenüberstehenden Partien bey gesundem Verstande bleiben, denken sie hierbey an nichts, als an ihr Vergnügen; und sie können nur so lange für vernünftig gelten, als sie dieses Ziel in den Augen behalten. Ich meine damit gar nicht, daß die Liebe zu einer vernünftigen und regelrechten Matrone oder Gouvernante gemacht werden soll, so etwa auf dem langweiligen, spießbürgerlichen Wege zum Ehestande hin; sondern, wie in

einem italienischen Maskenspiel, soll in der Liebe die Tollheit mit Besonnenheit getrieben werden. Jedes rechte Liebes-Intermezzo muß Je tollee je besser betitelt werden können, aber es soll nicht von Tollen gespielt werden, sondern von Besonnenen. Da mag denn Alles hineinkommen, was nur immer den stehenden Pfuhl des Lebens bewegen kann, Sonnenschein und Ungewitter, laue Weste und wüthende Stürme; selbst — in gewissen Fällen — perfidie und noirceurs, ohne die fast kein gutes Intrikenstück zu Stande kommen kann. Wer sich aber hierbey von einer wahrhaften Leidenschaft überwannen läße, fälle unvermeidlich aus der Rolle, wie der Schauspieler, der seine Comödien-Frau mit seiner Haus-Frau verwechselt, und jene in aufrichtigem Zorn mit wahrhaften Schlägen und Tritten von der Bühne herabwirft.

Dieses waren die Grundsätze, die sich der Major von dem, was er Liebe nannte, gebildet

bildet hatte, und da ſeine Neigung nur auf ſolche Weiber fiel, welche inſtinctartig die nemliche Theorie befolgten, ſo meinte er ſie durch eine untrügliche Erfahrung bewährt zu haben. Auf dieſe Erfahrung berief er ſich, wenn ſein Freund Zweifel erhob, und gewann durch die Ueberlegenheit, die eine ſolche Berufung zu geben pflegt, immer mehr Boden für ſeine Grundſätze in Askans Herzen, in welchem, auſſer ſeiner eigenthümlichen Natur, auch die Erinnerung an die alten Wunden der herzloſen Theorie des Majors entgegenkam. „Kann ich ihm mit Ueberzeugung den Glauben verweigern? ſagte er zu ſich ſelbſt. Welche Thorheiten hab' ich begangen! welche noch gröſsere Thorheiten war ich im Begriff zu begehn, weil ich die Liebe zu ernſt, zu ſentimentaliſch nahm! Ich meinte es dabey freylich auch nur auf Ergötzung, und glaubte die Leidenſchaft, in der ich dieſe Ergötzung ſuchte, beherrſchen zu können. Aber ich fiel aus der Rolle, und

aus dem Scherz wurde ein Ernſt, der mich zu Grunde gerichtet hätte, wäre nicht mein erfahrner, beſonnener Freund zur rechten Zeit dazwiſchen getreten.“

* *

Von nicht beſſerem Gehalte, aber der Gemeinheit des gewöhnlichen Lebens vollkommen angemeſſen, war die Meinung, die der Major von dem Eheſtand hegte. „Heirathen, pflegte er zu ſagen, iſt ein Geſchäft, alſo ein Gegenſtand der Ueberlegung und des Calculs. Wenn ſich zwey Menſchen entſchließen, dem köſtlichſten aller Güter, der Freyheit und Unabhängigkeit, zu entſagen, um mit und neben einander zu leben, das heißt in den meiſten Fällen, um ſich bald abſichtlich, bald unvorſätzlich, das Leben ſauer zu machen, ſo müſſen ſie wenigſtens halb wahnſinnig ſeyn, wenn ſie ſich auf einen ſo mißlichen Handel ohne dringende Noth einlaſſen; ganz und vollſtändig aber ſind ſie es, wenn ſie dieſe Noth durch blinde

Leidenschaft herbeyführen. Ich weiß nicht, ob die Heirathen aus Liebe in dem Arcadien der goldnen Zeit besser gelungen sind, als in diesem eisernen Jahrhundert; aber ich habe gelesen, daß sich auch in die erste Paradieses-Ehe, von der wir wissen, und die das Werk der langen Weile war, die Zwietracht unverzüglich eingedrängt hat. Und können wir nicht täglich sehn, daß die Liebe, die am Hochtzeittage mit einem jungen Ehepaare zu Bett geht, am Ende des Honigmonats schon der Gleichgültigkeit Platz gemacht hat, der dann in rascher Folge der Kaltsinn, die Zwietracht und alle Dämonen der Hölle nachfolgen. — Also vor allen Dingen keine Heirath aus Liebe! Gibt es etwas Aergerlicheres als betrogen zu werden? und ist nicht zehn, ist nicht tausend gegen Eins zu wetten, daß wer mit verbundenen Augen schießt, das Ziel verfehlen wird? Willst du also durchaus, oder mußt du heirathen, so heirathe wenigstens so, daß du dich über einen Be-

trug deiner Phantasie nicht zu erzürnen hast, und selbst auf den kräftigsten Haß gefaßt bist, der sich zwischen dich und deine Lebensgefährtin lagern kann. Ich finde es für meine Person unendlich weise, daß Fürsten und Könige den Zufall, dem sie so vieles zu danken haben, auch in ihren Ehebündnissen walten lassen, und nichts dabey in Anschlag bringen, als was sich eben berechnen läßt; und man würde weit seltner von Ehescheidungen sprechen hören, wenn man auch in den andern Ständen diesen weisen Grundsatz befolgte. Ehepacten, auf Schönheit, Liebenswürdigkeit, gesellige Tugenden und angenehme Talente gebaut, haben eine eben so sichre Grundlage, als ein Pallast, der auf Triebsand steht, und gegen den alle zwey und dreyßig Winde der Krankheiten, des Alters und der Launen losgelassen sind. Das ist bey einem Ehevertrage, wo Haus und Hof, Geld und Gut, Geburt und Einfluß zur Grundlage dient, eine ganz andre Sache.

Da hat man nur Einmal — vor der Unterzeichnung — die Augen recht aufzumachen, um nicht betrogen zu werden; und wenn sich nach dem Ja und Amen der Copulation jene Hauptstücke einer guten Ehe richtig finden, so hat man kein Recht mehr zu fordern, oder über irgend etwas Klage zu führen, das der Person der Eigenthümerin abgeht. Dieß ist schon viel und schneidet eine Menge Vorwände der Unzufriedenheit ab. Noch mehr aber ist es, wenn der Mann nun gar noch einige gute Eigenschaften in den Kauf bekömmt, auf die er nicht gerechnet hatte, und die er nicht befugt war zu fordern. Im schlimmsten Falle aber kann er die Tugenden und Liebenswürdigkeiten, die seiner Gemahlin abgehn, in andern Häusern finden, und sich mit einiger Gewandheit leicht ein Sortiment solcher Cabinetsstücke zusammenerobern, das er mit der größten Freyheit und ohne eine lästige Verbindlichkeit einzugehn, genießen kann. Es versteht sich hiebey von selbst, daß ein

solches Paar, so wie es mit Verstand und Ueberlegung die Schwelle des Ehetempels betreten hat, auch in dem Tempel selbst seine Vernunft behält; was ihm um desto leichter werden wird, da es nichts von dem Kobolt der Liebe zu fürchten hat, der auch die beste Ordnung verwirren kann. Eifersucht wenigstens wird ihnen das Leben nicht verbittern, und da sie sich eben deshalb gegenseitig so viele Freyheit gönnen, als mit dem äussern Anstande nur immer bestehn kann, so werden sie das Joch, das sie zusammenhält, wenig fühlen, und in dem Genusse der reellen Vortheile ein recht heitres und glückliches Leben führen können."

* * *

In der Vorstadt der Residenz, auf einem bequemen Landsitze, wohnte eine junge Wittwe von der angenehmsten Gestalt, doch noch angenehmeren Wesen, mehr verführerisch, als schön. Sie war vor nicht langer Zeit von dem Rheine her in diese Gegend gezogen, wo

ſie jenes Landhaus mit ſeinen Umgebungen nach ihrem Geſchmack fand, es miethete und auf einen anſtändigen Fuß einrichtete. Sie liebte gute Geſellſchaft, verhehlte aber nicht, daß ſie dem Umgange der Männer den Vorzug gäbe. Der Erbprinz, der ſie auf ſeinen Reiſen kennen gelernt hatte, beſuchte ſie von Zeit zu Zeit; der Major begleitete dann gewöhnlich ſeinen Herrn, und es ging die Sage, daß er eine ältere Verbindung mit ihr auf einen vertraulichen Fuße fortſetzte. Doch wußten auch ſeine vertrauteſten Freunde nichts weiter von der Sache. Ihren Scherzen darüber ſetzte er andere Scherze entgegen, und wieß ihre Neckereyen mit ſo vieler Unbefangenheit ab, daß man bald Alles für leere Reden hielt, welche weiter nachzuſagen ſich der Mühe nicht lohne.

Dieſe Frau, die unter dem allgemeinen Nahmen der Wittwe bekannt war, ſich aber am liebſten mit ihrem Vornahmen Roſamunde nennen ließ, ſchien dem Major voll-

kommen geeignet, den Unmuth seines Freundes zu zerstreun, und ihn in jener Art der Liebe zu befestigen, die wir eben aus seinem Munde kennen gelernt haben. Es bedurfte keiner besondern Veranlassung, um ihn in einem Hause einzuführen, in welchem jeder gebildete Mann willkommen war; und Askan gestand nach der ersten Bekanntschaft, daß ihm das Wesen dieser Frau ungemein gefiele; daß sie gerade das rechte Maaß der Bildung zu haben schiene; daß Gefühl und Verstand, Phantasie und Witz bey ihr in dem erforderlichen Gleichgewicht stehe, und daß es die Annehmlichkeit der Unterhaltung gar nicht störe, wenn bisweilen der Witz, oder zu andrer Zeit das Gemüth die Oberhand zu gewinnen schiene. „Wie in ihrer Gestalt, sagte er, so ist auch in ihrem Geiste, wie es scheint, nichts Hervorstechendes, nichts Blendendes. Alles ist gemäßigt, wie das Farbenspiel eines guten Gemäldes; und wie bey diesem über der Mannichfaltigkeit der Farben

ein gewiſſer Duft ſchwebt, der Alles verſchmilzt, ſo iſt auch über Roſamundens Unterhaltung, ja, über ihr ganzes Betragen ein Zauber verbreitet, der zugleich den Geiſt und die Sinne anzieht.“ Dieſer und ähnlicher Aeuſſerungen erfreute ſich der Major, ohne es ſich merken zu laſſen; und er durfte, ſo ſchien es, das Gelingen eines Planes erwarten, bey dem es ihm vielleicht noch mehr darum zu thun war, die eignen Feſſeln auf die leichteſte Weiſe zu löſen, als die Heiterkeit ſeines Freundes wieder herzuſtellen. Es verging auch nur kurze Zeit, ſo gehörte der Freyherr zu Roſamundens täglicher Geſellſchaft. Er wurde bisweilen am Hofe vermißt, und ſchien es mit Gleichgültigkeit zu ſehn, wenn ſich Andere dort an den Platz ſtellten, den er gewöhnlich behauptete. Die Urſache ſeines Ausbleibens blieb nicht lange unbekannt, und man glaubte zu bemerken, daß, ſeitdem er die Wittwe liebenswürdig

gefunden, er selbst gar sehr an Liebenswürdigkeit verlohren habe.

Während sich nun dieses neue Verhältniß immer mehr ausbildete, und der Freyherr und die Wittwe immer mehr ihre Rechnung bey einem Verkehr zu finden schienen, welcher anfänglich nur eine geistreiche Unterhaltung beabsichtigte, bald aber sich als Freundschaft geltend zu machen suchte, und jeden Augenblick die Erscheinung der Liebe erwarten ließ, machte der Erbprinz, wie er zu thun pflegte, in Begleitung des Majors, einen Ausflug in die besuchtesten Bäder, und Askan blieb bey dem Fürsten und Rosamunden zurück; bey Jenem, um sich im Ertragen kränklicher Launen zu üben, bey dieser, um die Last seines Joches zu vergessen. In der That war der Fürst jetzt mehr als je von der Grillenhaftigkeit geplagt, die das steigende Alter nährt; und da seine Plane, vorzüglich die Beschränkung seines Nachfolgers, die ihm am meisten am Herzen lag, manchen

Anſtoß fanden, auf den er nicht gerechnet hatte, ja, den er ſich bey dem Geheimniſſe, mit welchem die Sache betrieben wurde, gar nicht zu erklären vermochte, ſo ließ er ſeinen Unmuth in ſchneidenden Worten und unverdienten Vorwürfen gegen ſeine Umgebungen aus. Askan litt dabey nicht weniger als Andre. Indem er ſich aber an die tägliche Wiederkehr dieſer Kränkungen gewöhnte, ſie äußerlich mit ſtoiſcher Gleichmüthigkeit ertrug, wie ſehr auch immer ſein Inneres murren mochte, die Augenblicke des Sonnenſcheins aber ſchmeichelnd und geſchmeidig benutzte, war doch Niemand, der die fürſtliche Gnade vollkommner genoß, oder eine größere Gewalt über das Gemüth ſeines Herrn ausübte. Dieſes Glück, wenn es eines war, war nicht wohlfeil erkauft, aber es wurde beneidet, und der Neid erhöhte ſeinen Werth. Auch an ſichtbaren Zeichen der Huld, Titel, Rang und Orden fehlte es ihm nicht. Die wichtigſten Geſchäfte lagen

in Askans Händen, und ohne Minister zu seyn, genoß er den Einfluß und das Ansehn eines Ministers.

Diesen Zeitraum, in welchem dem Freyherrn sein verneinender und hemmender Geist nicht zur Seite stand, benutzte die schlaue Wittwe zur Ausführung eines Plans, den sie früh entworfen, und mit weiblicher Beharrlichkeit fest in den Augen behalten hatte. Der Eindruck war ihr nicht entgangen, den sie auf das Gemüth des jungen und liebenswürdigen Günstlings gleich in den ersten Tagen ihrer Bekanntschaft gemacht hatte, und sie konnte der Versuchung nicht widerstehn, diesen Vortheil weiter zu treiben, und eine Eroberung zu versuchen, die selbst des Opfers ihrer bequemen Unabhängigkeit werth schien. Nachdem sie die Gesinnungen des Freyherrn über Liebe und Ehestand erforscht hatte, was ihr keine große Mühe machte, so fing sie damit an, sich diesen Gesinnungen — es waren die nemlichen, die

der Major hegte — anzuſchmiegen, und ſich zu derſelben Ketzerey zu bekennen, welche die beyden Freunde für Wahrheit und Weisheit hielten. Oft vernahm er jetzt mit Entzücken den Wiederhall dieſer Lehren aus ihrem beredten Munde, nur durch die Farben einer weiblichen Phantaſie verſchönert, und mit aller Sophiſterey gaukelnden Witzes ausgeſchmückt. Auch ihr war die Freyheit über alles werth. Sie hatte die Ketten einer widerwärtigen Ehe gerade lange genug getragen, um ſie fliehen zu lernen, und ſie hatte die Entdeckung gemacht, daß die Liebenswürdigkeit der Männer immer an der Liebe ſcheitre. „Wie glücklich fühl ich mich, ſetzte ſie dann mit ſcherzendem Pathos hinzu, wie glücklich bin ich, theurer Askan, daß Sie mich nicht lieben, und, ſo wie ich Sie nun kenne, gewiß auch nie in dieſe Thorheit verfallen werden! Jetzt ſind ſie der geiſtreichſte, der heiterſte, der angenehmſte Geſellſchafter. Ich freue mich Sie kommen zu ſehn, und

wenn Sie von mir weggegangen sind, denke ich mit immer neuem Vergnügen das wieder durch, was wir gesprochen haben. Dieß stört meine Ruhe nicht im mindesten, und wenn ich bisweilen von Ihnen träume — was mir, ich weiß nicht warum, ziemlich oft begegnet — so ist das eben nur der Wiederschein des Tages, so wie meine Selbstgespräche der Wiederhall der Ihrigen sind. Wie ganz anders würde das seyn, wenn Sie in mich, ich in Sie verliebt wäre. Was für ein albernes Wort das schon ist, hinreichend das Verkehrte, das Verrückte, das Verworrene der Sache selbst anzuzeigen. Blaß und seufzend träten Sie dann bey mir ein, oder kehrten auch wohl an der Thür wieder um, wenn sie etwa eine fatale fremde Stimme in meinem Zimmer hörten; denn jede fremde Stimme wäre ihnen dann fatal, und Sie wären nicht eher zufrieden, bis Sie alle Welt von mir vertrieben, und sich an die Stelle von aller

Welt geſetzt hätten. Und was wäre dann Ihre Unterhaltung? Dieſe ſo beredten Lippen würden ſich nur öffnen, um Seufzer auszuſtoßen; einzelne Laute ohne Zuſammenhang, ſtumme Blicke, Thränen auch wohl, und was ſonſt noch zu dem Belagerungsgeſchütz einer ſo albernen Verliebtheit gehört — das würde die Unterhaltung ſeyn, mit der ich mich dann, ſtatt unſrer jetzigen, begnügen müßte. Natürlich würden Sie nicht eher zufrieden ſeyn, als bis die Sympathie auch bey mir ihre Rechte behauptete, und wir beyde ein Duo von O und Ach, und Ach und O aufführten, das nicht armſeliger und langweiliger gedacht werden könnte. Scherz und Lachen würde dann Contrebande in unſerm Verkehr ſeyn, und um nicht vor lauter Liebe und langer Weile zu ſterben, würden wir die Eiferſucht zu uns einladen, die eine unvergleichliche Zeitvertreiberin ſeyn ſoll. Hätten wir uns nun lang genug auf dieſe Weiſe herumgezogen, und arg genug

gequält, um uns eben so sehr zu hassen, als wir uns vorher geliebt hätten, so bliebe endlich nichts übrig als der Bruch; eine Sache, die so armen gepeinigten Menschen vielleicht einen Augenblick Freude machen kann, aber ihnen doch, nach allen den Qualen, nichts Andres geben kann, als was wir wohlfeilern Kaufs mit der ungestörtesten Heiterkeit besitzen — die Freiheit."

Askan hörte diese Reden, in denen Scherz und Ernst in einander spielte, nicht ohne Vergnügen an, und stimmte um so freudiger in sie ein, da er in ihnen die Hofnung sah, jeder Freude, welche die Liebe heut, froh zu werden, ohne je der Allmacht der Liebe selbst zu weichen. Sein Vorsatz war des Lehrers werth, der sich seiner Bildung unterzogen hatte; gegen ein unerfahrenes Herz hätt' er ihn auch wohl ausgeführt; aber Rosamunde, die ihn schlau errieth, setzte ihm ihrer Seits den Vorsatz entgegen, den Freyherrn, während er mit den Pfeilen

der

der Liebe zu ſpielen meinte, ſo zu verſtricken, daß ihm nichts übrig bleibe, als ihr eben das Gut zu opfern, auf das ſie ihn ſelbſt den höchſten Werth zu legen beredete. Der Kampf war ungleich, wie immer zwiſchen eitelm Selbſtvertraun und beſonnener Klugheit, zwiſchen männlicher Unbehülflichkeit und weiblicher Geſchmeidigkeit, zwiſchen Begierde und Mäßigung. In dieſer Zeit ſchien Roſamundens Anmuth mit jedem Tag lieblicher aufzublühn. Sie liebte den Freyherrn in der That, und die Anſtrengung, die es ihr koſtete, ihre Rolle zu behaupten, um ihn aus der ſeinigen zu bringen, belebte ihr ganzes Weſen auf eine ſo mannichfaltige Weiſe, daß es ſchwer war, der anziehenden Kraft aller dieſer Liebenswürdigkeit Widerſtand zu thun. Schon fing der Freyherr an ernſter zu werden; ſchon klagte er, wenn ſie ihn mit ihrem Witz, ihrem Muthwillen umgaukelte, daß ihr Herz der Liebe nicht fähig ſey; und wie er immer zärtlicher, immer

dringender wurde, glaubte sie schon die Stunde bestimmen zu können, wo er seine freygeiste. rischen Grundsätze zu ihren Füssen bereuen, und sie um die Wohlthat der ehelichen Sclaverey anflehen würde.

Es pflegt nur allzu oft zu geschehn, daß wenn sich die List in heilige Dinge mischt, und heuchelnde Klugheit den Thron besteigt, welcher der Gerechtigkeit oder der Liebe oder der Weisheit gehört, die allerwahrscheinlichsten Berechnungen, in der Nähe des Ziels, zu Schanden werden. So in der Politik, so in der Liebe. Die Rechnung der schlauen Wittwe hätte wahrscheinlich zugetroffen, wäre sie nicht von Ereignissen durchkreuzt worden, die auſſer ihr lagen, und einen Erfolg herbeyführten, der dem beabsichtigten zwar ähnlich, aber für beyde Theile der Anfang unglaublichen Unglücks war.

Während nemlich die Wittwe mit unnachahmlicher Kunst den Freyherrn immer mehr in ihrer Liebe verstrickte, und ohne daß er es

bemerkte, die Feſſeln täglich enger anzog, und in der Stadt und am Hofe das Einverſtändniß Beyder immer kundbarer wurde, war Misgunſt und Schadenfreude nicht unthätig. Eines Morgens, als ſich der Freyherr in den Wagen ſetzte, um einer Einladung ſeines Vaters Folge zu leiſten, überreichte ihm ein Unbekannter einen Brief, und entfernte ſich augenblicklich wieder. Dieſer Brief, durch keine Unterſchrift beglaubigt, enthielt ſpottende Glückwünſche zu der Eroberung, die er an dem Herzen der unvergleichlichen Wittwe gemacht habe. So ſeltene Tugenden, hieß es, als hier ſich vereinigt fänden, wären einer ſolchen Beharrlichkeit werth, und wenn es ihm erſt gelungen ſey, die Unbeſtändigkeit an den Altar des Eheſtandes zu feſſeln, werde man von ſeinen Talenten auch das Unmögliche erwarten dürfen. Nie hab' es jenen Tugenden an Bewunderern gefehlt, aber keiner derſelben habe ſich eines ſichern Beſitzes erfreut, und in der Fülle ihrer Allmacht

habe die Vortrefliche eben so viele Herzen gebrochen als beglückt. — Nach diesen allgemeinen Anklagen folgten Anspielungen auf bestimmte Personen, die von Rosamundens Liebe zu erzählen wüßten, und zuletzt die Beschuldigung, daß der Mann, dessen Wittwe sie seyn wolle, nur eine poetische Fiction, und weder lebend von irgend jemand gekannt, noch tod von einer lebendigen Seele betrauert worden sey.

Dieser Brief, so sehr die Art seiner Abfassung und Einhändigung Zweifel zu erregen geeignet war, verfehlte doch seine Absicht nicht. Die Andeutungen, die er enthielt, waren so deutlich; die Anklagen, die er aussprach, so bestimmt; das Meiste mit Rosamundens Weise so wenig in Widerspruch, daß der Glaube daran in ein dem Mistrauen geneigtes Herz leicht Eingang fand. Lang saß der Freyherr mit dem Briefe in der Hand und sah schmollend vor sich hin. Er zürnte auf Rosamunden, und schalt sie in seinem

Herzen eine Betrügerin; auch dem Major zürnte er, weil es ihm unwahrſcheinlich vorkam, daß dieſer von den frühern Verhältniſſen ſeiner Freundin keine Kenntniß gehabt haben ſollte; er meinte eine Verſchwörung zu ſeinem Untergange zu ahnden, und warf ſich ſeine eigne Verblendung vor. Als ſich aber allmählig die Wellen der erſten Ueberraſchung legten, als er klärer in ſein Verhältniß zu ſchauen begann, und die im Hinterhalt ſchlummernde Neigung dem Zweifel Luft machte, da fing er an ſich Glück zu wünſchen zu ſeinem Geſtirn, das immer ſo günſtig eintrete, wenn er eben, durch ſeine Thorheit verlockt, an dem Rande eines Abgrundes taumle. Wie wenig fehlte vorlängſt, ſagte er zu ſich ſelbſt, daß mich der romantiſche Schwung meines Herzens aus den erfreulichſten Verhältniſſen herausgetäuſcht hätte, um den Reſt meines Lebens hindurch in der Dunkelheit des Landlebens, auf dem Dorfe und an der Seite einer Herabgewür-

digten den Wahnsinne einiger flüchtigen Augenblicke zu bereuen! Mein Glück — nicht meine Klugheit riß mich aus dieser Gefahr. Und doch hat mich diese Erfahrung nicht belehrt. Was hilft es mir, das Rechte zu wissen, wenn dieses thörigte Herz mich immer um meine Grundsätze betrügt, und gegen mich falsch spielt? Ich könnte ein Mann seyn und bin ein Kind. Ich könnte mich des Lebens freun und quäle mich. — Ruhe, Besonnenheit, Kaltblütigkeit — das ist was mir fehlt. Aber Geduld. Diese neue Erfahrung soll nicht bey mir verlohren seyn.

Unter diesen täuschenden Selbstgesprächen kam er auf dem Schloße seines Vaters an. Ich habe dich zu mir beschieden, sagte dieser nach der ersten Bewillkommung mit mehr als gewöhnlicher Ungedult, um mich mit dir über einen Plan zu berathen, der mich seit einigen Wochen ernsthaft beschäftigt, und nur deiner Zustimmung bedarf, um dir ein glänzendes, beneidenswürdiges Glück zu be-

reiten. Jetzt, wo du, Dank deinen Gaben und deinem günstigen Geschick, festen Fuß am Hofe gefaßt hast, ist es Zeit, auf die Erhaltung unsers Stammes zu denken. Das zufällige Mißlingen deiner Bemühungen um die Waldemar wird dich gewiß nicht von den Schwellen des Ehestandes abgeschreckt haben; vielmehr glaub' ich auch hierin eine Begünstigung des Glücks zu sehn. Sie hätte dir nichts zugebracht, als höchstens einen kleinen Zuwachs der fürstlichen Gunst, die dir ja auch ohne sie nicht fehlt. Jetzt bietet sich dir eine reiche Erbin dar, die, fast unabhängig, über große und herrliche Güter gebietet, und, wenn die Würfel einigermaßen günstig fallen, noch einen bedeutenden Zuwachs an Vermögen erwarten darf. Gewiß hast du schon den Nahmen der Freyin Elisabeth von Knonau gehört. Sie ist seit einem Monat unsre Nachbarin, und seit dem Tode ihrer Tante, deren einzige Erbin sie war, zu ihrem Großoheim nach Hagen ge-

zonen. Eliſabeth iſt in der erſten Blüthe ihrer Jugend; ſchön und liebenswürdig, und an vollendeter Bildung den Erſten unſers Hofes gleich. Ihr Oheim wird ſie an den Hof führen; und es wird — wegen möglicher Ereigniſſe — gut ſeyn, wenn du dich ihrer vorher verſicherſt. Da es hier dein Glück gilt, hab' ich nicht unterlaſſen, unter Vorbehalt deiner Einſtimmung, vorläufige Unterhandlungen mit dem Oheim anzuknüpfen, bey denen Alles zu deinen Gunſten iſt. Eliſabeths Hand und Herz iſt frey — du biſt Herr des deinigen. Ergreife die Gelegenheit, die dir entgegen kömmt, und dir das beneidenswürdigſte Loos verſpricht. — —

War nun gleich der Freyherr durch die Eile, mit der ſein Vater zu Werke gegangen war, etwas betroffen, ſo waren doch die Vortheile des Planes zu einleuchtend, als daß er ihm bedeutende Zweifel hätte entgegenſetzen können. Er dankte ihm alſo für den Eifer, mit dem er ſein Glück betriebe, und

ward ſchon den folgenden Tag von ihm bey den Nachbarn eingeführt. Der Empfang war wie der von Leuten, die ſich verſtehn, ohne ſich ausgeſprochen zu haben, und auch ein Dritter würde bemerkt haben, daß ein gegenſeitiges Verlangen, ſich einander zu nähern, die Geſpräche lenkte, und ihnen ein höheres Intereſſe gab. Eliſabeth erſchien erſt bey Tiſch, und der Freyherr fand, daß ihm ſein Vater nicht zu viel von ihr geſagt hatte. Auch er misfiel nicht. Und nachdem er zwey Tage in ihrer Nähe verweilt, und Alles aufgeboten hatte, ihre Gunſt zu gewinnen, reiſte er mit der Ueberzeugung zurück, ihr nicht gleichgültig zu ſeyn. So war nun dieſe Sache eingeleitet, und da der Erfolg nicht zweifelhaft ſchien, überließ Askan die weitern Verhandlungen ſeinem Vater, der nicht müde werden konnte, ihm zu ſagen, wie glücklich ihn die Ausſicht auf dieſe Verbindung mache, die er, nach den unzweydeutigen Aeuſſerungen des Oheims, für ge-

schlossen betrachte. Er selbst wünschte sich Glück dazu. Es schien ihm jetzt genug, in dem Besitze einer schönen und gebildeten Frau zu seyn, wenn sich auch keine Liebe für sie in seinem Herzen regte; und die Aussich auf einen glänzenden Reichthum zauberte seiner Phantasie die herrlichsten Bilder eines genußreichen Lebens vor. Auch die Misgunst der Neider fand in diesem Panorama Platz. Mit solchen Gedanken beschäftigt kehrte er nach der Residenz zurück.

* *

Als der Freyherr aus dem Wagen stieg, erfuhr er, daß der Fürst schon einigemal geschickt habe und seine Rückkehr mit Ungedult erwarte. Ohne einen Augenblick zu verliehren eilte er zu ihm. Er hörte, was er schon erwartet hatte, daß gewisse Verhandlungen mit einem benachbarten Hofe bis zum Abschlusse gediehen wären, und daß er erkohren sey, die Schwierigkeiten zu ebnen, die sich noch finden könnten. Schon den folgenden

Morgen ſollte er abreiſen. Ich habe Sie mit Ungedult erwartet; ſagte der Fürſt. Nur in Ihrer Hand kann das Geſchäft gedeihen. Sie halten alle Fäden, und ich weiß, wie ſehr ich auf Ihren Eifer, auf Ihre Gewandheit und Einſicht rechnen darf.

Der Freyherr war dieſes Auftrags nicht gewärtig geweſen, und die Aeuſſerungen des Fürſten klangen ihm um deſto ſüßer, da er nur allzu gut wußte, welche hohe Wichtigkeit er jenem Geſchäfte beylegte. Alles war von ihm vorbereitet, und die Anſtöße, die noch zu heben waren, ſchienen zu unbedeutend, um nicht der mündlichen Verſtändigung zu weichen. In der heiterſten Stimmung, von der doppelten Ausſicht auf künftiges Glück wie berauſcht, verließ er die Reſidenz, und da ihn ſein Weg vor dem Hauſe der Wittwe vorbey führte, trat er hinein. Unter den glücklichen Ereigniſſen der verfloſſenen Tage war ſein leichter Groll verflogen; er fühlte, daß er kein Recht habe über Hand-

lungen zu zürnen, die, wenn ſie auch keinem Zweifel unterworfen wären, doch keine Beziehung auf ihn hätten; und daß am Ende niemand Tadel verdiene, als er ſelbſt, ſeine Vorſätze ſo leichtſinnig vergeſſen zu haben, und aus der Rolle gefallen zu ſeyn. Ich wollte Roſen brechen, ſagte er zu ſich ſelbſt, und ſammelte mir Dornen auf; ich wollte Genuß, und quälte mich mit Eiferſucht. Iſt Roſamunde nicht liebenswürdig? iſt ſie nicht die Anmuth ſelbſt? Was geht mich ihr früheres Leben an? Und wenn ſie wirklich ſo leichtſinnig iſt, wie man ſagt, wird es mein Schade ſeyn? —

Die frohe übermüthige Stimmung, in der ſich der Freyherr eben jetzt befand, gab dieſen Gedanken eine noch lebendigere Kraft, und trieb ihn in Roſamundens Arme, die, ohne Ahndung ſeiner Verhandlungen in Hagen, aber von ſeiner bevorſtehenden Sendung unterrichtet, ihn mit ſchmeichelnder Zärtlichkeit empfing. Nie war ſie liebens-

würdiger, nie verführeriſcher geweſen. Die Freude über die Rückkehr des Geliebten, der Schmerz über die nahe Trennung wiegte ihr Herz wie zwiſchen Ebbe und Fluth. Der Schmerz machte ſie witzig, die Freude weich: und mitten im Scherz rollten Thränen über ihre Wangen herab. In dieſen Zauberkreiſen vergaß der Bethörte Alles, nur ſeine ſchlimmen Vorſätze nicht. Mit dem Bewußtſeyn des Verraths im Herzen, häufte er Schwüre auf Schwüre, und ſtürmte mit einer Leidenſchaft, die um ſo dreiſter war, da ſie von Liebe nicht wußte. Sie glaubte ſeinen Schwüren, und Ein unbewachter Augenblick zerſtörte den Bau, den ſie ſo mühſam aufgeführt, und entriß ihr die Vortheile, durch die ſie ſeinen Beſitz zu erringen gehofft hatte.

* *

Als der Freyherr nach einigen Tagen an den Ort ſeiner Sendung kam, fand er die Stimmung des Hofes keineswegs ſo günſtig, wie es von Fern das Anſehn gehabt hatte.

Gleich bey den erſten Zuſammentritten wurde Mehreres von dem, was ſo gut als zugeſtanden ſchien, zurückgenommen; neue Vorſchläge gethan, welche neue Inſtructionen nöthig machten; unerwartete Bedenklichkeiten erregt, Schwierigkeiten erhoben, und größere Zugeſtändniſſe gefordert. Die Unterhandlung drohte ſich in die Länge zu ziehn. Der unermüdliche Eifer des Abgeordneten, und alle diplomatiſchen Künſte, die er verſuchte, ſcheiterten an der ſchwerfälligen Pedanterei des erſten Miniſters, und immer ſah er ſeine Kraft durch die ſtarre Unbiegſamkeit gelähmt, die ihm jener in toden Formen ergraute Diplomatiker entgegenſetzte. Der Verdruß, den er darüber empfand, wurde noch durch die Ungedult ſeines Fürſten vermehrt, der auf einen ſchnellen und glänzenden Abſchluß gerechnet hatte, und nun ſchwer zu überzeugen war, daß von Seiten ſeines Geſanden nichts verabſäumt werde. Und auch als er dieſe Ueberzeugung bekommen hatte, ließ doch,

wie es zu geſchehn pflegt, jede erhobene Schwierigkeit, jeder Aufſchub, einen bittern Nachgeſchmack in ſeinem Gemüthe zurück, der dem Freyherrn nicht günſtig war. So verſtrichen drey lange Monate unter endloſen Anſtrengungen, und als nun im vierten das mühſame Geſchäfte zum Abſchluſſe gekommen war, hatten, auſſer dem unerwarteten Verzug, die mancherley Abänderungen des erſten und urſprünglichen Planes den Fürſten ſo gegen die Sache erkältet, daß der Freyherr, bey ſeiner Rückkehr, ſtatt des gehofften Dankes, ſich glücklich ſchätzen mußte, ſeine Rechtfertigung über den ganzen Verlauf nicht zurückgewieſen zu ſehn.

Mit geringeren Schwierigkeiten waren indeß die Verhandlungen in Hagen zu dem gewünſchten Ziele gebracht worden; aber die Nachricht davon, faſt die einzige Erquickung, deren ſich Askan auf ſeiner diplomatiſchen Sendung erfreute, ſpornte ſein ungeduldiges Verlangen nach baldiger Beendigung des ver-

drüßlichen Geſchäfts nur noch heftiger an. Die glänzenden und erfreulichen Hofnungen, mit denen ihm die Verbindung mit der Freyin von Knonau ſchmeichelte, waren von einer Unruhe begleitet, die nur ihrem ſichern Beſitze weichen konnte. Denn nicht die Wichtigkeit der Sache allein war an dieſer Unruhe Schuld. Auch Roſamundens Briefe wirkten mit, und ob er ſich gleich durch die Art ſeines Verhältniſſes zu ihr nicht im Mindeſten gebunden glaubte, ſo war ihm doch der Gedanke daran mehr zuwider, als er ſich ſelbſt zu erklären wußte. Je liebender Roſamundens Briefe waren — und dieſe Liebe war jetzt, nach der Vernichtung ihrer frühern Plane, aufrichtig — deſto verhaßter waren ſie ihm. Was die Liebe des Weibes belebt, löſcht ſie oft in dem Herzen des Mannes aus, und wenn der Rauſch verflogen iſt, bleibt ihm nur die verdrüßliche Erinnerung daran zurück. In dieſer ungünſtigen Stimmung, die durch die augenblickliche

blickliche Lage des Freyherrn und die Art seiner Geschäfte noch vermehrt wurde, behaupteten auch die alten Verläumdungen ihr Recht, und traten jetzt als glaubhaftere Ankläger auf. Doch antwortete er ihr bisweilen, meist mit leeren Worten, oder mit frostigen Scherzen, und zuletzt mit nichtigen Entschuldigungen. Sie zu schonen, rieth ihm die Klugheit. Als sie ihm aber in ihrem letzten Briefe schrieb, wie sie jetzt ein Recht habe, auf die Erfüllung seiner heiligen Schwüre zu dringen, da ihr die Gewisheit geworden sey, von ihm Mutter zu werden, ergrimmte er gegen sie, und beschloß, sich für diese neuen Täuschungen ihrer Arglist — denn dafür nahm er es — auf eine empfindliche Weise zu rächen.

Nachdem er also seine Rückkehr auf alle Weise beschleunigt, Rechenschaft von seiner Sendung abgelegt, und die Erlaubniß des Fürsten zu seiner Verbindung mit der Freyin

von Knonau erhalten hatte, flog er unverzüglich zu seinem Vater, um sich in Hagen so schnell als möglich in den Besitz der reichen Erbin zu setzen. Nur so viel Zeit hatte er sich genommen, den verrätherischen Brief des namenlosen Angebers einzusiegeln, das Paket mit seiner Hand zu überschreiben, und es einem Diener zu übergeben, um es nach seiner Abreise Rosamunden einzuhändigen. Wir wollen hier nicht unternehmen, den Zustand zu schildern, in den sie beym Lesen des unbegreiflichen, Wahrheit und Dichtung mit der boshaftesten Kunst unter einander mischenden Blattes fühlte, dessen veraltetes Datum und jetziger Gebrauch — so ohne alle Veranlassung, wie sie glaubte — ihr ein unerklärbares Räthsel schien. Mit zitternder Hand ergriff sie die Feder, und beschwor den Freyherrn um eine Zusammenkunft, in welcher sie sich von jeder Anklage zu reinigen, und Alles, was in ihrem Betragen räthselhaft

seyn möchte, aufzuklären verhieß. Das Billet kam aus dem Hause des Freyherrn zurück mit der Nachricht, daß er vor einigen Stunden abgereist sey, und dieser folgte unmittelbar darauf die noch schrecklichere von der Ursache dieser Reise. So heftig diese wiederholten Schläge Rosamundens Herz bestürmten, so verlohr sie doch die Besonnenheit nicht. Nach kurzer Berathung mit einem Rechtskundigen Freund, schrieb sie unverzüglich an Elisabeths Oheim, und meldete ihm, wie sie mit dem Freyherrn in einem solchen Verhältnisse stehe, daß sie einer andern Verbindung durchaus in den Weg treten, und die heiligen Schwüre, die er jetzt im Begriff sey zu brechen, geltend machen müsse. Dieser Brief wurde durch einen Eilboten abgeschickt, und dieser von dem Rechtsfreunde begleitet, der dem Einspruche Form und Gewicht geben sollte. Die Nacht sank nieder, als sich diese Abgeordneten dem

Schlosse von Hagen näherten, das hell von Kerzen erleuchtet, schon von Fern die Feyerlichkeit verkündigte, die sich in seinem Innern bereitete. Askan hatte keine Zeit verlohren, und er sah mit Ungedult dem Augenblick entgegen, der ihm Elisabeths Besitz, und mit ihr die reichste Erbschaft des Landes zusichern sollte. Elisabeth selbst erschien ihm jetzt noch schöner als vorher, und die jungfräuliche Schüchternheit der blühenden Braut, die denn doch oft von Sonnenblicken des Wohlwollens gegen den künftigen Gemahl durchbrochen wurde, verbreitete über ihre würdevolle Gestalt einen Zauber von Anmuth und Holdseligkeit, in dem sich der Freyherr mit Entzücken verlohr. Der zahlreiche Adel der Nachbarschaft war versammelt, und eben trat durch die weitgeöffneten Thüren Elisabeth an der Hand ihres Oheims, Askan an der Hand der Tante in den Saal, als Rosamundens Abgeordnete sich im Hofe von den

blutiggespornten Pferden schwangen, und sogleich vorgelassen zu werden verlangten. Askan vernahm die Worte des flüsternden Dieners, und entfärbte sich, ohne noch zu wissen warum; und als der Rechtsfreund, bey der Vertröstung bis nach der Ceremonie, das Dringende seines Auftrages geltend machen ließ, murmelte er zürnende Worte von unverschämter Zudringlichkeit. An Rosamunden dachte er nicht. Als aber der Oheim in dem Nebenzimmer den Brief empfangen und die ihn begleitenden Erläuterungen vernommen hatte, und nun, durch das unerwartete Ereigniß bestürzt gemacht, den Schwiegersohn herbeyrief, ihm den Brief stumm überreichte, und den Sachwalter aufforderte, seinen Auftrag zu wiederholen, gerieth der Freyherr in den unmäßigsten Zorn, und befahl jenem, das Schloß augenblicklich zu verlassen, wenn er nicht für sein rabulistisches Geschäft einen unerwarteten Lohn

einernten wolle. „Ich werde meine Pflicht erfüllen, antwortete der entschlossene Mann, und das Uebrige der Gerechtigkeit überlassen, die auch mich zu schützen wissen wird.“ — Der Freyherr drohte noch heftiger, aber umsonst. Er sprach von unerhörten Cabalen, von rachsüchtigen Feinden, deren Werkzeug dieses Weib sey, und wie er sie alle vernichten und in den Abgrund schleudern wolle. — Hierüber mit Ihnen zu rechten, erwiederte der Anwald, ohne aus seiner Fassung zu kommen, hab' ich weder Beruf, noch Auftrag. Ich werde mich streng in den Grenzen meiner Befugniß halten. Ich bin beauftragt, das Verlöbniß des Herrn Freyherrn hier mit der Freyin Elisabeth von Knonau oder jeder andern nicht vollziehen zu lassen; und diesem Auftrage gemäß bitte ich Sie, mein Herr, (sich an den Oheim wendend) mir ihr Ehrenwort zu geben, daß mit dieser Ver-

bindung bis nach ausgemachter Sache nicht vorgeschritten werde.

Was nun auch der Freyherr einwenden und wie sehr er zürnen mochte, der Oheim fand es am gerathensten, der Aufforderung des Anwaldes Folge zu leisten, und sein Ehrenwort von sich zu geben. Die in gespannter Erwartung harrende Gesellschaft wurde nun benachrichtigt, daß ein unerwartetes Ereigniß einen Aufschub der vorgehabten Ceremonie nöthig mache, und den Freyherrn unverzüglich nach der Residenz zurückriefe. Jedermann sah sich verwundert an; die Vermuthungen kreuzten sich; fast niemand zweifelte, daß ein Einspruch geschehn seyn müsse. Noch an demselben Abend beurlaubte sich Askan bey den Verwanden seiner Braut, die ihn mit kalter Zurückhaltung entließen. Von der Braut Abschied zu nehmen war ihm versagt. Sie hatte sich sogleich in ihr Schlafzimmer zu-

rückgezogen, um über das räthselhafte Ereigniß nachzudenken, und die Wirkungen desselben im Stillen zu bekämpfen.

Viertes Buch.

Mit ganz andern Gefühlen als das Vorigemal legte der Freyherr seinen Weg nach der Residenz zurück. Indem sein Herz gegen Rosamunden wüthete und sie der arglistigsten Ränke beschuldigte, mußte er doch auch auf sich selbst und die Uebereilung zürnen, mit welcher er seine Rache betrieben hatte. Wie sich nun auch immer die Sache wenden mochte, er selbst hatte durch seine Eile ein Ereigniß herbeigeführt, das ein ihm nachtheiliges Aufsehn erregen mußte, und die Erfüllung seiner Hofnungen wenn nicht vereitelte, doch weiter hinausschob. Ein wunderbares Verhängniß schien über seinen Heirathsplanen zu walten, und der letzte Vorfall rief ihm jenen ältern, die räthsel-

hafte Erſcheinung auf dem Theater, und das, was zunächſt auf ſie gefolgt war, in das Gedächtniß zurück. Mariens Bild trat vor ſeine Seele, und indem er den Gedanken an ſie und ſeinen Meineid umſonſt zurückdrängte, und überall hin wie nach Hülfe umher ſah, erinnerte ihn das Rauſchen der Bäume, die Dämmerung umher und der geſtirnte Himmel über ihm an die Nacht, wo er Marien um ihre Unſchuld betrogen hatte; und zu ſeinem noch größern Schrecken fiel ihm ein, daß dieſer Tag eben der Jahrstag ſeines Verbrechens ſey. Ein Gedanke von göttlicher Strafe zuckte durch ſeine Seele. Er verhüllte ſich das Geſicht, um die Sterne nicht zu ſehn, die Zeugen ſeines Meineids geweſen waren; aber das Kreiſchen der Vögel ſchreckte ihn auf, und der rauſchende Wald klang ihm, wie das Klagen verlaſſener, jammernder Liebe. Der Furcht zu entfliehn, rief er von neuem den Zorn gegen ſeine Feinde zu Hülfe; der Haß ſollte ihm Muth und Hof-

nung geben. An seinem Siege zweifelte er nicht. Auf die Gunst des Fürsten vertrauend, hoffte er mit Einem Worte alle Bemühungen eines eifersüchtigen Weibes zu Schanden zu machen, und dann triumphirend in die Arme der Braut zurückzukehren. Denn das ahndete er nicht, daß schon jetzt seine Stellung gänzlich verändert, und alle Vortheile, auf die er mit so großem Vertrauen zählte, gegen ihn gewendet waren.

Während nemlich im Schlosse zu Hagen der Rechtsfreund seinen Auftrag mit Pünktlichkeit und Nachdruck vollbrachte, war Rosamunde ihrer Seits nicht unthätig gewesen. Die Gefahr, so ihr drohte, und die Mittel, die ihr zu Gebot stehen mochten, richtig berechnend, hatte sie sich sogleich nach Absendung ihres Boten dem Erbprinzen zu Füssen geworfen, und ihn beschworen, sich einer Unglücklichen anzunehmen, die durch die Schwüre eines leichtsinnigen Mannes auf die heilloseste und unverantwortlichste Weise

getäuſcht worden ſey. Sie geſtand mit Erröthen, daß, wenn der Freyherr ſein Wort nicht halte, ihre Ehre auf dem Spiele ſtehe, und daß ſie auf keine Weiſe geſtatten könne, daß er einer andern Frau als ihr die Hand vor dem Altar gäbe. Indem ſie ſprach, benetzten ihre Thränen die Hände des Erbprinzen. Freundlich hob dieſer ſie auf, und des frühern Wohlwollens eingedenk, verſprach er mit der größten Bereitwilligkeit, in Allem, was ihre Wünſche fördern könnte, nach ſeinen Kräften mitzuwirken. Dieſe Verſprechungen waren aufrichtig. Die Wünſche der Wittwe begegneten den ſeinigen, und er erblickte in dieſem Vorfalle ein erwünſchtes Mittel, den Mann zu Grunde zu richten, den er im Herzen haßte, und, ſeitdem er ihm entbehrlich geworden, auf alle Weiſe aus der Nähe ſeines Vaters zu entfernen wünſchte.

Wir haben oben erzählt, wie der Freyherr, ohne es zu wiſſen, dazu beytrug, daß

ſich die Verhandlungen des Fürſten, durch die er die Willkühr ſeines Nachfolgers zu zügeln hoffe, nicht des gewünſchten Fortgangs erfreuten. In der That waren ſie ſeit kurzem faſt ganz vereitelt; die Fäden, an denen ſie gehangen, waren durch die Maasregeln des Erbprinzen abgeſchnitten; es war durchaus unwahrſcheinlich, daß ſie wieder angeknüpft werden ſollten. Die Erhaltung des Freyherrn in dem Cabinete des Fürſten, wo er bisher den Planen des Erbprinzen ſo förderlich geweſen, war, wie die Sachen jetzt ſtanden, entbehrlich geworden; und da ihm jener für die unwillkührlich geleiſteten Dienſte keinen Dank ſchuldig war, die Theilnahme aber an den gegen ihn gerichteten Maasregeln nicht verzeihen konnte, ſo war es nicht zu verwundern, daß er das weitere Aufſteigen des verhaßten Mannes zu hemmen ſuchte. Die Klage der Wittwe kam ſeiner Abſicht zu Statten. Der Fürſt, welcher jede Verletzung der äuſſern Zucht an ſeinem Hofe

haßte, konnte die Klage der Wittwe nicht mit Gleichgültigkeit anhören. Es bedurfte nur weniger Worte, um sie zu einer arglistig verführten und getäuschten Unschuld zu veredeln, die jetzt gegen den Günstling des Fürsten nur in der Gerechtigkeit des Fürsten selbst Hülfe und Schutz fände; und wenn dieß nicht hinreichte, konnten einige Worte von leichtsinniger Behandlung fürstlicher Geschäfte, ja von absichtlichen Mittheilungen von Cabinets-Geheimnissen das Uebrige thun. Dieser Plan, der sich in dem Kopfe des Erbprinzen entwickelt hatte, während Rosamunde zu seinen Füssen lag, fand in der Ausführung um desto weniger Schwierigkeiten, da die letzte Sendung des Freyherrn in dem Gemüthe des Fürsten eine Erkältung gegen seinen Günstling zurückgelassen hatte. Der erste Theil der Entdeckung überraschte, der zweyte erbitterte ihn. Er glaubte sich von dem Manne betrogen, dem er sein Vertrauen so ohne Zurückhaltung geschenkt, den

er

er mit Gnade überhäuft, den er bey mehr als Einer Gelegenheit Jedem andern vorgezogen hatte. Hier kannte er keine Schonung; er sprach von Untersuchung, Prozeß, Festung. Da bat der Prinz grosmüthig vor. Gerichtliche Erörterungen, meynte er, wären dem fürstlichen Ansehn auf jede Weise nachtheilig; rathsamer scheine es ihm, die Gnade vorwalten zu lassen, den Strafbaren auf seine Güter zu verweisen, und ihn, was wohl die Gerechtigkeit fordere, anzuhalten, die gekränkte Ehre der eben so leichtsinnig verführten, als verlassenen Geliebten durch Heirath wieder herzustellen. Der Fürst umarmte seinen Sohn, seine Grosmuth rühmend, willigte in Alles, und überließ dem Prinzen die Ausführung. Dieser sah jetzt seine Wünsche über Erwarten erfüllt. Die Entfernung des Günstlings genügte ihm. Und war nicht die erzwungene Verbindung mit einer Frau, die seine hochfliegenden Plane

zerstört hatte, eine härtere Strafe, als Kerker und Ketten?

Dieses Alles hatte sich zugetragen, während der Freyherr mit rastloser Ungedult der Residenz zueilte, um, wenn er seine Sache, wie er nicht zweifelte, durch einen Gewaltstreich wieder hergestellt hätte, ohne Zeitverlust und mit Sieg gekrönt, nach dem Schloße von Hagen zurück zu kehren. Wie groß war daher seine Bestürzung, als ihn am Thore ein Offizier im Nahmen des Fürsten verhaftete, sich zu ihm in den Wagen setzte, und, als er in dem Hause des Freyherrn angekommen war, ihm eine Wache vor das Zimmer stellte. Bestürzt über diese unbegreiflichen Anstalten, stürmte er mit Fragen in seinen Begleiter, die dieser mit Achselzucken beantwortete, ihn schnell verlassend, um die Vollziehung des fürstlichen Befehles zu melden. Askan saß jetzt und brütete über finstern Gedanken. Eine furchtbare Ungewißheit schwebte über seinem Haupte. Er

begriff ſeine Schuld nicht. Denn daß Roſamunde und ſein Verhältniß mit ihr die Urſache einer ſo harten Behandlung ſey, war ihm nicht denkbar.

Er hatte jetzt, um ſich von dieſer peinlichen Ungewißheit zu befreyn, die Feder ergriffen, um an den Fürſten zu ſchreiben, als der Offizier zurückkehrte, und ihm einen Cabinetsbefehl überbrachte, des Inhaltes, ſich mit der Wittwe, die er durch ſtrafbare Vorſpiegelungen verführt, unverzüglich trauen zu laſſen, und nachdem dieſes in Gegenwart des wachehabenden Offiziers geſchehn, ſich ſogleich, in Begleitung deſſelben Offiziers, auf ſein Gut zu begeben, und dort fernerer höchſter Entſchließung gewärtig zu ſeyn.

Es iſt unnöthig zu ſagen, mit welchem Gefühl der Freyherr dieſe Worte las und wieder las, und wie ihm, er mochte ſinnen, wie er wollte, die Härte des Befehls immer unbegreiflicher ward. Sollte der Fürſt ihn für ſeine Liebeley mit Roſamunden durch

einen Scherz bestrafen und quälen wollen? Gern hätte er es sich überredet; aber es war gar nicht in des Fürsten Art auf diese Weise zu scherzen; und alle Anstalten waren zu ernst. Eine andre Erklärung suchte er umsonst. Indem er nun im Zimmer auf und ablief, und sich immer mehr verwirrte, je mehr er sann, hörte er das Rasseln eines Wagens, der vor seinem Hause hielt, und gleich darauf die Nachricht, daß ein Geistlicher mit einer Dame im Nebenzimmer abgetreten sey und ihn erwarte. Jetzt fand kein Zweifeln mehr Statt. Ausser sich, seiner Sinne beraubt, griff er wieder nach der Feder. — Was wollen Sie thun? fragte der Offizier. — An den Fürsten schreiben; Klage führen über dieses beyspiellose Verfahren; Erklärung fordern; die Ränke meiner Feinde, die List einer Buhlerin enthüllen. — Diese Mühe würde vergebens seyn, antwortete der Offizier mit einem trocknen Tone, der dem Freyherrn mehr als Alles das Ende

seiner Herrschaft verkündigte; ganz vergebens würde diese Mühe seyn. Ich habe den strengsten Befehl, keinen Brief, kein Billet von ihrer Hand aus diesem Zimmer zu lassen, und auf schleunige Erfüllung der allerhöchsten Ordre zu dringen. Es thut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß, wenn sie Schwierigkeiten erheben, ich Befehl habe, Sie auf die Festung zu bringen. — Lieber in Ketten, rief Askan, als in ein schmachvolles Joch. — Die Wahl wird Ihnen nicht einmal frey stehn, erwiederte der Offizier; aber auf jeden Fall werden Sie wohl thun, sich nicht allzu rasch für den Verlust der Freyheit zu entscheiden, der wohl das Vorspiel noch größerer Unannehmlichkeiten seyn dürfte. Man spricht von Untersuchung und Prozeß, von Hochverrath und Veruntreuung wichtiger Geheimnisse; man versichert, daß nur auf die nachdrückliche Verwendung grosmüthiger Gönner die härtern Maasregeln aufgeschoben worden. —

Bey diesen Worten erblaßte der Freyherr. Die Ahndung einer schweren Verrätherey fuhr durch seine Seele, und diese Ahndung stieg nach einigen Augenblicken des Nachdenkens zur Gewisheit. Manches Dunkle wurde ihm klar; manche räthselhafte Erscheinungen lößten sich. Jetzt sah er, daß sein Untergang beschlossen war, daß es ihm, auch wenn es verstattet wäre, doch unmöglich seyn würde, sich zu rechtfertigen. Schweigend, die Arme schlaff herabhängend, die Augen auf den Boden geheftet, stand er unentschlossen da. — Der Offizier nahm das Wort wieder. Die Verbindung mit der Dame, sagte er, die Sie im Nebenzimmer erwartet, ist die unnachlaßliche Bedingung, unter der Sie jenen Unannehmlichkeiten ausweichen können. Nur in diesem Falle, äusserten des Erbprinzen Durchlaucht, würde der Fürst seine Gnade vorwalten lassen. —

Die Erwähnung des Erbprinzen setzte jetzt Alles, was noch zweifelhaft war, in

das vollſte Licht. Mit Schrecken ſah der Unglückliche, wie ſich das Netz, in welchem er gefangen war, immer enger zuſammenzog. Jede Hofnung des Ausgangs verſchwand. Muth und Beſinnung verließ ihn. Und als ſein Wächter die Thür des Nebenzimmers öffnete, und das Licht der Kerzen von dem zum Altar aufgeſchmückten Tiſche herüberſtrahlte, da folgte er dem Führenden ſtumm und bewußtlos nach. Bey ſeinem Eintritte in das Zimmer, erhob ſich der Geiſtliche aus der Ecke, in welcher er geſeſſen hatte, und nahm ſeinen Platz hinter dem Tiſche; ein zweyter Offizier führte Roſamunden von der andern Seite herbey. Zitternd und blaß und ohne die Augen zu erheben, trat ſie vor; aber auch in dieſem Zuſtande nicht ohne Anmuth. Askan warf einen wüthenden Blick auf ſie, und mit dem Fuße ſtampfend, machte er eine Bewegung, als ob er ſich entfernen wollte. Der Offizier aber ergriff ſeine Hand, und indem er ſie

heftig drückte, sah er ihn mit einem Blicke an, der ihm seine ganze vorige Unterhaltung in's Gedächtnis zurück rief. Der Geistliche hatte unterdessen seinen Spruch erhoben; die Trauung war in wenigen Augenblicken vollzogen, und der Freyherr sah sein Schicksal an eine Frau geknüpft, die er verachtete, die er überlistet zu haben meinte, und die ihm jetzt auf die unerwarteteste Weise den Sieg abgewonnen hatte. Nach vollbrachter Trauung sank sie zu den Füssen ihres Gemahls, und flehte mit Strömen von Thränen um die Rückkehr einer Liebe, die er ihr zugeschworen, und die sie durch keine unwürdige Handlung verscherzt habe. — Wüthend, ausser sich stieß er sie zurück, und in sein Zimmer fliehend war er im Begriff dieses zu verschließen, als ihm gemeldet wurde, daß er die Stadt unverzüglich verlassen müsse. Der Wagen hielt an der Thür; höhnend schallten die Hörner der Postillons herauf; der eine Offizier gab Rosamunden den Arm; der

andere führte den Freyherrn hinab, und alle zusammen nahmen in dem Wagen Platz. Die Reise ging nach dem Schlosse des Freyherrn.

Nicht leicht hat wohl ein junges Paar den Traualtar mit so verschiedenartigen Empfindungen verlassen, oder eine Reise unter solchen Umständen gemacht. Askan wüthete gegen sein Schicksal und gegen sich selbst. Er warf sich seinen Leichtsinn, seine Schwachheit, ja sein allzuweiches Gefühl auf das Bitterste vor, und in dem zerstörten, verworrenen Herzen jagten sich Wünsche und Vorsätze der Rache, die Alles umfaßten, was er der Mitwissenschaft an seinem Unglücke schuldig glaubte. Rosamundens Zustand war beklagenswerth. Das Ziel war freylich erreicht, nach dem sie gestrebt hatte, aber auf eine Weise erreicht, die sie aller Freude, ja der Hofnung selbst zu berauben schien. Nicht für sie hatten die Beförderer ihrer Wünsche gearbeitet; sie war ihnen ein Werkzeug

eigener Rache gewesen, und sie hatten dieser Rache eine Ausdehnung gegeben, die die Unglückliche nie hatte ahnden können. Statt das Glück des Mannes zu theilen, den sie liebte, sah sie ihn in dem Augenblicke, wo sie ihn den Ihrigen nennen durfte, von seiner Höhe herabgestürzt, mit Strafen bedroht und aus Gnaden verwiesen; und sie war es selbst, die wider ihre Absicht, alles dieses Unglück veranlaßt hatte. Dieser Gedanke vernichtete sie. Mit Entsetzen sah sie dem Augenblicke entgegen, wo sie von ihren Begleitern verlassen, dem zürnenden, ergrimmten Manne gegen über stehen würde, von dem sie keine Vergebung hoffte, der sie vielleicht niemals geliebt hatte, und jetzt auf das Bitterste hassen mußte. Unter diesen Betrachtungen schwanden ihr öfters die Sinne, und ihr geängstetes Herz fand in Thränen keinen Trost. Niemand sprach. Auch die begleitenden Offiziers schonten den Zustand des neuen Paars, und theilten sein Schweigen.

So verfloß die Nacht, und am folgenden Abend nahten sie dem Schloß. Bey seinem Anblick erblaßte der Freyherr; Rosamunde aber sank ohnmächtig auf ihren Sitz zurück, und wurde ohne Bewußtseyn aus dem Wagen gehoben.

* *

Seit dem Vorfall in Hagen hatte der alte Baron keine Ruhe gehabt. Mit immer steigender Ungedult erwartete er entscheidende Nachrichten aus der Residenz, und diese Ungedult gab ihm einen Schein von Kraft, die in der That aber von Stunde zu Stunde sank. Als nun der Wagen durch den Thorweg rasselte und die Hunde bellten, fuhr er voll freudiger Hofnung auf; denn diese schnelle Rückkehr schien ihm ein sicheres Zeichen des günstigen Erfolgs. Wie groß war nun seine Bestürzung, als er von der Treppe herab zwey Männer in Uniform den Wagen verlassen, dann eine leichenblasse todenähnliche Frau in das Haus tragen sah,

nach welcher sein Sohn, mit verstörtem Gesicht und einem Wahnsinnigen ähnlich, aus dem Wagen sprang, und ohne sich um die Erblaßte zu kümmern, die Stiegen hinaufstürmte. — Sie sehen, rief er aus, als er seinen Vater erblickte, einen zu Grunde Gerichteten, mit Schmach und Schande Bedeckten, einen Verwiesenen, Gemishandelten, auf die schändlichste Weise und durch die schwärzesten Ränke Gestürzten. — Der alte Mann erblaßte, und sich mit Mühe an der Lehne haltend, fragte er: Aber wer ist die Leiche, die man in's Haus trägt? — Eine Buhlerin und meine Frau. — Und diese Herrn in Uniformen? — Die Werkzeuge der Bosheit, die mich in das Elend hinabstößt.

Diese Worte, deren jedes ein Räthsel war, fielen auf den Greis wie eben so viele Donnerschläge. Ohne weitere Erklärung zu fordern, betäubt und sprachlos, wendete er sich nach seinem Zimmer; aber die Füsse versagten ihm den Dienst; zwey Diener trugen

ihn hinein. Askan folgte ihm. Mit ungemäßigter Heftigkeit ging er auf und nieder, verfluchte sein Schicksal, den Hof und diejenigen, die ihn an den Hof gefesselt hätten. Ich hätte hier Glück und Seligkeit finden können, rief er aus, und habe dort Verdammniß gefunden. O Marie! muß ich so für meine Schwachheit büssen.

Diese Scene von Ungestüm, Selbstverklagung und selbstsüchtiger Reue wurde durch die beyden Officiere unterbrochen, die den Freyherrn zu sprechen verlangten. Widerstrebend nahm er sie an. Ehe wir Abschied von Ihnen nehmen, sagte der Eine, bin ich durch meine Instruction beauftragt, mir Ihr Ehrenwort auszubitten, daß Sie Ihrer Gemahlin weder durch Worte noch Thaten und auf keine Weise den Unwillen, den Sie etwa gegen sie gefaßt haben mögen, entgelten lassen wollen. — Wahrhaftig, sagte der Freyherr mit verbissener Wuth, diese Menschen haben an Alles gedacht! War es nicht

genug, mich unter das Joch zu beugen? soll mir auch verboten seyn, unter dem Joche zu stöhnen? Verlangt man nicht auch vielleicht mein Ehrenwort, daß ich die mir Aufgedrungene lieben will? — Der Offizier zuckte lächelnd die Achseln, führte die Bestimmtheit seines Auftrags an, und setzte hinzu, er habe Befehl ihm zu erklären, daß die geringste Klage seiner Gemahlin über schlechte und unwürdige Behandlung von Sr. Fürstl. Durchlaucht im höchsten Unwillen vermerkt werden, und ihn in alle die Unannehmlichkeiten stürzen würde, denen er sich durch seine jetzige Willfährigkeit entzogen hätte.

Der Freyherr gab mit den Zähnen knirschend sein Wort. Ich habe den Auftrag, es schriftlich zu verlangen, sagte der Offizier, und es Ihnen in die Feder zu sagen. — Askan riß den Stuhl herbey und setzte sich. Seine Hand zitterte; seine Augen versagten ihm den Dienst. So schrieb er kaum leserlich, was verlangt wurde. Jedes Wort ver-

wundete sein stolzes Herz. Zwey große Tropfen, von der Wuth erpreßt, fielen auf das beschriebene Blatt und besiegelten die erzwungenen Versprechungen.

Rosamunde war unterdessen wieder zu sich gebracht, und in einem einsamen Zimmer sich selbst überlassen. Niemand bekümmerte sich um sie. Alles im Schloß war verstört. Die Diener liefen hin und her. Erst gegen Morgen wurde es ruhiger. Rosamunde warf sich angekleidet auf ein Bett in der Ecke des Zimmers. Schlaf fand sie nicht, aber Thränen, und in den Thränen einige Erleichterung. Als der Tag angebrochen war, erfuhr sie von einer Magd, die von der Neugierde zu ihr getrieben wurde, daß der alte Herr in der Nacht an einem Schlagflusse verschieden sey.

* *

Der Freyherr saß an dem Bette seines Vaters, die starren Blicke auf den Boden geheftet, und immer rief etwas in seinem

Innern wie „Mörder.“ Umsonst stieß er den grausenden Gedanken zurück; von nah und fern drängten widrige Erinnerungen auf ihn zu; er konnte die Augen verschließen, aber nicht seinen innern Sinn. Dazwischen, und mehr als Alles, quälte ihn die Vorstellung von dem Jubel seiner Feinde und der boshaften Schadenfreude, die er ihnen lieh. Er sah das höhnische Grinzen der Unbedeutenden, die sich vor ihm gebückt und um sein Lächeln gebuhlt hatten; das unersättliche Forschen und Fragen ihrer Neugier, ihr Zischeln und Flüstern; und das ungeheure Bild der immer wachsenden, sich sinnlos verwirrenden und verunstaltenden Lüge drängte sich wie ein drohendes Gespenst immer näher an ihn an. „Ich wußte das wohl, sagte er zu sich selbst, aber sie rissen mich listig in den Strudel hinein; und nachdem ich Einmal von dem süßen Gifte gekostet hatte, trank ich bis zum Rausch. Nun erschien mir auch das Häßliche schön. Ich trat das

Gewürm

Gewürm zu Boden und wähnte mich ſicher — und nun hat es mich doch überwältigt und zehrt mich Gliedweis auf. — O, die herrliche Laufbahn! o, das glänzende Ziel! fuhr er mit Bitterkeit fort, der Freude ſpottend, mit welcher ſein Vater ſeine erſten Schritte am Hofe begrüßt hatte. — Aber was will ich denn? Ich habe ja nun das Paradies, das meine unſchuldigen Träume ſo reizend mahlten! Ich bin ja hier auf dem Lande, fern, fern, fern von den Eitelkeiten und dem wankelmüthigen Glücke des Hofs! Ich kann ja nun hier ſo recht mir ſelbſt leben — mir ſelbſt, und der Liebe!

Bey dieſen Worten ſprang er auf, ſchlug ſich vor die Stirn, und ſtürmte im Zimmer, wie wahnſinnig, auf und ab. Da war es ihm, als er den eignen Schatten hinter und neben ſich ſah, als ob ihn Mariens Schatten verfolge, um, wie an jenem räthſelhaften Abend, ihm ſeinen Meineid vorzuwerfen und ſeine Verdammniß. Dann warf er ſich wieder

in einer Ecke des Zimmers in den Lehnstuhl, bedeckte sein Gesicht mit den Händen, und suchte Trost in der Finsterniß. Umsonst. Immer stand Mariens Bild vor seiner Seele, bald in der Blüthe ihrer Anmuth lächelnd, bald in Thränen und die Hände ringend; dann wieder Geisterartig und Rache fordernd — und jetzt zum erstenmal ängstigte ihn der Gedanke, ob sie noch lebe und in welchem Zustand.

Diese Gedanken, die sich immer quälender entwickelten, und mit den an seine jetzige Erniedrigung verschlangen, gingen endlich in ein schmerzliches Mitleiden mit sich selbst über. Seine Augen wurden feucht; aber sein belastetes Herz wurde nicht erleichtert. Indem er der peinlichen Erinnerung an seine eigene Schuld entfliehen wollte, trat ihm die Verschuldung Anderer entgegen; und wenn er die Greuel der Ferne verhüllte, stieg in der Nähe ein gleich verhaßtes Gespenst vor

ihm auf. Der Jammer wich der Wuth, und die Wuth der Verzweiflung.

Zwischen diesen heillosen Zuständen umhergetrieben, wie ein leckes Fahrzeug im Sturm, welches eine Welle der andern zuwirft, empfing er ein Briefchen von Rosamunden, mit zitternder Hand mit der Bleyfeder geschrieben. Sie bat mit demüthigen Worten um die Erlaubniß vor ihm erscheinen zu dürfen. Sie fürchte, schrieb sie, nicht seinen Zorn, aber seinen Haß könne sie nicht ertragen. Der Tod sey ihr weniger schrecklich, als der Verdacht, der auf ihr laste. Er möchte ihr verstatten sich zu rechtfertigen, und dann — seinen Schmerz zu theilen.

Es möchte schwer seyn, den Zustand zu beschreiben, in welchen der Freyherr durch den Anblick dieser Zeilen gesetzt wurde. Sein Grimm flammte von neuem und heftiger auf gegen die, welche er für die Urheberin seines Unglücks und seiner Erniedrigung betrachten mußte; aber indem seine Lippen bebten, und

eine Antwort ſuchten, fuhr ihm der Gedanke an ſeinen eignen Verrath durch die Seele, und die Erinnerung an die ſchweren Verſchuldungen früherer Zeit drängte ihm nach. So von den verſchiedenſten Empfindungen zugleich beſtürmt, ſtand er ſtumm und ſtarr, mehr einem Bilde, als einem Lebenden gleich. Roſamundens Bitte zu erfüllen — dagegen ſträubte ſich Alles in ihm. Doch gab er Befehl, einige Zimmer für ſie in dem andern Flügel des Schloſſes einzurichten, und für ihre Bedienung und alle ihre Bedürfniſſe zu ſorgen, wie es bey einer Fremden von Stande Gebrauch ſey.

* *

Die Zeit, welche die tiefſten Wunden des Herzens heilt, ſcheint bey Kränkungen der Ehre ihre wohlthätige Kraft zu verliehren. Der Stolz wurzelt in der menſchlichen Bruſt noch tiefer als die Liebe, und ſeine Verletzungen dringen in das Mark des geiſtigen Lebens ein. Mit dem Unglück, das der

Zufall bringt, verſöhnt der Gedanke der Unvermeidlichkeit; das Böſe aber, das von Menſchen kömmt, zerſtört, da ihm der bittre Gedanke der Willkühr anhängt, jede heilſame Kraft. Die Kränkungen des Stolzes aber gehen faſt immer von Menſchen aus.

Mehrere Monate waren vergangen; der Winter war dem Frühling gewichen; aber zu Natikan herrſchte noch immer der düſtre Gram, die herbe Reue und der machtloſe Zorn. Kein tröſtender Zuſpruch ſtörte die feindſelige Wirkſamkeit dieſer finſtern Genoſſen der Schuld, und was der Freyherr durch ſeine rückkehrenden Diener aus der Reſidenz erfuhr, war nicht geeignet, ihm Erheiterung zu geben. Er hatte verſucht dem Fürſten zu ſchreiben. Sein Brief war ohne Antwort zurückgekehrt. Einen zweyten begleitete das ſtrenge Verbot eines wiederholten Verſuchs. So ſah er ſich mit tiefem Ingrimme ſelbſt der Mittel einer Vertheidigung beraubt, während alle Furien der

Verleumdung und Lüge, mit allen Farben der Wahrheit geschmückt, ungestraft gegen ihn toben mochten. Und wie sie tobten, ward ihm durch einige fliegende Blätter kund, die, Wahrheit und Lüge künstlich mischend, aus dem gefallenen Günstlinge ein Ungeheuer von Bosheit, Willkühr, Bestechlichkeit, Grausamkeit und Wollust gemacht hatten. Auch Mariens räthselhaftes Erscheinen und ihr schnelles Verschwinden war darinne nicht vergessen, und aus dem lockern Flocken ein schauderhaftes Gewebe gesponnen worden, das mit der geheimen Ermordung der Unglücklichen endigte. Jedes dieser Blätter fand, man wußte nicht wie, den Weg auf das Schloß.

Ueber dem andern Flügel desselben, welchen Rosamunde bewohnte, brütete der düstere Gram nicht weniger, nur in einer andern Gestalt. Die Unglückliche hatte nicht erlangen können, sich dem Freyherrn zu Füssen zu werfen, und durch ein freyes Bekenntniß

deſſen, was ſie gethan, ihre Schuld zugleich zu mindern und abzubüſſen. Von Natur leichtſinnig, ohne Bösartigkeit, war ſie durch den Umgang mit gleichgeſinnten oder ſelbſtſüchtigen Männern in Verhältniſſe verwickelt worden, die den Schein gegen ſich hatten, und ihrem Rufe ſchadeten. Nicht frey von Schuld — denn auch Gleichgültigkeit gegen den Ruf iſt Schuld — aber unbekümmert den Schein zu vermeiden, der gegen ſie war, ſpottete ſie der Heucheley, die nicht das Bewußtſeyn der Sünde, ſondern ihre Kundmachung ſcheut, und wenn ſie ihre Schuld mit ſiebenfachem Schleyer bedeckt hat, ſich für unſchuldig hält. Auch war ihre Freygeiſterey — die ſich weit mehr in kecken Grundſätzen als in Handlungen kund gab — nur auf das Gebiet der Liebe beſchränkt; auſſer dieſem Gebiet war ſie gewiſſenhaft, worttreu und gutmüthig. Sie liebte den Freyherrn, und hätte ihn recht ehrlich geliebt, wär' er ihr nur mit wahrhafter und

ehrlicher Liebe entgegen gekommen. Aber Liſt der Liſt entgegenzuſetzen, ſchien ihr nicht ſtrafbar; und ſie war ſich bewußt, daß, wenn ſie in dem Wettſtreite obſiegte, die Liebe dann ihr volles Recht behaupten würde.

Aber wie in allen Dingen zwar die Abſicht, nicht aber der Erfolg in der Hand des Menſchen liegt, und vorzüglich die Plane der Liſt ſich ſelten ſo rein entwickeln, wie ſie berechnet ſind, ſo war auch hier der Sieg ſchlimmer als eine Niederlage. Die unglückliche Wendung, welche die Sache genommen hatte, laſtete auf Roſamundens Bruſt, wie ein Verbrechen, und ihr einziges Sehnen war, den Gram des Mannes zu lindern, den ſie den Ihrigen nannte, ohne ihn zu beſitzen, und mit dem ſie zuſammenlebte, ohne ſeines Anblicks gewürdigt zu werden. Alle Verſuche, die ſie gemacht hatte, ſich ihm zu nähern, waren vereitelt, die Briefe, die ſie ihm geſchrieben hatte, waren unerôfnet

zurückgeschickt worden; nur aus der Ferne hatte sie ihn gesehn, wenn er seinen Gram in den benachbarten Wald trug. Sie selbst verließ ihr Zimmer fast nie. Aber jetzt, wo die Zeit ihrer Entbindung nahte, wo nur noch wenige Wochen bis zu dem kritischen Augenblicke übrig waren, und die Furcht vor einem unglücklichen Ausgange sie mit immer größerer Heftigkeit ergriff, da nahm sie eines Tages allen ihren Muth zusammen, und eilte dem Unglücklichen auf seinem Spaziergange nach. Bey einer Wendung des Wegs, die ihren Anblick verbarg, erwartete sie ihn, warf sich vor ihm nieder, umklammerte seine Knie, und beschwor ihn bey seiner und ihrer Seligkeit sie zu hören, ehe sie stürbe. Er hätte sie vielleicht gehört, aber unglücklicher Weise hatte er eben an diesem Tage eines jener Blätter erhalten, von denen wir oben gesprochen haben, das voll der giftigsten Verleumdungen, Rosamunden mit Schmach, und ihren Gemahl mit Hohne bedeckte. So

fand ihr flehende Stimme keinen Weg in sein erbittertes Herz. Mit harten Worten stieß er sie von sich, riß sich los und verfolgte seinen Weg. Da sanken ihre Hände zur Erde; ihre Stirn berührte den Boden; sich zu erheben vermochte sie nicht So fand sie ein Diener des Schlosses, der zufällig dieses Weges kam, einer Todten ähnlich, hob sie auf, und geleitete sie vorsichtig und tröstend nach Hause.

Das schreckliche Mislingen eines Versuches, den sie nicht ohne Hofnung gewagt hatte, und der ungeheure Schmerz, den dieses Mislingen begleitete, führte ihre Entbindung schnell herbey. Der Knabe, dem sie das Leben gab, entführte den schwachen Rest des ihrigen. Wenige Stunden nach der Geburt verlangte sie das Kind, nahm es in ihren Arm, und es an ihre Brust drückend, sagte sie mit leiser Stimme: Gott schenke Dir die Liebe Deines Vaters! und dann nach einer kurzen Pause, den schlum-

mernden Knaben mit ihren Thränen benetzend: O Gott, laß dieses Kind nicht für meine Schuld büßen! — Nachdem sie dieses gesagt hatte, brach ihr das Herz, und sie starb mit dem schlummernden Kind an der entseelten Brust.

* * *

Askan hatte die Nacht schlaflos zugebracht. Die Scene im Walde hatte heftig auf sein Herz eingestürmt. Zorn und Mitleiden kämpften gegen einander. Alles, was er zu vergessen gesucht, drängte sich vor ihn. Nach Anbruch des Tages trat ein Diener mit trüber Miene vor sein Bett. Es war derselbe, der Rosamunden im Walde aufgehoben und nach Hause geleitet hatte. Was gibt's? fragte der Freyherr. Die fremde gnädige Frau, antwortete der Diener, ist diese Nacht eines Kindes genesen, und zwey Stunden darauf verschieden. — Der Freyherr sank stumm auf sein Lager zurück. — Dann nach einem Zwischenraum fragte er

mit milderer Stimme nach dem Kinde. Das Kind lebt, sagte der Diener, und es ist ein gar wackerer Knabe, ob er gleich etwas zu früh gekommen ist. — Er wollte noch etwas hinzusetzen, aber die Thränen erstickten seine Stimme. Der Freyherr frug nicht weiter. Aber den ganzen Tag tönten Rosamundens letzte Bitten, und ihr Jammer, als er sich ihr entrissen hatte, und die Seufzer, die er noch fliehend vernommen hatte, in seinem zerrissenen Innern wieder.

* *

An dem Abend, wo die Abgeschiedene zu Grabe getragen wurde, blieb Niemand im Schlosse zurück. Alle liebten sie um ihrer Freundlichkeit willen, und ihr stiller Jammer ging Jedem an's Herz. Viele Thränen der Begleitenden benetzten ihr Grab. Askan sah von seinem Zimmer den Schein der Fackeln, die auf dem Wege nach dem Kirchhof wankten; sein Aug verdunkelte sich, er schlug an seine Brust, und sagte in seinem Leben

zum erſtenmale: Gott ſey mir Sünder gnädig!

Nach der Beerdigung wurde ihm ein verſiegeltes Paket gebracht, an ihn überſchrieben, das in dem Zimmer der Verſtorbenen gefunden worden war. Er riß es haſtig auf, und was er der Lebenden verſagt hatte, gewährte er der Todten zu ſpät. Ungeduldig durchlief er den Inhalt des Pakets. Es waren Schriften von mehr als einer Hand, Documente und Briefſchaften, vornemlich aber ein langer Brief von Roſamundens Hand, der mit der ſichern Ahndung ihres nahen Todes geſchrieben war. Dieſer Brief, an vielen Stellen von Thränen befeuchtet, erzählte die Geſchichte ihres Lebens, ohne künſtliche Verhüllung des Tadelnswürdigen, einfach und ſchmucklos, mit all der Aufrichtigkeit, welche die Nähe des Grabes gebietet. Es ergab ſich daraus auf das Unwiderſprechlichſte, daß ſie wirklich verheirathet geweſen, und ihren Mann, der ihr aufgedrungen wor-

den, nach einer kurzen Ehe verlohren hatte. In dem Beſitze ihrer Freyheit hatte ſie den Vorſatz gefaßt, keine zweyte Verbindung einzugehn, aber ihre Liebe zu Askan, hatte ſie dieſem Vorſatze untreu gemacht. Daß dieſe Liebe aufrichtig, daß ſie mit dem Wunſche erfüllt geweſen, ihn ſo glücklich zu machen, als ſie vermöchte, daß die Schritte, die ſie gegen ihn gethan, nur die Wirkung ihrer Verzweiflung geweſen, Alles das ging mit überzeugender Kraft aus dieſen Blättern hervor. „Wie hart du mich auch von dir weiſeſt, hieß es unter andern, immer kehrt doch mein Herz ſich nach dir, und ſucht dich auf. Du verbirgſt mir dein Angeſicht, aber du kanuſt es nicht aus meiner Seele tilgen. Es ſteht vor meinen Augen, und wie zornig es auch geſtaltet ſeyn mag, wenn ich recht lange hinein ſehe, mildern ſich die Züge, und die Freundlichkeit voriger Tage kehrt zurück. Das iſt die einzige Freude, die ich in meinem Jammer habe; nur aus dieſem Traume

meiner Sehnſucht geht mir ein Schimmer des Troſtes hervor. Aber ach, der Reſt der Hofnung, die mich noch aufrecht erhielt, geht zu Ende, wie meine Tage zu Ende gehn, und mit jedem Abend, der mich dem Grabe näher führt, wächſt mir die Furcht, daß kein freundliches Wort von deinen Lippen meinen Tod erleichtern, daß ich ohne Verſöhnung von hinnen ſcheiden werde. Wenn du aber deine Blicke auf immer von der Unglücklichen abgewendet haſt, die ein unſeliges Verhängniß zu deinem Verderben gemisbraucht hat, wenn du ihr das, was ſie nicht verſchuldet hat, die Argliſt deiner Feinde, nicht verzeihen kannſt, wenn ich ſterben muß mit dem ungeheuern Schmerze, von dir, dem Geliebten, verachtet und verſtoßen zu ſeyn — o, ſo erbarme dich wenigſtens des Kindes, das ich unter meinem Herzen trage, und das dir meine erſtarrten Hände aus dem Dunkel des Grabes reichen werden.“

Als Askan dieſes las, und noch vieles

andere, was in gleichem Sinne geschrieben war, und auch die Briefe, die er ihr uneröffnet zurückgeschickt hatte, schnitt ihm jedes Wort tief in sein Herz; er schlug heftig an seine Brust, und sagte wiederum: Gott sey mir Sünder gnädig! Dann las er wieder und immer wieder, bis ihm die Augen überströmten, und all der lang genährte Groll sich aus dem zerrissenen Herzen in Strömen von Thränen ergoß.

Die Nacht verging unter diesen Qualen. Diese Qualen waren ihm Trost; ach, der Einzige, den er in seinem zerstörten, zerrissenen Innern fand. Zum erstenmal seit seiner Erniedrigung wurde sein Herz erweicht; zum erstenmal sah er mit Schaudern in den Abgrund seines Verderbnisses hinab. Die trügerischen Nebel der Selbstsucht zerrannen in diesem Augenblick; die Wahrheit warf ihren Schleyer zurück, und schaudernd bekannte er sich zum erstenmale, daß er durch eigne Schuld und für eigne Unthaten büsse.

In dieser trostlosen Stimmung, blaß und starrem Blicks, ging er nach Anbruch des Tages nach dem Zimmer, in welchem Rosamunde verschieden war. Ihr Kind schlummerte in seiner Wiege, und als sich Askan ihm näherte, schlug es die blauen Augen auf, streckte die Arme aus, und schien zu lächeln. „Du sollst nicht, wie deine Mutter, vergebens zu mir flehn, sagte Askan still für sich hin. An dir haftet keine Schuld, es müßte denn die Schuld deines Vaters seyn. Du bist mein.“ — Dann nahm er das Kind auf den Arm und drückte es mit Heftigkeit an seine Brust, und als es zu weinen anfing, dachte er fast zürnend: Gibt denn meine Liebe, auch die unschuldigste, nichts als Schmerz? reichte es dann der Wärterin zurück, und befahl ihr für das Kind wie für ein eignes Sorge zu tragen. Und als die Sonne jetzt über dem Kirchhofe aufging, und er an das geöffnete Fenster trat, sah er von fern ein frisches Grab am Fuße einer

Thränenweide, die ihre zitternden Schatten auf das Grab zu ſtreuen ſchien. Ein Schauder ergriff ihn. Roſamundens Geſtalt ſchwebte über den düſtern Hügel hin, und eine andre, noch ſchöner und blühender, wandelte neben ihr, und beyde ſenkten ſich in das Dunkel des Waldes, der ſich hinter dem Kirchhof erhob. Askan verhüllte ſein Geſicht. Weinend und ſchluchzend ward er auf ſein Zimmer zurückgeführt.

Fünftes Buch.

Mehrere Jahre waren vergangen. Der wilde Schmerz hatte ſich gelegt; aber der finſtre Unmuth, der über dem Herzen des Unglücklichen brütete, wich weder der Zeit, noch den zerſtückelten Beſchäftigungen, die er mehr ſich um die Zeit zu betrügen, als aus Neigung unternahm. Immer ſah man ihn ſtill und verſchloſſen über ſich ſelbſt und ſein Schickſal ſinnen. Auf einſamen Wegen ſchleichend ſchien er ſcheu den Umgang der Menſchen zu fliehn, als ob er beſorgt hätte, daß ſie die Geheimniſſe ſeines Herzens ergründen möchten. Freude gab ihm nur das Gedeihen ſeines Knaben, welcher fröhlich heranwuchs, ſeiner Mutter anmuthiges Ebenbild, und auch dem Vater in Zügen und Haltung

ähnlich. Die Gegenwart dieſes lieblichen Kindes verſcheuchte bisweilen den Gram, der ihn umlagerte; ſeine heitern Spiele und ſein ſüßes Geſchwätz gewannen ihm auch wohl ein Lächeln ab; es war das einzige Weſen, das er um ſich leiden mochte. Aber wenn dieſer Knabe ihm auf dem Schooße ſitzend, mit ſeinen Locken ſpielte, die ihm vor der Zeit grau wurden, dann ihn mit großen Augen anſah und treuherzig fragte: Was haſt du nur gemacht, Vater, daß du ſo böſe ausſiehſt? — oder: Du biſt ein ſeltſamer Vater; wenn ich luſtig bin, weinſt du; ich weine nur, wenn ich was Unrechtes gethan habe! oder auch: Andre Kinder haben doch eine Mutter; warum hab' ich denn keine? Wo haſt du ſie denn hingethan? — Da erſchien er ihm wie das anklagende Gewiſſen; dann vertrieb er ihn auch wohl aus ſeiner Gegenwart, und verſank tiefer und tiefer in den finſterſten Unmuth.

Während dieſer Zeit ſtarb der alte Fürſt

mit Hinterlaſſung vieler Schulden, und der erſte Regierungsact ſeines Nachfolgers war, alle dieſe Schulden, die, ſo hieß es, auf eine unrechtmäßige Weiſe zum Nachtheile des Landes und der fürſtlichen Domänen contrahirt worden, für nichtig und unverbindlich zu erklären. Der Freyherr war einer der bedeutendſten unter den Gläubigern des verſtorbenen Fürſten, dem ſein Vater im Vertrauen auf ſein Wort und um die Verhältniſſe ſeines Sohnes zu fördern, große Summen geliehen hatte. So lange der Fürſt lebte, waren die Zinſen dieſer Capitalien pünktlich ausgezahlt worden; jetzt verſiegte dieſe Quelle, und da alle Verſuche einer Milderung des willkührlichen Beſchluſſes fehlſchlugen, ja der neue Fürſt dem Freyherrn vorzüglich jede Vergünſtigung abſchnitt, ſo ſah ſich dieſer gar bald auſſer Stand ſein altes Stammgut zu behaupten, deſſen Ertrag durch die darauf haftenden Schulden verzehrt wurde. Mit großem Widerwillen, aber durch die unab-

weisliche Noth gezwungen, entschloß er sich zum Verkauf. Wenige Käufer meldeten sich, und von denen, welche zuerst die meiste Neigung gezeigt hatten, traten bald mehrere zurück. Man konnte wahrnehmen, daß sie das Ansehn eines Mitbewerbers fürchteten, der, ohne genannt zu seyn, den Handel nach langen Quälereyen durch einen schlauen Bevollmächtigten auf die vortheilhaftesten Bedingungen abschloß. Beym Abschlusse zeigte es sich, daß der ungenannte Käufer jener Major war, in welchem der Freyherr zu spät seinen bösen Dämon erkannte, und der jetzt zu höhern Würden erhoben, auf den Willen des neuen Fürsten eine fast unumschränkte Gewalt übte.

* *

Das Geschäft war geendigt, die Kaufsumme ausgezahlt, alle Gläubiger befriedigt. Mit zerrissenem Herzen verließ der Freyherr mit dem Reste seiner Habe, seinen Edmund an der Hand, an einem trüben Morgen das

Haus, in welchem ihm die frohsten und schrecklichsten Zeiten seines Lebens verflossen waren. Kein Diener begleitete ihn. Wohin er sich wenden sollte, darüber stand sein Entschluß noch nicht fest. Die Welt stand ihm offen; aber was er in ihr suchte, war ein stiller Winkel, wo er — wär' es möglich — den Erinnerungen der Vergangenheit entfliehn, und das theure Kind, das er allein aus dem Schiffbruche seines Glückes gerettet hatte, gegen die Gefahren schützen möchte, in denen er selbst sein Gut und seine Ruhe verlohren hatte.

Nach dem südlichen Deutschland wendete er sich. Die ersten Tage der Reise gingen glücklich von Statten. Der Wechsel der Gegenstände, die günstige Witterung, die blühende Jahrszeit, die Ermüdung selbst verfehlte ihre Wirkung nicht. Auch die lebendige frohe Theilnahme des Knaben an Allem, was sich ihm darbot, wirkte wohlthätig auf das Gemüth des Vaters zurück. Der Mensch

ist noch nicht ganz verarmt, dem ein Wesen übrig geblieben ist, das er von Herzen und ohne Eigennutz liebt.

Am sechsten oder achten Tage kehrte der Freyherr in dem Wirthshause eines kleinen Ortes ein, wo Fremde nur selten zu übernachten pflegten. Während man hier ein Zimmer für ihn ausräumte, und die Betten aufschlug, bat man ihn in die Wohnstube der Familie einzutreten. Ein schwaches Licht erleuchtete den weitläuftigen Raum, in dessen finsterster Ecke ein altes Mütterchen im Lehnstuhl saß. Der Freyherr setzte sich an den Tisch, der Lampe gegenüber; Edmund überließ sich dem Schlummer auf der Bank. Als nun die Alte die Stimme des Freyherrn hörte, der das müde Kind umsonst zu ermuntern suchte, erhob sie sich von ihrem Sitze, trat dem Tische näher, und sah, indem sie in der Lampe störte, den Fremden starr in's Gesicht. Er bemerkte es nicht. Dann griff sie nach dem Fremden-Buche,

das auf dem Gesims über der Thür lag, schlug es auf, und schob es, ohne ein Wort zu sagen, nebst Feder und Tinte, dem Fremden zu. Und wie er seinen Nahmen eingeschrieben, und das Buch wieder zurückgeschoben hatte, setzte sie die Brille auf, las, und rief die Hände zusammenklappend aus: Also doch? Wer hätte das denken sollen?

Der Freyherr, der, die Hand vor den Augen, das Haupt auf den Arm gestützt hatte, schaute bey diesem Ausruf in die Höhe, und sagte: Was gibt es hier zu verwundern?

Mein Gott, erwiederte die Alte, indem sie die Brille wieder abnahm, soll sich ein Mensch nicht wundern, wenn er nach so manchen Jahren einen alten Bekannten zufällig wieder sieht, und ihn so verändert findet? Kennen Sie mich denn nicht mehr? Ich bin freylich auch älter geworden, und die Jahre behaupten ihr Recht; aber Sie,

Herr Baron, verzeihen Sie es mir, sind kaum noch zu kennen.

Der Freyherr errieth jetzt, daß diese Frau die ihm sein frühes Alter vorrückte, niemand anders sey als die Wittwe, in deren Hause er Marien geborgen, und die späterhin die Sache jener Unglücklichen so eifrig und so fruchtlos betrieben hatte. Er schrak bey dieser Entdeckung zusammen. Eben so hatte sie an jenem Abend vor ihm gestanden, als sie ihn durch ihre einfache Erzählung zu herzhaften Entschließungen angefeuert hatte — Entschließungen, die leider nur allzu schnell hartherziger Verstocktheit gewichen waren; eben so hatte damals ihr unerwartetes Erscheinen das Andenken seiner Schuld aufgeweckt, und den Schleyer aufgezogen, den die Zeit darüber gebreitet hatte. — Ohne den Blick zu erheben, sagte er: Ich kenne dich wohl; aber wie kömmst du hierher und was ist aus Marien geworden?

Auf die erste dieser Fragen, erwiederte

die Alte, kann ich kurz antworten. Durch mancherley Umstände kam die Universität in Abnahme. Die Anzahl der Studenten verminderte sich, und da ich aus meinem Hause wenig nahm, und die Aussichten immer ungünstiger wurden, verkaufte ich es, und wendete mich hierher zu meinem verwittweten Bruder, um ihm in der Wirthschaft beyzustehn. — Aber wie soll ich Ihre zweyte Frage beantworten? Könnt' ich sie doch wohl eher an Sie thun, da Marie fast unter Ihren Augen gestorben ist? — Unter meinen Augen sagst du? Ich verstehe dich nicht. — Die Alte sah den Freyherrn bedenklich an, und nachdem sie einen Stuhl herbeygerückt, und ihm gegen über Platz genommen hatte, sagte sie: Wenn ein Mensch sich bey Allem, was er thut, sogleich vorstellen könnte, was er künftig einmal davon denken wird, und wie ihn Etwas, das er nur so leicht hin thut oder spricht, noch in später Zeit schwer auf dem Herzen lasten kann, wie Vieles würde

dann ungethan und ungesagt bleiben! Und dann würde Vieles besser in der Welt gehn. Mein Gedächtniß ist mir leider getreuer, als Ihnen das Ihrige scheint; und wenn ich nicht schlafen kann, wie in meinem Alter oft geschieht, da steht Alles, was ich verschuldet, das Kleinste wie das Größte vor mir, und ich weine meine alten Augen roth, wenn ich mir alles das Elend vorstelle, das ich, ohne es zu wollen, mit verursacht habe. Sie mögen leicht glücklicher seyn, als ich, da Sie das Meiste, wie es scheint, vergessen haben. Gleichwohl, wenn ich Sie ansehe, kömmt es mir doch vor, als ob der Gram an Ihnen zehre, ob wegen des unschuldigen Kindes, das wir in's Grab gestürzt haben, oder aus andern Ursachen, werden Sie selbst am Besten wissen. —

Jedes dieser Worte schlug wie eine Drohung des ewigen Richters an das Herz des Freyherrn, und riß die Narbe von den alten Wunden auf, und Schmerz und

Schrecken, Entsetzen und Mitleid kämpften in seiner Brust. Er hätte schelten mögen, aber kein hartes Wort fand den Weg über seine zitternden Lippen, und er mußte, wider Willen, nach dem forschen, was er zu hören fürchtete. — Du irrst, sagte er, nachdem er sich mit Gewalt zusammengenommen hatte, wenn du glaubst, ich hätte das Alles vergessen, oder stellte mich so. Ich kenne meine Schuld, aber ich kenne vielleicht den Umfang des Uebels nicht, das ich veranlaßt habe. Sage mir also, was du weißt, damit ich es auch zu der andern Rechnung schreibe, und Alles auf Einmal zu tilgen suche. Ich bitte dich nicht, mich zu schonen; aber setze auch nicht aus Mitleiden mit einer Unglücklichen, der dieses Mitleiden nichts mehr hilft, schwärzere Farben auf, als die Wahrheit verträgt. Sage Alles, was geschehn ist, und wie; aber auch nichts weiter als dieß.

Was bedarf es, erwiederte die Alte, was bedarf es der Zusätze bey einer Leidensge-

schichte, die schon an sich jammervoll genug ist? Aber dieser Ort hier ist nicht bequem zu einer Erzählung, die niemand sonst zu hören braucht. Ihr Zimmer ist eingerichtet. Lassen Sie uns das schöne Kind hier zu Bett bringen; dann will ich Ihnen erzählen, was Sie zu wissen verlangen, ob ich mich gleich scheue, diese schmerzlichen Erinnerungen in mir aufzufrischen.

Nachdem nun der Freyherr in seinem Zimmer Platz genommen, setzte sich die Alte ihm gegenüber, und erzählte ausführlich, was sich seit jenem Abend zugetragen hatte, wo es ihr gelungen war, das Herz des Freyherrn zu rühren. Sie beschrieb, wie sie ihn mit frohen Hofnungen verlassen, wie sie Gott für ihren Muth gedankt, und den folgenden Morgen mit Ungedult erwartet habe. Dann den Besuch des Majors, die Drohungen, die er angewendet, die gewaltsame Hast, mit der er sie fortgescheucht hatte, und wie sie den ganzen Weg über geweint und gejammert

habe,

habe, ſich die Feigheit vorwerfend, mit der ſie jenen Drohungen gewichen wäre. „Ich wollte immer wieder zurück, ſetzte ſie hinzu, um Sie noch einmal aufzuſuchen; denn Ihnen vertraute ich noch; aber der Herr in Uniform hatte an Alles gedacht, und mir eine Wache mitgegeben, die mich nicht aus den Augen ließ.“ Sie erzählte dann weiter, in welchem Zuſtande ſie die unglückliche Marie angetroffen; wie ihr Bewußtſeyn ſie verlaſſen, und wie ſie von Schreckbildern umringt, ſich mit dem Vorwurfe von Verbrechen gequält habe, die ſie nicht begangen hatte; auch wie ſich allmählig der Wahnſinn in eine tiefe, ſtille Schwermuth umgewandelt habe. Der Freyherr erfuhr jetzt mit Gewisheit, was ihm die Verſicherungen des Majors auszureden geſucht hatten, daß die räthſelhafte Geſtalt, die ihn einſt auf der Bühne geſchreckt, Marie geweſen, die auf eine unbegreifliche Weiſe den langen Weg ohne zu irren zurückgelegt habe. Von dem Tode der

Unglücklichen wußte die Alte nur wenig; nur soviel, daß sie mit vollem Bewußtseyn, mit tiefer Reue über ihre Schuld, und mit Gebeten für das Wohl des Mannes gestorben sey, den sie allein geliebt und der sie verlassen hatte.

Nachdem so die Alte ihre Erzählung geendigt hatte, trocknete sie die Thränen, die schon längst über ihre Wangen strömten. Der Freyherr schluchzte, mit abgewendetem Gesichte am Fenster stehend. Das Kind in seinem Bette wurde unruhig, und rief ängstlich nach dem Vater, doch ohne erwacht zu seyn. — „Welch' ein Engel, sagte die Alte, indem sie sich darüber bückte, und mit Wohlgefallen des Kindes blühende Wangen und goldne Locken betrachtete. Welch' ein Engel! sagte sie noch einmal, und doch war Mariens Kind nicht weniger schön.

Und was ist aus diesem Kinde geworden? fragte Adlan mit gebrochener Stimme.

Das Kind wurde auf das Land in Pflege

gegeben, antwortete die Alte, und wurde mit jedem Jahre seiner Mutter ähnlicher. Wer es sah, blieb stehn, und konnte sich nicht satt sehn an seiner anmuthigen Bildung, und den langen blonden Locken, die ihm um Stirn und Nacken spielten. Da geschah es nun eines Tages, daß eine Edelfrau durch das Dorf kam, und während etwas an ihrem Wagen ausgebessert wird, und sie auf der Bank vor der Schmiede sitzt, das holde Kind ihr in den Weg läuft. Sie ruft es zu sich, nimmt es auf den Schoos, herzt und küßt es, und da ihr die Kleine auch schmeichelt, und sich an ihr wie an einer Mutter zu freuen scheint, will sie es gar nicht wieder von sich lassen. Auf ihr Befragen erfährt sie, daß die Mutter im Irrenhause gestorben, der Vater aber nichts nach dem Kinde fragt, so daß es die Pflegeltern nur aus Menschenliebe und gleichsam um Gotteswillen erziehn. Da findet sie sich schnell mit diesen ab, und nimmt das Kind

mit solcher Freude in den Wagen, als ob sie einen großen Schatz, oder einen wirklichen Engel gefunden hätte. Seitdem hat man nun nichts eigentlich von ihm gehört; nur so viel weiß man, daß die Dame aus der Schweiz war. Da wird denn das Kind wohl auch seyn, wenn es Gott anders erhalten hat.

Bey diesen Worten flog ein schnelles Roth über das Gesicht des Freyherrn. Er sah in dieser Erzählung einen Wink des Himmels, wohin er sich zu wenden habe; die Hofnung, das Kind dort zu finden, und an ihm gut zu machen, was er an der Mutter verschuldet hatte, ging in seiner umdüsterten Seele auf. Er frug nach dem Nahmen des Kindes, und hörte, daß es den seiner Mutter führe. — „Deine Erzählung, sagte er jetzt mit etwas größerer Fassung, hat tief in mein Herz eingeschnitten. Das Schicksal hat die Unglückliche gerächt; ich habe hart für meine Schuld gebüßt und büße noch. Aber

was du mir von dem Kinde sagst, läßt mich einen Schimmer von Hofnung sehn. Mein Weg geht nach dem Lande, in das es entführt worden ist. Vielleicht gelingt es mir es dort aufzufinden und ihm einen Vater zu geben. — Dann setzte er mit einiger Heiterkeit hinzu: Gewiß, diese Hofnung wird nicht getäuscht werden. Ich werde Marien in ihrer Tochter wieder sehen, und mein Alter wird sich vielleicht durch sie noch eines heitern Sonnenblickes erfreuen.

„Möchte doch Gott Ihnen diese Freude geben, sagte die Alte, nachdem seine Hand, wie ich sehe, so schwer auf Ihnen gelegen hat. Es hat ja Alles in der Welt sein Ziel; aber freylich nimmt das Gute immer schneller ein Ende als das Böse. Das Beste ist immer, was ein Mensch hofft; denn nicht der tausendeste Theil von dem geht in Erfüllung, was er hofft, und für Einen frohen Tag hat er wohl Monate und Jahre, wo es ihm übel geht.“ — Dann setzte sie noch manches

hinzu von Mariens hartem Loos, und wie sie gebüßt habe für die wenigen Tage, die ihr ein Himmel auf Erden gewesen. Selbst Erleichterung in ihren Thränen findend, schonte sie das Gefühl des Freyherrn nicht, der nicht den Muth hatte ihre Rede zu hemmen. Erst nach Mitternacht nahm sie Abschied von ihm. Er suchte die Ruhe; aber als der Tag anbrach, und die knallende Peitsche des Kutschers ihn zur Fortsetzung der Reise rief, hatte der Schlaf seine Augen noch nicht geschlossen.

* *

Adan setzte jetzt seine Reise mit grösserer Eile fort. Er durchzog die Schweiz nach allen Richtungen, forschte und fragte bald mündlich, bald durch die Zeitungen. Umsonst. Keine Spur des verlohrnen Kindes zeigte sich.

Allmählig sank die Hofnung, die so lebendig in ihm gewesen war, und alles Weiterforschen wurde ihm verleidet, da er mit Menschen zusammentraf, die ihn in glück-

lichern Tagen gekannt hatten. Die Wenigſten erkannten ihn; aber ihre Blicke, ihre Vermuthungen, ihr Flüſtern — Alles das war ihm entſetzlich. Hofnungslos und niedergeſchlagner als je ſetzte er jetzt ſeinem Forſchen ein Ziel. Ein kleines Haus hatte er auf ſeinen Wanderungen bemerkt, gerade räumig genug ihn mit ſeinem Edmund und einer bejahrten Magd aufzunehmen. Dieſes bezog er jetzt. Ein Vertriebener hatte das Haus erbaut, mit ſinniger Wahl des Platzes, der einem verwundeten Herzen zuſprach, einſam und ſchauerlich, und doch nicht ohne Anmuth war. Seit einigen Jahren ſtand es leer. Der gut angelegte Garten war verwildert; das üppige Gebüſch bedeckte die Gänge; eine Waſſerleitung war verfallen, und hatte den niedern Theil des Gartens eingeſumpft. Hier bot ſich Arbeit dar. Und Askan fühlte das Bedürfniß der Arbeit, um ſeinem Unmuth zu begegnen.

* *

Mehrere Jahre vergingen in dieſer Einſamkeit in tiefer Stille. Kein Fremder zog dieſes Wegs, und mit den Einwohnern des benachbarten Dorfes war der Verkehr auf das Bedürfniß beſchränkt. Edmund wuchs fröhlich heran. Der Welt faſt fremd hatte er ſich in der Natur eingebürgert. Mit ganzer Seele hing er an ihren Erſcheinungen, und oft, wenn er mit kindlicher Liebe, aufmerkſam und unverdroſſen, ihren Geheimniſſen nachgeſpürt hatte, ſaß er und ſann über die unerforſchlichen Wunder, die ſich in jedem ihrer Werke zeigen. Oft ſah man ihn die Felſen erklimmen, um die Kräuter zu ſammeln, die dort die üppige Kraft der Natur aus jedem Spalte hervorlockt; oder in dichtem Gebüſch verſteckt, die Geſchäfte der Thiere belauern. Unermüdet ſammelte er, was ſich ihm darbot. Ein Theil der Pflanzen wurde dem Kräuterbuche anvertraut, die ſchönern in den Garten verpflanzt. Ein Zimmer ſelbſt hatte er zum Garten umge

ſchaffen, wo auch im Winter die Blumen nicht fehlten, unter denen ſich kleine Vögel jagten, und Neſter bauten. Vergnügt bey ſeinem harmloſen Geſchäft, aber ſtill und ernſt, glich er jenen wunderbaren Werken alter Kunſt, deren hohe und ernſte Geſtaltung die ungetrübte Heiterkeit eines tiefen Gemüthes verkündigt. Wer ihn kannte, der liebte ihn. Oft wenn er mit der Flinte im Arm durch die Dörfer kam, blieben die Frauen in den Thüren ſtehn, und freuten ſich, wenn er ſie mild und freundlich begrüßte; die Männer aber, mit denen er zuſammengetroffen, rühmten ſeinen Verſtand, ſeine Lehrbegierigkeit und ſeine Gewandheit in jedem Geſchäft. In der ganzen Umgegend war er unter dem Nahmen des ſchönen Jägers bekannt.

So hatte Edmund das achtzehnte Jahr erreicht, und noch kannte er nichts von der Welt als das väterliche Haus, und die benachbarten Berge. Dieſe Beſchränkung hatte

ihm bis jetzt genügt; er hatte nicht daran gedacht, daß es anders seyn könnte. Sein kindlicher Sinn fand auch die nächste Nähe so reich; und selbst die Schwermuth des Vaters, an dem er mit ganzer Seele hing, bannte seine Gedanken in den engen Bezirk, in welchem er, an der Seite seines Vaters und ungetrennt von ihm, erwachsen war. Jetzt wurd' es anders mit ihm. Es erhob sich in der Tiefe seines Herzens eine unruhige Sehnsucht nach Etwas, das er nicht kannte; ein Verlangen, dessen Befriedigung ihm die Nähe nicht gab; ein unbestimmter Wunsch, den die Ferne vielleicht erfüllen konnte. Städte und Menschen wünschte er zu sehn, und wie sich die Welt jenseits der Berge gestalte, die seine Heimath umgaben, und die Wunder der Natur, von denen er gelesen hatte. Längst hatte der Freyherr das Erwachen dieses Wunsches mit Unruhe erwartet; er hätte es gern aufgehalten; aber er wußte, daß die Weigerung dem Verlangen

nur neue Stärke geben würde. Den Sohn allein von seiner Seite zu lassen, vermochte er nicht über sich. Noch lag der Winter auf der Erde, und nährte in seinen Umhüllungen, wie die Saat, so der Menschen Reiselust. Wenn der Frühling käme, versprach der Freyherr dem Sohne, ihn über die Berge zu führen. Täglich war die Rede davon; der Plan der Reise wurde ausgebildet, die Orte bestimmt, die Vortheile, welche jeder darbot, erwogen, und so die Freude der Reise zum voraus gekostet. Dem Freyherrn gab der Gedanke Erheiterung. Edmund hingegen, dem seine Einbildungskraft jenseits der Berge nur Zaubergärten aufgebaut, und sie mit aller Farbenpracht der Natur und Kunst ausgeschmückt hatte, sah durch das, was seinen Vater erheiterte, durch das Nahrücken des zu Erwartenden, seine Schöpfungen erblassen, und die Herrlichkeit seiner Paradiese zusammenschwinden. Daher minderte sich seine Sehnsucht nach jedem solchen

Gespräche, und es kam ihm vor, als ob das, wornach ihm verlangte, etwas ganz Anders sey, als der Reichthum der Städte, die Fülle der Wissenschaft und das Getümmel der Menschen.

Der Winter ging zu Ende; aber als sich der Frühling in den Thälern aufrichtete, und die Menschen aus ihren Hütten trieb, sanken Askans Kräfte ungewöhnlich nieder. Ein schleichendes Fieber zehrte an seinem Mark. Der Schlaf floh ihn bey Nacht; der Schlummer am Tage erquickte ihn nicht. Doch schien das Uebel nicht von Bedeutung zu seyn; und so wurde der Plan der Reise nicht aufgegeben, sondern nur von einer Woche auf die andere aufgeschoben.

* * *

An einem dieser Tage, als Edmund die Spur eines Wildes verfolgte, ward er über den schroffen Bergrücken, von Höhe zu Höhe in eine Gegend geführt, die er nie vorher betreten hatte. Ein See breitete sich in der

Tiefe vor ihm aus, auf allen Seiten durch eine Mauer schroffer Felsen umgeben, die sich aber an vielen Stellen öffnete, um anmuthige Thäler zu schirmen, die mit üppigem Grün belegt, die tiefen Schluchten weit hinein schmückten. Mit wunderbarer Frische rankte sich hier die lebendige Natur an den todten Massen empor. Blühende Sträuche stiegen über einander, grünen Wogen gleich, die sich an steilen Ufern thürmen; und zwischen ihnen stürzte hier und da der schäumende Krystall der Bäche an den glatten Felsenwänden von Stufe zu Stufe mit immer verstärkter Hast hinab, um die Blumen der Wiese zu tränken, und dann, schäumend noch und murmelnd, auf langem Umwege, besänftigt endlich und still, die Fluth des Sees zu mehren. Ueberrascht und entzückt sah Edmund lang in diesen Zaubergarten, der sich so unverhofft seinen Blicken enthüllt hatte, und je länger er darinne umherschaute, ihm immer reicher und herrlicher erschien. Lang-

sam stieg er hinab, und da er die Spur seines Wildes verlohren hatte, ruhte er auf einer Klippe aus, die weit in das Wasser hinausragend, ihm einen weichen Teppich üppigen Mooses bot. Mit stiller Sehnsucht schaute er hier in das tiefe Azur des dunkeln Wasserspiegels, der unbeweglich im Schutze des Ueberhangs ruhte, während seine Wellen in der Ferne kraus und blaulich die Ufer küßten, und die reiche Landschaft, die aus der Tiefe heraufstrahlte, anmuthig verwirrten. Leise tönte das Flüstern der Wellen von Jenseits herüber, mit dem Brüllen der Rinder untermischt, die in dem hohen Grase der Thäler weideten, und dem Blöken der Lämmer, die ihre Mütter umhüpften, während an schroffen Klippen hängend dreiste Ziegen an den Tamarisken rissen, die in den Spalten Wurzel geschlagen hatten. In einem dieser Thäler zur Rechten zog ein reinliches Haus Edmunds Blicke auf sich, das aus blühenden Bäumen wie aus einem Blumenstrauße

hervorschimmerte, und so wie es da lag, alle Bilder einer heitern arcadischen Abgeschiedenheit aufweckte. Ein buntfarbiges Gelender schied es von der Wiese, auf der es lag, und hinter diesem breitete sich ein geräumiger Hof aus, den wiederum ein buntes Staketenwerk, und hohe Nußbäume dahinter von einem Garten trennte, der das Haus auf beyden Seiten weit überflügelte. Auf diesem Hofe, in dem Schatten der Bäume, bemerkte sein scharfes Aug einen Greis, der an einem Netze strickte, und ein Mädchen, das abwechselnd kam und verschwand, und bald um den arbeitsamen Greis, bald im Garten geschäftig war. Gern folgen wir der Richtung seiner Blicke, und erfreuen uns mit ihm an der edeln Gestalt, die in muntrer Bewegung, mehr schwebend als gehend, jetzt die Blumen begießt, jetzt die flatternden Zweige der Gebüsche aufbindet, jetzt einen Tisch herbeybringt, und dem Greise, den wir für ihren Vater halten, sein Abendbrod

darauf im Freyen bereitet. Er scheint sie an etwas zu erinnern, indem er seine Hand auf die ihrige legt; sie kehrt in das Haus zurück, und kömmt gleich darauf mit dem Weinkruge wieder, der noch zu der Mahlzeit gemangelt hatte. Jetzt setzt sie sich dem Alten gegenüber, ihre Hände zum Gebet faltend; und indem sie darauf den netten Schwefelhut abnimmt, welcher nach Landesart auf ihrem zierlichen Haupte schwebte, fällt ihr blondes Haar, in zwey starke Zöpfe geflochten, bis zur Erde herab. Nun zieht sie die weiten bauschigen Ermel zurück, legt dem alten Vater vor, und schiebt ihm den geöffneten Weinkrug zu, aus dem sie selbst zuerst genippt hat. Gern möchten wir auch ihre Reden hören; denn daß sie freundlich und scherzend sind, deuten die Mienen des Greises und die Bewegungen beyder an. Nach vollendeter Mahlzeit erhebt sich der Vater von seinem Sitz, legt seine Hand auf den Arm des Mädchens, und beyde verschwinden

durch

durch die Thür. Lange noch bleiben Edmunds Blicke auf die Stelle geheftet, wo sie verschwunden waren. Nur die sinkende Dämmerung treibt ihn von seinem Lager weg, und mühsam den Rückweg beym Sternenlicht wiederfindend, kehrt er spät und in Gedanken versunken, zu dem harrenden Vater zurück.

Wir aber müssen noch einmal zu dem friedlichen Hause am See umkehren, um seine Bewohner näher kennen zu lernen. Mit bangem Gefühl nahen wir ihm. Denn auch dieses friedliche Haus ist in die Geschichte verschlungen, die wir zu erzählen unternommen haben, und wir fürchten, daß die Wolken, die über Askans Haupte schweben, sich auch in jenes stille Thal und über seine frommen Bewohner verbreiten mögen.

Doch wir müssen zuerst in frühere Zeiten zurückkehren.

Jene Dame, die, wie wir oben erzählt

haben, Mariens Tochter — sie hatte den Nahmen ihrer Mutter als einziges Erbtheil erhalten — auf der Reise zu sich genommen, war kaum in ihre Heimath zurückgekommen, als sie plötzlich starb, ohne ihre Angelegenheiten geordnet, oder für das Kind, das ihr mit jedem Tage lieber wurde, Sorge getragen zu haben. Gierige Verwandte bemächtigten sich ihres Nachlasses; das ansehnliche Erbe wurde unter hartem Streit mehr zerrissen als getheilt; die alten Diener ohne Belohnung fortgeschickt. An das verlassene Kind dachte keiner von ihnen.

Nur der Hausverwalter der Verstorbenen, der ihr lange Jahre redlich gedient hatte, jetzt aber auch, wie die andern Diener, ohne Dank aus dem Hause getrieben wurde, erbarmte sich der hülflosen Waise, und führte sie seiner Frau als ein zweytes Kind zu. „Wer soll für den armen Wurm sorgen, sagte er, wenn wir es nicht thun? Sollen wir sie auch auf die Straße stoßen, um ihr

Brod vor den Thüren zu betteln, und, wenn sie erwächst, einst mit der Gestalt, die ihr Gott gegeben, der Schande anheim zu fallen? Da sey Gott vor!"

Die Frau dachte wie er. Freundlich zog sie das Kind zu sich und fragte es: Soll ich deine Mutter seyn? — Da sah das Kind sie mit großen blauen Augen an, streckte beyde Arme nach der Uebergebeugten aus, faßte sie um den Nacken, und weinte bitterlich. — Sie wußte nur von Einer Mutter, und diese hatten sie eben in das Grab gelegt. An diese dachte sie jetzt. Dann rief sie schluchzend: Ja, ja, du sollst meine liebe Mutter seyn.

Von diesem Tage an wurde die kleine Marie in dem Hause wie ein leibliches Kind geachtet, und da der Verwalter jetzt in eine neue Nachbarschaft zog, wußten die Leute nicht anders, als Marie sey das Kind des Verwalters. Und so wurde es auch von Allen nach dem Nahmen des Pflegvaters

genannt. Da war es denn wohl natürlich, daß das Nachforschen des Freyherrn nach Maria Werl vergeblich war.

Diese aber wuchs unter der Obhut ihrer frommen Pflegeltern herrlich heran, so daß sie ihrer armen Mutter täglich an Gestalt, Gang und Wesen ähnlicher wurde. Wer jene gekannt hätte, hätte auch die Tochter nicht verkennen können. Nicht minder ward sie ihr gleich an Gemüth. Früh und spät schaffte sie für die Wünsche der Eltern; aber in allen ihrem Thun war eine Besonnenheit und Stille, daß man sie gar nicht für so emsig gehalten hätte, hätte es nicht der Erfolg gezeigt. Darum war jenen auch das angenommene Kind nicht weniger werth als der eigene Sohn; und als dieser in die Fremde gegangen war, um sich im Handel zu versuchen, konnten sie gar nicht müde werden, die Güte der Vorsehung zu preisen, die ihnen dieses Kind, zum Trost ihres einsamen Alters zugeführt habe. Wir wären

ja ganz verlaſſen, ſagte die kränkelnde Mutter oft zu ihrem bejahrten Mann. Und wer ſollte das Hausweſen führen, wenn ich tod bin? Jetzt kann ich ruhig ſterben; denn ich hinterlaſſe dir eine Pflegerin, bey der du keiner Sache ermangeln wirſt.

Die alte Mutter ſtarb. Marie hatte jetzt das ſechzehnte Jahr erreicht, und pflegte den Vater mit kindlicher Treue. Da kam der wackre Sohn aus der Fremde, und ſah Marien, die er als Kind verlaſſen, in blühender Schönheit. Mit Wohlgefallen beachtete er ihr ſtilles Thun, ihr kindliches treues Gemüth, ihren frommen und rechtſchaffenen Sinn, ihren hellen Verſtand und ihre ungetrübte Heiterkeit. „Bewahret mir dieſes liebe und gute Kind, ſagte er zu ſeinem Vater, als ihn die Geſchäfte des Handels wieder von dannen riefen, und gebt ſie mir zum Weibe, wenn ich zurückkehre. Solch' ein Weib muß der Segen eines Hauſes ſeyn.“ — Dieſe Rede freute den alten Mann, und er

stimmte ein in des Sohnes Wunsch, und da er einmal anfing Marien zu rühmen, konnte er der Rede kein Ende finden. Von dem, was man liebt, hört man gern Gutes; und so trennten sich nach diesem Gespräch Vater und Sohn mit noch innigerer Liebe als sonst. Nach des Sohnes Abreise vertraute der Greis Marien — wie hätt' er ihr etwas verschweigen können? — den Wunsch seines Günther. — Da erröthete das Mädchen, und sagte: Wenn Ihr es gern wollt, und es der Wille des Himmels ist, in Gottes Nahmen.

Von dieser Zeit an war es ihr, als müßte sie den Greis noch mehr ehren und lieben; aber es war nicht möglich, ihrer Ehrfurcht und Liebe etwas hinzuzufügen. Des wackern Kaufmanns ward auch oft und mit Dankbarkeit gedacht. Denn er hatte dem Vater das Haus erworben, in welchem wir ihn zuerst gefunden haben, dieses irdische Paradies, wie der Greis es nannte, wo er sich

wie verjüngt fühle, und nichts vermisse, als sein gutes treues Weib. Eins muß schon fehlen, setzte er dann hinzu, sonst würde mir ja das Leben gar zu lieb, und gerad eben da ich daran denken muß davon abzuscheiden.

* *

Wie oft in der Wissenschaft dem Forscher ganz nah liegt, was er mühsam in der Ferne suchte, und wie oft ein lange vermißtes Kleinod durch ein zufälliges Ausstrecken der Hand wiedergefunden wird, so hegte hier schon seit einigen Jahren die Nachbarschaft das Kind, nach welchem der Freyherr so unverdrossen geforscht, an dessen Auffinden er sich den Gedanken der Beruhigung seines zerrütteten Gemüthes zu knüpfen gewöhnt hatte. —

In Gedanken versunken war Edmund nach Hause zurückgekehrt. Er wußte nicht, wie ihm geschehn war, aber die Gestalt des Mädchens am See mit allen ihren holden

Umgebungen verschlang sich so wunderbar mit allen seinen Gedanken, daß es ihm schien, der Gegenstand der dunkeln Ahndungen, die in seiner Seele schlummerten, das Ziel der Wünsche, die unbestimmt in seinem Herzen schwankten, sey dort am See und in die schattige Heimath jener anmuthvollen Erscheinung gebannt. Dort oder nirgend, rief es in seinem Innern immer lauter und lauter. Und die Nacht schien ihm zu lang, die ihn von seinem Eden trennte; und da kein Mittel sie abzukürzen gelang, und der Schlaf ihn floh, trat er hinaus unter freyen Himmel, und begrüßte die schlummernden Blumen, und die schimmernden Sterne, jene glänzenderen Blumen einer höhern Welt. Als aber der Mond über die Berge kam, und die Nacht zum Tage machte, und den Weg beleuchtete, den Edmund am Abend gegangen war, da ward das Rufen in seinem Innern noch lauter, und eh' er es dachte, war er auf dem Weg, und eilte immer rascher vor-

wärts, als ob er gefürchtet hätte, ſein Vorhaben dürfte ihn reuen. Jetzt ſtand er wieder an dem See, der wie ein zweyter Himmel mit ſeinen Geſtirnen ihn aus der Tiefe beſchaute, weit und ſtill, und durch kein Lüftchen bewegt. Auch die Wälder ſchienen zu ſchlummern, und die Bäume ſtreckten ihre dunkeln Rieſenarme ſtill nach dem Himmel aus, und das Mondenlicht glitt ſanft an ihnen herab, und verlohr ſich am Boden in dem dunkeln Moos. Von dem Felſenhange her, wie von einer Warte, ſchaute Edmund über den See, und ſuchte Mariens Haus, das ſich in dem Schatten der Bäume barg. Da fiel ein Strahl des Mondes durch die Oefnung des Thals auf das Haus, und ſpiegelte ſich in den hellen Fenſtern, und es war, als hätte ſich aller Friede des Himmels auf das freundliche Haus niedergelaſſen. Edmund hielt ſich nicht länger. Den Fels hinab ſuchte er einen Weg in das Thal. Jetzt ſtand er innerhalb der Umzäunung, der

Thür gegenüber, durch die ihm Marie vor wenigen Stunden verschwunden war, berührte mit klopfenden Herzen die Bank, auf der sie gesessen, die Gebüsche, an denen sie verweilt, die Blumen, die sie gepflegt hatte. Lange verweilte er hier, und konnte gar nicht zurück, und wenn er gehn wollte, kehrt' er immer wieder um. Endlich ging er doch das Thal hinauf, an dessen Eingang das Haus gelegen war. Hier will ich den Morgen erwarten, dachte er, und ich sehe sie vielleicht und mache Bekanntschaft mit ihr. Dann setzte er sich nieder, das Haus in den Augen, und harrte der Dämmerung. Jetzt erblaßten die Sterne, die Wälder rauschten, und kreischend zogen einsame Raubvögel über den See. Immer ungeduldiger klopfte Edmunds Herz. Da zitterte der erste Sonnenstrahl am Giebel des Hauses, und gleich darauf trat Marie in die geöffnete Thür. Ihre Blicke suchten den Himmel, und das Licht des heitern Morgens überstrahlte verklärend ihr Gesicht.

Edmunds Herz ſchlug ungeſtüm. Haſtig ſtand er auf. Ein Umweg führte ihn an der Umzäunung des Gartens vorüber, wo Marie am Brunnen beſchäftigt war. Da er ſie von Fern erblickte, ſchlug er die Augen nieder, und ging vorbey, bald eilend, bald zögernd, uneinig mit ſich ſelbſt und faſt unmuthig über ſeinen Mangel an Muth. Als er aber an der Ecke verweilte, als ob er nach etwas umſchaute, kam Marie herbey mit dem Waſſerkrug in der Hand, und ſagte, an ihm vorübergehend, mit ihrer freundlichen Stimme: Gott grüß dich, Jäger! und wollte weiter. Da ſie nun ſo freundlich ſagte, Gott grüß dich, Jäger! wurde ihm auf einmal wohl zu Muth, ſo beſtürzt er auch vorher geweſen war, und ihren Gruß erwiedernd, ſagte er: Gäbſt du mir wohl aus deinem Kruge zu trinken? Mich quält der Durſt. — Das war nun freylich ein ſchlechter Vorwand, da der lebendigen Bäche ſo viele in der Nähe waren; aber es fiel ihm

nichts anders ein; und Marie dachte auch an nichts weiter, sondern antwortete nach ihrer treuherzigen Weise: Ey warum denn nicht! Tritt hier herein in den Hof, da kannst du nach Bequemlichkeit trinken und ausruhn.

Frohen Muthes über so glücklichen Erfolg trat Edmund in den Raum, den er kurz vorher verstohlener Weise durchforscht hatte; und auf der Bank niedersitzend, trank er aus dem Kruge, den sie ihm hinhielt. Dabey begegneten seine Augen den ihrigen, und es war ihm, als säh er durch den blauen hellen Himmel in ein stilles und ungetrübtes Gemüth. — Du wohnst hier sehr einsam, sagte er, nachdem er getrunken und gedankt hatte; fürchtest du dich nicht? — Wovor sollte sich denn ein Mensch fürchten, antwortete sie, der ein gutes Gewissen hat? Räuber gibt es hier nicht; vor reissenden Thieren sind wir auch sicher; und die Ungewitter kommen selten über die Berge herab. —

Aber haſt du keine Langeweile hier? — Marie lächelte. Dafür iſt auch geſorgt. Hab' ich nicht ein Hausweſen, wo es genug zu thun gibt? Im Sommer den Garten überdieß, und im Winter die Spinnerey. Der Tag iſt immer ſchneller herum, als ich dachte und wünſchte; denn ſelten hat man am Abend Alles gethan, was man ſich am Morgen vorgenommen hat. — Aber die Winterabende ſind lang, und man arbeitet nicht alle Tage. — Jeder Tag fordert einige Arbeit; und dann geht man Sonntags nach Fraubrunn in die Kirche; das iſt eine Stunde Wegs hin und eben ſo weit her; und des Abends lieſt mir der Vater aus dem Tſchudy und andern Chroniken, und erzählt mir dabey, was er ſelbſt von den Altvordern weiß. Da geht die Zeit ſchnell und luſtig hin. — Und gehſt du nie zum Tanz? fragte Edmund zögernd und nicht ohne Erröthen. — Nie, antwortete ſie; der Vater will es nicht. — Und möchteſt du es wohl? — Ich möcht' es

wohl; warum denn nicht? Die Musik macht mir Freude, und der Tanz kömmt mir auch lustig vor. — Wenn du nun deinen Vater recht darum bätest? — Er thät es vielleicht; aber ungern; und so wär' es ja Unrecht von mir.

Mit Freuden hörte Edmund, daß sie nicht zum Tanze gehe, und schloß daraus, ihr Herz sey noch frey. Dasselbe leuchtete aus ihrem unbefangenen Wesen hervor. Als er nun aufstand, und sich entfernen wollte, trat der Vater aus der Thür, grüßte den fremden Waidmann, und forschte nach der Ursache seines Kommens. Marie antwortete an Edmunds Stelle und ging ihren Geschäften nach. Der Alte aber, welcher selbst das edle Waidwerk verstand und getrieben hatte, hielt den Jüngling durch mancherley Fragen und kundige Gespräche auf; und Edmund war hoch erfreut über den Vorwand zum längern Verweilen, und über das Wohlwollen des alten Mannes, das ihm eine

gute Vorbedeutung schien. Mehr als Einmal noch ging Marie bey ihm vorüber; und ihr Vater fragte sie dieß und das, und sie stand wohl einen Augenblick bey ihnen still, um Antwort zu geben. Endlich ging Edmund, und der Alte lehrte ihm einen nähern Weg über den See, und führte ihn selbst auf seinem Nachen hinüber. Dankbar nahm er Abschied, und als er dem Alten die Hand treuherzig schüttelte, sagte dieser: Sprecht bald wieder ein, wenn ihr wollt.

Diese treugemeinte Einladung krönte die Wünsche des glücklichen Jünglings. Froher Hofnungen voll flog er über die Berge hin. Ein neues Leben schien durch seine Adern zu strömen, ein anderes Wesen in ihm zu leben, ein unbekanntes Eden von Glück und Liebe in seinem Innern aufzublühn. Die Vögel begrüßten ihn umsonst von ihren Zweigen herab; der Morgen vergoldete umsonst die Wipfel der Bäume und die grauen Scheitel der Felsen; die Bäche rollten umsonst ihr

schäumendes Silber über das bunte Gestein, [illegible] umkränzten sich von schroffen Klippen [illegible] springend, mit siebenfachen Farbenbogen — er sah es nicht; seine Schritte traten Blumen und Kräuter nieder; er achtete es nicht; der Aar zog weite Kreise über ihm, einem Raube sich nähernd; er störte ihn nicht. Nur Eines sah, nur Eines vernahm er. Wie ein leitender Engel schien Mariens Gestalt vor ihm herzugehen. Wo der blaue Himmel durch die Zweige schien, lächelten ihm ihre blauen Augen, und wenn die laue Luft in den [illegible] säuselte, wehte ihm der Athem ihres [illegible] der Zauber ihrer Stimme um[illegible], wie die leisen Accorde der Aeolsharfe, die noch lange säuseln, nachdem die Luft geschwiegen hat, und alle Harmonien, die in seiner Brust geschlummert hatten, [illegible]. Wen die Gegenwart beglückt, dem öffnet auch die Hoffnung leicht ihre verborgenen Schätze; und so sah Edmund an diesem seligen Morgen um sich und vor sich

ein

ein reiches, mit allen Rosen der Freude geschmücktes Gefield. Ach wie fern war der Ueberglückliche zu ahnden, was seinen Hofnungen feindlich entgegenstand!

* *

Nachdem die Bekanntschaft, so wie wir erzählt haben, eingeleitet worden, wiederholte Edmund seine Besuche, so oft er sich von seinem Vater trennen konnte, und wurde immer freundlich, ja bald wie ein lieber Bekannter vertraulich aufgenommen. Den Alten sprach sein offnes, ehrliches Wesen an; die mannichfaltigen Kenntnisse, die er besaß, und die rege Begierde, die er zeigte, den Schatz dieser Kenntnisse zu vermehren, lockte ihm seine eignen Erfahrungen ab, und da ihn diese in seine Jugend zurückführten, war es ihm eben, als ob er sich in diesen Gesprächen verjüngte. Auch Marien wurde er täglich lieber. Wenn es zu machen war, ging er ihr bey ihren Geschäften zur Hand; und

da er des Gartenwesens kundig war, litt sie es gern, daß er ihr da half, und bemerkte selbst, daß die Blumen, die er gewartet, besser gediehen und reicher blühten. Wenn sie dann, wie wohl bisweilen geschah, bey einer Berathung ihm die Hand auf den Arm legte, und unbefangen dazu in die Augen sah, oder wenn sich ihre Hände bey einer gemeinschaftlichen Arbeit berührten, so gab es kein Glück, das er mit dem seinigen hätte vertauschen mögen.

Von seiner Liebe zu sprechen hatte er nicht den Muth. Zwar ging er immer mit dem Vorsatze um, ihr Alles zu sagen; aber wenn er sie in ihrer Geschäftigkeit fand, dünkt' ihm immer die Zeit nicht die rechte zu seyn. Dann sollt' es das nächstemal geschehn; aber das nächstemal fand er sie so scherzend, so ahndungslos; da ging es wieder nicht. Meist ging er dann niedergeschlagen zurück, und warf sich seine Feigheit vor; und weil er nicht herzhaft genug war ihr Liebe abzu-

fordern, kam es ihm vor, als ob sie keine Liebe zu ihm haben könnte. Diese Zweifel nahmen mit jedem Tage zu, und gewannen immer mehr Gewalt in ihm, und löschten endlich seinen heitern Muth ganz aus, so daß er traurig und schweigend umher ging. Nur ihre Gegenwart machte ihn froh. Sobald er sie verlassen hatte, war er dem Mismuthe Preis gegeben.

Diese Veränderung in dem Wesen und der Stimmung des herrlichen Jünglings konnte den Blicken seines Vaters nicht entgehen. Schon hatten seine öftern Abwesenheiten ihn aufmerksam gemacht; denn die Jagd, die den Vorwand dazu gab, war fast immer ohne Erfolg; und wie er meist ohne Beute nach Hause kam, so wuchsen auch seine Sammlungen wenig mehr an. Unruhig forschte er jetzt. Edmunds Herz, kindlich, fromm und mittheilend, wie es immer gewesen, öffnete sich den väterlichen Fragen ohne Mühe. Ohne Rückhalt erzählte er

Alles, was sich begeben hatte, und wie es geschehen war, vom ersten Anfang bis auf den gegenwärtigen Augenblick; und als er seine Erzählung geendigt hatte, war es ihm, als ob ihm jetzt erst der Stern froher Hoffnung aufgehe, und den Weg bezeichne, auf dem er zum frohen Besitze der Geliebten gelangen könne.

So wie diese Erzählung aufrichtig und ausführlich war, so war sie von einer Leidenschaft durchglüht, die der Freyherr so tief und heftig nie in dem Herzen seines Sohnes geahndet hatte. „Es ist wunderbar, sagte er unter andern, und kömmt mir selbst als etwas Unbegreifliches vor, wie ein Mensch in dem Andern mit so unglaublicher Gewalt wirken kann. Und nicht etwa durch Bitten, Ueberredung, Gründe und dergleichen, wo man doch einen Zusammenhang der Ursache mit der Wirkung zu begreifen meint, wenn dieser auch in Wahrheit noch immer wunderbar genug bleibt; sondern durch das bloße

Daſeyn, das Nebeneinanderſeyn, und einen an ſich gar nicht bedeutenden oder wichtigen Verkehr. Seitdem ich jenes himmliſche Weſen zuerſt von dem Felſen herab erblickt und in den einfachen Geſchäften ihres Hausweſens geſehen habe, bin ich — ich weiß es nicht anders zu ſagen — aus mir herausgeriſſen, und ſo wunderbar von mir ſelbſt getrennt, daß ich nicht mehr in mir lebe, ſondern in ihr und in dem Gedanken an ſie. Wie Gott in meiner Seele lebt, und meinen Willen lenkt und ordnet, ſo iſt der Gedanke an dieſes wahrhaft göttliche Geſchöpf eine zweyte Seele in mir geworden, die die meinige durch die Allmacht ihrer Güte und Liebe beherrſcht. Wenn ſich Stürme in meiner Bruſt erheben, und ich dann an ihr mildes Angeſicht denke, und ihre heilige Geſtalt aus der Tiefe meiner Gedanken emporſteigt, ſo theilt ſich augenblicklich das Gewölk, die Wellen legen ſich, und ein Himmel des Friedens, an welchem ſie und nur ſie

steht, lächelt mich an. Ja, sie ist eine Botin des Himmels, mir zur Seligkeit gesandt. Darum übt sie eben eine solche Gewalt über mich; darum schöpfe ich schon jetzt aus ihrem Anblicke, aus ihren Worten, ja aus ihrem bloßen Daseyn eine so unbeschreibliche und überschwengliche Wonne. Warlich, erst seitdem ich Marien liebe, ist mir der innige Zusammenhang der sichtbaren Welt mit der, die wir nicht sehen, begreiflich geworden; mein Glaube daran hat einen festen und unerschütterlichen Grund bekommen, und es ist mir deutlich geworden, daß eine göttliche Kraft in jedem guten Menschen wohnt, die ihn nicht nur über sich selbst erheben kann, sondern auch andre durch ihn. Erst dann fängt unser wahres Daseyn an, wenn wir in einem solchen Wesen untergehn, wenn wir unsre Selbstsucht in ihm vergessen, wenn wir uns selbst absterben, um mit ihm vereint, rein und heilig wieder aufzuerstehn. Ich fühle jetzt, daß ich nichts bedarf, als

die Liebe Mariens. Alle meine Wünſche ruhen in ihr; ich bedarf nichts als ſie; mit ihr bin ich reich, denn die Welt und der Himmel iſt mein mit ihr. Wer ein ſolches Weſen gefunden hat, der muß es beſitzen, wenn er ſeiner würdig iſt. Im Kampf nach dieſer Würdigkeit erringt er den Himmel; es verliehren, von ihm verſtoßen werden, heißt in den Abgrund der Hölle ſtürzen."

Der Freyherr vernahm dieſe Reden mit immer ſteigender Unruhe. Dieſe glühende Leidenſchaft erſchreckte ihn wie ein furchtbares Meteor, das plötzlich in der Stille der Nacht am heitern Himmel aufflammt; ihm zu begegnen ſah er kein Mittel. Scheinbar gab er daher dem reißenden Strome nach. Indem er aber die Nacht hindurch ſann und ſann, und Alles überdachte, was Edmund erzählt hatte, und die Beſchreibung erwog, die er mit flammenden Worten von der Geliebten entworfen, und auch ihren Nahmen, da fuhr ihm plötzlich die Ahndung

durch die Seele, dieſes Mädchen könne ſeine Tochter ſeyn. Wie ein Fels ſtürzte dieſer Gedanke auf ſein Herz. Ihn von ſich zu wälzen vermocht' er nicht. Er hatte keine Ruhe, bis er Gewisheit bekam. So ſchickte er, ehe der Tag anbrach, einen Boten nach dem See, und lud den Greis dringend zu ſich ein. Dieſer erſchien, unverzüglich der Einladung folgend, und aus ſeinem Munde empfing der Freyherr die Beſtätigung ſeiner Vermuthungen.

Nicht leicht iſt wohl das Gemüth eines Menſchen heftiger nach allen Seiten hin erſchüttert worden, als jetzt das Gemüth des kranken, von der Macht des ſchleichenden Fiebers entkräfteten Mannes. Der alte Wunſch ſeine Tochter zu finden, und, wenn es möglich wäre, das an der Mutter begangene Unrecht an ihr gut zu machen, dieſer Wunſch ward ihm gewährt; aber das lang erſehnte Glück trat ihm jetzt wie ein Bote der Vernichtung entgegen. Indem ihm der

Himmel unverhofft das Kind zuführte, das er nicht kannte, bedrohte er das Glück des andern, in welchem er faſt allein noch lebte, mit deſſen Herzen das ſeinige verwachſen war. Wenige Monate früher wäre dieſe Entdeckung eine Quelle von Seligkeit geweſen; jetzt konnte ſie kaum etwas anderes, als Verderben bringen. Mit immer erneuten, immer wachſenden Schrecken dachte er an Edmunds Leidenſchaft, und wohin er ſeine Blicke wenden mochte, immer fielen ſie von neuem in den unermeßlichen Abgrund der Noth, der ſich vor ihm, neben ihm, nach allen Seiten hin ausdehnte. Nur die Verſicherung des Alten gab ihm einigen Troſt, daß er in Mariens Herzen keine Spur von Leidenſchaft, ſondern immer nur ein unſchuldiges, ſchweſterliches Wohlwollen bemerkt habe. — Er könnte ſich irren, wendete der Kranke ängſtlich und Widerlegung wünſchend ein. — Ich kann mich in allen Dingen irren, erwiederte der Greis, nur in dieſem

nicht. Mariens Angesicht ist der Spiegel ihres Herzens. Nichts regt sich da in der Tiefe, was nicht in ihren Augen zu lesen ist.

In dieser Bangigkeit stand in dem Herzen des beängstigten Vaters der Gedanke fest, den Erfolg nicht dem Zufalle zu überlassen; dann der Wunsch, die Tochter zu sehn. Ihr konnte die Entdeckung zuerst gemacht werden, durch sie vielleicht dem Jünglinge. Schleunig wurde der Bote von neuem gesandt, um Marien herüber zu bringen. Der alte Pflegvater wäre gern selbst gegangen; aber der Freyherr wollte ihn nicht von sich lassen.

Edmund schweifte indeß auf den Bergen umher, unbekannt mit dem, was sich während der Dämmerung an dem Lager seines Vaters begeben hatte, und seine Schritte führten ihn unwillkührlich auf den gewohnten Weg nach dem See. Da traf er mit dem Boten zusammen, und hörte mit froher Bestürzung, daß jener nach Marien geschickt sey, nachdem er auch schon ihren Vater zu dem Herrn

geführt habe. Edmund deutete dieſe Nachricht ſeinen Wünſchen gemäß. Es war ja offenbar, daß dieſe Botſchaften mit den Geſprächen des Abends zuſammenhingen; und da dem Boten Eile empfohlen war, wie konnte er die Ungedult ſeines Vaters anders deuten, als von dem Verlangen, ſeine Wahl zu prüfen, und ihn dann — kaum wagte er es auszudenken — durch ihren Beſitz zu beglücken.

Von dieſem ſeligen Wahne erfüllt und beflügelt, ſchickte Edmund den Boten zurück. Ich bringe ſie ſelbſt, ſagte er, und ſchneller als du. Melde das meinem Vater; der Tauſch, ich weiß es, wird ihm nicht zuwider ſeyn. Aber vielleicht treff' ich zugleich mit dir ein. — Und nun ſprang er den ſteilen Weg hinab von Fels zu Fels, und flog längs dem See dem geliebten Ziele zu.

* *

Marie ging den Garten hinab, den Kopf zur Erde geſenkt, und ließ die Blumen durch

die Finger laufen, ohne ſie anzuſehn. Die frühe Sendung des Freyherrn beunruhigte ſie. Sie meinte, er zürne vielleicht wegen des Junkers, daß er ſo oft herüberkäme, und ſage vielleicht ihrem Vater harte Worte deshalb. Unruhig erwartete ſie ſeine Zurückkunft. Da ſtürmte Edmund in den Garten herein. Erſchrocken wendete ſich Marie um, und da ſie ihn ſo eilig und außer Athem ſah, meinte ſie noch mehr, es müſſe ſich etwas Ungewöhnliches ereignet haben. Er aber ergriff ſie muthig bey der Hand, wie er ſonſt nie gethan, und ſagte ihr mit heitrer Mine die Botſchaft des Vaters, und daß ſie mit Ungedult erwartet würde. — Da erſchrak ſie noch mehr, und wußte nicht, was ſie denken ſollte. — Zögre nur nicht, Liebe, ſetzte er hinzu, die Väter erwarten uns mit Ungedult, und ich denke die Eile ſoll Gutes bringen. Nimm deinen Hut, Beſte; ich binde indeſſen den Nachen los. Ueber den See kommen wir um vieles ſchneller.

Marie ordnete ihre Kleider, nahm den Hut und ſtieg mit klopfendem Herzen in den Kahn. Edmund ruderte ſcharf. Keines von beyden ſprach. Marie ſah ſtill vor ſich hin, ſinnend auf das, was ſie erwarten könnte; er aber hing mit unverwandten Blicken an ihrem Geſicht, und konnte nicht mächtig werden über die Freude, die aus ſeinen Hofnungen quoll. Sie wird mein werden, ſagte er zu ſich ſelbſt. Ich werde ihr ſagen dürfen, daß ich ſie liebe, und dieſe heilige, glühende Liebe wird in ihr Herz übergehn. Sie wird mir ſagen, daß ſie mich liebt. — Werd' ich dieſes Glück ertragen können? werd' ich nicht in dem Augenblicke vor Freuden ſterben, wo ich ſie die Meinige nennen darf?

Indem ſich nun dieſe Gedanken immer heftiger in ihm regten, und die Bruſt ihm immer enger wurde, und er es nicht mehr ertragen konnte, wenn andre der Geliebten früher von ſeiner Liebe ſprächen, als er ſelbſt, da ſagte er endlich, indem er einhielt mit

Rudern: Wenn sich zwey Menschen recht lieben, warum sagen sie es denn einander nicht? Oder ist die Liebe nur stumm so selig? — Marie sah erröthend neben sich in den Spiegel des Wassers, und wagte nicht aufzuschauen; aber den Jüngling, der ihren Blicken folgte, sah das liebliche Bild aus dem Wasser an, und da es ihm hier wie verklärt erschien, und noch schöner als je, streckte er seine Rechte nach ihr aus, und sagte mit weicher Stimme: Könntest du mich nicht lieben, gute Marie? — Und sie sah auf, und drückte ihm die Hand, und sagte frohen Muthes: Ach ja, du Guter! wie ich einen Bruder lieben würde von ganzer Seele. — Und so meinte sie es auch. Denn andre Liebe war ihrem stillen Herzen fremd.

Wer die Seligkeit der ersten unschuldigen Liebe kennt, der weiß auch, wie viel davon ihr erstes Geständniß enthält. Seiner Rührung nicht mächtig, ergriff jetzt der Glückliche Mariens Hand mit seinen beyden; das

Ruder entſchlüpfte ihm; und indem er haſtig darnach griff, und der Kahn ſchwankte, und er ſich auf die andere Seite warf, verlohr er das Gleichgewicht und glitt in den See. Marie hielt ſich mit Mühe am Borde des ſchwankenden Nachens feſt. Ihr Jammergeſchrey rief die Fiſcher des nächſten Ufers zu Hülfe. Behende Schwimmer ſtürzten ſich in das Waſſer; tauchten unter, durchſuchten den Boden, und zogen endlich den Untergeſunkenen über das Waſſer herauf. Seine Augen waren geſchloſſen. Marie rief ſeinen Nahmen; er hörte ſie nicht. Jammernd, voll bangen Erwartens, und ſelbſt einer Leiche gleich, empfing ſie den Geliebten in ihrem Nachen, trocknete die braunen Locken, und begoß das bleiche Angeſicht mit heißen Thränen. Er ſchien zu lächeln; aber das Leben war von ihm gewichen.

In aller Seligkeit erhörter Liebe war er dahingegangen.

Was die Liebe Beglückendes hat, jene schöne und reine Freude an einem geliebten Wesen, an dem Daseyn dieses Wesens und seinem Wohlwollen, jenes frohe Dahingeben an seine Schönheit und Herrlichkeit, jener selige Glaube an die unveränderliche ewige Dauer seiner Tugend — das Alles war ihm zu Theil geworden, und er hatte es an diesem räthselhaften Morgen noch mit erhöhtem Gefühle genossen. Der milde Genius der Menschheit, da er ihm das Glück nicht gewähren konnte, nach dem er rang, löschte die Fackel seines Lebens aus, als sie am reinsten loderte und ehe der herbe Schmerz sie langsam und peinlich ausdrückte. Mariens Besitz zu theilen, sie in den Armen eines Fremden zu sehn, er hätt' es nicht vermocht. Jetzt hatte ihm die Liebe den begeisternden Trank ihrer Seligkeit zu kosten gegeben; das Gift, was das Schicksal in ihren Becher gemischt hatte, blieb ihm unbekannt. Er

ging

ging selig in den Himmel ein, den ihm das Wort der Geliebten geöffnet hatte.

* *

Als der Bote mit Edmunds Auftrag zurückkam, schrack der Kranke zusammen, wie bey einer Todespost, und seine empörte Phantasie stellte ihm die gräßlichsten Ereignisse vor. Mit Mühe ward er durch das Versprechen der baldigen Ankunft beruhigt; aber da eine Stunde nach der andern verging, und weder die Erwarteten erschienen, noch die Entgegengeschickten zurückkehrten, und auch Mariens Pflegvater, der sich selbst wieder auf den Weg gemacht hatte, ausblieb, da wurde die Angst so mächtig in ihm, daß er von seinem Lager aufsprang, und seiner Schwäche vergessend, selbst nach dem See geführt zu werden verlangte. Aber kaum war er über die Schwelle geschritten, als er kraft-

los zu Boden sank. Er wurde zurückgebracht und harrte nun jammernd mit immer steigender Angst. So kam der Mittag, und der Tag begann sich zu neigen, als sich die Thür leise öffnete, und Marie, von ihrem Pfleger geführt, herein trat. Blaß, versiört, mit schwankendem Schritt trat sie herein. Sie wußte jetzt, daß der Ertrunkne ihr Bruder war.

Der Kranke war, von seiner Schwäche besiegt, in der Dämmerung eingeschlummert; aber nur leise lag der Schlaf auf seinen Augenliedern; jedes Geräusch scheuchte ihn hinweg. Da er nun jetzt fremde Tritte auf seiner Schwelle hörte, schlug er die Augen auf, sah am Fuße seines Lagers die hohe blasse Gestalt, starrte sie an, und rief mit vorgestreckten Armen halb aufgerichtet: Marie — du vergibst mir — du rufst mich — ich folge dir nach!

Mit diesen Worten sank er entseelt zurück.

Beſtürzt und von dem neuen Schmerz überwältigt, warf ſich Marie an der Seite des Bettes nieder, faßte die Hand des Verſchiedenen, bedeckte ſie mit ihren Thränen, und rief ihn in das Leben zurück. Ihre Stimme fand ihn nicht mehr. Er erkannte die Tochter nicht, die er ſeit Jahren geſucht hatte, und die ihm jetzt nur aus der Ferne gezeigt worden war, nicht um ihm Troſt zu bringen, ſondern Erneuerung der alten Qual. Der Gedanke an ſeine Schuld, dieſe Bürde langer und peinlicher Jahre, hatte ſich in dem Augenblicke jener Entdeckung mit neuer Gewalt erhoben, um ihn gänzlich zu Boden zu drücken. Deutlicher als je erkannte er jetzt in Allem, was ihm begegnet war, die furchtbare Hand der ewigen Gerechtigkeit. Alle Dornen der Reue durchſchnitten ſeine Bruſt; und er meinte nur dann Erleichterung zu fühlen, wenn er die ver-

harschten Narben immer von neuem und gewaltsamer aufriß. Mit dem Tode im Herzen bat er Gott nur um das Eine, über die Unschuld seiner Kinder zu wachen, und ihm selbst ein Zeichen der Versöhnung zu geben. Sein Gebet war zu dem Throne der ewigen Liebe gedrungen. Er starb mit dem Glauben der Vergebung von der, die das Opfer seiner heillosen Selbstsucht gewesen war.

Marie beweinte den Vater, der ihr in dem Augenblicke der Erkennung, und den Bruder, der ihr vor der Erkennung entrissen worden war, und sann lange den unerforschlichen Wegen der Vorsehung nach, die das Leben so wunderbar aus Schmerz und Freude gewebt hat. Da ihr aber das Innere des Gewebes ein Geheimniß war, und sie die Fügung der göttlichen Gerechtigkeit in dieser Unglücksgeschichte nicht errathen konnte, unter-

warf ſie ſich mit demüthigem Glauben der göttlichen Weisheit, und betete mit kindlichem Gemüthe vor dem Heiligthume an, deſſen Myſterien ein undurchdringlicher Schleyer verbarg. — Nach einigen Monaten der Trauer kehrte der wackre Sohn ihres Pflegers von ſeinen Reiſen zurück. Da er ſich jetzt einen feſten Wohnort ausgewählt hatte, warb er um Mariens Hand, und ſie ſagte ſie ihm mit der Ueberzeugung zu, daß ſie dadurch den innigſten Wunſch ihres Pflegvaters und Wohlthäters, und den Willen des Himmels erfülle. Die Beſitzung am See, die durch Edmunds Tod ihre Anmuth verlohren zu haben ſchien, kam in andre Hände. Der greiſe Vater begleitete ſeine Kinder nach ihrem neuen Wohnorte, und von der Liebe ſeiner Marie geehrt und gepflegt, ſah er ſein hohes Alter durch Enkel erheitert, die ihrer Mutter an Geſtalt

nyle an Gemüth ähnlich wurden. Ein ſtilles Glück wohnte in dieſem Hauſe, und bis auf den heutigen Tag geht der Segen der Unſchuld darinn als ein köſtliches Erbe von Kindern zu Kindern fort.

Druckfehler.

Seite	73	Zeile 16	wurde ſtatt wurden
—	103	— 8	ſchmückt ſt. ſchmücken
—	117	l. Z.	erfüllte ſt. erfüllten
—	178	Zeile 6	Ihrem ſt. Ihren
—	185	— 3	verſprach ſt. verſprnch
—	250	— 5	Ausſicht ſt. Ausſich
—	253	— 9	Vorſätze ſt. Vorſätzt.